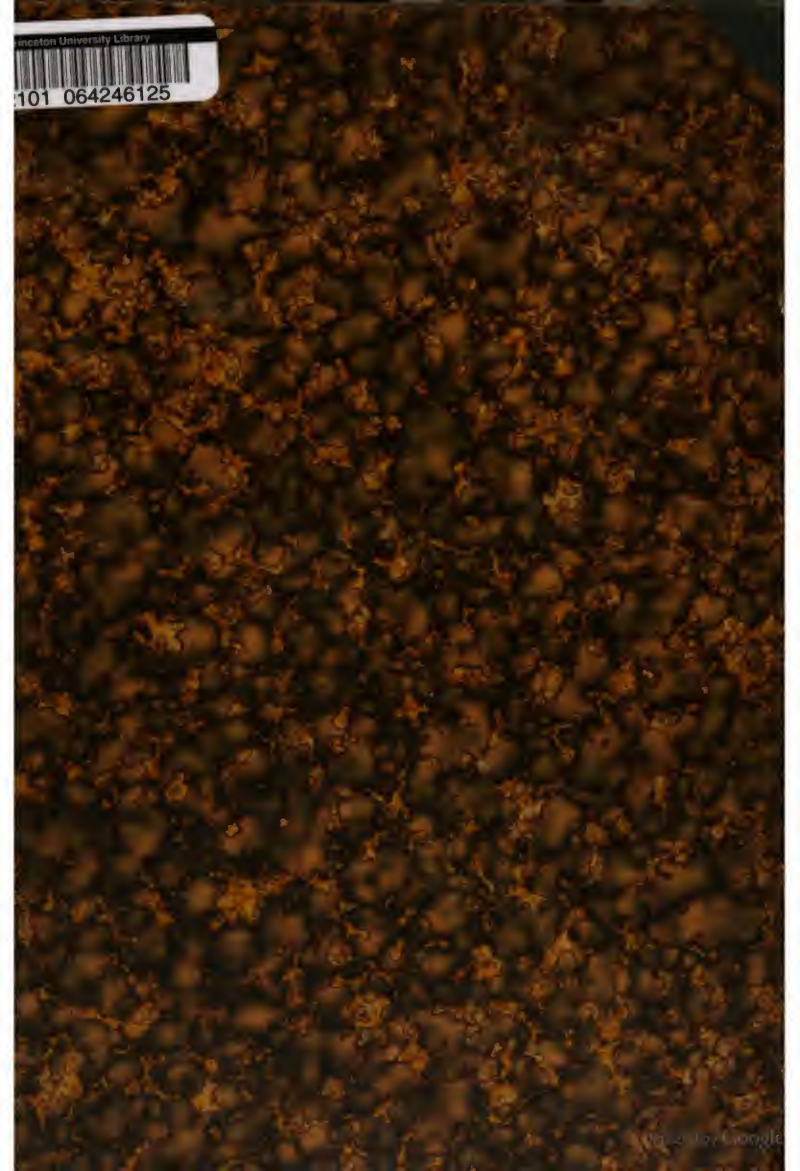

ncston University Library
101 064246125

0902
.61
v.2

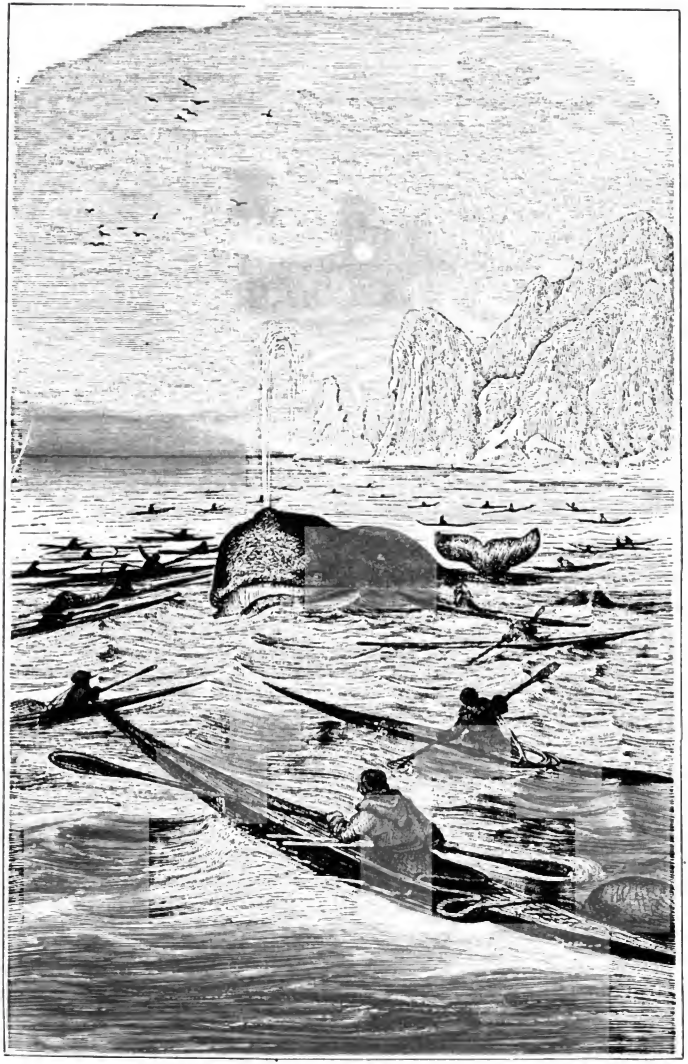
Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Mit dem VIII. Jahrg. 1865. schmiert
die Zeitschrift eingegangen zu sein

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Maje.

Ein Volksblatt

für

Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn,
Verfasser der Spinnstube.

Zweiter Jahrgang.

Mit zwölf Abbildungen.

Wiesbaden.

Verlag von Kreidel & Niedner.

1859.

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)
0902
,61 V 2(1859)

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

An die lieben Leser und Mitarbeiter der Maje 1
Sitten und Gebräuche des Ackerbauers. Von W. A. Grube 191
Die weiße Bachstelze. Von Pfarrer F. H. Snell 198
Aus dem Leben des Großherzogs Carl Friedrich von Baden 1746—1811. Von W. O. v. Horn 105
Die Baumwolle in der alten und neuen Welt. Von A. W. Grube 469
Vom Cap. Die Capstadt. Der Tafelberg. Leben in der Capstadt. Naturerzeugnisse. Eine Pantherjagd. Die Boers und die Kaffern. Von E. Heusinger. Mit einer Abbildung 372
Cocospalme und Brodfruchtbaum. Von Dr. G. Hartwig . . . 293
Vom Colibri. Von Dr. G. Hartwig 99
Der Condor. Von Dr. G. Hartwig. Mit Abbildung 344

Dies und Das:

Ein Abenteuer des Prinzen Adalbert von Preußen in Brasilien 25
Das verdient dankbare Anerkennung 354
Der Verbrauch der Austern . . 305
Ein merkwürdiger Baum . . . 161
Die Calmen oder Windstillen . . 498
Camelien 402
Eine Christbescherung 256
Christgeschenke 114
Die Dahlie 450
Die Fabel vom Einhorn . . . 65
Elfenbein 402
Die Entstehung des Feuerbergs Jorullo in Mexico 449
Der Fischfang durch Vögel . . 305
Die Gottesäcker in Nordamerika . 66
Die Hühnerliebhaberei 257
Die Kälte und Gefühllosigkeit der Indianer 450
Die Zahl der nordamerikanischen Indianer 449
Schwimmende Inseln 498
Man kann überall lernen . . . 353

Seite

Wie viele Menschen es auf der Erde gibt? 210
Handel mit Menschenhaaren . . 402
Im hohen Norden 162
Ein englischer Offizier in Indien 498
Wie alt die Omnibusse sind . . 65
Die Fabel vom Pelikan, der seine Jungen mit seinem eignen Blute nährt 546
Aus Peru 546
Perücken 210
Ein herrliches Schauspiel . . . 257
Ein Stücklein vom Schulwesen und Volksunterricht in Frankreich . 498
Spiegel 354
Das Spiel 594
Wie einmal Einer einem Spieler antwortete 114
Die Spinnen 210
Ein Sprachengemisch 594
Zunahme der Städte in Amerika 65
Stahlfedern 162
Die Theurung der Lebensmittel . 306
Von giftigen Thieren 353
Eine merkwürdige Art den Tiger zu fangen 257
Die Tsetsefliege 594
Ueppigkeiten 306
Unberufen 353
Indianische Vogelnester 306
Die Keimfähigkeit alten Waizens 354
Die Züge der Wandervögel . . 594
Der Waschschwamm 209
Ein Pfälzisches Wirthshausspruchlein 353
Zwei große Wohlthäter 66
Das Dromedar. Von Dr. G. Hartwig 155
Das Eisen im Orient und Occident. Von A. W. Grube . . 388

Erzählungen:

Auch anderwärts. Eine Geschichte von dem Verfasser des „Jahrhunderts der Umkehr“ . . . 272
Das Bild der Mutter. Von L. Baumblatt 451

196457

Digitized by Google

Seite

Die Dorf-Waise. Von W. O. von Horn 2
Die Firnskuppe. Eine Erzählung von H. S. 403
Friedli „im Boden“ ein Auswanderer. Von Meyer-Merian 547
Friedrich Anton, der Bergmüller 211
Die Geistermühle. Schweizerische Volksgeschichte von August Feierabend 168
Das Gespenst. Von C. W. Stromberger 517
Das verzauberte Haus. Von Meyer-Merian 259
Zwei edle Jüdinnen. Von W. O. von Horn 282
Der Keller im Schloßfelsen von Sobernheim. Eine Sage. Von W. O. von Horn 462
Der Lindenbaum vor dem älterlichen Hause. Eine Geschichte von W. O. von Horn . . 499
Montfort. Eine Sage. Bearbeitet von W. O. von Horn . . 558
Mutterliebe. Eine historische Anekdote, mitgetheilt von W. O. von Horn. Mit einer Abbildung . 163
Der alte Rittmeister. Von L. Baumblatt 73
Die Spelunke. Einige Kapitel aus der Chronika des ehrsamen Meisters Sebastian Fabian von der Stadt Bacharach am Rhein. Anno 1721. Von W. O. von Horn 355
Der Unkenteich. Eine Dorfgeschichte aus den Zeiten der Freiheitskriege. Von H. Schwerdt 307
Meine Wege sind nicht Eure Wege und meine Gedanken nicht Eure Gedanken, spricht der Herr. Von W. O. von Horn 127
Eine Feldwache in den Aroppien. Erzählung aus dem ivanischen Kriege von E. Heusinger . . 346
Die Feuchtigkeit in der Luft. Von August Vogel 255
Das gelbe Fieber auf Jamaica. Ein Bild aus den Antillen von E. Heusinger 186
Wie der Flachs in Sagen und Sitten des deutschen Volkes gefeiert wird. Von A. W. Grube . . . 88
Die Fledertiere der Tropenwelt — Der fliegende Hund. — Der Vampyr. Von Dr. G. Hartwig . 196
Das Flußpferd. Von Dr. G. Hartwig 252
Kaiser Friedrich I., Barbarossa. Mit einer Abbildung 235

Seite

Eine Fuchsjagd in Irland. Von E. Heusinger 61
Gibraltar und die Einfahrt in die Straße. Von E. Heusinger . 520
Der Goldlaufkäfer. Von Dr. Ph. Wirtgen 397
Götz von Berlichingen. Von H. W. Stoll 483
Aus dem bayerischen Hochgebirg. Von Max Bergbold 302
Ein schweizerisches Hochthal. (Engadin.) Von Meyer-Merian 83
Von den Irrlichtern. Von August Vogel 351
Karl XII. König von Schweden. Von H. W. Stoll 441
Aus dem Leben von Amadeus Wolfgang Mozart. Von Emil Ohly 173
Nachtleben in der Natur. Von Dr. Meyer-Merian. Mit einer Abbildung 420
Napoleons Zug nach Aegypten. 1798 und 1799. Von H. W. Stoll 532
Nelson und die Schlacht bei Trafalgar. Von H. Stoll. Mit Abbildung 583
New-Orleans. Von E. Heusinger 475
Der Bildhauer Landolin Ohmacht. Ein Lebensbild von W. O. von Horn 228
Die Payagua-Indianer. Von E. Heusinger 571
Unter dem Polarkreise. Von Hermann Masius 50
Der Pottfisch. Von Dr. G. Hartwig 576
Ein Preisboxen in England. Von E. Heusinger. Mit einer Abbildung 84
Ein Reisetag in Spanien. Von E. Heusinger. Mit einer Abbildung 287
Aus der Rhön. Von Max Bergbold 159. 206
Rudolf von Habsburg. Von D. Strack. Mit einer Abbildung . 143
Das Schaf als Wanderer. Von A. W. Grube 565
Seebilder. Von E. Heusinger 67. 115
Ein Blick auf die Spiele der Völker. Von A. W. Grube . . . 245
Skizzen aus der Südsee. Von Dr. G. Hartwig. Mit einer Abbildung 478. 526
Vom Tabakrauchen. Von August Vogel 543
Alte Thiersagen. Von M. R. . . 400
Vom Wetter. Von Pfarrer Snell 101. 201. 539
Wiesbaden. Von A. S. Mit einer Abbildung 467

Druck von G. W. Leske in Darmstadt.

Digitized by Google

An die lieben Leser und Mitarbeiter der Maje.

Ein freundlich Wort beim Beginne des zweiten Jahrgangs an die lieben Leser und Mitarbeiter der Maje zu richten, ist mir ein Bedürfniß, zumal unter ihren Augen und mit ihrer Hülfe das Kindlein laufen gelernt hat und nun frisch und froh in die Welt hinaus schauet. Da tritt denn ein liebes Bild vor meine Seele. Es stammt aus frühern Lebenstagen, aber es heimelt mich so an, daß ich nicht davon loskomme. Wenn Eins meiner Kinder (ich habe deren sieben und grade so viele Enkel, die der Herr schirme und segne!) zuerst auf seinen schwachen Beinlein laufen wollte und sollte, dann hockten alle Familienglieder im Kreise mit liebesfreundlichen Gesichtern und weit ausgebreiteten Armen und wollten den kleinen Wanderer auffangen, daß er nicht falle und Schaden nehme. Denn jedes Herz schlug höher und in jedem pochte die Frage: Wird er's wagen? Wird er's können? — Liebe Leser, liebe Freunde der Maje, grade so war mir's, grade so fragte ich, als ich die Maje in die Welt gehen ließ, das schwache Kindlein, das doch das Laufen so gar nicht verstand und so schüchtern um sich schaute, ob es Liebesarme fände, die es aufnähmen in seinem wankenden, ersten Wanderversuche. Sie war ja auch ein Kindlein, das ich am Herzen getragen und auf dem Herzen, lange zuvor, ehedem es hinaustrat in die Welt. Ihr habt es auch mit offenen Liebesarmen aufgenommen und habet seinen ersten Lebensgang es gelehrt. Dank Euch für solche Liebe, die Ihr dem Kindlein erwiesen, das ich begleitet habe mit den Augen einer treuen Liebe. So habt Ihr's gehegt und gepflegt und es lieb gewonnen mit allen seinen Mängeln und Fehlern. Im Sonnenscheine solcher Liebe ist es gewachsen, daß sein Schritt ein fester wurde und es nun fröhlich in die Welt hineinschauen mag; aber ohne diese Liebe mag's nicht weiter gedeihen. Darum bitt' ich, bewahret sie ihm, daß es mehr und mehr erstarke und im Entfalten und Entwickeln ablege seine Gebrechen und erblühe zu immer frischerem Leben und Weben, zu Eurer und meiner Freude, und, was an mir ist, so will ich's erziehen mit treuer Sorgfalt, mit nie rastendem Fleiße und warmer Liebe. Das gelob' ich Euch. Ihr habt mit der Maje gemajet in den Frühlings- und Sommertagen, und nun naht des Majens rechte Zeit, der Winter mit seinen langen Abenden, wo es beim trauten Lampenlichte, am warmen Ofen, im heimlichen Stübchen, im treuen Freundes- und Familien- und Nachbarn-Kreise sich so gemüthlich majen läßt, da will die Maje nicht fehlen mit ihrem unterhaltenden und belehrenden Worte in Scherz und Ernst; da will sie Euch erzählen aus dem Menschenleben gar manche Mähr, und aus fremden Ländern von seltsamen Dingen und Erscheinungen, von Gottes reichen Wundern in seiner Schöpfung, von merkwürdigen Menschen aus alter und neuer Zeit, und was sich zugetragen hat in früherer Zeiten Lauf. Sie will's immer besser machen, daß sie Euch immer lieber werde, und in das Herz hinein lege die Keime dessen, was gut und recht ist, was wohl lautet und dem man nachjagen soll zu des Herrn und guter Menschen Freude.

Gar viele, liebe, tüchtige Männer im deutschen Vaterlande, und so weit die deutsche Zunge klingt, wollen aus ihrem Schatze des Alten und Neuen reiche Gaben der Maje bringen, und ich hoffe zu dem treuen Herrn im Himmel, daß auch ich mein Scherflein hinzubringen darf, wenn Ihr mir noch so freundlich bleibet, wie in früheren Tagen.

Und Ihr, liebe Freunde, die Ihr mit mir dran arbeitet, daß es gut majen bei der Maje sei, reichet mir die lieben, treuen Hände zur gemeinsamen, fröhlichen Arbeit in dem Herrn, daß sein Segen uns begleite und Frucht schaffe zu Heil und Frommen. Glück auf denn in seinem Namen! Und mit diesem Feldgeschrei und dieser Losung wollen wir an's neue Werk gehen mit Lust und Liebe, mit Eifer und Treue!

Sobernheim, in der Mitte Septembers 1858.

W. O. von Horn.

Digitized by Google

Die Dorf-Waise.

Eine Geschichte von W. O. von Horn.

Unten, beim Eingang des Dorfes L., ist ein freier Raum, an dessen Grenze gegen den hochaufsteigenden Berg eine uralte Linde steht, deren Stamm hohl ist, deren Aeste aber den nicht sehr umfangreichen Platz fast ganz überschatten, und ihn so zu dem Spielplatz der Kinder des Dorfes recht unwidersprechlich stempeln. Sie konnten da spielen, wenn die Gluth der Sommersonne erdrückend über dem Thale lag; sie konnten da sich tummeln, wenn es regnerisch war, und schon spärlich oder nebelartig der Regen fiel, und die, welche nicht gerne heimgingen oder zu weit laufen mußten, um heim zu kommen, vor dem Regen fanden sie in dem umfangreichen, hohlen Stamme des ehrwürdigen Baumes eine so behagliche Stätte, um sich kauernd recht enge an einander zu drücken, daß es sich in der ganzen Welt nicht besser Mährchen und Geistergeschichten anhören ließ, als „in der Linde", wenn sie der Heinrich erzählte, denn der verstand's, daß es Einem gruselte und mitunter eiskalt den Rücken herauf, bis in den Nacken, lief. Es war eine Pracht, und er hatte es so in seiner Gewalt, daß er auch die Thränen in die hellen, klaren Kinderaugen locken konnte, wenn er eine rührende Geschichte, z. B. die von der heiligen Genofeva, erzählte. Soll ich es aber ganz sagen, so war ja das nicht des achtjährigen Knaben Absicht, Plan oder Berechnung; nein, er weinte selbst einmal mit, wie er herzlich mitlachte, wenn's was zu lachen gab. Es war eben pure Natur.

Da kam es denn auch beim hellsten Sonnenscheine vor, daß eine Anzahl Kinder in der Linde im Kreise kauerte und Heinrich dabei, und Alle ihm lauschten, und er erzählte, was er schon Hundertmal erzählt hatte. Das geschah namentlich an solchen Mittagen, an denen die Leute aus dem Dorfe alle auf dem Felde waren, und eine Grabesstille auf dem Dorfe lag, nur unterbrochen vom Krähen der Hofhähne oder dem Gackern der vom Neste kommenden Hennen. Dann hatte Heinrich die kleine Käthe zu hüthen, wenn seine Hausarbeit mit Hülfe einiger andern Kinder abgethan war. Die aber halfen ihm so gerne, weil er dann Zeit gewann, in der Linde bei ihnen zu sein und durch sein schönes Erzählen ihnen die Zeit zu kürzen. Der wußte aber auch Geschichten, die über alle Vorstellungen und alles Begreifen hinausgingen und die Kinder konnten es gar nicht fassen, woher er das Alles hatte, was er so anschaulich erzählte, als wär' er dabei gewesen. Heinrich war dadurch Aller Freund und Liebling und Alle brachten ihm Obst, Nüsse und dergleichen Naschwerk mit; Manche Brot, Eine in der Regel ein derbes Doppelstück, darinnen Butter gestrichen war. Das wurde ihm heimlich zugesteckt, und von ihm heimlich genommen und mit einem Blick belohnt, der es so recht innig aussprach, wie dankbar sein Herz war, daß sie ihn vor dem bittern Hunger behüthteten, der so schwer zu ertragen ist und doch, ohne solche Liebesgabe, unausweichlich gewesen wäre.

Die Eine, die das „zugelegte Butterstück" brachte, und nie damit ausblieb, war ein liebliches, sanftes Mädchen von etwa sieben Jahren, blondlockig und blauaugig und mit Wängelein, wie gemalt. Sie war die Tochter des Schöffen, des reichsten Bauern im Dorfe, und ihre Mutter war eine Nachbarstochter und Jugendgespielin von Heinrichs Mutter gewesen und hatte sie treu geliebt bis in den Tod, und diese treue Liebe übergetragen auf der Freundin armen Knaben, der das harte Loos einer Dorfwaise zu tragen hatte.

Dorfwaise? Was ist das? fragen Manche meiner lieben Leser, und ich muß, um darauf zu antworten, etwas weiter zurückgreifen.

Das Gemeindegesetz bestimmte: Eine arme, hülflose Waise fällt der Gemeinde anheim und muß von ihr ernährt und erzogen werden.

Es fällt mir nicht im Traume ein, über den Werth dieses Gesetzes hier zu reden; das ist nicht die Sache des Erzählers einer Lebensgeschichte, deren Ver-

Digitized by Google

lauf innerhalb seines Gesichts- und Erfahrungskreises liegt, und deren Wahrheit er verbürgen kann. Die einfache Thatsache zu erzählen ist seine Aufgabe und ihm Bedürfniß.

Heinrich's Vater war ein Schuster, armer Leute Kind, Erbe eines baufälligen kleinen Hüttchens im Oberdorfe, wo er nach seiner kurzen Wanderschaft sich setzte und ein liebes Mädchen heirathete, die so arm war wie er, und mit der er als Kind manch Stücklein Brot getheilt, das an den Thüren erbettelt war. Als der einzige Schuster im Dorfe ging es ihm leidlich, aber die Gerber in der Stadt mußten im Anfange das Leder borgen; das Geld für die Schuhe mußte zur Einrichtung des ärmlichen Haushalts und des bescheidenen Lebensunterhaltes dienen — und — die Schuld lief auf. Er wollte sie ehrlich tilgen, aber der Keim einer tückisch schleichenden Zehrung, ein mütterliches, schauerliches Erbe, lag in ihm; entwickelte sich, bei der sitzenden Arbeit und ihrer nicht kleinen Anstrengung, rasch und legte ihn nach Jahresfrist, als die herbstlichen Blätter fielen, in's stille Grab. Die arme Wittwe hatte ein Kind, ein Knäblein, und die Gerber in der Stadt waren menschlicher, als man von harten Geldmenschen hätte erwarten sollen; sie ließen ihr das Hüttchen. Das stille, häusliche Glück hatte unter dem Strohdache seine Stätte gehabt; jetzt hatte sie das tiefste Leid, der herbste Schmerz eingenommen, und der nagt am Lebensfaden so unbemerkt, aber in seiner steten thränenreichen Arbeit so folgerecht, daß dieser Faden endlich bricht und mit ihm ein armes, weiches Menschenherz.

Da steht denn ein trüber, nebelumflorter Herbstmorgen noch heute vor meiner Seele, als wäre es erst gestern gewesen.

Schwarzgekleidete Menschen gehen stille das Dorf hinauf und stehen gruppenweise, nur leise flüsternd, um das Hüttchen, darin ehegestern ein Mutterherz betend ihr einziges Kind gesegnet und dann den letzten Seufzer ausgehaucht. In manchem Frauenauge ist es feucht — und die bleichen Züge deuten auf eine allgemeine Theilnahme, die man freilich in den harten Männergesichtern vergeblich suchen könnte und würde.

Jetzt kommt ein Zug dunkelgekleideter Knaben. Hinter ihnen geht der alte Lehrer und der Pfarrer folgt, von zwei Chorknaben begleitet, die Rauchfaß und Weihrauchgefäß tragen, und vor dem Zuge trägt ein dritter das hohe Kreuz einher.

Die Bauern entblößen die Häupter. Sie grüßen alle den greisen Pfarrer und schließen sich dem Zuge an.

Jetzt beginnen die Glocken auf dem alten Thurme ihr Geläute. Aus der Hütte wird der schwarze Sarg gebracht und auf die Bahre gestellt. Der Geistliche segnet die Leiche ein, verrichtet die Gebete und acht Männer heben die Arme, die eben den letzten Segen empfangen hat, auf ihre Schultern und der Zug geht stille zum nahen Gottesacker, wo sich nach den kirchlichen Ceremonien der Hügel wölbt. Alle beten stille und treten dann den Zug zur Kirche an, wo des Schöffen wackere Frau, hinter dem Rücken ihres harten Mannes, eine Seelenmesse für die liebe Freundin bestellt hat. Sie genügt damit ihrem gläubigen und liebenden Herzen, wie sie ihm genügte in der Pflege der Kranken und in der Unterstützung der Wittwe in ihren früheren Tagen.

Sie führt den bleichen Knaben an der Hand, der weinend am Grabe der Mutter gekniet, und gelobt ihm Mutter zu sein, an der Stelle der Heimgegangenen.

Ach, das treue Herz ahnet nicht, daß kalte Lieblosigkeit ihm das versagen wird, was es vor dem Herrn gelobt.

Es liegt, als die Messe vorüber, eine tiefe Stille auf dem Dorfe und man hätte mit dem Evangelio sagen mögen: Siehe, wie haben sie sie so lieb gehabt! Aber damit wäre man der wahren Ursache doch nicht ganz nahe gekommen.

Die Zeit zwischen der Kirche und dem Mittage war zu kurz, um noch ein Fruchtbette zu dreschen. Daher wurden, nach dem Ablegen der Feierkleider, nur stille häusliche Arbeiten vorgenommen. In den Wenigsten klingt der feierliche

Digitized by Google

Ton nach, den ein Menschengrab durch die Seele zittern läßt oder das Mitgefühl, das eine arme Waise wecken kann.

Der Bube fällt der Gemeinde zur Last, hört man hin und wieder die Männer sagen. Wie wird's denn der Gemeinderath machen? Es kostet die Gemeinde Viel, wenn sie ihn bei Einem ohne Weiteres unterbringen. Es wäre gescheidter, ihn zu versteigern, sagen Andere; dann käme die Gemeinde besser weg.

Des Schöffen Frau hat den Knaben mit heim genommen und er sitzt bei der kleinen Lene am Ofen im Aufenthaltsstübchen, und die Kinder sprechen vom Tode in ihrer Weise.

Drüben in der Wohnstube sitzt Lenchen's Mutter, schon wieder im sauberen Werktagskleide am Spinnrade und Eine Thräne jagt die Andere über die volle, heute so bleiche Wange der schönen Frau. Was ihr die Seele bewegt, ist das Loos des armen Heinrich, dem sie Mutter sein wollte — denn sie ahnet, daß es nicht nach ihrem Herzen, sondern nach Bauernweise gehalten werden wird. Ihr Gatte hatte zu ihr gesagt: Man meint sie wäre deine Schwester gewesen, so weinst du! — Und im Tone, wie im Gedanken, den das Wort umschloß, lag ein kalter, herzloser Vorwurf. Sie kannte ihn, und gerade heute traf sie dieß lieblose Wort recht in das Innerste des Herzens. Diese Bauernhärte hatte ihr so oft wehe gethan; hatte in ihren Lebenskelch viel bittere Tropfen gemischt; stand so grell ihrem weichen Herzen entgegen, daß er sie heute schwerer traf und — das verlorne Glück recht lebendig in's Bewußtsein rief. Ihr Vater hatte einst diese Heirath gemacht, das Herz nicht — das hätte ein anderes Herz gehabt, an das es sich hätte schmiegen mögen —; doch — das war ja vorüber und jenes Herz lag droben auf dem Gottesacker — schon lange — und seitdem war doch Friede in dem ihrigen noch eingekehrt.

Sie hörte ihren Gatten kommen; wischte ihre Thränen schnell weg und bückte sich zur Spuhle, um den Faden in einen neuen Haken einzuhängen oder — ihm das roth geweinte Auge zu verbergen. Er ging einige Male die Stube auf und nieder und setzte sich dann in den lederbezogenen Sorgenstuhl neben dem Ofen. Mehrere starke Züge that er aus der kurzen, irdenen Pfeife, blickte nach seiner Frau und sagte dann in einem kalten, etwas herben Tone:

Du hast den Knaben mit in unser Haus genommen. Dagegen habe ich Nichts; denn wir sind Nachbarsleute seiner Aeltern gewesen, an denen du Viel gethan hast. Ich sagte Nichts darüber, weil es ja heißt, der liebe Herrgott gebe das zehnfach wieder, was man den Bettelleuten gibt.

Das junge Weib zuckte zusammen. Ein unaussprechlich bitteres Gefühl zog durch ihre wunde Brust und ihr Unmuth wollte nicht schweigen, konnte nicht, wenn sie auch gewollt.

Hast du schon berechnet, wie viel das beträgt? fragte sie scharf. Er stutzte. Ein stechender Blick fuhr hinüber und er antwortete: Der liebe Herrgott kann besser rechnen, als ich. Er wird's schon addirt haben; denn du hast es sicherlich nicht gethan. Du gabst allemal mit vollen Händen und — wenn wir arm würden wäre ich nicht Schuld! — Bei meiner Treu', ich nicht.

Ich auch nicht, sagte sie noch bitterer. Mein Erbe wirft zehnfach mehr in Einem Jahre, als ich in Vieren an die Armen gebe!

Du kannst auch rechnen, merke ich, höhnte er.

Dann hab' ich es in einer guten Schule gelernt, erwiederte sie gereizt.

Wir haben über die Bettelleute schon mehr Hader gehabt, als mir lieb ist, sagte er nach einer Weile, deren Stille ein leises Schluchzen, das Schnurren des Rades und das Tick-Tack der Schwarzwälder Wanduhr allein unterbrachen.

Es liegt an dir, ihn zu ändern! sagte die Frau.

Oder an dir, fiel er heftig ein, indem du —

Nichts mehr den Armen gibst, nicht wahr? — rief sie bitter aus. Das wär's, was ihn gründlich heilte. Gott verzeih mir's, setzte sie dann schluchzend hinzu, ich möchte neben der Armen ruhen, wenn mein Kind nicht wäre! Dann

Digitized by Google

hätte Alles ein Ende und du könntest zusammenscharren nach Herzens Lust. Ich bin dir doch ein Dorn im Auge.

Sie stand auf, um hinauszugehen.

Ammi, rief er, denn das letzte Wort traf ihn doch zu gewaltig, weil er seine Frau lieb hatte, wie er lieb haben konnte.

Ammi, verzeih' dir's Gott! Es kann eine Stunde kommen, wo dieß Wort dir schwer auf die Seele fallen wird!

Sie ging hinaus.

Er sah starr in die Ecke. Nach einer Weile folgte er ihr in die Küche, wo sie am Heerde stand, den Fuß auf die niedere, breite Platte gestemmt, den rechten Ellenbogen, als Stütze des Hauptes darauf gestützt und mit der Schürze ihre Thränen trocknend.

Ammi, sagte er, laß uns Friede halten! Der Tod der Liese hat mir's recht nahe gelegt, wie bald ein Paar Augen sich schließen können! Er reichte ihr die Hand hin. Sie bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze und weinte laut. Dann reichte sie ihm die Hand hin.

Wollte Gott, sagte sie schluchzend, es bliebe so!

Leider blieb es nicht so, denn, wenn auch einmal eine angeborene Gutmüthigkeit den Schöffen überkam, so gewann doch schnell die Habsucht wieder die Oberhand, die das Herz bis in seine Tiefe kalt und lieblos macht.

Die junge Frau hatte den Augenblick benutzt und gesagt, ob sie nicht den Knaben behalten und erziehen wollten.

Umsonst? hatte dann der Gatte erstaunt gefragt — und hinzugesetzt, zum Knechtchen wäre er denn doch zu klein; er müsse noch in die Winterschule manches Jahr gehen, ehe er nützen könne, und Nahrung und Kleidung ihm zu geben, sei doch ein Diebstahl an ihrem eigenen Kinde; das könne er nicht verantworten. Ueberdieß sei dazu die Gemeindekasse da, und das Gemeindegesetz spreche zu bestimmt in solchen Fällen, als daß der Einzelne eintreten könne. Zudem sei keine Verwandtschaft im Spiele und so weiter.

Gegen derlei Verschanzungen konnte das milde Weib nicht ankämpfen, zumal sie aus Erfahrung wußte, daß es fruchtlos sei und nur dazu dienen könne, dem Ehestreite wieder auf's Neue Thür und Thor zu öffnen. Sie drückte das, was sie so schmerzlich bewegte, tief in's Herz hinab, wo es so manches andere, bittere Weh antraf, und schwieg. Sie erkannte klar, daß sie an derjenigen Grenze angelangt war, wo Schweigen und Dulden des Weibes wieder begann. Wenige Tage später verlief die Sache, die ihr das Herz so schwer machte, in einer Weise, die ihr bittere Thränen auspreßte, die aber ganz die gewöhnliche Bauernweise war.

Die Gemeinde hatte ein uraltes Rathhaus, mit einem weiten Saale, darin sich die Gemeindeglieder zu ihren Berathungen zu versammeln pflegten, wenn die Schelle des Taghüthers sie berief.

Die war erklungen, und nun sah man die Bauern im Wams und in der Mütze, die brennende Pfeife im Munde, die Hände auf den Rücken gelegt, langsam und bedächtig dem Rathhause zuschreiten, vor demselben aber sich gruppenweise zusammenstellen, um den nicht unbekannten Gegenstand der Berathung vorher noch nach allen Seiten hin zu drehen und zu wenden. Diese Gruppen blieben stehen, bis der Ortsvorsteher mit dem Gemeinderathe, der sich zum Vorberathen in seinem Hause versammelt hatte, daher kam. Nun traten sie in die Gemeindestube und harrten ruhig. Als Schöffe und Gemeinderath eintraten, wurden sie begrüßt, setzten sich an den Tisch und der Schöffe begann, während der Lehrer das Protokoll zu fertigen sich angelegen sein ließ.

Ihr Gemeindsmänner, redete er sie herkömmlich an, Ihr wißt, die Liese ist gestorben und hat uns ihr blutarmes Waisenkind hinterlassen, für das wir nach dem Gemeindegesetze aufkommen müssen. Da wären nun zwei Wege: entweder der Bube geht von Haus zu Haus, Einen Tag nach dem Andern, um in den Häusern zu essen, oder wir verdingen ihn Einem. Im ersten Falle laufen wir

Digitized by Google

Gefahr, uns einen Spitzbuben zu erziehen; denn jeder denkt: was brauch' ich ihn abzustrafen, wenn er Lumpenstreiche macht. Im zweiten aber kriegt die Gemeinde Kosten. Nun —

Versteigert ihn an den Wenigstnehmenden, dann drückt's nicht! rief ein naseweiser junger Bauer.

Haben die Alten schon geredet? fragte der Schöffe, oder bist du an der Reihe, Matthes? Ich glaube nicht, daß Jemand um Deinen Rath gefragt hat!

Der Vorlaute erröthete, und schämte sich so sehr, daß er sich tief zu seinen Knieen bückte und schwieg.

Manche junge Männer lachten. Die Alten bezeugten dem Schöffen ihren Beifall.

Nun meine ich und halte dafür, fuhr der Schöffe fort, der Bube würde im andern Falle doch besser gezogen, und ich möchte ihn daher vorschlagen. Der Gemeinderath ist auch der Meinung.

Dann muß aber doch vorher ausgemacht werden, wer ihm Schuhe und Kleider stellt, sonst geht er nackt und barfuß, sagte ein Greis, oder wir müssen ein Heidengeld bezahlen, weil jeder darnach rechnet.

Das ist richtig, Peterjakob, erwiederte der Schöffe, und der Gemeinderath hält dafür, es solle ihm die Gemeinde jährlich ein Paar Schuhe neu machen, die alten sohlen lassen und einen Kittel und Hosen stellen. Hemden hat er noch für einige Jahre.

Gut, sagte der Alte, so setzt ihn an!

Der Gemeinderath meint, man könne ihn für vierundzwanzig Thaler ansetzen. Wer bietet weniger? rief der Schöffe aus.

Zwanzig! rief Einer.

Achtzehn! ein Zweiter. Darauf stockten die Gebote.

Nun — Niemand weniger? fragte der Schöffe. Also Achtzehn zu ersten — und zum zweiten Male! Er hob den Stock. Und zum —

Zwölf! rief eine grölende Stimme aus dem Haufen.

Der hat sechs Würmer, und will noch Einen! rief Einer von der hintersten Bank. Hat kein Brot für Sechse und will nun Sieben haben! —

Stille! gebot der Schöffe. Das geht dich und die Gemeinde Nichts an. Je billiger, je besser. Willst du ihn für eilf Thaler? —

Der Bauer schwieg, aber man murmelte halblaut und unzufrieden.

Also zwölf zum ersten, zwölf zum zweiten — er hob den Stock und als kein Mindergebot mehr erfolgte, schlug er den Stock heftig auf den Tisch und sagte: Zum dritten Male! der Hansadam, drunten an der Linde, hat ihn! —

Das Protokoll wurde geschrieben und unterschrieben und die Sache war abgemacht. Die Bauern steckten die Köpfe zusammen, kicherten, höhnten und lachten. Darauf verließen sie den Gemeindesaal. Der Gemeinderath folgte bald und die Aufgabe war zu Aller Zufriedenheit erledigt. Vor dem Wandeltisch des Knaben hatten sie Alle Schrecken gehabt, weil Jeder einmal dran kam. So that's die Gemeinde, und die hatte dazu Mittel genug, und zu noch mehr.

Als der Schöffe heim kam und die Papiere in das Wandschränklein legte, rieb er sich vergnügt die Hände und sein Gesicht strahlte vor Vergnügen.

Wie ist die Geschichte abgelaufen? fragte traurig seine Frau.

Prächtig, entgegnete der Schöffe. Die Gemeinde kommt gut weg. Sie kleidet den Buben und zahlt nur zwölf Thaler jährlich.

Wer hat ihn denn? fragte sie, schmerzlich bewegt von der gefühllosen Aeußerung ihres Mannes, der nicht erwog, was ihr auf der Seele lag.

Der Hansadam an der Linde! sagte er ruhig und mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit.

Barmherziger Herr! rief die Frau aus und sprang von ihrem Rade in die Höhe. Dem habt Ihr ihn gegeben? Dem Branntweinsäufer, der alle Tage trunken ist und Weib und Kinder mißhandelt? Dessen Hauswesen am Bettelstab ist? Dessen Kinder freveln in Feld und Wald, weil er sie dazu zwingt?

Digitized by Google

Dessen Kinder Halbwilde sind, frech und unbändig. In dessen Hause Fluchen das Morgen-, Fluchen und Schelten das Tisch-, und Hadern und Schwören das Abendgebet ist? — Gott vergebe es der Regierung, die ein Gesetz gibt, das solche Greuel zuläßt! Gott rechne es der Gemeinde nicht an, dir und deinem Kinde nicht, daß du solch' eine Sünde und Schande „prächtig" nennst, weil die Gemeinde ein paar Thaler spart! — Gott, Gott aller Gnade, erbarme dich seiner.

Das stoß wie ein Strom aus dem empörten Gemüthe des braven Weibes. Sie heftete das große Auge strafend auf den Gatten und dann ging sie langsam, die Hände vor der Brust gefaltet hinaus. —

Sonst war der Schöffe gleich bei der Hand mit einem dicken Trumpfe, wenn seine Frau es wagte, eine Gemeindemaßregel, von der sie zufällig hörte, zu tadeln. Das verstehst du nicht! — Kümm're dich um deine Haushaltung! Das waren so seine derben abweisenden Worte. Heute war er verstummt. Sein Gewissen schlug ihm, als seine Frau ihm so klar und unumwunden den Topf aufdeckte und das schmähliche Unrecht, die himmelschreiende Sünde nachwies. Er ertrug ihren Blick nicht, und stand, wie ein armer, schuldbeladener Sünder vor dem Richter, vor ihr da, vor ihrem sittlichen Uebergewichte.

Noch lange stand er so da, als sie schon längst hinausgegangen war; aber es war geschehen, und er suchte sich das Wort seiner Frau aus dem Sinne zu schlagen. Das ging nicht recht. In seiner Brust war eine Stimme, die immer wieder ihm zurief: Sie hat Recht! Und diese Stimme ließ sich nicht willkührlich zum Schweigen bringen. Mehrere Tage mied er das Alleinsein mit seiner Frau und wich ihr sichtlich aus, um nicht wieder darauf zu kommen.

Zu ändern war's nicht mehr und auf sechs Jahre war's fest gemacht. Dann hatte der Knabe das Confirmationsalter und konnte verdingt werden als Knecht. Er mußte sein Brot dann verdienen. Der Richter war einer, der sich zum Waisenvater eignete, wie ein Lahmer zum Tanzen, und der alte Pfarrer nahm an solchen Dingen keinen Antheil, weil sie seine behagliche Ruhe störten. Ein Vormund wurde bestellt, aber weil kein Vermögen zu verwalten war, lag ihm die Sache des armen Knaben neben dran. So blieb's denn bei dem Gemeindebeschlusse und er im Hause eines Mannes, der zu dem Auswurfe der Gemeinde gehörte.

Als die Frau des Schöffen hinausgegangen war, stieg sie die Treppe ins obere Haus hinauf, öffnete eine Thüre, die sie hinter sich verriegelte und sank in einen Stuhl. Ihr Haupt sank auf die Brust und ein paar heiße Thränen rieselten über ihre Wangen. Stille saß sie da. Endlich sagte sie halblaut: Ja, ja, sie hat ihn gesegnet, ehe sie starb! Sie hat für ihn gebetet und ihr letzter Hauch war dieß Gebet. Das hat ein Engel zu Gottes Thron getragen. Und der, der die Kinder segnete, wird auch von ihm sein Auge nicht abwenden. Ich bin der Waisen Vater, hat der Herr gesagt.

Darauf sank sie in die Kniee und betete lange, lange, heiß und innig, und getrösteter stand sie auf von ihrem Gebete, dessen Erhörung froher Herzensglaube ihr zuversichtlich verhieß.

II.

Das Häuschen Hansadam's lehnte am Berge und war von der Linde beschattet. Hätte es der Fels nicht gehalten, es wäre längst auf Einfälle gekommen, die Hansadam ärgerlich gewesen wären, da von seiner Seite an einen Aufbau nicht zu denken war.

Die Bauern sagten: Er ist der Hauptlump im Dorfe, und damit sagten sie eine Wahrheit; denn er war an Leib und Seele ein Lump. Sein Geschäft war ursprünglich das Holzhauen im Walde, und das hätte Mann und Maus ernährt, aber Hansadam hatte leider viel Durst und eine entschiedene Abneigung gegen das Wasser. Da nun der Branntwein von Palma, auf der Balearischen Insel Majorka, wo ihn der gelehrte Raimondo Lullo entdeckt, durch die Jahr-

Digitized by Google

hunderte hindurch seinen Weltgang mit teuflischer Macht gehalten und so auch nach dem abgeschiedenen Dorfe L. gekommen war, wie leider zum leiblichen und sittlichen Verderben fast in jeden Winkel der bekannten Erde, und, da er das wohlfeilste der berauschenden Getränke geworden, so huldigte ihm der Hansadam so vollständig, daß sein Schnapsfläschlein, nicht aber sein Gebetbuch, ihn überall hin begleitete. In der Arbeit trank er ihn nur schluckweise, aber in der Feierabendstunde leerte er sein Fläschlein auf einen Zug und kam duselig ins Dorf. Unglücklicher Weise kam er meistens oben ins Dorf und mußte es der Länge nach durchwandern, um an die Linde zu kommen, wo seine Hütte lag; dabei kam er an zwei Wirthshäusern vorbei — und vorbei konnte er einmal nicht. Er mußte hineintreten und — das unliebliche Ende seines Ganges war ein Taumeln von einer Häuserreihe zur andern, nicht selten eine Gosse oder Pfütze, zur Erlustigung der Dorfjugend, die ihn neckte und verhöhnte. Dadurch gereizt, trat er in der Regel zornig unter sein Strohdach und dann brach der Hader los, wie ein Sturm. Sein Weib schimpfte, seine erwachsenen Buben lachten, seine kleineren Kinder verkrochen sich, und eine Prügelei, der sich die Buben lachend entzogen, und die das arme Weib allein faßte, Fluchen, Toben, Hadern, das war dann allabendlich der Abendsegen des Hauses. Zum Brote blieb kein Kreuzer übrig. Die Buben zogen auf den Bettel aus und lernten da, was sie noch nicht wußten von Lug und Trug; Frechheit, Zuchtlosigkeit und Arbeitsscheu war die heillose Frucht solches Treibens.

Eine so durch und durch verkommene Familie, aller heiligen Bande los und ledig, war weit und breit nicht zu finden, wie diese. Haus und Familie hatte nichts Heiliges mehr, weder Gott, noch Sitte, weder Treue noch Wahrheit. Wie die Kinder zu den Aeltern standen, ist schon erzählt und nicht anders standen die Aeltern zu den Kindern; Armuth, Elend, Schmutz, das waren die bezeichnenden Merkmale des Aeußern, und Unsitte, Rohheit und Frechheit und was folgerichtig drum und dran hängt, die durchschlagenden Kennzeichen des inneren Lebens.

Und in dieses Haus, in diesen Dunstkreis des Verderbens, kam nun der Knabe, den eine herzensfromme Mutter erzogen hatte. Seine Seele war jedem guten Eindrucke offen und sein wachsweiches Gemüth mußte da schnell die Formen annehmen, in die es eine elende Bauerschaft gedrückt aus gemeinem Eigennutze. Daß er auf eine gleich tiefe Stufe hinabsinke, schien zweifellos. Wo war der Damm gegen den Andrang solcher heillosen Einflüsse? — Und doch war er da!

Fragst du, mein Leser, wo? wie? so antworte ich dir, indem ich hinauf deute, wo eine ewigreiche, ewiggleiche Liebe wohnt und waltet; so sage ich dir, daß des rettenden Heilands Gnade keines Herzens vergißt, das ihm angehört, und das er sich zum Eigenthume erlöset und erkauft hat; daß seine Engel unsichtbar zu Wächtern der Kinderherzen bestellt sind; daß endlich droben eine Mutter — o der Name ist so reich an Inhalt, so herrlich — für ihr Kind betete und hier unten eine fromme Seele mit ihr. —

Wie hätte sonst dieß Kinderherz dem reißenden Strom eines maßlosen Verderbens entgehen können?

Und es entging ihm. Ein tiefer Abscheu vor den Greueln, die es sah und hörte und alle Tage erlebte, erfüllte Heinrich's Herz. Des Schöffen wackere Frau ließ ihn nicht aus dem Auge. Wie ihr liebliches Kind ihm Nahrung zusteckte, wenn der nagende Hunger ihn quälte, so frischte und begoß sie die Pflanze des Guten in ihm und jene heiligen Mächte wirkten wunderbar und unsichtbar, stille, aber gewaltig, und sein Gemüthsleben erwuchs, wie seine leibliche Kraft und blühende Gesundheit, und es bildete sich bei ihm eine innere Welt eigenthümlich aus, die der äußern schroff entgegenstand, und um diese innere Welt sammelte sich die Kinderwelt von Außen her und sonnte sich in ihrem absonderlichen Lichte, wie ich es bereits erzählt habe.

Digitized by Google

Man sage nicht, daß dies ein Ausnahmefall gewesen, wie er unter vielen Tausenden vielleicht nur einmal wieder vorkomme! — Hast du es noch nicht erlebt, daß aus einem sittlich verkommenen Familienleben eine herrliche Seele hervorging, dann ist deine Lebenserfahrung ärmer, als die meine; dann bist du theilnahmloser durch das Leben gegangen, als du es dir selber zugestehen willst; dann — doch vergieb, wenn ich dir wehe thue! — dann hat dein Glaubensauge die Klarheit nicht gewonnen, die es haben sollte. Ich habe den Knaben beobachtet und habe dankend hinaufgeblickt und bekannt: Nicht uns, nicht uns, Herr, Deinem Namen allein sei die Ehre!

In der Schule entwickelte sich der Knabe überraschend schnell. Der treue alte Lehrer that redlich das Seine und sagte oft: Er überflügelt Alle, und ich muß ihn von Klasse zu Klasse aufrücken! Ja es kam noch vor seinem vierzehnten Lebensjahre die Zeit, daß der Knabe eine eigene Klasse bildete, in der er der Oberste und Unterste zugleich war und der alte Lehrer sagte: Es ist Dauer und Schade, daß der Knabe nicht eines reichen Mannes Kind ist, der etwas an ihn wenden könnte. Aus dem würde etwas werden, was seines Gleichen suchte! —

Der alte Mann dachte nicht an das Wort: Du bist mein; ich habe dich erwählt! Nichts soll Dich aus meiner Hand reißen! Er dachte nicht daran, daß kein Haar von unserem Haupte fällt, ohne den Willen dessen, der sie alle gezählt hat; er dachte endlich nicht daran, daß das Wort „Zufall" ein völlig inhaltloses und sinnloses ist; daß alle die Fäden des Gewebes, das wir „Leben" nennen, in Einer Hand zusammenlaufen, und der, der sie hält, in seiner Allmacht und Liebe spricht: So soll's sein! Und daß Gottes Wege nicht die unsern, und seine Gedanken nicht unsere Gedanken, sondern so viel höher sind, als der Himmel höher ist, denn die Erde.

O, dieser Glaube hebt ein brechendes Vater- oder Mutterherz über alle quälenden Sorgen hinaus, wenn es seine Kinder hier in der Welt verlassen muß. Er hatte in dem Herzen der armen Liese gewohnt, als es so frühe brach im Wehe des Lebens, und er hatte ihrem Auge, wie einst dem sterbenden Stephanus, den Himmel offen gezeigt und Christus zur Rechten Gottes und so war sie in Freuden, ihr Kind segnend, geschieden.

Der Mutter Segen baut den Kindern Häuser! —

Der Knabe war vierzehn Jahre alt geworden und des Schöffen Lenchen zwölf, da empfingen sie den Segen der Kirche und der Gnade heilige Spende, und nun — nun trat die Frage an den Vormund heran: Was soll aus dem Knaben werden? —

Hätte ein Anderer diese Frage zu beantworten gehabt, es würde ein andrer Weg sich geöffnet haben. Verdingt muß er werden als Knechtchen, sagte der pflichtvergessene Vormund; dann verdient er sich Nahrung und Kleidung bis er stärker wird.

Eins war wahr an dieser Meinung, das nämlich, daß Arbeit der reichste Erdensegen ist, und ein Zaun, der das Ungeziefer abhält von dem Blüthengarten des inneren Lebens. Der Mann urtheilte nach seinem Standpunkt, der ihm nur die ländliche, ackerbautreibende Thätigkeit als Ziel vor die Augen stellte. Wie hätte er andere Ziele begreifen können, die außerhalb seines Gesichtskreises lagen? Und dennoch, wenn ein besonnenes Auge den Knaben beobachtet haben würde, es hätte sehen müssen, wie sich hier eine Richtung kund gab, welche eben mit der des Bauers völlig im Widerspruche stand; er war nicht derb gebaut, nicht von einem Knochen- und Muskelbau, wie ihn die Anstrengungen der Arbeiten des Erdbaues, und was damit zusammenhängt, erheischen. Noch mehr; der Knabe schrieb eine ungemein schöne Handschrift; er zeichnete, ohne es irgendje gelernt zu haben, ganz niedliche Sachen, und was er darstellte, das war ganz richtig gezeichnet und meist gefällig und hübsch.

Dem scharfen Blick der Frau des Schöffen entging das nicht. An dem Tage, an welchem der Vormund Heinrich's seine Meinung im Hause des Schöffen ausgesprochen, bewegte die wohlwollende Seele diese Sache vielfach in

Digitized by Google

ihrem Innern und als ihr Mann Mittags nach der Stadt gegangen war, ließ sie sich den Knaben rufen. Er hing an ihr, wie an einer Mutter, und es war ein Fest für den Armen, wenn er das Haus betreten durfte, in dem ein Mutterherz für ihn schlug, und in dem das freundliche Lenchen lebte, das er wie eine Schwester lieb hatte.

Setze dich einmal zu mir, Heinrich, sprach die Frau liebreich; ich möchte Etwas mit dir bereden! Du bist nun vierzehn Jahre alt, bist zur ersten heiligen Communion gegangen und sollst nun aus dem Elende erlöst werden, in dem du bisher bleiben mußtest.

Gottlob, sagte leise der Knabe.

Sie hatte es gehört. Ja wohl, Gottlob! sagte sie; allein nun fragt sich's, was thun, was treiben? Dein Vormund will dich als Knechtchen verdingen. Da bist du Hüthejunge, und das faule Hirtenleben ist's, was ich nicht gut heißen kann.

Ich auch nicht, rief freudig darüber, daß sie mit ihm übereinstimmte, der Knabe. Dabei strahlte sein Gesicht vor Freude.

Sie sah ihn liebevoll an.

Sage mir aber doch einmal, was du werden möchtest? fragte sie mit ihrer weichen, in das innerste Gemüth dringenden Stimme.

Du lieber Gott, sagte der Knabe und drehte seine alte Mütze in der Hand hin und her, was kann mir das helfen? Mir bleibt nichts Anderes, als dem Vormund zu folgen.

Glaube und sage das nicht, versetzte seine mütterliche Freundin. Der Herr hat Wege, die wir nicht sehen.

Das ist wohl wahr, sagte der Knabe, und er dachte an Joseph in Aegypten, weil ihm das Beispiel aus der Schule her recht im lebendigen Andenken war.

Nun, glaubst du, der Arm des Herrn sei verkürzt? fragte sie.

Behüthe mich Gott! rief der Knabe; aber womit wollt' ich es verdient haben, daß —

Verdient? fragte ernst die Frau. Verdienen können wir Nichts, aber Gottes Gnade ist reich und erbarmungsvoll. Der müssen wir vertrauen und dann treu das Wahre thun. Du hast mir aber noch nicht gesagt, wozu du Lust hättest?

Wieder senkte der Knabe das Haupt und leise sagte er: Ihr wisset, gute Base, ich schreibe eine ziemliche Handschrift. Könnte ich denn da nicht so ein Schreiber in der Stadt werden?

Als er das Wort „Schreiber" aussprach, erröthete er.

Die Frau bemerkte es und deutete es richtig, denn er schämte sich, ein in seinen Augen so hohes Ziel zu nennen.

Hat dir das der Lehrer gesagt, Heinrich? fragte sie.

Er nickte noch verlegener.

Aber so ein Schreiber ist doch, mein' ich, auch ein vielgeplagter Mensch, und —

Freilich! fiel ihr der Knabe ein; aber der Herr Lehrer meinte, ich könnte dann, wenn ich Soldat werden müßte, einmal Corporal, ja sogar Feldwebel werden. Wenn ich dann meine Zeit abgedient hätte, hätte ich Ansprüche auf ein Aemtchen und wäre dann ein wohlbehaltener Mann. Ich lernte nämlich Französisch.

Freilich wohl, entgegnete sie, aber ich höre von meinem Manne, daß das ein weiter Weg ist. Hättest du denn nicht Lust, Kaufmann zu werden? —

Bei dieser Frage blitzte des Knaben Auge auf.

Gewiß! rief er aus; aber das Lehrgeld? —

Weißt du denn nicht, daß ein Lehrling für das Lehrgeld stehen kann? — fragte sie, ihn beobachtend.

Er sah sie mit Erstaunen an. Was heißt denn das, Base?

Digitized by Google

Ich will dir's sagen, Heinrich, fuhr sie fort. Drei Jahre sind in aller Welt als Lehrzeit angenommen, wenn das Lehrgeld bezahlt wird. Nun sind aber viele Lehrlinge in der Welt gewesen, sind und werden noch sein, die das Lehrgeld nicht aufbringen können. In solchen Fällen steht der Lehrling sechs Jahre und zahlt dann Nichts.

Ach du mein Gott! rief der Knabe und schlug seine Hände zusammen. Ueber seine freundlichen Züge verbreitete sich der Glanz einer wunderbaren Heiterkeit, und nach einem minutelangen Schweigen rief er aus: Vielleicht erbarmte sich ein braver Mann auch meiner? — Augenblicklich aber verschwand seine Erregung und eine auffallende Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Er senkte den Blick zur Erde und seufzte.

Warum seufzest du denn so bedauerlich? fragte sie.

Es ist mir auf's Herz gefallen, sagte leise der Knabe, daß ich ja keine Seele habe, die zu solchem Ziele mir verhelfen könnte. Mein Vormund wird's nicht thun und wer sollte es sonst?

Hast du denn nicht an mich gedacht? fragte sie milde.

An Euch? rief der Knabe und sah ihr in das liebe, treue Auge. Dann faßte er ihre Hand mit seinen beiden Händen und sagte: Ach Ihr seid ja meine Mutter! Gut und treu, wie sie es war. Ihr wolltet das für mich thun?

Ja, Heinrich, ich will es, und wir wollen zu dem Herrn beten, daß er meine Absicht segne. Verlaß' dich darauf, ich thue es; aber es darf gegen Niemand ein Wort über deine Lippen kommen, hörst du?

Er nickte bedeutsam.

Darauf führte sie ihn in das Nebenstübchen, wo Lenchen bereits Obst, Butter und Brot auf den reinlichen Tisch gestellt.

Nun iß, Heinrich, sagte die gute Frau, und vergiß die zwei Dinge nicht, die ich dir empfohlen, nämlich zu beten und zu schweigen, und ich hoffe, der Herr wird meine Absicht segnen!

III.

Wenn man in dem Städtchen M., das eine Stunde von dem Dorfe L. entfernt liegt, die Marktgasse hinaufgeht, so liegt an der Ecke, wo die Kirchgasse einbiegt und mündet, ein Kaufmannshaus, dessen Aeußeres auf den Wohlstand der Bewohner schließen läßt. Es war ein Spezereigeschäft, wo's aus- und einging, wie in einem Bienenstocke zur Zeit der Heideblüthe. Der Herr Münster, der da wohnte, war ein tüchtiger Kaufmann, ein reicher Mann, aber was mehr ist, ein braver Mann, wie es allgemein hieß. Auf den hatte des Schöffen Frau ihr Augenmerk gerichtet.

Bitte ich bei dem umsonst, dann ist mit den drei Andern erst recht Nichts, denn das sind Dütenbläser, Waagenheber, Bohnenzähler und Pfennigfuchser, wie es im Buche — und Oben steht. Der Herr Münster hält Etwas auf uns, denn wir sind alte, gute Kunden seines Hauses von anno eilf, wie man sagt! So sprach das brave Weib, als sie im einfachen, aber ächten Sonntagsmichkleide, das weiße schmucklose Häubchen auf dem reichen blonden Haar, ein Körbchen am Arme, leicht die Straße entlang ging, und ohne daß sie es bemerkte, manchen Blick durch ihre schöne Gestalt, und ihr liebliches, sinniges Gesicht auf sich zog.

Der Herr Münster hielt wirklich etwas auf des Schöffen zu L. Kundschaft, denn der holte seinen Bedarf bei ihm und allein an Eisen warf das ein Sonderliches im Jahre ab. Nun weiß Jeder, daß Kaufmannsfreundschaften immer eine vortheilhafte Grundlage haben, und je schwerer die ist, desto dicker die Freundschaft. Das liegt so in der Art von alter Zeit her, und wird so drin liegen bleiben, wie ich glaube.

Bei dem Herrn Münster galt das auch, und je solider seine Kunden im Bezahlen waren, desto höher schätzte er sie. Der Schöffe von L. bezahlte Alles

Digitized by Google

baar und gleich; daher war er ein Ertrafreund, und wenn seine hübsche Frau kam, so mußte sie allemal den Kaffee trinken, wenn auch keine Frau im Hause war, sintemal Herr Münster ledigen Standes lebte.

Als er die schöne Gestalt so leichten Schrittes die Straße herkommen sah, rief er der Haushälterin: Margreth', Kaffee für drei Personen. Dann trat er in die Thüre und begrüßte die Frau in der herzlichsten Kaufmannsweise.

Die Einkäufe im Laden waren schnell besorgt und abgemacht, und dann wurde sie in die Wohnstube geleitet, wo die Haushälterin sie sehr freundlich empfing und Herr Münster und die Jungfer Margreth mit ihr eine Tasse tranken. Er merkte schnell, daß sie Etwas auf dem Herzen habe, und half ihr unvermerkt auf die Fährte. Da erzählte sie ihm Alles, vom Tode der armen Liese, von der heillosen Versteigerung bis heute und gab dem Knaben das verdiente Lob, legte auch eine Schriftprobe vor, die sie sich von dem Lehrer hatte geben lassen. Mit Wohlgefallen lieh der Herr Münster der warmen Rede sein Ohr, ob er gleich nebenher die ganze Geschichte berechnete und als er das Facit zog, zur Ueberzeugung kam, das Geschäft wäre so übel nicht. Manches kam namentlich dabei in Betracht, als da war Kleidung und Schuhe u. dgl., und als er diese Frage aufwarf, kam das gute Weib in heftige Verlegenheit.

Sie erröthete und sagte dann: Ihr wißt, Herr Münster, mein Mann ist sehr genau; vielleicht — etwas genauer, als es nöthig ist, denn wir sind ja so übel nicht daran, daß wir nicht einen armen Buben sollten kleiden können.

Gewiß nicht, rief Münster; aber ich verstehe; da wollt Ihr etwas von den Milchkreuzern und Butterbatzen dazu verwenden? Nicht?

Sie erröthete und sagte dann: Bleibt mir anders Etwas übrig? — Nun muß ich mein Gelöbniß halten und Er giebt einmal nichts.

Wisset Ihr, wie wir's machen, sagte darauf Münster: Wir theilen uns in den Jungen. Ich sorge für die Kleider und Hemden und Ihr für Stiefel und Schuhe. Wie gefällt Euch das, liebe Frau Müller?

Dabei hatte er schnell überschlagen, daß das Abgelegte und Abgängige von ihm für den Knaben noch glänzend ausreichte. Später aber wußte er, wenn er überhaupt brauchbar war und würde so viel ihm nützen, daß er ihn ohne Verlust anständig in der Kleidung erhalten könnte. Schuhe und Stiefel aber mußten bezahlt werden. Die gute Frau durchschaute sein Rechenexempelchen nicht und dankte für seine Liebe, indem sie freudig in den Vorschlag einging.

Das ist also abgemacht, bemerkte Münster, und Ihr könnet mir den Knaben schicken, wann Ihr wollet.

Wieder erröthete die Frau Müller, und zupfte an ihrem schneeweißen Taschentuche.

Ja, sagte sie, da ist auch noch ein Haken. Ach es ist schlimm, wenn eine Frau hinter dem Rücken ihres Mannes handeln muß. Es ist gewiß schlimm — selbst wenn es Etwas ist, dessen sie sich nicht zu schämen hat; aber Ihr wisset schon, Herr Münster und Jungfer Margreth, wie es da aussieht. Mein Mann ist gut, aber ein Bischen zu genau, zu — haushälterisch gegen die Armen. Es ist so reicher Bauern Art! Er würde endlos hadern, erführe er, was wir verabredet haben. Darum bitte ich dringendst, lasset schnell Gras darüber wachsen. Was nun das Schicken des Buben betrifft, so möchte ich Euch bitten, daß Ihr einen Brief an meinen Mann schreibet, worinnen ihr saget, Ihr hättet von der armen Liese ihrem Sohn gehört und wolltet ihn unentgeldlich zu Euch nehmen. Er möge ihn Euch doch schicken, denn Ihr gedächtet einen ordentlichen Menschen und Kaufmann an ihm zu erziehen. Das lenkt von mir Alles ab, wisset Ihr. Er würde sehr mit mir hadern, erführe er, was ich für den Knaben gethan.

Gerne, sehr gerne, Frau Müller, sagte Münster, und da der Kaffe getrunken war, entfernte sich Herr Münster, und die gute Seele blieb noch bei Jungfer Margreth.

Mit der redete sie warm und innig und empfahl ihr den Knaben, wie eine treuliebende Mutter ihr eignes Kind fremder Milde empfehlen würde. Jungfer

Digitized by Google

Margreth war eine jener grundehrlichen, goldtreuen Seelen, die nur für Andere leben, ohne an sich selbst zu denken; deren Liebe wie eine stets gleich rieselnde Quelle ist, die Blüthen und Leben weckt, wo ihre klare Welle befruchtend hinreicht. Sie drückte die Hand der Frau Müller und dieser Handdruck war die Bürgschaftsleistung dafür, daß der Junge in ihr eine Mutter haben würde.

Mit diesem Troste im Herzen kehrte sie frühzeitig heim, ehe noch ihr Gatte von einem fernen Pferdemarkt zurückgekehrt war.

Es ist alles in Ordnung, sagte sie zu ihrem Lenchen, dessen rosige Wangen sich vor Freude höher färbten und die es schnell Heinrich steckte, als er vorüberging. Da stürzte er ins Haus und drückte mit Freudenthränen die Mutterhand, die ihm so viel Gutes erwies.

Der Schöffe kehrte spät und sehr froh heim, denn er hatte seine uralten Gäule sündtheuer verkauft und zwei prächtige vierjährige Rappen erstanden, ohne ein bedeutendes Draufgeld haben erlegen zu müssen. Dieser glückliche Handel, der eben so für seine Pfiffigkeit, als für das Glück in seinen Unternehmungen Zeugniß ablegte, hielt mit seiner Wirkung länger an, weil er ihn hundertmal wiedererzählte und den Bauern die prächtigen Rappen wies, und seine Heiterkeit machte, daß er Dinge übersah, die sonst nie ungerügt blieben. Er plauderte fröhlich mit Weib und Kind und schrieb die Heiterkeit, die er auch bei ihnen bemerkte, lediglich dem glücklichen Pferdehandel zu.

Als am dritten Tage der Landbote kam und ein paar Brieflein vom Bürgermeister brachte, war auch einer vom Herrn Münster dabei.

Was mag denn der wollen? sagte der Schöffe halblaut. Weiß doch nicht, was ich mit ihm zu thun haben könnte. —

Er erbrach ihn und las mit steigendem Erstaunen. Er ließ einen Blick über seine Frau gleiten, aber die spann so ruhig fort, als wisse sie Nichts von alle dem, was in dem Briefe stand, obgleich es ihr eine große Kraftanstrengung kostete, diese Ruhe zu zeigen.

In der Seele des Schöffen war sogleich die Vermuthung rege geworden, es sei ihr Werk; aber die gänzliche Ruhe machte ihn gründlich irre. Er legte den Brief auf den Tisch, ging einigemal die Stube auf und nieder, blies dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife und sagte endlich, nachdem er seine Zipfelmütze einigemal hin und her gerückt hatte, wie Einer, dem Etwas wider das Kamisol geht.

Geht auch Mal wider gegen meinen Kopf! sagte er, sich gegen seine Frau wendend.

Was denn? fragte sie achtlos.

Weißt du wirklich Nichts von der Geschichte?

Von welcher denn?

Nun, von der Dorfwaise, dem Bettelbuben, dem Heinrich? —

Die junge Frau antwortete nicht, was jedoch der Schöffe nicht merkte. —

Das weiß der Kukuk, rief er aus, was der Münster, der doch auch weiß, daß zwölf Kreuzer einen Dreibätzner machen, dazu kommt, den Buben, den Heinrich, in seinen Laden zu nehmen ohne Lehrgeld. Ob der wohl bald zu sterben denkt?

Die Frau lächelte.

Es muß so etwas sein, fuhr er fort. Zum Bauer ist der Bub freilich viel zu pinterlich und dünnknochig, das ist wahr, aber ein excellenter Schneider wär' aus ihm geworden, das ist ein sitzsam Handwerk, braucht höchstens beim Ausbügeln der Nähte ein bischen Kraft von wegen des schweren Eisens und damit ist's alle. Und ein Schneider thut dem Dorfe Noth. Der alte Zipfel ist lendenlahm und sieht selbst durch die Klammbrille nicht mehr, daß er Stiche macht, in denen sich ein Hase fangen könnte. Kinder hat er nicht und sonst ist kein Dünnefettchen im Dorfe, das zum Handwerke eigentlichen Beruf hätte. Es ist mir höchst unangenehm. Er hätte mich doch fragen können! — Nun ist's aus; denn

Digitized by Google

sag' ich's der Gemeinde, so springen die mit gleichen Füßen hinein. Wenn der Bauer das Wörtlein „Umsonst" hört, dann lacht ihm das Herz im Leibe, daß man's über drei Häuser hören könnte! —

Die Frau sah ihn mit einem Blicke an, der ihn verlegen machte. Er war so schalkig, daß er davon reden mußte.

Siehst mich an, als wolltest du sagen: Machst du's besser? Es ist wahr, der Bauer muß zäh sein, und mißtrauisch wird er auch. Wer thut etwas für ihn, ohne daß er die Hand aufhält? — Und wie oft wird er gehänselt, wenn er auf das Wort der Stadtleute und Herrenleute sich verläßt? Hält er nicht zu Rathe und vergißt er die alte Lehre: Gieb ja kein Geld aus — so ist er schon auf dem abschüssigen Wege, in dessen tiefem Grunde die Bettelsäcke zu Hauf liegen, daß er sich auch einen nehme. Doch — um wieder auf den Buben zu kommen, so glaube ich, daß er zu dem Krämerhandwerke nicht übel geeigenschaftet ist. Er ist nicht auf die Nase gefallen und rührig genatürt. Ich halte dafür, ich mache den Prozeß kurz, lasse seinen Vormund rufen und schicke ihn hin. Je eher er hinkommt, desto mehr Kostgeld sparen wir. Zum Knechtchen mag ihn Keiner. Vielleicht wird einmal ein Musterreiter aus ihm und dann verdient er sich sein Brot. Wenn er nur ehrlich bleibt! —

Es ist ja doch kein Diebsblut in ihm! sagte die Frau.

Nein, das ist wahr. Ehrlich waren seine Aeltern, aber die Versuchung an so einer Krämertheke ist nicht klein.

Wir wollen Gott vertrauen und das Beste hoffen, sagte die Frau und fädelte ihren Faden wieder ein.

Lenchen hatte theilnehmend zugehört. Jetzt neigte sie sich zum Ohre der Mutter und flüsterte leise hinein: Für den wollt' ich bürgen mit Leib und Seele! —

Die Mutter nickte ihr lächelnd zu; der Schöffe ging, sich den Taghüther zu rufen, daß er den Vormund Heinrich's bescheide.

Als dieser kam, wurde ihm amtswichtig das Nöthige mitgetheilt. Der Vormund versprach die Ueberlieferung des Knaben noch heute zu beenden und somit war Alles erledigt und im Hause des Schöffen weiter keine Rede davon, — es sei denn, daß Mutter und Tochter sich heimlich darüber unterhielten oder berichteten über ihn, wenn etwa eine von ihnen in der Stadt gewesen war, und Heinrich gesehen und gesprochen hatte.

IV.

Eine Reihe von drei Jahren liegt hinter uns. Heinrich war nahezu achtzehn Jahre alt.

Jungfer Margreth war seine mütterliche Freundin geblieben, wie sie es von Anfang an gewesen war. Sie vermittelte zwischen der Frau Müller und Heinrich, wenn Schuhe und Stiefel nothwendig waren, und er wußte es gar nicht, woher das Geld dazu kam, wie es denn auch der Schöffe nicht ahnte. Jungfer Margreth hatte heimlich zu ihr gesagt: Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen. Sie hängen unser Einem auch nicht Alles auf die Nase. Und was Böses ist's ja, bei meiner Treue, nicht! — So hatten sie's denn heimlich gehalten und Alles ging gut.

Herr Münster war mit Heinrich äußerst wohl zufrieden; denn einen anstelligeren, gewandteren und brauchbareren Jungen hatte er nie gehabt. Selbst in der Schreibstube leistete er ihm mehr, als seinem Alter zugetraut werden mochte oder durfte. Dazu sah freilich der Ladengehülfe Caspar Marr sehr scheel, denn das kleine buckelige Kerlchen, das schon alt und baufällig war, sah in Heinrich seinen Todtenvogel und konnte ihn von Anfang an in seiner Seele nicht leiden. Das wußte er aber klüglich zu verbergen, weil er merkte, wie gut Heinrich bei Jungfer Margreth und Herrn Münster angeschrieben stand. Gegen ihn war Heinrich freundlich, gehorsam, zutraulich. Jeden Wink führte er aus, jedem

Digitized by Google

Wunsche kam er zuvor, jede Dienstleistung nahm er ihm ab, soferne er sie irgend zu leisten im Stande war. So wand er ihm jede Ursache zur Klage aus den Händen, ohne seine Liebe zu gewinnen, denn Herr Caspar, wie er genannt wurde, trug leider den tiefen Unmuth über seine verwachsene Gestalt in der Seele und, was doch sehr Unrecht war, den gelben Neid über eine schöne Gestalt, die er an einem Andern erblickte. Gerade in diesem Punkte gab Heinrich ihm recht viel Gelegenheit zum Neide, ohne es zu wollen oder zu wissen; denn er war gewachsen wie eine Tannen groß und stattlich. Sein Gesicht war fein und hübsch; blühend und gesund sein Aussehen; fröhlich allewege seine Miene und aus seinen großen, blauen, treuen Augen blickte eine Seele heraus, die Jeder liebgewan .

Sein heiteres Wesen machte ihn zum Liebling der Kunden. Er scherzte und lachte mit den Mädchen, die ihm leuchtende Blicke zuwarfen und absonderlich gerne von ihm bedient waren, nicht blos darum, weil es für von Statten ging — denn sie hätten es manchmal gern gesehen, daß es länger dauere — sondern, weil er einen schuldlosen Scherz für Jede hatte. Ob Herr Münster es merkte, ich weiß es nicht; aber andere Leute sagten: der Münster hat einen Zulauf, wie kein anderer Krämer der Stadt, und das verdankt er dem freundlichen Heinrich, das ist sicher!

Auch darum beneidete ihn Herr Caspar heimlich und hätte ihm gerne auf den Rücken gesehen, wenn er es hätte bewirken können. Heinrich blieb sich in allen Stücken gleich — nur seine Brauchbarkeit wuchs und mit ihr das Vertrauen Münsters, der ihn oft Tagelang in der Schreibstube beschäftigte, und gerade das war Caspar ein Dorn im Auge und sein oft langes, finsteres Sinnen war nicht auf Heinrich's Glück gerichtet. —

Zu den glücklichsten Ereignissen für Heinrich mußte es gerechnet werden, wenn Frau Müller ins Haus kam. Daß er sie mit der vollen Zärtlichkeit eines leiblichen Sohnes liebte, das leuchtete aus seinem Auge so klar, daß kein Zweifel aufkommen konnte. Kam sie, dann war er voll Freude, voll Leben und Bereitwilligkeit, ihr zu dienen und ihr gefällig zu sein und sie nahm es hin mit einer Freude, die auch an kein Verbergen dachte. Noch höher aber stieg sein Glück, wenn Lenchen die Mutter begleitete und sie geschämig vor ihm stand und es kaum wagte, das große, schöne Auge zu ihm zu erheben und das alte, liebe, trauliche „du" auszusprechen, das doch keinem andern Fürworte weichen mochte. Gingen sie dann heim, so gestattete es gerne Herr Münster, daß er sie eine Strecke begleitete und dann erschlossen sich Herzen und Lippen ohne Hehl und ohne Scheu vor fremdem Ohre, daß Nichts zurückblieb.

Glückselig kam dann Heinrich allemal heim und die Mutter wunderte sich oft, daß Lenchen wie im Traume neben ihr herging und bisweilen auf ihre Fragen Antworten gab, die gar nicht darauf paßten.

Anders war's, wenn der Schöffe Müller in den Laden trat. Auch ihm erwies Heinrich dieselbe Liebe und Dienstfertigkeit; aber kein anerkennendes Wort kam über des stolzen Bauers Lippen und allemal erfolgte eine herbe Mahnung, treu und fleißig zu sein, denn wenn man Nichts in der Welt habe, und im Dienste fremder Leute sich durch die Welt drücken müsse, so sei das allein die Brücke, über die man zu einem ehrlich verdienten Stücke Brotes komme. Das war nicht schlimm gemeint, aber es that wehe, und wenn auch Heinrich solche Pillen in Demuth hinnahm, es rangen sich doch wohl schwere Seufzer aus der Brust empor und selbst Münster ärgerte sich darüber jedes Mal.

Einmal konnte er's doch nicht verwinden, nahm den Schöffen allein und stellte ihm vor, daß doch Heinrich kein Knabe mehr sei und solche Weise ihm wehe thun müsse.

Der Schöffe lachte laut auf. Ich glaube gar, rief er aus, Ihr wollet aus dem Bettelbuben einen feinen Stadtherrn machen? Dümmeres könnet Ihr nicht thun, Herr Münster. Es ist der armen Liese Bub, und das muß er sich hinters Ohr schreiben, damit er nicht hoffährtig wird. Dazu hat so ein Bub gründliche

Digitized by Google

Anlage und Lust. Auch ist die Gefahr groß an so einer Theke und ich sollte denken, Ihr wüßtet mir's Dank, wenn ich ihm eine Predigt halte. Was will er denn anfangen? Meint Ihr, es regne Thaler vom Himmel für ihn? — Der muß sich durch die Welt drücken. Wir haben ihn ernährt, und so habe ich, als Schöffe der Gemeinde, das Recht, ihm vorzuhalten, was ich für gut und nöthig erachte. Machet mir meinen Gaul nicht scheu, Herr Münster, schloß er, und ziehet Euch keine Schlange im eigenen Busen!

Was auch Münster zum Lobe Heinrichs sagen mochte, er änderte Nichts damit, denn nun grade bäumte sich der Uebermuth des reichen Bauern recht heftig durch den gefundenen Widerstand.

Daheim erwähnte er Heinrichs nie, und wenn er einmal mit seiner Frau im Laden Münsters war und die milde Freundlichkeit sah, die seine Frau ihm erwies, während sie doch bei solchen Gelegenheiten sehr fest an sich hielt, dann murrte er auf dem Heimwege laut oder redete kein Wort mit seiner Frau. Redete er dennoch einmal über Heinrich, wenn andere Bauern in seinem Hause ihn lobten, dann sagte er allemal: Wollen sehen, wohin wir kommen. Es ist noch nicht aller Tage Abend und ich fürchte, der Bub wird verhätschelt, wird übermüthig und der Hochmuth kommt vor dem Falle. Das that dann allemal zweien Herzen gleich wehe und sie durften doch Nichts entgegnen, um nicht die Sache noch zu verschlimmern. Unglücklicherweise hatte Caspar die Unterredung Münsters mit dem Schöffen belauscht und in seine schwarze Seele fiel durch des Schöffen Bemerkungen ein heilloser Funke. —

Es war vielleicht einige Wochen später, als eines Abends Caspar zu Herrn Münster sagte: Herr Principal, haben Sie Geld aus der Thekenkasse genommen?

Nein, erwiederte dieser; warum aber fragen Sie so?

Weil es mir vorkommt, als klappe es nicht recht. Ich kann mich aber auch geirrt haben.

Es blieb darauf ruhig, und Herr Caspar sprach nicht mehr von fehlendem Gelde. Indessen schon nach vier Wochen trat er wieder zu Münster, als dieser alleine in der Schreibstube war, und sagte leise: Herr Principal, es ist nun kein Zweifel mehr, daß die langen Finger eines Diebes auf irgend welche Weise den Weg in die Geldschublade in der Theke gefunden haben. Ich habe genau beobachtet, kann aber den Thäter nicht ermitteln. Er ist sehr schlau. Seit den letzten Wochen fehlt fast täglich mehr als ein Thaler. Das wird mir denn doch zu dicke und ich muß Sie davon benachrichtigen. Ich schwieg, bis ich Gewißheit hatte. Ich versteckte mich selbst Abends im Laden, allein alles ist umsonst. Sollte es in der Nacht geschehen? Münster blickte mit dem größten Erstaunen in des Gehülfen Angesicht, das ihm mit ziemlicher Ruhe zugewendet war. In den vierzig Jahren seines Haushaltes und selbständigen Handels war ihm das noch nicht vorgekommen.

Ist das wirklich? fragte er, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt.

Leider nur zu wahr! wimmerte der Gehülfe.

Haben Sie denn einen Verdacht, Herr Caspar? fragte er.

Nicht den Schatten eines Verdachtes! rief dieser aus. Im Hause ist es nicht denkbar, den Dieb zu suchen, und von draußen herein müßte er durch's Schlüsselloch schlüpfen können, sonst käme er nicht in's Haus.

Das ist räthselhaft! Also von Außen? Nun, da müssen wir denn doch einmal ein paar Nächte uns den Schlaf rauben, sagte Münster, das muß denn doch an der Sonne Licht zu bringen sein!

Nun verabredeten sie einen Plan, so schlau und nach allen Seiten sicher scheinend, daß Münster am Fangen des Diebes nicht mehr zweifelte. Caspar ging nicht aus dem Laden und notirte jeden Kreuzer der Einnahme. An diesem Tage fehlte Nichts. Der Schlaue hatte wohl berechnet, daß an diesem Tage, anscheinend zur genauen Ermittelung des Verkaufs und der Einnahme, Heinrich nicht aus der Schreibstube gekommen war, also den Laden nicht betreten. Münster und er wachten die Nacht über, denn bisweilen war das Geld in der Kassen-

Digitized by Google

schublade der Theke mehrere Tage und Nächte geblieben. Es regte sich übrigens Nichts. Einige Tage später, als Heinrich wieder im Laden gewesen war, fehlte wieder ein Betrag von mehreren Thalern. Man hatte einen großen Hund im Hofe an einer Kette liegen, ein arges, wildes Thier, den ließ man Abends in den Laden, als man des Wachens müde geworden war. Es unterlag keinem Zweifel, daß er Jeden, auch den Hausgenossen, niedergerissen haben würde, der in das Innere des Ladens hätte treten wollen, und nach außen schlossen Drahtgitter ab, das heißt, nach dem Vorplatze, wo die Kunden und Kaufenden standen; so war Alles völlig unmöglich gemacht. Münster schüttelte den Kopf, als ihm Herr Caspar das, anscheinend mit dem höchsten Erstaunen, mittheilte.

Zum ersten Male kam ihm die Erinnerung an des Schöffen Müller's Bemerkung über die Gefahr der Versuchung in's Gedächtniß und Heinrich — ? — Sollte er? Doch nein! rief Münster, wenn der solcher Schurkerei fähig wäre, ich würde an aller Menschen Ehrlichkeit verzweifeln! Es ist nicht möglich!

Die Sache wurde immer räthselhafter. Der Hund, der mit seiner Stimme das halbe Städtchen wach bellen konnte, schlief königlich auf seiner Bastmatte im Laden. Es zeigte sich keine Spur von Verletzung an Fenstern, Thüren oder Theke, selbst nicht am Schlosse der Geldschublade — und doch fehlte allemal Geld, wenn — Heinrich zum Verkaufen im Laden war, denn Caspar rechnete Alles nach, wie er den Principal versicherte.

Münster's Liebe zu Heinrich kämpfte einen schweren Kampf gegen den mächtig aufsteigenden Verdacht. Er rechnete es Caspar hoch an, daß dieser den Umstand, daß das Geld allemal fehlte, wenn Heinrich im Laden gewesen war, gar nicht zu beachten schien, wenigstens mit keiner Sylbe dessen Erwähnung that, grade, als ob er so wenig an Heinrichs Ehrlichkeit zweifelte, als bisher der Principal selbst, der gegen Caspar keine Sylbe darüber fallen ließ, daß er auf ihn Verdacht habe.

Heimlich war eines Tages, da er Heinrich zur Ausführung eines Geschäftes über Feld geschickt, Münster selbst in sein Stübchen gegangen und hatte Alles, was Heinrich gehörte, untersucht. Ueberall war die regelrechteste Ordnung in dem kleinen Haushalte des jungen Mannes. Auf seinem Tische lag seine aufgeschlagene Bibel und die Stelle grade lag aufgeschlagen, darin der Herr das Gleichniß von den anvertrauten Pfunden erzählt. Das fiel Münster schwer auf.

Nirgends war eine Spur von Geld. Er hatte Keins! Rief sich Münster auch sein Thun in's Andenken, so fand er nie eine Gelegenheit, da Heinrich auch nie Einen Kreuzer ausgegeben, oder auszugeben nöthig gehabt. Er ging nie aus; nie in ein Wirthshaus; er mied alle Gesellschaft junger Leute, und höchst selten ging er am Sonntagnachmittage einmal in's Freie — und dann nur in der Gesellschaft Caspar's oder des Principals selbst. Caspar's Versuche, Wirthshäuser mit ihm zu besuchen oder ihn auf eine Kegelbahn zu locken, blieben stets erfolglos. Uebrigens fand Münster den Mangel alles Geldes erklärlich. Wo sollte er es herhaben?

Zur Ehre des Mannes sei es gesagt, daß er mit einem tiefen Schamgefühl und dem Vorwurfe des an Heinrich begangenen Unrechts das Stübchen verließ; daß eine tiefe Wehmuth durch seine Seele zog, eine wehmüthige Theilnahme an dem Armen, der in diesen Jahren nicht einmal über Einen Kreuzer Herr war, wo das gänzliche Entbehren aller Geldmittel die Seele des jungen Mannes so sehr drückt. Er nahm sich vor, als Sühne seiner Schuld an Heinrich, ihm ein Wochengeld auszusetzen von heute an. Heinrich wollte es nicht annehmen und nur auf Drängen seines Principals geschah es endlich.

Auch jetzt gingen vier Wochen hin, ohne daß Caspar, der immerfort jeden Abend mit dem Principal die Kasse stürzte, und sie mit seinen Aufzeichnungen verglich, irgend eine Spur von Veruntreuungen auffand. Caspar wußte Nichts, wenigstens glaubte es Münster, von dem Wochengelde, welches Heinrich erhielt. Er hatte es aber doch in der arglosen Freude seines Herzens Caspar erzählt,

Digitized by Google

und dieser benutzte diesen Umstand mit einer mehr als teuflischen Schlauheit zu seinem Zwecke.

Was Heinrich mit dem Wochengelde mache, das hätte Münster wohl gerne gewußt und benutzte dazu wieder eine halbtägige Abwesenheit desselben. Als er seine Sachen untersuchte, fand er ein einfaches Beutelchen, welches Heinrich selbst, das war unverkennbar, zusammengenäht aus einem alten Kattunlappen, und darin war, bei Heller und Pfennig, das bisherige Wochengeld. —

Münster saß vor der kleinen Komode und faltete seine Hände. Vergib, vergib, Herr, daß ich dieser treuen Seele einen Verdacht nachtragen sollte, und nachgetragen habe! sprach er, und in seinem Auge wurde es feucht. Er ordnete alles wieder und ging leise hinab.

Caspar war ihm nachgeschlichen. Er wußte, wo er gewesen, und wohin der Zeiger des Verdachtes wies. Das war ihm genug.

Münster trat in die Schreibstube und saß lange da, ohne zu arbeiten. Endlich rief er: Caspar, kommen Sie doch einmal zu mir!

Da Niemand im Laden war, so eilte der Kleine zu seinem Principale und fragte nach seinem Befehle.

Setzen Sie sich einmal, hob Münster an; ich muß meinem Gewissen durch ein Bekenntniß helfen! Und nun erzählte er ihm, daß er auf Heinrich Verdacht gehegt, seine Sachen untersucht und auch keine Spur gefunden, die seinem schnöden Verdachte gedient. Er fuhr fort, von dem Wochengelde zu erzählen und wie er das heute unversehrt gefunden.

Caspar versicherte, daß ihm ein ähnlicher Verdacht nicht in die Seele gekommen; allein — fuhr er leise fort, es sei denn doch seltsam, daß grade seit der Zeit, da, wie der Herr Principal sage, er Heinrich ein Taschengeld gegeben, die Bestehlungen der Theke aufgehört hätten. —

Der Umstand war Münster entgangen; aber es war richtig, und Münster starrte betroffen zur Erde.

Es sei ferne von mir, sagte scheinheilig Caspar, irgend ein Gewicht auf diesen Umstand zu legen und Heinrich, den ich für goldtreu halte, zu verdächtigen; allein auffallend ist es doch immerhin, und bleibt's auch. Sollte denn Heinrich allein, wenn er oft weit über Feld geht, keine Bedürfnisse haben, wie andere Menschen? — Bei dieser Frage ließ er es bewenden, und Leute, die in den Laden getreten waren, unterbrachen das Gespräch.

Münster saß noch in tiefen Gedanken.

Er hat mir nie auch nur Einen Kreuzer für Zehrungskosten berechnet. Das ist wahr und fällt mir jetzt auf, sagte Münster zu sich.

Als Heinrich am Abende heimkehrte und sein Geschäft, wie gewöhnlich, trefflich beendet hatte, sagte Münster: Aber, Heinrich, was hast du denn unterwegs verzehrt? Du hast mir auch nie Etwas dafür berechnet?

Heinrich lächelte und sagte: Ist Ihnen das aufgefallen? Nein, vom Winde lebe ich freilich nicht und Sie wissen, mein jugendlicher Appetit ist nicht der geringste; aber das Räthsel löst sich einfach. Sie wissen, die Bauersleute haben mich lieb. Gehe ich durch ein Dorf, da ruft mir Einer hier, ein Anderer dort. Sie nöthigen mich einzutreten und setzen mir herrliches Obst, köstliches Brot, und von dem guten Apfelwein vor, den die Leute hier herum alle im Hause haben. Wenn ich da Nichts annähme, würde ich ihnen wehe thun. Mein Bedürfniß wird da mehr als befriedigt, und ich habe nicht nöthig, in ein Wirthshaus zu treten, vor denen ich ohnehin einen Abscheu habe aus meiner Kindheit her. Sie wissen wohl, warum! — Sollte ich Ihnen nun Kosten anrechnen, so wäre das eine Unehrlichkeit, vor der mich der Allgütige bewahre.

Münster sah ihm in's treue Auge. Das war überwältigend wahr. Er drückte Heinrich gerührt, und innerlich abbittend, die Hand und sagte ihm gute Nacht. Und der letzte Rest eines unseligen Verdachtes wich aus seiner Seele und in eben dem Grade wuchs seine Liebe zu Heinrich, der so schuldlos vor ihm stand.

Digitized by Google

Aber es ist ein wunderbar Ding mit der Menschenseele, wenn sie sich einmal einem teuflischen Verdachte hingegeben. Er läßt sich zurückdrängen; verschwindet scheinbar; aber er rückt sein gelbes Teufelsgesicht durch die schmalste Spalte wieder herein und greift mit seinen Krallen mitten in die innere Werkstätte der Gedanken, Entschlüsse und Gefühle bei der ersten, besten Gelegenheit, die ihm günstig ist. Wer aber soll es sein? Die Frage schlich mit Münster herum, wie ein Schatten. Nach Caspar's Berechnung erreichte, seit er den Betrug entdeckt, die Summe schon mehr denn fünfzig Gulden. Nicht allein das Geld ärgerte Münster, sondern auch das Geheimniß, das Niemand enthüllen konnte. Margreth! O die treue Seele führte das Hauswesen makellos und tadellos seit 40 Jahren! — Die Magd? Es war eine alte Person, die nie zu einem Unwillen ihm Veranlassung gegeben, und die schon lange Jahre mit musterhafter Treue ihm gedient. — Der Knecht? Nun, rief er aus, der ist zu dumm zu solch' schlauen Kniffen und auch wieder zu ehrlich! — Er sann; aber an Caspar selbst dachte er nicht, konnte er nicht denken. Die wahre tiefliegende Ursache, die den Menschen bewegte, so heillos zu handeln, solche teuflische Ränke zu spinnen, konnte er nicht ahnen, zu geschweigen, daß sie sich in ihm zum klaren Gedanken hätte entwickeln können.

So blieb's zentnerschwer auf seiner Seele liegen und drückte wieder um so schwerer, als Caspar abermals neue, und jetzt bedeutendere Diebstähle meldete. Bisher sollte der Dieb nur Scheidemünze gestohlen haben; jetzt waren es große Geldstücke, Kronthaler, Brabänter und Fünffrank-Thaler, wie sie, seit Napoleon das Land an sich gerissen, immer mehr in den Verkehr kamen. Alle Wachsamkeit, selbst die Veränderung des Schlosses an der Geldschublade, die Caspar heimlich vornehmen ließ, bewiesen sich als trügerisch. Und doch mußte der Dieb ein im Hause befreundeter sein, denn der Hund gab nie ein Zeichen und schlief doch jede Nacht auf seiner Matte im Laden, das wurde doch beiden zu bunt! —

Jetzt rückte Caspar mit einem entscheidenden Schritte seinem Ziele näher. Seine Berechnung war bisher mit einer satanischen Folgerichtigkeit ausgeführt worden. Nun galt's endlich ein Ziel zu gewinnen, denn Heinrich saß den ganzen Tag in der Schreibstube und er mußte im Laden sein. Das hatte zwei Seiten, und nach beiden hin war es eine schlimme Sache für die Zukunft. Erstlich hatte Heinrich zum Buchhalter nur noch Einen Schritt, und zum Andern nahte der Winter, wo er es mit seinem schwachen Körper im Laden nicht mehr auszuhalten vermochte; da galt, dem Spiele ein rasches Ende zu machen.

Eines Tages sagte er zu Münster: Herr Principal, die Geschichte wird mir alle Tage bunter. Seit gestern fehlen vier Kronthaler! Nun habe ich mir einen Weg ausgedacht, der uns nicht verfehlen kann, zum Entdecken des Spitzbuben zu führen — der — ich wage es kaum auszusprechen — im Hause sein muß. Ich will in Ihrer Gegenwart ein Dutzend Thaler aller Art zeichnen, und zwar mit einer Feile, am Rande nämlich, die stecke ich in die Tasche. Sobald ein ähnlicher im Laden eingeht, lege ich dafür einen Gezeichneten hinein. So schlau auch der Dieb ist, einmal wird und muß er sich vergessen, und wir haben ihn! Sie selbst müssen heimlich alle Tage die Habseligkeiten eines Jeden im Hause untersuchen und finden dann doch einmal den Schlüssel zu diesem unerklärlichen Geheimniß. Ich denke, Sie sind zufrieden mit diesem Plane? Glückt uns der nicht, so ist mein Witz am Ende! —

Münster stimmte mit ein und dennoch fröstelte es ihn innerlich, als ob er fürchtete, hinter dieß Geheimniß zu kommen. Heinrich lag ihm auf der Seele. Bald darauf schlich Herr Caspar wie ein Kobold, wie ein unheimliches gespenstisches Wesen, in die Schreibstube, ließ sich zwölf Thaler verschiedenen Gepräges geben und feilte am Rande in jeden vier kleine Kanten hinein, die in Allem gleich waren. Einen dreizehnten gab er Münster zum Zeichen des Erkennens, und schlich dann wieder hinaus. Münster überlief es, als er den teuflisch bos-

Digitized by Google

haften Ausdruck des an und für sich so widerlichen Gesichtes sah, das so eigenthümlich grinzte.

Schon nach zweien Tagen stürzte er herein und sagte halb laut: Herr Principal, nun ist es Zeit. Fünfe sind schon wieder gestohlen! Münster war ein sonsthin gutmüthiger Mann. Es währte lange bei ihm, bis ihm Etwas aus den Fugen heben konnte, doch dann brauste sein Zorn aber auch auf, wie ein gewaltiger Sturm, der keinen Widerstand zuläßt. Ein solcher Augenblick war jetzt gekommen, wo die Gefahr eines in mächtigem Maße fortschreitenden und wachsenden Verlustes klar vor ihm stand und mächtig drohend. Er sprang auf. Die Adern seiner Stirne schwollen an. Sein Auge loderte in unheimlichem Glanze auf und mit drei gewaltigen Sprüngen war er die Treppe droben, die in das obere Haus führte. Heinrichs Stübchen war das Nächste. Er riß die Thüre auf und stand vor Heinrich, der sich eben rüsten wollte, um einen Gang auf ein nahes Dorf für Münster zu machen.

Zornsprudelnd verlangte er, daß ihm Heinrich seine Komode öffne.

Dieser war anfänglich betroffen, als er den Principal in solcher zornigen Aufregung vor sich und Caspar hinter ihm stehen sah; allein sogleich sammelte er sich, reichte Münster den Schlüssel und bat ihn, selbst zu öffnen. Dieser riß ihm den Schlüssel aus der Hand und öffnete. Schon nach dem ersten Hinwegräumen vorliegender Kleidungsstücke blinkten fünf Thaler ihm entgegen, und als er sie ansah — so waren es die gezeichneten Thaler! —

Einen Auftritt, wie er nun folgte, zu schildern, könnte nur einerseits die menschliche Natur in ihrer tiefen Erniedrigung, das heißt, im Zustande eines aller vernünftigen Ueberlegung entkleideten Zornes, andererseits die Unschuld in ihrer Hülflosigkeit zeigen und Beides müßte unangenehme Eindrücke hervorbringen auf das Gemüth des Lesers. Ich erspare sie ihm und — mir.

Hätte nicht Caspar und ein Nachbar, der auf den furchtbaren Lärm herbeigeeilt war, Münster zurückgehalten, er würde sich an dem Jüngling vergriffen haben. Vergebens betheuerte dieser seine Unschuld. Ein Strom von Zornworten überfluthete ihn.

Fort, rief endlich der Rasende, fort aus meinem Hause, daß keine Sonne mehr untergehe über mir und der Schlange, die ich mir am Herzen erzog unter demselben Dache! Ja, der Schöffe Müller hatte Recht, als er mich warnte. Ich war zu arglos! —

Ich gehe, sagte Heinrich tief erschüttert, aber Gott wird richten zwischen Ihnen und mir. Sie haben mich geliebt; dafür danke ich Ihnen. Jetzt zertreten Sie mich; das verzeihe Ihnen Gott!

Er raffte seine kleine Habe zusammen und ging. —

V.

Es ist Herbst. Der Nordwind streicht über die Stoppelfelder und braußt in den Kronen der Bäume des Waldes. Die gilbenden Blätter fallen schon zur Erde oder der Wind trillt sie in den Lüften. Den Himmel umziehen graue Wolken. Er hat sein klares Sommerkleid verhüllt, weil die Sonne nicht mehr wärmt. Der Boden des Waldes ist feucht. Die Nacht ist schwarz und kein Sternlein sendet mildes Licht dem Wanderer, der mit weitausgreifenden Schritten, keuchend näher kommt. Er muß den Waldweg genau kennen, der zu dem einsamen Försterhause führt, denn auch das schärfste Auge würde ihn nicht entdecken können, zumal der wilde Sturm das dürre Laub darüber gejagt hat. Ebenso wenig vermöchte sein Auge das niedre Haus mit dem moosgrünen Strohdache und den beiden Hirschgeweihen mit mächtigen Stangen auf den beiden Giebelfirsten zu entdecken — denn kein wirthlicher Lichtschein kann durch die festgeschlossenen Läden hinausdringen in die tiefe Dunkelheit.

Digitized by Google

Erwartet wird im Forsthause Niemand, denn der Förster sitzt am warmen Ofen. Der Regen hat ihn heute weidlich durchnäßt und es thut ihm die Wärme Noth. Seine junge Frau sitzt bei ihm, denn ihr Kindchen schläft, und sie plaudern traulich mit einander von den schönen Jugendtagen, die noch nicht sehr ferne hinter ihnen liegen. Sie sind Heinrich enge befreundet, denn er ist der Pathe des rosigen Knaben, der in der Wiege den süßen Schlaf schläft, der nur der Kindheit Erbe ist, um den die Sorge noch nicht schleicht, mit ihren ängstigenden, der Kummer ebensowenig mit seinen Seufzer weckenden Bildern. Ein Friede, wie er nur dem glücklichen, in Liebe verbundenen und geheiligten Familienleben eigen ist, ruht auf diesem Hause, zu dem jetzt eine zertretene, zerrissene Menschenseele nahet.

Es klopft! ruft nicht ohne Aengstlichkeit die Försterin.

Gebt Acht, Jettchen, es ist der in Mainz geköpfte Schinderhannes, der um ein Nachtlager bittet! spottet lachend der Förster.

Die junge Frau schüttelt sich vor Angst und Entsetzen.

Fritz, du mußt öffnen! ruft sie, ich sterbe vor Angst, und, setzt sie hinzu, du kannst mich nur noch mehr ängstigen. Hu! wenn so Einer ohne Kopf — sie schüttelte sich abermals. Der Förster lachte laut auf, erhob sich und ging zur Thüre, denn es klopfte zum zweiten Male. In der Stubenthür drehte sich der schalkige Mann noch einmal um und sagte halblaut: Gib Acht, er trägt den Kopf unter dem Arme und legt oder setzt ihn auf dem Tische nieder! O du garstiger Quälgeist! zankte halb ängstlich, halb lachend die junge Frau und der Förster trat in die dunkle Flur und fragte: Wer da?

Ich! antwortete Heinrichs Stimme, die der Förster augenblicklich erkannte. Er riß die Thüre auf und reichte dem draußen Stehenden die Hand entgegen.

Du, Heinrich, so spät? — fragte er.

Willst du einem Unglücklichen ein Obdach geben? fragte dumpf und bebend Heinrichs Stimme.

Es ist noch nicht der erste April, die Leute zu foppen, entgegnete lachend der Förster und zog ihn herein. Als aber Heinrich in die Stube trat, als sie den Bündel unter seinem Arme, das fliegende Haar, das bleiche Gesicht, das finster und zerstört blickende Auge sahen und die ganze geknickte Gestalt — da faßten mit Entsetzen beide Gatten seine Hände und fragten wie mit Einem Munde: Um Gotteswillen, was ist geschehen?

Heinrich sank auf die schlichte Holzbank, die an den Wänden hinlief, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, und der langverhaltene Schmerz brach in lautem Weinen hervor, das keine Rede zuließ. Die beiden Gatten standen, starr vor Schrecken, vor ihm. Keins konnte ahnen, wie das zusammenhing und jedes fühlte, daß ein entsetzliches Geschick den Unglücklichen ergriffen und gebeugt haben mußte, dessen Gemüth sonst so heiter war, wenn er über die Schwelle dieses befreundeten, gastlichen Hauses trat, wo ihm liebende, treue Herzen entgegenkamen.

Laß ihn, sagte der Förster zu seiner mit dem Trostlosen weinenden Frau, laß ihn, Kind! Das muß vorerst herunter. Thränen sind ein Segen Gottes. Sie lösen den schweren Damm der Seele. Dann wird's leichter, was sie trägt. Sorge du für eine Erquickung. Ein wärmender Kaffe ist am schnellsten fertig Der wird ihn erquicken.

Die Frau eilte hinaus und der Förster setzte sich zu Heinrich und legte den Freundesarm um seinen Nacken.

Heinrich war wie ein Trunkener fortgetaumelt aus dem Hause, wo ihm, zum zweiten Male in seinem armen und verarmten Leben, so unaussprechlich wohl geworden war, wo hinaus ihn aber nun die zu Haß gewordene Liebe der Menschen stieß, die er liebte mit der ganzen Kraft seiner treuen Seele, ihn hinausstieß mit dem ganzen Hasse, den so schnöde belohnte Liebe erzeugen kann. Und seine Seele war frei von Allem dem, was man ihm aufbürdete. Wie das gekommen, wie das Alles zusammenhing, wie das Geld in seine Kommode ge-

Digitized by Google

kommen war — dessen Dasein er nicht begriff, nicht geahnet hatte, das Alles stand wie ein finsteres, furchtbares Räthsel vor seiner Seele. Nur dessen war er sich bewußt, daß Münsters wachsender Zorn Worte ausgestoßen, die er anfänglich gar nicht verstanden, endlich aber nach ihrem schauderhaften Inhalte begriffen hatte, und des teuflisch grinzenden Gesichtes Caspars, auf das die Hölle ihr Siegel gedrückt.

So war er dem Thore des Städtchens zugeeilt, das nicht ferne von Münsters Hause gelegen war, und dann war er irre und wirre durch die menschenleeren Felder geeilt. Wohin? das wußte er nicht. Anfänglich hatte er den Weg nach dem Dorfe L. eingeschlagen, weil er dort Herzen wußte, in denen ihm eine Stätte bereitet war; aber als ihm der mißtrauische, harte Mann einfiel, da wandte er um.

Der Sturm umheulte ihn; der Regen strömte kalt und eisig herab. Er bemerkte und fühlte es nicht. Da lenkte, ohne daß er es klar sich bewußt war, eine höhere Macht seine Schritte der Höhe zu, wo der dunkle Forst seine Säulenhallen und sein Laubgewölbe aufgebaut, wo er sonst so oft seine Seele zum Herrn im Gebete erhoben in feierlicher Andacht. Wie anders war es heute, als er in das Gebiet hineintrat, das einen so eigenen Frieden der Seele gewährt, die friedlich ihm naht, oder auch Kummer belastet! Der Geist des Gebetes schien von ihm gewichen in diesem wilden Sturme, der ärger war, als der, welcher die hohen Wipfel der mächtigen Eichen schüttelte, daß sie geängstet ächzten! —

Eben die unsichtbare Hand, die ihn auf diesen Weg geleitet, wieß seinem Fuße auch den rechten Weg zu einer Stätte des Friedens, da eine treue Liebe seiner harrte und ihn allein zum inneren Genesen führen konnte.

So erreichte er, ohne daß er es beabsichtigt, wenigstens sich klar geworden war, das Forsthaus.

Bis zu dieser Stunde hatte sein Gehirn gebrannt. Keine Thräne war, lösend den Krampf seiner Seele, in sein Auge getreten. Jetzt, als die Worte der Liebe an sein Ohr schlugen; jetzt als die warme Hand der treuen Freundschaft die seine faßte; jetzt löste sich die Fessel seiner Seele und der Thränenstrom, der aus seinen Augen stürzte war eine Wohlthat von unaussprechlichem Werthe. Er konnte wieder athmen aus der bisher beengten Brust und der Freundesarm, der sich um seinen Nacken legte und ihn an eine treue Freundesbrust zog, vollendete dieß wohlthätige Werk.

Der Förster redete kein Wort, aber er hielt ihn sanft umschlungen, und dieß Schweigen wirkte wohlthätiger, als alle Worte theilnehmender Liebe. Allmählig fühlte der Arme, daß es ihm leichter wurde, und als endlich die Försterin, die nie länger an einem Kasse gebrannt, als an diesem — weil sie im Gedanken an das räthselhafte Schicksal Heinrichs sich selber mehr hinderte, als förderte — in das Gemach trat, da schien es ihm, als sei der Bann gebrochen. Die Thränen versiegten, seine Brust hob sich leichter.

Jetzt aber fühlte der Förster seine durchnäßten Kleider, an die er in seinem erforschenden Sinnen gar nicht gedacht. Seine Frau mußte Kleider holen, denn auch Heinrichs Kleiderbündel war durchnäßt, dann selbst in die Küche treten, damit Heinrich sich in der warmen Stube ankleide, und erst dann setzte er sich zu ihnen und erzählte, was ihm dieser Unglückstag gebracht und bereitet, so ausführlich, als er es nur konnte.

So war es Mitternacht geworden, ohne daß sie es beachtet, wie die Stunden hinabrannen; aber die Fieberschauer, die Heinrichs Gestalt gewaltsam rüttelten; die wechselnde Farbe auf seinem Antlitz, die bald Gluth, bald todesbleiches Aussehen bemerken ließ, veranlaßten die theilnehmenden Herzen, ihn an die Ruhe zu mahnen, die er dann endlich suchte.

Ich fürchte, sagte der tiefbewegte Förster zu seiner Frau, als er aus Heinrichs Schlafstübchen wieder in das Wohngemach trat, wo sie mit gefalteten Händen saß, ich fürchte der Schurke, der dieß Höllenwerk verrichtete, hat mehr

Digitized by Google

gethan, als das äußere Glück des guten Jungen zerstört, er hat auch seine Gesundheit heillos zerrüttet. Gib Acht, Jettchen, er wird schwer krank!

Dann sei Gott gelobt und gepriesen, der ihn zu uns geführt! Sollte es so sein, so wollen wir ihn pflegen und hegen und der, der allein vom Tode errettet, der Herr, Herr und unser Gott, wird ja weiter helfen!

Amen! setzte der Förster hinzu und in dem Amen lag Beides, das feste Wollen dessen, was die Frau ausgesprochen und der feste Glaube an die Hülfe, der sie vertraute.

Und es war so, wie der erfahrene Förster vermuthet. Er fand am Morgen den theuren Freund in der wildesten Fieberglut, in den verworrensten Fieberträumen.

Es war ein bald wildes, bald flehentlich weiches Ankämpfen gegen die Beschuldigungen, die gestern das Elend seines Zustandes begründet. Lange Tage und Nächte dauerten diese Fieberträume, bald heftiger, bald milder fort, dann trat ein starker Schweiß ein und darauf ein Schlaf, der einen Tag und eine Nacht tief fortdauerte, der allmählig in ein leichteres Athmen in langen Zügen überging. Gelobt sei der treue Arzt in Israel, der unsre heißen Fürbitten erhörte! sagte die Försterin zu ihrem Manne, der sich leicht über den Schlafenden hinbog. Er athmet wie ein Gesunder! —

Die Krankheit ist gebrochen. Die unverdorbene Natur hat mit des Herrn Gnade den Sieg errungen, sagte, freudig seiner Frau zunickend, der Förster leise. Er wird erwachen, genesen! Die Frau preßte ihre Hände vor die Brust und blickte voll heißen Dankes gen Himmel. Sie wußte von wannen alle Hülfe kommt und Alles Gewähren dessen, was das arme Herz im Staube erfleht.

Am Nachmittage saßen beide Gatten wieder am Bette des Leidenden und beobachteten seine Züge, über die eine leise Röthe hinflog. Er bewegte sich und schlug matt das Auge auf, blickte erstaunt um sich, erkannte seine Getreuen, reichte dem Freunde matt seine Hand und sagte: Ich habe lange geschlafen nach dem schweren Gange, nicht wahr? —

Der Förster verstand, daß die vierzehn Tage seiner Krankheit aus seinem Gedächtnisse getilgt seien, ging daher ganz in seine Gedanken ein und sagte: Du warst auch sehr müde und wir blieben zu lange auf.

Ja, ja, erwiederte Heinrich, es war schon Mitternacht vorüber. Ich muß wohl müde gewesen sein, denn ich bin so matt, daß ich mich nicht regen kann. —

Thut nichts, sagte lachend der Förster. Kannst dich ausruhen bei uns nach Herzenslust. Aber du wirst Appetit haben?

Ach ja, sagte der Kranke und die Försterin flog, freudig bewegt, hinab, ihm ein passendes Nahrungsmittel zu bereiten.

Erst am andern Tage erfuhr Heinrich, daß zwischen jenem Abende seiner Ankunft im Forsthause und diesem Morgen — Wochen voll Leides lagen und nun erst preßte er die Hände, die ihn so treu gepflegt, an seine dankbare Brust. Einen Arzt hatte der Förster nicht zu Rathe gezogen, weil er eben fest darauf rechnete, daß Heinrichs frische Jugendkraft, seine unentweihte Natur, die feindliche Macht der Krankheit besiegen werde, und nun dankte er Gott dafür, denn es war ihm lieb, daß Niemand ahne und wisse, wohin Heinrich gekommen sei. Heinrich selbst war froh darüber, ob er gleich wünschte, daß Zwei es wüßten, um ihr Leid um ihn zu mildern.

Sie sollen es von mir erfahren, sagte der Förster. Die Andern brauchen es ja nicht zu wissen! —

Obgleich der Winter bereits seine weißen Boten gesandt und die Stürme wilder und heftiger tobten, so ging doch in der sorglichen Pflege der Freundschaft und Liebe die Herstellung Heinrichs einen raschen und kräftigen Gang. Als das heilige Christfest nahete, da trug er schon die Büchse und durchstrich mit dem Förster die Wälder, verfolgte mit ihm des Wildes Spur und rastet;

Digitized by Google

mit ihm in den Holzhauerhütten, deren einfaches Kartoffelmahl ihm weidlich mundete.

In den langen und traulichen Abenden wurde dann auch die Zukunft Heinrichs erwogen und nach allen Seiten hin besprochen. Heinrich erkannte, daß er fort müsse, weit weg von dieser Gegend, wo die Schmach noch auf seinem schuldlosen Namen ruhte. Daß der Herr, der der Unschuld Schutz und Schirm ist, auch hier die Wege der Bosheit enthüllen und die Unschuld an den Tag bringen würde, das war ihnen Allen eine unumstößliche Gewißheit.

Aber, ohne Lehrbrief, ohne Zeugnisse, wo sollte er hin, und wo eine Unterkunft als Kaufmann finden? Das war rein abgeschnitten. Ueberdieß stand er an der Schwelle seiner Militairpflicht, und daß er, der keinen Fehler und Makel hatte an seinem Leibe, nicht aus den Krallen der Franzosen käme, das lag über jedem Zweifel hinaus. Freilich war es eine trübe Aussicht, zu Napoleons Schaaren treten zu müssen, denn die Tausende, welche er auf seinen Schlachtfeldern opferte, schrieen Rache zum Himmel, und jedes Mutterherz bebte, wenn sein wohlgebildetes Kind zu den Jahren kam, welche keinen Ausweg mehr zuließen.

So stand's denn auch bei Heinrich, und des treuen Försters Rath war der, daß er freiwillig sich einreihen lasse, ein Jahr vor der gesetzlichen Aushebung. Im Grunde blieb kaum eine andre Wahl und Heinrich entschloß sich dazu. Zuvor aber schrieb er an seine mütterliche Freundin in L. und betheuerte ihr seine Unschuld und schied dann unter heißen Dankesthränen von den treuen Menschen, denen er so Vieles schuldete.

VI.

Die Nachricht von dem, was sich mit Heinrich zugetragen und die von seinem spurlosen Verschwinden kamen fast gleichzeitig nach L., denn Herr Caspar sorgte treulich dafür, daß nicht etwa Jemand durch *seine* Schuld ohne Kenntniß bliebe von der Sache, die ihm zu verbreiten so sehr am Herzen lag. Daß sie vergrößert, namentlich die entwendet sein sollende Summe vergrößert wurde, das lag im Gange des gewöhnlichen Fortpflanzens solcher Gerüchte, die, wie die Lawine, die von den Alpen in's Thal rollt, von Schritt zu Schritt zu wachsen pflegt.

Frau Müller war einer Ohnmacht nahe, als sie es erfuhr, und Lenchen war ganz trostlos. Der Schöffe allein triumphirte; denn, das hab' ich vorausgesagt, sprach er mit Selbstgenügsamkeit. Ein Bettelbube im Wohlsein wird übermüthig und — Hochmuth kommt vor dem Falle. Ich hab es dem alten Münster gesagt. Der ist so viel dran Schuld, als der Bub selber. So und noch viel ärger redete der Schöffe und stieß damit jedesmal einen Dolch in seiner Frau und seines Kindes Herz; denn daß Lenchen mit inniger Liebe an Heinrich hing, das trat nun erst recht zu Tage und die arme Mutter litt eben so sehr durch den Schmerz ihres Kindes, wie durch den eigenen.

Und dennoch konnte sie Nichts von Heinrichs Schuld überzeugen, wie auch alle Welt jetzt Steine auf ihn warf, und auch hier zeigte es sich wieder, wie tief der Scharfblick einer reinen Seele ist; sie glaubte fest, daß Heinrich ein Opfer der boshaften Ränke Caspar's geworden sei, und ob sie auch Nichts beweisen konnte, sie sprach es selbst aus, denn es war ihr innerlich zu einer Gewißheit geworden, die nichts zerstören konnte. Sie tröstete ihr Kind und ihre eigenen Worte gaben ihr selbst einen neuen Trost, weil es ihr zu Muthe war, als lege sie der Herr auf ihre Lippen, und eingedenk der Verheißung, welche der Heiland der gemeinsamen, innigen Fürbitte verleiht, betete sie mit Lenchen für Heinrichs Glück und Heil mit glaubensvoller und glaubensfreudiger Hingebung und Innigkeit, und ihre Seele gewann die Ruhe der Gewißheit, daß den armen schuldlos Leidenden des Herrn schirmende Hand führe und regiere. Der Schöffe, der das alte Kapitel immer wieder von Neuem durchhechelte, und der dadurch der blinden und, wie er sagte, verstockten Liebe seiner Frau zu dem „landflüch-

Digitized by Google

tigen Diebe" den Todesstoß zu geben vermeinte, begriff diese Ruhe nicht, die aus dem Auge und Wesen seiner Frau sich kund gab. Wie er sie auch zu erschüttern suchte — es gelang ihm nicht, denn — sie ruhte auf dem Felsen des Glaubens und des kindlichsten Vertrauens, der dem Schöffen unbekannt war.

Im Hause Münsters sah es auch nicht viel besser aus.

Jungfer Margreth hatte stets rothgeweinte Augen, denn mit dem Jungen war ein Stück von ihrem Herzen weggerissen worden. Auch sie glaubte nicht an seine Schuld, wohl aber an die Tücke und Bosheit des Menschen, dessen falsche Seele sie kannte. Weniger fest in ihrem Glauben, als Frau Müller und ihr Kind, gab sie sich dem aufrichtigsten Schmerze hin und dem Gebete für den tief Beklagten.

Münster ging düster umher. Sein Eigennutz berechnete den Verlust einer ausgezeichneten, stets wachsenden Arbeitskraft, die ihn nichts weiter kostete als die Nahrung und die abgelegte Kleidung; aber es war denn doch auch die Liebe zu Heinrich, der zu ihm wie ein Sohn zum Vater gestanden, die sich jetzt regte. Wie bei allen Hitzköpfen kam die Reue über sein Verfahren gegen Heinrich jetzt mit aller Stärke in seinem Herzen zur Geltung.

Das gestand er sich, nicht aber Andern, am wenigsten der Jungfer Margareth, deren strafende Blicke ihn schon Anfangs getroffen, deren Schmerz ihn jetzt wirklich tiefer traf, als das einschneidendste Wort vermocht hätte.

Münster legte sich in einsamen Stunden, in denen er an seinen Büchern saß, ohne zu rechnen, Manches zu Rechte, was er früher, eingenommen von Caspar, übersehen; er nahm dazu die schlechtverhehlte Freude dieses Menschen über seinen gelungenen Schurkenstreich; das rastlose Steinwerfen auf den Jüngling, der sich nicht vertheidigen konnte — und es begannen Zweifel aus den verborgenen Falten seines Herzens, dahin sie zurückgedrängt worden waren, erst scheu, dann immer stärker hervorzulugen. Bis jetzt freilich mußten sie zurückweichen, aber sein eignes Gewissen sollte bald vor ihn hintreten in der Gestalt des offenen, ehrlichen Försters, der ihm in nackten, dürren Worten vorhalten wollte, was er in der Leidenschaft, gehetzt von dem Todfeinde Heinrichs, an diesem Unglücklichen verbrochen hatte.

Es war an einem Sonntag Morgen, als Caspar in der Kirche und Münster im Laden allein war, da trat der Förster herein. Sein Gesicht war ernst, seine Haltung fest, sein Gruß kalt.

Münster reichte ihm die Hand und sagte: Herr Albrecht, was hat sich bei uns ereignet, seit ich Euch nicht mehr sah! Es muß schon weit über ein halbes Jahr sein.

Albrecht faßte die Hand nicht, wie er es sonst gethan, und das fiel Münster auf.

Wie? rief er aus, Ihr verschmäht meine dargebotene Hand?

Ja, sagte der Förster, daran klebt Unrecht! Zwischen mir und Euch ist eine Scheidewand aufgerichtet, über die für's Erste die alte Freundschaft nicht hinüber kann.

Münster erbleichte und es fuhr ihm ein Stachel durch das Herz. Die Zweifel reckten wieder ihre Hände aus den Falten des Herzens heraus und faßten den nicht mehr feststehenden Glauben an Heinrichs Schuld.

Unrecht? rief Münster. Seid Ihr allwissend, Herr Albrecht, daß Ihr die vor Augen liegende Wahrheit Lügen straft?

Was liegt vor Augen? fragte ruhig der Förster, fünf gezeichnete Thaler, die ein Spitzbube in Heinrichs Kommode legte, weil der arglose, treue Mensch sie nie verschloß; die lügen- und ränkevolle Aussage eines boshaften Menschen, der in Heinrich denjenigen erblickte, der ihn durch Fleiß, Treue und größeres Talent aus dem Sattel zu heben drohte, ohne daß je der Wille, das zu thun, in seine Seele gekommen wäre; das liegt vor, und endlich Eure unbewachte Seele, die den Einflüsterungen eines Schurken sich öffnete, ohne den sich vertei-

Digitized by Google

digen zu lassen, der doch so schnöde beschuldigt war! Das ist's, Herr, was Euch vor Gott und jedem ehrlichen Christenmenschen als schwere Schuld aufgebürdet wird. Ihr habt ihn ohne Recht hinausgestoßen, zertreten, vernichtet. Bei mir hat er lange Zeit mit dem Tode gerungen. Ich habe seine Fieberträume belauscht. Nie ist eine harte Aeußerung gegen Euch, nie ein Fluch über seinen Verderber über seine Lippen gekommen, nur die Klage, die schmerzvolle Klage über unverschuldete Schmach! — Herr, bedenkt's einmal, fuhr der Förster fort, wie allmählig der Caspar, der Katze gleich, seine Beute beschlich, bis er den Sprung wagte! — Habt Ihr denn auch einmal seine Sachen untersucht? — Nein; er erschien Euch, wie ein Engel des Lichts, und siehe, es war Einer der Finsterniß. Er plauderte Euch die Ueberlegung weg, und mit dem armen Beschuldigten spracht Ihr nie! Herr, das schreit zum Himmel! Seht, wie Ihr fertig werdet mit Eurem Gewissen und dem lieben Herrgott! Der wird heute oder morgen die Wahrheit an den Tag bringen, während das Opfer Eurer Härte in der Welt umherirrt, ohne ein Herz, dem er sein Weh klagen könnte. Nun, er braucht auch Keins. Er hat seinen Herrgott droben und das Bewußtsein der Unschuld im Herzen. Da hat's keine Noth! Gott befohlen, Herr Münster!

Damit wandte sich der Förster und ging.

Herr Albrecht! Herr Albrecht! schrie Münster ihm nach und wollte ihn zurück halten.

Ich habe Nichts mehr mit Euch zu schaffen, Herr Münster, sagte stillstehend der Förster. Macht's mit dem da droben aus! Er deutete gen Himmel und ging.

Münster brach schier zusammen. Seine Beine trugen ihn nicht und es war gut, daß keine Kunden kamen. Er hätte sie falsch bedient; denn in seinem Kopfe wirbelte es durcheinander, in seinem Gewissen war eine unerträgliche Qual.

Was sollte er thun? — Als ob ihm Jemand in's Ohr flüsterte: Geh hin und sieh einmal nach! so war's ihm und ohne eigentlich zu wissen was er that, eilte er hinauf auf Gaspars Stube, durchstöberte das Zimmer und — fand bei Heller und Pfennig die entwendet sein sollende Scheidemünze, und in einer Rolle die Thalerstücke, die hatten gestohlen sein sollen.

Er erstarrte. — Der Gedanke aber, daß Caspar zurückkehren könne, gab ihm wieder Leben. Er legte das Geld in die alte Ordnung, und eilte in den Laden.

Caspar kam, und erstaunte über des Principals verstörtes Aussehen.

Theilnehmend fragte er, und Münster schützte ein heftiges, ihn plötzlich überfallendes Unwohlsein vor, das ihn nöthige Ruhe zu suchen. Daran übrigens hatte er nicht ganz gelogen, denn in der That war es ihm übel zu Muthe und er bedurfte der Ruhe allerdings, um zur Klarheit zu kommen in seinen Gedanken und Entschlüssen.

Als er so dastand und den Kopf wider die Fensterscheiben stemmte, daß er seine heiße Stirne kühle, sah er den Friedensrichter vorübergehen, einen ihm sehr befreundeten Mann. Caspar stand in der Hausthüre.

Wie geht's Herrn Münster? fragte er den Ladenburschen.

Er ist unwohl, entgegnete Caspar, und diese Bemerkung wurde zur Veranlassung, daß der Friedensrichter ins Haus trat.

In jenen Tagen, und namentlich in den Rheinischen Departements des Napoleonischen Reiches, in welchem die erzählten Begebenheiten sich zutrugen, wurden diese erstinstanzlichen Kantonalrichter aus dem Volke gewählt und von ihm. In andern Departementen, namentlich in einem angränzenden, wo des Erzählers nächste Heimath war, kam diese gesetzliche Bestimmung niemals zur Ausführung. Wo sie aber Statt fand, da wählte man zum Friedensrichter einen Mann des Vertrauens und der gemeinsamen Achtung, und das Recht wurde nicht gebogen und nicht gekrümmt, und das Unrecht und die Schlechtigkeit ging

Digitized by Google

nicht straflos aus. In der Weise kam hier nicht eigentlich der Gerichtsbeamte, sondern der Freund und Jugendgenosse zu Münster und kein Argwohn kam in die Seele Caspars, der eben im Bewußtsein gelungener Schurkerei sich wiegte und das als eine Frucht seiner Pfiffe und Kniffe pries, was den armen Heinrich in's Elend gestürzt. Dadurch war er so sicher geworden, daß er an die Möglichkeit nicht dachte, es könne sich ein Gewitter über seinem Haupte entladen, und sich einer Sicherheit hingab, wie sie kaum bei einem so schlauen Schelme zu vermuthen war.

Als der Friedensrichter eintrat, eilte ihm Münster mit wahrer Freude entgegen. Er erzählte ihm nun Alles, bis auf seine letzten Entdeckungen und verhehlte ihm die Gewissensangst nicht, die unerträglich ihn quälte.

Der Friedensrichter tadelte mit Fug und Recht das Selbstuntersuchen und Entscheiden Münsters in dieser Sache, und fand es höchst unrecht, daß er es nicht habe dem richterlichen Verfahren überlassen, das ohne allen Zweifel den Trug würde zu Tage gefördert und die Schuld und Unschuld klar gefunden haben, zumal die Sache nicht so verwickelt erscheine.

Es ist indessen noch nicht zu spät, bemerkte der Friedensrichter, und da du mir Alles mitgetheilt und ich selbst die Ueberzeugung theile, das Heinrich ein Opfer der Bosheit geworden, so werde ich sogleich und ganz entschieden handeln! Damit ging er von dannen und ehe eine Viertelstunde vorüber war, entstand in der Gasse ein wahrer Aufruhr, denn zwei Gensd'armen traten mit dem Friedensrichter, der seine dreifarbige Schärpe, das Zeichen seines Amtes, trug, in Münsters Laden und nahmen den Herrn Caspar in Verhaft, versiegelten seine Habe und nahmen alsbald die nöthigen Zeugenverhöre auf. Bei der Untersuchung fanden sich die entwendeten Gelder nicht nur, sondern die deutlichen Beweise fortgesetzten Kassendiebstahls in bedeutenden Summen, die Caspar verborgen hatte.

Da sieht man's wieder deutlich, sagte Münsters Nachbar, ein ehrlicher Küfermeister, der Heinrichs besonderer Freund gewesen, daß Keiner einen Andern hinter dem Ofen sucht, er habe denn selber dahinter gesteckt. Der Spitzbube hat den treuen Heinrich zum Diebe gestempelt, um ihn aus dem Sattel zu heben, während er ein Erzdieb von Anfang war.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerüchte durch das Städtchen und Heinrichs Parthei, die durch seine scheinbare Schuld anfänglich bloß verblüfft war, erhob sich nun mit Macht, sammelte sich in hellen Haufen bei Münsters Hause, und würde, aufs Höchste gereizt, sich an dem Uebelthäter vergriffen haben, hätte nicht der ohnehin armselige Mensch durch seine Erscheinung die Leute entwaffnet, denn er ließ die Flügel zur Erde hängen und die beiden Gensd'armen, die ihn nach dem Rathhausschirme brachten, mußten ihn mehr schleppen und tragen, als er ging, weil er es eben, völlig vom Bewußtsein der Schuld übermannt, nicht vermochte.

Schon am selbigen Tage bekannte er Alles, bis in's Einzelne und am folgenden wurde er in das Bezirksgefängniß abgeführt, wo er, und damit muß ich dem Gange der Geschichte nach dieser Seite hin vorgreifen, Heinrichs Unschuld und *seine* Schuld ohne alle Winkelzüge bekannte, und nur um ein gnädig Urtheil anhielt. Das half ihm Nichts, denn das richterliche Verfahren ging seinen Gang und seine Strafe blieb nicht aus. —

Am Nachmittage desselbigen Tages, da Caspar war verhaftet und seine Schuld entdeckt worden, mußte der schon erwähnte Küfermeister einen Gang nach L. machen, wo der großartige Holzschlag ihn Faßtauben zu finden hoffen ließ. Er wollte deßwegen mit dem Schöffen selbst reden und, da der Meister erstaunlich gerne plauderte, auch die allerneueste Neuigkeit warm hinterbringen, denn er war genau von den Beziehungen unterrichtet, in denen Heinrich zu dem Müller'schen Hause innerlich und äußerlich stand.

Es war eben Sonntag Nachmittag und der Gottesdienst längst vorüber, auch selbst das Schlafstündchen derer, die von den verkürzten Nächten und ver-

Digitized by Google

längerten Arbeitstagen der vergangenen Woche noch einen Rest nachzuholen hatten im erquicklichen Schlafe, dessen sie nach dem Gottesdienste auf dem duftenden Heuschober zu genießen pflegten.

Vor dem Orte begegneten ihm schon die singenden Genossenschaften der erwachsenen Jugend, die sich meist nach Jahrgängen sippet, und weiter hinauf im Dorfe saßen Männer und Frauen gar traulich vor den Hausthüren auf einem Balken oder Holzstamme, der zufällig dalag oder auf einer einfachen Bank, und plauderten gemüthlich von Diesem und Jenem, wie es sich gab.

Grüßend nach den ihm bekannten Namen hierhin und dorthin, schritt er die Gasse hinauf.

Vor des Schöffen Müllers Hause war ein ziemlich großer Platz, den ein herrlicher Nußbaum überschattete und zur Seite des Nußbaums stand ein Ziehbrunnen, um dessen gewölbte Rückwand im Halbkreise Sitze liefen, die der Schöffe, auf dessen Grund und Boden der Brunnen stand, hatte mauern lassen. Auf der andern Seite oder vielmehr diesen gemauerten Sitzplätzen gegenüber lag altes Bauholz, das zusammengeschichtet war und darauf man bequem sitzen konnte.

Der Schöffe, der es sonst nicht recht mit seiner Amtswürde vereinbar hielt, sich so ohne Weiteres unter die Nachbarn zu setzen, war ungemein fröhlich heute, denn er hatte am vorhergehenden Tage eine bedeutende Menge des schönsten Eichennutzholzes um einen spottbilligen Preis erkauft und grade das Holz, auf welches der Küfermeister spekulirte; darum saß er auch unter der großen Gesellschaft, welche sich unter dem Dache des Nußbaumes zusammengefunden, und die aus Nachbarn und Gefreundeten bestand. Auch Lenchen, die meist bei der geliebten, trefflichen Mutter blieb, saß mit dieser auf dem Bauholze.

Gut'n Tag, Meister Wenz! rief der Schöffe dem Küfermeister zu, als dieser grüßend herantrat, und in seiner Seele war bereits der Handel geordnet, den er unzweifelhaft mit dem Küfer abzuschließen hoffte.

Die gegenseitige Begrüßung war herzlich, wie der Händedruck; dann wurde von schönem Wetter und gutem Herbst, das heißt, der guten Weinlese, gesprochen, die in Aussicht stand, die aber später die Hoffnung nicht rechtfertigte, und so war der Uebergang zum Holzhandel gemacht, der sich so gestaltete, daß der Meister sich das Daubenholz aussuchen dürfe, das alsdann von dem geschwornen Holzhauermeister aufgesetzt und gemessen werden sollte, der Preis war dafür so hoch, daß der Schöffe das übrige, für Wagner und Tischler noch prächtige Nutzholz völlig frei hatte. Sie waren mit drei Worten einig und beide fröhlichen Herzens, daß sie zufriedenstellend ihr schon vorherbestimmtes Mal erreicht hatten.

Nun setzte sich der Meister und sagte, er habe ihnen Allen etwas Funkelnagelneues zu erzählen.

Alle spitzten die Ohren, und da der Name Heinrich gefallen war, klärte sich das Antlitz der Frau Müller, Lenchens Wangen färbten sich röther, aber ohne daß er diese verschiedenartigen Zeichen der Theilnahme beachtet hätte, legte sich des Schöffen breite Stirn in Falten. Das Alles bewirkte des Küfers Gesicht, denn in dem stand verständlich zu lesen, daß er keine Hiobspost bringe, sondern von Heinrich eine fröhliche. —

Nun hob er denn an und erzählte Alles breit und weitschweifig, mit Nutzanwendungen und mancher Bemerkung, die als Seitenhieb den alten Münster, den sündhaften Caspar und alle die traf, die so leichtgläubig an Heinrichs Schuld geglaubt, die er, der Küfer nämlich, stets in Abrede gestellt.

So war er endlich den letzten, entscheidenden Ereignissen nahe getreten, der Schöffe hörte, wie er auch äußerlich eine kalte Gleichgültigkeit zu zeigen bemüht war, mit der größten inneren Spannung zu, bis Alles klar lag und die Gefangennehmung Caspars, sein angstvolles Bekenntniß der Schuld ausgesprochen war. — Der Schöffe sank ordentlich zusammen, als der Küfer fast begeistert ausrief: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen

Digitized by Google

und des Herrn Wege sind zwar dunkel und wunderbar, aber er führet Alles herrlich hinaus! Dabei bleib' ich und hier liegt's!

Lenchen stand auf und ging nach dem Hause. In ihrer Brust jubelte es und doch wehklagte es auch wieder, weil ja Heinrich verschwunden war und Niemand wußte wohinaus er seinen dunkeln, trostlosen Pfad verfolgt. Beten mußte sie, danken, aber auch flehen und dazu ist nur im Kämmerlein der Ort, wo das Herz mit seinem Herrn und Gotte reden kann ohne Scheu und Hehl vor den kalten Menschen.

Des Schöffen Frau saß stille da. Ihre Hände waren in Andacht gefaltet; über ihre Wangen riefelten zwei Thränen, die sie nicht fühlte, weil in ihr die Seele zu mächtig arbeitete. Sie sah ihr Kind weggehen und wußte durch das innere Verständniß, wohin sie ging und was sie that. Gerne hätte sie ein Gleiches gethan, aber es lag noch manche Frage auf ihrem Herzen, deren Beantwortung sie hier hoffen zu dürfen meinte. Als der Küfer geendet, trat eine augenblickliche Stille ein, worin jedes Glied der Gesellschaft seinen Gedanken nachhing.

Endlich sagte der Schöffe: Wer hätte das denken sollen?

Was? rief der Küfer. Jeder hätte es denken sollen, der nicht vorn herein einen Stein auf den blutarmen braven Jungen zu werfen Lust hatte. Es ist eine Schmach und eine Schande, daß die Leute vornherein gleich das Schlimmste von Andern am Liebsten glauben. Scheint Einer zu purzeln, Plumps! dann werfen Alle drauf! Gottlob, daß ich ihn besser kannte! Jetzt brennt's im Gewissen, soferne Einer noch Eins hat, und meiner Lebtage hab' ich keinen Menschen gesehen, der mehr abgetackelt ist, als der alte Münster! Der war auch Einer von den raschen Todtschlägern, und Ihr, Schöffe, gehört auch zu dieser Zunft, und habt zu allererst den Feuerbrand des Verdachtes in das Pulverfaß der Leidenschaft hineingeworfen durch ein Geschwätze von Versuchung und dergleichen mehr. Wer nöthigte Euch dazu? Ich glaube Ihr seid der Haupturheber und habt am meisten gut zu machen.

Unwillkürlich blickte seine Frau auf ihn hin.

Eine dunkle Röthe folgte einem bleichen Aussehen, aber der Schöffe, der sonst Nichts der Art ruhig und stille hinnahm, war von dem derben Schlage des ehrlichen Küfers so verblüfft und betroffen, daß der Anlauf zu einer harten, vielleicht groben Entgegnung ohne Aeußerung und Erfolg blieb. Er schwieg — vielleicht zum ersten Male in ähnlicher Lage, einer so bestimmten Anklage gegenüber. — Es traf zu sehr die Scheibe, und das Schwarze in ihr, als daß er hätte reden können.

Es entstand wieder eine Pause, die jedoch der Küfer wieder selbst unterbrach. Großer Gott, sagte er, fast als sage er es zu sich selbst, es ist doch ein hartes Loos, eine Waise zu sein, und eine Dorfwaise dazu! — Irrt nun der arme Junge in der Welt herum und hat keine Seele, die ihm angehört!

Irrt, irrt? sagt Ihr, Meister, rief des Schöffen Frau; wisset Ihr Etwas von ihm? —

Nein, leider nein, sagte der Küfer. Wer weiß, wo er ist? Wer weiß, ob er nicht in diesem Augenblicke hungert und darbt, in wilden Fieberträumen krank liegt oder gar mit dem Hungertode ringt?

Des Schöffen Frau bedeckte sich mit der Schürze das Antlitz und weinte laut Den Schöffen schüttelte ein Schauder. Der Küfer nahm seine Mütze, sagte Adjes und ging.

Des Schöffen Frau eilte in's Haus; die Bauerfrauen, die umhergesessen, entfernten sich ebenfalls und der Schöffe allein lehnte an dem Nußbaume, rauchte und meinte Dampfwolken auszublasen, und seine Pfeife war weder gestopft, noch brannte sie. In ihm arbeitete es mächtig und der Küfer hatte einen Feuerbrand in die Seele des reichen Bauern hineingeworfen, der so leicht nicht wieder erloschen.

Das Alles blieb im Dorfe nicht unbekannt.

Digitized by Google

Wie früher, als der Spitzbubenstreich kund wurde, Heinrich in Aller Munde war, und Mancher, der nicht kurzweg Lumpenvolk und Spitzbuben im Munde führte, denn doch auf den Gedanken kam, es sei das Arge, das er alle Tage in des Hans Adams Hütte gehört und gesehen, der Anfang dieser Verunreinigungen gewesen, und der Grund und Boden, darauf jetzt das Elend eines Menschen sich aufbaue — und ob nicht Alle, die dazu geholfen, die Schuld trügen, — so wurde er jetzt wieder der Gegenstand der vielfachsten Besprechung. Nun wollte Jeder an der Wahrheit der Diebstahlsmähr gezweifelt, Heinrich für besser und solcher Streiche unfähig gehalten haben, und es kamen einzelne Züge seines guten Herzens und ehrlichen Sinnes zu Tage, die damals, als er sollte ein heimlicher Dieb an seinem Herrn sein, ganz übersehen und vergessen worden waren. Jetzt wußte Jeder, der früher wegwerfend geurtheilt, irgend Etwas zu erzählen, was fein, lieblich und wohllautend war, und der, welcher früher dem Dorfe fast für eine Schmach und Schande war gehalten worden, wurde jetzt als eine Ehre desselben angesehen, da er als ein Märtyrer erschien; allein, was aus ihm mochte geworden sein; wo er hingekommen? das machte nicht viel von sich reden, ob man gleich hätte denken sollen, die Einbildungskraft habe da ein unbegrenztes Feld vor sich. Und grade darin liegt, wie bei dem Kinde, der mächtigste Reiz, weil sich eben die Gedanken da Schreckliches und Liebliches in feinster Weise ausmalen können. Freilich, die Sorge um das tägliche Brod, die jeden Tag neu werdende Arbeit des Landmanns, die Nothwendigkeit, seine Kraft darauf zu verwenden, lassen solchen müssigen Spielen der Einbildungskraft nicht eben vielen Raum und nur die Frauen sind es, denen hier mehr gegeben ist. So waren es denn auch vorzugsweise Zweie, in deren Seele Heinrich eine Stätte hatte, welche Gedanken dieser Art nach allen Seiten hin ausspannen bis zur höchsten Selbstqual, und die nur im Glauben und Gebete Trost fanden. Doch — was sage ich? Zweie? — War nicht noch eine fromme, treue Seele, die der Kummer um Heinrich beugte? War nicht Jungfer Margreth da, die ihn geliebt wie einen leiblichen Sohn; die für ihn gesorgt wie eine Mutter; die er verehrt mit treuem Herzen? — Wer konnte die Thränen zählen, die sie vergoß, wenn es nicht ein Engel Gottes that? Wer die schlaflosen Nächte, die in Weinen und Gebet träge dahinschlichen? Sie, sie hatte zu allererst eine Schurkerei von Caspar geahnt. Sie hatte ihn oft beobachtet und so einer Verdacht geschöpft; aber sie kannte Münsters Hitzkopf und schwieg und drückte ihr Leid hinunter in das Herz, das in einem kummerreichen, leidenreichen Leben viel geduldet und durchgekämpft. Auch ihr Hort und Schild blieb ja nur der Eine, der der Waisen Vater ist, und das Gebet, eine Fürbitte für ihren Liebling, des armen, alten Herzens Erquickung.

Münster hielt viel auf sie, die goldtreu seinem Hauswesen vorstand. Er wußte, wie lieb ihr Heinrich gewesen; darum sprach er, so lange der dunkle Schatten der Schuld auf ihm lag, nichts über ihn in ihrer Gegenwart; als aber das Blatt durch des Försters Gewissensschärfung so rasch und entschieden sich gewendet hatte, und Münster nun die wohlverdienten und harten Reden des Küfers hören mußte, die auch Mancher im Städtchen, außer dem Küfer, noch führte, da wagte er es kaum mehr unter die Leute zu gehen, und da war es die treue Margreth, mit der er reden, bei der er seine Seele entlasten, wenigstens erleichtern konnte.

VII.

Droben im Forsthause war es, seit Heinrich es verlassen hatte, sehr stille. Der Förster mußte hinaus in den Wald, wo sein Berufskreis lag, und seine Frau schaltete und waltete im Hause; aber so oft sie Heinrichs kleinen blühenden Pathen an's Herz drückte, dachte sie an den Armen, der, wie ein leckes, segelloses Boot auf den Wogen des Lebens umhertrieb und ein leises Stoßgebet flog hinauf zu dem Herrn, der alle Haare unsres Hauptes gezählt hat und ohne dessen Willen auch nicht Eins zur Erde fällt. Kam dann der Förster heim und sie saßen traulich am Abende zusammen, dann begleiteten ihre Gedanke und Wünsche den, der ferne war und von dessen Geschicken sie noch keine Kunde hatten.

Digitized by Google

Nachdem nämlich der Plan besprochen und angenommen worden war, daß Heinrich freiwillig sich unter die Waffen stelle, unter die er nach dem eisernen Gesetze doch gestellt werden mußte, schickte er sich an, das Forsthaus so stille zu verlassen, wie er es betreten; Geld hatte er keins, denn sein Bischen, was er sich von Münsters Wochengelde erspart, lag noch drunten, im Städtchen, in der Ecke der Kommode, die ihm Jungfer Margreth eingeräumt. Er verlangte nicht einmal darnach, weil es von dem Manne kam, der ihm so wehe gethan, gegen den er übrigens keinen Haß in seiner Seele nährte, weil er ihn als einen schwer Getäuschten ansehen mußte. Dieser Geldmangel drückte ihn, denn Betteln war ihm entsetzlich. Hatte er es doch, als er noch in Hans Adams Familie lebte, nicht gethan, und wenn er ihn bis aufs Blut geschlagen. Und damals war er ein Knabe — jetzt sollte er es thun? Das fröstelte ihn, wenn er daran dachte. Der Förster wußte seine Lage und kannte also auch diese Nebenquelle seiner gedrückten Stimmung. Seine eigne Lage war bedrückt. Seine Besoldung entsetzlich kümmerlich. Dennoch hatte seine wackere Frau aus ihrem Viehstande einen Nothpfennig gespart und sorglich zusammengehalten für eine etwa einmal kommende Noth. Mann und Frau berechneten, wie viel es Heinrich kosten konnte bis zu der Stadt, wo ein Eintreten in's Heer möglich wäre, und sie fanden, daß ihr Nothpfennig etwa ausreichen könnte, wenn sie Heinrichs sehr geringe Bedürfnisse damit zusammenhielten. Ihre Herzen schlugen leichter, als sie diese Ueberzeugung gewonnen hatten, und der Förster eilte, es dem Freunde mitzutheilen, der weinend ihm um den Hals fiel.

Einen Tag später begleitete ihn der Förster auf stillen Waldpfaden eine weite Strecke und dort trennten sie sich nach bitterm Abschiede.

Nun waren schon acht Wochen ins Land gegangen und kein Sterbenswörtchen war von Heinrich zu ihnen gelangt, obwohl er gelobt, zu schreiben sobald seine Einstellung geschehen, sein Depot oder der Ort, wo er seine Ausbildung für den Dienst erhalten sollte, bestimmt sein würde.

Die Jagden hatten den Förster viel hinausgerufen in den dunkeln Forst, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und da das Wetter stürmisch und regnerisch geworden war, so mußte er einer Verkältung wegen einige Tage das Haus hüthen.

Der Regen hatte sich indessen gestellt, und ein frischer Frost die Luft rein und den Boden hart und fest gemacht. Ungeduldig saß der junge Forstmann am Ofen als seine Hunde anschlugen.

Selten suchte ein Gast das einsame Haus heim, es sei denn, daß es ein Händler gewesen, der Pelze oder Wildpret gesucht.

Der Förster stand rasch auf und trat neugierig an's Fenster. Vielleicht der Postbote? sagte er zu sich und sein Herz begann rascher zu schlagen; aber es war der Postbote nicht; vielmehr eine in warme Winterkleider gehüllte Gestalt, die langsam daher schritt, und der man es ansah, das des Alters jäh wachsende Last gewaltig auf die Schultern und den Nacken drücke. Der Förster erkannte sie nicht, denn eine warme Pelzmütze deckte den Kopf so sorglich, daß man kaum Etwas von dem Gesichte sehen mochte.

Er öffnete rasch das Fenster, beschwichtigte die bellenden Rüden und schloß es dann wieder, erwartend, ob die fast schleichende Gestalt sich dem Hause nähere und er dann erkennen möchte, wer so frühe in dieser Jahreszeit zu ihm komme.

Der Fremde bog wirklich zur Thüre ein und bald klopfte es leise an der Stubenthüre und auf des Försters Hereinruf trat — Münster in den warmen Raum.

Aber welche Veränderung war mit dem Manne vor sich gegangen! — Der Förster erkannte ihn kaum wieder und erschrack, als er ihn genauer angesehen und erkannt hatte.

Münster war ein Mann, hinter dem freilich die Jugend in weiter Ferne lag; aber er war ein stammhafter, rüstiger Mann an der Schwelle der Sechszig

Digitized by Google

gewesen. Seine Gestalt war noch gestreckt, aufgerichtet; sein Aussehen blühend, sein Haar schwarz, sein Auge klar und scharf, sein Gang kräftig wie seine Haltung gewesen. So hatte der Förster ihn gekannt, ohne irgend merkliche Schwankungen in Farbe und Aussehen. Jetzt stand ein Greis vor ihm, in allen Fugen ein Greis vom Schädel bis zur Sohle. Es überlief ihn eiskalt. Das hatten die wenigen Monate hervorgebracht, seit er sich als das Werkzeug eines Nichtswürdigen zum schnödesten Unrecht an einem Unschuldigen hatte ge- oder besser mißbrauchen lassen, und die Entdeckung der Wahrheit ihm die Augen geöffnet, das Gewissen geweckt, und den Wurm, der nicht ruht, das Feuer, das nicht gelöscht werden kann, in sein Inneres gekommen und angefacht worden war.

Beide standen nach kurzem Gruße schweigend einander gegenüber. Münster reichte dem Förster seine Hand dar und sagte: Ihr habt sie einst als mit Blut befleckt zurückgewiesen, werdet Ihr sie jetzt, wo sie ein von Reue zerrissener, dem Grabe rasch zueilender Mann reicht, annehmen? —

Die Stimme klang so hohl, als käme sie aus dem Grabe; das matte Auge blickte ihn so schmerzlich aus der tiefen Höhle, in der es lag, an, daß des Försters Herz gepreßt wurde von dem gewaltigen Eindruck, den eine solche Erscheinung zu machen fähig ist.

Der Förster reichte ihm seine Hand und drückte die dargebotene. Aller Groll gegen den Mann, der an dem Freunde seiner Seele sich so schwer versündigt, war zerronnen und hatte einem Mitleide Platz gemacht, das nun seine ganze Seele beherrschte.

Er führte ihn zum Sessel, der dem armen Förster zum rechten „Sorgensessel" gar oft schon geworden war. Münster sank mehr hinein, als er sich setzte, und ein hohler, hellklingender, trockener Husten überfiel ihn, dabei er seine rechte Hand gegen die kranke Brust drückte.

Als der heftige und lang andauernde Anfall vorüber war und sich Münster Etwas erholt hatte, sagte mit weicher, theilnehmender Stimme der Förster: Was führt Euch zu so rauher Zeit den Weg herauf zu mir?

Ich dachte — nicht — daß — Ihr — mich das — fragtet, sprach Münster beengt und langsam. Es ist und kann nur Eins sein, was mich, den Ihr als einen dem Grabe rasch zuwankenden Greis vor Euch sehet, hier heraustrieb. Da drinnen (er legte die Hand auf die Brust) nagt's und brennt's und da ist der Sitz meines mich bald hinraffenden Leidens. Fragt Ihr nach dem Grunde, so ist es nur ein Name, den ich nennen kann, es ist Heinrich. Seit Euer Wort wie ein zuckender Blitz durch meine Seele fuhr, ist mein Frieden fort. Ihr wißt, wie es mit Caspar geworden ist. Das Gericht hat ihn verurtheilt und er hat lange Zeit zur Reue hinter Kerkermauern. Ich leide gleiche, vielleicht noch größere Pein. Gott wolle in seiner ewigen Gnade milde über mich richten, denn ich will gut machen, hört Ihr's, ich will gut machen! — Aber ist es noch möglich? Die Frage drückt mir das Herz ab; sie treibt mich den Berg herauf zu Euch, denn die gute Margreth sagte, Ihr müßtet Etwas von ihm wissen, daß ich ihn zurückrufen könne.

Des Försters Gesicht nahm einen noch schmerzlicheren Ausdruck an. Er schwieg.

Münster beugte sich vor und blickte mit einem erschütternden Ausdruck in des Försters Angesicht.

Ihr schweigt, rief er dann mit dem Ausdrucke des inneren Zerrissenseins in der Stimme und faßte des Försters beide Hände. Ihr schweigt und Euer Gesicht drückt eine neue Hiobspost aus! — Ich bitte Euch um Gottes Willen, redet, gebt Ihr mir doch nur einen kleinen Hoffnungsstrahl!

Ich kann es nicht! sagte der Förster und eine Thräne trat in das Auge des eisenfesten Mannes.

Da sank Münster mit gefalteten Händen in den Stuhl zurück, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und weinte laut.

Digitized by Google

Nach einer Weile, darin das unsägliche Leid zwei Männerherzen in ihren Tiefen ergriffen und erschüttert hatte, sagte Münster: Ihr wißt also Nichts von ihm? — Großer Gott! Ich habe ihm durch einen unumstößlichen Akt vor dem Notar und Gerichte alle meine Habe geschenkt und nur das Eine mir vorbehalten, daß er mir ein Stücklein Brotes gebe, daß ich lebe und Buße thun könne, bis mich der Herr abruft. Glaubt Ihr, daß das eine Sühne sei für meine große und schwere Schuld? —

Der Förster drückte stumm seine Hand. Es arbeitete mächtig in seiner Brust und seine Blicke ruhten auf der zerstörten Miene des alten Mannes, den sein kurzes Wort völlig niedergeschmettert hatte.

Wieder blieb es eine Weile still.

Ach, daß ich ihn zurückrufen, zurückholen könnte! seufzte der tiefgebeugte Mann, — dann bat er: Erzählet mir doch um Gottes Barmherzigkeit willen, wie es um ihn stand, als er zu Euch kam, wie es ihm ging in seiner Krankheit, und was er dann endlich für eine Absicht hatte, als er wegging. Es fehlten ihm ja alle Mittel!

Meine Ersparnisse haben wohl für's Erste ausgereicht, nahm der Förster das Wort, und erzählte ihm dann ausführlich Alles, was sich begeben hatte. Er ist freiwillig unter die Franzosen gegangen, schloß er dann, und Ihr wißt wohl, da ist nun kein Mittel mehr, ihn loszubringen. Wär' er nicht freiwillig gegangen, so hätte er später gemußt.

Münster rang verzweifelnd die Hände. — Wenn ich ihm nun einen Einsteher stellte? fragte er dann rasch, und gleich als ob ihm der Gedanke eine neue Hoffnung böte, so belebte sich sein Gesicht.

Wäre das gleich geschehen, sagte der Förster traurig, dann hätte es gehen mögen, zumal er noch nicht im Zuge war, aber jetzt? Nein, Nein! Es ist zu spät! — Es ist völlig unmöglich!

Zu spät! rief Münster und bedeckte wieder sein Angesicht mit seinen Händen. Er stöhnte und seine Brust hob und senkte sich krampfhaft. Wieder brach der gellende Husten los und nahm ihm fast allen Athem.

Nachdem er sich erholt, sagte Münster fast tonlos: Habt Ihr denn gar keine Kunde von ihm, seit er weg ist?

Keine, erwiderte schmerzlich der Förster.

Wo ist er denn? fragte Münster.

Nach M....! war des Försters Antwort. Ob er aber noch dort ist, bezweifle ich, setzte er hinzu. Der Krieg mit Oesterreich ist im hellen Auflodern. Die Schlachtfelder werden bald rauchen vom Blute der Gefallenen und die Lücken müssen ausgefüllt werden. Da treibt man die Rekruten nach den Depots und wer weiß, wohin Heinrich gebracht worden ist, um schnell einexercirt und fähig zu sein, die Lücke eines Gefallenen auszufüllen!

Plötzlich richtete sich Münster wieder auf. Ach, sagte er, Ihr seid sein einziger, treuerprobter Freund; wolltet Ihr nicht nach M.... reisen, um Alles aufzubieten, was möglich ist. Ich will Euch Geld geben, so viel Ihr brauchen möget. Wollet Ihr's nicht versuchen?

Wie gerne ich es thäte, wenn nur ein einziger Strahl von Hoffnung da wäre, brauche ich Euch nicht zu sagen, sprach der Förster; aber das wäre ja doch nur Wasser in den Rhein getragen. Wozu also hinreisen? Lasset Gott walten! Ihr habt für seine Zukunft gesorgt. Das ist aller Ehren werth, aber weiter könnet Ihr, kann Niemand in die Speichen des Rades greifen, das unaufhaltsam dahinrollt.

Wenn ihn aber eine Kugel träfe, rief Münster angstvoll aus, und ich müßte sterben ohne seine Verzeihung? —

Trifft ihn eine Kugel, sagte der Förster, so ist es Gottes Wille, der sie auf seine Brust lenkt. Dann geschähe sein Wille und wir müssen uns beugen unter den heiligen Rathschluß des Herrn. Was aber seine Verzeihung betrifft, so wird die Euch nicht ausbleiben, denn ich habe es schon gesagt, er trägt keinen

Digitized by Google

Zorn gegen Euch in der Seele. Er hat Euch lieb um des Guten willen, das Ihr an ihm gethan.

Lieb? Den, der ihn elend gemacht? rief der Leidende. O, das verdiene ich nicht, ich strafbarer Sünder!

Der Förster beruhigte den Mann nach besten Kräften, und versprach ihm, sogleich Nachricht zu bringen, wenn er einen Brief von Heinrich empfangen würde.

Gegen Abend begleitete er den Greis wieder bis an den Fuß des Berges, von wo er nur noch eine kleine Strecke bis zum Städtchen zu gehen hatte.

Aber Wochen und Monate vergingen und es kam keine Nachricht. Als der Frühling endlich kam, wurde der Förster zum Leichenbegängnisse Münsters geladen. Er war hinübergegangen, zwar beruhigt, aber sein letztes Wort war „Heinrich“ gewesen und ein heißes Gebet für ihn.

Für Heinrich mußte ein Curator vom Gerichte ernannt werden, und dieses Amt fiel dem Förster zu, der es auf das dringende Bitten der guten Margreth auch endlich annahm. Margreth selbst aber zog in's Forsthaus, da die gute Försterin ihr befreundet war, und fand so eine liebreiche Pflegerin und eine behaglichere Heimat, als sie sie jemals in Münsters Hause gehabt. Sie war nicht arm, und bestimmte selbst ein weit reichlicheres Kost- und Pflegegeld, als jemals die Försterfamilie zu fordern im Sinne haben konnte. Dieß und die vom Gerichte bestimmte Verwaltungsentschädigung für Heinrichs sehr reiches Erbe waren hinreichend, die gedrückte häusliche Lage des Försters zu verbessern und ihm ein hinreichendes Auskommen zu geben. Er widmete sich mit hingebender Treue der Verwaltung des Vermögens des verschollenen Freundes, von dem zum großen Schmerze der ihn mit treuer Liebe umfassenden drei guten Menschen keine Kunde eintraf.

Mit ihnen aber trauerten droben im Dorfe L. noch zwei gleich treue Herzen, Lenchen und ihre Mutter. Sie hatten durch Jungfer Margreth die Beziehungen des Försters zu Heinrich kennen gelernt, und so oft sich irgend eine Gelegenheit ergab, fragten sie nach Kunde von ihm — die aber leider ausblieb.

Dort, im Hause des Schöffen nahm das Leid noch eine andere Gestalt an.

Lenchen war zur Jungfrau herangewachsen, wacker und tüchtig, rein und lauter, wie die Mutter, an deren Herzen sie geruht, unter deren Leitung und Auge sie heranwuchs.

Zwar nicht blühenden Angesichts mehr, denn seit der Kummer um Heinrich an ihrem Herzen nagte, sah sie bleich und leidend aus; aber schön und kräftig das verjüngte Bild ihrer schönen Mutter, stand Lenchen da, die Erbin eines sehr ansehnlichen Vermögens. Da konnte es nicht fehlen, daß manches Jünglingsauge nach ihr ausschaute und Mancher sie in Liebe zur Hausfrau heimführen mochte. Keiner aber durfte sich ihrer Liebe erfreuen, denn Einem nur gehörte ihr Herz; Einem von der frühen Kindheit auf; Einem bis in's Grab. Das wußte wohl die Mutter, nicht aber der Vater, der ohnehin dem Herzen keine Rechte einzuräumen gedachte, wo es darauf ankam, eine gute Heirath für sein Kind zu stiften. Das war, nach seinen Grundsätzen, seine Aufgabe, und die Lenchens, zu gehorchen. Manchen braven und reichen Freier hatte das Mädchen weggewiesen, und da diese alle nicht so ganz nach seinem Sinne, das heißt im Vermögen ihm nicht gleich und ebenbürtig waren, so ließ er es ohne weitere Einrede geschehen; aber das änderte sich, als der Sohn des reichen Müllers Hager als Freier um Lenchen's Hand, als Bewerber um ihr Herz auftrat.

Der junge Hager war ein hübscher Bursche, nur etwa ein Jahr älter als Lenchen; war brav, fleißig und der alleinige Erbe der schön gelegenen Mühle. Das war eine Gelegenheit, wie sie wahrlich nicht alle Tage sich findet, und der Schöffe lächelte selbstgefällig, als die ersten Erkundigungen so um die Ecke herum Statt fanden, denn auf der Mühle lasteten keine Hypotheken und dreißig

Digitized by Google

Morgen Aecker und Wiesen nebst einem schönen Garten und Obstbaumfeld gehörten dazu.

Auf seine der Sache zugeneigte Aeußerung erschien der Freiersmann, der sachgemäß bewirthet wurde, und somit schon ganz getrost sein Wort anzubringen wagen durfte. Das geschah denn und der Vater nahm's günstig auf. Die Mutter sah traurig drein, wenn sie auch lächeln mußte.

Euer Lenchen hat aber schon so viele Körbe ausgetheilt, sagte der Freiersmann halblaut zum Schöffen, daß man meinen sollte, sie wolle auf einen Grafen warten, Nonne werden oder ledig als alte Jungfer sterben.

Wie steht's? Sie wird doch nicht abermals —? Der Balthes mag sich nicht hänseln lassen, das will ich dir sagen!

Ah was! lachte der Schöffe. Dafür bin ich Vater!

Und sie ist majorenn! sagte der Freiersmann. Ihr wißt?

Daß sie Ja sagt, fiel schnell der Schöffe ein.

Ich wollte, ich hörte das von ihr selber, sagte Jener.

Der Schöffe stand auf, trat an die Thüre und rief mit seiner mächtigen Stimme: Lenchen! —

Derweilen lag Lenchen, die wohl wußte, wie es stand, weinend an der treuen Mutter Brust.

Den ich möchte, kriege ich nicht, und die ich kriegen könnte, mag ich nicht! schluchzte das arme, bedrängte Mädchen.

Die Mutter fragte nicht nach dem, den sie möchte; sie wußte es ja, wer es war und im Erinnern an eigne Erlebnisse und langes Leid brach ihr schier das Herz.

Da erklang des Vaters Ruf und ein Erzittern ergriff den Leib des Mädchens, daß die Mutter auf den Tod erschrack.

Kind, Kind, ich bitte dich um Gotteswillen, ermanne dich. Du mußt ihm folgen. Geh' hinab, ehe sein Zorn auflodert! Lenchen richtete sich auf, trocknete ihre Thränen und sagte mit einer Festigkeit, welche die Mutter in Erstaunen setzte: Ich gehe! Und sie ging hinab, während die Mutter auf ihre Kniee sank in heißem Gebete — denn sie fühlte es, daß der Friede ihres Kindes aber auch der ihres Hauses auf dem Spiele stand, und — verloren, vernichtet war.

Lenchen trat festen Schrittes in die Stube. Man sah, daß sie geweint hatte. Sie grüßte den Freiersmann, dem bei ihrem Anblicke der derbe Scherz auf der Lippe erstarb, mit welchem er in ähnlichen Lagen die zu hoffende Braut zu empfangen pflegte. Das Mädchen übte eine unbegreifliche Macht über ihn aus, das mußte er sich gestehen.

Selbst der Vater war betroffen, denn in Lenchens ganzem Wesen drückte sich die Entschiedenheit des Willens und die Sicherheit des Widerstandes so deutlich aus, daß kaum über das, was erfolgen würde, ein Zweifel in seiner Seele aufkam. Kurz und bündig machte der Freiersmann jetzt seinen Antrag.

Lenchen stand, gegen alle Sitte der Mädchen der Gegend, hoch aufgerichtet da: diese pflegen höchst verschämt dazustehen, mit dem Schürzenzipfel in den Augenwinkeln zu arbeiten, um ein Thränchen hervorzupressen, was in Hundert Fällen neun und neunzigmal — nicht gelingt; sie haben die Augen zur Erde geschlagen und sehen traurig, wenn auch aus jedem Grübchen in den Wangen die Freude schalkhaft hervorlächelt. Lenchen's Gesicht zeigte einen Ernst, der strenge genannt werden konnte. Ihr großes Auge war fest auf das des Freiersmannes gerichtet und sie stützte sich mit ihrer rechten Hand auf den Tisch.

Wie das Mädchen so dastand, war es eine überwältigende Erscheinung, eine ehrfurchtgebietende Schönheit. Selbst ihrem an sich rohen Vater kam Etwas in die Seele, was wie eine Fessel für die Bauernderbheit aussah, was ihm eben so zu Muthe machte, als habe er dem Mädchen zu gehorchen, nicht aber das Mädchen ihm, und er war doch freier Bauer, unabhängiger Gutsbesitzer, und gebietender, regierender Schöffe des Dorfes. Diese drei Stellungen wollten eben den Kampf in seiner Seele gegen solchen Einfluß der Erscheinung seines

Digitized by Google

eigenen Kindes anheben, als der Freiersmann geendet hatte, und Lenchen plötzlich und überraschend ihre helle, klangvolle, schöne Stimme erhob und mit einer Bestimmtheit, die keine Einrede duldete, sprach: Michelsvetter, gegen den Jakob Hager kann ich nicht das Geringste haben. Er ist das Muster eines braven, tüchtigen Burschen; er ist ein hübscher Mann; er ist sanft und milde und es wird's eine Frau gewiß gut bei ihm haben. Wer überdieß auf's Geld sieht, der wird sich auch nicht täuschen. Nun ist das meine Sache nicht; denn im Nothfalle habe ich gelernt, mich mit meiner Hände Arbeit zu ernähren, wenn es sein müßte. Wie es aber sei, sagt Jakob und seinen Aeltern, ich danke ihnen auf's Herzlichste für ihre gute Meinung von mir; aber ihre Gattin und Schwiegertochter kann ich nicht werden, weil es mein unerschütterlicher Grundsatz ist, mich nie zu verheirathen.

Mit diesen Worten wandte sie sich um und ging in fester Haltung und festen Schrittes hinaus und ließ die zwei Männer erstaunt, verblüfft, gänzlich verwirrt sitzen.

Der Schöffe war kreidebleich geworden und der Zorn, der sonst blitzschnell da war, mußte heute an kurzem Athem leiden, denn er kam langsam und wollte nicht recht vollblütig werden. Endlich sagte der Freiersmann: Abgeflattert! — Ja, verlaß' sich Einer auf eine vernünftige Einsicht der Weibsleute! Ei, so soll dich doch —! Siehst du, Schöffe, mit all' deiner gerühmten väterlichen Gewalt hat der Wagen die Are zerbrochen und die Geschichte läuft auf einen Korb hinaus, der freilich in einer aller Ehren werthen Weise geflochten ist! —

Jetzt wallte es auf im Schöffen, wie wenn die Meerfluth in der dritten Stunde heranwallt. Sein Kopf war blutroth und die Haare sträubten sich empor, wie beim Thiere, wenn es in Wuth geräth. Er stieß einen grauenhaften Fluch aus, schlug mit der dicken Faust auf den Tisch, daß der Freiersmann in die Höhe fuhr und sagte zu diesem: Bleib', Michel; ich gehe hinauf und bringe die Dunzel zur Räson!

Er wollte im Sturmschritt hinauseilen, aber Michel faßte ihn am Arme und zog und riß ihn zurück.

Höre, sagte er, meine Order lautet vom Müller und seinem Sohne so: Wenn Lenchen nur die allergeringsten Flausen macht, und nicht freudig Ja sagt, was Ihr ja, aus alter Erfahrung klug, leicht merken könnet, so putzt die Platte und schüttelt den Staub von den Füßen, und Jakob setzte hinzu: Gezwungener Eid thut Gott leid! Ich mag keine Frau, bei der die Lieb hintennach kommen soll! Es wird mir wehe thun, denn ich habe das Lenchen gern. Es ist eine Perle; aber will sie nicht, so gräme ich mich auch noch nicht zu Tode und in's Wasser spring' ich nicht. Ein Leben ohne Lieb' ist ein zehnfacher Tod! So hat der Vater und so der Sohn gesagt, und du siehst, da ist's mir ein Gebot, daß ich gehe. Adjes denn! — Er nahm seinen Hut und ging.

In dem Schöffen kochte eine namenlose Wuth und Mutter und Kind hatten den Zornstrom über sich hereinbrechen zu lassen. Wäre er nur mit dem ersten, wüthenden Ausbruche vorüber gewesen! Aber ein solches Durchkreuzen liebster Pläne konnte er nicht vermeiden. Er trug den Grimm jahrelang in seiner Brust und in Wort und Betragen blickte er täglich hindurch. Lenchen und ihre Mutter blieben sich gleich in ihrer Liebe und Freundlichkeit; aber er sprach entweder nichts, oder was er sprach, war schnurrig und knurrig, hart und bitter, befehlend und kollernd, und das blieb, ja es wurde schlimmer von Tag zu Tage und jede Freude des Lebens welkte dahin und fiel taub zur Erde.

VIII.

Drei Jahre sind für den Hoffenden eine lange Zeit, und doch fliegen sie dem herum, der mitten in den wogenden Ereignissen einer Zeit steht, wo im raschen Vorwärtsdrängen eine Sturzwelle die andere überschlägt. Er kommt nicht zu Athem, nicht zur Ruhe, nicht zu sich selbst. Und solche Zeiten waren

Digitized by Google

es, als Napoleon der Erste über die Rheinlande gebot und ihre blühende Jugend auf seine Schlachtfelder trieb. Da ging's im Sturm und Ein Jahr wog in der großen Wage schwerer, als zehn des Friedens, aber der Tod und die Kanonenkugeln, absonderlich die Kartätschen, hielten auch eine Aerndte, daß Einem ein Grausen ankam, und die Berichte, die so bedeutsames ausdrückten, daß in dieser oder jeder Schlacht 300 Pferde und 700 Mann geblieben, sagten auch Etwas, das einer armen Mutter Herz erstarren machte. Dabei logen sie, daß sich die Balken bogen, und alle Schlachten waren ruhmvoll gewonnen, auch wenn es Schmisse gab, die neue Aushebungen nöthig machten. —

Freiwillige waren in jenen Tagen seltene Vögel und wenn einmal Einer kam, so sahen ihn die Offiziere bedenklich an, weil es ihnen schien, als rappele es ihm ein Weniges unter dem Kopfhaar. Ebenso guckten die Offiziere den jungen Mann an, der in M.... eines Tages hereintrat und verlangte, in die Armee einzutreten. Nach einem Sittenzeugniß wurde nicht gefragt, denn das war in den Augen der Herren eine altmodische Narrheit. „Futter für Pulver"! hatte einst Einer in England einem Andern sagen lassen, als allerlei menschlicher Schund sich bei ihm zusammenfand. So dachte man auch damals; aber die Offiziere erkannten auf den ersten Blick, daß bei dem Jungen, der sich da zum Soldaten meldete, das denn doch ein Frevel gewesen wäre, wenn man es von ihm gesagt hätte.

Ein Strolch war's nicht; dafür bürgte das Attest, welches ihm der liebe Herr und Gott in den bildschönen und grundehrlichen Zügen seines Angesichts ausgestellt. An der schlanken, biegsamen und ebenmäßigen Jünglingsgestalt hätte selbst der damals so sehr berühmte Bildhauer Canova Nichts aussetzen können, und auch der griesgrämlichste Pflasterkasten hätte an seinem Leibe kein Weh oder Gebrechen finden können. Bleich sah er drein, aber man hätte d'rauf schwören mögen, daß diese Wangen einst frisch und lustig geblüht, und daß sie bald wieder frisch, wie ein Borsdorfer Apfel, Einem anlachen würden.

Ein prächtiger Junge! sagte ein Obrist. Schade, wenn dem eine österreichische Kugel in die Flanke fährt!

Französisch konnte der junge Mensch zwar nicht parliren, aber tüchtig zu rechnen, zu lesen und zu schreiben verstand er deutsch. Der war zu brauchen, und französisch lernte er blitzschnell, denn das lernt (aus Wahlverwandtschaft) freilich eine Axel, anderwärts Elster, leichter als deutsch und so gelingt's ja einem so offenen Kopfe gewiß! —

Darüber waren die Herren einig und zeigten dem Freiwilligen gar heitere Gesichter. Der Obrist arbeitete mit seiner spitzen französischen Zunge auch Etwas im Deutschen, was freilich nicht allzu rund und wohlklingend herauskam.

Aben woll deja ein Reschimang (Regiment) kewählt, zu dienenn? Nicht wahr, Monsieur? — Autrement, Sie würden keben ein joli Uhlan? Moi — ich bin ein Uhlan Oberst, c'est à dire, Colonel. Kann Sie reitenn?

O ja, sagte Heinrich, denn der war ja der Freiwillige. Ich glaube, daß ich es mit Jedem darin aufnehmen kann.

Sehen Sie, rief der Obrist seinen Gefährten zu, das ist ein geborner Uhlane und ich lege Beschlag auf den Jungen für mein Regiment. Mir fehlt's an Leuten zu Unteroffizieren und mein Quartiermeister hat in's Gras gebissen. Da blüht mir ein schöner Ersatz auf!

Die andern Offiziere mochten dem tapferen Reiterführer nicht gerne Etwas abschlagen und so führte er denn Heinrich im Triumphe heim, in's Regiment nämlich, das eben auf dem Wege war, über dem Rheine die dummen Deutschen französische Sitte und Zucht zu lehren oder — sich Etwas zu holen, was man auf gut deutsch „Schläge" nennt.

Als Heinrich eingekleidet war, rief der Obrist aus: Das sind die Perle du Reschimang! Ma foi! Meiner Getreu! Er mußte reiten, und das Entzücken des Obristen wuchs. Noch einige Tage der Rast in der Stadt und Festung reichten hin, den äußerst gelehrigen jungen Mann zu einem Uhlanen zu machen,

Digitized by Google

wie er sein sollte. Das Uebrige that sich auf dem Marsche kinderleicht. Der Obrist empfahl ihm die größte Sorgfalt auf das Erlernen der französischen Sprache zu verwenden, was Heinrich auch gewissenhaft that, und ehe sie noch in ihre Schlachtlinie einrückten, war Heinrich Quartiermeister, denn er radebrechte französisch, war aber in dieser Stellung als Deutscher unschätzbar, und was höher als Alles anzuschlagen war, der Obrist hatte ihn zum Liebling erkoren, und wäre er Offizier gewesen, er wäre auf der Stelle sein Adjutant geworden.

Zur Ruhe und zum Athem ließ ihn aber auch der Obrist nie kommen. Er mußte fortwährend um ihn und bei ihm sein und diente ihm als getreuer Dollmetscher.

Heinrich hatte seinen treuen Freunden von M .... aus schreiben wollen, allein es schien ihm besser, erst den Abzug in's Feld abzuwarten, und so schrieb er denn am Tage vor dem Abmarsche; allein er gab den Brief der Tochter der Hauswirthin, bei der er in M .... einquartirt gewesen, einem leichtfertigen Mädchen, das ohnehin dem schönen Uhlanen tiefer in die großen, ehrlichen, blauen Augen gesehen hatte, als nöthig gewesen wäre. Als er ihr den Brief gab, dachte sie: darin liegt gewiß ein anderer an sein Liebchen oder er ist gar an den Vater der Braut gerichtet. Sie drehte und wendete ihn nach allen Seiten; lugte neben hinein und mit jedem Augenblicke wuchs die Macht der Versuchung und der bösen Lust — und als sie ihre Thränen über den Abschied des freilich etwas sehr kalten, schönen Uhlanen getrocknet hatte, erbrach sie den Brief, warf ihn dann ärgerlich in's Feuer und sagte: Das war auch der Mühe nicht werth! Heinrich glaubte auf eine Antwort rechnen zu können; aber, wo sollte sie ihn treffen, wenn sie auch kam? Das Regiment war alle Tage wo anders. Er schrieb mehrmals wieder, aber kein Brief erreichte den ehrlichen Förster und als sich vollends die kriegerischen Ereignisse drängten, Scharmützel auf Scharmützel, Schlacht auf Schlacht folgte, da blieb bei seinen Geschäften Nichts anderes übrig, als das Schreiben zu unterlassen. Eins nur quälte ihn, die Schuld an den Förster, der ihm sein Erspartes in seltener Freundestreue gegeben; aber so viel konnte er noch nicht aufbringen.

Endlich erbeutete er nach Kriegsgebrauch den Mantelsack eines gefallenen hohen Offiziers und darin viel Geld und Geldeswerth. Der Obrist, der sich dessen freute, besorgte die ansehnliche Summe, die Heinrich dem Förster sendete. Sie kam indessen so wenig an, als der sie begleitende lange Brief. Heinrich konnte daran nicht denken, daß auch auf diesem Wege Brief und Geld könne abhanden kommen, und war in seinem Gotte vergnügt, daß er endlich seiner Pflicht nachgekommen und sein Gewissen entlastet habe. Das Geld aber blieb an einer Franzosenhand hängen und der Brief wurde verbrannt. Das war so ein Umstand, der häufig genug vorkam. Wer wollte, wer konnte es untersuchen? —

Wohl nagte die völlige Ungewißheit über die Geschicke seiner Theuersten auf Erden an seiner Seele, und seine Gedanken waren in den wenigen dienstfreien Stunden im Forsthause — und — in dem des Schöffen zu L.. Hier schwebte vor seiner Seele das liebliche Bild des Mädchens, das sein Herz lieb hatte; aber wann ihm dann der Gedanke kam, daß sein Name als Dieb gebrandmarkt sei, daß Schmach und Schande auf ihm ruhe, dann brach ihm schier das Herz und er wünschte, daß eine Kugel das Herz treffe, das, so jung, schon so schwer zu tragen hatte. Als nun gar keine Kunde kam, da schien es ihm, daß auch die, deren Treue er erprobt, sich von ihm abgewendet hätten, und der tiefste Trübsinn, der ausgeprägteste Lebensüberdruß wurde Herr in seiner Seele. Das merkte ihm der Obrist, der eine heitere Franzosennatur war, die es mit Allem über die leichte Achsel nimmt, bald an und dachte: Er muß Offizier werden, dann vergeht's; aber er kannte das deutsche Gemüth nicht und wußte nicht, wie schwer die Bürde war, die grade dieses treue Gemüth trug.

Zum Offizier werden wurde bald Rath, denn die österreichischen Scharfschützen, meist gut zielende und sicher treffende Tyroler, blieben die Offiziere weg,

Digitized by Google

als ob's Schildhähne wären, die sie in ihren Bergen weghlasen. So gab's Offiziersmangel und ehe es sich Heinrich versah, war er Lieutenant. Als es ihm der Obrist mit großer Freude ankündigte, blieb Heinrich ziemlich ernst, denn es fehlte am Gelde für die standesmäßige Einrichtung und Bekleidung. Das erkannte der Obrist, der keine Familie hatte, und beschaffte das Alles aus seinen eigenen Mitteln, weil er ihn wie einen Sohn liebte.

So wohlthuend ihm die sich überall offenbarende Liebe des Obristen auch war, und so sehr sie Heinrich hob, so konnte sie doch das tiefste Weh seiner Seele nicht heilen, das eher wuchs, als abnahm, wie sich auch der ihn liebende Obrist bemühte, ihm eine Freude nach der andern zu bereiten.

Heinrich war ein tapferer Soldat. Dieß Zeugniß gab ihm alle Welt, vor deren Augen er seine Pflicht erfüllte. Dieß sollte sich aber in der Schlacht von Aspern noch offenkundiger erweisen.

Die Tyroler Scharfschützen auf der einen, und eine österreichische Batterie auf der andern Seite bliesen die Offiziere der Schwadron, bei welcher Heinrich stand, heilloß weg und die Kononenkugeln wütheten schauerlich — und dennoch kam kein Befehl, zu handeln. Schon war Heinrich der älteste Offizier der Schwadron geworden und zwar im Zeitraume einer einzigen Stunde. Da übermannte seine Seele der Zorn über solches unverantwortliche Bloßstellen. Er schaute sich um nach allen Seiten. Die Schlacht wogte her und hin, unentschieden, aber blutig und schrecklich.

Jetzt begann die Batterie mit Kartätschen drein zu fahren und Lücken zu reißen, welche die Vernichtung der schönen Reiterabtheilung in nahe Aussicht stellte. Heinrich gerieth außer sich. Sollen wir uns hier todtschießen lassen, wie tolle Hunde? rief er, indem er vor die Fronte ritt. Folgt mir, Kameraden, wir wollen das Gebüsche von den Scharfschützen säubern, es ist niedrig und unsere guten Pferde setzen d'rüber, und dann in der Flanke die Batterie greifen und sie nehmen!

Ein lauter Jubel erfolgte, und seinem Commando folgend, verließ die Schwadron ihre Stellung und jagte, die Pistolen in der Hand, die Klingen zwischen den Zähnen, in das Gebüsch, wo die Scharfschützen lagen, und wo ihnen die Lanzen wenig helfen konnten.

Dessen hatten sich diese nicht versehen, und nachdem die Uhlanen manchen niedergeschossen und niedergehauen, floh der Rest, wacker verfolgt und nun mit den Lanzen niedergestochen.

Kehrt! rief jetzt Heinrich, dessen scharfem Blicke es nicht entgangen war, daß dieser plötzliche Entschluß und seine ebenso rasche Ausführung dem Befehlshaber der Batterie ein Bedenken wegen des möglichen Angriffs von der Seite oder im Rücken gekommen war, und eine Verwirrung und Unschlüssigkeit verursacht; und mit verhängten Zügeln jagte die Schwadron den niedern Hügel hinan und es begann ein mörderischer Kampf zwischen den Uhlanen und der Bedeckung der Batterie. Dem Zorne und Ungestüm der bloßgestellt gewesenen Uhlanen leisteten sie indessen hartnäckigen Widerstand.

Napoleon's Scharfblick war die Bloßstellung der Uhlanen nicht entgangen. Er hielt auf einer fernen Anhöhe seine Umschau über den bedenklich werdenden Gang der Schlacht. Seine Adjutanten und Ordonnanzen flogen nach allen Seiten hin, die Befehle zu überbringen und eine solche war grade in dem Augenblicke entsendet worden, die Schwadron wegzurufen von ihrer Stelle, als Heinrich den kühnen Entschluß faßte und so rasch und kräftig ausführte.

Des Kaisers Fernglas ruhte grade in diesem Augenblicke auf dieser Stelle und in seiner Seele regte sich der Zorn, daß die Schwadron sich niederschießen lasse, ohne zu handeln. Er sah einen Offizier vor die Fronte sprengen und im Augenblicke die Schwenkung der schönen Reiter, die gewiß um ein Drittheil zusammengeschossen sein mußten. Bravo! rief er halblaut, als er das sah. —

Sein Auge folgte ihren Bewegungen. Er sah die Scharfschützen aus dem Gebüsche auftauchen und fliehen; er beobachtete die wackere Arbeit der Uhlanen und dachte: Jetzt die Batterie! Und sogleich flog ein Ordonnanzoffizier dahin, welcher die Aufgabe hatte, die Schwadron durch andere Reiter, wie und wo er

Digitized by Google

ste fände, unterstützen zu lassen; allein ehe der Ordonnanzoffizier irgend ein Ziel erreichen konnte, erkannte Napoleon, wie der anführende Offizier schwenke und auf die Batterie losprengte. Das war ein Ausführen der Gedanken seiner Seele, und über das gelbe, starre, korsische Gesicht flog ein eigenthümliches Lächeln der Befriedigung. Sein Auge ruhte, wie gebannt, auf dem Schauspiele. Er sah den ungleichen Kampf, sah die harte Arbeit der Uhlanen. Dann sah er die Oesterreicher wanken, dann weichen, die Batterie war erobert.

Ein Ausruf der Befriedigung entfloh den so fest geschlossenen Lippen. Sein Auge wich nicht von der Stelle, denn was er nun sah, steigerte seine Bewunderung bis zum Höchsten.

Die Uhlanen sitzen ab. Sie wenden die Batterie und bald krachen die Schlünde, die eben noch mit Kartätschen geladen worden waren, Tod und Verderben in den Feind.

Man meint, es wären einererzierte Kanoniere! rief Napoleon aus, und stampfte vor Vergnügen mit dem rechten Fuße die Erde, wie er es in Augenblicken höchster Erregung zu thun pflegte. —

Seine Generäle treten näher. Er zeigt ihnen das Schauspiel. Er erzählt ihnen die tapfere That, den ganzen Hergang, wie er ihn beobachtet.

Von welchem Regimente? fragt er in seiner kurzen Redeweise.

Vom fünften Uhlanenregimente! antwortete ein Offizier vom Generalstabe.

Der kommandirende Offizier soll hier erscheinen! ist sein Befehl.

Während der Adjutant dahin fliegt, donnert die Batterie fort und fort in den Feind. Jetzt aber droht Gefahr. Eine Reiterabtheilung des Feindes naht mit verhängten Zügeln, die Batterie wiederzunehmen. Es ist eine gewaltige Uebermacht. —

Wie im Blitze werden die Kanonen umgestürzt. Die Uhlanen sitzen wieder auf und erwarten muthig den Feind. In diesem Augenblicke nahen zwei Schwadronen Husaren, geführt von dem Ordonnanzoffiziere, den zuerst Napoleon abgesendet, der Schwadron Hülfe zu bringen. Sie kommen zu guter Stunde. Ein heftiger Kampf entspinnt sich, der mörderisch wüthet.

Des Kaisers Auge ist starr auf den Fleck gerichtet. Sein Athem stockt. Jetzt aber setzt er das Fernrohr ab und lächelt freudig.

Sie fliehen! ruft er aus, und als er wieder hinblickt, sieht er, wie die Uhlanen die Batterie aufrichten und im Triumphe zurückführen, zu der Heerabtheilung, der sie angehören.

Das war ein Meisterstück! ruft er aus. Die sind alle Helden, der Offizier namentlich.

Wieder sehen nun Alle, die dem Auge des Gewaltigen in der Richtung folgen, wie der zweite Adjutant die Sieger erreicht, und wie ein Uhlanenoffizier ihm im gestreckten Galoppe gegen die Anhöhe folgt, wo der Kaiser mit den Generälen sich aufhält.

Schweißtriefend und glühend, aber ein Taschentuch um den Schenkel gewunden, unter dem Blut herausquillt, hält Heinrich vor dem Kaiser und senkt seinen Säbel grüßend.

Der Kaiser sah den Jüngling mit Blicken an, die es zeigten, wie er erstaunte, solche Tapferkeit und Geistesgegenwart bei solcher Jugend zu finden.

Ein Deutscher? fragte er, und sein Gesicht wurde immer freundlicher.

Heinrich bejahte und nannte das Departement Rheinischen Landes, aus dem er stammte.

Der Kaiser winkte einem seiner Generäle und löste das Offizierkreuz der Ehrenlegion von dessen Brust, trat zu Heinrich und befestigte es an seiner Brust.

Mein junger Obrist, sprach er fest, dieß Kreuz kann kaum eine tapferere Brust schmücken. Sie sind ein Held und Einer, der den Augenblick zu benutzen versteht. Führen Sie Ihr Regiment, wie heute die Schwadron.

Heinrich war kreidebleich geworden; aber im nächsten Augenblicke wankte er im Sattel. Es war der Blutverlust, der ihn ohnmächtig machte.

Digitized by Google

Verwundet? rief der Kaiser, und sah jetzt das Blut rieseln.

Schnell wurde der vom Blutverlust Entkräftete den besten Aerzten im Gefolge des Kaisers übergeben.

Es gab eine schmerzliche Operation, denn die Flintenkugel steckte noch im Fleische. Heinrich hatte seine Wunde schmerzlich gefühlt, war aber in der heftigsten Erregung dem Adjutanten gefolgt, nachdem er sein Taschentuch um das Bein gewunden hatte und der Ansicht war, das reiche vollkommen aus.

Es zeigte sich, daß die Wunde schlimmer war, als man gedacht, und daß der junge Obrist schwerlich jemals wieder an der Spitze seines Regimentes würde reiten können. Die Kur ging langsam von Statten, und im Feldlager noch langsamer, wenngleich Napoleon seiner oft gedachte und ihn den Aerzten dringendst empfahl.

Erst als er an den Rhein zurückzukehren von den Aerzten bedeutet wurde, genas er in Wiesbaden; aber das Bein blieb steif. Er mußte seinen Abschied nehmen. Eine sehr bedeutende Pension stellte ihn indessen vor Sorgen sicher. —

IX.

Das vierte Jahr seit Heinrich's Verschwinden hatte den Wald wieder mit frischem Grün geschmückt und den blauen Frühlingshimmel darüber ausgespannt. Tausende von Singvögeln jubilirten in dem grünen Dome und überall tönte ein frisches fröhliches Waldleben und auch die Menschenbrust hob sich wohliger und freier.

Es war an einem Nachmittage spät, als schon die Sonne sich der Rüste zur Ruhe zuneigte, und die frischeste Kühle durch die Wipfel wehend, auch unten auf dem grünen Waldboden, wo die weißen Anemonen einzeln blüheten, es kühler werden ließ.

Der Förster war aus seinem Hause herausgetreten und hatte sich, sein Feierabendpfeiflein zu rauchen, auf die grün angestrichene Lattenbank gesetzt. Auch seine Frau kam, mit einem kleinen rothbäckigen Mädchen auf dem Arme, zu ihm und ein vierjähriger, kräftiger Knabe tummelte sich unter den Bäumen herum, mit einem jungen Hühnerhunde tolle Sprünge zu machen um die Wette, und unter lautem Halloh und Gelächter sich zu vergnügen.

Der Knabe hatte sich, im Spiele mit dem spieligen Hunde um die Wette laufend, weit hin auf dem Wege entfernt, der rechts zu einem Dorfe führte, das etwa eine halbe Stunde entfernt war. Der Wald reichte bis zu den Wiesen, die das Dorf auf dieser Seite umgaben. In traulichem Geplauder mit seinem Weibe saß der Förster, als plötzlich der kleine Heinrich athemlos zurückkam und der Hund von Zeit zu Zeit zurückschauend, ein kurzes Bellen ausstieß, das mehr seiner Furcht als seinem Muthe entsprang.

Was ist denn Heinrich? fragte der Vater seinen Liebling. Du bist ja aus Rand und Band? Wer wird denn so unsinnig laufen! —

Vater, rief der Knabe, da hinten kommt ein Wagen, neben dem ein Soldat reitet, der einen langen, langen Spieß in der Hand hält. Du sollst das nur einmal sehen! Sie kommen auf unser Haus zu! —.

Dem Förster kam des Knaben Rede lächerlich vor; er stand indessen doch auf und trat an die Ecke des Hauses, die den Weg verdeckte, auf welchen der Knabe hinausdeutete. Auch schlug der Hund stärker an in diesem Augenblicke.

Wahrhaftig, sagte der Förster erstaunt zu seiner Frau, der Bub' hat Recht. Da kommt in scharfem Trabe ein Uhlane und hinter ihm ein Wagen!

Im nächsten Augenblicke hielt der Uhlane schon sein Pferd bei dem Förster an, grüßte leicht und fragte, ob wohl der Herr Obrist eine Erquickung haben könne. Er wäre vom rechten Wege abgekommen und wisse nicht recht, wo er sich hier befinde. Das sprach der Lancier oder Uhlane deutsch.

Es kam dem Förster etwas verwunderlich vor, da hier herum keine Heerstraße herlief, von der man sich hätte verirren können; dennoch sagte er höflich, was sein Haus vermöge, stehe zu Diensten. Während dieses kurzen Zwiegesprächs

Digitized by Google

kam der Wagen um die Ecke des Hauses, in dem ein junger, etwas leidend aussehender Offizier saß, aus dessen Augen Etwas sprach, was auf eine sehr weiche Stimmung schließen ließ, denn es sah aus, als wären sie feucht.

Der Förster verbeugte sich tief und wollte zum Wagenschlage eilen, wo ihm aber der Diener des Herrn schon zuvorgekommen war.

Mann, Mann, rief die Försterin außer sich, erkennst du ihn denn nicht? Es ist ja unser Heinrich. Er ist es wahrhaftig und leibhaftig!

Das Wort: „unser Heinrich" traf des Offiziers Herz mit einer wunderbaren Gewalt. Kaum langsam und mühsam ausgestiegen, lag er weinend an des Försters Brust, der ganz betroffen war.

Ja, es ist Euer Heinrich, rief er mit fast erstickter Stimme, der als Invalide zurückkommt. Kennest du mich denn nicht? fragte er den Förster.

Den Ruf der Försterin hatte Jungfer Margreth gehört. Es klang so seltsam, daß sie es nicht auf das Kind deuten konnte, das diesen Namen trug. Sollte es Heinrich sein? sagte sie, und es kam ein Zittern über die alten, schwachen Glieder, daß sie kaum von der Stelle konnte. Dennoch wankte sie zur Thüre. Da sah sie denn, wie der junge Offizier noch immer an des treuen Försters Brust lag; wie die weinende Försterin ihren Arm um beide Männer legte, und nun war es kein Zweifel mehr, daß er es war, um den sie so viele Kummerthränen mütterlicher Liebe vergossen hatte, und den sie für todt oder gefangen hatte halten müssen.

Sie wankte herzu und ergriff eine von Heinrichs Händen, die sie voll Liebe drückte und mit ihren Freudenthränen benetzte.

Jetzt sah er die Försterin und Jungfer Margreth und auch sie umarmte er in alter, ungeschwächter Liebe. Sie führten ihn in's Haus und bemerkten erst jetzt, daß er bei'm Gehen sich auf einen Stock stützen mußte.

Der Förster wies schnell den Leuten Raum für die Pferde an, und eilte dann wieder in's Haus, in die Stube, wo Heinrich im Sorgensessel saß und die beiden Frauen an seinen Seiten und alle dreie in der Freude eines so unverhofften Wiedersehens bald lachten, bald weinten und nicht wußten, wo sie anfangen sollten, aber dennoch in ächter Weiberweise meinten, er habe sich doch fast gar nicht verändert, abgerechnet, daß er männlicher geworden und einen häßlichen Schnurrbart habe. Jetzt kam der Förster hinzu und setzte sich vor ihn und sah ihm in die treuen Augen mit alter reicher Lieb' und Treue eines Herzens, das, obgleich er seit vier Jahren verschollen war, nicht an ihm gezweifelt hatte. Der Knabe stand scheu neben der Thüre und staunte den Offizier an, mit dem die Aeltern thaten, als sei er ihr lieber Bruder, und das begriff er doch nicht!

Wer das nur sein mag? dachte er. Sie nannten ihn Heinrich? Wär's vielleicht mein Pathe? Himmel, wenn's der wäre, dann hätt' ich einen schönen, prächtigen Pathen! So einen Schnurrbart hat selbst der Herr Oberforstmeister nicht, und auch so keine schöne Uniform, wie der.

Das waren des frischen Knaben knabenhafte Gedanken; aber er wollte in's Klare kommen und schlich leise an den Vater heran und flüsterte ihm in's Ohr: Vater, ist das mein Pathe?

Freilich ist er's, Kind! rief der in seiner Herzensseligkeit und zog den Knaben herbei und sagte: Sieh', Heinrich, hier ist dein Pathe!

Der Obrist zog den prächtigen Jungen an sein Herz und küßte ihn, und der zuckte nicht, als ihn der Schnurrbart kitzelte, wie es das kleine Mädchen gethan, das sich ärgerlich umgewendet, als es Heinrich geküßt hatte. Er besah mit Wohlgefallen den Knaben, der seines Vaters Ebenbild war. Ja, sagte er, an dir sehe ich, wie lange es ist, daß ich ferne war in Krieg und Schlachten, mein Sohn, du bist seitdem ein prächtiger Knabe geworden.

Und hast uns nicht einmal geschrieben! sprach, mit einem Vorwurf der Liebe, der Förster, und wie haben wir geharrt und verlangt!

Da war denn das Kapitel der Vergangenheit aufgeschlagen, und Heinrich begann zu erzählen, wie er geschrieben und das geliehene Geld gesendet und zuletzt, weil keine Antwort gekommen, gar traurig geworden sei.

Digitized by Google

Mit gerechtem Unwillen vernahm er nun auch, daß weder Briefe noch Geld jemals in ihre Hände gelangt seien.

Und doch seid Ihr Getreuen nicht an mir irre geworden! rief er aus und drückte ihre Hände mit innigster Rührung. Ja, sagte er, in solchen Kriegsläuften, wo Alles drunter und drüber geht, wo es so recht heißt: heute roth, morgen todt, kann man auf Nichts zählen, am Wenigsten auf Ordnung und Regel — aber leider auch nicht auf Treue und Ehrlichkeit. Da geht's wie es kann, nicht wie es soll, und die Menschen machen Beute, sei es auf dem Schlachtfelde oder — in der Stube!

Das begreift sich leicht, erwiederte der Förster, aber aus dem eignen kleinen Finger kann man's nicht suggeln, wie es einem jungen Burschen im Kriege ergangen ist, dem der Weg vom freiwilligen Reiter zum Obristen sich in so wenigen Jahren bahnt. Das ist gänzlich außer der Regel und den gewöhnlichen Gängen. Nun sollst du bei einem Glase Rheinwein uns einmal erzählen, wie aus der Eichel der Eichbaum geworden ist, setzte er nachdrücklich hinzu.

Und er stand auf, holte eine Flasche und Gläser und nachdem ein herzliches Willkommen geklungen, begann dann Heinrich seine Fahrten und Geschicke, seine Leiden und Kämpfe zu erzählen, denn von Freuden wußte er wenig zu rühmen in dieser kurzen, aber schweren Zeit. Wie sie da zusammen saßen und horchten; wie sie bald erschracken, bald ruhiger zuhörten; wie sie staunten, daß ihr Heinrich vor dem gewaltigen Manne gestanden, der Alles aus seinen Angeln hob und in seine mächtige Tasche steckte; der die Menschen opferte, als seien es Mückenschwärme, und die Pferde erst nannte, wenn's von Gefallenen zu reden gab, weil sie ihn Geld kosteten, und dann erst die Menschen, weil er sie umsonst kriegte und sie vom Mutter- und Vaterherzen riß; das hätte einem Maler ein prächtig Bild gegeben. So sehr waren sie allesammt davon ergriffen, daß der Wein unberührt blieb und die Försterin, sonsthin die sorglichste, gastfreieste Hausfrau, die ihre Gäste zu bedienen als ihre erste Aufgabe ansah, völlig vergaß, daß Heinrich könnte einen gesegneten Soldatenappetit mitgebracht haben von seiner ermüdenden und langen Tagereise.

Plötzlich aber sprang sie auf und die frische, rosige Röthe auf ihren Wangen erblich. Ach, was sitze ich da und horche mit angehaltenem Athem und denke gar nicht dran, daß Heinrich könnte Hunger haben; denke nicht an meine Hausfrauenpflicht! Sie legte das schlafende Kind schnell in Jungfer Margreths mütterlichen Schoß und eilte hinaus, rief aber im Hinausgehen: Erähle ja nicht weiter, lieber Heinrich, sonst komme ich drum, und das geht ganz und gar nicht. Ich habe so viel Recht als die Zweie da auch, deine Leidensgeschichte anzuhören. Gelt'?

Gewiß! lachte Heinrich, und noch eine gute Portion mehr, denn du hast mich mütterlich gepflegt, gehätschelt und herausgeflickt, als ich vom Siechbette erstand. Deine jungen Feldhühner schmecken mir heute noch in der Erinnerung köstlich, und es sind doch vier Jahre dazwischen.

Diese Bemerkung erfreute die Försterin besonders und sie eilte hinaus, bestmöglichst für den lieben Gast zu sorgen.

Wenn ich, deiner lieben Hausfrau gehorsam, schweige, sagte lachend Heinrich, so sollst du reden! Was macht Münster? Ist meine Unschuld zu Tage gekommen? O, daß dieß Geschick sich gewendet hätte, das mich so schwer drückt!

Vergib! rief der Förster, daß ich so lange schwieg; aber deine Geschicke lagen uns dunkel vor und wir wußten das. Sieh, so ist der Mensch doch selbstsüchtig, wo man ihn anfaßt! Aber nun sollst du Alles hören, daß deine Seele sich freue und dem Herrn danke, der Alles wohlgemacht.

Und er begann denn nun, von dem Schärfen des Gewissens des alten Münster's an, genauestens Alles zu berichten bis zum Testamente und des Försters Amt bei der Verwaltung desselben, wo es sich dann herausstellte, daß es sich in dem beinahe vierjährigen Zeitraum tüchtig vermehrt hatte, was Münster ihm vermacht.

Digitized by Google

Heinrich wußte sich nicht zu fassen. Er faltete seine Hände und dankte dem Herrn, der in's Verborgene schauet und die Seinen kennet und der Wahrheit freie Bahn macht. Er dankte ihm, laut und inniglich preisend, daß er Schuld und Schmach von ihm genommen. Als aber der Freund von Münster's Seelenschmerz zu reden begann und endlich von dem Vermächtniß sprach, da rollten heiße Thränen über seine Wangen und lange saß er still weinend da. Das hatte er nicht erwartet! Und um so tiefer ergriff und rührte es ihn, denn es zeigte, wie tief des alten Mannes Reue gewesen, und wie er seine Schuld gut zu machen bemüht war.

Endlich aber ging eine Frage über seine Lippen, die ihn gleich Anfangs gedrückt und die er doch, aus einer nicht zu bezwingenden Scheu bis jetzt zurückgehalten, die nach der Familie des Schöffen zu L. Er nannte nur die Familie und sprach den theuersten Namen in ihr nicht aus.

Der Förster sah ihn schalkhaft an. Soll ich die Frage in's Deutsche übersetzen? fragte er lächelnd, und Heinrich gerieth in einige Verlegenheit, an der sich der Förster um so mehr weidete, als sie ein Zeichen alter Liebe war.

Nun, fuhr der Förster fort, dann hieße sie etwa so: Wie ist es mit dem lieblichen Lenchen? — He! Freund, da wirst du Augen machen! Zuerst sage ich: Sie ist treu ihrer Liebe geblieben und hat, obgleich es dem alten Bauer nicht eingehen wollte, auch die besten Parthien ausgeschlagen. Du weißt am besten wie das liegt und zusammenhängt. Sie ist aber eine Perle geworden, innerlich und äußerlich. Schöner ist sie, als einst die Mutter war, und treu und gut wie sie, und auch sie hat die Treue bewahrt dem Verschollenen und manchmal hat sie, wenn wir uns irgendwo begegneten, mit uns gegrübelt, gehofft, gefürchtet und getrauert. Ob dir da nicht in der Ferne die Ohren geklingelt haben?

Heinrichs Seele wurde frei von der schwersten Last, die sie gedrückt. Er faßte die Hand des Freundes und drückte sie innig, und der verstand ihn.

Schon am folgenden Tage wollte er nach L.; doch der Förster litt es nicht, weil das Wetter ungünstig geworden und seine Aprillaune herausgekehrt hatte. Auch, sagte er, muß ich erst selbst hin, denn dein unerwartetes Kommen könnte doch schlimme Folgen haben. Zudem müssen wir erst vor das Gericht, damit du deine Person legitimirst, das heißt, es klar machst, daß du der wirklich bist, der du bist, daß ich dir dein Hab und Gut übergeben und du den Miethsleuten in deinem schönen Hause selbst aufkündigen kannst. Das Alles ist vorerst nothwendig.

Das mußte sich Heinrich gefallen lassen, und fuhr dann mit dem Förster zum Städtchen, wo er in einem bekannten Gasthofe abstieg, nachdem sich das Wetter besser gestaltet und es wieder warm geworden.

Als sie eintraten, saß der alte Schöffe da und trank ein Schöppchen.

Als der stattliche Mann in der prunkenden Obristenuniform mit dem goldenen Schulterschmuck, Ringkragen und Orden eintrat, stand der Schöffe auf und grüßte ehrerbietig. Heinrich wollte ihn begrüßen.

Heinrich, halte um Gottes Willen an dich! raunte ihm der Förster in's Ohr und trat zum Schöffen, ihm die Hand reichend.

Wie geht's zu Hause? fragte er ihn, den alten Bekannten.

Gut schon, sagte der Schöffe, wenn auch nicht so, wie ich es gerne hätte.

Ja, Schöffe, sagte er, mit den Weibsleuten hat man sein Kreuz. Weiß es wohl und wenn die Mädels ihre Launen haben, dann kann ein Vater kapitaltoll werden; ich weiß, wie es Euch erging.

Meiner Treu! rief der Schöffe, so geht mir's doch auf's Haar!

Pah, sagte der Förster, wenn der Rechte kommt, dann lautet's Anders. Ich verstehe mich darauf, Ihr könnt mir's glauben, Herr Schöffe.

Mag sein, sagte der Schöffe, aber wer ist denn der Herr Offizier da? Ist wohl ein hoher Offizier und blessirt, wie es scheint?

Digitized by Google

Freilich, sagte der Förster, er ist ein Obrist der Lanziers oder Uhlanen und das Kreuz, das er trägt, hat ihm der Napoleon bei Aspern selber angehängt. Daß er, so jung noch, schon Obrist wurde, zeigt für ihn!

Himmel und Erde! rief der Schöffe, ich glaub's. Das hat er auch nicht dafür gekriegt, daß er Prosit sagte, als der Napoleon nieste!

Wahrhaftig nicht! rief der Förster lachend aus; der gibt's dafür nicht, und so Einer muß es sich durch eine Heldenthat verdienen.

Ich weiß nicht recht, er kommt mir so bekannt vor? bemerkte der Schöffe; aber ich weiß doch nicht, wo ich ihn eigentlich hin thun soll!

Das geht Einem oft so, antwortete der Förster, allein wenn man die Leute genau drauf ansieht, so ist's Nichts. Ich will's Euch übrigens sagen, wo hier der Hase im Pfeffer liegt, — er gleicht dem Heinrich!

Bei meiner Treu! Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen, Herr Förster. An den bin ich freilich nicht gerne erinnert, denn er hat mir des Aergers viel gemacht, sagte der Schöffe — und ich fürchte, er macht mir's noch immer!

Mag sein, entgegnete der Förster, aber er ist ja doch gerechtfertigt worden vor dem Gerichte und das hat Euch Freude gemacht. Nicht wahr?

Wo er nur stecken mag, bemerkte der Schöffe, der Frage ausweichend.

Er ist Soldat geworden und ist nun Invalide, warf der Förster hin.

Himmel und Erde! rief der Schöffe; da wird er wieder kommen und der Gemeinde zur Last fallen! Hole der Kuckuck die Dorfwaisen! Ein junger Soldat, ein alter Bettler, heißt's im Sprüchworte.

Ihr seid toll! fiel ihm der Förster in die Rede. Sagt mal, habt Ihr denn nicht an das Vermächtniß Münster's gedacht? Das ist eitle Sorge! Doch sagt: Habt Ihr Holzvorräthe?

Prächtige! sagte der Schöffe eifrig. Ihr kennt ja die Bäume, die ich im Wetterschlage gesteigert habe. Warum fragt Ihr denn?

Der Herr Obrist braucht Bauholz, sagte der Förster. Er will hier bauen und wohnen. Da werden wir wohl einmal kommen. Vielleicht morgen, um Eure Holzvorräthe anzusehen. Im Walde habe ich keine mehr für ihn.

Wäre mir lieb, erwiederte der Schöffe, denn die Eichstämme nehmen mir viel Platz weg. Bleibt's dabei? Kann ich mich auf Euch verlassen?

Ja freilich, entgegnete der Förster und der Schöffe ging mit allerseitigem Gruße schnell davon, ohne Heinrich scharf anzusehen, denn das vergaß er jetzt gänzlich.

Der Alte noch, wie er war, sagte Heinrich zum Förster. Doch, laß uns nun die Geschichte abmachen. Ich muß morgen nach L.

Der Förster lächelte in sich hinein, wie sie gingen zum Richter und Notar.

Spät kehrten sie zum Forsthause zurück. Alles war geordnet und Heinrich sah sich im Besitze eines schönen Hauses, an dem ein ausgedehnter Garten lag, wie eines Vermögens, das ihn zum reichen Manne machte und ihn unabhängig stellte, auch wenn er seine bedeutenden Jahresgelder nicht gehabt hätte. Er hatte aber auch seinem Herzen Genüge gethan und dem Förster durch einen Schenkungsakt einen Hof mit Gütern, den Münster besessen und der nun sein freies Eigenthum war, unwiderruflich zu eigen übergeben.

Diesen Act hatte der Notar in des Försters Abwesenheit gemacht, und Heinrich hatte ihn in seine Tasche gesteckt, ohne daß es der Förster ahnte.

Als sie am Abend im Forsthause zusammensaßen, sagte der Obrist zur Försterin: Gute Louise, ich habe dir da Etwas mitgebracht. Heb's wohl auf!

Er legte ihr das Papier in den Schooß.

Sie sah ihn betroffen an und schlug das Papier auseinander.

Lies es laut vor, wenn du so gut sein willst! bat er.

Da las sie denn den Act, aber ihre Stimme stockte bald bei der Vorlesung und ihre Thränen brachen mit Macht hervor.

Heinrich, was hast du gethan? rief der Förster.

Digitized by Google

Nichts weiter, sagte der Obrist lächelnd, als meine Schuld mit Zinsen abgetragen. Ich verstehe nichts von der Landwirthschaft, in der du ein Meister bist. Da ist's in den rechten Händen.

Da gab's freilich einen Kampf der Liebe, aber es mußte dabei bleiben, und Heinrich empfand in seinem Herzen die volle Wahrheit jenes göttlichen Wortes: daß Geben seliger ist, denn Nehmen! Er wußte jetzt die Zukunft seines Freundes sicher gestellt, dessen Lage eine kümmerliche war, und das gab seinem Herzen einen Frieden, wie er ihn kaum je gekannt; aber es dauerte lange, bis sich die treuen Menschen drein fanden.

Der Förster mußte auf Heinrichs Drängen die ganze Unterredung mit dem Schöffen erzählen, und wenn auch vorübergehend darin ein Stachel für Heinrich's Herz lag, so war doch auch Stoff genug, über die unveränderliche Weise des reichen Bauers herzlich zu lachen.

Dabei mußte er dann auf den Grund eingehen, warum der Schöffe mit Weib und Kind unzufrieden war. Er kannte die Lage der Dinge in des Schöffen Hause ziemlich genau und erzählte dann auch Lenchens Weigerung, die Hand des jungen Mannes anzunehmen, den ihr der Vater zugedacht. Seitdem, schloß er, ist im Hause nicht mehr der Friede, den sonst die vortreffliche Frau sorglich zu erhalten pflegte.

Der Förster wußte wohl, daß er mit dieser Erzählung Heinrich's Herz traf, denn er kannte die alte, nicht rostende Liebe zu dem bildschönen Lenchen wohl, der nun seine Frau eine rechte Lobrede hielt.

Heinrich saß stille da und es schien, als wiege sich seine Seele in Erinnerungen der Vergangenheit. So war es denn auch. Jene Tage gingen hell und klar an seiner Seele vorüber, da Lenchen dem hungernden Knaben das Butterbrot unter die Linde brachte, und mit dem lieblichen Lächeln zusteckte; da die Kinder um ihn saßen, und er ihnen die lieblichsten Mährlein erzählte. Ach, es waren theuere Erinnerungen, und selbst das Elend, das er durchgemacht, der Jammer, den er getragen, erschienen nur als Schatten, wenn auch als recht dunkle, durch die sich das holde Licht einer unschuldigen Kinderwelt nur mehr hob und herrlicher erschien. Er erwachte endlich aus diesen süßen Träumereien, und wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Er mußte, denn es drängte ihn dazu, das Alles erzählen, und mit wachsenden Gefühlen horchten ihm die treubefreundeten Herzen zu.

Der Förster aber konnte das ihm angeborne Necken nicht lassen. Louise, sagte er zu seiner Frau, merkst du nicht, daß aus allen diesen Schilderungen Eins absonderlich hervortritt? Es ist das liebe Lenchen, und ich glaube, der Pulverdampf der Schlachten hat das Bild nicht verdunkelt. Man kann freilich durch die Uniform nicht tief hinein in das Herz blicken; aber es will mir doch so vorkommen, als ob die alte Liebe nicht roste! Mir fällt dabei etwas ein. Als unser Heinrich noch hinter der Theke in Münsters Laden stand — es war kurz vor der abscheulichen Schufterei des Caspar — da kam ich einmal in den Laden. Er war voll Kaufenden, und ich blieb, unbemerkt von Heinrich, in einer Ecke stehen und beobachtete ihn; denn er war so glücklich, so selig; sein Angesicht strahlte, wie ich es meine Lebtage nicht gesehen. Als ich genauer hinsah, wurde mir die Sache klar. Vor ihm stand das Lenchen! Und, wahrhaftig, liebe Frau, sie war zum Erstaunen schön! Darfst mir nicht böse werden, wenn ich das sage. Dem Heinrich nahm ich seine Lust und Freude an dem Mädchen nicht übel, denn die würde als eine Prinzessin so schön und lieblich sein, wie die Tochter des Schöffen Müller zu L.! Wenn ich aber die Zweie so beobachtete, so kam mir's vor, es wäre da geradeso, wie Anno damals mit uns Zweibeiden — weißt du noch, da du so innig lich in mich verliebt warst? —

Die Försterin erröthete und sagte, vergeblich sich stellend, als wolle sie schmollen: Man meint auch —

Freilich meint man, fiel lachend der Förster in seiner schalkigen Weise ein, ja man weiß, daß die Mädchen, trotz aller Wachsamkeit über sich selbst, dennoch nicht

Digitized by Google

verbergen können, wie es im Herzen aussieht, so wenig, wie unser Einer. Die Augen, ja die Augen, das sind die Fenster am menschlichen Leibe, durch welche die Seele herausguckt. Aus Lenchen's Augen guckte auch die Seele heraus und aus den Augen dessen, der hinter der Theke stand, nicht weniger, und mir kam's vor, als hätten die Zweie ihre Seelen vertauscht, gerade so, wie wir's auch gethan — Ob ich geirrt, mag der Herr Obrist hier sagen! Ich aber glaube es nicht!

Das wird er fein bleiben lassen, lachte Heinrich, daß er so naseweisen Horchern und Lauschern, die obendrein nicht einmal reinen Mund halten, und Alles ausplaudern, das sagt, was er im Schilde führt.

Da hast du deinen wohlverdienten Theil! rief die Försterin.

Thut Alles Nichts, meinte der Förster. Auf die Hochzeit komme ich doch, das sagt mir mein Ellnbogen, und, wenn er einen Freiersmann braucht, so verträgt er mir doch den rothen Rock nicht!

Gewiß nicht, rief Heinrich voll heiterer Laune. Wenn ich einen brauche, so bist du das gewiß! Aber, sage mir doch, was hast du dem Schöffen als Beweggrund unseres Kommens nach L. aufgebunden? —

Er ist ein Holzhändler geworden, versetzte der Förster. Da hab' ich ihm denn gesagt, der Herr Obrist wolle sich ein Haus bauen hier und wolle seine Eichenstämme sich ansehen, und das hat ihn in's Feuer gebracht. —

Bist und bleibst doch der alte Schelm, der die Leute hänselt! sprach Heinrich. Nicht wahr, liebe Louise, wir Zweie erfahren das jetzt wieder.

Nein, entgegnete der Förster, hätt' ich ihm die Wahrheit gesagt, oder wär' er auf die Fährte gekommen, so wäre mir mein Hauptspaß, die Ueberraschung, rein verdorben worden. Man muß überlegen, was man thut! Ich kann freilich nicht erst hinkommen, um Lenchen vorzubereiten, aber ich denke die Freude bricht kein Mädchenherz, sonst wäre das meiner Louise auch gebrochen, als wir kopulirt wurden.

Die Försterin schalt heftig und Heinrich lachte aus Herzensgrunde.

X.

Der Schöffe ging voll Freude der Heimath zu. Der Holzhandel beschäftigte ihn. So ein Offizier versteht nicht viel von derlei Geschichten, sagte er zu sich, und der Förster ist mir nicht bös; hab' ihm für die Bewachung meines Holzes drei Fünffrankenthaler gegeben. Der schwächt meinen Handel nicht, das weiß ich gewiß, und ich denke ein Geschäftchen zu machen, wie ich es besser kaum je gemacht! Das Holz kaufte ich wohlfeil, und dem hänge ich es theuer auf!

Das war ein Gedanke, in dem sich seine Seele mit Lust und Wonne wiegen konnte und dabei schritt er so rasch und wacker zu, daß er ungewöhnlich frühe und — fröhlich heimkam, und Frau und Kind wieder einmal ein heiteres Gesicht zeigte.

Was er seit einem Jahre nicht gethan, er plauderte mit Weib und Kind. Hatte er ja doch die merkwürdige Geschichte mit dem jungen Obristen zu erzählen und seine Aussicht auf den günstigen Holzabsatz. Die Beiden hörten ihm Anfangs gleichgültig zu, aber als er den Offizier beschrieb, da wurde es Lenchen seltsam zu Muthe und die Mutter blickte auch überrascht zu ihr hin.

Lenchen war ordentlich ein Zittern angekommen; aber es gab sich so recht keine Gelegenheit, sich gegenseitig auszusprechen. Jede hing ihren eignen Gedanken nach.

Am andern Morgen eilte der Schöffe mit Knecht und Taglöhner hinaus an den Holzstoß, um die krummen Stämme so zu legen, daß die kerzengeraden sie bedeckten und verdeckten, weil sie sonst den Käufer hätten abschrecken können. Das war eine Arbeit, die viele Zeit wegnahm, und zu der sie noch ein paar Holzhauer zuziehen mußten. Wenn auch anstrengend und zeitraubend, so war das Geschäft doch endlich gegen Mittag fertig und als er den Holzstoß ansah, sagte er selbstgefällig zu sich: Wenn der Förster nicht den Mund verbrennt, so sieht der zwerge

Digitized by Google

Franzos gewiß nicht, daß da drinnen Kniehölzer liegen, und schwört darauf, sie seien alle so kerzengerade, wie die, die darüber liegen.

Die Freude über diesen gelungenen Kniff machte, daß er den Holzhauern ein ungewöhnlich reichliches Trinkgeld gab und dann, als schon die Sonne hoch am Mittage stand, an die Heimkehr dachte. Der Gewinn stand nun außer Zweifel, und leichten Schrittes, mit Knecht und Taglöhner an jedem seiner Aecker stehen bleibend und über Preis und Ertrag, Verbesserung und Wertherhöhung redend, kam er endlich in die Nähe des Dorfes, als es schon nahezu zwei Uhr Mittags war.

Der Knecht war Etwas vorausgegangen, da die Fütterung der Pferde ihm am Herzen lag. Da, wo sich der Weg zum Dorfe um eine vorspringende Anhöhe bog, konnte er die breite Straße des Dorfes hinabsehen. Plötzlich blieb er stehen, und wandte sich gegen den nachkommenden Schöffen zurück, Verwunderung in allen Zügen zeigend.

Was mag denn zu thun sein, Herr, sagte er, es stehen Himmel und Menschen an Eurem Hause, als ob sich ein Unglück zugetragen!

Der Schöffe eilte herzu und sagte: Siehst du denn nicht an den Geberden, daß sie fröhlich sind? Ich weiß schon, was es ist: der Obrist wird gekommen sein! — Da muß auch ich eilen! —

Er lief, was er nur laufen konnte, so daß ihm sogar seine Ulmer Holzpfeife mit dem silbernen Beschlage und Kettlein ausging.

Lauf du! sagte der Knecht und wandte sich zum Taglöhner. Wenn der Geld riecht, dann springt er wie ein Haase vor der Bracke! An die Arbeit tummelt er sich nicht, da ist es an uns!

Als der Schöffe bei seinem Hause ankam, setzte er den Ortsvorsteher auf und rief den versammelten Bauern und Bäuerinnen zu: Was ist denn zu thun? Ist ein Meerwunder zu sehen? Pfui, schämt Euch, so zusammenzulaufen, wenn ein fremder Herr in's Dorf kommt. Es ist der Herr Obrist, ich kenne ihn gut!

Was, Obrist, rief ein Bauer ihm zu, der sich nicht verblüffen ließ von dem Amtstone und Ansehen, unser Heinrich ist's, der drunten bei dem Hansadam hungern lernte, und nun ein gar großer Herr geworden ist. Wir wollen ihm doch unsere Lieb' und Theilnahme bezeugen, und du wirst uns das nicht wehren!

Bist du verrückt? rief der Schöffe aus. Der Bettelbub, dem Ihr nicht einmal einen Tag zu essen geben wolltet? Der wär gekommen?

Gerade der, erwiederte bissig der Bauer, den du an den Schlechtesten im Dorf versteigert hast! Wenn deine Frau ihm nicht Gutes gethan hätte, er käme bei meiner Seel', nicht, sich bei dir zu bedanken, denn du warst um kein Haar besser, als Alle! —

Die Bauern lachten und kicherten.

Der Schöffe, obgleich der Zorn in ihm aufwallte, dachte doch, es sei besser, zu schweigen, zumal die Schöffenwahl ganz nahe war, und der lange Jörg, der ihm so bissige Worte gegeben, selbst nach der Schöffenwürde zu angeln schien, ihn aber in Summa nicht leiden konnte.

Er warf ihm einen Blick zu, der sagte: Wenn wir uns einmal da begegnen, wo es deinen Vortheil gilt, sollst du an mich denken! Dann wandte er sich schnell durch den Haufen der Leute, betrachtete flüchtig den schönen Wagen, der vor seinem Hause hielt, und trat hinein; aber auf der Thürschwelle stand er stille, und blickte voll Erstaunen auf das, was sich seinen Blicken darbot.

Da saß der Obrist von gestern im Sorgstuhle. An seiner Rechten saß des Schöffen Frau und blickte mit seliger Freude im Angesichte auf den schönen Mann, der Lenchens Hand in der seinen hielt; Lenchen aber saß an der linken Seite und es mußte ihrem Vater sogleich auffallen, welch' eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen war. Ihre Wangen waren bleich gewesen bisher, da der Kummer um Heinrich, der Kummer um den gestörten Hausfrieden, sie gebleicht hatte. Jetzt blühten sie wie junge Rosen; das Auge leuchtete in wunderbarem Glanze und ihr ganzes Wesen schien völlig umgewandelt. Die Frau Försterin saß am Fenster und weidete ihr Herz an dem Obristen und Lenchen, und der Förster

Digitized by Google

stand in der Ecke, schmauchte seine Pfeife und lächelte und machte Glossen in seiner Weise.

Als Lenchen ihren Vater sah, rief sie: Vater, Vater, unser Heinrich ist wieder da!

Der Schöffe hörte den Namen wieder und blickte verwundert den Obristen an, der ihn gestern ja kaum angesehen und ihm immer das Gesicht abgewendet hatte. Heute erkannte er ihn, trotz Schnurrbart und Uniform wirklich, und es kamen in diesem Augenblicke seltsame Gedanken, die ihm wie Blitze rasch und plötzlich durch den Kopf fuhren. Es waren diese: Mit dem Holzhandel ist's Nichts. Das war ein Schelmenstreich des Försters. Auf den hat am Ende Lenchen gewartet? Was soll das Alles nun werden? Komme es aber, wie es wolle, du darfst nicht merken lassen, daß dir das nicht zu Sinne ist. Also freundlich, Schöffe Müller. —

Der Schöffe setzte seine freundlichste Miene auf, trat näher und sagte: Ist's wahr?

Ja, wohl ist's wahr, sagte Heinrich, langsam sich erhebend, und reichte ihm seine Hand. Der Vielgeschmähte ist endlich, gereinigt von der unverdienten Schmach, heimgekehrt.

Ach, daran — sagte der Schöffe und hemmste einigemal, weil die Lüge nicht herauswollte — daran hat doch Niemand so recht geglaubt! Der Förster trat leise herzu, klopfte dem Schöffen auf die Schulter und sagte: Wenn das eine Brücke wäre, so ginge ich nicht darüber! Klug überhörte das der Schöffe und kam, um allen unangenehmen Erörterungen auszuweichen, schnell auf die naheliegendsten Fragen: Wie es ihm ergangen? Wo er blessirt worden? Wie es mit der Blessur stehe?

Immermehr hatten sich die Bauern eingefunden. In der Stube war es voll zum Erdrücken. Jeder wollte ihm die Hand geben; jeder ihn versichern, daß er jederzeit den wärmsten Antheil an ihm genommen, das Versteigern gemißbilligt, an seine Schuld nicht geglaubt, kurz, daß die wärmste Liebe zu ihm das Herz erfüllt habe.

Heinrich lächelte zu dem Allem, manchmal jedoch etwas säuerlich. Innerlich war es ihm unbehaglich, denn es war meist Unwahrheit. Er wußte es ja, daß sich Niemand um ihn bekümmert hatte, als er eine hülflose Waise war. Nur zwei Herzen hatten es allezeit treue mit ihm gemeint, und die waren ihm mit ihren Gefühlen, Freude und Leid theilend, im Glauben und Vertrauen unabänderlich treu geblieben, und die saßen an seiner Seite.

Mit ihnen auch fast nur alleine verkehrte er, und als die Mutter, für den Kaffee zu sorgen, hinauseilte, da blieb Lenchen alleine, die heute gar nicht daran dachte, der Mutter zu helfen, gar nicht daran, daß ihre Hand in der eines Mannes ruhte.

Heinrich war erstaunt, als er sie wiedersah. Sie war zur stattlichen Jungfrau geworden, in vollster Blüthe einer zarten Schönheit, wie sie auf dem Dorfe selten ist. Ihr Wesen hatte so gar nichts Bäuerliches und das natürliche Gefühl sprach sich so einfach aus, daß er davon entzückt war, und die Jugendliebe in hellen Flammen auffloderte.

Sie oder Keine! Das war's, was in seinem Herzen fest stand. Als die Mutter in der Küche am Kaffee kochte, trat der Förster zu ihr.

Frau Müller, sagte er leise, wie steht's bei'm Schöffen? Die Zweie da drinnen brauchen keinen Freiersmann und Ihr auch nicht, denke ich mir. Euer Ja und Amen ist für und fertig.

Sie lächelte. Meinen Sie? fragte sie; mir kommt's fast ebenso vor. Nun, ich könnte nur aus voller Seele Ja sagen und sie segnen. Mein Mann? Herr Förster, Ihr wisset's, er ist ein ächter reicher Bauer. Wir haben Viel gelitten, seit Lenchen den Müller ausschlug; aber der Gedanke, daß Heinrich ein reicher Mann ist durch Münster's Vermächtniß; dazu ein hochangesehener Mann — das dürfte am Ende doch gewichtig in die Wagschale fallen. Doch laßt die Zeit die Rosen bringen. Lasset die Zweie gehen! Das versprach der Förster. Als er in die Stube trat, war Heinrich und Lenchen nicht mehr da. Von seiner Frau hörte er, sie seien durch den Garten auf einem Pfade, der über dem Walle des Mühlenteiches hinlief, zu der Hütte Hansadams gegangen und zur Linde. Da werden alle schönen Erinnerungen der Kindheit auftauchen, sagte der Förster zu seiner

Digitized by Google

Frau. Ich wette, sie kommen als Braut und Bräutigam wieder und die zwei Alten haben nur Ja und Amen zu sagen. Seine Frau lächelte schelmisch. Ich glaub's auch, sagte sie, aber wir müssen's abwarten! Sehr lange wird's nicht dauern, lachte der Förster. Wohl hatten sie recht gerathen. Dort in der Stille des Mühlenwassers, das so heimlich rauschte, unter dem dunkeln Blätterdache der Weiden, in denen ein leiser Wind flüsterte, erschlossen sich die Herzen und befestigten den Bund für's Leben, der längst geschlossen war.

In dieser weichen Stimmung machten die Spielplätze ihrer Kindheit; der Anblick der Hütte, die zerfiel; die Kunde, daß von der Familie Niemand mehr übrig sei, einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen, zumal Heinrich vernahm, wie sie alle verkommen, die Buben theils in den Gefängnissen gestorben, die Mädchen aber in unbekannte Fernen verzogen seien und keine Kunde jemals hergelangt sei, wo sie seien, und wie es ihnen ergehe.

Nach einem Jahre hatte sich Vieles geändert. Der Schöffe hatte mit Freuden, wie es schien, in Heinrich's und Lenchen's Verbindung gewilligt.

Das glückliche Paar wohnte war noch bei den Aeltern, allein Heinrich hatte sich ein weites Gelände von der Gemeinde gekauft und war jetzt mit seiner schönen Frau daran, einen prächtigen Garten, nahe dem stattlichen Wohnhause, das schon mächtig emporstieg, anzulegen, und dem Gärtner und seinen Gehülfen mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Auch drunten im Dorfe, wo die Hütte gestanden, darin die arme Dorfwaise einst trübe Tage verlebt, wurde ein Haus gebaut, dessen Größe schon eine andere Bestimmung errathen ließ. Es war ein mächtiges Gebäude.

Hier soll keine Dorfwaise mein Geschick mehr tragen, hatte Heinrich gesagt, und war rasch zur That geschritten. Das Gebäude war ein Waisenhaus auf der einen Seite, auf der andern ein Versorgungshaus für arme alte Leute. Er hatte außer dem Baue das Capital für das sichere Bestehen gestiftet, obgleich der Schwiegervater meinte, es sei doch eine unnöthige Verschwendung. Ergreifend für alle Besseren aber war es, daß — Caspar, der alt und elend aus dem Gefängnisse gekommen war und bettelnd durch's Land zog, von Heinrich in dem Versorgungshause aufgenommen wurde, als es fertig und eingerichtet war und dort seine Tage, in Reue und seinen Wohlthäter segnend, beschloß.

Der Schöffe starb noch ehe das neue Wohnhaus fertig war und die Gatten mit ihrer theueren Mutter zogen dort ein, und bald darauf taufte der alte Geistliche den Erstgebornen, bei dem der Förster und seine Frau Pathen standen mit der glücklichen Großmutter und Jungfer Margreth, die wieder jung zu werden schien. Unter den lieben Gästen aber saß der treue Küfermeister, Heinrich's alter Freund, oben an. Die Bauern von L. priesen Heinrich's Edelmuth mit vollen Backen, denn nun brauchten sie keine Dorfwaise mehr zu versorgen und für alte arme Leute fiel die Verpflegung auf Gemeindekosten weg, er aber trug den reichsten Gotteslohn in seinem Herzen und der Segen des Herrn ruhte auf ihm und seiner Familie.

Unter dem Polarkreise.

Von Hermann Masius.*)

„Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist."

Schiller.

Es ist ein bekanntes Wort Göthe's, das würdigste Studium des Menschen bleibe der Mensch. Wenn dieser Ausspruch Wahrheit enthält, dann begreift sich,

*) Insbesondere nach Mittheilungen meines Freundes Heinrich Romberg.

Digitized by Google

warum wir uns so gerne in die Vergangenheit versenken und, wie ein Orakel, die Stimme der Geschichte ehren. Wo wäre auch eine menschliche Lehrerin, beredter, untrüglicher, unzweideutiger, als sie? In dem großen Leben der Welt löst sich das Räthsel unseres eigenen; wir verweilen mit ahnender Seele bei den Geschicken Derer, die vor uns gewesen, spiegeln uns in ihren Irrungen und Niederlagen, kräftigen uns an ihren Erfolgen und Siegen, und erheben uns zu bewundernder Nacheiferung jenen Nationen gegenüber, die im Bunde mit einem glücklichen Himmel den ganzen Reichthum ererbter Gaben entfalten und Unsterblichen gleich die Bahn zur Größe voranschreiten. — Aber wie der Wanderer vom Hochgebirge je zuweilen den Blick in ein verborgenes Thal gleiten läßt: so lohnt es sich auch wohl einmal diejenigen Geschlechter zu betrachten, von denen keine Geschichte Kunde giebt, und die, an die Grenzen der Erde gestoßen, mit einer feindseligen Natur um das Recht des Daseins ringen. Ja, es scheint gerade dieser Zug in die verlorensten Ländernfernen hinaus recht ein Charakterzug der Gegenwart zu sein. Die Schiffe Englands und Amerikas steuern zu dem arktischen und antarktischen Eise hinauf, und Wanderer aus deutschem Stamme setzen den kühnen Stab in die Wüsten jenes Erdtheils, der noch immer wie eine geheimnißvolle Sphinx zu unseren Gestaden herüberschaut. Da werden Völker nie gehörten Namens aufgesucht und in den Kreis des Verkehrs gezogen, die Erzeugnisse der Erde und der Menschenhand wandern von Pol zu Pol, ein großer allgemeiner Austausch der Gedanken und Anschauungen gleicht die Kluft des Raumes aus, und der Traum Leibnitzens von einer Weltsprache scheint — wenn auch in anderer Weise als der Philosoph gedacht — sich allgemach zu verwirklichen. Treffend hat man deßhalb unsere Zeit mit jener Aera der Entdeckungen und Erfindungen verglichen, welche den Ablauf des Mittelalters und den Eintritt einer neuen Weltgestaltung bezeichnete. Aber, wie in so manchem anderen bedeutenderen Zuge, scheinen sich beide Epochen auch darin zu unterscheiden, daß das fünfzehnte Jahrhundert, phantastisch und abenteuernd, immer nur nach dem Goldlande des Südens forschte, während uns jetzt ein wissenschaftlicher Trieb mehr nach dem eisernen Norden hinaufweist. Männer wie Parry und Simpson, wie Roß und Franklin, die unter beispiellosen Kämpfen den Weg in's Eismeer bahnten, haben sich einen Ruhm erworben, der jenem des großen „Almirante" und seiner Zeitgenossen wenig nachsteht. Und wenn einst Vasco da Gama seinen Camoens fand, so ist der hochherzige Amerikaner, der zweimal zum Nordpol vordrang, nicht um Reiche zu erobern, sondern um einen Menschen zu suchen, und der sein Streben mit tödtlichem Siechthum büßte, eines Sängers nicht minder würdig. Kaum hat die neue Welt nach Georg Washington und Benjamin Franklin einen größeren Mann hervorgebracht als Elisa Kane, dieses Genie der Gefahr, diesen Helden mit der Anmuth eines Kindes und der Majestät eines Priesters.

Wofür ich jetzt die Aufmerksamkeit des Lesers gewinnen möchte, das ist zwar kein solcher Heros, und das sind nicht die höchsten Zonen des Eises; aber es ist ein Land und ein Volksstamm, jenen benachbart. Ich meine das Land der Tschuktschen.

Hat der Polarfahrer die Häfen der Hawaigruppe verlassen, dann verschwindet hinter ihm der inselreiche Archipel mit seinen Gärten der Luft. Statt ihrer empfängt ihn die Wüste des großen Ozeans. Der Gesang verhallt und in einsamer Fahrt strebt das Schiff durch die Nebel, die ewig über diesem Meere ruhen. Da steigen nordwärts dunkle Spitzen aus der Tiefe. In dichter Kette spannen sie sich aus von Kamtschatka nach Aljaschka hinüber. Es sind die Aleuten: wild zerklüftet, auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckt; aber im Grunde wüthet mit ungeminderter Gewalt das Feuer, welches einst sie emporgehoben. Ihr Entdecker Behring pflanzte hier vor hundert Jahren (1741) die russische Fahne auf. Seitdem gehorchen die Bewohner dieser Inseln dem Czaren. Es ist nicht am Ort über das Loos derselben zu sprechen. Hat es sich auch menschlicher gestaltet als damals, wo russische Feldjäger nicht selten Vergnügens-

Digitized by Google

halber eine Schaar von Eingeborenen zusammenstellten, um zu versuchen, durch wie viele die Kugel ihrer gezogenen Büchse hindurchdringe*): so steht doch der Untergang dieses Stammes nahe bevor. Gern wendet sich der Sinn von den Stätten solcher Erinnerungen, um der Spur des Schiffes zu folgen. Es tritt in das Behringsmeer ein. Abermals ein ödes Wasserbecken, abermals ein Irren durch graue Nebel, bis endlich rechts und links bleiche Linie aufdämmern und die Pforte des Polarmeers sichtbar wird. Zwei Pfeiler — die Herkulessäulen des Nordens — springen aus der Fluth. So hoch und so nahe ragen sie empor, daß mit Einem Blicke das Auge beide zugleich umspannt. Rechts das Kap Amerikas — Prince of Wales — den Fuß von einer angeschwemmten Niederung umsäumt, das Meer seicht und oft mit mächtigen Lagern von Treibholz bedeckt. Ihm gegenüber mit steilabstürzenden schwarzen Wänden der Koloß, welcher Asiens Ostkap bildet. Rasche Bäche senden aus seinen Schluchten den schmelzenden Schnee in's Meer, während dieses selbst tobend an den Felsen emporschlägt. So stehen hier die alte und die neue Welt einander entgegen, und hier an ihren beeisten Marken ist das Land der Tschuktschen: der äußersten Bewohner Asiens.

Mitten durch dasselbe zieht der Polarkreis. Es ist sonach ein wirklich arktisches Land. Bekanntlich aber entwickelt sich innerhalb jener Zone das Naturleben nicht mehr in der großen Folge von Wandlungen, die unserem Klima eignet. Dem Chore der Jahreszeiten fehlt da das herrlichste Paar; denn dort giebt es nur Winter und Sommer. Auf die monatlange eisige Nacht folgt durch rauhe Uebergänge vermittelt, ein monatlanger wärmerer Tag. Nur daß freilich dieser Ausdruck nicht allzuwörtlich gefaßt werden darf. Denn auch während des Winters hat die Sonne sich der Erde nicht völlig entzogen, so daß selbst am kürzesten Tage noch eine Dämmerung eintritt. Aber wie schattenhaft ist dieses Zwielicht! Wie oft erlischt es ganz, wenn die Wolken ihre Schneemassen endlos und verfinsternd herabstürzen! Dazu gesellt sich eine Kälte, welche unsere höchste Wintertemperatur um das Doppelte übertrifft.

Unter ihrem Hauche stirbt jedes Pflanzenleben; Weingeist und Quecksilber verwandeln sich in feste Körper; die Feuchtigkeit der Augenlider gefriert; die Luft dringt schwer und beklemmend in die Lungen, und ausgeathmet schlägt sie sich als Eismaske auf dem Gesichte nieder. Weicht endlich das Dunkel dem nachtlosen Tage, so versucht wohl das Licht die alte Zauberkraft. Aber der Sommer der Arktik ist nicht unser Sommer, der im donnernden Siegeswagen über den Himmel rollt und mit feurigen Armen die Erde umfängt. Nur leicht hin dringt der schräge Strahl durch die Scholle, und noch oft genug streckt der Winter mitten in den Sommer hinein die eisige Hand. Es ist ein ohnmächtiger Versuch der Natur, ein ungleicher Kampf zwischen Entstehen und Vernichtung. Da rauscht kein Wald, da wiegt sich nicht mehr die goldene Aehre, da breitet keine Wiese den duftenden Teppich. Tief am Boden krümmt sich die Zwergweide, und an geschützten Stellen schimmert ein dürftiger Rasen, gemischt mit dem Kraut der Rauschbeere oder mit der Flechte des Rennthiers. Wilde Stürme jagen über die Fjellen, und durchbricht das Sonnenlicht die Trübe, so beginnen hier, wie in den Wüsten Afrikas, die Truggestalten der Atmosphäre ihr gespenstisches Spiel. Nichts regt sich, die Todesstille zu unterbrechen; erschreckt hört der Wanderer den Hall der eigenen Schritte, der in der dichten Luft mit doppelter Stärke erklingt und ihn die Schauer der Verlassenheit doppelt empfinden läßt. Nur etwa vom Strande her schlägt dumpf der Schwall der Wogen an's Ohr, oder das Getön des Eises, bald klagend und schneidend, wie Stimmen des Acheron, bald zischend und krachend, bis plötzlich mit Donnergewalt die Quadern

*) Man beschuldigt Gregori Schelikoff dieser Unthat. Aber besonders grausam wütheten Glotoff und Sfolowjeff, von welchem letzteren erzählt wird, daß er allein 5000 Menschen umgebracht habe. Vergl. besonders zu dem Obigen Chamisso, Reise um die Welt II., S. 288 ff.

Digitized by Google

berften und Luft und Erde zittern machen. — So ist das Land am Ostkap: ein Land der Schrecken, aber nicht schrecklich genug, um den Fuß des Menschen ferne zu halten. Mit dem Feuer, das er sich geraubt, erkennt sein Geschlecht auf der Erde keine Schranken. Der geheimnißvolle Trieb seines Herzens hält ihn selbst in der grausigsten Wildniß fest, läßt ihn sie als Heimat lieben, inniger, treuer lieben, als je ein Bewohner der Alpen die seine.

Und allerdings auch hier ist die Erde des Herrn und voll seiner Wunder. Decken nicht Nebel den Himmel, dann funkelt hell, wie unter den Tropen, der nächtliche Sternenkranz, und der Aether schimmert in uns unbekannter Durchsichtigkeit. Ich schweige von der Pracht des Nordlichts, wenn es flammengekrönt die Zinnen der Eisgebirge heraufsteigt; ich schweige von all den andern Phänomenen, von deren Täuschungen umringt der Europäer sich auf einen fremden Planeten versetzt wähnt. Aber wohl möge, nachdem das Bild der Winternacht an dem Leser vorübergezogen, auch der Wiederkehr des Tages gedacht sein. Chamisso erzählt von einem Prediger, der sieben Jahre an den äußersten Grenzen unseres christlichen Erdtheils seines Amtes wartete. Zweimal während dieser sieben Jahre hatte er in seiner Einsamkeit den Zuspruch von Stamm- und Sprachverwandten genossen; ein Bruder hatte ihn besucht und ein Botaniker sich zu ihm verirrt. Anerkennend wußte er die Freude zu preisen, die der Mensch dem Menschen bringt; aber nicht diese Freude und keine andere im Leben, so betheuerte er, ist der Wonne vergleichbar, nach langer Winternacht die Sonnenscheibe sich von Neuem erheben zu sehen. Und als am 29. Januar 1851 zum Erstenmale wieder das strahlende Gestirn über Kane's einsamem, eisumschanzten Schiffe erschien, da raffte er — ein frommer Wallfahrer — die ersterbende Kraft der Glieder zusammen, schritt auf die Hügel, und aufgelöst in Dankbarkeit und Rührung, rief er aus: „Möge ich niemals, bis die Erde oder das Eis mich deckt, diesen Segen aller Segen vergessen!" — Nach der Rückkehr des Lichtes wachsen erst langsam, dann rasch die Tage, und bald nahet die Zeit, wo es, in der Culmination des Sommers, kaum noch aus dem Gesichtskreise verschwindet. In der That, ein Schauspiel wie die nächtliche Polarsonne bietet keine andere Zone. Als seie das Joch der Stunden abgeworfen und stehe auf einmal still der ewig wandernde Strom der Zeit, so fast berauschend und zauberähnlich wirkt auf den Europäer der ungewohnte Reiz. Denn um eben die Stunde, da bei uns am Scheidewege der Mitternacht das Heute mit dem Morgen sich begegnet, schwebt dort der Sonnenball, ohne zu versinken, über dem Horizont. Groß und strahlenlos rollt er im Nebelbett dahin. Aber sein Schein gleicht nicht dem eines Himmelskörpers; es ist ein düsteres, dämonisches Glühen, eine Weltbrandsdämmerung, in der selbst die Schatten sich blutroth färben. Darum weicht bald jenes freudige Staunen einem Gefühle des Grauens, und Sinn und Seele verlangt — als könne der Mensch hienieden einen Tag ohne Ende noch nicht leben — nach dem erquickenden Dunkel der Nacht.

Mit dem Himmel dieser Zone wetteifert das Meer. Selbst wer an den Küsten von Brasilien oder Chile die Klarheit der See bewunderte, findet sich hier überrascht. Denn krystallenrein läßt es oft noch bei 80 Fuß Tiefe jeden Kiesel des Bodens erkennen. Und nun betrachte man die Myriaden Pflanzen und Thiere in seinem Schooße. Algen mit flaschengrünen Wedeln von hundert Ellen Länge schwanken über einem Gewirre schlangenartiger Stämme und bilden labyrinthische Wälder von einer Großartigkeit, dergleichen weder auf der Oberfläche der Erde, noch selbst unter dem Meere der Tropen vorkommen. Und doch verliert sich dieser kolossale Pflanzenwuchs gegen den Reichthum lebender Geschöpfe. Während auf dem Festlande nur in der Zeit des Sommers und gleichsam fliehend eine Thierwelt diese Zonen berührt — wenn mit dem Rennthier der Bisamstier, mit dem Polarhasen das Schneehuhn erscheint — so bestätigt dagegen das Meer hier zu jeder Zeit und in staunenerregender Weise den Spruch des Psalmisten: „In seiner Tiefe wimmelt es ohne Zahl, beides groß und klein." Quallen und Mollusken, Würmer und Krustер, unzählige Arten der Fische in

Digitized by Google

unglaublich gedrängten Schaaren, die riesigen Wale, Robben und Delphine erfüllen das Wasser und den Strand, auf Blöcken Eises steuert der arktische Bär, und darüber wiegen sich wundersame Flüge von Wasservögeln, „in die Luft gehobenen, schwebenden Inseln gleich“. Statt der Erde wird so das Meer die nährende Mutter des Menschen. Und damit ihm zu dem Nothwendigen nicht das Nothwendigste fehle, schwemmt ihm auch hier die Strömung je zuweilen einen Stamm aus fernen Wäldern an's Land,*) seine Hütte zu stützen, das Feuer seines Heerdes zu fristen.

Die Tschuktschen gehören der mongolischen Völkerfamilie an, die den größten Theil Asiens, aber auch den Hochnorden Europas und Amerikas einnimmt. Sie sind auf die Ostspitze von Sibirien beschränkt. Ihre Nachbarn bilden auf asiatischer Seite die Koräken, Jukahiren, Tungusen, während jenseit des Sundes die stammverwandten Eskimos wohnen. Aus dem kleinen Kopfe blicken mit lebhaftem Glanze die blinzenden Augen; zu der dunkelgelblichen Hautfarbe stimmt das schwarze mähnenartige Haar; hervorstehende Backenknochen und ein breiter Mund geben ihrem Gesicht einen Ausdruck des Thierisch-Kräftigen, aber auch des Thierisch-Sinnlichen. Sie selber nennen sich mit Stolz „Tschatko“ das ist Männer. Wirklich überragen sie die benachbarten Völkerschaften nicht bloß an Größe, sondern wahrscheinlich auch an Bildung, jedenfalls aber an Muth. Sie sind daher die einzigen Bewohner Sibiriens, welche nicht als russische Unterthanen betrachtet werden dürfen, obgleich sie dem Kaiser eine Art von Jahreszoll entrichten. Die Geschichte wirft keinen erhellenden Strahl auf diesen Theil der Erde; kein Gemäuer und kein Runenstein gibt Zeugniß von den vergangenen Geschlechtern. Nur das klingt aus den Ueberlieferungen der Tschuktschen wieder, daß sie einst ein größeres Volk gewesen. Sie berichten von Helden und deren Thaten, und gewiß ist, daß sie bis in die neueste Zeit einen erbitterten Kampf wider die Bewohner der amerikanischen Küste geführt und meist siegreich bestanden haben. Jetzt, da seit dem Jahre 1849 die Walfischfänger bis zur Behringsstraße hinaufziehen; ist dieser Krieg beendet, aber noch immer trennt Feindschaft die Gemüther. So bleibt unter allen Zonen der Mensch derselbe; er nährt auch unter der Kälte des Poles noch die Glut des Hasses, und kehrt sie am unversöhnlichsten gegen Diejenigen, welche die Natur ihm als Mitgeborene gesellte.

Unermittelt aus welchen Veranlassungen, hat sich ein großer Theil der Tschuktschen am Meeresstrande seßhaft gemacht und mit dem stätigeren Geschäfte des Fischfangs friedlichere Gesinnung angenommen, indeß ein anderer nach alter Sitte nomadisch das Innere des Landes durchzieht. Er gilt als der vornehmere. Voll Selbstgefühl zeigt er auf den wandernden Wald von Geweihen, den er sein eigen nennt: auf die Rennthiere, denen er Alles verdankt, und denen er, selbst halbwild, auf ihren wilden Zügen folgt. Mehr Jäger als Hirt, bemitleidet dieser Tschuktsche den an die Küste gebundenen Genossen, und der Fischer wiederum blickt wohl noch manchmal voll Verlangen zu den Höhen empor, von denen der Jagdruf seiner Brüder schallt. Dennoch ist das Verhältniß zwischen beiden ein einträchtiges. Die Rennthierstämme ziehen im Frühling westwärts, um mit den Russen Handel zu treiben, kehren im Sommer, wenn ihre Thiere, von den Schwärmen der Bremse (Oestrus tarandus) verfolgt, die Küste suchen, zu den Stammverwandten zurück, und tauschen von diesen die Erzeugnisse einer dürftigen Industrie: Elfenbein, Fischbein, Thran u. dgl. gegen europäische Artikel, insbesondere gegen Eisen und Tabak ein.

Doch es sei mir erlaubt unsere Betrachtung auf die Strand-Tschuktschen zu beschränken. Ihrer ist die Minderzahl. Von Kap Onman bis zum Ostkap hin-

*) Wie schon oben angedeutet, folgt die eigentliche Strömung allerdings der entgegengesetzten Küste. Dort häuft sich das Holz oft in solchen Massen, daß jede Landung und jedes Vordringen des Schiffes unmöglich wird. Aber von dieser Ueberfülle spülen die Wellen doch auch dann und wann einen kleinen Theil dem asiatischen Strande zu.

Digitized by Google

auf — eine Linie von sicherlich 40 deutschen Meilen — mögen nicht über zwölfhundert wohnen. Halbe, ja ganze Tage kann man die schweigenden Einöden durchirren, ehe das langgezogene, heulende Gebell des Wolfshundes sich vernehmen läßt. Auch hier, wie in den Wildnissen des Urwaldes, begrüßt der Fremdling mit Jubel diesen Laut, der ihm die Nähe des Menschen verkündigt. Rascher eilt er vorwärts; endlich in irgend einer Schlucht tauchen die kegelförmigen Zelte auf, und schon sieht er auch die Bewohner hervortreten, die neugierig und doch voll Achtung ihn empfangen. Ist es eine größere Niederlassung, so führt man ihn in das mitten im Kreise der zehn, zwölf anderen stehende Zelt. Dort wohnt der Häuptling. Mit brennenden Spänen wird der Ankömmling umräuchert, mit langer, lebhafter Rede bewillkommt, mit gastlichem Drängen zum Mahle geladen. Wohl zögert der Europäer sich unter das niedere Obdach zu beugen, und gewöhnlich rechtfertigt das, was im Innern den Sinnen sich bietet, nur allzusehr seine Befürchtungen. Dennoch mag das Sommerzelt des Tschuktschen noch für einen Palast gelten im Vergleich zu dem Winterlager desselben, zu der sogenannten Jurte. Man muß sich erinnern, daß Wärme und Wohnlichkeit für den Menschen einer solchen Natur dasselbe bedeuten. Seine einzigen, aber desto furchtbareren Feinde sind Kälte und Mangel. Hat er sich gegen diese gesichert, so kennt seine Genügsamkeit kaum noch einen Wunsch. Dem Thiere gleich genöthigt und gewöhnt in den Schooß der Erde selbst zu fliehen, begreift er den Schauder nicht, mit dem der Europäer zurückbebt, wenn er in jenen licht- und luftlosen Höhlen Zuflucht sucht. Eine lange Grube führt, einem Maulwurfsgange ähnlich, in das, was der Polarmensch sein Haus nennt. Nachdem er gebückt oder kriechend sich hindurch gewunden, gelangt er in die Jurte. Es ist ein 2 Fuß tief in die Erde gewühltes Viereck, das zeltartig von Stangen und Walfischrippen umzäunt, von Rennthierfellen und Schneeschichten gedeckt ist. Aber es wäre irrig dieß schon für die eigentliche Wohnstätte zu halten. Die Jurte bildet vielmehr nur das Dach oder die Hülle derselben. Denn erst innerhalb dieses Gerüstes steht das zweite Zelt: die Jorunga. Man stelle sich einen Kasten vor, dessen Wände von Walknochen gebildet und über die hin gedoppelte Rennthierfelle gespannt sind. Man stelle sich diesen Kasten vor allem niedrig genug vor, um jeden Gedanken an ein Aufrechtstehen des Inwohners fern zu halten; er kann nur liegen oder sitzen. Man stelle sich ihn aber auch eng genug vor, um die Oekonomie zu bestaunen, die es möglich macht, daß auf einer Erdscholle von vielleicht sechs Fuß Breite und Länge eine Familie von ebensoviel Menschen nebst Hunden, nebst Vorräthen, nebst Waffen, nebst Fischer- und Jagdwerkzeugen Platz hat. Keine Oeffnung gestattet dem Dämmerschein des Tages, keine dem reinigenden Hauche der Atmosphäre Eingang. Allerdings — was der Tschuktsche verlangt, das bietet noch immer diese Stätte. Denn abgeschlossen, wie sie ist, würde sie schon an sich eine nothdürftige Wärme gewähren. Aber der eigentliche Erzeuger derselben ist jene Lampe, die immer brennend in der Mitte herabhängt. In einer Muschel oder einem Knochen glüht, von Walthran genährt, die Flamme eines Moofes, des einzigen Vertreters der Pflanzenwelt an der Küste, und diese Flamme genügt, den winterlichen Kerker zu erwärmen und zu erleuchten. Sie ist in der That Licht, Ofen- und Heerdfeuer zugleich. Aber nun nehme man zu dem Allen den thranigen Dampf, der qualmend die Hütte erfüllt, den erstickenden Ruß, der mit jedem Athemzuge in die Lungen dringt und bald Alles mit einer schwarzen Decke überzieht, man vergegenwärtige sich die ganze Qual der quetschenden Enge, und erst dann — doch nein! auch dann nicht vermag sich der Europäer ein Bild zu machen von der Jorunga.

Der Tschuktsche überdauert in ihr den Winter. Dort liegt er, die lange Nacht getheilt zwischen Schlaf und Essen und den kleinen Arbeiten, zu denen er das angeborene Geschick des Mongolen mitbringt. Die Frauen nähen, die Männer schärfen ihre Waffen, bessern ihre Netze aus, oder versuchen die Gelehrigkeit der Hunde. Es unterbricht auch wohl einmal ein Freudentag die öde

Digitized by Google

Gewohnheit. Dann steigert sich die unter der eisigen Zone so natürliche Eßlust zu thierischer Gier. Der rohe Speck des Walfisches und der Robbe ist das immer wiederkehrende Mahl; eine Handvoll Schnee löscht den Durst; aber den höchsten Genuß beut dem Tschuktschen der Tabak. Wenn dieser magische Rauch ihn umwallt, dann verschwindet ihm alle Sorge und alles Elend. In der That, wer die — gleichviel, ob wirkliche oder eingebildete — Kraft dieses Krautes nicht ahnt, der sehe dem Ichthyophagen (Fischesser) des Eismeeres zu, wie er den kleinen steinernen Pfeifenkopf mit dem seltsamen Gewürz anfüllt, das er haushälterisch halb mit Moos gemischt, wie er es behutsam anzündet, wie er begierig dann und geschlossenen Auges den Rauch in die Lungen zieht und wieder gen Himmel bläst, während Aller Blicke auf ihm haften und der Nächste schon die Hand ausstreckt, das Zauberinstrument zu empfangen, um auf gleiche Weise einen Freudenzug daraus zu schlürfen. (Vergl. Chamisso, Reise u. d. W. I, 122.) Wer aber wollte den Armen tadeln, wenn er, nicht vermögend den grimmen Feind zu bekämpfen, ihn sich auf diese Weise gleichsam unsichtbar zu machen sucht? Denn so furchtbar ist die Kälte des arktischen Winters, daß selbst der frostgehärtete Tschuktsche nur nothgedrungen seinen Aufenthalt zu verlassen wagt. Dieß geschieht, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind und andere aus wohlverborgenem Verstecke hervorgeholt werden müssen. Mit einer Fürsorglichkeit, wie sie der Nomade nicht kennt, hat er den Ueberfluß seiner sommerlichen Jagd- und Fischzüge bewahrt. Große Gruben sind die Speicher, und dieselbe Kälte, deren tödtlicher Hauch ihn mit jedem Athemzuge bedroht, macht ihm möglich zu leben, indem sie die aufgesparten Fleischmassen vor Verwesung schützt. Aber wehe, wenn länger als gewöhnlich der Winter das Meer verschließt! Dann zu den Schrecken des Klima's gesellt sich der Hunger mit seinem Gefolge. Wir wollen das grause Bild nicht auftrollen; aber wer noch zweifeln sollte, der lese, wie Kane einst in der Melvillebucht eine ganze ausgestorbene Niederlassung fand. Um die Lampe ohne Oel saßen, wie ehedem, die Gestalten der Bewohner mit schwarzgewordenen Lippen und eingesunkenen Augen. Der erstarrte Hund lag neben dem erstarrten Herrn, und das Kind ruhte erfroren in der Rennthierhaut-Kapuze, welche die Leiche der Mutter umhüllte. Mit dem gespenstischen Scheine des Lebens hatte das Eis sie alle erhalten. Und wie dem Eskimo, nicht anders ergeht es dem Tschuktschen oder seinen Nachbarn; vielmehr wissen wir aus beglaubigter Ueberlieferung, daß ganze Stammschaften derselben vom Mangel aufgerieben wurden.

Kaum geringere Gefahr droht, wenn eine Seuche die Hunde hinwegrafft. Denn mit dem Leben dieses Geschöpfes ist das Leben des Küsten-Tschuktschen untrennbar verknüpft. Was dem Nomaden das Renn, das und mehr als das leistet ihm der Hund. In unseren Breiten würde der nur halbgezähmte, wolfsartige Wildling rasch abarten, oder vielleicht nur seine üblen Eigenschaften entwickeln; dort oben ist er der einzige und unschätzbare Freund und Helfer des Menschen. Mit großer Kraft und Schnelligkeit verbindet er die geduldigste Ausdauer und eine wunderbare Schärfe der Wahrnehmung. Er stellt dem jagenden Tschuktschen das Wild; er zieht ihm den Schlitten und im Wirbel der Uferbrandung das Boot; wo die Spürkraft menschlicher Sinne längst versagt: im Schneetreiben der Berge, und auf dem Eise der Sunde, da ist er der untrügliche Führer, und wie oft! der alleinige Retter des irrenden Herrn. Sein Instinkt findet überall den Pfad, wittert jede Gefahr, und müssen im Winter die oft allzu tief und fern geborgenen Vorräthe aufgesucht werden, so vermag nur Gedächtniß und Geruch dieser Thiere das Verlorene wieder zu erreichen. Daher ist Reichthum an Hunden der Stolz, und Pflege derselben ein Hauptgeschäft des Tschuktschen. Mit ihnen theilt er Lager und Mahl, und obgleich sein Aberglaube sie zuweilen grausamen Mißhandlungen unterwirft, bewährt das edle Geschöpf doch auch dort den alten Ruhm der Treue. So hoher Wichtigkeit eingedenk, begreift man endlich, daß der Polarmensch unter Umständen Alles für dasselbe opfert. Als in den Jahren 1821—1823 unter den benach-

Digitized by Google

barten Jukahiren fast alle Hunde hinwegstarben und in Folge dessen eine furchtbare Hungersnoth entstand, nahm eine Frau des unglücklichen Stammes, der von zwanzig Hunden nur noch zwei eben geworfene übrig geblieben waren, die Thiere neben ihrem eigenen Säuglinge an die Brust, und rettete so nicht nur sich und ihr Kind, sondern ward auch den andern Stammgenossen zu einer Wohlthäterin, indem von jenen beiden Hunden ein neues Geschlecht sich erzeugte.

Inzwischen treten solche Fälle glücklicherweise selten ein. Auch bleibt der Tschuktsche mitten unter den Entbehrungen des arktischen Lebens gesund. Während der überwinternde Europäer in seinem bleichen, wachsartig glänzenden Gesicht, im hohlen Blick der Augen, in der Schwäche der Glieder den ungeheuren Zwang verräth, dem seine Natur unterworfen worden, kennt Jener kaum irgend eine Krankheit. Nur die „Schneeblindheit" stellt sich häufig ein: ein Leiden, welches die Wüste des Pols mit der des Aequators gemein hat. Dort, wie hier, lähmt die Gewalt des von den unermeßlichen Flächen blendend zurückstrahlenden Lichts den Sinn; ein dumpfer Schmerz verkündigt die Entzündung, und allmählich legt sich's wie eine Hülle um das Auge, die immer dichter werdend, zuletzt den Menschen in hülflose Nacht begräbt. Doch auch dieses Uebel trifft den Europäer öfter und stärker als den Eingebornen. Ihn schützt schon die äußere Form und Stellung der zum Fernblick gebildeten Augen, die schief und gedeckt zwischen starkvordringenden Knochen liegen. Aber der Schmerz lehrt ihn auch Gegenmittel finden. Er streut sich Tabak in das Auge, oder er steckt Nadeln durch die Haut der Nasenwurzel und trägt sie tagelang. Solche Mittel lindern wenigstens das Uebel; in jedem Falle bringt, wie in so vielen Krankheiten, der Frühling dauernde Heilung.

Verkündigt diesen endlich der Südost mit den heranziehenden Schwärmen der Wasservögel, dann lebt auch der Troglodyt (Höhlenbewohner) des Poles auf. Er vertauscht seine thierische Vermummung mit der leichten Kamlaika*), die aus den Darmhäuten des Seehunds gefertigt, einem Mönchsgewande ähnlich, Kopf und Leib umhüllt. Er greift zu den Waffen, und nun eilt er auf das Wasser, um dort seine Ernten zu halten. Das ist sein Acker, seine Heimat. Wer ihn nur gesehen in der Jurenga, träger Ruhe hingegeben, der kennt den kühnen Nomaden des Meeres nicht. Denn erst im Kampf mit dem Elemente und der gewaltigen Thierwelt desselben offenbart er den angeborenen Muth, und die ganze List und Kraft des Naturmenschen. Da ist sogleich das Fahrzeug, in welchem er Tage hindurch den Stürmen trotzt, ein wahres Wunder des Scharfsinns: so ureinfach, daß es genau in derselben Gestalt bei den entferntesten Polarvölkern wiederkehrt, und doch in seiner Einfachheit so vollkommen, daß vielleicht selbst das Genie, welches das Dampfschiff erfand, nichts Besseres an die Stelle zu setzen gehabt. Wie der Gaucho nicht ohne sein Steppenroß gedacht werden kann, und der Araber der Wüste nicht ohne das Dromedar: so gehört zu dem Bilde des Tschuktschen die Baidare. Er ist Eins mit ihr: ein amphibisches Fabelwesen, halb Fisch, halb Mensch, das frei das Element beherrscht. Und was ist nun dieses Fahrzeug? Nichts als eine Schwimmblase. Ein leichtes Gestell aus Holz oder Walrippen, mit der pergamentdünnen Haut der Robbe überzogen, wie ein Pfeil an beiden Enden zugespitzt, und in seiner höchsten Breite noch nicht drei Fuß: das ist eine Baidare.**) Inmitten des wasser- und luft-

*) „Es ist unglaublich, mit welchem Fleiße diese Kamlaiken gefertigt werden. Mit jedem Stiche werden Büschelchen rother oder blauer Wolle und einzelne Federchen weicher Federn mit eingenäht. Ein Stück rothen Flanells von Handgröße ist für die Näherin ein wahrer Schatz; denn sie zupft die einzelnen Fäden aus, spaltet sie in die feinsten Theile und zerschneidet diese in ganz kleine Stücke, aus denen sie eben jene Büschelchen bildet. Die unteren Säume des Rockes und der Aermel werden mit einer sehr saubern Mosaik aus Fell- und Zeugstücken verziert und mit Federn eingefaßt. Die Kamlaika muß für die geübteste Arbeiterin ein Werk von Wochen sein.

**) Völlig gleich ist das Kajak (Kadak) der Grönländer und der Eskimos gebaut. Vergl. die lebendige (oben theilweis benutzte) Beschreibung, welche Kane in seinem Tagebuche darin giebt.

Digitized by Google

dichten Gehäuses sitzt der Ruderer, als sei er mit demselben verwachsen. Wirklich weiß man nicht mehr, wo das Boot aufhört und der Mann anfängt. Denn die Haut, welche dasselbe auch obenher umschließt, geht unmerklich in das Kleid des Tschuktschen über. Er hat sie mit einem Gürtel zusammengefaßt, diesen fest um die Brust geschnürt, und so das Boot sich gleichsam einverleibt. Das einzige Hülfswerkzeug, dessen er sich bedient, ist ein Ruder mit zweifachem Blatt. Dies Doppelruder in der Hand, und wie ein Reiter das Gleichgewicht haltend, schießt er über die ewig bewegte Fläche, oft in Einem Tage zwölf und mehr deutsche Meilen weit. Sturm und Wetter haben ihm nichts an; aber er hat zwei andere Feinde zu fürchten: die Klippen und das Treibeis. Wenn an ihren scharfen Kanten der leichte Ballon vorüberstreift, so ist er dahin, und wird nun der Sarg seines Lenkers. Denn nur äußerst selten mag es dem verzweifelnden Schwimmer gelingen, das Land zu erreichen. Fast immer ist der Tod sein Loos, und oft wirft erst nach Monaten der Sturm beide Gerippe an eine ferne Küste. Solchen Gefahren zu entgehen, segelt daher der Tschuktsche, wie der Eskimo, nur bei Tag; mit einbrechendem Dunkel legt er bei und bringt am Ufer sich und das Boot in Sicherheit. Nach einem Mahle von Robbenfleisch zieht er sich das Schiffchen wieder an; es muß ihm jetzt als Bett dienen. Die Kapuze über das Haupt gestülpt, ein wundersamer Klumpen, lehnt er sich müde an einen Felsblock und schläft ein. Aber gewöhnlich kehrt am Abend der Tschuktsche zu seinem Zelte zurück, da er diese Fahrten nur unternimmt, um zu jagen oder etwa zu fischen. Ohne Feuergewehr, mit nichts als Speer und Harpune, höchstens noch mit einer Schleuder versehen zieht er aus. Es ist staunenswerth, wie sicher und gewandt er diese rohen Waffen handhabt. Seine Lanze trifft die Eiderente im Flug, und den Alk noch im Hinuntertauchen. „Oft wirft er sie, während er mit der Schnelle einer fünfruderigen Schaluppe forteilt, spielend voraus, und erhascht sie im Vorüberfahren, ohne anzuhalten oder nur zu schwanken." Mit seiner Schleuder erreicht er die in der Höhe kreisende Raubmöve, und mit dem Speere wagen selbst Knaben den Kampf wider den Eisbär. Aber die Hauptjagd der Tschuktschen bilden immer die großen thranreichen Säugethiere des Meeres: Robbe, Walroß und vor Allen der Walfisch. Sobald dieser Riese in den Buchten erscheint, sammeln sich die Baidaren wie Vögel um ein fallendes Wild. Harpunen fliegen auf die aus den Wogen tauchende Masse; aber statt, wie der weiße Fischer, das Geschoß mittelst der Wurfleine immer in der Gewalt zu behalten, lassen die Tschuktschen dasselbe sammt der Leine fliegen. Die Beute entgeht ihnen dennoch nicht; dies verhindert ein am Harpunenriemen befindliches luftgefülltes Robbenfell. Der verwundete Wal, der in der Tiefe Zuflucht sucht, sieht sich durch den Luftball zurückgehalten; nur mit Anstrengung taucht er unter, und bald ermüdet kommt er wieder empor, wo neue Harpunen ihm neue Wunden beibringen, seine Flucht immer unmöglicher machen, und endlich ihn in die Hand des Jägers liefern.

Wäre auch diese Art des Walfanges nicht schon durch ihre Eigenthümlichkeit überraschend, so müßte sie es werden durch den Umstand, daß sie in völlig gleicher Weise in den ersten Jahrhunderten nach Christus von den Basken geübt wurde: von einem südlichen Stamme eines anderen Erdtheils, durch ebenso große Raum- als Zeiferne von dem Ansiedler des asiatischen Ostkaps getrennt. In der That, wenn man nicht den rohen Sohn der Erde auf eine Stufe herabsetzen will mit dem Thiere, das überall den gleichen Instinct zeigt, so läßt schon ein solcher Vergleich der ersten Versuche unseres Geschlechts die höhere Natur desselben ahnen. Oder ist es denn nicht wie eine Inspiration, daß im Wesentlichen bei allen Polarvölkern dieselbe Art der Bewaffnung und Kleidung, dieselbe Art des Hausbaues, dieselben Fahrzeuge sich finden? Ist es kein Wunder, daß alle Wilden ohne Ausnahme Bogen und Pfeile erfunden haben? „Lag es so nahe, daß man die Elastizität eines Stabes mit der eines getrockneten Darmes verbinde, um ein Instrument fortzuschnellen, wie diesen scharfsinnig befiederten Pfeil? Oder gab es die Erfahrung so unmittelbar an die Hand,

Digitized by Google

daß zwei aneinander geriebene Hölzer endlich die Flamme erzeugen?“ (B. Goltz) Wahrlich, wenn aller Anfang etwas Schweres ist, dann ist er auch etwas Großes, und, so die Dinge angesehen, wird man auch dieses erste Aufblitzen des sinnenden Geistes für etwas Anderes halten, als für einen blinden Naturtrieb, und den geflügelten Pfeil und die luftumwundene Harpune für ein ebenso geniales Geschoß, als das Feuergewehr, für welches der Zufall das Pulver erfand.

Jedenfalls bekundet wenigstens der in Rede stehende Stamm auch sonst eine nicht geringe geistige und technische Befähigung. Haben doch Reisende, überrascht durch die ausdrucksvollen Physiognomien derselben, die Tschuktschen geradezu für Mischlinge aus Europäern und Mongolen erklärt. Ein gewisser Formsinn spricht sich schon in den mannigfachen Zierrathen ihrer Kleidung aus, die um so größere Beachtung verdienen mögen, auf je rohere Stoffe und Werkzeuge der Polarbewohner sich beschränkt sieht. Oft vertritt eine Fischgräte die Nadel; wo letztere Eingang gefunden, wird das Oehr als unnütze Zugabe abgebrochen und der Faden von Thiersehne an den Stahl geklebt. Ein solcher Behelf genügt dem Tschuktschen, um die schmalen Streifen der Robbengeweide zu einem völlig wasserdichten Gewande zusammenzusetzen und die Nähte selbst noch durch zierlichen Federbesatz zu verstecken. Zu dem Gesichtsschmuck der Tätowirung gesellt sich Bemalung mit Graphit, dem Wilden ebenso natürlich, als uns einst Puder und Schminke. Sie erhöht nach der Meinung der Tschuktschen die männliche Würde. Dagegen zeichnen sich die Frauen durch künstliches Haargeflecht aus, das hier, wie bei den Chinesinnen, eine Art Helm bildet. Die an Völkern des Südens oft so komisch hervortretende Eitelkeit bleibt ihrem durch Arbeit gehärteten und auf beständigen Kampf gestellten Wesen fremd. Der Spiegel macht keinen Eindruck auf sie; ja nach Kotzebue's Bemerkung fielen ihn die nordischen Stämme meist in eben dem Grade, in welchem die Südländer ihn suchen. Wohl aber ergötzen sie sich an dem rohen Rhythmus ihrer Tänze, und bei Festzeiten erfüllt Gesang den Strand oder das Zelt. Man sieht: auch der Sohn dieser eisernen Natur hat nicht ganz der Lust des Lebens entsagt. Wie er gespannt und bewundernd den Berichten des Fremdlings horcht, so erzählt er ebenso gern als lebendig, und auch hier ist das Lachen, wie Rabelais sagt, das eigenthümliche Recht des Menschen. Die nächsten Verwandten dieser fröhlichen Nordländer, die armen Bewohner der Aleuten, haben es freilich längst verlernt. Die Sprache der Tschuktschen ist von äußerst künstlichem Bau, und entwickelt einen ungewöhnlichen Reichthum von Mundarten. Oft wird schon von einer Niederlassung zur andern eine Sprachgrenze gefunden. Ja, merkwürdig genug, unterscheiden sich selbst innerhalb ein und derselben Gemeinde Männer und Frauen durch verschiedene Aussprache gewisser Wörter: eine Erscheinung, die uns auch im Grönländischen begegnet.

Ist dies Alles wohl geeignet, unsere theilnehmende Aufmerksamkeit zu erwecken, so steigert sich dieselbe noch dem Charakter der Tschuktschen gegenüber. Allerdings fehlt es hier nicht an tiefen Schatten. Züge der Leidenschaft und Grausamkeit erinnern an jene Entartung der Menschennatur, von welcher die Entdecker der neuen Welt berichteten. Zuvörderst verklagen alle Seefahrer ohne Ausnahme die Tschuktschen als diebisch, und es ist wahr, daß sie mit dreister, geschickter Hand sich das Besitzthum des fremden Ankömmlings zuzueignen suchen. Nur Gewalt, nicht Einsicht oder Scham hält sie endlich zurück. Aber den rohen Heiden nach dem Maße unserer Bildung und Gesittung zu beurtheilen, würde jedenfalls eine Ungerechtigkeit sein. Es würde eine doppelte Ungerechtigkeit sein unter einer Zone, wo Armuth ein größeres Elend ist als sonst auf der Erde. Und haben es denn nicht europäische Küstenvölker, selbst noch im neunzehnten Jahrhundert, mit den christlichen Anschauungen vereinbar gefunden, an dem Gute gescheiterter Schiffe Eigenthumsrecht zu üben, ja im Gebete selbst den Himmel um „gesegneten Strand“ anzurufen! Auch die periodische Trägheit des Tschuktschen, seine Unsauberkeit, seine Unmäßigkeit erscheinen unter dem lähmenden

Digitized by Google

Klima der Arktik verzeihlicher, um nicht zu sagen natürlich. Wie er den Tabak liebt und für ein paar getrocknete Blätter dieses Krauts unnachdenklich irgend ein mühsames Werk seiner Hände hingiebt, nur um sich ein kurzes Vergessen seiner Noth zu verschaffen, ward schon angedeutet. Noch leidenschaftlicher aber begehrt er den Alkohol. Um einige Schalen des „wildmachenden Wassers" würden dem Tschuktschen alle seine Schätze feil sein, und wenn das verhängnißvolle Geschenk Europa's hier nicht gleich zerstörend wirkt, als unter den Rothhäuten, so mag auch dies zum Theil in dem Charakter des Klimas begründet sein. Noch aber bleibt ein Gebrauch zu erwähnen, der uns mit Grausen erfüllt, aber zugleich Zeugniß giebt, wie oft ein menschlicher Trieb zum Unmenschlichsten führt: dies ist die Tödtung der Schwachen und Kranken. Sobald der Tschuktsche altert und gebrechlich nur noch von der Arbeit der Rüstigen sein Leben zu fristen vermag, wird ein Familienrath gehalten, dem der Greis selbst beiwohnt, und der gewöhnlich mit der Erdrosselung desselben endet. Meist fordert er selbst den Tod. Denn der Tschuktsche fürchtet die Qual eines langsamen Hinsiechens, ja das natürliche Sterben dünkt ihn unnatürlich und unmännlich: so meinen die Angehörigen zu gewaltsamer Tödtung, gleichsam wie zu einem Liebeswerke, nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet zu sein. Dasselbe geschieht bei unheilbaren Krankheiten, doch auch hier unter Zustimmung des Opfers und nach dem Ausspruch der Priester. Mit Entsetzen wendet sich der Europäer von dem Barbaren, und dennoch wird ein gerechtes Urtheil einräumen, daß eine solche Grausamkeit minder verwerflich als jene lykurgische und mehr eine Verirrung als ein Verbrechen ist.

Dafür bürgt auch der sonstige Charakter des Tschuktschen, vor Allem seine Heilighaltung der Ehe. Zwar kommen dem Manne größere Rechte zu als dem Weibe, aber die Liebe beider zu einander besteht jede Probe. Der Fall eines Treubruchs ist unerhört. Gleich groß ist die Liebe zu den Kindern, wie die Liebe der Kinder zu den Eltern, und hieraus ganz besonders mag sich erklären, warum dieser Stamm unter all den Entbehrungen und Unbilden des Klimas sich forterhält und mehrt, während die Polynesier unter dem gesegnetsten Himmel gerade durch Auflösung der Familienbande ihren Untergang herbeiführen. Aber nicht auf die Familie allein ist ihre Liebe beschränkt. Vielmehr leben alle Glieder dieses Stammes in patriarchalischer Eintracht, in jedem Augenblick zu jeder Hülfe bereit. Wer darauf hinweisen wollte, daß schon die gemeinsame Noth und Entbehrung ein solches Einvernehmen fordere, und daß das Gewerb des Fischers und Hirten friedlichen Sinn erwecke, den würde man an die blutigen Fehden anderer, in ähnlichen Verhältnissen lebender Völkerschaften zu erinnern haben, wie denn selbst die Hirten des Alten Testaments streitbar die Waffen geführt zu haben scheinen. Auch ihre Gastlichkeit ist nicht bloß Ergebniß des einsamen Lebens. Denn gerade hier, wo die Natur mit kargster Hand ihre Gaben gewährt, vielmehr fast ununterbrochen die Kraft des Menschen zur Gegenwehr herausfordert, gerade hier scheint es kaum möglich jener Pflicht nachzukommen. Dennoch erfüllt sie der Tschuktsche; er erfüllt sie freudig, ohne Zögern und in einem Maße, wie sie unter civilisirten Nationen weder gefordert, noch geübt werden würde. So manche gestrandete Mannschaft verdankt dem gastlichen Stamme Leben und Heimkehr. Bereitwillig gibt der arme Höhlenbewohner von seinen Fellen, von seinen ersparten Vorräthen, von Allem, was er besitzt, und er giebt dies wochen- und monatelang, ohne eine andere Aussicht, als die, bei andauerndem Winter zuletzt selbst Mangel zu leiden, wohl gar seine Menschlichkeit mit dem Hungertode zu büßen. Wahrhaft rührend ist endlich die Anhänglichkeit des Tschuktschen an seine Heimath. Er liebt diese unwirthliche Erde mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele; für sie duldet, für sie wagt er Alles. Als im Jahre 1814 unter einem jener Stämme eine verheerende Seuche ausbrach, die trotz den Beschwörungen der Priester nicht wich, thaten die letzteren den Ausspruch: die erzürnte Gottheit verlange eine Sühne. Einer der angesehensten Häuptlinge sollte geopfert werden. Da verweigerte das Volk den ge-

Digitized by Google

wohnten Gehorsam; es wollte den geliebten Führer nicht preisgeben. Als aber die Seuche immer weiter um sich griff, erklärte der Häuptling selbst, er sei bereit für die Rettung seines Volkes zu sterben. Auch jetzt wollte Niemand Hand an ihn legen, bis endlich sein eigener Sohn, durch den Befehl und die Drohungen des Vaters erschüttert, ihm das Opfermesser in die Brust stieß und den Leichnam den Schamanen übergab.

Bezeugt dieses Ereigniß einen Muth und eine Vaterlandsliebe, wie sie heroischer sogar unter den Römern nicht erschienen, so bekundet es zugleich den religiösen Sinn der Tschuktschen. Ihre Priester bilden zwar keine Kaste, aber das Wort derselben gibt in allen religiösen Dingen sowie in allen größeren und zweifelhaften Angelegenheiten die Entscheidung. Sie sind die Richter und Aerzte, die Lehrer und Lenker des Volks, und wenn bei dem dumpfen Ton der Zaubertrommel sie verzückt ihre Gesichte verkünden: dann verehrt der Tschuktsche in ihnen die Boten einer höheren Gewalt. Daß eine solche Religion eine sehr rohe, daß sie vielfach nur die verzerrte Spiegelung der Schrecken, mit welchen die Natur dort den Menschen umgibt, mag nicht befremden. Aber wohl darf man bewundern, daß trotz dieser rohen und finsteren Vorstellungen die Tschuktschen den edleren Regungen der Liebe und Treue, der Dankbarkeit und Aufopferung sich niemals verschlossen haben. Und wie dies Alles, so muß zuletzt auch wohl das als ein tiefer, dem Menschen in's Elend mitgegebener Heimatzug angesehen werden, daß sie an eine Unsterblichkeit glauben. Die Gräber sind ihnen heilige Stätten. Sie schützen dieselben sorgsam gegen die Gier der Raubthiere; nur der Krähe, als einem geweihten Vogel, wehren sie nicht. Waffen und Geräthe liegen bei dem Verstorbenen; sein Haupt ist nordwärts gewendet, dort, jenseit des Polarkreises werden sich ihm die Thore eines Paradieses aufthun, wo goldhornige Rennthiere auf grünen Triften weiden, und kein Winter mehr den fischreichen Ozean verschließt. — So hört auch dort der Mensch nicht auf zu hoffen!

Eine Fuchsjagd in Irland.

Von E. Heusinger.

Die Sonne hatte noch nicht die Nebelschichten durchbrochen, die über den Niederungen der herbstlichen Landschaft auf- und abwogten, und den Beobachter ungewiß ließen, wie sich das Wetter für den heutigen Jagdtag gestalten würde, als man von vielen Seiten auf den leicht übergefrorenen Wegen, die zu einer einsamen Haideschenke führten, den Hufschlag herantrabender Rosse aus der Ferne vernahm. Die Dunstmassen schwankten lange über dem benachbarten Torfmoore, bis sie sich plötzlich so tief senkten, daß man zuerst die Köpfe der Reiter und Pferde, endlich auch die Umrisse der von weit und breit heranreitenden Jagdzüge deutlich erkennen konnte. Bald darauf begrüßten sich die Hunde und Pferde; letztere durch fröhliches Wiehern, die Hunde, alte Bekannte von früheren Jagden, heulten vor Freude und bellten sich an. Das lustige Getümmel vor der Schenke nahm mit jeder Minute eine andere Gestalt an, je nachdem sich die Theilnehmer an der von Lord Kildare angesagten großen Fuchsjagd vermehrten.

Die Jäger in ihren brandrothen Röcken, Herren aus den höchsten Ständen, versammelten sich im Kreise. Waidmannsscherze flogen wie Sprühfunken hin und her, Lust und frohe Laune wurden bald allgemein.

Gewährten die eleganten Jagdanzüge der Herren Jäger einen gar stattlichen Anblick, so verdiente auch die Dienerschaft in den reich betreßten Livreen oder in den bis zum Absatz niederreichenden erbsgelben Röcken, denen sechs übereinandergelegte Kragen zur besonderen Zierde gereichten, die Aufmerksamkeit des Zuschauers, zumal wenn er zum erstenmale Zeuge einer solchen nobelen Jagdversammlung und der darauf folgenden Dinge war. Besondere Theilnahme aber erregten die Hand-

Digitized by Google

pferde, die etwas im Hintergrunde des lebensvollen Bildes auf- und abgeführt wurden. Es waren sämmtlich Thiere der edelsten Abstammung, auf deren kostbaren Decken man die Namen der denkenswerthen Eigenthümer in kunstvoller Ausführung bemerkte, wogegen Sättel und Zaumzeug eben nur durch feine Arbeit in ihrer Einfachheit schön zu nennen waren. Da sah man Pferde, die den Besitzer Tausende im Einkauf gekostet hatten. Echte Jagdpferde, die zu keinem anderen Dienste gebraucht werden, von arabisch-englischer Züchtung, von schlanker Taille, dünnem Halse, kurzen, dicht am Kopfe liegenden Ohren, mit sehnigen Beinen, den Läufen des Hirsches aus Schottlands Gebirgen zu vergleichen, dem auf der Flucht kein Bach zu breit, kein Schlagbaum, keine Einzäunung zu hoch ist. Lauter Pferde, von denen die meisten ihrem Herrn schon manche hohe Jagdwette gewonnen und dadurch den Einkaufspreis doppelt verdient hatten. Wenn diese edlen Gestalten sich so leicht auf den Harken drehten, als hätten sie solche Bewegungen von einem französischen Tanzmeister gelernt, während die Augen Funken sprühten und aus den weit geöffneten Nüstern der glühende Hauch in Dampfwolken hervorschoß, konnte man es wohl gewahr werden, welche Kraft und Ausdauer diese Pferde vor anderen Racen voraus hatten.

Nicht weniger als die Reitknechte, die in weiten Kreisen umhertretten mußten, weil manche der Pferde, stolz und als wären sie ihres Werthes sich bewußt, durchaus keine Nebenbuhler in ihrer Nähe dulden wollten, hatten die Hundeführer mit den Spür- und Hetzhunden zu thun, die ungeberdig an den Leitschnüren vorwärts strebten, um alte Bekanntschaft mit einer oder der anderen Kuppel zu erneuern, oder neue mit denen zu machen, welche heute zum erstenmale bei der Jagd erschienen.

Sobald die Herren ihre deutschen Pfeifen angezündet hatten, die als ein nothwendiger Modeartikel niemals bei solchen Lustpartieen fehlen dürfen, gab Shoun Donneugh, Lord Kildare's Leibjäger, auf dessen Wink durch eine Hornfanfare das Allen willkommene Zeichen zum Aufbruche.

Schloß und Park Lindsayhall links lassend, folgte man einem engen Wege längs der in Irland durch manche Sage wohlbekannten Teufelsmauer bis zu einer über den Shannon führenden Brücke, dessen Fluthen hier brausend über Steinblöcke rollend, sich in einen schaurigen Abgrund verlieren, aus dem sie später als friedlicher Strom durch fruchtbare Auen ihren Weg fortsetzen, um sich dem Weltverkehre dienend, schiffbar für größere und kleinere Fahrzeuge, in den Ocean zu ergießen. Von hier wandte sich der Troß auf einem schmalen, nur für ein Pferd gangbaren Pfade einer Haide zu, die sich meilenweit über den flachen Gebirgsrücken ausdehnt. Jetzt wurde ein kurzer Halt gemacht; der Spürmann löste die Leithunde und diese vertheilten sich, die Nase auf dem Boden, rechts und links in langer Linie vor den in Fronte aufmarschirten Jägern. Diese folgten erst im Schritt, dann trabend, in genauer Ordnung, während aller Blicke mit Spannung auf die Hunde gerichtet waren. Die Suche war lange vergebens, und Lord Kildare schlug schon vor, auf das jenseitige Ufer eines Baches überzusetzen, wo die Haide den Bergen näher, mehr durchschnitten und mit Gebüsch bewachsen ist. Einige der Reiter, die mit hoher Lust auf den Vorschlag eingingen, waren auch schon mit kühnem Sprunge hinüber, als die Hunde plötzlich bei einem unter Ginster und Stechpalmen aufragenden Steinhaufen langsamer anzogen, dann fest standen und endlich auf des Spürmannes Wort einsprangen.

Mit einem jähen Satze, die Lunte hoch in der Luft, flog Meister Reineke hervor und eilte, um seinen jauchzenden Feinden zu entkommen, in breiten Sprüngen über die Haide hinweg.

„Ho, halloh, ho! — Alle Hunde daran, mein Junge!“ — rief der Lord dem Fährtensucher zu, und jetzt erst begann, querfeldein, über Stock und Stein, über Busch und Baumstumpf, durch Sümpfe und über Gräben, die eigentliche wilde Jagd, die höchste Lust des Briten, die höchste aller Freuden eines verwegenen Reiters, wogegen Alles, was man der Art in Nachahmung englischer Gebräuche in Deutschland gesehen, ein Kinderspiel, wenn nicht etwas Anderes ist.

Digitized by Google

War ein Sprung auch ein Wagniß um Arm oder Bein, selbst um den Hals — ein „Verdammt!“ — war Alles, was man hörte, und ohne sich nach leichteren Auswegen umzusehen, wurde das vorkommende Hinderniß zu bewältigen unternommen. Es glückte in der Regel, weil man zu wissen glaubte, was man dem geübten Jagdpferde zumuthen konnte.

Schon war in weiter Entfernung ein Arm vom Shannon durchschwommen, als der gehetzte Fuchs sich, trotz manches schlauen Versuches, durch Niederthun im Gebüsch den Verfolgern zu entziehen, von der verfolgenden Meute immer wieder aufgestöbert, zu diesem letzten Versuche, sein Leben zu retten, hatte entschließen müssen; doch die wilde Jagd litt keine Unterbrechung, sondern gewann um so freieres Spiel, als sie auf der entgegengesetzten Seite die Felder von Dunmore erreichte, wo das arme Thier seine schon stundenlang gedauerte Flucht mit weniger Eile fortsetzte.

Der Jagdlärm hatte eine Menge Dörfler aus den Hütten und von der Feldarbeit herbeigelockt. Haufenweise standen sie an den Haferstücken, um ihr Eigenthum so viel als möglich gegen den andrängenden Strom des wilden Heeres zu schützen. Der Fuchs hatte sich gleich in das erste aus mehreren Aeckern bestehende Feldstück geworfen, und das von den Bauern gegenüber erhobene Geschrei veranlaßte ihn, sich zur Rechten wendend, noch tiefer im hohen Spätkorn zu verbergen. Als jetzt der Jagdzug heraufsauste, hoben die armen Leute flehend zu dem hohen Herrn die Hände empor.

Ein Dragoneroberst sprengte an Lord Kildare heran, ihm zurufend: „Mylord, wir werden dem armen Volk die ganze Späternte verderben! Der Fuchs auf der Flucht kommt jenseits wieder heraus; da er uns doch nicht mehr entwischen kann, lassen Sie uns einbiegen und das Feld hier umreiten.“

„Verdammt sei das Lumpengesindel!“ rief der Angeredete in seiner glühenden Lust weiter zu kommen, „es bezahlt mir ja ohnehin nicht das elende Pachtgeld. Hol' der Teufel den schlechten Hafer! Hindurch, wackere Bursche! Ho, halleh, Hussa! immer vorwärts, hindurch!“ — Und allen voran sprengte der Lord zuerst in das wogende Saatfeld, das eben zum Schnitt reif war; ihm folgend sprengte nach allen Seiten der lärmende Troß, und in wenigen Minuten war das kleine Feld unter den Hufen der vierzig Rosse zerstampft.

Die an den Feldmarken stehenden Landleute erhoben ein Zetergeschrei, und ein weißhaariger alter Mann trat mit Blicken der Wuth und der Verzweiflung hervor und ballte seine Faust gegen die Jäger. Er war der Aelteste im Dorfe, und an seiner Seite stand sein jüngster Sohn. Dieser hatte einen großen Stein ergriffen und war im Begriff den Reitern zu folgen, wahrscheinlich in der Absicht, das irische Wurfgeschoß dem Lord an die Stirn zu schleudern. Der Alte aber hielt ihn mit von Grimm erstickten Worten zurück. „Laß gut sein, Jacob! Du erreichst ihn nicht, und wenn auch, du trifft ihn nicht, kommst aber dabei um den eigenen Hals. Gott wird schon richten zwischen ihm und uns; wir werden aber Gottes Richtschwert sein. Wir müssen nun diesen Winter gar knapp anbeißen, Herzenskleinod, im Felde dort steckte unser Brodkorn. In einigen Wochen kommt des Lords Pächter, der wird uns aus der Hütte werfen, ohne ein Wort darüber zu sprechen, daß sein Herr es gewesen, der unsere Saaten zernichtet hat. Aber laß' nur, mein Junge, so muß es kommen, wenn's besser bei uns werden soll. Feige Memmen sind wir nicht. Gott schützt Irland! Es wird sich selbst schon helfen.“ — Große Thränen rollten über sein runzeliges Gesicht, als er über den verwüsteten Acker ging, vor einer halben Stunde noch seine Freude, jetzt ein Haufen wirres Spätstroh. Gräßliche Flüche gegen den Lord ausstoßend, folgte ihm der Sohn langsam nach.

Der geängstete Fuchs war unterdessen gerade auf das Dorf losgerannt. Dort versuchte er einen Satz über die Hecke, der jedoch seiner gebrochenen Kraft nur mit der größten Anstrengung gelang. Blutroth, lechzend hing ihm ebenso, wie den verfolgenden Hunden die Zunge aus dem Rachen.

Es war ein Kohlgarten, wo der vorhin erwähnte Dragonerofficier, der schneller

Digitized by Google

als der Fuchs über die Umzäumung gesetzt war, den ersten Hieb mit der schweren Hetzpeitsche nach dem Schlachtopfer führte.

„O! habt Barmherzigkeit Sir, mit einer armen Wittwe, die ruinirt ist, wenn ihr den kleinen Garten verwüstet," — jammerte ihm eine Frau entgegen, der das kleine Grundstück gehörte, aus dem sie außer einem Enkel, eine magere Kuh und ein Schwein ernährte, die ihnen das Leben den Winter hindurch fristen sollten.

Eben wollte der Oberst, der Mitleiden für die alte Frau fühlte, den Fuchs, dem er rasch noch einige tödtende Schläge versetzte, auf die entgegengesetzte Seite der Einfriedigung schleudern, als Lord Kildare mit den Worten herüberstürmte: Halt da, was wollen Sie machen, Oberst? Ist das etwa ein neuer Weidmannsgebrauch, den sie aus England herübergebracht? „Erbarmen, Erbarmen, Mylord. Es ist meine Winternahrung" — wimmerte das Weib.

„Pack' Dich zum Teufel, dessen Tochter Du bist, alte Hexe! — schäumte der Lord, indem er ihr einen Schlag mit der Peitsche über den Kopf versetzte. — „Hier bin ich Herr! Mitten im Garten, da wo der Fuchs fiel, ist Hallali!" und laut jubelnd rief er den in der Ferne haltenden Jägern sein Ho, hoho, Hallali! zu.

„Ho, hoho, Hallali!" antwortete mit gleichem Jubel das zahlreiche Jagdgefolge im Chorus, indem es die hohe Verzäunung übersprang, wobei jedoch noch allerletzt einige schwerfällige Herrn in Gefahr geriethen auf den Zaunpfählen gespießt zu werden. Lord Bridgewater aber kam bei dem gewaltigen Satze seines Einers früher im Garten an, als sein braves Jagdroß, das über und über mit Schaum und Schweiß bedeckt war, daß man dessen Farbe kaum entdecken konnte.

Die arme Wittwe war, hart vom Peitschenschlage getroffen, am Zaune niedergesunken, von wo sie wehklagend den Kopf auf die Hand gestützt zusah, wie die Beete des Gartens von den Hufen der Rosse zerstampft wurden, während sich die Herren Jäger glückwünschend um den Obersten drängten, der abgesessen seine Beute im Kreise umherzeigte, sie noch einmal hoch empor hielt und dann unter die lechzend umherliegenden Hunde warf.

Der Sieg war errungen! Der Zweck des Tages, einen einzigen Fuchs zu Tode zu hetzen, war auf Kosten von einigen dreißig müde gejagten Pferden und das doppelten von so vielen Hunden erreicht. Die meisten der erstern standen von Schweiß triefend, mit niederhängendem Kopfe, manche auf drei Beinen, unter ihren Reitern; die letzteren lagen athemlos, mit weit ausgestreckter Zunge, ohne fernere Theilnahme um den erlegten Feind herum. Mehr als ein Leben hatte zum öfteren bei der halsbrechenden Jagd auf dem Spiele gestanden.

Die edlen Jäger selbst fühlten sich etwas weniger behaglich, als am Morgen; ihre Magen waren leer und der Gaumen war trocken geworden. Um so willkommner war ihnen daher die vom Lord Jagdgeber an sie ergehende Einladung mit den Erfrischungen vorlieb zu nehmen, die der Jagdküchenwagen enthielt, welcher auf Befehl in der Nähe des Dorfes Dunmore das Ende der Jagd erwartet hatte.

Der blutrothe Wein von Oporto und der goldglänzende Rebensaft von Madeira, mit dem große Stücke von Pasteten und kalten Fasanen hinunter gespült wurden, führte die gute Laune gar bald wieder zurück; die Besitzer der verwüsteten Felder waren vergessen, und jede Spur von Abspannung verschwunden, als sie die vorgeführten frischen Pferde bestiegen, um auf der gebahnten Straße nach Schloß Lindsayhall zur Tafel beim Lord zu reiten. Zuvor wurden jedoch die strengsten Befehle an die Stallleute ertheilt, die scharfgebrauchten Pferde auf der Stelle tüchtig zu reiben, die Glieder mit Branntwein zu waschen, und in die weiten Decken und Halsüberzüge zu hüllen, damit ihnen der Luftzug nichts anhaben könnte.

Diese zarte Fürsorge für die edelen Thiere, die ihren Reitern noch kurz zuvor eine drei Heller werth in sein schienen, würde Jedem, der mit der englischen Pferdewartung unbekannt ist, darauf aufmerksam gemacht haben, was man bei sorgfältiger Behandlung einem guten Pferde zumuthen kann.

„Um zwölf Uhr diesen Abend die Kutsche, Johann!" hörte man auch wohl einen aber den andern dieser stattlichen Herrn einem Dienstmann zurufen. Das geschah in Vorahnung des Schwindels, der manchem braven Jäger nach dem lusti-

Digitized by Google

gen Diner, das dem heiteren Tag folgte, zu überfallen und nicht selten in eine Ohnmacht von so langer Dauer auszuarten pflegte, daß der edle Herr, wenn er am folgenden Tage nach Mittag unter dem eigenen Dache erwachte, nur schwer begreifen konnte, auf welche Weise er nach Hause gekommen war.

So ging's vor Jahren in Irland, und so geht's mitunter noch in St. Patri's grünem Lande. Aber Manches ist doch auch besser drin geworden, seitdem die Großen durch die Kriege, die sie im fernen Auslande mitmachten, fügsamer geworden, und besonders seitdem, wie Wilhelm der Vierte, auch die Regierung der guten Königin bemüht ist, die für Irland noch bestehenden harten Gesetze mehr mit der Liebe in Einklang zu bringen, wovon die erhabene Frau für ihre Völker ohne Unterschied beseelt ist.

Dies und Das.

Zunahme der Städte in Amerika. Wir Europäer, die wir die Zunahme der Bevölkerung eines Ortes kaum wahrnehmen, wenn sie überhaupt stattfindet, haben auch kaum eine Vorstellung von der Zunahme gut zum Handel gelegener Orte in den vereinigten Staaten von Amerika. Um den Lesern hiervon ein in die Augen springendes, durchaus auf amtlicher, zuverlässiger Angabe ruhendes Beispiel zu geben, wähle ich die Stadt Chicago. Im Jahre 1850 betrug die Seelenzahl der Stadt, die kaum ein Menschenalter ihres städtischen Bestehens sich rühmen kann, 29,000 Seelen. Im Jahre 1856 zählte sie schon 104,000 Seelen! Ein Amerikaner, der den Mund recht voll nahm (das verstehen sie gründlich!), sagte: Chicago steigt auf wie ein Luftball! Das Bild ist möglichst stark, aber wenn man bedenkt, daß es der Hauptgetreide-Handelsplatz Nordamerika's ist; daß im Jahr 1856 in ihrem Hafen 2,200,000 Quarter Getreide, 77,000 Barrel Speck und 56,000 Barrel Ochsenfleisch verladen wurden; daß in diesem Jahre 6610 Schiffe, von 1,603 845 Tonnen Gehalt, einliefen, welche 40,000 Tonnen Eisen, 110,000 Tonnen Steinkohlen, 325 Millionen Quadratfuß Bretter und andere Schnittwaaren, der übrigen Einfuhrartikel gar nicht zu gedenken, geladen hatten, so gewinnt man eine Vorstellung von dem Handelsverkehre der Stadt und wundert sich dann weniger über die ungeheure Vermehrung der Bevölkerung in so kurzer Zeit. Die Einwanderung aus Deutschland trägt auch ein Namhaftes in der Ziffer bei und noch mehr der Umstand, daß der Amerikaner ein Wandervogel ist, der — kein Heimweh trägt, weil das dem Deutschen so heilige Wort: „Daheim" für ihn wenig oder keine Bedeutung hat und er nur dahin zieht, wo — Geld zu verdienen ist, denn Geld und wieder Geld und dann Geld über Alles, ist sein leitender Grundsatz sein Ziel, sein — Abgott!

Die Fabel vom Einhorn. Jahrhunderte hindurch hat man von einem pferdeartigen Thiere geredet, das bald in Indien, bald in Afrika leben sollte, und noch heute sieht man im englischen Wappen ein solches fabelhaftes Thier als Schildhalter abgebildet. Einer so allgemein verbreiteten Nachricht glaubte man nicht widersprechen zu dürfen und hoffte bei genauerer Durchforschung der beiden Welttheile, das Thier dennoch zu entdecken. Neuerdings haben wir den Forschungen der Brüder Schlagintweit auch die endliche Aufhellung über dieß fabelhafte Thier, mit dem sich das Alterthum schon trug, zu verdanken. Der Reisende (Engländer) Hue hielt nach den Nachrichten, welche er von den Bewohnern des östlichen Tibet erhielt, für eine Art Antilope, welche ein einzelnes Horn auf dem Kopfe trage; der Reisende Hermann Schlagintweit erhielt in Nipal die Hörner eines wilden, in den Hochgebirgen des Landes lebenden Schafes, die beim ersten Blicke, wie ein in der Mitte des Schädels befestigtes Horn erschienen. Begreiflicher Weise widmete er dem Gegenstande eine sehr genaue Aufmerksamkeit, und fand nun, daß diese Hörner aus zweien verschiedenen, in einer gemeinschaftlichen Hornscheide eingeschlossenen Theilen bestanden, nicht unähnlich zweien Fingern, die in Einen Handschuhfinger gesteckt sind. In der Jugend hat das Thier zwei getrennte Hörner, die aber so nahe zusammenstehen, daß sie sich fast einander berühren, und später in Eins zusammenwachsen.

So verdanken wir wieder deutschem Forschungsfleiße die Wahrheit in einer Sache, die Jahrhunderte lang im fabelhaften Zwielichte lag.

Wie alt die Omnibusse sind. Als in neuerer Zeit in Paris, ich glaube es war am Ende der zwanziger Jahre — doch weiß ich's nicht genau mehr — die Omnibusse eingeführt wurden zum inneren Stadtverkehre, da erkannte man überall den großen Werth dieser langen, vielsitzigen, leichten Wagen, und auch in Deutschland fanden sie weite Verbreitung. Jetzt kennt sie Jedermann und benützt die wohlfeile Fahrt lieber, als er mit Zeitverlust, Mühe und größeren Kosten zu Fuße geht.

Nun meinen die meisten Leute, die Omnibusse seien eine funkelhagelneue Einrichtung. Das sind sie aber ganz und gar nicht; schon im Jahre 1662, also nicht ferne von „vor zweihundert Jahren" erließ Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, eine Verfügung, welche befahl, Wagen in Paris zu errichten, welche die einzelnen, entfernt liegenden Theile der Stadt mit einander durch Hin- und Herfahren verbinden sollten. Die Wagen mußten lang und groß sein, damit Viele darinnen Platz nehmen konnten, und der Platz kostete

Digitized by Google

fünf Sous, wie weit oder nahe man mitfuhr. Das waren ja vollkommen die Omnibusse unserer Tage und — mein Nachbar sagte: der König Salomon hat, meiner Getreu! — Recht! Es gibt Nichts Neues unter der Sonne, nicht einmal Omnibusse!

Zwei große Wohlthäter ihrer Mitmenschen. Es ist eine leider nur zu sichere Thatsache, daß das Vertilgen der Wälder weite, fruchtbare Gegenden in wahre Wüsteneien verwandelt hat, denn die Wälder halten und sammeln die Feuchtigkeit, die Regen und Schnee ihnen zuführen; lassen sie langsam in den Schoß der Erde sickern, und speisen dadurch die Quellen. Sind sie ausgerottet, so fließt das Wasser des Himmels schnell ab nach der Tiefe; es gibt unselige Ueberschwemmungen und die Quellen vertrocknen, die einst am Fuße wälderreicher Höhen lustig sprudelten. Frankreich hat dieß erfahren. Seit der Revolution gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und durch die Napoleonische Zeit hindurch, hat man heillos mit den Wäldern geschaltet, und sie so zu sagen vertilgt, ohne für ihren Ersatz durch neue Pflanzungen zu sorgen. Die Folgen davon sind schauerlich. Das Departement des Landes ist in einen weiten, die Luft verpestenden Sumpf verwandelt; andere Departemente des mittleren Frankreichs sind Wüsten geworden, wo die Erde ihre nährende Kraft eingebüßt hat. An vielen Orten, meist am Fuße entwaldeter, kahler Berge, verschwanden die Quellen gänzlich, so, daß kein Trinkwasser mehr vorhanden war, und die Ueberschwemmungen der Loire und anderer Flüsse Frankreichs, welche Tausende von Menschen entweder das Leben oder ihren Wohlstand kosteten — es sind die unwidersprechlichen Folgen der Wäldervertilgung. — Schon unter der Regierung des Königs Louis Philipp trat ein Geistlicher, Namens Paramelle auf, der durch genaue Beobachtung der Berghänge und der Senkung des Erdreichs sich eine wirklich bewundernswürdige Kenntniß verschafft hatte, nämlich die: auf's Genaueste sagen zu können, wo sich in der Erde Wasser fände. Man bohrte auf seinen Rath und bald zeigte sich das herrlichste Trinkwasser. Paramelle hatte bereits über sechzig wasserarmen Orten zu erquickenden Wasserquellen und Brunnen verholfen, als erst die Regierung auf ihn aufmerksam wurde. Man prüfte seine Kenntnisse, und der Erfolg war ein so glänzender, daß die Regierung ihm auftrug, Frankreich nach allen Richtungen zu bereisen, um seine Kenntnisse zum Heile der Menschen zu verwenden. Das ist geschehen und geschieht fort und zahlreiche Orte haben sich reichlicher Quellen zu erfreuen, denen der Wassermangel eine drückende Bürde war. Nicht lange nach Paramelle trat ein Anderer auf, ein einfacher Arbeiter, Namens Gautherot. Auch er war durch prüfendes Nachdenken dahin gekommen, den Leuten die Orte zu bezeichnen, wo sie, wenn sie bohrten, reiche Wasserquellen fänden. Diese beiden Männer sind ein Schatz für Frankreich. Aber die Franzosen wissen ihn auch recht zu verwenden. Unsere Leser wissen, daß, wo Wasser ist, das Land Pflanzen hervorlockt, deren Samen, vom Winde getragen, auf und in der Erde liegt. Nun ist in Afrika, wo die Franzosen Algier erobert haben, die Wüste nur eine Wüste, weil sie kein Wasser hat. Schon vor zehn Jahren sagte ein Ingenieur, dessen Namen mir entfallen ist, in der Wüste Sahara und in anderen Wüstenstrichen in Algier und an seinen Grenzen könne man durch Bohren Wasser finden und die Wüste in einen Garten Gottes umwandeln; man könne auf den Wegen, welche die Handelsreisegesellschaften, die man Karawanen nennt, durch die Wüste ziehen und wo oft Hunderte von Menschen und Thieren verschmachten, wenn ihnen das mitgenommene Wasser ausgeht, eine Reihe Brunnen erbohren, die vom heilbringendsten Erfolge sein würden. Dieß Wort verhallte. — Jetzt hat die Regierung den Gautherot nach Algier gesendet und er hat jenes Wort wahr gemacht. Bereits in der Stadt Algier, in Mostaganem, Azew und Oran hat er Quellen erbohrt, die alle Noth lindern; aber auch in Wüsten ist es ihm gelungen, die verbrannten Sandsteppen in grünende Wiesen zu verwandeln durch Quellen, deren Bächen ähnlicher, reicher Abfluß das Land tränkt, und sich mit Gras überziehen läßt. Schon sind die Erfolge großartig, aber sie werden noch großartiger werden in der Zukunft. Gott lohn's den Männern! Gott fördere ihr Werk und lasse es reichlich gelingen! Welche Aussichten knüpfen sich daran?!

Die Gottesäcker in Nordamerika. Schon öfters hab' ich es ausgesprochen, daß ich für die Nordamerikaner nicht viel übrig habe, aber das kann mich nicht ungerecht machen, das Gute freudig anzuerkennen, was sich dort findet. Dazu rechne ich die Gottesäcker. Wenn man sich in Deutschland ein Bißchen umsieht, von großen Städten rede ich nicht, wo man, aber auch erst in neuerer Zeit, anfängt, die Gottesäcker freundlich zu gestalten — so sieht man die empörendsten Unordnungen, Verwilderungen und Rücksichtslosigkeiten in Bezug auf diese dem gefühlvollen Menschenherzen theuern Räume. Man kann sie für Alles Mögliche halten, nur nicht für einen Ort, wo man die irdischen Reste seiner Lieben in der Erde gebettet hat. Das ist in vielen Städtchen noch der Fall, auf den Dörfern — erbarme sich Gott! Bei jeder ansehnlichen Stadt in Amerika ist der Gottesacker ein künstlich angelegter Garten mit herrlichen, seltenen Bäumen, blühenden Sträuchern bepflanzt. Gewundene Wege führen an Wiesengründen und Blumenbeeten vorüber, und darin liegen die stillen Gräber; daraus hervor blicken schöne Grabsteine und Denkmale und die Lebenden wandeln sinnig an diesen Orten der letzten Ruhestatt umher und lassen diese Erinnerungen auf ihr Herz wirken. Es sind beliebte Spaziergänge; Orte, wo man gerne weilt. Aber nicht bloß die große Stadt, das Städtchen, selbst Dörfer oder nahe zusammenliegende Farmer- oder Bauernhöfe haben solche Gottesäcker. Nehmt ein Exempel dran, Ihr lieben Deutschen und schmücket Euere Gottesäcker. Auch der Aermste hat ein paar Blumen, einen Rosenstock, für ein liebes Grab!

Digitized by Google

Seebilder.

Von E. Heusinger.

I.

Der Leuchtthurm von Edystone.

Wenn man draußen in der Fremde ist, soll man keine Gelegenheit versäumen Merkwürdigkeiten zu beschauen, die nur einmal in der Welt vorhanden sind. Als eine solche betrachtete ich den Leuchtthurm von Edystone, eines der größten Wunderwerke menschlichen Geistes und menschlicher Ausdauer, bewundrungswürdiger als die Pyramiden in der Wüste, von denen man noch heute den eigentlichen Zweck nicht kennt.

Ein glückliches Ungefähr machte mich vo meiner Abreise von Lymington nach Irland mit einem Herrn bekannt, der schon längere Zeit dieselbe Absicht gehegt und die Reise nach Plymouth nur deßhalb aufgeschoben hatte, weil ihm von Sachverständigen das Wetter nicht günstig genug geschildert wurde. Er war ein deutscher Baron, der seinen in der Hofhaltung der Königin angestellten Bruder besucht hatte und in der Legion Dienste zu nehmen beabsichtigte. Durch die Verwendung seines Bruders mit Empfehlungsschreiben in die Hafenstadt versehen, ward es ihm nicht schwer einen mit zuverlässigen Leuten bemannten königlichen Kutter zu erhalten, mit dem wir an einem milden, sonnenhellen Tage mit günstigem Winde die Küste verließen. Die See trieb nur leichte Wellen, aufgeregt durch eine leise Brise, wie sie der Seemann bei solchen Küstenfahrten zu lieben pflegt. Man hörte am Kiele ihr lustiges Plätschern, welches der Matrose in seiner bezeichnenden Sprache des Schiffes Plaudern (talking) nennt; aber aus der Ferne rollte es zuweilen wie dumpfer Donner zu uns herüber.

Es waren die Wogen, die sich langgestreckt an dem grauen Felsenlabyrinthe brachen, aus dem der Leuchtthurm von Edystone gleich einer riesigen kegelförmigen Säule mehrere hundert Fuß hoch zum Himmel aufragt. Immer lauter donnerte die Brandung, als die ersten Quadern des kolossalen Fundamentes frei vor unsern Blicken lagen. Unter leichtem Segeldruck hatten wir die Stelle erreicht, wo der Kutter nach vorhergegangener Besprechung unter Aufsicht des Hochbootsmannes kreuzen sollte, während wir andern im Jollieboot in Begleitung eines Seecadetten, welcher uns vom Hafencapitän mitgegeben war, zu der Stelle hin ruderten, wo die Böschung zu ersteigen ist.

Seit achtzig Jahren schon wühlen die Wogen unermüdet unter hohlem Donnergetöse am Fuße des Thurmes. Gleich Schlangen zischen sie aus dem schäumenden Abgrunde herauf, um an den Klippen zu lecken, nicht selten um sich bis auf das Plateau, auch wohl am Thurme selbst ein bischen hinaufzuringeln. Dieser aber ist, wie aus einem einzigen Guß in den Felsen eingesenkt. Mag er unter diesen ewigen Kämpfen auch einmal leise gebebt haben, — gewankt hat er noch niemals. Zu Atomen zerschellt, sind mehrere seiner Vorgänger vom Ocean verschlungen. Des großen Smeaton sinnreiches Kunstwerk hat bis jetzt siegreich auch den härtesten Kampf bestanden.

Lange stand ich im Anschauen dieses vollendeten Meisterwerkes versunken, das mehr, als alle auf dem festen Lande, die dem Menschen inwohnende göttliche Kraft beurkundet. Mögen Newton und Herschel mit Recht groß genannt werden, weil sie Lauf und Entfernung der Gestirne berechneten, weil der Letztere Gläser zu schleifen verstand, mit denen er mehr als andere Menschen gesehen

Digitized by Google

haben soll, — mag Fultons Namen unter den größten Männern genannt werden, die sich die Elementargeister unterwürfig gemacht haben, so daß sie jetzt — man möchte sagen mit seidenen Faden gelenkt werden können — Smeaton erscheint mir wie die Sonne unter allen diesen Sternen.

Während Jene, wenn unter ihnen in der Tiefe, Haß und Neid im Schlafe lagen, in stillen feierlichen Nächten von der sicheren Warte mit fremden Welten sprachen; während Andere in ihren wohlverwahrten Werkstätten versuchten und laborirten, — dann stand Smeaton, rings von den Schauern des Todes umbrüllt, furchtlos wie ein Gott, auf dem schmalen, gefährlichen Riff. Kalt und besonnen berechnete er ihre Tiefe, den Gehalt des Gesteins und die Macht des Gegendruckes. Als der Sturmwind und der Donner des Meeres die Stimme von seinen Lippen haschte und sie verwischte wie den Hauch eines neugebornen Kindes, da erfand er eine telegraphische Sprache, durch die er seine Arbeiter lenkte. Hier war kein Fehler gut zu machen! Sein Werk wie seine Berechnung mußte vollkommen sein von Anfang bis zu Ende. Eine deutliche Beschreibung, wie Smeaton eigentlich gebaut hat, ist schwierig zu geben. Wer Zeuge von einem Erdbeben gewesen, der möchte sich den besten Begriff über Art und Ausführung des Unternehmens machen können. Etwa in einem ähnlichen Kampfe der Natur senkte der große Smeaton die ersten Grundsteine eines der seltensten Werke neuerer Zeit.

Hoch über diesem, zuweilen das innerste Mark erschütternden Wogenkampfe wohnen in einem behaglich eingerichteten Zimmer die beiden Wächter. Man gelangt dahin auf einer schönen Wendeltreppe von Gußeisen. Die Wände des Gemachs sind mit polirtem Eichenholz getäfelt, das Marmorkamin würde jedem Staatszimmer zur Zierde gereichen. Vier hohe Bogenfenster in metallenen Rahmen gewähren die freie Aussicht nach den vier Weltgegenden. Hier wohnen die beiden Männer, die auf den ersten Blick von aller Welt schrecklich verlassen erscheinen, still, aber heiter und vergnügt, denn durch die Donner des Meeres dringen die Stürme des Lebens auf dem Festlande nicht zu ihnen in ihr festes Gemach. Für sie gibt es keine Welt mehr als die abgeschlossene kleine Welt im Innern ihres Thurmes, wo sie im Laufe der Dinge Philosophen werden müssen, wenn sie es nicht etwa schon waren vor dem Antritt ihrer isolirten Stellung, wie dieß beim Seemann recht oft der Fall ist.

Einer von ihnen, der sogenannte Capitän, soll ein bewährter Seemann gewesen sein. Er war Matrose an Bord der Victory in der Schlacht von Trafalgar, wo er schwer verwundet auf dem Quarterdeck zusammenstürzte, in dem Augenblick als Capitän Hardy dem todtwunden Nelson die Flagge des feindlichen Admiralschiffes und den Degen Gravinas, des spanischen Oberadmirals, überbrachte.

„Capitän!“ rief da der Matrose dem auf das Verdeck zurückkehrenden Hardy zu — „jedes Glied meines Körpers für diesen glorreichen Sieg!“ — Der uns begleitende Cadet, welcher diesen heroischen Zug aus den Marineannalen kannte, theilte ihn uns mit, als sich der wackere Veteran eben auf einige Augenblicke entfernt hatte.

Die hohe Kuppel, deren Fenster aus dem stärksten Krystallglase gefügt sind, wird Nachts durch einen Kreis vieler mehrfarbigen Lampen erleuchtet, die sich vermöge eines Uhrwerkes fortwährend um eine Spindel drehen, so daß von Minute zu Minute eine andere Farbe zum Vorschein kommt. Von den sie umgebenden Gallerien verliert sich der Blick gegen Süden in dem unabsehbaren Raume des Oceans; gen Osten sieht man die Insel Wight, die wie ein leuchtender Smaragd über den Fluthen schimmert; westwärts nimmt man Plymouth wahr, das sich, hinter einem dichten Wald von Masten längs der lachenden Küste hindehnend, bei der eigenen Größe, als noch viel umfangreicher darstellt, da die etwas im Hintergrunde und seitwärts liegenden Städte Stone und Dock,

Digitized by Google

derselben engverbunden, und ebenso wie Portsmouth, Gosport und Portsea auch nur eine einzige fast unabsehbare Stadt auszumachen scheinen.

Zahllose Segel sieht man in meilenweiter Entfernung durch den Ocean streichen; die einen bemüht die letzte Strecke vom ersehnten Hafen mit vollen Segeln zu erreichen, während andere von der Hoffnung gespornt unter einem Walde von Segeln fernen Ländern entgegenziehen, um zu kaufen, zu tauschen — Geschäfte zu machen.

Majestätisch aber ist der Anblick, wenn eine Kriegsflotte ausläuft, wenn der Donner der ersten Signalschüsse für das Ankerlichten über die Wellen rollt, wenn sich allmälig die Segel entfalten und der Comodore an der Spitze, die rothe, blaue oder weiße Flagge mit dem Andreaskreuze am Hauptmast, einer Flotte voranzieht, die tausende der schwersten Geschütze am Bord mit dem stolzen Vorgefühle des Sieges zu einem Kreuzzuge ausläuft.

In der stürmischen Jahreszeit vergehen oft Wochen, ohne daß die Thurmwächter außer sich selbst ein lebendes Wesen sehen als den Seeadler, wenn er auf dem Rücken einer Woge ruhend vorübertreibt, oder die graue Möve, wenn sie unter heißerem Schrei als Verkündigerin des nahenden Sturmes, mit ängstlichem Flügelschlage die Fenster streift.

Dennoch scheint es keine zufriedeneren Menschen zu geben, als den vormaligen Bootsmann der Victory und Tristram, seinen Kameraden. Sie essen und trinken gut aus den Vorräthen, womit sie reichlich von der Admiralität versorgt werden, und prüfen nebenbei mit Kennerblick die ein- und auslaufenden Schiffe, die sie auf ein Haar am Bau unterscheiden, welcher unter den seefahrenden Nationen sie angehören. Des Bootsmanns liebste Beschäftigung ist es die schönsten der Fahrzeuge, besonders die neuerbauten englischen, zu zeichnen und die Wände damit zu tapeziren. Er hört es gern, wenn man sie lobt, vor allen sein ziemlich gelungenes Bild von der Victory, auf dem er genau durch ein Kreuz die Stelle bezeichnet hat, wo der große Seeheld Nelson aus dem Mastkorbe eines französischen Linienschiffes den tödtlichen Schuß empfing. — Es nimmt fast die Hälfte einer der Zimmerwände ein.

Einige Jahre sind schon verflossen, seitdem ich den Leuchtthurm besuchte, aber sein Bild steht mir so deutlich vor der Seele, als hätte ich vor wenigen Tagen erst von seinem Gipfel das hohle Wellentönen an seinem Fuße vernommen, als wäre es nicht länger her, daß uns der tapfere Bootsmann und sein Kamerad unter einem herzlichen „Gott segne Euch Ihr Herrn", die schwielige Hand zum Abschied reichten, als wir das schwankende Jollieboot bestiegen, das uns nach wenigen kräftigen Ruderschlägen an Bord unseres Kutters zurückbrachte. Als wir den Hafen erreichten, wurde der „Wellington", ein Linienschiff von 84 Kanonen, aus den Docks durch zwei Dampfer auf die Rhede burirt, während das Geläute von den Thürmen und der Donner der Kanonen die durch den Telegraphen erhaltene Nachricht von einem in der Krimm erfochtenen Sieg der Umgegend verkündigten.

Wie wäre es unter solchen Umständen je möglich, Plymouth und den Leuchtthurm von Edystone zu vergessen!

II.

Der Untergang des Royal George.

Ich befand mich in Dublin und fing an meine Vorbereitungen zur Rückkehr in die Heimath zu treffen, als ein Einladungsbrief von der Insel Wight mich anders bestimmte. Er kam von einem Halbsoldofficier des 20. englischen Dragonerregiments, welches mit dem unsrigen in Spanien lange in einer Brigade gestanden, einem tapferen Soldaten, der nach den Strapatzen des Krieges anständige Erholung in der Bewirthschaftung eines schönen Grundstückes fand, welches ihm neben dem Baronetstitel vom Vater hinterlassen war. Dabei liebte er gleich den mehrsten

Digitized by Google

seiner Landsleute Jagd und Fischerei, und seitdem der Erbe seiner Würden und Güter, ein prächtiger Bursche von vierzehn Jahren, als Cadet in die königliche Marine eingetreten war, hatte er sich zu beliebigen Lustfahrten, und um wenn möglich bei Wettfahrten den Preis zu gewinnen, eine Yacht bauen lassen, die von keiner, weder in ihrer inneren noch äußeren Erscheinung, übertroffen wurde, so viele deren auch in den Häfen von Newport und Cowes vor Anker lagen und von Portsmouth herüber kamen, seitdem die Wettfahrten unter dem Schutze des königlichen Ehepaares fast mehr noch als die Wettrennen zur Leidenschaft geworden waren.

Schon früher hatte ich alle die Annehmlichkeiten, mit denen mein Freund auf der Insel sich umgeben, kennen gelernt; ich wußte, daß meiner schöne Tage in seinem trauten Familienkreise warteten; zu Hause hatte ich nichts zu versäumen, dagegen konnte ich auf der schmucken Insel noch manch' Neues erfahren; so packte ich meine Sachen zusammen, setzte mich auf die Eisenbahn, und befand mich am dritten Tage am Eingange des Parks von Gonenlodge, wo mich mein Kamerad unter biederem Handdruck willkommen hieß.

Erlaubte es der Raum dieser Blätter, würde ich jetzt Manches erzählen, wovon man bei uns zu Lande keinen rechten Begriff hat, von der Häuslichkeit der Engländer, von ihren einfachen Sitten, von der Liebe der Kinder zu den Eltern, besonders von der glücklichen Einfachheit, wie sie in Osborne House, dem reizenden Aufenthalt der königlichen Familie vorwaltend und sprichwörtlich im ganzen Reiche geworden ist. Vielleicht komme ich später in einer Skizze: „Die Insel Wight und ihre Bewohner" darauf zurück. Dießmal muß sich der freundliche Leser mit der nachfolgenden Erzählung begnügen.

Schon zweimal hatten wir während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Gonenlodge in meines Freundes prächtiger Yacht unter Anführung des muthigen Seecadetten das Eiland umsegelt. Einmal galt es einer Wette; wer unter drei Wagehälsen den Hafen von Newport zuerst von der entgegengesetzten Seite des Auslaufens erreichte; das andere Mal, um den imposanten Anblick der thurmhohen Felsen an der südlichen Küste, in welchen sich die berühmten Steinbrüche befinden, deren ungeheuere Quaderstücke zu den kostspieligen Hafenbauten nach England übergeführt werden, vom Meere aus zu genießen. Die dritte Reise galt einer längeren Fahrt über die Rhede von Spithead, wo man eben damals glückliche Versuche machte, um die Kanonen des versunkenen Royal George, welches einmal eines der prächtigsten Linienschiffe ersten Ranges der Flotte gewesen war, vermittelst der Taucherglocken zu Tage zu fördern.

Es waren die ersten derartigen Versuche, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, und ich muß gestehen, daß mich weniger das Experiment selbst mit der Glocke, deren Theorie ich kannte, destomehr aber die kühne Unerschrockenheit der Menschen in Verwunderung setzte, die sich nicht allein mit der größten Ruhe in die schwarze Tiefe des Meeresgrundes hinabließen, sondern die im Anbringen der Hebehaken unter schwerer Arbeit oft so lange unten blieben, daß man das erstemal ihr lebendiges Wiedererscheinen auf der Oberfläche für unmöglich hielt. — Ein dreimaliges Hurrah ertönte am Bord des Schiffes, wo man die Arbeiten leitete, als der erste 48 Pfünder über dem Wasser schwebte, und ich selbst stimmte aus vollem Herzen mit ein, sobald sich das interessante Schauspiel wiederholte.

Das tragische Ende eines der schönsten Schiffe in der königlichen Flotte steht so einzig in der Marinegeschichte der cultivirten Völker da, daß es noch fortwährend allgemeines Interesse erregt, selbst wo in England die Rede darauf kommt.

Es war im Sommer 1780, als der Royal George, ein stattlicher Dreidecker, nach zweijähriger Abwesenheit von einer auswärtigen Station heimkehrend, auf der Rhede von Spithead vor Anker ging. Nach Verlauf einer Woche, die man damit zugebracht hatte, das prachtvolle Orlogschiff von den Spuren der langen Reise in seinem Aeußeren durch neuen Anstrich zu klären, ließ der Commandant an die Officiere der auf Spithead versammelten Flotte und an die höchsten Behörden von

Digitized by Google

Portsmouth eine Einladung zu einem großen Festballe ergehen. Das Innere des vom obersten Deck bis zur Waffenkammer frisch aufgeputzten Schiffes bot den Anblick eines schwimmenden Pallastes dar.

Die zum Beginne der Festlichkeiten bestimmte Stunde hatte geschlagen, und die Rhede füllte sich allmälig mit hunderten von Barken, theils um die geladenen Gäste an Bord des Royal George zu führen, theils mit Neugierigen, um, wenn auch nicht Theilnehmer am Feste, doch Zeuge von dem glorreichen Empfange zu sein, womit britische Seeofficiere der Schönheit und dem Verdienste zu huldigen gewohnt sind.

Die inneren Einrichtungen zeugten bis zur allerkleinsten Ausschmückung von dem Geschmacke und vom Reichthume des Befehlshabers, der seit einer Reihe von Jahren die allen Welttheilen eigenthümlichen Merkwürdigkeiten, so wie sie von der Natur oder durch die Betriebsamkeit ihrer Bewohner zu Tage gefördert werden, sorglich gesammelt, und viele derselben unter genauer Beachtung des Schönheitssinnes, zur Ausschmückung der inneren Räume verwandt hatte. Das Verdeck glich einer kostbaren Säulenhalle, über welcher von der Höhe der Masten und Raaen herab zahllose Flaggen in allen erdenklichen Farben gar lustig durcheinander flatterten. Nach Aussage der Personen, denen man Tags zuvor gestattet hatte, die Herrlichkeiten des Schiffes oben und unten in Augenschein zu nehmen, soll der äußere Schmuck nur eine Andeutung von der Pracht gewesen sein, welchen die inneren Staatsräume entfalteten.

Statt der Tapeten waren die Wände mit den kostbarsten Sammt- und Seidenstoffen behängt. Unter den Geräthen bemerkte man neben den theuersten Elfenbeinarbeiten, Sessel und Divans von Rosen- und Sandelholz und alle möglichen Dinge, wie sie die unerschöpfliche Phantasie der Chinesen und Japanesen in Form und Malerei hervorzubringen nicht müde wird. Die Ueberzüge bestanden aus Teppichen, die im orientalischer Geschmack mit reicher Gold- und Perlenstickerei durchwirkt waren. Selbst die Treppenbelege vor den Staatsräumen waren Produkte aus Kaschemir von hohem Werth, die theilweise als Prachtstücke in den Garderoben fürstlicher Damen hätten figuriren können.

Nur wer die Laune reicher britischer Officiere kennt, wird in der Auswahl dieser Gegenstände, gerade für solche, welche ungleich billiger dieselben Dienste geleistet haben würden, keine Uebertreibung finden. Ueberdieß gehörte der Befehlshaber des Royal George zu den reichsten Adelsfamilien des Landes.

Die Schenktische strahlten von goldenen und silbernen Gefäßen, darunter eine prächtige mit Edelsteinen besetzte Schaale, das Geschenk eines indischen Fürsten. Aechtes Rosenöl aus der Levante duftete in krystallenen Vasen, die in besonders dazu eingerichteten Nischen aufgestellt waren. Kurz, man glaubte, sobald man das Innere der Staatsräume betreten hatte, sich nicht in den Cajüten eines stets kampfbereiten englischen Admirals, sondern in einem fürstlichen Schlosse zu befinden.

Nachdem der Admiral einen letzten prüfenden Blick auf die so geschmackvoll getroffenen Einrichtungen geworfen, begab er sich im Staate auf das Verdeck, um von seinen Officieren, wie ein König von den Großen seines Reiches umgeben, die ankommenden Gäste an den unteren Stufen des Hauptdecks zu empfangen.

Während auf einer Tribüne ein auserlesenes Musikcorps die schönsten Stücke vortrug, glitten vom schönsten Wetter begünstigt, die Staatsbarken heran, welche eine Auswahl von Herren und Damen aus Portsmouth, Portsea, von der Insel Wight und andern nahen Küstenplätzen herbeiführten. Die allgemeine Heiterkeit, welche Gäste und Mannschaft des Dreideckers belebte, wurde noch bedeutend dadurch erhöht, daß nicht ein Wölkchen den klaren Horizont trübte, nicht ein Lufthauch das Meer bewegte.

Und doch nahete dem schönsten Schiffe der Flotte, heimtückisch mitten in der Freude, schon das Verderben. Schon stand der Tod unsichtbar hinter den Sitzen aller dieser harmlos nur von Freude träumenden Gäste. Zur Meuterei ist an

Digitized by Google

Bord nicht die leiseste Ursache vorhanden; die Schiffsmannschaft ist dem tapferen Anführer hold und ergeben von oben herab durch alle Grade bis zu den schwarzen Köchen und den Schiffsjungen. Kein Leck, nirgends der geringste Schaden am Schiffe, der zu irgend einem Unfalle hätte Veranlassung geben können. Die Pulverkammer im untersten Raume ist heute doppelt und dreifach besetzt. Wer hätte es wohl ahnen können, daß die Schwellung eines lauen Wests hinreichend sein würde eine so schreckliche Katastrophe, wie sie zuvor niemals und nirgends erlebt, so schnell herbeizuführen, daß Ursache und Wirkung in Eins verliefen.

Etwa zwei Stunden später, als das Fest in vollem Gange war, schwebt nicht etwa eine leichte Brise, nein, nicht mehr als ein Lufthauch aus Südwesten herauf und säuselt so leicht vorüber, daß die freudeglühenden Damen kaum seinen flüchtigen Gruß wohlthuend empfinden. Die Schwingung, die er hervorbringt, während er über das Meer hingleitet, ohne dessen Spiegelfläche zu trüben, scheint aller Augen verborgen geblieben zu sein. Aber, unerforschliches Schicksal! Dieser Lufthauch, kaum im Stande die Saiten einer Windharfe in des Commandanten Cabinet in Schwingung zu versetzen, ist hinreichend durch die unter der Oberfläche entstandene leise Bewegung das Gleichgewicht des vor zwei Kettenankern liegenden Riesenbaues in so weit zu stören, daß eine Lage schwerer Geschütze, die man, um Raum zu gewinnen, in die geöffneten Stückpforten vorgeschoben hatte ohne sie bei dem windstillen Wetter festzuschlingen, alle zugleich mit Blitzesschnelle nach der entgegengesetzten Seite hinrollen, wodurch der Royal George, die Bewegung mitmachend, im Augenblick stark auf die eine Seite gelegt wurde.

Ein einziger herzzerreißender Klagschrei, von tausend Stimmen in einen verschmolzen, ein Laut, vor dem des ältesten Seemannes Mark zu Stein erstarrte, in dem die allgemeine Freude in einer furchtbar schaurigen Dissonanz erstarb, hallte klagend über die Gewässer zu den nächstliegenden Schiffen hin, und das Echo trug den Sterberuf allmälig weiter bis zu den Küsten, wo er hie und da, selbst das Rollen der eintretenden Fluth übertäubend das Ohr der entsetzten Bewohner erreichte.

Die riesigen Masten des Dreideckers neigten sich schnell hinab bis zum Spiegel des Meeres. Dieses wich anfänglich, gleichsam eingeschüchtert durch die Störung des auf ihm waltenden Friedens, in weiten Kreisen zurück, bald aber kehrte es, wie zum schrecklichen Strafgericht zurück, um über die hohen Borden und durch die Stückraumpforten, in die glänzenden inneren Räume einzudringen.

Einmal noch hob sich der stattliche Bau in seiner ganzen bewältigenden Größe, als für einen Augenblick das Gleichgewicht durch die eindringenden Fluthen wieder hergestellt war, aber nur um zum letzten Male der Welt die ganzen Umrisse seiner herrlichen so oft bewunderten Formen zu zeigen. Majestätisch ragten die Masten am blauen Himmel auf, der wie lange nicht von einer wolkenlosen Sonne überstrahlt war; aber die schon meerdurchdrungenen Flaggen und Wimpel hingen schlaff wie Trauerflöre zu den Borden herab. Jetzt begann das Schiff, immer tiefer versinkend, in raschen Wirbeln seinen schrecklichen Tanz — noch einige Sekunden — dann schoß es mit den anderthalbtausend Menschen, die mit irren, todesbleichen Zügen, vergebens den Himmel um Rettung anflehend, sich in den Gestängen und Tauen angeklammert hatten, in den Abgrund hinab. Dann schloß sich hochaufschäumend im lauten grausigen Gurgeln für immer der schwarze gähnende Schlund.

Wenige Minuten hatten hingereicht, das schreckliche Geschick des Schiffes zu vollenden. Die von sämmtlichen in der Nähe ankernden Schiffen sofort zur etwa möglichen Rettung entsandten Schaluppen sahen bei ihrer Ankunft nur noch einen weithin wallenden Ring, dem zu nahen nicht möglich war, ohne die ungeheuere Zahl der Opfer noch durch neue zu vermehren. Nur von den erfahrensten der Seeleute, die den höchsten Gipfel der Masten erklommen, als sich der „Royal George" zum letzten Male hob, retteten sich einige wenige durch Schwimmen. Auch ein der Familie meines Freundes angehöriger junger Mann, der eben das Offizierspatent

Digitized by Google

erhalten hatte, verlor damals nebst seiner Schwester, die sich unter den Eingeladenen befanden, das Leben.

So oft ich der Rhede von Spithead jetzt gedenke, sehe ich im Geist auch die große schwarze Bove (Tonne), den schwimmenden Denkstein, die im steten Tanz mit den Wellen, symbolisch die Ursache bezeichnet, welche den Untergang des Königlichen Georges veranlaßt hat.

Der alte Rittmeister.

Von L. Baumblatt.

I.

Es war am Heinrichstag des Jahres 18.., als der pensionirte Rittmeister Wallau mit seiner Frau an einem Tischchen bei einer Flasche Wein saß.

„Mein siebenzigster Geburtstag, liebe Rosine!“ sagte der Greis. „Ein hohes Alter! Doch können wir ruhig auf unsere Vergangenheit zurücksehen und unser Ende ohne Furcht erwarten. Gestehe Mütterchen, daß wir glücklich waren.“

Das traute Weib drückte ihm die Hand, konnte aber statt der Antwort nur zustimmend winken, da ein heftiges Schluchzen ihre Stimme erstickte.

„Hast Recht meine Liebe!“ sagte der Rittmeister, dessen Lippen sich ebenfalls nur zitternd bewegten. „Sollteſt mich aber nicht immer wieder dran erinnern. Ich weiß es ja: wir sind allein, schon viele Jahre allein, da unser Albert nicht mehr ins Vaterhaus zurückgekehrt ist, das er vor zwanzig Jahren gerade an meinem Geburts- und Namenstag verlassen hat. Doch haben wir diesen Verlust schon oft genug beweint, wir wollen aber den heutigen Tag damit zubringen, uns unseres hohen Alters zu freuen.“

Und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, fuhr er fort:

„Sage doch, wie steht's mit unserem Besuche? Wird der neue Amtmann auf den Abend kommen?“

„Er hat zugesagt, Heinrich. Auch die Frau Amtmännin und ihre Töchter werden mitkommen.“

„Schön, Mutter! Es sollen brave Leute sein, wie man allgemein sagen hört. Besorge ein gutes Glas Wein und etwas Braten. Für die Frauen magst Du immerhin einen Thee in Bereitschaft halten.“

„Es ist schon alles angeordnet.“

„Gut! Sie sollen sehen, daß ein alter Soldat auch noch weiß, was sich gehört.“

Der Tag verging mit geschäftiger Vorbereitung zum Empfang der Gäste, die erst vor wenigen Tagen im Städtchen angekommen waren. Der Abend rückte heran und zur bestimmten Stunde wurde es in der sonst ruhigen Behausung des Rittmeisters lebendig. Man hieß die Fremden willkommen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen wurde man immer vertraulicher, was endlich so weit ging, daß die Frau Amtmännin ihren Wirth ersuchte, etwas aus seinen Jugend- und Kriegsjahren zum Besten zu geben, da ihr, wie sie hinzusetzte, schon gesagt wurde, daß der Herr Rittmeister seine Abenteuer so gut zu erzählen wisse, daß man gar nicht ermüde ihm zuzuhören.

„Immer die alte Leier!“ sagte der alte Soldat schmunzelnd, „immer soll ich die alten Geschichten von neuem auftischen! Nun denn, Sie befehlen es, so muß ich wohl gehorchen. Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich Sie in's Kriegsgetümmel führen werde; denn diese Dinge sind nicht für Frauen; zudem wiederholen sie sich sammt und sonders. Ich werde daher mit meinen Jugendjahren anfangen und Sie in Kürze mit meinen Erlebnissen vertraut machen. So hören Sie denn!

Digitized by Google

„Mein Vater war ein armer Dorfschulmeister und starb, als ich noch nicht zehn Jahre zählte. Meine Mutter hatte mit Nahrungssorgen zu kämpfen und es fiel ihr schwer, uns fünf Buben mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Oft glaubte Sie unterliegen zu müssen; aber Gott stärkte sie immer wieder und sie verdiente so viel, daß sie uns, wenn auch nur spärlich, doch hinreichend sättigen konnte. — Mit meinem vierzehnten Jahre sollte ich zum Handwerk kommen. Viel wählen durfte ich nicht, und ich mußte mich dem Meister auf Gnade oder Ungnade ergeben, der mich ohne Lehrgeld aufnehmen würde. Meine kräftigen Arme bestimmten einen Schmied, mich in die Lehre zu nehmen. Ich willigte gern ein, da ich meiner Mutter dadurch eine Last abnahm und ihre Lage um etwas erträglicher machte.

„Meister Lerche war ein harter Mann, der Aehnlichkeit mit dem Eisen hatte, das er schmiedete. Ich war gleich Anfangs bemüht gewesen, mir seine Liebe zu erwerben; aber sein Herz schien unempfindlich wie sein Amboß zu sein. Ich arbeitete nach Kräften — aber vergebens! ich konnte mir ihn nicht geneigt machen. Er war immer mürrisch, unfreundlich und zanksüchtig; seine größte Untugend aber war der Geiz, der ihn so in der Gewalt hatte, daß er völlig dessen Sklave wurde. Wegen der kleinsten Ausgabe konnte er in Zorn gerathen und selbst Mißhandlungen ausüben, die mir eines Tages in solchem Maße zu Theil wurden, daß sie mich aufs Krankenlager warfen. Nach meiner Genesung verließ ich auf beiderseitige Uebereinkunft sein Haus, um mein Fortkommen anderwärts zu suchen.

„Meine gute Mutter gab mir unter Thränen ihren Segen und empfahl mir einen frommen Lebenswandel an. Meine Brüder drängten sich um mich herum und vermischten ihre Thränen mit denen meiner Mutter, so daß mir der Abschied von diesen guten Menschen recht hart fiel. Aber was blieb mir übrig als mein Brod in der Fremde zu suchen? Ich hielt mich daher nicht länger auf und verließ das ärmliche Dach meiner Mutter, die noch vier unmündige Buben zu versorgen hatte.

„Ich hatte das Ende des Dorfes noch nicht erreicht, als ich meinen Namen rufen hörte und eine alte Magd auf mich zueilen sah, die ehemals in dem Hause meines Meisters gedient hatte und unter dem Namen „die alte Lisbeth“ bekannt war. Als sie mich eingeholt hatte, sagte sie: „Du gehst in die weite Welt, guter Heinrich, und nimmst vielleicht nicht genug mit, um Deinen ersten Hunger zu stillen. Nimm diese kleine Gabe. Sie wäre größer, wenn es meine Armuth gestattete, Dir mehr zu geben. Nun reise mit Gott, der Dich in seinen Schutz nehmen möge.“

„Mit diesen Worten drückte sie mir einen Thaler in die Hand und entfernte sich.

„Weder vor noch nach diesem Auftritte habe ich je etwas erlebt, das mich so gerührt hätte, wie diese Handlung der alten Lisbeth. Ich weinte noch, als ich schon auf der Landstraße war; aber diese Thränen thaten mir wohl, denn sie waren ein heilsamer Balsam für mein verwundetes Herz, das schon angefangen hatte, allen Menschen jede Tugend und jedes edle Gefühl abzusprechen. Diese alte Magd, die mir ein Almosen aufdrang, das gewiß einen großen Theil ihrer Habe ausmachte, flößte mir neuen Muth ein und lehrte mich, daß es eine ewige Güte gebe, die nie ermüdet, sich ihrer Geschöpfe zu erbarmen.

„Das Geschenk der alten Lisbeth blieb mir immer lieb und werth, und selbst in der drückendsten Noth machte ich keinen Gebrauch davon. Es war ein Talismann in Zeiten der Versuchung; denn immer erinnerte es mich an die guten Vorsätze, die ich gefaßt hatte, als ich es von der Geberin erhielt; ich habe es heute noch, und mein Auge wird immer naß, wenn ich es ansehe.

„Ich setzte meine Wanderung fort, ohne mehr als gewöhnlichen Verhältnissen und gewöhnlichen Menschen zu begegnen. Ich arbeitete um geringen Lohn, da ich meine Lehrzeit nicht ganz durchgemacht hatte und daher auch kein tüchtiger Geselle war. Da faßte ich den Entschluß, Soldat, und zwar ein tüchtiger Soldat zu werden. Dieß war ein Gedanke von Oben! Zeit und Umstände waren mir günstig,

Digitized by Google

es brannte in allen Ecken und Enden, und ich hatte vollauf Gelegenheit mich im Felde herumzuthun. Ich ließ mich anwerben, erwarb mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Vorgesetzten, trat dem Feinde unerschrocken entgegen, drängte mich auf die gefährlichsten Posten, trug Gott und die Liebe zum Vaterlande im Herzen und kämpfte auf Leben und Tod. So stieg ich von Stufe zu Stufe, ich hielt Zucht und Ordnung mit größter Strenge unter meinen Leuten aufrecht, und doch hatte ich mich der Liebe derselben zu erfreuen.

„So gelangte ich bis zur Stelle eines Rittmeisters. Jetzt aber war meine Kette abgelaufen. Die alten Glieder wollten sich nicht mehr in den Sattel zwängen lassen, und der mit Wunden bedeckte Körper ließ sich nicht mehr in die Uniform pressen. Ich nahm meinen Abschied, um die mir noch zugezählten Tage thatenlos zu verleben. Aber mit Freuden erinnere ich mich der Vergangenheit, mein Herz schlägt froh, wenn ich von einer edlen That erzählen höre, und ich breite die Arme aus, um jeden rechtschaffenen Mann an meine Brust zu drücken.

„Als ich meine Heimath wieder besuchte, erfuhr ich den Tod meiner Mutter und daß meine Brüder in die weite Welt gegangen seien. Ich konnte keine Nachricht von ihnen erhalten und weiß heute noch nicht, wohin sie gekommen sind.

„An meine Lehrjahren erinnere ich mich oft, und seit jener traurigen Zeit habe ich eine besondere Vorliebe zu den wandernden Gesellen. Sie wissen es aber auch alle, und keiner geht an meiner Thüre vorbei, ohne bei mir einzukehren und seinen Zehrpfennig zu holen.

„Sie kennen nun den wichtigsten Theil meiner Lebensgeschichte. Mein treues Weib stand mir immer liebevoll zur Seite, und wir würden uns eines sorgenfreien Alters erfreuen, wenn unser einziges Kind, unser Albert, der vor zwanzig Jahren in den Militärdienst getreten ist, etwas von sich hören ließe, oder wenn wir nur wüßten, wohin ihn sein Schicksal geführt hat."

II.

In der Wohnung des Rittmeisters Wallau war es bald nicht mehr so stille wie ehemals; denn vom frühen Morgen bis spät am Abend tummelte sich ein kleines Mädchen mit seiner ewigen Geschäftigkeit in allen Räumen des Hauses und wandelte die frühere Einförmigkeit in das regste Leben um.

Es war Mathilde, das Töchterlein des Schmieds Roller, den der alte Herr als Gesellen lieb gewonnen, ihm manche Unterstützung hatte zukommen lassen und auch zu einer Schmiede verholfen. Er schloß sich nach und nach so enge an Roller und seine Frau an, daß er sie wie Kinder liebte, und wirklich wußte die sechsjährige Mathilde nicht anders, als der Rittmeister sei ihr Großvater.

Der alte Mann wurde selbst kindisch mit der Kleinen, die fortwährend in ihn drang, ihr Geschichtchen zu erzählen. Das Gedächtniß der Schwätzerin war von ungewöhnlicher Stärke und der Rittmeister und Rosine staunten oft, daß ihnen ihr Liebling Gedichtchen hersagte, die der Großvater für sie gedichtet und ihr kaum zwei oder dreimal vorgesagt hatte.

Sie saß oft auf dem Schooße des Rittmeisters, spielte mit seinen silberweißen Locken, streichelte ihm das Kinn und verscheuchte durch ihre Liebkosungen den Schlummer, der sich den Tag über zuweilen des alten Mannes bemächtigen wollte. Sie plauderte dann von allerlei Dingen, befragte sich um dieses und jenes und plagte den dienstfertigen Großvater mit ihrer ewigen Neugierde.

Eines Morgens nahm sie wie gewöhnlich ihren Sitz auf den Knieen des Rittmeisters ein, gab ihm den Morgenkuß und fragte:

„Soll ich Dir das Liedchen wiederholen, das Du mich gestern gelehrt hast, Großväterchen?"

„Weißt Du es noch, mein Kind?"

„Ja wohl! Großmutter hat es mich schon überhört. Bekomm' ich wieder Nüsse, wenn ich Dir es singe?"

Digitized by Google

„Gewiß, Mathilde! Drei große Nüsse sollst Du haben."

„Also aufgemerkt, Großväterchen!"

Und sie sang das Liedchen nach einer eigenen Melodie, die sie auf alle anwendete, wessen Inhalts sie auch sein mochten.

„Bravo, meine Tochter!" sagte der Rittmeister, indem er die kleine Sängerin herzte und küßte. „Hier hast Du auch Deine Nüsse."

„Danke, Großvater! Jetzt geh' ich in den Garten und spiele mit Karo. Wie wird der Sprünge machen, wenn ich die Nüsse weit wegwerfe und „„Karo such', Apport!"" rufe."

Und schnell wie ein Windspiel flog das plauderhafte Mädchen fort in den Garten.

Der alte Krieger sah ihr liebevoll nach, und eine süße Wehmuth beschlich sein Herz, das sich an den Spielen eines fremden Kindes ergötzen mußte. Doch liebte er sowohl die Eltern des Mädchens, als dieses selbst, und es gereichte ihm zur Freude, der Gründer ihres häuslichen Glückes gewesen zu sein.

Mathilde hatte sich noch nicht lange entfernt, als sie schon wieder in das Zimmer zurückkam und mit wichtiger Miene sagte:

„Großvater, es kommt Besuch! Ein Herr und eine Dame gehen gerade auf das Haus zu. Sie werden von einem alten Manne begleitet, der gar schöne Kleider an hat. O, sie sind so schön, wie ich noch gar keine gesehen habe. Geh' nur ans Fenster und Du wirst sie kommen sehen."

Der Rittmeister folgte der Kleinen und sah zu seinem Erstaunen, daß sie recht gesehen hatte. Er konnte sich nicht denken, wer die Fremden sein mochten, denen ein Bursche aus dem Gasthause voranging und das Haus zeigte.

„Gehe in den Garten, Mathilde", sagte der Rittmeister, „und spiele mit Deinem Karo, der wahrscheinlich schon auf Dich warten wird."

Das Kind gehorchte, und kaum hatte es das Zimmer verlassen, als die Fremden bei Herrn Wallau eintraten.

„Wir haben die Ehre, den Herrn Rittmeister Wallau zu begrüßen?" sagte der fremde Herr zu dem erstaunten Alten.

„Der bin ich!" erwiederte der Angeredete. „Wem verdanke ich die Ehre dieses Besuches?"

„Ich bin ein Fremder der vor Kurzem aus Westindien kam, um seine alte Heimath nach vielen, sehr vielen Jahren einmal wieder zu sehen. Dieses ist mein Weib Betta, eine Tochter Indiens, wie Ihnen ihre Farbe verräth, und dieser Alte ist mein treuer Diener Thomas, der schon Vieles mit mir durchlebt hat.

„Ich bin in der That recht erfreut, Sie bei mir zu sehen. Aber —"

„Ich verstehe Sie, mein Herr; Sie wollen sagen, daß es Ihnen auffalle, wie wir dazu kommen, einen alten Offizier zu besuchen, der den Rest seiner Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit hinbringen möchte."

„So ist es! Doch wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Die Fremden nahmen die angebotenen Sitze ein, und als auch Rosine in das Zimmer getreten und von dem Rittmeister vorgestellt worden war, setzte sich auch diese zu ihnen, und der Fremde fuhr fort:

„Ich habe von Ihnen gehört, Herr Rittmeister; der Wirth zum Engel hat mir so Manches von Ihnen erzählt."

„Der Wirth zum Engel? Ich wüßte mich doch nicht zu erinnern, mit dem Manne je in Berührung gekommen zu sein."

„Thut nichts zur Sache! Genug, ich erkundigte mich nach Ihnen."

„Aus welchem Grunde?" fragte der Rittmeister etwas betroffen.

„Weil ich einen Freund hatte, der in gleichem Alter mit Ihnen war und auch in den Militärdienst getreten ist."

„Wie hieß er? vielleicht kann ich Ihnen Auskunft über ihn geben."

„Ich werde seinen Namen schon noch nennen. Ich muß aber, wenn ich von

Digitized by Google

ihm reden will, ein wenig weit ausholen und gleich um ein halbes Jahrhundert zurückgehen."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich werde Ihnen die nöthigen Aufschlüsse geben. — Sie kennen den Ort Stammheim?"

„Stammheim in Franken? O gewiß; ich kenne das liebliche Dorf nahe am Mainstrome. Es ist ja der Ort, wo meine Wiege gestanden."

„Erinnern Sie sich eines kleinen Häuschens hinter der Kirche?"

„O, ich erinnere mich dessen, als sähe ich es jetzt noch vor mir. Es war ja des Schulmeisters, meines Vaters, Besitzung, meines armen Vaters, der eine noch ärmere Wittwe hinterließ."

„Mit fünf unversorgten Knaben."

„Mein Gott, Sie wissen? Herr, wer sind Sie?"

„Wovon der eine das Schmiedehandwerk erlernte?" fuhr der Fremde, ohne sich stören zu lassen, fort.

Räthselhafter Mann! Erklären Sie sich! Sie kennen meine Jugend, mein elterliches Haus, meine Verhältnisse; wer sind Sie?"

„Sie erinnern sich auch noch der sorgsamen Mutter?" frug der Fremde ausweichend weiter.

„Ob ich mich derselben erinnere! Sie war eine gute Mutter, die für ihre Kinder mehr als ihre Pflicht that."

„Und wie sie nach dem Tode des Vaters mit ihren fünf Buben zu Stande kam?"

„Und sie mit ihrer Hände Arbeit ernährte."

„Denken Sie auch noch an ihren kleinen dicken Fritz?"

„O, der liebe Bube! Wir hingen mit Leib und Seele an einander, und ich liebte ihn vor allen meinen Brüdern."

„Er weinte aber auch recht bitterlich, als Sie krank darniederlagen, nachdem Sie von Meister Lerche so roh behandelt worden waren."

„Auch das ist Ihnen bekannt? Wer sind Sie? Befriedigen Sie meine Neugierde, ich bitte Sie darum."

„Sogleich, mein Herr! Nur noch eine Frage: Denken Sie noch daran, wie der bitterböse dicke Fritz, der nirgends fehlte, wo es einen bösen Streich zu spielen gab, eines Tages ertappt wurde, als er den Aepfelbaum des Bäckers Horn leerte?"

„Ja wohl, mein Herr! und der arme Bube sollte vom Vater empfindlich bestraft werden."

„Und was geschah? Wissen Sie noch durch wen er der Züchtigung entging?"

„Ja doch! Ich erbarmte mich seiner, weil er beim Vater nicht im besten Credit stand, und gab mich als den Schuldigen an."

„Wofür Ihnen der böse Bube nicht einmal dankte."

„Es war doch eine gute Seele!" meinte der Rittmeister.

„Haben Sie ihn wirklich dafür gehalten?" fragte der fremde Herr mit halb erstickter Stimme, die von Schluchzen unterbrochen wurde.

„In der That war er ein edler Kern in rauher Schale! Aber was ist Ihnen, mein Herr? Ich begreife Sie nicht!"

Jetzt konnte sich der Fremde nicht länger mehr halten; er breitete die Arme aus und rief: „Heinrich, geliebter Bruder! laß dich umarmen von deinem bösen, undankbaren Fritz!"

Und laut schluchzend stürzte sich der fremde Mann in die geöffneten Arme des greisen Soldaten, der ihn an sein Herz drückte, und wie ein Kind weinte.

Lange lagen beide Brüder Brust an Brust. Sie ließen sich endlich, umarmten sich wieder, und schienen in wenigen Augenblicken die fünfzig Jahre der Vergangenheit nochmals durchleben zu wollen.

Auch Rosine, die fremde Dame und Thomas trockneten ihre Thränen, die reichlich über ihre altehrwürdigen Wangen flossen.

Digitized by Google

Diese fünf Menschen, die sämmtlich das Greisenalter erreicht hatten, waren tief ergriffen. Die zwei Brüder konnten ihre Gefühle nicht durch Worte ausdrücken.

Sie saßen nebeneinander, drückten sich die Hände, senkten Auge in Auge, das lange in Thränen schwamm. Ihre Lippen zitterten, ihre Herzen schlugen mit hörbaren Schlägen und alle ihre Gedanken waren auf die Vergangenheit gerichtet, in die sie sich mit aller Lebhaftigkeit eines jugendlichen Geistes hineindachten. Die sie umgebenden Freunde ergötzten sich an dem erhabenen Schauspiele, das ihnen in den Brüdern ein Bild des greisen Patriarchen Abraham und Melchisedeks zeigte, die den Bund des Friedens schlossen, und mit dem Bruderkusse heiligten.

Es herrschte eine tiefe Stille im Kreise der glücklichen Menschen, und Keiner wagte es, diese erhabene Stimmung durch Worte zu entweihen.

III.

Meister Roller wurde durch seinen Gönner sogleich von der Ankunft der Fremden benachrichtigt. Er kam mit Julchen, seiner Frau, und der Rittmeister stellte seinem Bruder seine jungen Freunde vor, indem er ihn in Kürze mit Allem vertraut machte, was er selbst von ihnen wußte.

„Meine Freunde, ergriff Fritz Wallau das Wort, Gott hat uns gesund und wohlbehalten zusammengeführt, und wir sind ihm für diese Gnade den innigsten Dank schuldig. Er hat väterlich für uns gesorgt und uns an seiner Hand durch das Leben geleitet, durch das wir uns mit unserem Verstande und unseren Talenten allein schwerlich gewunden haben würden. Wenigstens ist meine Lebensgeschichte nicht arm an Ereignissen, und ich will daher Eure Geduld nicht lange auf die Probe stellen und mit meiner Erzählung beginnen.

„Als du, lieber Heinrich, uns verlassen hattest, fing die Noth erst recht an bei uns einzukehren und unser ärmliches Dach zu ihrem bleibenden Wohnsitz zu wählen. Die Mutter wurde krank, und bald litten wir den bittersten Mangel; denn erhielten wir auch aus Mitleid manche Gabe, so reichte sie doch nicht hin, den Hunger von vier gesunden Burschen zu stillen.

„Der Kummer über dieses Elend verschlimmerte den Zustand der theuern Kranken, und da ihr der nöthige Beistand nicht geleistet wurde, so erlag sie ihren Leiden. Sie starb einige Monate nach deiner Entfernung aus der Heimath.

„Dieser Schlag traf uns sehr schwer. Wir fühlten erst jetzt, was sie uns gewesen war. Wir begleiteten sie zu ihrer Ruhestätte und sahen unsere einzige Stütze in die Grube senken. Wir weinten bitterlich, und jede Erdscholle, die dumpf auf dem Sarge widerhallte, schien uns einen Scheidegruß von der geliebten Heimgegangenen zuzurufen.

„Als endlich das Grab, an dem die wenigen Bekannten der Mutter noch ein stilles Gebet verrichteten, vollendet war, da war es uns, als empfehle uns ihr Geist den mitleidigen Seelen, die ihrem Andenken eine Thräne weihten.

„Wir wußten jetzt nicht was wir beginnen sollten. Wir erhoben uns von dem Grabhügel und gingen weinend und schluchzend unserem verlassenen elterlichen Hause zu — als uns auf der Straße ein altes armes Mütterchen anredete und uns einlud ihm zu folgen.

„Wir gingen mit der guten Frau, die uns in ihre ärmliche Wohnung führte und ein Frühstück brachte, das sie uns liebevoll vorsetzte.

„Sie war eine arme Person und man nannte sie im Dorfe nur „die alte Lisbeth!"

„Wie?" unterbrach ihn der Rittmeister, „die alte Lisbeth, die ehemals bei Meister Lerche diente? O, die gute Seele! auch mir gab sie ein Reisegeld, als ich die Heimath verließ. Gesegnet sei ihr Andenken!"

Digitized by Google

„Ja, Bruder! die alte Lisbeth nahm uns liebevoll auf und theilte ihr kärgliches Brod mit uns."

„O, daß sie noch lebte!" sagte der Rittmeister tief gerührt, „wie glücklich wäre ich, wenn ich ihr meine Dankbarkeit bezeugen könnte!"

„Auch ich hegte diesen Wunsch, lieber Heinrich! und sieh da — er wurde theilweise erfüllt; denn konnte ich auch ihr selbst keinen Dienst mehr leisten, da ich zur Zeit wo sie noch lebte, zu arm und hülflos dazu war, so war es mir doch gegönnt, ihrem nächsten Verwandten ein sorgenfreies Alter zu bereiten."

„Lebt er noch?" fragte der Rittmeister.

„Ja wohl, Heinrich! er lebt, und wie ich hoffe: zufrieden und sorglos."

„Das weiß Gott!" sagte der alte Thomas, indem er eine Thräne zerdrückte, „zufrieden, sorglos und glücklich im Dienste der edelsten Menschen!"

„Wie?" fragte der Rittmeister, „Ihr kennt ihn?"

„Ob ich ihn kenne!" fiel der alte Diener gerührt ein, „bin ich's ja selbst, von dem die Rede ist! denn Sie sehen ja den Brudersohn der alten Lisbeth vor sich, Herr Rittmeister!"

„Großer Gott!" rief der alte Soldat aus, indem er den Blick gen Himmel richtete, „wie danke ich dir für so viel Gnade, die du mir noch in meinen alten Tagen schenkest!" Und zu Thomas gewendet fuhr er fort: „gebt mir die Hand mein Freund, und empfanget an der Stelle Eurer seligen Tante meinen Dank für das Gute, das sie mir und meinen Brüdern erwiesen hat. Gott möge es ihr dort oben lohnen!"

Er ging hierauf an einen Schrank und holte ein Schächtelchen hervor, das er vor seinen Freunden öffnete, und aus dem er einen Thaler nahm, der ganz allein darin verschlossen lag.

„Seht," sagte er mit zitternder Stimme, „diesen Thaler gab mir Eure Tante, als ich arm und von aller Welt verlassen in die weite Welt ging. Er war mir immer heilig, und heute noch kann ich ihn nicht ohne Rührung betrachten. Ich trenne mich ungerne von diesem schönen Andenken einer guten Seele; aber jetzt muß es sein! Ihr besitzet vielleicht nichts von der Tante, und ich überlasse Euch daher dieses Geldstück, das sie mir mit ihren eigenen Händen überreicht hat und für Euch deßhalb von erhöhtem Werthe sein muß. Ich hoffe, daß Ihr es ebenso heilig halten werdet, wie ich es über fünfzig Jahre gehalten habe."

Der alte Thomas nahm das kostbare Geschenk und drückte es mit heiliger Scheu an seine zitternden Lippen.

Fritz Wallau fuhr mit seiner Erzählung fort:

„Die alte Lisbeth sorgte also für unsere ersten Bedürfnisse und theilte mit uns, als wären wir ihre Kinder. Aber auf die Länge konnte es so nicht fortgehen, denn sie war arm, alt und kränklich. Wir mußten daher suchen, unsern Unterhalt auf irgend eine Weise zu verdienen. Da wir aber noch schwache Buben waren, die nichts gelernt hatten und sich selbst kaum bedienen konnten, so war es für die alte Lisbeth schwierig, uns unterzubringen. Doch gelang es ihr mit unsäglicher Mühe, einige mitleidige Seelen zu finden, die sich unser erbarmten. Unsere drei Brüder wurden von mir getrennt und bei braven Meistern in der Stadt untergebracht, wohin sie der Pfarrer des Dorfes empfohlen hatte; mich aber behielt der alte Geistliche selbst im Hause, um mich zu unterrichten, da, wie er meinte, ich es dahin bringen könnte, ein tüchtiger Schullehrer zu werden, wie der Vater einer war. Er wollte mich selbst unterrichten, bis ich reif sein würde, in der Lehranstalt Aufnahme zu finden.

„Ich lernte gerne und faßte leicht, so daß mein Lehrer mit meinen Fortschritten zufrieden war. Aber ich schien für diesen Stand nicht geboren zu sein, und als ich über meinen vorgezeichneten Beruf nachzudenken anfing, wurde ich unwillkürlich an die kümmerlichen Verhältnisse erinnert, in denen unser Vater gelebt und uns hinterlassen hatte.

Digitized by Google

„Ich war ehrlich genug, es dem würdigen Seelsorger zu sagen. Dieser aber erwiederte ganz ruhig: „Lerne nur, und das Uebrige wird sich schon finden.

„Mein liebstes Studium war die Geographie, in der ich auch ziemlich vorwärts kam. — Als ich drei Jahre im Pfarrhause zugebracht hatte, starb mein Lehrer und ließ mich in einem Alter von fünfzehn Jahren ohne jeden Rathgeber zurück.

„Er hatte mir in seinem Vermächtnisse eine kleine Summe bestimmt, die, wie er sagte, hinreichen würde, entweder meine Studien als Schullehrer zu vollenden, oder in einem Handlungshause ein Unterkommen zu finden, was mir gelingen konnte, da ich eine saubere Hand schrieb, Sprachkenntnisse besaß und auch im Rechnen einige Gewandtheit hatte.

„Ich wählte letzteres, und da ich auch von unsern Brüdern, welche nach bestandener Lehrzeit in die Fremde gegangen waren, nichts mehr erfuhr, so fesselte mich nichts mehr an die Heimath und ich reiste auf Gerathewohl nach Amsterdam, um mich auf irgend eine Art dem Handelsstande in die Arme zu werfen. Mein Entschluß war, mich, wenn ich dort nicht unterkommen sollte, auf ein Kauffahrteischiff zu begeben, um in Ost- oder Westindien mein Glück zu suchen.

„Meine Erwartung wurde mit dem besten Erfolge gekrönt, denn ich fand bald eine Stelle als Schiffsschreiber bei einem Rheder, der mehrere Schiffe auf der See hatte und einen großen Handel von und nach Westindien betrieb.

„Ich hatte unser heimathliches Dorf noch nicht über ein Jahr verlassen, als ich schon in der Hauptstadt Cuba's, in den Straßen Havanna's, spazieren ging. Ich war mit dem Rheder übereingekommen, ein Jahr in seinen Diensten zu bleiben, worauf es beiden Theilen freistehen sollte, den Vertrag zu erneuern oder ihn aufzuheben.

„Ich wählte letzteres und beschloß, mich in Westindien umzuthuen, indem mir vielfache Gelegenheit geboten schien, um die Bedürfnisse eines genügsamen deutschen Jünglings zu befriedigen.

„Ich hatte mich nicht getäuscht, denn in diesem schönen Lande ist der Segen Gottes in seiner reichsten Fülle ausgestreut. — Ich begab mich mehr landeinwärts und stieß auf eine große Besitzung, auf der ich ein Unterkommen zu finden hoffte. Der Anblick der Bewohner hatte mich anfangs etwas entmuthigt, denn ich traf nichts als Schwarze, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten, da sie einen Franzosen oder Spanier in mir vermutheten, welchen Nationen sie abhold zu sein alle Ursache hatten. Denn während die Spanier dieses Land inne hatten und die armen Eingebornen mit Härte, ja zuweilen mit Grausamkeit behandelten, suchten die Franzosen, lüstern nach diesen schönen Besitzungen, die Bedrückten gegen ihre Herrscher aufzureizen, um selbst in den Besitz des gelobten Landes zu kommen. Aber die armen Opfer, die in der Mitte zweier eroberungssüchtiger Nationen lagen, durch deren Reibungen sie beinahe erdrückt wurden, sahen mit ihrem natürlichen Verstande wohl ein, daß sie der Spielball von Beiden seien; und daher kam es, daß sie ihrem Herrscher abhold waren, ihren Verführern aber mißtrauten. Spanier und Franzosen waren also zugleich gehaßt und gefürchtet.

„Ich redete das Haupt der Familie in französischer Sprache an. Doch merkte dieser erfahrene Mann, dessen Aeußeres Ehrfurcht einflößte, daß er keinen Franzosen vor sich habe. Er fragte mich nach meinem Vaterlande und meinem Begehren, und als er hörte, daß ich ein Deutscher sei, der ein Unterkommen suche, wurde er sehr freundlich, reichte mir eine Pfeife und lud mich zum Rauchen ein, was bei den Eingebornen ein Zeichen des Friedens und der herzlichen Aufnahme ist. Ich nahm seine Einladung dankend an und verständigte mich bald mit ihm. Er war ein reicher Pflanzer, machte große Geschäfte in Tabak und Kaffee, welche Produkte er in großer Menge pflanzte. Er stellte mich als Buchhalter und Correspondent an, was wohl hier zu Lande viel sagen will, wozu aber damals in jener Gegend keine ausgebreiteten Kenntnisse erforderlich waren, da die Geschäfte schnell abgeschlossen und sogleich geordnet wurden.

Digitized by Google

„Ich gewann das Zutrauen des reichen Kolonisten vollkommen, und da er sah, daß durch meinen Fleiß und meine Umsicht seine Geschäfte immer mehr aufblühten, so nahm er mich als Gesellschafter an und gab mir bald nachher die Hand seiner einzigen Tochter Betta, die nach dem Tode ihrer Eltern die alleinige Besitzerin von deren Güter wurde.

„Wir leben jetzt bereits dreißig Jahre in der glücklichsten Ehe, die aber mit keinen Nachkommen gesegnet ist. Da wandelte mich die unwiderstehliche Lust an, meine letzten Tage im Vaterlande zu verleben. Meine Betta willigte ein; wir veräußerten unsere Besitzungen und kehrten in meine Heimath zurück. Dort erfuhr ich Deinen Aufenthalt, lieber Heinrich! Wir eilten hierher, fest entschlossen, unsere Wohnung hier aufzuschlagen. Wir kommen an, finden Dich und Dein gutes Weib mit einem glücklichen Alter gesegnet, und ich schätze mich glücklich, daß der alte Fritz nun bezahlen kann, was der böse Bube seinem Heinrich schuldig ist. Wohl bedarfst Du meiner Schätze nicht, lieber Bruder! Und fast möchte ich wünschen, ich hätte Dich in dürftigen Verhältnissen getroffen — aber meine Liebe wird Dir doch wohl thun und — vielleicht hast Du Wünsche, zu deren Erfüllung Deine Mittel nicht ausreichen. Sprich sie aus, und ich bin bereit, alle Deine Launen zu befriedigen."

Jetzt schwieg der liebende Bruder, und in den Augen des Rittmeisters und Rosinens zeigten sich jene Thränen, die mehr Dank aussprechen, als es alle Worte vermögen. Der alte Officier drückte den reichen Westindier an sein Herz, küßte ihn und sagte unter Schluchzen:

„Ich danke Dir, gute Seele! Dein Herz ist wirklich so, wie ich mir es in unserer Jugend gedacht habe. O, daß wir den Aufenthalt unserer Brüder wüßten, denen Dein Anerbieten gewiß von Nutzen wäre! Denn für mich selbst bietet Dein Reichthum keine Vortheile dar, da unser einziger Sohn Albert nicht mehr lebt und wir selbst genug haben, um den Rest unserer Tage sorgenfrei zu verleben."

„Hast Du von Deinem Sohne gar keine Nachricht erhalten?"

„Nicht die mindeste seit den dreiundzwanzig Jahren seiner Abwesenheit!"

„Er war Militär?"

„Woher weißt Du es?"

„Er diente in einem bayerischen Regimente, das mit nach Rußland ging?"

„Wie?" riefen der Rittmeister und Rosine zugleich aus, „sollten wir doch noch Nachricht über ihn erhalten?"

„Thomas," sagte Fritz Wallau zu seinem alten Diener, „jetzt sage Du, was Dir bekannt ist."

Und Thomas begann:

„Auch ich habe Einiges von meiner Vergangenheit zu erzählen, das Ihrer Theilnahme nicht unwerth sein wird. — Ich gehörte, wie Sie, Herr Rittmeister, dem Militärstande an und diente meinem Vaterlande viele Jahre mit Liebe und Ergebenheit. Da kam der verhängnißvolle russische Feldzug, der uns mit den französischen Truppen vereinigte. Sie kennen das Schicksal der großen Armee, ich kann mich daher kurz fassen und werde Ihnen nur das mittheilen, was Sie aus meinem Munde erfahren müssen, da mich ein Eid dazu verpflichtet, wenn mich je der Zufall in Ihre Nähe bringen sollte.

„In der Armee befand sich ein junger Offizier, dessen Diener einer Krankheit erlag, und da der junge Herr von allen Soldaten sehr geliebt wurde, so bewarben sich mehrere um den freien Platz. Der Lieutenant hatte aber eine besondere Neigung zu den Kameraden aus Franken, weil diese schöne Provinz der Geburtsort seines Vaters war; und da er mich als seinen Landsmann kannte, so erhielt ich den Vorzug."

„Wie hieß der junge Mann?" fragte der greise Offizier theilnehmend.

„Sein Name ist Ihnen nicht fremd, mein Herr!" sagte der alte Thomas.

„Nennet mir ihn!"

Digitized by Google

„Beruhigen Sie sich, mein Rittmeister, und lassen Sie sich durch die Ueberraschung nicht zu sehr hinreißen!“

„Sein Name, alter Kamerad! sein Name —“

„Sein Name war Wallau!“

„Barmherziger Gott!“ riefen beide Gatten zugleich aus, „unser Kind! unser Albert! erzählet, erzählet!“

„So ist es; er hieß Albert Wallau und war einer der bravsten Offiziere im zweiten Reiterregiment.“

„Dank dir, allliebender Vater!“ rief der alte Mann weinend aus, „hörst du's, Mutter? unser Albert war ein braver Offizier! hörst du's Bruder? mein Sohn war ein tapferer Soldat! Haben Sie es gehört, Roller? unser Albert war ein tüchtiger Mann! denn dieser Graukopf hier lügt nicht. Gelobt sei der allgütige Vater für diese Gnade! Nicht wahr, alter Thomas, er war ein echter Haudegen, mein Sohn? nicht wahr, die Feinde flohen, wenn er von der Ferne auf sie zusprengte? nicht wahr, seine Kameraden folgten ihm gerne nnd riefen: Hurrah, der Sieg ist unser, denn der Lieutenant Wallau ist unser Führer! und welche Lust, Mutter, wenn seine grüne Uniform in der Sonne blinkte, sein rother Federbusch wie ein Feuerstrahl durch die Lüfte sauste, sein Pferd im strengsten Galopp auf den Feind losstürzte und seine Reihen sprengte! O, daß ich den braven Jungen an meine Brust drücken könnte! — Aber erzähle, erzähle, alter Thomas! es sind Vater und Mutter, die Nachricht von ihrem Kinde erwarten. So erzähle doch!“

„Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, mein Rittmeister!“

„Ich will Dich nicht mehr unterbrechen, gewiß nicht, alter Knabe! Erzähle nur, was Du von unserm Kinde weißt.“

„Was ich von ihm weiß, ist nur Gutes und Schönes!“ fuhr Thomas fort. „Man liebte ihn in der ganzen Armee so, wie der edle Mensch geliebt zu werden verdient.

„Er war ein guter Herr, edel und tapfer, und dabei immer froh und heitern Sinnes. O, daß er heute in diesem Kreise sitzen und seine Erlebnisse selbst erzählen könnte! Wie würde sich der liebende Sohn glücklich schätzen, seinen Eltern Freude zu machen! Denn er war ein gutes Kind, das nur mit herzinniger Liebe von seinen Eltern sprach und mit Begeisterung ihre Tugenden rühmte.

„Alter Knabe,“ unterbrach ihn der Rittmeister mit zitternder Stimme, indem er sich die Thränen trocknete, während der Mutter das Herz vor Wehmuth brechen wollte. „Alter Knabe, laß das! Erzähle! Fahre fort!“

Und der alte Thomas nahm seine Erzählung wieder auf:

„Der Uebergang über die Beresina ist Ihnen bekannt. Die auf dem Rückzuge von Moskau begriffene französische Armee war durch Krankheiten, Mangel und eingetretene strenge Kälte in einen traurigen Zustand versetzt worden. Sie zählte zwar noch siebzig Tausend Mann; allein kaum die eine Hälfte war bewaffnet, die andere bildete ordnungslose Haufen in Lumpen gehüllter, langbärtiger, bleicher und abenteuerlicher Gestalten, die nur noch Muth und Kraft besaßen, einander die wenigen vorhandenen oder etwa aufgefundenen Lebensmittel streitig zu machen. Von Smolensk aus mußte dieses erschöpfte Heer fortwährend anstrengende Märsche zurücklegen, um den Fluß Beresina zu erreichen und zu überschreiten, ehe die Russen kämen, ihnen den Uebergang streitig zu machen. Aber sie waren schon dort angekommen und hatten die Brücke abgetragen. Wohl gelang es uns mit großer Mühe, eine andere zu schlagen; aber diese brach ein, und kaum war sie wieder hergestellt, so drängten sich Soldaten und Fuhrwesen vor derselben zu dichten Massen zusammen, jede Ordnung war aufgelöst, keiner schonte den andern — Alle suchten nur an das jenseitige Ufer zu gelangen. Der Anblick dieser noch dem Leben Lüsternen war schaudererregend: sie drängten sich einander in das eisige Wasser; mehrere versuchten es, über das schwache Treibeis hinüberzukommen, aber sie sanken unter und kamen nicht mehr zum Vorschein; ebenso erging es denen, die sich durch Schwim-

Digitized by Google

men retten wollten. Von den siebzig Tausend verloren hier dreißig Tausend ihr Leben.

„Durch die schleunigste Flucht erreichten wir Wilna; aber wir waren noch nicht in der Stadt angekommen, als sich mein guter Herr nicht mehr auf seinem Pferde halten konnte. Er war auf der Flucht schwer verwundet worden, und dadurch wie durch die Anstrengung so sehr erschöpft, daß ich ihn aus dem Sattel heben mußte. Seine Wunde war lebensgefährlich. Wohl gelang es mir, ärztlichen Beistand herbeizurufen — aber es war zu spät! Er hauchte seinen Geist in meinen Armen aus, und seine letzten Worte waren: Vater! Mutter!"

Es herrschte ein tiefes Schweigen, das nur vom Schluchzen der greisen Eltern und ihrer Freunde unterbrochen wurde.

Der alte Thomas gönnte ihnen so viel Zeit, daß sie ihren gepreßten Herzen durch Thränen Luft machen konnten, und erst nach längerem Schweigen fuhr er fort:

„Ich mußte ihm das Versprechen geben, seine Eltern aufzusuchen und ihnen seine letzten Grüße zu bringen; und obwohl er nie gehört hatte, daß mir mein gegebenes Wort nicht heilig gewesen wäre, so mußte ich ihm doch eidlich geloben, daß ich mir alle Mühe geben wolle, zu ihnen zu gelangen und meinen Auftrag zu besorgen.

„Erzähle meinen Eltern, sagte er, als ich neben ihm auf dem Boden lag und sein sterbendes Haupt in meinen Armen hielt, erzähle ihnen, daß ich meine Pflicht als Unterthan und Soldat erfüllt habe. Sage meinem Vater, daß ich nicht in Gefangenschaft gerathen sei, sondern einen ehrenvollen Tod auf freiem Felde gefunden habe. Denke an deinen Eid und suche meine Eltern auf. In deine Hände, o Gott, empfehle ich meinen Geist! Lebet wohl, Vater und Mutter! Auf Wiedersehen dort oben! —

„Dieß waren seine letzten Worte. Ich schloß ihm die Augen und trug den Leichnam in ein Gebüsch, wo ich ihn bis um Mitternacht liegen ließ, da ich vor dem nachfolgenden Feinde nicht mehr sicher war. Doch ließ es mir keine Ruhe und ich bewog einige brave Kameraden, mit mir aus der Stadt zu schleichen und den Lieutenant Wallau zur Erde zu bestatten. Vor den Thoren Wilna's gruben wir sein Grab und und legten ihn in die kalte Erde.

„Ich muß mich selbst anklagen, daß ich mir es nicht genug angelegen sein ließ, mein gegebenes Wort einzulösen. Aber, arm und von allen Hülfsmitteln entblößt, da ich durch mehrere Wunden dienstunfähig geworden war, wäre es mir nicht leicht möglich gewesen, bis in meine Heimath zu gelangen, wo ich, wenn ich auch glücklich dort angekommen wäre, weder ein Obdach noch Brod gefunden hätte. Ich nahm daher das Anerbieten eines ehemaligen Kameraden an, ihm in seine Heimath zu folgen. Er war der Sohn sehr vermögender Eltern und ich hatte ihm einst in der Schlacht einen wichtigen Dienst geleistet. Sein Vater war Kaufmann und hatte Verbindungen mit dem Auslande, und da der Sohn eine Reise über die See machen wollte, so entschloß ich mich auf sein Ersuchen, ihm zu folgen.

„Dort trat mein Freund mit dem Schwiegervater Ihres Bruders in Geschäftsverbindung, bei welcher Gelegenheit mich Herr Wallau kennen lernte. Aber kaum hatte er meinen Geburtsort nennen hören, als er mich bat, bei ihm zu bleiben. Sie können sich denken, wie gerne ich dieses Anerbieten annahm, als ich den Namen „Wallau" hörte. Wir waren bald einig; ich erzählte ihm von seinem Neffen und von dem Versprechen, das ich diesem gegeben hatte. Er beruhigte mich darüber und gab mir die Versicherung, daß mir einst Gelegenheit gegeben werden solle, mein verpfändetes Wort einzulösen. Er hat sein Versprechen redlich erfüllt. Ich brannte vor Begierde, die Eltern meines unvergeßlichen Herrn kennen zu lernen und betete oft zu Gott, mir seinen Beistand dazu nicht zu versagen. Meine Bitten wurden erhört, und diese Stunde bietet mir Ersatz für den Kummer, der mich zwanzig Jahre lang gedrückt hat. Jetzt ist es mir leicht, denn ich habe erfüllt, was ich versprochen habe."

Digitized by Google

„Wofür wir euch herzlich danken!“ sagte der Rittmeister, „denn haben wir auch jetzt Gewißheit vom Tode unseres Sohnes, und ist uns auch alle Hoffnung genommen, ihn hienieden wieder zu sehen — so wissen wir doch auch, daß er den Tod eines Braven gefunden und den Namen „Wallau“ nicht mit Schmach bedeckt hat. Ich danke dir, mein Gott, daß du es so gefügt hast!“

Das Andenken an den heimgegangenen Sohn und Neffen wurde würdig gefeiert. Fritz Wallau gab eine beträchtliche Summe zur Errichtung einer Versorgungsanstalt für hülflose Waisen her, und der Rittmeister selbst hatte die Freude, die Vollendung des Baues noch zu erleben. Die Mutter aber war vor dessen Einweihung sanft entschlummert und zu ihrem Kinde gegangen.

Ein Preisboxen in England.

Von E. Heusinger.

Mit einer Abbildung.

Hahnenkämpfe, Bullenhetzen, Wettrennen und Fuchsjagden, diese so wie vom Volke, als von dem Adel gleich leidenschaftlich geliebten nationalen Ergötzlichkeiten hatte ich kennen gelernt. Nur von einem Preisboxen war ich noch nicht Augenzeuge gewesen. Die Beschreibungen, welche ich darüber gehört hatte, überstiegen meine deutschen Begriffe, und ohne ein Freund von mörderischen Faustkämpfen oder von unnützem Blutvergießen zu sein, wünschte ich doch nichts sehnlicher, als diese Glorie der englischen Volkssitten kennen zu lernen, ehe ich England für dieses Mal verließ.

Der Zufall war mir günstig. Für den Monat April, den ich zur Abreise nach Irland bestimmt hatte, wurde von Mollineux und Mendopa, den beiden größten Meistern im Faustkampfe des britischen Gesammtreiches ein Hauptgefecht auf Bromleycommon angesagt. Ich war gerade in London anwesend, als zu diesem Zweck auf allen Straßen der Hauptstadt Handzettel ausgetheilt wurden, weil das Gesetz die öffentliche Bekanntmachung durch Anschlag oder Ausruf nicht gestattet.

Mendopa ein Jude, legte seinem Gegner, einem riesigen Neger von Hayti, der viele Jahre in der britischen Marine gedient hatte, die Bedingungen vor, welche dieser ohne die geringste Abänderung annahm.

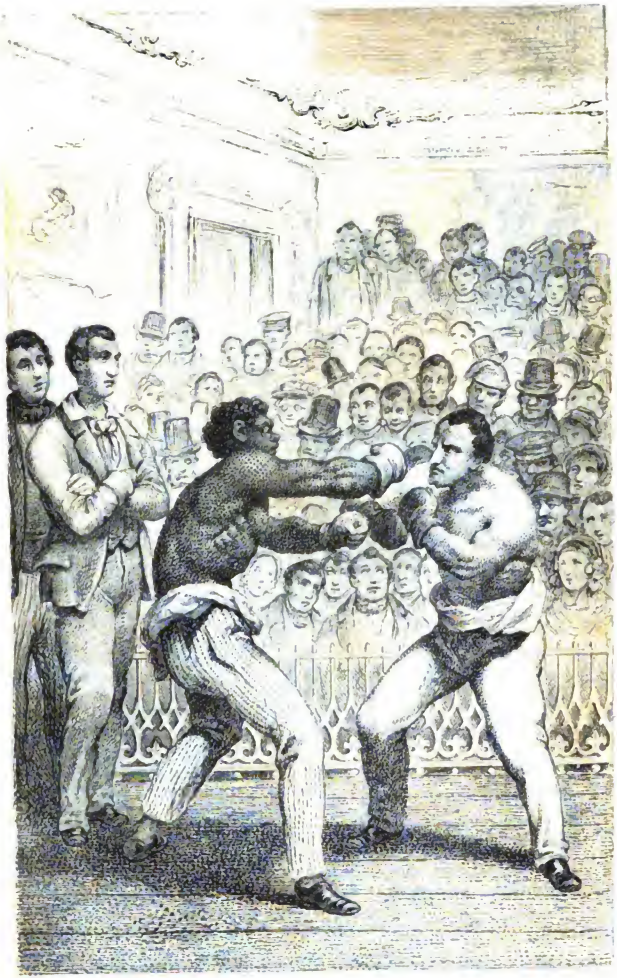
Um zur selben Zeit auch den standhaften Israeliten, obgleich sie der Freuden und Satisfactionen für Jahrhunderte lang ausgestandene Leiden jetzt im Ueberfluß, wenigstens bei uns in Deutschland genießen, eine neue Genugthuung zu geben, will ich hier einen ausführlichen Bericht über den Hergang des großen Ereignisses geben, der damals halb England eine Zeitlang in Bewegung setzte.

Da ein Faustkampf wegen der nicht selten daraus entstehenden traurigen Folgen als eine Wette betrachtet werden muß, so wird jedesmal eine gewisse Summe als Kampfpreis festgesetzt. Hier waren es 50 Pfund Sterling, fast 300 Thaler Gold.

Nach den angenommenen Regeln der edlen Borkunst wird das Niederstürzen für keine Schande, noch weniger für eine Niederlage gehalten, da allein nur die Aeußerung, den Kampf aufgeben zu wollen, oder das leibliche Unvermögen ihn fortzusetzen, den Sieg bestimmt.

Die beiden Meister aber wurden diesmal einig, daß der Fallende allen Anspruch auf die 50 Pf. St. verlieren sollte. Das Kampftheater wurde auf ein Viereck von 24 Fuß eingeschränkt. Nur den Schiedsrichtern, Secundanten und Aufwärtern, welche Letztere mit stärkenden Mitteln bei der Hand sein müssen, war der

Digitized by Google



Digitized by Google

Zutritt auf der Bühne gestattet. Kein Streit zwischen den Secundanten sollte den Kampf hindern, und das Lnggeld der Zuschauer zwischen beiden Kämpfenden getheilt werden. So war die Verabredung, welche vor Notar und Zeugen verbrieft wurde.

Das Gefecht ging unter dem Zuströmen einer außerordentlichen Volksmenge vor sich. Nicht allein Viele aus dem hohen Adel, auch elegante Damen, selbst Geistliche befanden sich unter den Zuschauern.

Schon am Tage vorher waren die Landstraßen und Zugänge nach Bromley mit Wagen und Menschen bedeckt, und die Gasthöfe waren im Umkreise mehrerer Meilen so angefüllt, daß in dem Städtchen wölf Personen aus vornehmen Familien Nachts in einer Scheune campiren mußten. Eine Anzahl Postchaisen mußten auf halbem Wege wieder nach London zurückkehren, weil keine Pferde mehr zu haben waren um sie fortzuschaffen.

Es wurden ungeheuere Summen gewettet. Nvan, Johnsohn, der damals noch junge Cribb, welcher später der erste Kämpfer von England wurde, und andere renomirte Borer dienten als Secundanten, die während des Kampfes in malerischen Stellungen hinter den Streitenden standen.

Um 1 Uhr Mittags bestiegen die Helden des Tages, ausgezeichnet fein gekleidet, die Bühne, begrüßt von einem dreimaligen donnernden Hurrah der unabsehbaren Volksmenge.

Nach Borersitte schüttelten sie einander die Hände als Zeichen freundschaftlicher Gesinnung; alsdann entblößten sie die colossalen Körper bis auf den Gürtel, wodurch den Nächststehenden eine Fülle von Muskeln sichtbar wurde, die einige Maler sogleich zum Gegenstande ihrer Studien machten. Jetzt schlugen sie auf ein gegebenes Zeichen, in künstlicher Stellung mit geballten Fäusten auf einander los. Es fielen Schläge, von denen man hätte glauben mögen, jeder einzelne sei hinreichend die Stirn eines Stieres zu zerschmettern. Aber die Kämpfer standen und wankten nicht, obgleich einzelne Theile am Körper des Juden bald nach Beginn des gräßlich erhabenen Kampfes in allen Farben des Regenbogens schillerten, welches seine zahlreich versammelten Glaubensgenossen fast zur Verzweiflung brachte. Das geronnene Blut unter der schwarzen Sammthaut des Gegners bemerkten sie nicht, während seine Augen so fürchterlich rollten, daß oft nur das Weiße sichtbar blieb, woraus Kenner den verbissenen Schmerz des Mohren entnehmen wollten.

Anfänglich schien sich der Sieg auf Seite des Letzteren neigen zu wollen, auf den ich selbst mit einem Freunde eine Guinée gewettet hatte. Man hörte schon manchen Ausruf aus der Mitte der Zuschauer, welcher zuweilen sogar in ein klägliches Geheul ausartete, als es endlich dem Juden Mendopa nach einem Kampfe von 22½ Minute gelang, dem Gegner einen Kunststschlag hinter dem linken Ohre beizubringen, wodurch der Sieg brillant entschieden wurde. Eine Secunde wankte der riesige Körper des Negers. Dann stürzte er weit hörbar, dröhnend zu Boden. Er lag fast ohne Besinnung und ohne Athem in seinem Blute, welches wie ein schwarzrother Strom aus seinem Munde floß. Auf Mendopas Frage, ob er den Kampf aufgeben wollte, konnte er nur durch ein schwaches Zeichen eine bejahende Antwort geben.

Mollineur war so übel zugerichtet, daß er wie ein Halbtodter weggeschafft werden mußte. Dagegen wurde der Sieger, der an die glorreichen Tage Alt-Israels erinnerte, von seinen Freunden im Triumph auf den Schultern in den Gasthof getragen, wo ein splendides Gastmahl für ihn bereitet wurde, nachdem er zuvor ein Bad von stärkenden Essenzen genommen und wiederum die feinste Toilette gemacht hatte.

Seine Glaubensgenossen, welche an diesem Tage große Summen auf ihren Religionsverwandten gewettet hatten, gewannen über 50,000 L. St.

Mollineur schrieb seine Niederlage dem Zufall zu, und forderte bald nachher seinen Gegner in öffentlichen Blättern heraus, den Kampf zu erneuern, sobald er

Digitized by Google

wieder hergestellt sein würde. Dieser war unter Bedingungen dazu bereit und zwar, wie er sagte, um seinem Freunde einen Gefallen zu erzeigen. Letzterer erbot sich sogar ohne Schranken zu kämpfen.

Das Luggeld vom ersten Tage wurde inzwischen brüderlich getheilt. Es betrug 350 L. St. für Jeden, so daß für Mollineux außer den Kosten für seine Heilung noch ein bedeutendes Schmerzensgeld übrig blieb.

Bald nachher eröffneten beide Meister, die, wo sie erschienen, mit Enthusiasmus begrüßt wurden, öffentliche Schulen in London, wo Faustkämpfer nach der Regel gebildet wurden. Hier lernte man nach Regeln die Kunst, dem Gegner die Kinnbacken auf geschickte Weise zu zerschmettern, die Augen auszuschlagen und die Rippen zu zerbrechen. Endlich traten gar Männer auf, welche die immer mehr einreißende Fechterwuth sinnreich vertheidigten, die Lehre dieser gefährlichen Kunst und das Unterscheidende beider Schulen entwickelten.

Vorerhandschuhe gehörten zu einem wesentlichen Stücke der Garderobe eines englischen Stutzers.

Man fing an, die Faustkämpfer, sowie ehemals die Philosophen und Maler, nach den Schulen zu beurtheilen, in denen sie sich bildeten.

Ein Jeder hatte eine verschiedene Weise in seiner Kunst, sowohl beim Angriff als bei der Vertheidigung. — Mollineux Manier war, die geballten Fäuste, von einander getrennt, mit den Augen des Gegners in eine Richtung zu bringen; wogegen Mendopa die Weise hatte, die Fäuste nahe an einander dem Kinn gegenüber zur Abwehr zu halten, während die Ellenbogen gekrümmt waren und die linke Hand ein wenig von der Rechten gehalten wurde. In dieser Lage konnten den Mollineux gradlinige, Mendopa aber krummlinige Schläge am besten treffen.

So schlugen auch beide auf Bromleycommon. Mendopa in einer geraden, sein Gegner in einer zirkelförmigen Linie. Beide hatten die Füße weit auseinander gestellt; dabei bemühte sich Mollineux, die Stöße seines Gegners abzuparieren, Mendopa aber, den Stößen durch Beugungen des Körpers auszuweichen. Die Ausweichungsart des Ersteren war mit dem Ellenbogen, die des Letzteren mit der Fläche des Arms. Mollineu's Kampfweise war fest, männlich und gesammelt; Mendopa's Art heftig und schlau behänd — nach orientalischer Sitte. Es war schwer seine Finten berechnen und gleichen Tact mit seinen Bewegungen zu halten. Nur wenn man sie anshielt, konnte man auf Erfolg rechnen, weil die Schläge wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit bald aufhörten hart zu fallen, da sie Kraft und Athem des Kämpfers schwächten.

Wäre es dem Juden nicht endlich gelungen, seinem Gegner den maliciösen Schlag unter dem Ohr beizubringen, so wäre es im nächsten Augenblicke um ihn geschehen gewesen, denn die, welche dem Gerüste am nächsten standen, behaupteten schon die pfeifenden Lungentöne gehört zu haben, die andeuten, wenn es Mathäus am letzten ist.

Mollineux ertheilte für eine Guinée nur vier, Mendopa als Jude sechs Lehrstunden, zu denen er auch Zuschauer für Geld einließ, welches der Mann von der Küste von Guinea verschmähte, seitdem er mit dem Boxen auch den Stolz des Volkes angenommen, welches zuerst die Sklavenketten des Seinigen zerbrochen hatte.

Ernsthafte Briten, die diesem Schauspiele gern zusahen, sprachen gelehrt über dieses Vergnügen und behaupteten, daß der Ursprung und die Quintessenz in der Bewunderung läge, welche der Anblick menschlicher Kraft und Geschicklichkeit jedesmal erzeugen müsse.

In diesen Kampfsälen erschienen die Boxer mit ledernen Stulphandschuhen, deren äußere Flächen mit einem dicken Polster versehen waren, auf einer vier Fuß hohen, mit einem zierlichen vergoldeten eisernen Gitter umgebenen Theater, vor dem die Bänke für die Zuschauer standen, die mit rothem Sammt überzogen, wie in den Schauspielhäusern von der Bühne nach dem Eingange zu erhöht waren.

Hier stattete Mollineux, von seinen vielen Freunden umgeben, dem Mendopa nach seiner Genesung einen Besuch ab. Er wurde wie ein Fürst empfangen; man

Digitized by Google

räumte ihm und seinem zahlreichen Gefolge die ersten Plätze ein und dankte öffentlich für die Ehre, welche er der Anstalt durch seine Gegenwart erzeigte.

Die Lehrlinge suchten nun auch ihre Kunst thatsächlich zu erweisen. Einer derselben, Mr. Fewster, ein wohlangesehener Landedelmann, hatte sich mit einem Bekannten im Spielhause gezankt, worauf eine förmliche Ausforderung zum Zweikampfe erfolgte. Herr Fewster schlug seinem Gegner zwei Rippen entzwei und richtete ihn überhaupt so übel zu, daß er am folgenden Tage den Geist aufgab.

Da das regelmäßige des Verfahrens ehrlicher Kampf — und der unabsichtliche Todtschlag durch Zeugen vor dem Todtenschaugericht bewiesen wurde, so kam Herr Fewster, obgleich criminell angeklagt, mit einer Geldstrafe von 20 Schilling los, die ihm der Gerichtshof von Old-Bailey auferlegte.

Der Ehrgeiz, seine Geschicklichkeit in Fäusten und Stellungen zu beweisen, nahm während meiner ersten Anwesenheit in England so überhand, daß sogar vornehme Leute kein Bedenken trugen sich mit Leuten aus dem Volke herumzubalgen. Man sah damals bei hellem Sonnenscheine einen Hauptmann der königlichen Garde, der sich nach allen Regeln der Kunst mit einem Straßenkutscher befaustete und zuletzt derb abgeblaut und ausgezischt abzog.

Eine mich mehr belustigende Scene ereignete sich bald nachher auf dem Platze von Coventgarden. Ein Eseltreiber beleidigte einen anständigen Herrn und forderte ihn dann, als er sich nicht zurechtweisen ließ, zum Faustkampfe heraus.

Auf die Frage, um welchen Preis er sich schlagen wollte, erwiederte er, er hätte kein baares Geld, allein sein Esel und seine Ladung von Kohlköpfen sei unter Brüdern sechs Guinsen werth und diese wollte er setzen. Der Gegner legte diese Summe baar nieder; die Röcke wurden abgeworfen und der Kampf ging vor sich. Er dauerte 20½ Minuten und endigte mit der Niederlage des Eseltreibers. Der Sieger verkaufte auf der Stelle den Esel nebst Zubehör und vertheilte das daraus gelöste Geld unter die Armen.

Einige Zeit später verlor die Sitte des Borens wieder etwas von ihrem Ansehen bei Gelegenheit eines großen Faustkampfes, welcher auf der zum Wettrennen bei Brighton eingerichteten Ebene stattfand.

Eine Menge vom Adel unter der sich auch ein königlicher Prinz befand, hatte sich versammelt, weil die Kämpfer Earl und Tyne, ein Schuster und ein Schneider, zu den ausgezeichnetsten Meistern, weniger ihrer eigenen, als der edlen Borkunst gehörten. Sie fochten 48 Minuten, bis der Schuster, der höchste Triumph für den Nadelhelden — todt zur Erde stürzte.

Er hinterließ eine Frau mit vier kleinen Kindern, deren sich der Prinz edelmüthig annahm. Die Blutscene machte auf den Fürsten, der ein großer Patron wie von vielen exentrischen Dingen auch vom Boren war, einen so tiefen Eindruck, daß er in tiefer Rührung erklärte, ferner solchen Mordspielen weder beiwohnen noch sie beschützen zu wollen. Die fürstliche Erklärung kam leider zu spät, denn es erlagen in diesem Jahre noch mehr als zwanzig Menschen in den unmenschlichen Kampfspielen, die schon vor tausend Jahren den römischen Tyrannen zur Ergötzlichkeit dienten.

Die Sucht zu kämpfen und zu wetten erzeugt in England gar sonderbare Auftritte, von denen man im übrigen Europa keinen Begriff hat.

In Moorfields, einem großen Platze in London, traten zwei Landleute auf, um für eine Wette blos mit den Köpfen gleich dem Hornvieh zu kämpfen, ohne Arme und Hände zu gebrauchen, die über der Brust gekreuzt waren. Sie stießen sich ins Gesicht, auf Brust und Magen; das Blut floß bald in Strömen. Aber der Anblick des Blutes störte sie nicht. Dieser Stoßkampf währte über eine Stunde in Gegenwart mehrerer tausend Zuschauer. Es war kein Theater dazu errichtet, aber die Wette betrug 12 L. St. und viele hunderte wurden außerdem noch durch die Zuschauer verwettet. Während der Zeit ließ es sich die Polizei ange-

Digitized by Google

legen sein die strengste Ordnung zu halten, kein Unfall störte das in mehreren Abtheilungen zu Ende geführte Schauspiel.

Es sind dies allerdings Schattenpartien im englischen Volkscharakter. Aber wo viel Licht ist, kann der Schatten nicht fehlen. Sucht man aber zuletzt nach dem Grunde dieser und aller anderen außerordentlichen Leibesübungen, in denen die Engländer so stark sind, so möchte kein anderer dafür aufzufinden sein, als daß der britischen Nation von jeher die Ausbildung der Körperkräfte Bedürfniß geworden, weil sie wie keine andere europäische Nation zur Erringung und Erhaltung ihrer Macht in fremden Welttheilen so viele außerordentliche Kämpfe mit den Elementen, überhaupt mit den rohen Naturkräften, zu bestehen hat.

Wie der Flachs in Sagen und Sitten des deutschen Volkes gefeiert wird.

Von A. W. Grube.

Schon mit dem altgermanischen Hauptgott Wodan (Odin) wird der Flachs in Beziehung gebracht: Auf Wodanstag soll man keinen Lein jäten, damit der Gott nicht, darob zornig geworden, mit seinem Roß den Saamen zertrete. In den zwölf Nächten (vom Weihnachtstage bis heilige drei Könige) soll man nicht spinnen und keinen Flachs auf dem Rocken lassen, sonst jage der Wodan hindurch.*) Besonders aber sind es die Götterfrauen, Frau Holle (Hulda) und Berchta, welche den Flachsbau und die Kunkel beschützen, und das Volk dachte sie am liebsten unter der Gestalt von Spinnerinnen. Frau Holle schenkte nicht nur fleißigen Dirnen neue Spindeln, sie spann ihnen auch Nachts die Spule voll; dagegen zündete sie faulen Spinnerinnen den Rocken an oder besudelte ihn.**) Nahete sich das Weihnachtsfest, wo die Göttin vorüberzog, so wurden alle Spinnrocken reichlich mit Flachs belegt; zur Fastnacht aber, wo sie zurückkehrte, mußte Alles abgesponnen sein und die Rocken wurden dann versteckt. Traf nun an diesem Feiertage, welcher der Göttin heilig war, diese Alles in Ordnung, so sprach sie ihren Segen aus: „So manches Haar, so manches gute Jahr!" Im Gegentheil wurden die gleichen Worte fluchend gesprochen: „So manches böse Jahr!" Damit war das Spinnen als ein wesentliches Geschäft der Hausfrauen gleichsam geadelt; wurden doch die Frauen wie die Männer nach Schwert und Speer, nach Spindel und Kunkel benannt, z. B. Fridowebban im Angelsächsischen.

In Schwaben, Elsaß, Schweiz, Oesterreich und Bayern tritt Frau Berchta (Bertha) an die Stelle der Frau Holle; sie hält gleichfalls Aufsicht über die Spinnerinnen und den Flachs; den sie am letzten Tage des Jahres unabgesponnen findet, verdirbt sie. Man verzehrte Habergrützbrei und Fische zu diesem ihrem Festtage (noch heute beschließen die Thüringer im Saalfeldischen das Jahr mit einer Mahlzeit von Knödel und Häringen), und wer von dieser Sitte abwich, zog sich das Mißfallen der Göttin zu; sie schnitt ihm den Leib auf und that Heckerling hinein. Nach Börner (Volkssagen aus dem Orla-Gau) untersucht Berchta Nachts vor dem Dreikönigstage die Rockenstuben der ganzen Umgegend, bringt auch wohl den Spinnerinnen leere Spindeln mit dem Befehl, diese binnen so und so viel Stunden vollzuspinnen; geschieht dieß nicht, so wird der Flachs verwirrt und verunreinigt. Als die Frau Berchta in solcher Nacht einmal zu Oppurg die Spinnstube voll schäkernder lärmender Gäste antraf, warf

*) Musäus mecklenburgische Volkssagen.
**) Jakob Grimm, deutsche Mythologie I.

Digitized by Google

sie zornig zwölf leere Spindeln zum Fenster hinein, und befahl, in einer Stunde, wenn sie zurückkehre, müßten sie vollgesponnen sein. Wie nun eine Viertelstunde nach der anderen verfloß, wurde man doch ängstlich; da sprang ein keckes Mädchen auf den Dachboden, holte einen Wickel Werg herab und umwickelte damit die Spindeln, dann überspann man sie einige Mal mit dem Faden, so daß es aussah, als seien die Spulen ganz voll. Als nun Berchta kam, überreichte man ihr die Spindeln und kopfschüttelnd zog sie damit ab. Zu Langendernbach war eine alte Spinnfrau, die einen ganzen Winter den Faden flink drehte und sogar am Dreikönigsabende nicht aussetzte, obwohl Sohn und Schwiegertochter sie warnten, Frau Berchta würde das nicht ungerügt lassen. „Ei was", antwortete die alte Spinnerin, „Berchta bringt mir keine Hemden, ich muß sie selbst spinnen!" Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Berchta schaut in die Stube und wirft leere Spulen hinein, die in einer Stunde vollgesponnen sein sollten. Da faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile einige Reifen um jedwede Spule und warf sodann die Spulen sammt und sonders in den Bach, der an dem Hause vorüberfloß. Wäre sie nicht eine so tüchtige Spinnerin gewesen, würde sie auch schwerlich zu dieser That den Muth gehabt haben, der Frau Berchta versöhnte.

In Krain, wo der Flachs stets wohl cultivirt wird, ist Frau Gertrud die Schutzgöttin der Spinner; in dem Bauernkalender wird die Heilige mit zwei kleinen Mäusen abgebildet, die an einer mit Flachsgarn besponnenen Spindel nagen, zur Warnung, es dürfe an ihrem Festtage nicht gesponnen werden. Aehnlich bei den Deutschen! Die Jungfrau Maria trat an die Stelle der Hulda und Freya, und der Gürtel im Sternbilde Orion, auch Jakobsstab genannt heißt unter dem schwedischen Volke „Friggerock" (Rocken)] wird vom Bauer auf Seeland „Marienrock" genannt. Die drei Schicksalsschwestern oder Nornen in der nordischen Mythologie, sowie die Feen, die eine goldene Spindel dem Kinde bescheeren, weisen auf das Alterthum des Spinnens auch im höheren Norden.

Keine andere Pflanze erfordert soviel Sorgfalt, Ausdauer und Fleiß in ihrer Bearbeitung, als der Flachs. Welche Menge von Arbeiten, bis aus der Flachsfaser das Hemd gewonnen ist! Darob müssen selbst die Riesen erstaunen, wenn sie diesem emsigen Thun und Treiben des ackerbauenden und flachsspinnenden Landmannes zuschauen; trotz ihrer überlegenen Stärke zeigt sich der Mensch mit seiner Geduld und Beharrlichkeit größer und stärker, und der Volkshumor hat dieß sehr treffend aufgefaßt und dargestellt in dem Märchen von den „Riesen bei der Flachsernte", das im Lande Oldenburg also lautet: „In alten Zeiten wohnten bei Kembs Riesen oder Kämpen im Wasser; das Dorf hat von ihnen den Namen erhalten. Mitunter kamen sie heraus und spielten dann am Strande mit den großen Steinen, die da noch umherliegen, indem sie dieselben sich einander zuwarfen. Einst fanden sie bei solcher Gelegenheit nicht weit von der Ostsee, Arbeiter, die eben mit dem Aufziehen des Flachses beschäftigt waren. Da fragten die Riesen sie: Was wollt ihr mit dem Kraut? „Davon wollen wir uns Hemden machen", antworteten die Leute. Wie fangt ihr das an? „Wir müssen den Flachs erst „„räupeln"" (rupfen). Ist das hinreichend? „Nein, dann müssen wir ihn erst rösten!" Und dann? „Dann kommt er auf die „Spree". Und dann? „Dann wird er gebrochen." Und dann? „Wird er geschwungen." Und dann? „Wird er gehächelt." Und dann? „Wird er gesponnen und gewoben; dann wird das Linnen gebleicht, und unsere Frauen schneiden es zu, und nähen die Stücke zusammen und dann haben wir Hemden!" Da meinten die Riesen, das wäre doch viel Mühe um nichts, und sie wären froh, nicht solche Arbeit zu haben. — In Schleswig erzählt man von einem Riesenmädchen, das eine Bäuerin beim Flachssäen traf und diese, als sie hörte, das geschähe der Hemden willen, auch um ein Hemde bat. Die Bäuerin versprach's ihr, und die Riesin freute sich, als der Flachs keimte, aufwuchs und blühte. Als

Digitized by Google

nun die Flachsstengel aufgezogen wurden, meinte sie, das Hemd sei fertig; aber als sie vernahm, daß nun erst die Arbeit recht anginge, verlor sie die Geduld, sprang in einem Satze über den nächsten Berg und verschwand. Das Riesenmädchen würde sich weniger entsetzt haben im Hinblicke auf die mühsame Behandlung des Flachses, wenn es gewußt hätte, wie gut sich die Evastöchter dabei unterhalten, wie das stets bewegungslustige Zünglein durchaus nicht gehemmt wird, da die Flachsarbeiten schon von Anbeginn gesellige Zusammenkünfte fördern.

Im Dithmarschen, wo die Bauern überhaupt sich gern gegenseitig unterstützen, z. B. bei dem Häuserbau, erfolgt auch zum „Brechen" und „Schwingen" des Flachses Seitens der jungen Frauen und Mädchen eine Einladung an die Freundinnen, die immer mit Freuden kommen, da am Schluß der Arbeit mitunter ein Tänzchen in Aussicht steht. Am Flachsschwing-Tage werden die großen Hausthüren vollständig aufgesperrt, die Hausflur wird mit einer Reihe von Schwingstühlen besetzt, welche eine tüchtige Fronte bilden, bestehend aus der angriffslustigen Schaar armstarker und gewandter Arbeiterinnen; hinter ihnen sitzt dann auf den Stühlen, die aus den Zimmern geholt werden, die Schaar der helfen Freundinnen, von denen jede des Staubes willen, eine weiße leinene Jacke angezogen hat. Munter wird das Werk begonnen und trotz dem lauten Klipp-Klapp! wissen die weiblichen Stimmen sich doch hörbar zu machen; man singt, man plaudert, man neckt sich, ein vorübergehender Bursche wirft auch wohl Aepfel oder Birnen mitten in die arbeitende Schaar, die für solche Aufmerksamkeit mit treffender Rede zu danken weiß, und ehe man sich's versieht, ist die Arbeit vollendet. Am Niederrhein waren die Schwingtage früher wahre Festtage, an welchen besondere Flachslieder oder Balladen, worin der Flachs wenigstens mit poetisch verklärt wurde, gesungen wurden, z. B.

„Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum,
Sie flog wohl über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus. —
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümelein,
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein!"

Da Vieh, Getreide und Flachs die drei Dinge bilden, welche einem echten deutschen Bauern und einer echten Bäuerin am meisten an's Herz gewachsen sind — ist ja Nahrung und Kleidung, Wohlstand und Vermögen von ihnen abhängig, — so ist er schon lange vor der Einsaat und Ernte auf allerlei Naturerscheinungen aufmerksam, welche ihm eine reiche oder magere Ernte vorhersagen sollen, gleichwie dem Winzer die Jerichorose und das Epheu prophetische Gabe hat. So ist es in der Oberpfalz ein weit verbreiteter Gebrauch, an den drei Fastnachtstagen Lein in einen Topf zu säen; je nachdem nun der Saamen des ersten, zweiten oder dritten Tages zuerst und am längsten aufgeht, weiß man, daß die Früh-, Mittel- oder Spätsaat am besten ausschlägt, und richtet darnach das Säen ein. Oder man säet an der Narrenfastnacht dreimal den Lein in Scherben, Morgens, Mittags und Abends zu gleichem Zweck. Selbst die Eiszapfen, welche an den drei Fastnachttagen vom Dache herabhängen, deuten mit ihrer Länge auf die Länge des künftigen Flachses, und man richtet auch danach die Leinsaat ein. Deßgleichen hecheln die Weiber an dem Faschings Dienstag Flachs und sieden Garn, damit ihnen auch dieses Jahr der Flachs gut gerathe. Beim Tanze in der Fastnacht müssen die Weiber gehoben werden, wenn die Flachsernte glücklich ausfallen soll; die Mädchen aber müssen am Vorabend vor Johannes über das Sonnenwend, oder Petersfeuer springen, je höher sie springen, desto länger wird der Flachs — so glaubt man's in der Oberpfalz. Dort

Digitized by Google

säet nur die Bäuerin den Flachs, sonst gedeihet er nicht; eine schöne Sitte, denn die Bäuerinnen, welche den Flachs vom Keim an pflegen, wissen auch den Werth der Hemden desto besser zu schätzen, und wo die Weiber keine Liebe zum Flachse haben, da säen die Männer umsonst. Die Braut soll die fertige Wäsche, das weiße Linnen mitnehmen; Leinsamen, welcher der Braut mitgegeben wird, gedeiht nicht, weßhalb die Braut von drei Nachbarinnen je eine handvoll Leinsamen entlehnt und unter den ihren mischt, um ihn gut zu erhalten.

Im Schaumburgischen (an der Weser) hat man den Glauben, um den Flachs vor dem Erdfloh zu bewahren, müsse ein unbescholtenes Mädchen kurz vor Sonnenaufgang unbekleidet dreimal um das Flachsfeld gehen und dabei sprechen:

Erdfloh, verpacke dich
Ne reine Jungfer jaget dich!

Wenn die Feldarbeit vorüber und die Abende lang werden, dann kommen Weiber und Dirnen mit ihren Spinnrädern zusammen und spinnen um die Wette. Das trauliche Gespräch beim warmen Ofen ist ihnen eine Entschädigung für die viele Mühe, die ihnen der Flachs bereitet, das „in den Rocken fahren" „in die Kunkel gehen" ist ein Volksfest, dessen Annehmlichkeit nur das Bauernvolk recht durchkosten kann. Die „Spinnstube" ist eine echt deutsche Sitte, die gemüthliches Zusammenleben, lebendige Ueberlieferung von allerlei Sagen und Familiengeschichten, lustige Kurzweil und Frohsinn unter dem Landvolke befördert hat. Man hat unrecht gethan, sie polizeilich zu verbieten. Ist auch viel Spuck und Aberglaube in den Spinnstuben erzählt und viel geklatscht worden, sind sie auch benutzt worden zum Stelldichein der ledigen Burschen, die mit den Dirnen manchen Unfug trieben: so war doch Alles, weil es nicht im Verborgenen geschah, weniger gefährlich, als es den Anschein hatte — und hat nach dem Verbot der Spinnstuben die Sittlichkeit zugenommen? Uebertreibung hebt das Wahre und Berechtigte einer Sache keineswegs auf und wenn auch die Spinnstube, wie sie früher als Hort echter Häuslichkeit bestand theils ausgeartet, theils zum Märchen geworden ist, so mag es dennoch nicht schaden und noch immer an der Zeit sein, ihr rechtes Bild wieder in Erinnerung zu bringen, und der Worte Just. Mösers zu gedenken, der u. A. bemerkt: „Wenn die langen Winterabende herankommen, ließ die Frau die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Kindern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und Felde stände und was des anderen Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooß zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen und die Räder vertraten die Stelle des Bosses. Die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viel Absichten erreichte, als möglicher Weise erreicht werden konnten."

Selbst manche abergläubische Vorstellung hat wohlthätig auf den Fleiß der Spinnerin gewirkt. So muß Samstags der Spinnrocken ruhen, man soll in der Woche sich tummeln und nicht in den Sonntag hinein spinnen. Ebenso muß am Faschings Dienstag der Rocken abgesponnen sein, sonst bekommen die Dirnen in diesem Jahre keinen Mann. Ist der Spinnrocken an diesem Tage nicht abgesponnen, so bekommen die Heren Gewalt. Wer in der Fastnacht das gesponnene Garn abhaspelt, bewirkt, daß die Kinder und das Jungvieh die üble Gewohnheit bekommen, den Kopf beständig hin und her zu bewegen. Eine Bäuerin pflegte, wenn heller Mondschein war, auch die Samstagnächte zu spinnen. Da warf ihr einmal der Mond sechs Spindeln zu mit dem Befehl,

Digitized by Google

sie binnen einer Stunde voll zu spinnen. Das Weib war aber klug und spann um jede Spindel nur einen Faden, und wie der Mond um zwölf Uhr wieder kam, lagen die Spindeln mit einem Faden auf dem Boden. Der Mond hob sie auf und sagte: „Das ist dein Glück, daß du auf diesen Gedanken kamst; aber lasse es dir gesagt sein: der Tag gehört dir, die Nacht mir! *) Heutzutage möchte der Mond wenig Spinnerinnen finden, die seinem Gebot zuwider handeln. In der nördlichen Schweiz ist noch der Glaube hier und da zu finden: Garn von Mädchen gesponnen, welche blonde oder schwarze Haare haben, und noch nicht acht Jahre alt sind, besitze wunderbare Eigenschaften. Die davon gewobene Leinwand schütze nämlich gegen Rheumatismus und Gicht, auch gegen Zauberei. Wer Hosen von dieser Leinwand trage, dem schade weder Schuß noch Hieb, und wer zur Patrone von dieser Leindwand nehme, werde sicher sein Ziel treffen. **) In Thüringen und anderen deutschen Gauen nimmt und nahm man bei der Bestellung des Ackers gern ein Säetuch, das von der Hand eines unschuldigen Mädchens gesponnen ward: das sicherte dem gesäeten Korn das Gedeihen. Im Mittelalter betrachteten sich sogar die Kriegsleute als gesichert gegen Schuß und Hieb, wenn sie ein Hemd trugen, das von unschuldiger Hand gesponnen war.

Solcher Glaube war ganz dazu angethan, schon die kleinen Mädchen zum Spinnen anzufeuern; alle diese nun im Untergang begriffenen Sagen sind Ehrensäulen für ein früheres ehrbares Geschlecht spinnender Mütter und Töchter. Wie echt national und mit dem Volksleben eng verknüpft der Flachsbau bei den alten Deutschen war, beweist nichts schlagender als die deutsche Götter- und Sagenkunde (Mythologie) sowie die Menge von Sprichwörtern, die sich auf den Flachs beziehen, und von Volksräthseln, die mit Vorliebe die kostbare Kulturpflanze zum Gegenstand wählen. „Kurzer Flachs gibt auch einen Faden", „Wie das Gespinnst, so der Gewinnst", „Sein Flachs geht zu Ende!"

„Ich wachse auf der Erde Grund
Und kleide Jedermann,
Den Kaiser und den König
Und auch den Bettelmann!"

„In meinem ersten Jahre trag' ich blaue Blumen, in meinem zweiten Jahre werd' ich blau geschlagen, in meinem dritten Jahre tragen mich Könige und Fürsten". Oder zu Ehren des Spinnrockens:

„Auf drei Füßen steh' ich,
Mit vier Füßen geh' ich,
Oel statt Wasser sauf' ich.
Steh' ich, so verstumm' ich;
Geh' ich, so brumm' ich,
Ehe man es denkt
Hat sich mein Knecht erhenkt!"

Und wahrhaft zärtlich, wenn's auch an's „Raufen" geht:

„Rund rund Ringelchen
Ich tret' dich auf dein Züngelchen
Rupfe Haar aus
Dir aus dem Kopf heraus!" ***)

---

*) Sitten und Sagen aus der Oberpfalz, von Schönwerth.
**) Alpensagen von Th. Vernaleken. (Wien, 1858.)
***) Vergl. Sitten u. Sagen ꝛc. des Eifler Volks. 2. Bd. (Trier 1856—58).

Digitized by Google

Noch immer beweisen tief gewurzelte Sitten die Liebe des deutschen Volkes zum Flachsbau, und eine Pflanze, die den deutschen Boden so liebt wie der Flachs, wird durch keine Baumwollindustrie, mag diese auch immer schwunghafter sich entwickeln, von unseren Aeckern vertrieben werden können. In einigen Wesergegenden wird noch von den Mägden bei der Flachsernte eine Puppe aus dem Flachs gemacht und mit Bändern verziert, sodann auf eine Schüssel gelegt und Mittags bei Tisch von der Großmagd feierlichst der Herrschaft überreicht. Ein solches Flachskind möchte man allen deutschen Groß- und Kleinmägden wünschen, es würde Glück zum Ehestande bringen und den Männern fleißige und sorgsame Hausfrauen bescheeren. Auf den Schilden, die man aus den Gräber altdeutscher Krieger gezogen, finden sich häufig Bilder, welche die Frau darstellen hinter'm Webstuhl oder bei der Flachsbreche beschäftigt; man konnte sich eine tüchtige Hausfrau gar nicht ohne die Beschäftigung mit Spinnen und Weben denken und bis tief in's Mittelalter hinein hielten es die vornehmsten Damen nicht unter ihrer Würde, solcher Arbeit sich hinzugeben. So ist der Flachs ein Symbol geworden von der Hausfrauen Sitte und Ehrbarkeit überhaupt.

Ein schweizerisches Hochthal.

(Engadin.)

Von Meyer-Merian.

Erst wenige Kurgäste wallfahrteten nach dem Sauerbrunnen hinunter, wohl ingehüllt in warme Ueberkleider, als ich, den Tornister auf dem Rücken, mit erascherm Reiseschritte sie überholend, ebenfalls die Straße nach der Heilquelle einschlug, dort zum Abschiede von St. Moriz noch einen Frühtrunk zu nehmen und dann auf der linken Innseite (hier noch Sela genannt) das Thal des Ober-Engadins hinaus zu ziehen gegen Maloja. Der Weg, wenig besser als ein Fußsteig, führte erst am Flusse hin durch Nadelgehölze, dessen morgendliche Kühle nur an den lichtern Stellen der Wärme der höher steigenden Sonne zu weichen begann. Auf der Wiese draußen, in die der Pfad gegen Albannos hin, an der gegenüberliegenden Seite des Thales, abbog, mißte ich bereits die Waldfrische und erquickte mich zum Voraus, einstweilen an dem Gedanken, zu Silvaplana meiner Bürde ledig zu werden, welches Dorf ich zu meinem heutigen Hauptquartier ersehen, von ihm aus einen Abstecher erst nach Maloja und dann in's Val di Fer zu machen.

Albannos hat einige Wichtigkeit für das Engadin erlangt durch eine Kapelle in seiner Nähe, worin vor der Reformation der heilige Rochus, als ein sehr einflußreicher Heiliger verehrt worden. Aber drei Fuhrleute ergriffen eines Tages dessen hölzernes wohlgekleidetes Bild, schleppten es im Uebermuthe hinter ihrem Schlitten nach Cresta und ließen es dort nackt unter freiem Himmel im Schnee liegen. Seine Verehrer fanden ihren Patron daselbst zu ihrem Entsetzen und erhoben ein großes Geschrei. Joachim Nuoth aber, bisher der Eifrigsten einer, kann dem Heiligen seine Langmuth, welche diese Mißhandlung so ungeahndet hinnahm, nimmer verzeihen, die bisherige Verehrung schlägt in Verachtung um, er wird Protestant und mit ihm (1570) die ganze Gemeinde. Diese Anekdote spiegelt getreu den Charakter des Engadiners wider.

Bloß mit Stock und Landkarte versehen trat ich nach eingenommenem Frühstück um 7 Uhr von Silvaplana meinen heutigen Spaziergang an, denn anders lassen sich die Genüsse dieses Tages und die Behaglichkeit, mit der ich sie mir aneignete, nicht bezeichnen. Der Tag war wirklich himmlisch; nicht nur wölbte sich überall

Digitized by Google

das reinste Blau: die Heiterkeit, Durchsichtigkeit des Aethers, seine Reinheit und die durch eine Höhe von mehr als sechshalbtausend Fuß gemilderte Wärme der Sonnenstrahlen schienen selbst die Erde durchdrungen zu haben. Die klaren Seen vor Allem. Dann auch lachte die himmlische Reinheit aus den blanken Gletscherfeldern, den scharfen Umrissen der Berge, dem erhöhten Leben, wie das überall auf dem Erdboden sich kund gab. Zwei junge Rosse wälzten sich in übermüthigem Behagen auf der Weide unweit dem Wege: es mochte einem ordentlich für sie wohl thun! Im tiefen See, an dessen Borde die bequeme Straße fast beständig hinführte, schwammen fröhlich große und kleine Forellen durch's klare Wasser. Cicaden zirpten und schnarrten gar vergnüglich zwischen den nickenden Halmen, unangefeindet, seit 1781 zum letzten Male in Pontresina ein Kapuziner über die lästigen Gäste die Verdammung ausgesprochen. Wo sich eine Wiese breitete, stand sie entweder frisch gemäht oder die Leute waren darauf eben mit Heuen beschäftigt. Sie zeigten dabei einen Eifer und eine Behendigkeit, ja eine heitere Freude, daß man wohl sah, wie das herrliche Wetter und der ausnehmend reiche Ertrag die Arbeit ihnen dießmal zu einem Vergnügen machte. Unter den Landleuten des Engadins, den Tirolern und Veltliner Taglöhnern in ihren originellen Trachten, tummelten sich feine Herren und handhabten im eleganten Strohhut und der leichten weißen Jacke ihre Heurechen, den braunen Mitarbeitern zum Trutz. Wie in Weinländern oft die Wohlhabenden an der Lese thätigen Antheil nehmen, so hier im Engadin an der Heuernte, wo das Lästige einer drückenden Hitze wegfällt und zu der reinen Alpenluft höchstens noch der würzige Heuduft hinzuzurechnen ist.

Ein Vorsprung ragte in den See hinaus, den dichten Rasen beschattete eine starke Lerche; ich saß geraume Zeit unter dem Baume und hätte Stundenlang da sitzen können, dem Spiele des Sees zuschauend, der glitzernd und leicht gekräuselt vor meinen Füßen lag, an das felsige Ufer plätscherte und mit dem Rauschen der Bäche da und dort Zwiegespräche hielt. Die Gestade sind beidseitig mit Arven und Lerchen bekränzt und erst über diesen steigen die rauhern grünlichen Felsen und die weißen Schneefelder empor. Aus dem blauen lautern Wasser ragt da und dort ein grünes Inselchen.

Je näher ich Maloggia (Maloja) kam, um so schärfer wehte durch den sonnigen Morgen der frische Wind und bewegte die Wipfel der Bäume und die Wellen des Sees lebhafter. Hinter Sils, etwa in der Mitte der Seelänge, wird die linke Thalseite immer steiler. Nicht nur ragen Blöcke gewaltiger in den See, die Felsmassen werden großartiger, thürmen sich höher, oft zu den kühnsten Formen und Verhältnissen, wobei das Geschiebe, die „Riesenen", die in der Tiefe bisher vorgeherrscht, durch massige Wände verdrängt werden. Noch entschiedener tritt das Felsgebirge bei Maloggia selber hervor mit neuen Bergen und neuen Gletschern. Hinter mir her rasselte der schwere Postwagen, er hatte in dem Dörflein zu halten; ich eilte an den ärmlichen aber malerisch aus rohen Steinen erbauten Hütten vorbei bis zu dem nahen Abhange, über den die breite Fahrstraße in zahlreichen Schlingungen sich hinabwindet, tief in's Thal hinunter nach Casaccia, Chiavenna — Italien zu. Hier hinunter sah ich denn auch bald den Postwagen rollen, da verschwinden, dort auftauchen, bald links, bald rechts gewendet, in stätem Zickzack, und unterschied noch aus entfernter Tiefe das Schellengeklingel der Pferde. Das ist ein eigenthümliches Hinabschauen, und es ist als rufe jeder neue Blick in die Ferne, jeder neue Klang aus der Tiefe ein ganzes Heer von Gedanken herbei. In diesen Gedanken auch kehrte ich zuletzt wieder um, nicht anders gestimmt, als hätte ich von Jemandem Abschied genommen; wenngleich die sämmtlichen Passagiere mir wildfremd gewesen. — Kehrte ich nun zwar denselben Weg zurück, so genoß ich gleichwohl eine zweite herrliche Aussicht, denn wendet man sich zehnmal auf einem Pfade um, die Gegend von der Rückseite anzusehen, das ist noch lange nicht das, wie wenn man den Rückweg selber wandelt und Schritt für Schritt die Landschaft sich entwickeln sieht.

Auf einem Vorsprunge saß, dem Anscheine nach nicht minder in ernsthaften

Digitized by Google

Betrachtungen wie ich, eine Ziege und blickte in ihrem Barte mit den großen diabolischen Augen gar philosophisch überlegen auf mich herunter. Nicht weit von ihr, am Seeufer unten angelte ein Fischer nach den beweglichen Forellen, zur Seite den Fischkorb; etwas höher oben im Schatten junger Arven, lagerte im Grase sein Weib nebst einem kleinen Knaben, dem sie mit mütterlicher Sorgfalt den Kopf von dem Einzigen befreite, was solch jungem Leben beschwerlich fallen konnte. Idyllischer ließ sich der Kampf, den der Mensch überall gegen die Natur führen muß, schwerlich darstellen.

Am untern Ende des Sees führt eine Brücke von der Straße über den Ausfluß des Inn nach Sils hinüber. Eine lange, bewaldete Landzunge mit Felsvorsprüngen und Buchten erstreckt sich in den See hinein und vermehrt die Mannigfaltigkeit des Ufers. Sils gerade gegenüber öffnet sich das Ferthal (val di Fex oder Fey oder Feetsch), aus dessen Hintergrund, zwischen den beiseitgeschobenen Vorbergen, der Fex-Gletscher hervortritt und mit seinem erhabenen Halbkreis das Dörfchen gleichsam in eisigem Schooße zu halten scheint. Dieß abgelegene Thälchen war das Ziel meines heutigen Reisetages. Da indeß der Mittag gekommen, suchte ich vorher unter dem ebenso bescheidenen als gastlichen Dache des Wirthshauses zum Kreuz nach einiger Erfrischung und Stärkung.

Die Herberge, zur Seite der Landstraße, wie ja das Dörfchen überhaupt lag, hatte dem modernen Comfort noch durchaus keine andere Concession gemacht, als daß es der roth und weißen eidgenössischen Posttafel ein bescheidenes Plätzchen einräumte. Im Uebrigen bewährte sie im Innern wie Aeußern noch unverfälscht den alten ehrbaren Bündnerstyl. Zwar war sie keines jener in den bündnerischen Dörfern so häufigen, beinahe großartig angelegten, Gebäude von Stein, der „Herrenhäuser" mit den gemalten geometrischen oder Roccoco-Verzierungen, kleinen Erkern, spitzen Thurmdächern, vergoldeten Gittern und grün, weiß und schwarz bemalten Fensterladen und Thoren, die auch in ihrem halberloschenen und verwitterten Aeußern immer noch ein rittersitzähnliches Ansehen bewahren. Das Post-Gasthaus von Sils erschien vielmehr als ein höchst einfaches ländliches Gebäude, dem bloß das unerläßliche hochgewölbte Scheunenthor einen ganz schwachen Schein von Großartigkeit verlieh. Dafür sah sein Inneres um so charakteristischer aus. Ich wurde in das mit Lerchenholz ausgetäfelte Gastzimmer zu ebener Erde geführt, aus dem sich jedoch die Familie noch keineswegs zurückgezogen hatte, sondern vielmehr in altpatriarchalischer Weise darin selber den Fremdling empfing. An der Decke oben zogen sich mächtige Balken hin und bis an sie hinauf reichte ein vielfach geschnitzter offner Schrank, der oben und unten einen geschlossenen Schrein enthielt, in der Mitte aber eine Art Tisch, über dem die großen und kleinen Schlüssel des Hauses hingen. Beide Schreine waren von je zwei Säulen getragen, in der Mitte die Jahrzahl 1678 ausgeschnitten. Neben dem älterthümlichen Möbel hingen an dem Wandgetäfel zwei Schäfte für Glaswerk über einer kaum viel jüngeren reich eingelegten Commode, welcher wohl das Leinenzeug mochte anvertraut sein. Ein Paar mächtige ledergepolsterte Lehnstühle mit guldengroßen blankgescheuerten gelben Nägeln, ein schwerer geschnitzter Tisch, ein kleineres Tischblatt, das mittels eines hölzernen Hakens, an die Wand aufgeschlagen, befestigt wurde, vervollständigte das ehrwürdige Geräthe, zu dem allerdings der lange einfache aber sehr reingehaltene Wirthstisch nicht so ganz passen wollte und fast wie ein Enkel neben seinen Urahnen sich ausnahm. Um so ebenbürtiger zeigte sich dafür der Ofen, d. h. jenes gewaltige Viereck, welches drei an die Stubenwand aufgeführte geweißte Mauern beschlossen. Dieses Haupt- und Staatsstück einer bündnerischen Stube ist oben mit der Zimmerdecke verbunden, durch einen ringsum laufenden Vorhang, hinter dem auch eine schmale Treppe hinauf nach einer Fallthüre führt, durch die der Eintritt aus dem unteren Wohnzimmer in das darüber gelegene Schlafgemach unbemerkt vermittelt wird. Entsprechend diesen Bequemlichkeiten in den oberen Regionen zieht sich unten an dem Ofengebäude in Sitzhöhe eine Art Trog hin, der inwendig die verschiedenen Heimlichkeiten und kleinen Bedürfnisse

Digitized by Google

beherbergt und verbirgt, welche die Hausbewohner gerne zur Hand haben und die doch sonst mit einiger Zimmerordnung nicht wohl sich vertragen würden. Dieß ist aber nicht die Hauptbestimmung des Troges. Sein wichtigster Theil ist seine obere Fläche, die als Ofenbank auch in ärmlichen Wohnungen mit einer Art Matratze bedeckt ist, sogar nicht eines förmlichen Kopfkissens über dem schiefangebrachten Kopfbrettchen entbehrt, um darauf in so erwärmender Nachbarschaft die langen, langen Winterabende behaglich zu verdehnen. Diese überall unerläßlichen Ofenbänke sind demnach wohl als der Urstz des bündnerischen Nationalphlegmas anzusehen. Sie finden sich übrigens auch im Glarnerland (Schwyz), wo sie in eigentlichen Bettgestellen erwachsen sind und in ihrer trägen Unbeweglichkeit, wie lucus a non lucendo, Kutsche heißen. Im Hotel „Zum Krenz" waren diese unterschiedlichen Ofentheile natürlich sehr ausgebildet; indeß zogen sich auch noch rings an den Zimmerwänden hin lange Bänke. Eigenthümlich sahen sodann die kaum einen Quadratfuß messenden einscheibigen Doppelfensterchen aus, je zwei über einanderstehend: die inneren gingen von innen auf, von den äußeren aber war die untere Scheibe aufwärts verschiebbar. Da ist denn dem Winde und der Kälte und dem Schnee der Eingang sehr erschwert, dem Tageslichte allerdings auch nicht gar zu leicht gemacht, indeß bedarf man seiner auf dem Ofenbette ja nicht so sonderlich. Zwei Schäfte füllten noch die Ecken der Stube aus und beherbergten, neben der in Engadin üblichen Hausbibliothek, einer Bibel und einem Gesangbuche, noch einige andere Bücher aus dem abgewichenen Jahrhundert. Eine große Wälderuhr und eine mächtige Schiefertafel vollendeten wohl so ziemlich die sichtbaren Zimmergeräthschaften und trugen auch ihrerseits, neben dem reinen sandbestreuten Boden, dazu bei, den Eindruck dieser alterthümlichen Gaststube zu einem sehr heiteren und freundlichen zu gestalten. Und diesen verwischte nicht im mindesten das einfache aber trefflich gekochte Mittagessen von Reis und Schafffleisch, das für die im Heuet beschäftigte Familie eben gerüstet ward und zu welchem ich als willkommener Gast gerade rechtzeitig mich mit hinsetzen konnte. Besonders aber gewann ich die Gunst der betagten Wirthin, der die Besorgung des Hauses oblag, als ich ihr das wirklich ausgezeichnete Bier pries; hatte sie es doch von ihrem eigenen Sohne aus dem Bergell bezogen!

Mit dem Versprechen, Abends nochmals an dem kindlichen Nektar mich zu erlaben, nahm ich Abschied von der braven Frau, den grasbewachsenen Weg zwischen den Steinmauern nach dem Lerchengehölze einschlagend, welches das Ferthal vom Hauptthale zunächst abschließt.

Das Val di Fer öffnet sich von Norden her; gegen Mittag ist es mit ungeheuern Gletschern und Eisfeldern verschlossen, die sich einige Stunden ostwärts gegen den Bernina erstrecken. Ein wilder Bach, der aus dem Gletscher stürzt durchfließt das ganze, etwa zwei Stunden lange Thal, dessen Windung folgend, und fällt in den Silvaplanersee.

Das milde Santa Maria, gerade am Thaleingange gelegen, wird von dieses Baches Ungestüm oft mit Unheil heimgesucht. Erst hinter dem bergigen Lerchengehölze öffnet sich das Thälchen. Wie von der Welt abgeschieden liegt es da, macht aber doch auf den ersten Blick einen unbedingt freundlichen Eindruck. Es unterscheidet sich in dieser Beziehung von den übrigen Bündner-Hochthälern, in denen nirgend zu beiden Seiten grasreiche Waiden so hoch hinanzusteigen und mit ihrem zarten und frischen Grün den wilden Charakter der einschließenden Berge wesentlich mildern. Die Häuser darin liegen nicht zu einem Dorfe versammelt, sondern gruppweise durch's ganze Thal verstreut, das Kirchlein ungefähr in der Mitte. Sie gewähren einen malerischen Anblick mit ihren breiten flachen Dächern und den aus Feldsteinen aufgebauten, bloß mit Mörtel verbundenen, aber nicht auch beworfnen, Wänden. Wie diese Mauern, so besteht das Dach nur aus breitern Glimmenschiefern und da die meisten derselben röthlich und rothbraun, so gleichen sie in einiger Entfernung täuschend verwitterten Ziegeln. Auch hier, wie überall, die schießschartenartigen, aus vier schief zusammenlaufenden Steinplatten gebil-

Digitized by Google

deten, Fenster, die der eindringenden Kälte einen möglichst kleinen Raum gestatten wollen.

Das Thal heißt mit Recht das heureiche und gerade jetzt rechtfertigte es diesen Ruhm auf's glänzendste, denn überall thürmten sich, einer am andern, die Heuhaufen, waren die sämmtlichen Thalbewohner vollauf mit Aufschütteln, Zusammenrechen, Häufen und Einheimsen des köstlichen Futters beschäftigt, zog sich durch das ganze Thal das Aroma des kräftigen Bergheus. Es klang ordentlich, dieses Heu, so dürr war es, und man mußte seine Freude daran haben, hier einen kräftigen Mann zu sehen, der ein gewaltiges Bündel, das ihn fast verdeckte, auf Schultern und Nacken die steile Halde zur Scheune hinauftrug, dort, wo es weniger steil, Stiere, die einen kleinen beladenen Heuwagen wegzogen. Die Männer tragen das Heu zunächst in pyramidalen, aus Stäben weit geflochtenen Tragkörben, ähnlich denen worin hie und da die Bäcker das Brod zu vertragen pflegen. Bei den Thieren hingegen stecken die Hörner in dem Joche drin und die Wagenländer ebenso wieder in Löchern desselben, über die Stirne ist ein Schaf- oder Ziegenfell gebreitet, was den Stieren ein fast wildes, büffelartiges Aussehen verleiht.

Die Bewohner von Val di Fer sprechen sämmtlich das Romanische. Es ist dieses überhaupt die Sprache des Engadins, obwohl in Maloggia, z. B. italienisch vorherrscht. Inzwischen verstehen die meisten, namentlich jüngeren Bewohner nebenzu auch das Deutsche und sprechen es selbst leidlich, da es jetzt überall in den Schulen gelehrt wird. Es gibt aber auch Arbeiter und Einsaßen aus dem Bergell, Veltlin, aus Italien und ebenso Deutsche, so daß man beim Anreden eines Einzelnen gleichsam immer erst eine Probe anstellen muß, mit wem eigentlich sprachlich man es zu thun habe. Im abgeschiedenen Fetschthale ist das Romanische, „Ladin", wie es die Leute selber nennen, noch weit vorwiegender und gar Viele verstehen keine andere Sprache. Da ist dann allerdings schwer sich verständlich zu machen und noch schwerer zu verstehen. Eine Frau, die ich gerade vor einer der ersten Wohnungen anredete, verstand außer dem Romanischen nur italienisch, sie stammte eben aus dem Bergell. Hinten im Thale dagegen wohnt eine deutsche Familie, seit 18 Jahren hier angesiedelt, die unter sich noch deutsch spricht, mitten in der romanischen Welt, jedoch bereits mit starkem fremdem Accent. Sie stammt von Avers am Julier. Diese Familie ist ziemlich zahlreich, aus mehreren erwachsenen Söhnen und Töchtern bestehend, die alle, auch für einen Fremden, als Geschwister erkenntlich sind. Der 25jährige Mann den ich sprach war kräftig, schlank, stark blond, den deutschen Ursprung bewahrend, seinen schwärzern Thalgenossen gegenüber. Die Tracht der Leute ist kaum eine auszeichnende, die der Männer vollends nicht, denn die kurzen Hosen, die rothen Westen, denen ich zur Seltenheit begegnete, gehörten wohl eher Taglöhnern aus dem Veltlin und Tirol zu als Einheimischen. Die Weiber, meist groß und schlank, tragen Mieder und Rock von dem bündnerischen Schwarzblau, etwas weite Hemdärmel und, der Tirolertracht sich nähernd, vom Ellbogen zum Handknöchel eine Art gestrickter Strümpfe, sowie runde Mannshüte mit einem breiten Sammetbande oder einer Troddel.

Der Krümmung des Thales nachgehend näherte ich mich immer mehr auch den mächtigen Eismassen die sein Ende abschließen. Dabei entfernte ich mich selten weit von dem Ufer des wilden weißgelblichen Fetschbaches, der durch die Stille der sanften sonnigen Matten die gewaltige Stimme des Hochgebirgs rauschen und brausen ließ. Die letzten Wohnungen lagen schon hinter mir, die üppigen Matten hatten sich in ein Moor verwandelt, das mit Vorsicht zu umgehen war, verschiedene Gruben deuteten darauf, daß hier Torf gestochen werde. Ein besonderer Hügelwall erhebt sich und trennt den höchstgelegenen Hintergrund des Thales, das Gletschergebiet mit seiner Rauheit und Unfruchtbarkeit, von dem voran liegenden milden und gesegneten Theile. Und allerdings, ist diese Terrasse erstiegen, so geht der bisherige Charakter des Thales verloren,

Digitized by Google

es ist keine Täuschung mehr möglich darüber, daß man mitten in einem bündnerischen Hochthale stehe. Groß und kleine Felsstücke, mit ihrem Glimmer wie Silber in der Sonne funkelnd, liegen schon in nächster Nähe, die seitlich anschließenden Berge sind rauh und nur hie und da mit etwas Waide und Alpenkräutern bewachsen, vor allem aber der Vordergrund bis an den Gletscher hin öde und wüste, mit grauem Sand und Kies, Steingerölle und Trümmern überschwemmt, am reichsten dem weitgerissenen Bette des wilden Fetschbaches entlang, vor dessen Ungestüm kein fröhliches Wachsthum mehr Wurzel fassen mag.

Um so großartiger und mächtiger dafür öffnet sich die Eiswelt selber. Von einer Anhöhe, auf der ein kleines seichtes Wasser mit Binseninseln, läßt sich der Gletscher wohl am besten überblicken. Die Entfernung von ihm mag kaum noch eine kleine halbe Stunde betragen. Ein Halbkreis von Schneefeldern und Eiszacken schließt das Thal ab. In der Mitte steigt der graue Ausläufer des Gletschers concav auf die Thalsohle hinunter, in der Höhe ein steiles Schneefeld mit zahlreichen Streifen bildend, ähnlich den Furchen und Geleisen einer Schlittbahn. Und als wäre solche zu häufig befahren worden, so mehren sich auch nach unten die aufgewühlten Steine, der graue schmutzige Grund; freilich was hier in der Entfernung ein faustgroßer Kiesel zu sein scheint, erweiset sich in der Nähe als ein Felsblock, das braune Geleise wird zum Schutthaufen der Moräne, die in ihrer leichten Biegung den Weg der oberen Firnmassen nach der Tiefe hinunter bezeichnet. Zu beiden Seiten dieses Hauptstockes erheben sich unmittelbar über Felslagern schroff und kühn die Eispyramiden und Nadeln zweier Nebengletscher. Wild durcheinander geworfen starren diese Zacken bald senkrecht, bald schief, ja überhängend, als sollten sie jeden Augenblick, über den Abhang gedrängt, in die Tiefe stürzen. Das schönste Lasurblau mit all seinen Schattirungen füllte die Winkel und Zwischenräume und Spalten dieser Eiszacken. Ein schwarzes starres Felshorn steigt da und dort aus blendender Schneefläche, leichtes, weißglänzendes Gewölke streift darüber weg und scheint mit dem Schnee zu verschmelzen und so Erde und Himmel zu verbinden. Nichts Schöneres aber, als wenn der Gletscher eine Weile im Schatten gelegen, und mit einmal tritt die Sonne wieder hervor und bestrahlt ihn: auch das düsterste Gemüth muß durch diesen Lichtwechsel unwillkürlich erhellt werden.

Erst gegen Abend schlug ich wieder den Rückweg ein durch die milden und fruchtbaren Regionen des Thales und an den, bei ihrem Heu noch unermüdlich fleißigen Feranern vorbei. Die tiefere wärmere Beleuchtung des Abends trat nun noch zu dem hier einheimischen Frieden und zu der angebornen Stille des abgelegenen Erdwinkelchens. Heiter und sanft glühten in grünem Golde die bewaideten Berghänge zu beiden Seiten, im Thale selbst lag der Heuduft jetzt noch stärker, die frisch gemähten Wiesen sahen hell und freudig drein, der Bach rauschte lebendig, Menschen und Thiere regten sich in gesteigertem Eifer, so viel möglich von der köstlichen Ernte des Tages noch einzubringen. Ich meinte aus irgend einem Seitenthale der Urschweiz gegen den Vierwaldstätterse hinaus zu treten, vervollständigte doch ein gegenüberstehender Berg in seiner Aehnlichkeit mit dem Urirothstock noch vollends das Scheinbild. Und so eilte ich nicht nur in der nackten Vorstellung, nein, auch in der lieblichsten äußerlichen Vergegenwärtigung den Paar Tagen voran, welche in Wirklichkeit jenem heiteren Gestade mich zuführen sollten, dort nach längerer Trennung mit den Meinen wieder zusammen zu treffen.

Digitized by Google

Vom Colibri.

Von G. Hartwig.

Um den schillernden Colibri, den zierlichsten und anmuthigsten aller Vögel, würdig zu malen, müßte man den Pinsel eines Raphael in die verklärte Feuchtigkeit des Regenbogens oder in die magischen Tinten des Abendroths tauchen. Durchlaufe die ganze Reihe der geschaffenen Wesen; nenne mir unter den Bewohnern des Oceans und der Erde alles was an Schönheit glänzt, und keines wird an Farbenpracht und Eleganz der Form diesem Lieblinge der Natur, diesem ätherischen Geschöpfe gleich kommen, welches stets in einem Meer von Wohlgerüchen schwelgend, nur selten die niedrige Erde mit eiligem Fuße berührt!

Still bewunderst du den tiefen Kelch einer glühenden Bignonie; da schwebt wie ein Blitzstrahl ein Topas darüber hin, und ehe noch dein Auge die Formen des fliegenden Edelsteins hat fassen können, zittert und flimmert er schon gedankenschnell auf einer andern Blüthe. Hier sind es Amethysten und Rubine, dort Saphire und Goldtropfen, bis sich endlich alle Funken zum reizendsten Kranze vereinigen, um plötzlich wieder, wie eine sich lösende Brillantenschnur aus einander zu fallen.

So schwebt, oder schießt, auf Feenflügeln getragen, der Colibri von Blume zu Blume, doch nicht wie die Biene, um sie ihres Nectars zu berauben, sondern dem sorgsamen Kunstgärtner gleich, der über eine Lieblingspflanze wacht, um sie von allen inneren Feinden zu befreien, welche das zarte Gewebe ihrer Blüthenblätter beschädigen könnten.

Einen forschenden Blick in die Tiefe der Corolle werfend, scheint er ein lebender Fächer, durch die wunderbar schnellen Schläge seiner Flügel ihr Erfrischung zuzuwehen, während zugleich deren sanftes Schwirren das Insect betäubt, welches den Honig auf dem Grunde der Blume weidet. Plötzlich taucht er seinen langen Schnabel tief hinein; und seine weiche, gespaltene, klebrige Zunge verlängert sich, um den Käfer zu berühren und ihn widerstandslos dem zarten Kehlchen zuzuführen. Das Ganze ist das Werk eines Augenblicks und wie ein Blitzstrahl fliegt er einer andern Blume zu.

Die heiße Zone ist die eigentliche Heimath des Colibris, doch im Sommer wandert er mit der Sonne hoch nach Norden oder Süden hinauf. So sieht man ihn als flüchtigen Besucher an den canadischen Seen und an Alsaschka's südlichem Gestade, in Patagonien und sogar im Feuerland, dort das Gebiet der Wallrosse, hier die Region der Pinguins berührend; weiter rückend mit den schönen Tagen, doch sorgsam sich zurückziehend beim ersten Herannahen des Herbstes.

Glücklicher Vogel! dessen Leben ein nie endender Sommer, der zum Genuß geboren, die Erde nur als einen ewigen Blumengarten kennt.

Das Nest des Colibris ist zart und niedlich wie sein Erbauer — eine kleine Kapsel, äußerlich aus grauen Flechten bestehend, um nicht in die Augen zu fallen, innerlich mit weicher Baumwolle oder seidenartigen Fasern gefüttert. Das Ganze hängt an dem Aestchen einer Schlingpflanze, an einem Blatte, oft sogar an einem Halme des Strohdachs, welcher die niedrige Hütte des Indianers bedeckt. In diese luftige Wiege legt das Weibchen zwei weiße Eier, wie Erbsen, aus welchen nach wöllftägigem beständigem Brüten, zwei Vögelchen hervorkriechen, etwa von der Größe einer gewöhnlichen Fliege, nackt, blind und schwach, so daß sie kaum den Schnabel emporheben können, um das Futter zu empfangen; aber wie sorgsam werden sie von den Eltern gepflegt!

Wer schildert die Angst der Mutter und des Vaters, wenn du dich zum Betrachten des lieblichen Haushalts über das Nestchen hinneigst. Mit unruhigem Fluge streifen sie an deinem Gesichte vorbei; steigen und fallen von einem Aste

Digitized by Google

zum andern, schweben rechts und links; du siehst ihnen die Herzensbangigkeit an, womit sie abwarten, was aus dem zudringlichen Besuche wohl werden möge. Doch welche Freude, wenn sie sich endlich überzeugt haben, daß nur harmlose Neugierde dich herbeigeführt! So zittert eine Mutter am Krankenbette eines geliebten Sohnes; so groß ist ihr Entzücken, wenn der Arzt ihr ankündigt, daß die gefährliche Krisis vorüber und das theure Leben gerettet sei.

Rührend ist die zarte Sorge, die das Männchen während der Brütezeit seiner lieblichen Gefährtin erweist, der Muth, womit er sie vertheidigt, damit ja nichts ihre Ruhe auf dem Neste störe. Sein gold- und purpurschuppiges Brustschild streubend, schwebt er, mit einem Flügel rudernd, um sie herum, wirft sich dann auf eine Blume, beladet seinen Schnabel mit Beute und kehrt zu seiner Freundin zurück. Nimmt sie die Gabe an, so drücken alle seine Bewegungen Glückseligkeit und Freude aus und während sie die dargebrachten Erfrischungen genießt, weht er ihr mit den Seraphsflügeln Kühlung und Wohlgerüche zu. Naht sich ein dreister Fliegenfänger oder sogar ein Bem te veo, so nimmt er keinen Augenblick Anstand, es mit ihm aufzunehmen, der Muth des kleinen Helden verzehnfacht seine Kräfte, die Raschheit seiner Angriffe übertäubt den Feind und jagt ihn in die Flucht. Stolz kehrt dann der Sieger zurück und schlägt fröhlich mit seinen schwirrenden Flügeln.

Doch wo wäre vollkommene Seligkeit auf Erden, wo wäre das Leben zu finden, welches das Unglück nicht lauernd umschliche.

Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener
Aber noch keiner hat es verschont.

So tritt denn auch nicht selten die Klage und die Verzweiflung des Trauerspiels mitten in die sanfte Ruhe der lieblichen Colibri-Idylle, und der wilde Sturm der Vernichtung zerreißt die eben noch von milden Zephyrn angefächelten Blüthen jenes holden Familienlebens. Ein furchtbares Ungeheuer, die enorme Buschspinne mit ihren reichbehaarten Beinen, baut nämlich nur zu oft ihre röhrenförmige Wohnung in der Nähe und lauert, Böses in der finsteren Seele brütend, auf den Augenblick, wo die unschuldigen Vögelchen dem Ei entkriechen. Dann überfällt sie das Nest mit plötzlichem Angriff und saugt ihnen gierig das Herzblut aus. Armer Colibri, gegen diesen Feind hilft dir nicht die Verzweiflung des beraubten Vaters, nicht dein ritterlicher Muth, denn suchst du die Deinigen zu rächen, so theilst du nur ihr Loos. Wenn der schwarze Unhold dein Prachtgefieder umstrickt, glaubt man einen Engel des Lichts im ungleichen Kampfe mit einem höllischen Dämon erliegen zu sehen.

Zahlreiche Geschlechter, zahlreiche Arten des Colibris bewohnen das tropische Amerika, einige lassen sich von Menschen in der Nähe bewundern und fliegen sogar in die mit Blumen geschmückten Zimmer herein, während andere sich in den Einsamkeiten des Urwaldes verbergen. Zu letzteren gehört der wunderbare in Gold, Purpur, Grün und schwarzem Sammt schimmernde, brasilische Beja-flor oder Blumenküsser. Dieser hält sich am liebsten unter dem dichten Schatten des Matévirgem auf, zwischen Granitfelsen, durch welche der schäumende Waldbach sich mühsam windet. Die ewige Frische begünstigt hier den Wachsthum einer Menge von Parasiten oder sich schlingenden Schmarotzerpflanzen. Vanillen, Amaryllen und Tillandsien schlingen sich wetteifernd um denselben Zweig oder überziehen die grauen Steinblöcke, und vermischen sich mit duftenden Aroideen und Scolopendrien. In einem solchen Zauberhaine wohnt nun der Beja-flor. Schwer ist es ihm nahe zu kommen, er flieht mit einem lauten, klagenden Geschrei; und im Zorn oder im Kampf sieht man ihn den glühenden Purpur seines Gabelschwanzes ausbreiten.

Was gäbe man nicht in Europa darum, wenn Colibris wie Canarienvögel

Digitized by Google

sich im Käfigen ziehen ließen; aber diese „Haare der Sonne", wie die alten Peruvianer sie poetisch nannten, vertragen den Kerker nicht, und sterben, wenn man sie der ewigen Bewegung, jenes Bedürfnisses ihrer ätherischen Natur, beraubt. Mit großer Mühe kann man sie einige Monate am Leben erhalten, indem man sie mit einem feinen Teig aus Zwieback, spanischem Wein und Honig ernährt. Vergebens sind alle Versuche gewesen, sie lebend nach unserem Welttheil hinüberzubringen. Der Ornitholog (Vogelkenner) Lotham erzählt, daß ein junger Mann den Zweig abschnitt, auf welchem ein Colibriweibchen brütete und ihn mit auf's Schiff nach England brachte. Die Mutter ward bald zahm und nahm die Nahrung an, die man ihr darbot. Während der Passage fuhr sie fort zu brüten, starb aber als die Jungen ausgekrochen waren. Diese kamen lebend an, und widerstanden zwei Monate lang dem englischen Klima. Sie waren so zahm geworden, daß sie ihre Nahrung auf den Lippen ihrer schönen Herrin suchten. Ein hübsches Bild für einen Dichter!

Will man Colibris fangen, so tödtet man sie nicht mit mörderischem Blei, sondern bedient sich einer, um den Federschmuck möglichst zu schonen, mit Wasser gefüllten Spritze oder auch wohl eines Schmetterlingsnetzes.

Vom Wetter.

Von Pfarrer F. H. Snell.

Die Zeit ist hoffentlich vorüber, wo man es in guter Gesellschaft für langweilig und unanständig hielt, vom Wetter zu reden. Denn daß man z. B. Stadtklatschereien für wichtiger und interessanter hielt, als das Wetter, von welchem doch unser Wohl und Wehe, Krankheit und Gesundheit, heitere und trübe Gemüthsstimmung, das Gerathen oder Mißrathen unserer Nahrungsmittel ꝛc. so häufig abhängt, das war ein trauriger Beweis, wie sehr wir den Natur entfremdet waren, wie schmählich wir unsere liebevolle Mutter vergessen hatten! Es ist Zeit, daß wir den Naturſinn wieder in uns beleben.

Wie wundervoll zeigt sich die Fürsorge des Herrn der Natur in dem Witterungswechsel, ohne den weder Thier noch Pflanze leben könnte! Und wie hoch hinausgerückt über alle menschlichen Eingriffe steht der Witterungswechsel da in seinem regelmäßigen, aber vielfach noch unverstandenen Gange! Der menschliche Unverstand kann viel verderben in und an der Natur: er kann die nützlichen Vögel vertilgen — und thut's! — daß Raupen, Mäuse und anderes Ungeziefer überhand nehmen; kann die Wälder in ganzen Ländern ausrotten — und thut's! — daß die Regengüsse von den entwaldeten Bergen ungehemmt hinabstürzen und Stadt und Land überfluthen; aber „das Wetter" kann der Mensch nicht „verderben", wenn er auch noch so viele Eselsstreiche*) macht. Das Wetter geht in seinem ruhigen, gesetzmäßigen Gange über den Thorheiten der Menschen hin! Mag daher auch eine Unterhaltung über das Wetter in mancher anderen Gesellschaft noch immer verpönt sein, die Lesergesellschaft der „Maje" glaube ich nicht zu beleidigen, wenn ich einmal dieses Thema auf's Tapet bringe.

Wenn wir aber das Wetter studiren wollen, so müssen wir auf dreierlei achten, auf die Windfahne, auf das Barometer und auf das Thermometer.

---

*) Ein Sprichwort sagt nämlich: „Wenn die Esel geilern (d. h. schreiend mit einander Possen treiben), so „verderben sie das Wetter."

Digitized by Google

1. Die Windfahne.

Der Wind ist bekanntlich die Bewegung der Luft, wie sich dieselbe draußen im Freien im Großen und Ganzen zeigt. Von verschiedenen Winden redet man, wenn man diese Luftbewegung nach ihrer verschiedenen Richtung in's Auge faßt. Es herrscht fast immer Wind, eine vollkommene Windstille findet, wenigstens in unseren Gegenden (Deutschland), niemals statt. Woher diese immerwährende Luftbewegung? Was ist die Ursache des Windes? Die Hauptursache ist nichts Anderes, als die verschiedene Temperatur, welche die Luft in verschiedenen Gegenden der Erde hat. Die Wärme nämlich dehnt die Luft (wie alle Körper) aus, macht sie dünner und leichter, die Kälte zieht sie zusammen, macht sie dichter und schwerer. Und zwar findet diese Veränderung bei der Luft, weil dieselbe elastisch flüssig ist, in einem sehr hohen Grade statt, d. h. in weit höherem Grade, als bei den meisten anderen Körpern. Weil aber eben die Luft ein elastisch flüssiger Körper ist, und somit die ganze, rings um die Erde verbreitete, Luftmasse gleichsam ein großes zusammenhängendes Meer (die Atmosphäre bildet: so suchen sich die verschiedenen Theile dieses Luftmeeres, sobald sie verschiedene Dichtigkeit und Schwere besitzen, sofort in's Gleichgewicht zu setzen, d. h. aus den dichteren (kälteren) Theilen der Atmosphäre fließt die Luft nach denjenigen Gegenden hin, wo sich eine dünnere (wärmere) Luft befindet. Dieses Abfließen der Luft eben ist der Wind.

Das die Erde umgebende Luftmeer hat aber niemals eine überall gleiche Temperatur, weil die Sonne, von welcher die Wärme herrührt, eine verschiedene Stellung zu den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche hat. Unter dem Aequator ist die Luft in Folge der senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen sehr warm, um die Pole in Folge der sehr schief auffallenden oder ganz fehlenden Sonnenstrahlen sehr kalt. Wir Bewohner der nördlichen Erdhälfte haben übrigens nur den Nordpol in's Auge zu fassen. Die Kälte, welche um den Nordpol herrscht, hat man auf ungefähr — 48° R. berechnet, die Wärme unter dem Aequator aber erreicht oft eine Höhe von nicht viel wenigeren Graden. Ein solch' ungeheurer Unterschied findet zwischen den verschiedenen Theilen des Luftmeeres statt! Da nun dieser Unterschied niemals ausgeglichen werden kann, indem die von dem Nordpol nach dem Aequator strömende Luft dort sofort wieder erwärmt und die vom Aequator nach dem Nordpol abfließende hier alsbald erkältet wird, so kann diese Luftbewegung niemals aufhören, es muß immer Wind wehen.

Fassen wir nun diese Bewegung der Atmosphäre etwas näher in's Auge. Der von Norden kommende Luftstrom, der sogenannte Polarstrom, muß, so sollte man denken, als der kältere und schwerere unterher, der von Süden kommende, der sogenannte Aequatorialstrom, muß als der wärmere und leichtere obenher gehen. Es müßte hiernach in den untern Luftschichten stets Nord-, in den oberen stets Südwind herrschen. Allein so ist es nicht! Denn der Polarstrom wird, je weiter er gegen Süden vorrückt, desto mehr von der Sonne erwärmt, der Aequatorialstrom umgekehrt immer mehr erkältet, je weiter er in den höheren Luftregionen, wo ohnehin die Sonnenstrahlen keine Gewalt haben, vorschreitet. Dadurch kann es dahin kommen, daß beide die Stelle wechseln, daß der Polarstrom sich hebt, der Aequatorialstrom sich senkt, oder auch daß beide neben einander hergehen.

Ferner ist dabei noch ein wichtiger Umstand zu beachten, wodurch die nördliche und südliche Richtung der Luftströme nach West und Ost abgelenkt wird. Es ist dies die Achsendrehung der Erde. Diese bewirkt, daß die Erdoberfläche und somit auch das Luftmeer unter dem Aequator eine weit schnellere Drehbewegung hat, als gegen die Pole hin. Wenn nun der Aequatorialstrom gegen Norden vorschreitet, so behält er die rasche östliche Bewegung, die er unter dem Aequator hatte, bei, weil die Luft der Erdoberfläche nicht fest anhaftet; es verwandelt sich also der Süd- allmälig in Südwest- und zuletzt in Westwind,

Digitized by Google

und ist doch nichts anderes, als der Aequatorialstrom. Die Luftschichten um die Pole haben umgekehrt eine sehr geringe Drehbewegung. Der Polarstrom muß also, je weiter er gegen den Aequator fortschreitet, desto mehr hinter der östlichen, durch die Achsendrehung bewirkten Fortbewegung der Erdoberfläche zurückbleiben. Der Nordwind muß in Nordost- und Ostwind übergehen.

Daher kommt es, daß verhältnißmäßig bei uns selten genauer Nord- oder Südwind herrscht, und zwar ist dies nur dann der Fall, wenn die gegen den Aequator oder den Nordpol gehende Luftbewegung gerade in dem Erdstriche, wo wir wohnen, ihren Anfang nimmt.

Endlich gibt es noch mancherlei andere Verhältnisse, welche auf die Luftströmungen in Europa einen bestimmenden Einfluß äußern. Es gehört hierher unter Anderem: die Lage der Meere, welche die warme Luft schneller abkühlen, die Abgrenzung der Küsten, der Zug der Gebirge, die Nähe der großen afrikanischen Wüste Sahara, deren nackter Sand die Luft ungewöhnlich stark erwärmt, das mehr oder minder weit südlich vorrückende Eis des Polarmeeres u. s. w. Diese Verhältnisse sind aber so verwickelt, daß es bis jetzt der Wetterkunde (Meteorologie) noch nicht entfernt gelungen ist, die dadurch bedingten Gesetze der Winddrehung zu erkennen.

Wir müssen uns bis jetzt damit begnügen, das Drehungsgesetz des Windes in Bausch und Bogen aus der Wechselwirkung zwischen Pol und Aequator zu erklären und müssen uns dabei beruhigen, zu wissen, daß der Aequatorial- und Polarstrom mit einander abwechseln. Es geht demnach in der Regel der Wind von Süd durch Südwest nach West und von Nord durch Nordost nach Ost, wie dies oben erläutert worden ist. Der Nordwest- und Südostwind ist zu erklären aus einer Vereinigung der beiden neben einander herlaufenden großen Luftströmungen, bildet also die Diagonale zwischen dem Polar- und Aequatorialstrom nach dem Gesetze von dem Parallelogramm der Kräfte. Mit anderen Worten, die beiden genannten Windrichtungen bilden den Uebergang von dem Aequatorial- zu dem Polarstrom und umgekehrt.

Dieses allgemeine Gesetz, nach welchem der Wind sich von Süd nach West u. s. w. dreht, — das Einzige, was bis jetzt über den Windwechsel erkannt ist, — wurde von dem berühmten Wetterbeobachter (Meteorologen) Dove in Berlin entdeckt und wird deßwegen das Dove'sche Winddrehungsgesetz genannt.

Es finden jedoch, was Dove sehr wohl wußte, in Folge der bereits erwähnten mannichfaltigen Einwirkungen auf die Winde, häufige Ausnahmen von jenem Gesetze statt. Der Wind springt z. B. von West oft auf Südwest und Süd zurück und macht erst nach längeren Schwankungen seine Drehung durch Nordwest nach Nord u. s. w. Bisweilen macht derselbe sogar eine vollständige Umdrehung gerade in der dem Dove'schen Gesetze entgegengesetzten Richtung z. B. von Ost durch Nord nach West und Südwest. Es sind dies jedoch immer nur Ausnahmen von der Regel.

Auf den Wind zu achten, ist für den Wetterbeobachter vor Allem nothwendig; denn von dem Wind hängt die Witterung hauptsächlich ab. Der Aequatorialstrom nämlich bringt Regen, weil er über weite Meere herkommt und die aus denselben aufsteigenden Wasserdünste mit sich führt; der Polarstrom bringt helles Wetter, weil er über ausgedehnte Länderstrecken herweht und deßhalb trocken ist. Man beobachtet aber den Wind gewöhnlich an der Windfahne, und es ist dieß, was die unteren Luftschichten betrifft, ganz gut, wenn sich die Windfahne auf einer freien Höhe oder auf einer ausgedehnten Ebene befindet. In Thälern oder zur Seite von Bergen dagegen fängt oder bricht sich der Wind, wodurch seine wahre Richtung geändert wird. Die beste Wetterfahne sind deßhalb die Wolken. Man beobachtet den Zug derselben an einem feststehenden Gegenstande (der aber nicht zu nahe am Auge sich befinden darf), mit welchem man ihr Vorrücken vergleicht, z. B. an dem Gipfelzweig eines Baumes, unter welchem man steht, oder vom Zimmer aus an einem Kiecks, der sich auf einer

Digitized by Google

Fensterscheibe befindet u. s. w. Es erfordert dies jedoch einige Uebung, zumal wenn die Wolken sehr langsam oder gegen einander ziehen.

Das Letztere ist aber sehr häufig der Fall. Ueberhaupt pflegt in verschiedener Höhe auch eine verschiedene Windrichtung zu herrschen. Um diese zu erforschen, ist die Windfahne ohnehin völlig ungeeignet, und doch ist dies zur Beurtheilung der jeweiligen Witterungsverhältnisse oft ganz unerläßlich. Wir wollen hierfür einen Witterungsgang, welcher häufig vorkommt als Beispiel anführen. Der Ost- (oder Nordost-) Wind nimmt nicht selten die Wendung, daß er, dem Dove'schen Drehungsgesetz entgegen, bis Nord und sogar Nordwest zurückgeht. Ist er da angelangt, dann geht oft in der tiefsten Luftschichte, d. h. unterhalb der Wolken die Winddrehung noch weiter bis West und manchmal sogar bis Südwest rückwärts. Wollte man daraus und aus der Bewölkung, die sich in einem solchen Fall meistens bildet, schon ohne Weiteres auf Regen schließen, so würde man sehr oft irren. Denn wenn man den Wolkenzug beobachtet, so sieht man häufig, daß in den höheren Regionen fortwährend Nord oder wenigstens Nordwest, noch höher aufwärts sogar oft Nordost herrscht. So lange dies der Fall, ist nicht an ernstlichen Regen zu denken, und die eingetretene Bewölkung endigt auch bei diesem Witterungsgange in der Regel nicht mit Regen, sondern mit vollständiger Wiederaufhellung des Himmels, indem auch die unterste Luftströmung nach einigen Tagen von West (oder Südwest) wieder nach Norden vorwärts geht. Regen ist nur dann zu erwarten, wenn auch in den höheren Regionen der Aequatorialstrom allmälig durchdringt.

Dieses Beispiel mag lehren, wie wenig erst gewonnen ist, wenn man nur allein die ganz unten herrschende Windrichtung beobachtet (und aufschreibt, wie viele Meteorologen leider gewöhnlich nur thun!) und wenn man gar solche Beobachtungen noch vermittelst einer etwa in einem Thale befindlichen Windfahne anstellt, so haben dieselben, obgleich viele meteorologischen Werke mit solchen Beobachtungen prangen, nicht den mindesten Werth. Man muß sich an einem solchen ungünstig gelegenen Beobachtungsorte wenigstens auf eine freie Anhöhe begeben, wenn man die Windrichtung der untersten Luftschichte (in welcher sich keine Wolken befinden) genau erforschen will.

Um aber nun genauer angeben zu können, wie man in dem Wolkenzuge die Richtung der verschiedenen über einander hergehenden Luftströmungen zu erkennen vermag, müssen wir vorerst einmal die Natur der Wolken selbst und deren verschiedene Arten näher betrachten.

Die Wolken bestehen bekanntlich aus Wasser. So lange aber das Wasser völlig aufgelöst oder in der Form von Wasserdampf in der Luft schwebt, ist dasselbe unsichtbar. Sichtbare Wolken entstehen erst, wenn die Wasserdämpfe sich verdichten, indem sie dann frei schwebende Wasserbläschen oder (bei niedriger Temperatur) Eis- und Schneekrystalle bilden.

Es gibt aber drei Hauptarten von Wolken. Die Federwolken (Cirrus, Schäfchen, Lämmchen) sind feine, dünne, gekräuselte oder streifenförmige Wölkchen von weißer Farbe. Die Haufenwolken (Cumulus, Gewitterwolken) sind große geballte und scharf abgegrenzte, oft wie Gebirge aufsteigende Wolken von grauweißer oder noch dunklerer Farbe, aber meist mit weißen Rändern versehen. Die Schichtwolken (Stratus, Regenwolken) endlich sind solche Wolken, welche sich in großen, nicht scharf abgegrenzten, Längsschichten über dem Horizont ausdehnen und zuletzt, wenn sie in ihrer Bildung fortschreiten, den ganzen Himmel bedecken; ihre Farbe ist grau oder noch dunkler.

Diese drei Arten von Wolken nehmen in der Atmosphäre eine verschiedene Höhe ein, nach der Reihenfolge, wie wir sie aufgezählt haben, so daß die Federwolken zuoberst, die Schichtwolken zuunterst kommen. Die Höhe der ersteren beträgt nach der Berechnung des berühmten Meteorologen Kämtz gegen eine Meile; sie bestehen daher wegen der dort herrschenden Kälte aus Eis-Krystallen (Nadeln), und bewegen sich sehr langsam, weil in der feinen, verdünnten Luft

Digitized by Google

keine starken Bewegungen mehr stattfinden können. Die beiden anderen Arten der Wolken gehen viel tiefer, die Schichtwolken oft nur ein paar tausend Fuß hoch, so daß sie die Gipfel der Berge verhüllen.

In den untersten Regionen der Luft gibt es keine Wolken, oder vielmehr wir nennen die daselbst vorkommenden Wolken Nebel; wohl aber hat diese Region oft ihren eigenen, von den höheren verschiedenen Wind.

Wir haben also vier verschiedene, unserer Beobachtung zugängliche, Luftregionen, in welchen auch (wiewohl dies nicht häufig der Fall ist) vier verschiedene Winde wehen können. (Was über die Federwolken hinaus vorgeht, davon gibt uns keine Erscheinung am Himmel Kunde.)

Diese verschiedenen Windrichtungen werden uns eben durch die Windfahnen des Himmels, die Wolken der verschiedenen Luftregionen, angezeigt. Und daraus lassen sich oft sichere Schlüsse auf die bevorstehende Witterung ziehen. Wenn z. B. in der untersten wolkenlosen Region Nordost, in der Schichtwolkenregion dagegen Südwest herrscht, so hat der erstere, so lange er sein Regiment nicht weiter ausdehnt, noch wenig zu bedeuten, und es kann Regenwetter sein und bleiben. Wenn dagegen nicht nur unten, sondern auch bis in die Federwolkenregion Nordost weht, so ist auf sehr festes, trockenes Wetter zu schließen.

Indessen die Wolken, diese vortrefflichste aller Windfahnen, lassen den Beobachter oft im Stiche. Und nicht allein bei vollkommen wolkenlosem Himmel ist dies der Fall, sondern auch dann, wenn der Himmel mit dichtem Nebel oder wenigstens mit einer unterschiedslosen grauen Schichtwolkendecke (wie oft bei Landregen) verhüllt ist. Und selbst wenn unterschiedene Wolken vorhanden sind, so sind dies doch oft nur Wolken von Einer Art, z. B. Haufenwolken, deren Bewegung uns über die in den übrigen Luftregionen herrschenden Windrichtungen im Dunkel läßt.

Wir müssen daher zu einem anderen Beobachtungsmittel unsere Zuflucht nehmen, um darüber zu aller Zeit, soweit dies überhaupt möglich ist, in's Reine zu kommen, weil hiervon das Urtheil über die bevorstehende Witterung hauptsächlich abhängt.

Dieses Beobachtungsinstrument ist das Barometer. Hierüber nächstens

---

Aus dem Leben des Großherzogs Carl Friedrich von Baden 1746—1811.

Aus einem demnächst erscheinenden Werke von W. O. v. Horn: Silberblicke.

I.

Es war im Jahre 1807 oder 1808, genauer weiß ich's leider nicht mehr, da ging an einem herrlichen Frühlingsmorgen, ganz frühe, ein alter Herr allein unter den Bäumen des Wäldchens spazieren, das sich von der südlichen Seite von Karlsruhe gegen das Oberland hin ausbreitet.

Er hatte ein gar wohlwollend Angesicht und mußte heute recht fröhlich erwacht sein oder gar innig gebetet haben, denn sein Auge sah gar heiter in die Welt hinaus.

Er war einfach, wenn auch fein gekleidet. Dunkle Hosen und Rock, eine weiße Weste und Halsbinde und ein einfacher Hut, das machte seine Bekleidung aus, und mit einem spanischen Rohrstocke schlug er die Steine und das Laub- und Holzwerk aus dem Wege. Er sah aus wie etwa ein Beamter von Karlsruhe oder ein Kaufmann und so.

Digitized by Google

Der alte Herr war schon eine ansehnliche Strecke auf dem grünen Waldboden hingeschritten, ohne daß ihm eine Menschenseele begegnet wäre, und das schien ihm ganz recht zu sein. Jetzt bog er in einen Weg ein und schritt rüstig weiter, obgleich er in hohen Jahren stand und ganz gewiß seine siebzig auf dem Nacken trug.

Plötzlich sah er auf, und vor ihm saß, an eine Eiche gelehnt, ein Mann. Er trug Kleider, Wamms und Hosen von leinen Tuch, das einmal blau gefärbt mochte gewesen sein. Ueber der Schulter hingen an einem Seilchen ein Zweispitz, ein Hammer und eine Kelle und ein altes Schurzfell.

Der Mann war noch jung, vielleicht kaum dreißig Jahre alt, und sah bleich aus. Daß er arm war, konnte man ihm auf den ersten Blick ansehen, wie auch, daß er ein Maurer war, der nach Karlsruhe auf Arbeit ging. Er aß ein Stück trockenes Brod und grüßte freundlich und höflich den alten Herrn.

Als der alte Herr dem Grüßenden dankte, sagte er: Schmeckt's? Ja wohl, entgegnete der Mann, dem Hungrigen schmeckt's immer! — Der alte Herr griff in die Tasche, zog einen seidenen Beutel, nahm ein Geldstück heraus, gab's dem Manne und sagte: Da trinkt auf meine Gesundheit ein gut Glas Bier zum Frühstück! Er steckte seinen Geldbeutel wieder ein und der Mann dankte herzlich für das Geschenk, denn für einen Kronenthaler konnte er schon ein Glas Bier trinken, aber sich auch bedanken.

Der alte Herr war rasch weiter gegangen; aber kaum war er im Wäldchen eine Strecke fortgeschritten, so rief's hinter ihm drein: Wartet einmal ein Wenig, Herr!

Der alte Herr blieb stehen und der Mann, den er eben erst beschenkt hatte, erreichte ihn bald.

Ihr habt da Euren Geldbeutel wohl neben die Tasche gesteckt, sagte er. Gehört hab' ich's nicht, als er fiel, aber als ich aufstand sah ich ihn liegen.

Freundlich blickte der alte Herr den Mann an und sagte: Ich danke Euch sehr! Aber nun hab' ich ihn verloren und Ihr habt ihn gefunden, da haben wir alle beide Theil daran. — Gott behüte, sagte der Maurer. Er gehört Euch, und eine ehrliche Menschenseele muß gefundenes Gut zurückgeben. Schon mein Vater hat mich als Kind das Sprüchlein gelehrt:

Schenken? — Schenken — nicht mehr geben;
Finden? — Finden — wieder geben!

Das kennt Ihr gewiß auch!

Euer Vater war ein braver Mann, sagte gar freundlich lachend der alte Herr, und ich merke, der Sohn ist nicht aus der Art geschlagen; aber von diesem Falle wußte er nichts. Ich halte dafür, daß wir wenigstens Halbpart machen.

Nein, nein, wiederholte der Maurer. Ihr seid ein spaßiger Herr, aber das ist nichts! Guten Morgen!

Er wendete sich um zu gehen.

Nun, so seid kein Narr, rief da in komischem Aerger der alte Herr, und bleibt einmal da; ich will etwas mit Euch reden.

Er nahm seinen Hut vom Kopfe, schüttete den Inhalt des Geldbeutels darauf, der zum großen Theile aus Gold bestand, theilte es in zwei Theile, that den einen Theil wieder in seinen Beutel, die andere Hälfte reichte er dem Maurer hin und sagte: da nehmt den Halbpart!

Der stand verlegen da, und kratzte sich hinter'm Ohr und sagte: Ach Herr, Ihr spaßt grausam mit einem armen Manne!

Wer sagt denn, daß ich spaße? rief der alte Herr. Nehmt's, es ist Euer! Ich kann's schon entbehren!

Da nahm's der Maurer und es traten Thränen in seine Augen. Tausend Dank und Gottes Lohn! rief er aus. Für den großen Thaler wollte ich Brod mitnehmen für meine Frau und meine fünf Kinder und nun bescheert mir Gott so viel Geld zum Häuschen!

Digitized by Google

Wie heißet Ihr denn? fragte der alte Herr.

Der Maurer nannte seinen Namen und Wohnort, ein Dorf nahe bei Karlsruhe. (Ich habe leider beide Namen vergessen!)

Geht's Euch denn übel? fragte der alte Herr theilnehmend.

Ach, guter Herr, hob der Maurer an, es ist eine harte Zeit. Meine Kartoffeln sind aufgegessen, und das Brod ist theuer, und sieben Menschen wollen doch alle Tage essen! Könnte meine liebe Frau noch arbeiten! Aber um Fastnacht ist mir mein Häuschen abgebrannt, und seitdem ist sie kränklich und schwach, weil's an guter Nahrung gebricht. Sie kam aus Schrecken zu frühe in die Wochen. Nun muß ich mit meinem Tagelohn Alle ernähren und den Hauszins zahlen. Da könnt Ihr denken, daß an Mangel kein Mangel ist! — Er horchte! — Ach, sagte er dann ängstlich, seid so gut und seht einmal nach Eurer Uhr, daß ich keine Zeit versäume!

Der alte Herr zog die Uhr und sagte: Es ist im Schlag sechs!

So muß ich eilends fort. Nun, Tausend Dank Euch. Gott Lohn's, Gott lohn's! Und mit diesen Worten lief er, was er laufen konnte, der Stadt zu, damit er nicht zu spät auf die Arbeit komme.

Der alte Herr stand noch lange auf derselben Stelle, schlug alle Steinchen mit dem Stocke aus dem Wege — dann kehrte er um nach der Stadt.

Nachmittags rollte ein Wagen gegen das Dorf, das der Maurer genannt hatte, und der edle Herr, der mit dem Maurer so seltsam Halbpart gemacht hatte, stieg aus dem Wagen aus und schritt auf das Dorf zu.

Dort fragte er nach dem Vogt, und als man ihm das Haus gezeigt, trat er frisch hinein. Der Vogt war ein reicher Bauersmann, der im Sorgsessel sein Mittagschläfchen hielt, als der Herr eintrat. Er rieb sich die Augen und fragte nach des Herrn Begehr mit aller Höflichkeit.

Hab' Euch gestört? sagte der alte Herr. Thut mir leid!

Ach! thut nichts, versetzte der Bauer: ich bin müde vom Ackern gewesen. In unseren Jahren (er spielte auf das Alter des Herrn an) da geht's nicht mehr so frisch, wie in den Jungburschenjahren!

Freilich, versetzte der Herr.

Aber setzt Euch doch, Herr! Da im Sorgsessel sitzt Ihr gut!

Der alte Herr setzte sich.

Sagt einmal Herr Vogt, hob er an, ich möcht' Euren Rath haben. Ich muß bauen und da möcht' ich brave Maurer. Ist hier Einer oder der Andere?

Hier sind dreie, sagte der Vogt; aber der N. N. ist ein Säufer; der andere ein Faullenzer und nur der dritte — er nannte den Namen des armen Maurers, um den es dem alten Herrn zu thun war — ist ein braver aber armer Mann. Ihm ist das Häuschen abgebrannt, und seitdem ist seine Frau kränklich. Da ist Mangel und Noth. Auf den aber können Sie sich verlassen. Er ist treu wie Gold und fürchtet Gott.

Mehr wollte der alte Herr nicht wissen. Er sagte dem Vogt Adieu und ging seines Weges.

Einige Tage später kam ein Doctor zu der Frau, erkundigte sich gar freundlich nach dem Befinden und da die Frau hörte, es koste nichts, so sagte sie ihm, wie es um sie stand.

Der verordnete Medizin in der Apotheke und die wurde umsonst gegeben; später verordnete er kräftige Nahrung und der Pfarrer gab wöchentlich das Geld dazu. Kein Mensch wußte, woher es kam.

Ja, es kam noch weiter. Der Oberamtmann ließ dem Maurer Steine anfahren, daß er die Grundmauer seines Häuschens selbst aufbauen konnte. Zimmerleute arbeiteten am Holzwerk, das der Oberamtmann aus dem Walde hatte frei beifahren lassen. Das Haus wurde fix und fertig und im Herbste zog der Maurer mit seiner Familie ein; die Frau war frisch und gesund und blühte wie eine Rose, und es gab keine glücklichere Familie im Dorfe.

Digitized by Google

Die Leute zerbrachen sich alle den Kopf, wer das Alles dem Maurer machen lasse? Aber der Oberamtmann redete kein Wort und der Pfarrer auch nicht. Sie sagten: Es ist uns ein Schloß an den Mund gelegt! — Im Herbste des folgenden Jahres war der Maurer einmal in Karlsruhe und war ein Fest dazumal, wo viele Tausende von Soldaten aufgestellt waren, und der Großherzog Karl Friedrich sollte sie besichtigen mit seinen Gästen. Steht auch der Maurer da.

Welches ist denn unser Herr Großherzog? fragte er einen Nachbar, der ein Karlsruher Bürger war. Der zeigt ihn ihm. Der Maurer sieht sich schier die Augen aus, denn er meint, den kenne er! er besinnt sich — und richtig, das ist der alte Herr aus dem Walde.

Da geht ihm ein Licht auf und er geht in tiefen Gedanken heim und gerade zum Pfarrer.

Herr Pfarrer, sagt er, nun weiß ich, wer mein Wohlthäter ist; wer mich so lange mit den Meinigen ernährt, meine liebe Frau mir wieder geschenkt, und mein Haus hat aufgebaut. Es ist unser Herr Großherzog Karl Friedrich!

Der Pfarrer lacht.

Nun, wenn Ihr's wißt, hab' ich's Euch nicht gesagt! war seine Antwort.

Da geht der Maurer heim und erzählt seiner Frau, wer der alte Herr gewesen, der mit ihm Halbpart gemacht, und wer ihr den Doctor geschickt und Alles gespendet und endlich das Haus erbauet habe.

Da hat die Frau ihre Hände gefaltet und mit Thränen gesagt: Den loben die Leute nicht umsonst. Der ist des Landes Vater. Gott segne ihn ewiglich.

Gott segne ihn! stimmte der ehrliche Maurer ein. Aber damit ist's nicht genug Frau. Wir wollen zu ihm gehen und uns bedanken!

Ja, ja, das wollen wir! sagte freundlich die Frau.

Und es war an einem Sonntage, da legten Mann, Frau und Kinder ihren besten Staat an und gehen nach Karlsruhe und bitten um Gehör bei dem Herrn Großherzog.

Der nimmt sie an und der Kammerherr führte sie alle in ein prachtvoll Gemach. Da sitzt der alte Herr und erwartet sie lächelnd.

Allein da war aller Muth fort. Sie sehen unter sich und können nicht reden, aber Mann und Frau weinen.

Der edle Großherzog, den solch stummes Reden tief rührt, tritt zu ihnen hin und sagt: Nun meine lieben Leuten, womit kann ich Euch dienen?

Ach, dienen! rief da der Mann, dem plötzlich das Herz aufgeht, wir kommen ja, um Euch, Herr Großherzog, zu danken! Ihr habt mir mein liebes Weib wieder gegeben; habt mir ein Haus aufgebaut; habt mich vor Mangel und Elend geschützt, und habt Euch verborgen, daß ich nicht wußte, wer mir so viel Gutes gethan. Ich hab' wohl oft an den guten alten Herrn im Walde gedacht, der so kurios Halbpart mit mir gemacht, aber ich hab' ihn nicht wiederfinden können; aber bei dem Fest hab ich Euch wieder erkannt und nun komm' ich mit Weib und Kindern, Euch zu danken. Ach, gnädiger Herr Großherzog, wir haben für unseren Großherzog gebetet und kannten ihn nicht; wieviel herzlicher können wir jetzt beten, wo wir ihn kennen!

Frau und Kinder standen dabei und hatten, wie zum Gebet die Hände vor der Brust gefaltet und sahen den Großherzog an mit thränenvollen Augen, die man nicht beschreiben kann.

Den edlen Fürsten rührte das tief. Er sprach liebevoll mit ihnen, sie möchten sich, wenn sie in Noth wären, doch ja an ihn wenden, aber nur redlich, wahrhaftig, treu und gottesfürchtig bleiben — und dann für ihn beten!

Die haben 's gewiß treu und ehrlich alle Tage gethan, und solch ein Gebet ist auch ein Segen für ein gekröntes Haupt, das ein guter Unterthan niemals vergessen soll!

Digitized by Google

II.

Die Katholiken in der Stadt Karlsruhe bildeten bis zum 28. März 1804 keine rechtlich begründete Parochie oder zu deutsch Pfarrverband. An diesem Tage unterzeichnete Karl Friedrich, für alle seine geliebten Unterthanen gleich wohlwollend, die Urkunde, durch welche die katholische Pfarrei gestiftet wurde. In der ziemlich zahlreichen Gemeinde war darüber große und gerechte Freude, und die Stiftungsvorstände ließen wenige Tage später um eine Audienz bitten, die der edle Fürst nie versagte, denn er pflegte zu sagen: Ich bin des Volkes wegen da, nicht das Volk meinetwegen.

Die Stiftungsvorstände, aus ehr- und achtbaren Bürgern und Beamten bestehend, traten ein und sprachen warm und innig ihren Dank aus für die unschätzbare Wohlthat, welche ihren Glaubensgenossen der geliebte Landesvater erwiesen.

Freundlich und leutselig hörte er sie an, und sagte dann die schönen Worte: „Warum sollten wir denn einander nicht helfen? Hat doch unser Heiland das heilige Werk der Erlösung uns Allen zugedacht!"

Goldene, echt evangelische, christliche Worte, die aus einem wahrhaft frommen Herzen kamen! Man möchte sie hell und klar, mächtig und gewaltig in die confessionelle Zerrissenheit, in die bigotte Entfremdung der Herzen in dieser Zeit hineinrufen, Allen zum Spiegel, Allen als Mahnung, zur Umkehr zu dem Heilande voll rettender, allumfassender Gottesliebe zu den Menschen!

III.

Das Dorf Rhodt bei Landau gehörte zum Markgrafthum Baden, das 1782 die Wohlthaten der Regierung Karl Friedrichs genoß. Damals lebte in Rhodt eine arme Wittwe, die einen erwachsenen Sohn, ihren Jörgle, und dann noch einige kleinere Kinder hatte. Jörgle war ein guter Sohn und half treulich die Mutter und die unmündigen Geschwister ernähren, und ohne seinen Verdienst im Tagelohne hätte es die arme Wittwe nimmer vermocht, die Kleinen und sich selbst durchzubringen. Es war daher wohl ein harter Schlag für die Arme, als ihre Stütze, ihr Jörgle zu dem Soldatendienste ausgehoben wurde. Sie war ganz trostlos, denn sie sah Noth und Elend auf sich und ihre armen Waisen eindringen. In dieser Noth blitzte ein Gedanke in ihre Seele. Sie hatte oft gehört, wie mild und gnädig ihr Landesvater sei, und wie er jeden seiner Unterthanen gerne anhöre und, so es möglich, in der Noth ein Helfer werde.

Also ging sie zum Pfarrer und sagte: Meinet Ihr, wenn ich zum Herrn Markgrafen ginge und ihm sagte, so und so stehts mit mir, wenn Ihr mir den Jörgle nehmet und in das Soldatenkamisol stecket, er werde mich anhören, und mir helfen?

Gewiß, erwiederte der Pfarrer, aber es ist nöthig, daß Ihr's Euch aufsetzen lasset, und das Papier dem gnädigen Herrn überreichet, und damit Euch das nichts kostet, will ich's Euch aufsetzen.

Ach, seid so gut, sagte, voll freudig sich regender Hoffnung, die arme Frau, ich mache mich dann schon morgen auf den Weg.

Das geschah denn und schon am anderen Morgen trat sie den 8 Stunden weiten Weg gen Karlsruhe an. Ein Stück Brod im Körblein, ein paar Kreuzer zur Ueberfahrt über den Rhein im Säckel, die Schrift im Kürtuch und das Vertrauen auf das apostolische Wort: „Herberget gerne", bei ihren Landsleuten im Herzen, schritt sie getrost dahin. Um aber Schuhe und Strümpfe zu sparen, zog sie solche aus, trug sie in der Hand und wanderte baarfuß fürbaß. Als sie nach Karlsruhe kam, setzte sie sich vor der Aha-Mauer, von welcher die eine Seite des Schloßgartens umgeben ist, in's Gras und zog Schuhe und Strümpfe ruhig an.

Digitized by Google

Ueber die Mauer beugten sich zwei Herrn, ein alter und ein junger, und sahen ihr zu.

Aufstehend bemerkte sie sie und sagte lächelnd, und gleichsam sich entschuldigend: Unser Eins muß Schuhe und Strümpfe sparen. Da lauft man denn auf den Herrgottssohlen und es geht auch.

Der alte Herr nickte ihr beifällig zu. Das mehrte ihren Muth, und sie sagte: Nichts für ungut, Ihr Herren, wie viel Uhr ist's?

Zehn vor Mittag, sagte der alte Herr.

Wisset, ich möchte zum gnädigen Herrn Markgrafen. Wann ist denn die beste Zeit, ein Wort oder zwei mit ihm zu reden?

Um 11 Uhr! erwiederte der alte Herr; was habt Ihr denn mit ihm zu reden, wenn ich's wissen darf?

Wenn Ihr das Maul halten könnt, sagte die redselige Pfälzerin, so will ich's Euch schon sagen! So und so steht's mit dem Jörgle, mit mir und meinen armen Würmchen. Ich hab' mir's vom Herrn Pfarrer aufsetzen lassen. Damit zog sie das Papier etwas aus dem Fürtuche hervor.

Dazu kann ich Euch verhelfen, sagte der alte Herr und lächelte so freundlich dazu, daß die Wittwe ein rechtes Vertrauen gewann.

Wisset Ihr was? fuhr er fort, gebt mir das Papier, daß ich es ihm übergebe!

Diesen Schatz aus den Händen und einem Unbekannten zu übergeben, schien der Frau denn doch sehr bedenklich und sie wollte nicht dran. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie: Seid Ihr aber auch ein ehrlicher Mann? Die Stadtherrn machen sich als so einen Witz mit uns armen Bauersleuten. Ueberdieß könntet Ihr's vergessen, verpampeln und ich wäre geprellt.

Nein, nein, sagte der alte Herr, so einer bin ich nicht, das müsset Ihr mir an meinen grauen Haaren ansehen!

Alter schützt vor Thorheit nicht! sagte die Frau und sah ihn scharf an. — Doch — sagte sie — Ihr scheint ein braver Mann zu sein, der mit einer armen Wittwe keinen Witz treibt. Wie bring' ich denn aber das Papier in Eure Hände?

Da gibt's Rath, sagte der alte Herr, ließ sein spanisch Rohr hinab und sagte: Bindet 's an das Stockband!

Das that denn die Wittwe und er zog es herauf.

Aber, rief sie, hänselt eine arme Frau nicht!

Wahrlich, das thu' ich nicht! entgegnete er und verschwand unter den Bäumen des Gartens. Als die Frau aber betroffen und, wie es schien, bereuend, was sie gethan, stehen blieb, neigte sich der Jüngere der beiden Herren, der stehen geblieben war, über die Mauer und sagte: Vertrauet meinem Vater nur herzhaft! Er gilt Etwas bei dem Markgrafen, und macht Euch auf die Sohlen, daß Ihr Punkt 11 Uhr am Schlosse seid!

Das beruhigte die alte Frau und sie ging nun rasch dem Schlosse zu und stand um Eilfe unter denen, welche Gehör bei dem Landesherrn suchten, im Vorzimmer. Manche gingen und kehrten vor ihr zurück, Alle frohen Angesichtes. Endlich kam die Reihe auch an sie; aber — sie fiel schier in Ohnmacht, als sie in dem Markgrafen den alten Herrn, mit dem sie geredet und dem sie ihre Bittschrift übergeben, wieder erkannte.

Nicht wahr, sagte mildlächelnd der edle Fürst, indem er das Papier in der Hand haltend auf sie zutrat, ich hab's nicht vergessen und verpampelt? Und damit Ihr sehet, daß ich Euch nicht hänseln wollte, hab ich auf Eure Bittschrift geschrieben, daß Euer Jörgle frei ist. Das Papier gebet dem Herrn Amtmann, den Ihr von mir grüßen könnet, wie auch Euren Herrn Pfarrer. Gehet in Gottes Namen und nehmet das hier, damit Ihr unterweges nicht Noth leidet! Damit händigte er Ihr ein kleines Röllchen ein.

Da brachen die hellen Thränen aus der Wittwe Augen und sie stammelte

Digitized by Google

Worte des innigsten Dankes. Der Markgraf aber nickte ihr noch einmal freundlich zu und trat in sein Kabinet.

Als sie weinend durch den Vorsaal ging, begegnete ihr der junge Herr, sah sie freundlich an und sagte: Gelt Mutter, ich hab' Euch nicht belogen? — Aber ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

IV.

Einige Wochen während des Sommers pflegte sich Karl Friedrich in dem Badehause bei Langensteinbach, einem Dorfe zwischen Durlach und Pforzheim, aufzuhalten. Dann war es ihm eine liebe Angelegenheit, den Gottesdienst nicht in der Kirche, sondern unter Gottes freiem Himmel halten zu lassen. Es ist begreiflich, daß da eine große Menge Volkes sich versammelte, um mit seinem geliebten Landesherrn gemeinsam zu beten und Gott zu preisen und sein heiliges Wort anzuhören.

Als er nun einmal — es war im Jahre 1800 — bei einem solchen zahlreich besuchten Gottesdienste eine Gruppe däftiger Oberländer Bauern erblickte, die kein Gesangbuch hatten, trat er auf sie zu und sagte: Liebe Leute, nehmet hier mein Gesangbuch; ich kann das Lied auswendig, das der Herr Pfarrer gewählt hat! Es war das Lied, das so anhebt: „Gott, mein Trost und mein Vertrauen, ewig meine Zuversicht" ꝛc. Und wirklich sang er es auswendig von Anfang bis zu Ende und man sah es ihm an und las es in den gerührten Zügen seines edlen Gesichtes — er fühlte sich als Vater im Kreise seiner zahlreichen, ihn liebenden Familie.

V.

Der Hofgärtner Saul von Durlach war ein Freund von Stubenvögeln und fing zu dem Zweck die Nachtigallen im Hofgarten weg. Das hörte der Markgraf und begegnete ihm einst in der Nähe seiner Gartenwohnung, als eben im nahen Gebüsche eine Nachtigall schlug.

Hofgärtner, sagte er zu ihm, weiß er was dort das Vöglein sagt?

Nein, Ihre Durchlaucht! erwiederte betroffen der Gärtner.

Es sagt: Saul, Saul, was verfolgst du mich?

Das schlug den Hofgärtner furchtbar und nie fing er wieder eine Nachtigall und der Markgraf freute sich der Wirkung seiner Mahnung.

VI.

Im Jahre 1805 wurde unweit Stein ein wandernder Handwerksbursche, bei dem die ruchlosen Raubmörder wahrscheinlich eine ansehnliche Baarschaft vermuthet hatten, auf die empörendste und grausamste Weise ermordert.

Der edle Karl Friedrich hatte gerade seinen geheimen Rath um sich versammelt, als der Bericht über diese Gräuelthat einlief. Er befahl, den Inhalt sogleich vorzulesen.

Stumm und mit gefaltenen Händen hörte er den Vortrag. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen; als der Vortragende geendet hatte, standen Thränen in Karl Friedrichs Auge und mit einer Stimme, der man die tiefste Erregung anhörte, rief er aus: O Gott, haben wir denn keine Schulen, keine Kirchen, daß solche Gräuel in meinem Lande, vielleicht von meinen Unterthanen, begangen werden? Wie ist das Loos eines Fürsten so schwer, wenn er das Todesurtheil eines Verbrechers bestätigen soll, und hier mordet Einer den Andern um ein Bißchen Habe! Wie fühle ich mich arm und hülflos, daß ich solchen Gräuelthaten nicht wehren kann!

Digitized by Google

VII.

Karl Friedrich waren die Leute aus den angestammten Landen immer besonders lieb. So hatte er einen Diener aus der Grafschaft Sponheim, badnischen Antheils angenommen, der ein braver Mensch war. Dieser Sponheimer war katholisch und seinem Glauben treu. Einst, und zwar am Frohnleichnamstage, kam er in der Livrée, welche an Sonn- und Festtagen getragen wird, zu seinen gewöhnlichen Dienstleistungen. Ein Stallmeister, der ihm begegnete, fuhr ihn an und sagte: Weißt Du nicht, daß die Religion unseres gnädigsten Herrn ein solches Fest nicht feiert? Geschwind lege die Werktagslivrée an, ehe es der Markgraf bemerkt!

Dieser hatte indessen zufällig diesen Auftritt unbemerkt mit angesehen und die Worte des Stallmeisters mit angehört. Er trat plötzlich hervor, und sagte zu dem Stallmeister mit strengem Blick und Worte: Sie wagen sich hier in ein Gebiet, das Sie in keinem Falle Etwas angeht, und ich verbiete Ihnen das für alle Zukunft auf's Bestimmteste! — Dann wandte er sich zu dem zitternden Bedienten und sprach mild und liebreich zu ihm: Sponheimer, ich gebe Euch für heute Urlaub, daß Ihr in der Sonntagslivrée nach Bulach zu der Prozession gehen könnet. Ich sehe es gerne, wenn meine Diener Gott verehren, wie ihre Kirche es ihnen vorschreibt!

VIII.

Es war in früheren Tagen im Bad'nischen, wie auch in der Pfalz die Sitte, daß wenn ein Beamter, geistlichen oder weltlichen Standes starb oder in Ruhestand trat, das einschlägliche Collegium es zuließ, daß dem Amtsnachfolger die Bedingung gestellt werde, die oder eine der heirathsfähigen Töchter des Amtsvorgängers zu heirathen. Wenn auch ein solcher Brauch keine Lobrede verdient, so kann er doch keineswegs als nicht vorhanden bezeichnet werden. Auch in Karl Friedrichs Landen kamen solche Fälle vor, und es war die außerordentliche Herzensgüte des edlen Fürsten, die sie zuließ und in einem besonderen Falle selbst befürwortete.

Auf dem Schlosse Favorite bei Rastatt lebte seit vielen Jahren, anerkannt als unbestechlich treuer Diener seines hohen Herrn, ein Hausmeister, dessen ehrwürdige Persönlichkeit dem Markgrafen besonders lieb war. Indessen lag der Jahre Last drückend schwer auf den Schultern des alten Mannes und der Wunsch, seiner Amtsbürden enthoben zu sein, trat gar oft in den Vordergrund einer Seele. Er würde darum gebeten haben, hätte nicht Eins das Vaterherz gedrückt.

Ein Amt, wie das seine, hätte einen Unredlichen reich gemacht; er war arm, und eine Tochter war unversorgt und ging, starb er, einer trüben Zukunft entgegen. Er forschte wohl hin und wieder, wie sein gnädiger Herr in dieser Weise denke, und als er endlich die Gewißheit erlangt hatte, daß ein Gesuch, um Enthebung von seinem Amte unter der Bedingung, daß der Amtsnachfolger seine Tochter eheliche keine unfreundliche Aufnahme finden würde, trat er denn auch mit dieser Bitte dem fürstlichen Herrn nahe. Die Tochter des Hausmeisters war ein unbescholtenes, stille und häuslich erzogenes Mädchen, aber sie hatte rothe Haare und die Gottesgabe leiblicher Schönheit hatte sie nicht empfangen. Karl Friedrich interessirte sich gerade darum für sie und dachte, da sie ebenfalls katholisch war, an den ehrlichen Sponheimer, dessen in Nr. VII. dieser Züge gedacht ist.

Er ließ seine Gesinnung in dieser Hinsicht erkunden, erhielt aber eine abschlägliche, wenn auch nur ausweichende Erklärung, indem der Sponheimer, wie man den Lakaien seiner Heimath nach allgemein nannte, als Ablehnungsgrund geltend machte, er habe für eine alte Mutter und für eine unversorgte Schwester zu sorgen und wolle darum ledig bleiben.

Digitized by Google

Hm! sagte Karl Friedrich, für die Zweie übernähme ich die Sorge, wenn der brave Sponheimer das Mädchen nähme. Das wurde dem Sponheimer wieder gesagt, aber er wollte doch nicht.

Karl Friedrich ging die Sache im Kopfe herum. Er hätte gerne des alten treuen Dieners Wunsch erfüllt und den treuen Sponheimer an seine Stelle gesetzt.

Am Tage darauf trat, mit einer Dienstleistung betraut, Sponheimer in des Fürsten Kabinet.

Hört einmal, Sponheimer, hob er an, wie wär's denn, wenn ich Eurer Mutter und Schwester ein Gnadengehalt gäbe; hättet Ihr dennoch nicht Lust, das Mädchen zur Frau zu nehmen und die hübsche Stelle als Hausmeister auf der Favorite zu erhalten? Das Mädchen ist von tadellosem Rufe und wird, wie ich gehört, eine tüchtige Hausfrau werden!

Der ehrliche Sponheimer wurde roth und wieder kreideblech. Ach, stotterte er — Euer Durchlaucht sind — gar zu gnädig, — aber Euer Durchlaucht — das geht auf's game Leben — auf's lange Jahr, wie wir Daheim sagen — und — ich habe keine Liebe zu ihr! — Ach verzeihen Eure Durchlaucht meine Freimüthigkeit, ich — ich mag sie nicht!

Der Markgraf konnte, trotz des Ernstes, mit dem er zu dem Sponheimer gesprochen, das Lachen nicht unterdrücken. Er klopfte dem ehrlichen Menschen auf die Schulter und sagte: Recht so, Sponheimer, man muß mit seiner wahren Meinung nicht hinter dem Berge halten. Bleibt bei Euren Grundsätzen. Es wird auch noch ein Plätzchen für Euch geben.

Ach, Eure Durchlaucht, sprach da muthiger gemacht, der Sponheimer, gebt dem Mädel, was Ihr den Meinigen geben wolltet, so ist ihm geholfen und mir auch.

Der Markgraf lachte abermals herzlich und nickte dem ehrlichen Menschen seinen Beifall zu.

IX.

Lange Jahre hatte Karl Friedrich in Frieden seine Lande regiert — den Abend seiner Tage sollten kriegerische Zeiten trüben; die letzten 19 Jahre seiner Regierung sollten erschütternde Ereignisse bezeichnen. In diesen kriegerischen Zeiten und zwar kurz nach dem Jahre 1792, wo angestammte, treue Lande ihm durch die Franzosen entrissen wurden, kam ein vornehmer Fremder zu ihm und äußerte seine hohe Freude über das gesunde und kräftige Aussehen des fürstlichen Greises. „Ich befinde mich allerdings, dem Allmächtigen Gotte sei es gedankt, noch immer wohl, sagte er, aber mich drückt Eins unendlich schwer, das, daß ich meine Unterthanen jetzt gedrückt sehe, ja, daß ich selbst sie drücken muß!"

Wie gerne, sagte später derjenige, zu dem er diese Worte gesprochen, wäre ich dem edlen Fürsten um den Hals gefallen, als er diese schönen Worte sprach!

X.

Etwa drei Jahre später legte man ihm den Plan zu einem Denksteine vor, der im Murgthale gesetzt wurde. Darauf sollten, als Inschrift, die Worte stehen: „Dem Schöpfer des Amalienberges, dem Beförderer des Landbaues, des Gewerbfleißes und des Handels jener Gegend, Anton Rindenschwender, dankt Kurfürst Karl Friedrich 1803."

Er genehmigte den Vorschlag gerne, strich aber das Wort: „Schöpfer" und setzte dafür, wie es noch jetzt zwischen Rastatt und Gernsbach zu lesen ist: „dem Stifter des Amalienberges" denn, sagte er, was allein dem allmächtigen Gotte und Herrn im Himmel zukommt, daß soll man keiner sündigen Kreatur beilegen.

Digitized by Google

Dies und Das.

Wie einmal Einer einem Spieler antwortete. Dr. Walther, der im Dienste des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen stand, genoß im ganzen Lande eines hohen Rufes, seiner Weisheit wegen.

Ein Franzose, der sich im Lande aufhielt und am Würfelspiele all' sein Geld verloren hatte, wollte diesen Doctor Walther auf die Probe stellen, ob er auch wirklich eine geheime Kenntniß der Dinge habe, wie das abergläubische Volk von ihm sagte. Zufällig hörte aber Dr. Walther, wie es dem Franzosen im Würfelspiele ergangen, ohne daß er ahnete, daß der Franzose zu ihm kommen würde.

Als der Franzose bei ihm eintrat, sagte er, ein arger Dieb und Spitzbube habe ihm sein Geld gestohlen. Nun sagten die Leute: Dr. Walther besitze die geheime Kunst, die Diebe zu bezeichnen und namhaft zu machen. Er wolle ihn daher bitten, ihm doch auch seinen Dieb zu nennen, damit er ihn in Ketten und Banden legen lassen könne, seines Verbrechens wegen. Das ist mir lieb, sagte Dr. Walther, daß Ihr in dieser Angelegenheit zu mir gekommen seid. Zwar besitze ich keine geheime Kunst, verborgene Dinge aufzuklären, aber den argen Spitzbuben, der Euch bestohlen hat, kann ich Euch zeigen, und rathe Euch von Herzen, daß Ihr ihn in Ketten und Banden leget; denn er könnte Euch sonst nicht bloß zum Bettler, sondern auch zu einem Spitzbuben machen, daß Eure Seele zur Hölle fahre!

Darauf führte er ihn — vor den Spiegel. Der Franzose war so betroffen, daß er kreidebleich wurde und sich stille davon machte!

Christgeschenke. Nur das gemüthlichste Volk der Erde, das deutsche, kennt die fromme, schöne Sitte, seinen Lieben am Tage der Geburt des Heilandes durch Gaben der Liebe, die es dem lieben Christkinde in die Hände legt, Freude zu machen, und diese Liebesgaben unter dem hell erleuchteten Christbäumlein machen das heil. Fest doppelt schön. Aber da fragt oft die Liebe, besonders wenn es Gaben für Erwachsene gilt, was soll ich geben? Die Wahl ist die Qual. Da möcht' ich rathen helfen! Vielleicht dankt's mir hier oder da ein Leser, eine Leserin, und ich möchte sie auf drei köstliche Bilder aufmerksam machen, die als Zierde eines Zimmers herrlich dienen können. Sie sind im Verlage der Kunsthandlung von Ed. Schulte (J. Bubeus'sche Buch- und Kunsthandlung in Düsseldorf) erschienen. Da ist denn zuerst ein Bildchen von dem gemüthvollen, kunstreichen, stets sicher und tief und wahr in das Menschenherz und Menschenleben hineingreifenden Maler Meier von Bremen, Großmutter und Enkel darstellend, gar köstlich. Die Großmutter sitzt mit dem kleinen Enkel am Tisch und läßt ihn in seinem Waschwasser patscheln. Das ist wieder der Wirklichkeit abgelauscht. Unbeschreiblich schön ist der freudeselige Ausdruck im Gesichte der Großmutter, die sich zu dem von Freude und Lust strahlenden Gesichtchen des Kindes vorbeugt. Das Bildchen muß Jedem anstehen. Es kostet nur zwei Thaler.

Das zweite ist von dem jungen Künstler Valentin in Düsseldorf und heißt: Die Kindtaufe. Es ist ein gar hübsches Blatt, das in Auffassung und Ausführung an Valentin's Meister, an den gefeierten Tidemand erinnert. Aus einer Hütte treten ein schönes, sittiges Mädchen und ein junger, prächtiger Bursche, die im Sonntagsputze zur Kirche gehen, als Pathen des Kindes, das das Mädchen auf dem Arme zur Taufe trägt. In der Thüre des Hauses stehen des Taufkindes Eltern und flüstern über die lieben Taufpathen, die sicherlich ein Brautpaar sind oder bald werden. Eine Gruppe Kinder, des Taufkindes Geschwister, stehen in wohlgefälligem, staunendem Betrachten neben d'ran. Das Bildchen ist sehr hübsch und kostet zwei einen halben Thaler.

Das Dritte gehört dem allgefeierten und bewunderten, heiteren Maler Hasenklever an. Der Name verspricht und — leistet allemal etwas Vorzügliches. Das köstliche Bild wirkt jedenfalls (man müßte denn ein unverbesserlicher Murrkopf sein) ein urkräftiges Lachen. Es stellt eine Schulstube auf einem Dorfe dar, wie sie etwa vor 40 Jahren war. Der alte Lehrer ist eben daran, den vierten Strick, den er sehr praktisch gefaßt hat, durchzuprügeln, als die Thüre aufgeht, und ein Bauer einen neuen Schüler einbringt; um die Gunst des Lehrers dem Ankömmling zu sichern, trägt der Vater einen Hahn und einen Korb voll Eier. Aber, welchen Eindruck macht der Anblick des Knaben unter dem linken Arm des Lehrers? Der Vater sieht mit Erschrecken, was hier gelegentlich seinen Sohn erwartet, und dem Knaben fällt das Herz dermaßen in die Schuhe, daß er zu weinen beginnt. Der Eintritt dieser Personen unterbricht den Strafact und die drei bereits Durchgeprügelten rühren sich hinter dem Rücken des Lehrers, indem der Eine ihm eine Faust macht, der zweite die Zunge gegen ihn herausstreckt und der dritte einen Eselskopf mit Kreide an die Tafel malt. Der Ausdruck ist unnachahmlich getroffen, die Ausführung köstlich. Das wirkungsreiche Bild kostet drei Thaler.

Digitized by Google

Seebilder.

Von E. Heusinger.

III.

Die Meuterei am Bord der englischen Flotte auf der Rhede von Spithead.

Das hier erzählte Ereigniß fällt mit der Zeit zusammen, in welcher die irischen Independenten, auch freie Irländer genannt, unter der Anführung der O'Donnel, der O'Neil und Saresfield und anderer Nachkommen berühmter irischer Geschlechter den letzten großen Versuch machten, sich, wenn nicht gänzliche Unabhängigkeit, doch solche Zugeständnisse von der englischen Regierung zu erkämpfen, wie sie längst den übrigen Nationen mit wenigen Ausnahmen in Folge des allgemeinen Fortschrittes gewährt waren. England, die Gefahr erkennend, scheute kein Opfer, die Empörung zu unterdrücken. Es gehörte mehr als ein Jahr dazu. Indessen ist schwer zu sagen, wie bei Englands damals sehr schwieriger Lage die Dinge gekommen sein würden, ohne den Sturm, welcher die französische Flotte von der irischen Küste abtrieb, und verhinderte, daß von den zahlreichen, zur Landung bestimmten Truppen, mehr als die Brigade unter dem General Hoche ausgeschifft werden konnte.

Düster und von schweren Wolken verhüllt war die Sonne am fünfzehnten April des Jahres siebenzehnhundert und siebenundneunzig hinabgesunken. Schwarze Nacht hatte sich nach einem von Schnee- und Regenschauern begleiteten Tag über die weite Rhede von Spithead gelagert. Gleich einem von Nebeldunst eingehüllten Sterne schimmerte vom Hauptmaste des Admiralschiffes die große Laterne. In einem weitem Kreise lagen die zahllosen Schiffe der kürzlich von ihrem Siegeszuge am Cap St. Vincent heimgekehrten, und die einer anderen, zum Auslaufen bereiten Flotte, wie schwarze, unförmliche Massen vor ihren Ankern, während die riesigen Masten gleich einem entlaubten Walde zum Himmel aufstarrten.

Das „all's well *)" der wachthabenden Marinesoldaten, welches in regelmäßigen Zwischenräumen durch die Flotte schallte, das eintönige Plätschern der die Schiffe umspülenden Wellen und das ferne dumpfe Rollen der sich im fortwährenden Kampfe an den Festungswerken von Portsmouth und Monkton brechenden Brandung, waren das einzige Geräusch, welches man bis jetzt in dieser düstern verhängnißvollen Nacht vernommen hatte.

Arglos schlummerten Tausende vom schweren Tagwerke ermüdete Seeleute in ihren Hängematten, um sich durch einen erquickenden Schlaf zu den Berufsgeschäften des folgenden Morgens zu stärken. Schöne Träume umgaukelten diejenigen, welche nach langer Abwesenheit und mancher überstandenen Gefahr, die mit Sehnsucht am Heimathsherde harrenden Lieben bald zu umarmen gedachten. Auch denen, welche, um mit Gefahr ihres Lebens den nöthigen Unterhalt für eine zahlreiche Familie zu erwerben, nach kurzem Aufenthalte am Lande, in wenigen Tagen eine neue beschwerliche Reise anzutreten im Begriff standen, und selbst die Unglücklichen, die durch den Preßgang **) mit Gewalt an Bord der Kriegsschiffe geschleppt waren, schloß ein wohlthätiger Schlummer die Augen.

Doch nur noch kurze Zeit dauerte diese verrätherische Ruhe. Es war die unheimliche Stille, die dem lange verhaltenen Ausbruche eines Vulkans voraus-

*) Alles wohl.

**) Der Preßgang bestand aus einer Abtheilung der verwegensten Matrosen, welche unter Anführung eines Offiziers in Zeiten, wo es der Kriegsflotte an Mannschaft gebrach, das Recht hatten bei nächtlicher Weile die Straßen zu durchziehen und die ihnen in den Weg kommenden Männer ohne Unterschied des Standes gewaltsam an Bord der Schiffe zu schleppen. Diese barbarische Maßregel, schlimmer als das gewaltsame deutsche Werbsystem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist jetzt gesetzlich abgeschafft.

Digitized by Google

geht; denn schon wurden die dunkeln Loose geschüttelt, die in geheimer Werkstätte bereitet, Entsetzen und Verderben über die Schläfer bringen sollten.

Etwa eine Stunde mochte nach der Ablösung verflossen sein, da stieg auf der Fregatte Najade die dunkle Gestalt eines Mannes von riesigem Körperbau aus dem unteren Schiffsraum auf das Mitteldeck hinauf. Die hier die Wacht haltenden Matrosen, welche die Erscheinung dieses Mannes schienen erwartet zu haben, traten sogleich an ihn heran, indem sie sich vorsichtig nach allen Seiten umhergesehen hatten.

„Alles ist sicher, Kameraden", beruhigte sie der erstere, dessen Stimme obgleich gedämpft, fast wie aus der Ferne über's Meer rollender Donner erklang. „Wenn alle auf der Flotte in dieser Nacht ihre Maßregeln getroffen haben wie der Hochbootsmann Parker, dann freuen wir, wenn der Wind nicht abfällt, morgen Abend vor Cherbourg und wenige Tage darauf, so Gott will — er muß es ja wollen — vereint mit den Franzmännern an den gesegneten Küsten von St. Patricks *) grünem Inselande. Tomkins — fuhr er fort — mach' du dort den Rothrock stumm am Fallreap! **) Kein Laut darf über seine Lippen kommen, kein Fluch, kein Gebet! Der Posten auf dem Quarterdeck gehört zu Sergeant Rigels Leuten; es ist unser Landsmann, ich habe ihn mit Leib und Seele für uns gewonnen! John Adams, fort auf deinen Posten vor die Thür der Officierscajüten! Keiner von den Herren darf eher herauf, bis wir an Frankreichs Küsten die Anker geworfen oder mit der französischen Flotte einen Cours steuern. Doch wehe dem, der auch nur einem von ihnen ohne Ursache ein Haar zu krümmen wagt. — Schließe jetzt die Fallthür, Billy, die nach dem Raum der Soldaten führt. Und nun wartet meine ferneren Befehle ab. Sorgt, so lieb euch euer Leben ist, daß kein Fehltritt, kein ungewohnter Laut zu den Ohren derer da unten dringt!" Dabei deutete er auf die Treppe, welche zu den verschiedenen Gemächern der Officiere führte. „Bedenkt es wohl, ihr Burschen, daß Commodore Porter nur mit einem Auge schläft, während er mit dem anderen für die Wohlfahrt der Najade wacht; und warum sollte er es nicht, 's ist so ein schmuckes, braves Schiff!"

Die Männer entfernten sich stillschweigend auf die ihnen angewiesenen Posten. Ein leises Stöhnen und das nur wenig vernehmbare Geräusch eines Falles, verkündete, wie schnell und sicher sich Tomkins seines blutigen, aber in Ausführung der Verschwörung unvermeidlichen Auftrags entledigt hatte. Der Hochbootsmann Parker aber schritt schnell über das Vorkastell hinweg, stieg weit hinaus auf das Bogsprit und blickte, als könnte er das Dunkel der rabenschwarzen Nacht mit seinen Feueraugen durchdringen, auf die umherankernden Schiffe. Fast hörbar klopfte sein Herz, ungestüm zuckte jede seiner Nerven, und in fieberhafter Glut, als wollte es alle Banden zersprengen, jagte das Blut durch seine Adern.

Nur kurze Zeit hatte er auf seiner Warte zugebracht, die ihm indessen zu einer Ewigkeit geworden war, da stieg geräuschlos ein blaues Licht vom Admiralschiff empor. „Ha, endlich, endlich, ihr faulen Hunde!" murmelte der Hochbootsmann zwischen den Zähnen, und funkensprühend stieg die von ihm bereitgehaltene Rakete zum dunkeln Himmel auf. „Wohlan, mein Vaterland, für dich mein Irland gilt es jetzt! Das ist das Zeichen entweder zu deiner nahe bevorstehenden Erlösung, oder das Signal zum Tode eines deiner allergetreuesten Söhne!" — So rief er mit fest entschlossenem Tone, und sprang auf das Verdeck, welches sich sobald sein donnernd Commandowort: „Alle Hände herauf!" erscholl mit den kühnen Gestalten der Verschworenen anfüllte, deren Anblick im Stande war, auch wohl noch anderen als ihren Feinden Furcht einzuflößen.

„Jetzt an die Arbeit, meine treuen Brüder!" Die Vorsegel herunter, Mittel- und Halbsegel halb gerefft. Los mit dem Segel am Mizan! Fort mit dir, Bill, an's Steuer! He, was gibt's dort? habt ihr schon meine Befehle vergessen? Die

*) Der Schutzpatron von Irland.
**) Eingang in die Matrosenräume.

Digitized by Google

Narren wollen gar in bester Form die Anker aufwinden? Kappt das Tau, in's Teufels Namen! und ohne weiteres in See. So recht, mein Junge, ein Meisterstück war's von dir, Jack. Das war ein kräftiger Hieb! Wenn ein Hals darunter war, rollte jetzt der Kopf zu deinen Füßen auf dem Verdeck umher!

„Hurrah, meine Jungen!" rief Parker immer mehr entbrannt — „Hurrah! noch zweimal!" Die Matrosen aber, die bis auf einige wenige, deren man sich versichert hatte, mit dem Hochbootsmann einverstanden waren, erwiederten jubelnd das Hurrah, und arbeiteten dann mit fast übermenschlicher Kraft, die Befehle ihres sich selbst gegebenen Oberen so rasch als möglich in Erfüllung zu bringen.

Bald wurde auch von den zunächstliegenden Schiffen das Geräusch und der Commandoruf vernommen, so wie beides ertönt, wenn man im Begriff ist, unter Segel zu gehen. Hier und da schwebte schon eine und die andere Fregatte. Dort eine, zwei, drei Briggs mit entfalteten Topsegeln, wie man es beim Scheine der auf den in Meuterei begriffenen Schiffen aufgehißten Laternen wahrnehmen konnte, frei von ihren Ankern, die man nach Parker's im Voraus gegebenen Befehle ohne Weiteres gekappt hatte. Doch auch Waffenklirren erschallte dazwischen untermengt mit einzelnen Schüssen und Wehelauten, mit Aufruhrgebrüll und rauhen hastigen Commandostimmen, wodurch das Grausen der jetzt vom Blinken einzelner Sterne erhellten Nacht für Jeden, der Zeuge des ungesetzlichen Ereignisses war, bis zum Entsetzen gesteigert wurde. Da, wo die Ruhe in des Schlafes gleichmäßig gehaltenen Athemzügen noch vor wenigen Augenblicken waltete und manche von ihnen mit goldenen Traumnetzen umwebte, da tobten jetzt die Furien der entfesselten Leidenschaften um so schrecklicher, weil die Dunkelheit das Unternehmen des Aufruhrs begünstigte.

Vergebens versuchten die eingeschlossenen Offiziere, und vorzüglich Commodore Porter, der ehrenhafte Befehlshaber der Najade, indem sie gute Bedingungen versprachen, die Meuterer zur Rückkehr zur Pflicht zu bewegen. Vergebens blieb ein gewaltsamer Versuch, ihren Kerker zu sprengen. Parker ließ jeden mit augenblicklichem Tod bedrohen, der es ferner wagen würde, von Bedingungen zu sprechen oder die Gajütenthüren gewaltsam zu erbrechen. Dagegen gelobte er bei Irlands Schutzpatron und seiner Ehre, daß keiner von ihnen an Leib und Leben geschädigt werden sollte, sobald sie den Ausgang der Sache ruhig abwarteten.

Fünf Schiffe waren endlich unter Segel. Es waren die Fregatten Swiftsure und Arethusa, die Briggs Prometheus, Thunderer und der Pfeil. Sie folgten alle der Najade, welche eine Laterne am Hauptmaste, den Abtrünnigen zum Führer dienend, langsam voransegelte und den Lauf nach dem Süden nahm.

„Es dauert verwettert lange mit den anderen Burschen", sagte Parker zu Tomkins, seinem Vertrauten, den er zum zweiten im Commando ernannt hatte, während er selbst, zwar mit dem ganzen Selbstvertrauen eines Befehlshabers, aber doch sichtlich beunruhigt über die Zögerung, auf dem Quarterdecke hastig auf und ab schritt.

„Die Holzköpfe!" fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke still stehend, aufmerksam über das Meer geschaut hatte. Auf dem Admiralschiffe winden sie den Anker so regelmäßig auf, als wenn wir heute eine Stunde zuviel hätten, alles in höchster Ruhe, tactmäßig, sogar nach dem Commando und der Pfeife des Hochbootsmannes! Was der Teufel ist das? Das ist nicht meines alten Freundes Jack Webster's Pfeife, die kenn' ich unter Tausenden hervor. Hört doch, das ist ja gerade, als wenn so ein Laffe von Midshipman die schwachen Lungen zur Probe exercirte. Sollte etwa gar der Teufel noch sein Spiel haben, und der Royal George*) an uns zum Verräther werden? Nun — setzte er mit gezwungenem Lachen hinzu — zu verwundern wär's gerade nicht, wenn sich die Bursche vom Namen des herrlichen Schiffes einschüchtern ließen. Ja, ja, Georg der Dritte, sein königlicher Patron wiegt schwer bei jedem braven englischen Seemann, würde

*) Der Nachfolger des in den 80. Jahren untergegangenen Linienschiffes gleichen Namens.

Digitized by Google

ihn selbst lieben und verehren, wenn er ein freier König von England und Irland wäre. Aber, Kameraden, was thun wir mit dem Könige des Parlaments, mit dem willenlosen Werkzeuge der stolzen Pairs, die das Land in der Tasche haben und das Regiment in der Hand! Unser König soll frei sein, wie der König in der Luft, wie der Seeadler, der über den Wogen schwebt. In stolzer Höhe, wie des Admirals rothe Flagge, soll er schützend mit seinen Riesenschwingen über seinen weiten Reichen schweben.

„Selbstständig — fuhr er nach kurzer Pause mit irischer Redegeläufigkeit fort — groß und mächtig, durch eigenen Willen soll er dem Königreiche Glanz verleihen, nicht aber vor den Großen des Landes, gleich einer Nebensonne den Schimmer borgen! Nun, wer weiß — doch hinaus jetzt, meine braven Jungen, mit allen Segeln hinaus in den Kanal, hinaus in die Freiheit, um uns in Georg einen freien König zu verschaffen. Unsere Zeit ist um, bald bricht der Tag heran und längst wird unserer John Boyle*) an St. Albans Spitze harren, um uns den Weg nach Frankreich zu zeigen. Wer jetzt nicht mit uns ist, mag wider uns sein, oder, was schlimmer ist, er mag als ein feiger Verräther an dem, was uns Männern hier heilig ist, dahinten bleiben.

So feuerte Parker die in doppelter Regsamkeit arbeitenden Matrosen an, während er zugleich sorglich bemüht war, ihre Aufmerksamkeit vom Admiralschiffe, von dessen Bewegungen ihm nichts gutes ahnete, abzulenken.

Weniger vorsichtig als auf der Najade, hatten die Verschworenen ihre Vorbereitungen auf dem Royal George getroffen. Ohne daß sie es oben wußten, saß der Sieger vom Cap St. Vincent noch in später Stunde in Nachdenken über eine in den indischen Gewässern zu unternehmende Expedition versunken, in seinem einsamen Schlafcabinet.

Vor ihm auf dem Tische waren die Wachskerzen tief auf die silbernen Leuchter herabgebrannt und ihr immer düsterer werdender Schimmer schien auch ihn endlich an eine kurze Ruhe zu mahnen.

„Noch ein Paar solche Schläge auf unsere Feinde", — sagte der noch in voller Kraft stehende Greis, indem er sich mit dem ruhigen Selbstgefühl des Briten von seinem Sessel erhob und die letzte Neige des Oportoweines, der schon eine Fahrt unter der Mittagslinie hinweg mit ihm gemacht hatte, aus dem goldfunkelnden Becher schlürfte — „dann beherrscht Britanias Flagge ohne andern Einspruch den weiten Ocean von einem Pole bis zum anderen, so wie es unser herrliches Volkslied besagt: „Britania beherrscht die Wellen!"

Da öffnete sich geräuschlos die Thür; die kostbaren Stoffe mit denen Wände und Fußboden bedeckt waren, bewegten sich kaum, und ein riesiger Mohr stand mit allen Anzeichen des Entsetzens vor dem Admirale.

Noch als Flottencapitän hatte Sir John Jervis, jetzt Graf von St. Vincent, Tatloo an der Küste von Mozambique von einem Sclavenschiffe befreit, und ihn wegen seines athletischen Körperbaues in seiner Umgebung behalten. Später wurde der Neger Sir Johns Liebling, welcher den gütigen Herrn gleich dessen Schatten überall begleitete. Da, wo Jenem irgend eine Gefahr drohete, im Sturm, im Kampfe mit den aufgeregten Elementen, in der Schlacht, stand Tatloo ihm nahe und schon mehr als einmal war der Neger der Schutzgeist des kühnen Seehelden gewesen, wenn dieser von seinem Muthe begeistert über die Grenzen seiner Pflichten hinausgeführt wurde.

Forschend durcheilte das funkelnde Auge des Leibwächters jeden Winkel des Kabinets, dann warf er sich zu den Füßen des Grafen, der durch eine finstere Miene seinen Unwillen über die späte Störung andeutete, dann aber überrascht auf den treuen Neger blickte, der die Hände mit flehender Geberde zu ihm erhob.

*) Berühmter Lootse an den irischen Küsten, der von Parker in den Verschwörungsplan eingeweiht war.

Digitized by Google

„Was gibt es Tatloo, daß du dir herausnimmst dich in so später Stunde bei mir einzuschleichen?“ fragte der Admiral, indem er mit seinem Feuerblick den Zitternden vom Scheitel bis zum Fuße musterte.

Der Neger legte, um den lauten Ausbruch des Gebieters zu beschwichtigen, bedeutsam den Finger auf den Mund.

„Zur Hölle mit deinem Unsinn, schwarzer Narr!“ rief der Admiral, der keine Zögerung gewohnt war.

Da stammelte Tatloo kaum hörbar, sich nochmals ängstlich in allen Winkeln umsehend: „O, Maßa, Mylord, Rebellion! Schöne Schiffe verloren, weiße Männer wollen Mylord tödten; — und seine Geberden waren dabei deutlich bezeichnend.

In diesem Augenblicke erhob sich über ihren Köpfen ein wüstes Getümmel und ein Unheil verkündender Ruf tönte durch die weiten Räume des stattlichen Dreideckers. Jetzt hatte Graf Vincent auf einmal die Erklärung der räthselhaften Worte seines Getreuen, doch verlor er wie niemals, auch in diesem verhängnißvollen Augenblick nicht die dem wahrhaft großen Manne eigene Besonnenheit.

Ein gewaltiger Ruck an einem geheimen Glockenzuge, der mit allen Offiziergemächern innerhalb des Quarterdecks in Verbindung stand, allarmirte deren schlafende Bewohner. Im nächsten Augenblick hatte sich St. Vincent in die Admiralsuniform geworfen und mit dem kurzen Schiffsdegen umgürtet. Dann ergriff er ein Paar Pistolen, die in großer Zahl und Auswahl unter anderen schönen Waffen an den Wänden hingen, und indem er sorfältig das Zündkraut geprüft hatte, bedeutete er den Neger ein anderes Paar zu nehmen, und eilte nun die zum Verdeck führende Treppe zu erreichen, bevor deren Ausgang versperrt würde. Tatloo folgte ihm auf dem Fuße. Kaum hatten sie vorsichtig die oberste Stufe erreicht, so stürmte auch schon ein wilder Haufen vom Mitteldeck her, der, den Hochbootsmann und den zweiten Quartiermeister an der Spitze, mit hochgeschwungenen Waffen den Ruf ertönen ließ: „Nieder mit dem Admiral! Es lebe die Freiheit! Irland und Frankreich hoch! Auf mit der dreifarbigen Flagge.“

Bei diesen Worten schwirrte die französische Flagge am Hauptmaste empor; doch betroffen stutzten die Anführer; wie von einem elektrischen Schlage getroffen, wurzelten die Füße ihres meuterischen Gefolges am Boden, als sie die stolze hoch aufgerichtete Figur ihres alten Admirals, den sie noch im Schlafe zu überfallen gedacht hatten, ernst und gefaßt, in der grellen Beleuchtung der Windlichter, mit denen schon mehrere bewaffnete Offiziere hinter dem Oberbefehlshaber erschienen, an der Eingangsthür erblickten.

„Nieder mit den Waffen, ihr gottvergessenen Schurken!“ donnerte der Graf, indem er zugleich den sich ihm mit drohender Geberde nähernden Hochbootsmann durch einen wohlgerichteten Schuß zu Boden streckte. Ergebet euch, ihr pflicht- und ehrvergessenen Rebellen oder ich schieße euch alle nacheinander nieder wie tolle Hunde, gleich dem, der dort vor euren Füßen liegt!“

„Nieder mit dem Neger! Er hat uns verrathen!“ so riefen einige der Meuterer rasch vordringend, als sie jetzt erst, dicht neben dem Admirale den schwarzen Mann erblickten, der ihnen hohnlächelnd die weißen Zähne zeigte, die Mündungen seiner Doppelpistolen entgegenhielt und besorgt um das Leben des theuren Gebieters mit der jenen Söhnen der Wildniß eigenen Aufmerksamkeit jede Bewegung der Meuterer verfolgte.

Noch einmal erklang es „nieder mit dem Neger und dem Tyrannen! Vorwärts Kameraden, oder macht uns Andern Platz!“ brüllten einige der mehr Zurückstehenden, während die in erster Reihe sich, jedoch nur Schritt für Schritt, den versammelten Offiziere näherten.

„Irland hoch! ertönte jetzt plötzlich eine einzelne Stimme dumpf und schauerlich vom Spiegel des Meeres herauf.

Digitized by Google

„Und wenn auch die Geister der Unterwelt sich in Masse gegen mich verschworen hätten" — rief der Admiral, überrascht nach der Stelle blickend, wo die Stimme wie aus der Tiefe des Meeres herauf schallte — „so bleibt mein Wahlspruch, König Georg und britische Seemannsehre! Folgt mir meine Getreuen! Vorwärts im Namen Gottes und Altenglands! Jeden Tropfen Blutes für unsere Flage und für den König!"

Zufällig, oder aus alter Gewohnheit, vor jedem großen Unternehmen auf das Symbol der kriegerischen Ehre zu blicken, richtete er noch einmal sein Auge nach der Spitze des Hauptmastes, und feste Zuversicht, Vertrauen und Freude strahlten auf dem Gesichte des alten Befehlshabers; denn über der Leuchte am großen Maste rollte frei und stolz — nicht die Standarte der Neufranken — sondern die große rothe Flagge mit dem Andreaskreuze im blauen Felde, weit hinaus in den anbrechenden Morgen.

„Ein kühnes Wagstück, beim heiligen Georg! eine That die den Bathorden verdient!" sprach der Admiral halblaut vor sich hin. — „Nichts konnte mir gelegener kommen als dieser Beweiß britischer Hochherzigkeit!" Dann rief er laut: „Seht ihr Männer dort oben die alte weltberühmte Flagge? Es ist dieselbe Flagge, unter der ihr mit mir vor noch nicht vollen zwei Monaten den ruhmvollen Sieg an der spanischen Küste errungen habt. Jetzt soll sie auch Zeuge sein, wie euer Admiral für britische Ehre zu sterben weiß. Wenn ich eine Leiche bin, aber nicht eher ihr Bursche, geht sie herunter; dann tretet sie mit Füßen, ihr Sieger von St. Vincent, ihr tapfern Taufzeugen meines neuen Namens!"

„Auch der alte Anson, Herrlichkeit, muß erst von hier aus über Bord, ehe er eine andere als die Flagge unseres allergnädigsten Königs vom Hauptmaste wehen läßt!" — So rief jetzt eine volle kräftige Stimme wie aus den Wolken herab. Alle richteten überrascht den Blick nach der Höhe. Schneller aber als die anderen hatte der Admiral die Stimme und den Ort erkannt, von wo sie erschallte. Hoch in schwindelnder Höhe auf dem letzten Absatze des Hauptmastes stand der älteste Quartiermeister des mächtigen Linienschiffes, mit der Linken den Flaggenstock haltend, mit der Rechten ein Pistol im Anschlage. Vom entblößten Haupte flatterte das im vierzigjährigen Kriegsdienst unter allen Zonen zu Schnee erbleichte Haar des angehenden Greises wild durcheinander im Morgenwinde.

Auch einzelne der Aufrührer schienen ergriffen von dem erschütternden Bilde altenglischer Treue. Einige von ihnen schlugen verwirrt die Augen nieder, während andere zu überlegen schienen was ferner von ihnen zu thun sei. Der kecke Uebermuth, mit dem sie alle Schranken des Gehorsams und pflichtvergessen die heiligsten Banden durchbrochen hatten, war sichtbar gebrochen an dem Muthe des Admirals und an der hingebenden felsenfesten Treue eines der Ihrigen, an der Opferbereitwilligkeit des Veteranen auf der Mastspitze.

Jetzt schien dem Lord, dessen Falkenblicke das Schwanken der Meuterer nicht entgangen war, der rechte Augenblick gekommen, in dem die Sache zur Entscheidung kommen mußte. Nachdem er zuvor die Pistolen weit von sich geschleudert hatte, trat er kühn vom Quarterdeck, welches bis jetzt nur der Hochbootsmann betreten, der bereits seinen Frevel mit dem Leben bezahlt hatte, mitten unter die Aufrührer.

„Seht Kinder, Gefährte und Theilnehmer meines Ruhmes in mancher heißen Schlacht, der alte Mann dort oben hat euch ergreifender als ich selbst daran gemahnt, wie England erwartet, daß jeder von uns seine Pflicht thut. Laßt uns ohne Säumen die Anker lichten und einen Kreuzzug gegen die Rebellen und Ausreißer beginnen, die dort von der schurkischen Mannschaft der Najade zum Verbrechen verlockt, zu unseren Erbfeinden, zu den Franzosen hinüberfegeln wollen. In ihrem Blute wollen wir den Schimpf auswaschen, den sie uns anzuthun gedachten, indem sie auch uns der Verrätherei an unserem Könige, an unserem so theuren Vaterlande für fähig hielten. Euer Verbrechen hat das Blut des Elenden zu eueren Füßen bereits gesühnt. Kehrt ihr sofort zu euerer Pflicht zurück, so soll Allen

Digitized by Google

hier an Bord des Royal George vergeben sein, nehmt mein Wort darauf im Namen des Königs! Beharrt ihr jedoch dabei, was ich kaum zu denken wage — so schloß der unerschrockene Seeheld mit gewaltigem Feuer seine Rede — wollt ihr das, Englands Stolz, der Schrecken seiner Feinde, daß unsere herrliche Flotte, die bisher undurchbrochene hölzerne Schutzmauer des schönsten Landes der Welt, durch dessen eigene Kinder vernichtet werde, so nehmt zuvor mein greises Haupt, das ihr kürzlich noch mit neuen Ruhmes Kränzen gekrönet habt, und dann steckt die Flagge der Schande auf, welche Kinder und Enkel von so vielen tausend Briten bis in alle Ewigkeit mit unauslöschlicher Schande brandmarken wird.

Diese Worte verfehlten des Eindrucks nicht. Die Waffen der Meuterer sanken zu Boden und sechshundert der tapfersten Männer in der Flotte, die Kopf an Kopf, theils das Verdeck, theils die Raaen erfüllten, an denen die untersten Segel bereits gelöst waren, standen starr, ohne Bewegung. Nur in den fernsten Gegenden des Schiffes, welche die Stimme des edeln Anführers nicht völlig erreichte, hörte man noch halb unterdrücktes Murren und Fluchen.

Ruhig aber stand der Admiral, mit untergeschlagenen Armen die Antwort erwartend, während er die ihm zunächst stehenden Männer mit scharfen Blicken musterte.

Als sie nun Alle im tiefen Schweigen beharrten, fragte er, seines Sieges gewiß, nach einer kurzen inhaltsschweren Pause, in der es sich um Leben und Tod, um Ehre und um Schande handelte, mit kräftiger Stimme: „Kameraden, wollt ihr eurem Admiral ergeben sein, wie ihr es bis zu diesem unglücklichen Tage mit so musterhafter Treue gewesen seid?

„Hoch lebe der König, hoch lebe für immer der Sieger von St. Vincent!" Das war die einzige Antwort.

„So kenne ich die Mannschaft des Royal George!" sagte der Admiral, stolz auf diesen neuen Sieg, doch nicht ohne tiefe innere Bewegung. Und wer möchte es leugnen, daß der Dienst, den er in diesem schwersten Augenblick seines Lebens dem Vaterlande geleistet hatte, ungleich größer war als die glänzendste von allen seinen erfochtenen Schlachten!

„An die Arbeit denn, meine braven Jungens! Horcht scharf auf jeden meiner Befehle! Nehmt mein Wort darauf, daß ich dieser Nacht nicht anders als mit der Freude eines Vaters gedenken will, dem es gelungen ist, seine auf kurze Zeit irregeleiteten Kinder wieder auf die Bahn der Pflicht zurückzuführen. Es lebe König George und die ihm treue Marine!"

Nochmals tönte ein dreimalig donnerndes Hurrah vom Topmast bis zum untersten Schiffsraume. Dann trat jeder auf das Signal der Pfeife, als sei weiter nichts vorgefallen, auf den altgewohnten Posten. Die Leiche des Hochbootsmannes, dessen Dienst ein junger Midshipman übernommen hatte, wurde in's Meer geworfen und im nächsten Augenblick war auch die einzige und letzte Spur der Verschwörung durch einen Eimer Wasser und den Schwapper vom Verdeck des Royal George vertilgt.

In raschen schrillen Tönen klang die Commandopfeife und Signale schwirrten an den Masten hinauf, die sogleich von der bei weit größten Zahl der Schiffe erwiedert wurden. Dann wurden die Anker gelichtet und Segel auf Segel flatterten bald im Winde.

Unbeweglich hatte der Admiral eine zeitlang an der Ankerspille stehend, mitten im größten Haufen beobachtet wie seinen Befehlen Folge geleistet wurde. Dann gab er wie gewöhnlich das Kommando an den Schiffsmeister zurück und näherte sich der Kajütenthür, um einen vorläufigen kurzen Bericht über das Ereigniß an die höchste Admiralitätsbehörde am Lande, sowie an Lord Howe, der mit einer nach dem Terel bestimmten Flotte auf der Motherbank vor Anker lag, aufzusetzen und durch einen Schnellsegler abgehen zu lassen. Er hatte jedoch die Einfassung der Treppe noch nicht erreicht, als sich mit der Schnelle des Blitzes die dunkele Gestalt eines kolossalen Mannes vom Schiffsspiegel auf das Quarterdeck schwang,

Digitized by Google

und dort wie ein auf Beute lauerndes Raubthier, lautlos und unheimlich, den zwischen der Thür und dem Admiral befindlichen kleinen Raum einnahm.

Schon blitzte in der Faust dieses Sohnes der Finsterniß der gezuckte Mordstahl, während er sein überraschtes Opfer so fest am Halse umkrallte, daß jeder Laut unmöglich wurde, als Tatloo, der sich noch einmal nach der Ankerspille gewandt hatte, ehe er seinem Gebieter in die Kajüte hinabfolgte, die dem ersteren drohende Gefahr noch zeitig genug bemerkte, um mit der Schnelligkeit eines Tigers auf den Nacken des Mörders zu springen und das zum Stoß erhobene Messer mit einem gewaltigen Schlage zu Boden zu schmettern.

Mit grimmig funkelnden Blicken, denen eines Wüstenthieres zu vergleichen, dem durch einen stärkeren Nebenbuhler die Beute entrissen wird, starrte der Mörder den Neger an, doch nur einen einzigen flüchtigen Augenblick, denn schon im nächsten hatte er ihn gepackt und es entstand ein furchtbares Ringen zwischen den beiden an Kraft sich ziemlich gleich stehenden Männern. Dieser gewährte ein um so entsetzlicheres Schauspiel, als kein Laut über die Lippen der Kämpfenden flog. Man hörte nichts als das schwere Keuchen der Brust, während sie, in schlangenartigen Windungen sich umklammernd, im grimmigen Kampf auf Leben und Tod mit einander rangen.

Entsetzt sahen der Admiral und einige Offiziere, welche das Geräusch herbeigeführt hatte, auf die neue, so unerwartete Scene, als es Tatloo nach kurzem verzweifeltem Ringen gelang, das am Boden liegende Messer, nach welchem er gleich anfangs lüsterne Blicke geworfen, zu erhaschen und es zweimal, schnell hinter einander in die Gurgel des Gegners zu stoßen, während er dessen Kopf in unwiderstehlicher Gewalt mit dem linken Arme in rückwärts gebogener Lage hielt.

„Ha, gut getroffen, du schwarzer Sohn der Hölle, Sohn des Satans am Ende selbst!“ stöhnte der Verwundete, mit schwerem Fall zu Boden stürzend, während ein schwarzer Blutstrom der breiten Halswunde entquoll. „Also auch hier wird meine Rache vereitelt an dem Manne, den ich mehr hasse als den Tod! Was glotzt ihr mich an ihr erbärmlichen Wichte? Ja, du warst es doch, John Jerwis, verdammter Sohn eines Engländers, der mich in London den schönsten Verhältnissen durch den Paßgang entriß und mich an Bord des „Intenpid“ schleppen ließ; du warst es, der mich, den Sohn edler Väter, gleich einem gemeinen Verbrecher, für einen geringen Subordinationsfehler, wie du meinen Stolz nanntest, den du nicht zu beugen vermochtest, vor aller Mannschaft Augen auspeitschen ließest. Längst standest du im Buche meiner Rache verzeichnet. Wehe mir, daß mein Stahl dich nicht erreichte, die Sache auf der Flotte wäre auch jetzt vollbracht! Fluch dir und ganz England, und Allen, die in dem verfluchten Lande geboren sind! Mein rachedürstendes Herz muß unbefriedigt die letzten Schläge thun. Die Hölle ist gegen mich verschworen, die Teufel triumphiren. Glück und Segen über Irland, Erfolg seinen Söhnen bis in alle Ewigkeit! Kein Friede zwischen ihnen und England!“ Der erhobene Arm sank herab, die Stimme stockte, und das im Tode brechende Auge starrte glanzlos und grausig auf den mit dem hochgeschwungenen Stahl triumphirend über ihm stehenden Neger, der bald mit einem bedeutungsvollen Lächeln die zu seinen Füßen erstarrende Leiche, bald den Admiral anblickte, welcher sich jetzt dem Orte der blutigen That genähert und einen Blick auf den Todten geworfen hatte.

„Evans O'Neil *), der einäugige Quartiermeister!“ flüsterte er schaudernd — Bejahend nickte Tatloo mit dem Kopfe, während sich die dicken Lippen zu einem Grinsen verzogen, wodurch zwei Reihen blendend weißen Zähne, scharf und spitzig wie die eines Raubthiers, sichtbar wurden.

Behende, als habe er nur den Augenblick der Erkennung von Seiten des

*) Der Nachkommen eines alten irischen Geschlechts. Fand seine Frau als Leiche, wie er nach langer Abwesenheit zurückkehrte; seine einzige Tochter aus Mangel der Schande Preis gegeben. War einer der verwegensten Agenten der irischen Verschwörungen.

Digitized by Google

Admirals abgewartet, lud er den unter seinem festen Griff noch zuckenden Körper auf seine breiten Schultern und schritt gebückt unter der schweren Last dem Gangwege zu. Hier gab er seiner Bürde einen heftigen Schwung und im nächsten Augenblick begruben die Fluthen den Mann mit dem zerrissenen Herzen, dessen Schläge seit Jahren nur blutige Gedanken, sich und sein hartbedrängtes Vaterland zu rächen beflügelt, dessen Kopf fortwährend nur Mordpläne durchkreist hatten. Das wilde irische Herz stand still; die Fackel seines Geistes war erloschen, und die Wellen betteten seinen Leichnam als ihr wohlerworbenes Eigenthum auf dem tiefen, schweigsamen Meeresgrunde.

Das Admiralschiff hatte sich bald mit einem Walde von Segeln hinausgelegt. Nach einigen schwierigen Bewegungen, die jedoch mit einer Genauigkeit ausgeführt wurden, wie man sie nicht anders vom Royal George gewohnt war, gelang es demselben, den aufrührerischen Schiffen, welche die Rhede mit vollen Segeln verlassen hatten, bis auf eins, dessen leichter Bau es zum ausgezeichnetsten Segler in der Flotte machte, den Wind abzuschneiden. So sehr sich auch Parker bemühte, die nächste französische Küste mit den sie beschützenden Kreuzern zu erreichen, so sah er sich doch endlich genöthigt, weil Howe auch im Norden von Spithead den Ausweg an die holländische Küste gesperrt hatte, vor dem sich in seinen Weg legenden Linienschiffe von 120 Kanonen, das ihm bereits einige Kernschüsse aus den unteren Stückpforten gegeben, die Segel zu streichen.

Einige der mitverschworenen Engländer, überzeugt, daß ihnen jeder Weg zum Entkommen abgeschnitten war, bemächtigten sich Parkers, als er eben im Begriff war, mit Hülfe des von ihm zum zweiten Commandanten ernannten Irländers Tomkins, die schöne Najade in die Luft zu sprengen. So erkauften die Feigen durch einen zweiten Verrath nach kurzem Parlamentiren das eigene Leben, indem sie das Haupt der Verschwörung mit sechs seiner Vertrautesten an Bord des Admiralschiffes führten.

Als sich einige Stunden später die Sonne, glänzend wie man sie lange nicht gesehen, erhoben hatte, waren die Küsten von Portsmouth über Portsea und Monkton mit einer unübersehbaren Menge von Neugierigen bedeckt, die sich von dem Zustande der Flotte überzeugen wollten, nachdem die vielzüngige Fama noch ehe es völlig Tag war gemeldet hatte, daß der größte Theil, mit dem Royal George an der Spitze, unter dem Befehle der Aufrührer, mit vollen Segeln der französischen Küste entgegen eile.

Doch ruhig, als sei gar nichts feindliches geschehen, segelten sämmtliche Schiffe, bis auf die erwähnte Brigg, der es zu entkommen gelungen war, ihren alten Ankerplätzen zu, und die königliche Standarte wehte, stolz wie je zuvor von allen ihren Masten.

Während Lord Corhampton in Irland noch schwer mit Unterdrückung der Empörung kämpfen mußte, hatte die ungeheure That auf der Rhede von Spithead das volle Licht des Tages nicht erlebt. In düstere Nacht gehüllt, fast noch im Keime war das Verbrechen erstickt, wodurch dem stolzen Albion der Schimpf erspart wurde, Zeuge zu werden, wie einige Tausend seiner verblendeten Söhne im Stande waren, Ehre, König und Vaterland während einiger Stunden zu vergessen und zu verrathen!

Schaurig aber klang das Gerassel der schweren Ketten, mit denen Parker und seine Unglücksgenossen an den Hauptmast des Admiralschiffes geschmiedet, die letzteren fluchend, jener mit voller Ergebung die Gefährten tröstend, dem nicht zweifelhaften Ausgange ihres Schicksales engegen sahen.

Auch zu den Ohren eines schon ältlichen Mannes, der mit der Ruhe der Verzweiflung, in seiner Barke auf das Ruder gelehnt, zu dem stolzen Dreidecker aufsah, drangen jene schrecklichen Laute. „Du steckteſt deinen Flaggenstock zu hoch, du stolzer kühner Segler“ — murmelte er vor sich hin, — „glaubteſt dich als Retter des Vaterlandes zu Hohem berufen, und wirſt nun leider hoch und erhaben genug sterben für deine schöne Sache, während ich niedrig und unbemerkt auf

Digitized by Google

meinem Boote dahinschiffe und dem grünen Vaterlande in unscheinbarer Gestalt die wichtigsten Dienste oft auf sehr gefahrvollem Wege leiste. Armer Parker. — Ein Herz und zwei Arme weniger für die Erlösung des armen Vaterlandes!"

Eine Thräne, die sich unwillkürlich in seine Augen drängte, verlor sich in einer der vielen Furchen, die theils vom Alter, theils von den Beschwerlichkeiten der Berufsgeschäfte auf seinem ausdrucksvollen Gesichte gezogen waren. Aber ein lauter, sich aus seiner breiten Brust losringender Seufzer, der fast wie ein Schmerzensruf ertönte, erregte die Aufmerksamkeit einiger Leute in den dem seinigen nahe liegenden Booten, von denen fortwährend endlose Züge vom Lande herankamen und das Admiralschiff dicht umringt hatten. Schon weilten die theilnehmenden Blicke manches stolzen Briten, den die Neugierde herbeigezogen hatte, auf dem alten unbekannten Schiffer mit dem seltsamen Kummer im still ernsten Gesichte. Da zog er schnell sein Segel auf und leicht entschwebend wie die Seemove, schlüpfte die Barke von der erfahrenen Hand des fremden Seemannes geleitet von Welle zu Welle, bis sie in der Richtung von Portsea, im Glanze des ruhigen, von der Morgensonne hell spiegelnden Fahrwassers, unter dem Gewimmel der aus- und einfahrenden Segelbarken unter der Küste verschwand. Es war John Boyle, der berühmte irische Lootse, der unlängst erst die Flotte der französischen Invasionsarmee an die Küsten seines Vaterlandes geleitet und der auch jetzt sein Lootsenboot in der Nähe bereit hielt, um Parkers Unternehmen, wenn es glückte, durch seine genaue Kenntniß aller der den Kanal begrenzenden gefährlichen Klippen und Untiefen fördern zu helfen.

Die so glücklich abgewandte große Gefahr gab bald Europa hinreichenden Stoff zum Sprechen, zum Fragen und zum Denken. Besonders waren es außer Portsmouth auch die Hafenstädte der nahen Insel Wight, wo man mit um so größerer Spannung der Untersuchung und dem über die Hochverräther zu fällenden Urtheilspruche entgegensah, weil man viele Gründe zu haben glaubte, daß Parker nur den Namen als Anführer der Verschworenen auf der Flotte hergegeben, während es ein nach höherem Range strebender zurückgesetzter irischer Flottenofficier gewesen, der das Complott eigentlich geleitet hätte.

Der Tag des Gerichtes erschien. Hohe und niedere Officiere von sämmtlichen Flottenabtheilungen, sogar die Lords der Admiralität und die höchsten Behörden von Portsmouth und von Yarmouth waren am Bord des Royal George versammelt. Der Hochbootsmann Parker und seine Mitschuldigen wurden vom frühen Morgen bis fast zum Abend vernommen. Aber selbst bei den verfänglichsten Kreuzfragen, welche vom Kronanwalt den Gefangenen gestellt wurden, konnte man nichts anderes von ihnen herausbringen, als daß Parker — so erzählte man sich am Lande — der finstere Hochbootsmann des Najade, der Anstifter und Lenker des ungeheuern Unternehmens, keine geringere Absicht gehabt, als die Flotte von Spithead mit der französischen Küstenflotte zu vereinigen und damit zu Gunsten der irischen Independenten zu agiren, welche ihre Maßregeln in Uebereinstimmung mit den seinigen getroffen hatten.

Parker wurde jetzt von Vielen als ein Märtyrer für sein Vaterland betrachtet, den man nach dem Todesurtheil, welches unausbleiblich sowohl über ihn selbst als über seine Mitschuldigen ausgesprochen werden mußte, jetzt in demselben Maße bewunderte und bemitleidete, als man ihn am Tage der Entdeckung mit den schrecklichsten Verwünschungen überhäuft hatte. Indessen war die Mehrzahl der Engländer ja zu sehr von der Wichtigkeit ihrer Flotten überzeugt, manche auch von einem schon mit der Muttermilch eingesogenen Haß gegen Irland, das beklagenswerthe Schwesterland erfüllt, als daß die von dem Einzelnen gehegte Meinung nicht hätte von der allgemeinen Stimme erstickt werden sollen. So wurde endlich die Nachricht von dem über Parker ausgesprochenen Todesurtheile überall mit Befriedigung aufgenommen, wie es von dem angebornen Rechtsgefühl und von der Sympathie der Engländer für Alles, was mit der Flotte in Verbindung steht, zu erwarten stand.

Digitized by Google

Das Gewimmel um den Royal George hatte sich allmälig verloren. Das prächtige Schiff lag bei einer jetzt eingetretenen Windstille regungslos wie ein Riesenpallast auf der glatten Wasserfläche, die von der untergehenden Sonne beleuchtet, gleich einem Feuermeere zwischen den Küsten von England und dem malerischen Gestade der Insel Wight, fast lautlos dahinströmte. Sobald der Kanonenschuß, dessen Donner feierlich ernst von den Küsten widerhallte, mit dem Verschwinden des Tagesgestirnes das Aufhören des großen Dienstes auf der Flotte verkündet hatte, herrschte die tiefste Ruhe auf dem Admiralschiffe. Hätten es nicht die Schritte der auf- und niedergehenden Wachen verhindert, so würde man in der Nähe die ruhigen Athemzüge des Hochbootsmannes Parker vernommen haben, der dort, nachdem er einen Brief an seine Familie vollendet, worin er derselben den Ausgang des Unternehmens mit der ganzen Betrübniß eines irischen Patrioten und das ihm bevorstehende Todesloos anzeigte, so ruhig, als läge er in seiner Hängematte auf der Najade, entschlummert war. Die auf seinem Gesichte scharf ausgeprägten Züge, die hohe Stirn, die nur spärlich vom dunkeln Haar beschattet eine tiefe Narbe zeigte, die quer darüber hinlief, verlieh ihm einige Aehnlichkeit mit dem Heldengesichte eines alten Römers, dem der Gedanke für das Vaterland zu sterben, die Glorie verliehen hatte, die man auf dem classischen Boden von Italien, in den unschätzbaren Kunstsammlungen, welche die Großthaten der Vorväter in so erregenden Darstellungen auf die Nachwelt gebracht haben, so oft zu bewundern Gelegenheit hat. — —

Einige Tage später war die weite Rhede mit Booten, Schaluppen und kleinen Fahrzeugen, die mit Menschen jeden Alters und Standes oft bis zum Sinken überfüllt waren, so weit das Auge reichte, bedeckt. Am dichtesten und belebtesten war dieses Gewimmel in der Nähe des Dreideckers, welcher vom königlichen Beherrscher des schönen von der blauen Meeresfluth umgürteten Inselreiches den Namen führte. Sämmtliche Schiffe der Flotte hatten die Flagge am halben Maste aufgezogen, während vom Hauptmaste des Royal George, neben dem königlichen Banner, eine große schwarze Flagge niederwallte, die ab und dann von einem leichten Luftzuge bewegt, mit schaurigem Rauschen das hohe Verdeck des Kriegsschiffes erfüllte, auf welchem Matrosen und Marinesoldaten in Parade aufgestellt waren.

Kein Laut verrieth das Dasein einer so zahlreichen Versammlung; kein Commandowort, kein Ton der Bootsmannspfeife unterbrach die dumpfe Stille, welche unter den Soldaten und Matrosen auf dem Schiffe herrschte, oder die ängstliche Erwartung in den Zügen der Zuschauer in den Fahrzeugen, welche den Royal George in angemessener Entfernung fortwährend umkreisten.

Da donnerte aus einem der schwersten Geschütze des Admiralschiffes das verhängnißvolle Signal zum Beginne der schrecklichen Feierlichkeit. Sein dumpfes und über die Rhede lang nachhallendes Rollen machte einen um so tieferen Eindruck, da unerachtet der Menschenmenge in den Fahrzeugen, womit das Meer bedeckt war, eine so tiefe Ruhe herrschte, daß man das Rauschen des Wassers am Kiele jedes neuen Fahrzeuges vernahm, welches sich noch bemühte in dem zweiten, das Linienschiff umgebenden Kreise, einen Platz zu gewinnen. Sobald sich der Rauch, der sich gleich einer schweren Gewitterwolke über die zitternde Meeresfluth wälzte, verzogen hatte, sah man von jedem der vor Anker liegenden Kriegsschiffe stark bemannte Boote unter schwarzer Flagge heranziehen, die in wenigen Minuten zu einer kleinen Flotille vereint, den engern Ring innerhalb des großen Kreises bildeten, den die Fahrzeuge von der Küste um den Royal George gezogen hatten. Indessen vernahm man außer dem mit dieser Bewegung verbundenen, durch das Wasser verursachten Geräusch keinen anderen Laut, als etwa einen Seufzer aus der Brust eines wettergehärteten Seemannes zwischen dem Rauschen der um den Kiel des Linienschiffes hingleitenden Wellen.

Endlich hörte man einen kurzen Trommelwirbel; die Schiffsglocke läutete in dreimal wiederholten längeren Pulsen, und — Parker, der Hochbootsmann von der

Digitized by Google

Najade, trat hoch und stolz, seine Mitschuldigen sämmtlich überragend vor seine auf dem Quarterdeck versammelten Richter. Rasselnd fielen die Ketten, mit denen die Gefangenen gefesselt waren, und schaudernd fuhren bei diesem Geräusch die in den nächsten Fahrzeugen befindlichen Zuschauer zusammen.

Parker warf einen durchdringenden Blick auf die vielen das Schiff umringenden Fahrzeuge; dann trat er entblößten Hauptes, aber mit fester Haltung ganz dicht vor die zum letzten Spruch versammelten Richter, die ihm alle während seiner langen bis dahin ruhmvollen Dienstzeit bekannt waren. Auf das gegebene Kommando präsentirten die Marinesoldaten das Gewehr, die Matrosen nahmen die Hüte ab. Nach herkömmlicher Form wurde das Verbrechen noch einmal vorgelesen, und schließlich auch das öffentliche Geständniß noch einmal gefordert.

Der zu beobachtenden Form leistete Parker ein schnelles Genüge. Er erklärte mit lauter Stimme, daß er des angeschuldigten Verbrechens schuldig und nach bestehenden Gesetzen den Tod verdient habe. Dann verneigte er sich vor dem Admirale und den Offizieren und begrüßte freundlich die ihm zunächst stehenden Kameraden, denen die Thränen in den Augen standen, durch ein vernehmliches „Lebt wohl, meine Freunde, Gott behüte euch Alle bis zu eurem letzten Lebenstage!“

Nach einem kurzen Blick, den er unter einem schmerzlichen Lächeln auf die große Raa warf, an der er in einem der nächsten Augenblicke, zwischen Himmel und dem Schiffsverdeck schwebend, den kühn strebenden Geist verhauchen sollte, reichte er denen seiner alten Freunde die Hand, die bestimmt waren das traurige Werk an ihm zu vollziehen. Zuletzt aber wandte er sich mit den Worten an den Admiral: „Verzeiht mir die That, Mylord, sowie sie Gott mir verzeihen wird! Was ich auszuführen gedachte, galt nicht Euch, Graf von St. Vincent, nicht Euerem, nicht dem Leben von Britaniens größten Seehelden! Nein Mylord! sie galt Irland, meinem theuren Vaterlande, dem Heimathsherde, der Freiheit meiner unglücklichen Landsleute. Das Wort eines Sterbenden möge Euch Bürge sein für die Wahrheit meiner Rede!“ — Der Admiral reichte Parker die Hand mit der Versicherung seiner völligen Vergebung; dann wandte er sich zu den Umstehenden mit den Worten: „Schade, daß solch ein Herz auf diese Weise gebrochen werden muß*)!“

Da schwirrten die Kloben „Irland für immer!“ war Parkers letzter Ruf. Wenige Minuten später hatte er aufgehört unter den Lebenden zu sein. Offiziere, Matrosen und Soldaten beteten für seine Seele.

Unerschrocken, doch ohne ein Wort zu verlieren, erlitten die Anderen den Tod. Nur Tomkins rief Irland ein Hoch, indem er beide Arme nach Westen hin ausbreitete, als schon die Schlinge um seinen Hals gelegt war.

„Keiner von ihnen allen war, was man im Leben gewöhnlich einen Schurken nennt“, sagte der Admiral, indem er abgewendet von dem gräßlichen Bilde, den Befehl zur Entlassung der Mannschaft ertheilte; „welche große Vaterlandsliebe wohnte in diesen starken Herzen! So sah ich noch fast alle Irländer sterben. Wahrlich, das arme Volk verdiente glücklicher zu sein!“ —

Die starren Leichen schwebten, schaurig von dem Luftstrom geschaukelt, über den Fluthen. Die Zuschauer, viele von ihnen mit Bewunderung von Parker's heroischer Vaterlandsliebe erfüllt, kehrten langsam an die Küste zurück, um den ihrigen in Portsmouth und Portsea, in Gosport und Newport und weithin bis zu dem noch ferneren Gestade zu erzählen, daß es so gut unter den Irländern, als unter den Engländern Männer gebe, denen man Charaktergröße nicht absprechen könne.

Nur ein kleines Fahrzeug mit einem einzelnen Seemanne darin, den man in diesen Tagen schon öfters in der Nähe des Schiffes bemerkt haben wollte, war zurückgeblieben. Es war wiederum John Boyle, der mit der Mütze in den gefal-

*) Die eigenen Worte des Admirals, mir von einem alten Invaliden Seemanne im Greenwichhospitale mitgetheilt.

Digitized by Google

teten Händen hinaufrief: „Gebt mir Parkers Leiche, ihr Herren, bittet auch ihr darum, ihr Burschen, die ihr im Leben seine braven Kameraden gewesen, die ihr ihn jetzt zum Tode begleitet habt. Parker ist ein vieljähriger Freund und Verwandter von mir, ich möchte ihm in dem Lande, für welches er gelitten, das Grab bereiten helfen.

Mitleidig und theilnahmvoll bei diesem unverkennbaren Zeichen von Liebe, befahl der Admiral, ohne weiter nach dem Manne zu fragen, dessen wiederholten Bitten genüge zu leisten. Parkers Leiche wurde behutsam in das Fahrzeug hinabgelassen, wo der Alte sie empfing und die gebrochenen Augen des Todten, den er in seinen Armen hielt, zudrückte, während er ein kurzes Gebet vor sich hinsprach. Dann breitete er ein Segel darüber, und hißte zugleich mit dem Segel am kleinen Mast einen schwarzen Wimpel als Zeichen seiner traurigen Ladung. Dann steuerte er, sich fern von der Küste haltend, in's offene Meer hinaus, das ruhig wie am Morgen ihm freie Bahn gewährte. In Irland übergab er die Leiche der trauernden Familie, die sie nach Landesgebrauch mit großem Gepränge, unter einem Gefolge von vielen Klageweibern und den Männern der umliegenden Gemeinden zu Pferde, auf dem Gottesacker zu Kilmaine zur Erde bestattete. John Boyle aber ging mit seiner Barke hinüber an die französische Küste, und nie hat man seitdem wieder vom alten Lootsen gehört.

Meine Wege sind nicht Eure Wege und meine Gedanken nicht Eure Gedanken, spricht der Herr.

Eine Geschichte aus der Franzosenzeit, da sie anfing.

Von W. O. v. Horn.

I.

An das Wort des Propheten, welches ich über diese Geschichte geschrieben habe, bin ich allemal recht lebhaft erinnert worden, wenn ich an den Müller Petermann dachte, und wie er's trieb und wie es ihm ging, als in den Neunziger Jahren die „Grundelcher" kamen, wie die Hunsrücker die Franzosen nannten.

Des Petermanns Mühle war eine der schönsten, die jemals ihre zwei Gänge vom reichlichen Wasser treiben ließen. Sie lag im Thale und das war schmal, aber sein Wiesengrund war herrlich, und alle diese Wiesen waren sein alleiniges Eigenthum geworden, seit der, der droben in dem kleinen Mühlchen wohnte, dessen Rädlein ein Seitenbach, der Sporbach genannt, trieb — wenn er Wasser hatte — nach und nach verarmt war und endlich starb. Dem hatte er eine Wiese nach der andern abgekauft und einen Acker nach dem andern — bis nur noch ein Wieschen am Häuslein übrig blieb und ein Aeckerchen und das Mühlrädlein stille stand und verfaulte. —

Da war er allein Hahn im Korbe und trug den Kopf noch einmal so hoch, als zwanzig Jahre früher. Da fuhren seine krachenden Wagen mit den muthigen Braunen alle Woche an die Mosel, beladen mit Säcken weißen, schönen Mehles, das er ausborgte, bis der Herbst kam, wo er dann schier Säcke voll harter Thaler heimbrachte und zu fragen Lust hatte: Ist die Welt nicht feil? —

Die zwei Rappen zogen daheim den Pflug, den sein Sohn Peter führte, oder, wenn der einmal auf die Jagd ging, einer der Knechte.

Ging die Magd Dinstags auf den Wochenmarkt in die Stadt, so konnte sie kaum die Last der goldgelben Butter tragen, die schon, weil die Petermanns als eine sehr reinliche Frau bekannt war, von den reichen Leuten bestellt war, daß das Mädchen gar nicht auf Käufer zu warten brauchte, noch weniger sich auf den Markt stellte.

Ging dem Müller einmal das eigne Korn aus, so fuhr er mit seinen vier Pferden und zwei Wagen in die Stadt auf den Fruchtmarkt und brachte Vorrath

Digitized by Google

für lange Zeit heim. So wuchs sein Reichthum von Tag zu Tag und er war in seinem Thale allein Herr — denn das Kirchdorf, zu dem er gehörte, lag ziemlich eine Viertelstunde weit ab.

Und die Mühle war ein Prachthaus, mit der Oelmühle dran, und den zwei Scheuern, den Ställen und dem hübschen Garten. Hinter der Mühle stieg die Höhe an und bald erreichte man den Wald. Unter der Mühle weitete sich das Thal aus, und da lag Petermanns Ackerland zusammengeschlossen, das fruchtbarste weit und breit auf dem Hunsrücken.

So ein Anwesen gab es auf dem weiten Hunsrücken nicht mehr und das wußte Petermann wohl und war nicht wenig stolz drauf.

Wo alles glückt, da wird der Mensch selbstgerecht und hochmüthig; wo der Wohlstand gleichsam von selbst zunimmt, da kümmert sich der, dem er zufließt, nicht mehr um andre Leute und wird hart und eigensinnig. Er macht's, wie er will und damit ist's Recht. So war's halt bei dem alten Petermann nach und nach geworden. Sein Wille war sein Gesetz. Dem mußte blind unterthan sein, wer mit ihm leben wollte, sonst gings durchaus nicht. —

Er selbst arbeitete nicht mehr viel, ob er gleich mit fünfzig Jahren noch so rüstig war, wie mit Vierzigen. Seine Mühlsteine schärfte er noch selbst, denn das machte ihm kein Anderer recht, nicht einmal der Peter, sein Sohn. Dann sah er eben nur überall nach und damit that er mehr, als wenn er selbst gearbeitet hätte. Wenn er aber so draußen nachsah, ob die Wiesen gewässert wären im Frühling, oder ob das Gras zur Maht reif wäre im Sommer, oder ob der Grumet zu mähen wäre im Herbste; wenn er den pflügenden, säenden Knechten, den Schnittern oder den Heimfahrenden nachsah — dann begegnete es ihm, daß ein Häslein vorüber sprang, daß eine Schnepfe dahin strich, daß eine Kette Hühner aufstieg, und die Lust zur Jagd erwachte in ihm. Von da an wurde er ein eifriger Jäger und sein Schuß war sicher. Die nächste Folge war, daß er eine Reihe prächtiger einläufiger und Doppelgewehre hatte, prächtige Jagd- und Hühnerhunde, und daß das seine Erholung und Freude war. Kisten und Kasten im Hause waren voll und das baare Geld ging nicht aus und lag oft zu Hauf in der Kiste. Was brauchte er zu knickern?

Petermanns Frau war das Gegentheil von ihm, eine stille, fromme, treue Seele, der Armen Hort; rührig im Hause vom Morgen bis zum Abend. Sie war jünger als er und eine behäbige, noch immer hübsche Frau. Zwei Kinder waren ihnen von vieren geblieben, Peter, ein junger Mensch von 17 Jahren, stark, kräftig und schön, wie sein Vater, der auch ein schöner Mann war; aber auch in andern Stücken dem Vater ziemlich nachahmend. Käthe, die Tochter, zählte 18 und war ein schönes, der Mutter ähnliches, sanftes Wesen.

Das Leben im Hause war nicht gerade zu rühmen. Des Alten Liebhaberei war es, Alle mit Poltern unter einander zu jagen. Viel Liebe erwies er Weib und Kindern nicht. Desto inniger hingen diese an der Mutter, die das reichlich ihnen ersetzte, was der Vater schuldig blieb. Zum Vater war die Liebe nicht sehr groß, desto größer die Furcht vor ihm und seinem Jähzorn. Das Gesinde mußte auf's Commando gehorchen, wie Soldaten. Daran waren sie gewohnt und ließen es sich gefallen, da der Lohn gut war, nicht über Gebühr ihnen zugemuthet wurde und sie gehalten waren wie Glieder der Familie, ja mehr noch, wie Kinder des Hauses, wenn sie sich durch Treue einmal die Liebe erworben hatten.

Ich habe aber schon des kleinen Mühlchens droben im Seitenthälchen gedacht, das nur noch ein Wieschen und ein Aeckerchen hatte; deß Mühlrad verfaulte, dessen Mühle nicht mehr klapperte, seit der Müller todt war, dessen Gelände in Petermanns Hand gekommen war, durch ehrlichen Kauf.

Ja, ja, der Fuß des Unglücks ist breit und tritt rack darnieder. Das hatte der arme Bender und seine Familie erfahren. Jetzt wohnte seine Wittwe mit ihrer Tochter darin und die Noth, die scheu an Petermanns Mühle vorüberging, kam in ihr Häuschen und wurde oft seßhaft darin auf lange. Wenn aber in

Digitized by Google

Petermanns die rechte Liebe fehlte, deren Hauch ist wie Frühlingswehen, so war sie hier zu Hause.

Droben im Häuslein der Wittwe Bender, wo Niemand wohnte als die Wittwe und ihr liebliches Kind, die junge Martha, da war ein recht gottesfürchtig Leben; eine Eintracht, die nie gestört wurde, eine Liebe, die nicht zu erschöpfen war. Man hörte da nie ein hartes Wort, und das Gebet und das Wort Gottes wurde niemals vergessen.

Man hörte fast kein lautes Gespräch, denn, da das Neckerchen nicht zum Leben ausreichte, das Wieschen nur zwei Geisen nährte, wenn das Heckenlaub dazu kam, so mußte gesponnen werden. Mutter und Tochter spannen aber auch einen Faden, so wundersam fein, wie ihn auf hundert Stunden Niemand fertig brachte. Das wußten die Hausfrauen in der Stadt, die ihnen Jahr aus, Jahr ein zu spinnen gaben, und für das Pfund sechs Kreuzer mehr bezahlten, als Andern, deren Gespinnste gegen das ihre nur Getrolle war.

Die zwei Mühlen waren die nächsten, ja die einzigen Nachbarn; aber seit die drei jungen Leute die Kinderschuhe ausgetreten hatten, war's um Vieles anders geworden. Früher suchten sie sich auf und Petermanns Kinder waren den halben Tag droben in Benders; als sie zur Schule gingen, rief Martha jeden Morgen die Kinder ab und erhielt dann jedesmal von Frau Petermann ein Stück Butterbrod zusammengelegt, wie ihre Kinder auch. Das that sie aus reiner Liebe und Mitleid mit Martha, denn sie wußte, daß oft droben im Mühlchen das Brod fehlte und sie hatte das Kind lieb. Als wilder Bub war wohl auch der Peter später noch einmal heraufgekommen, wenn er Haselnüsse brach oder Vogelnester suchte. Dann jagte und hetzte er allemal Martha's Geisen und suchte das Mädchen damit zu ärgern. Wenn Käthe Sonntags Nachmittags zu Martha ging, dann kollerte der Vater immer darüber, und meinte, sie sollte sich zu ihres Gleichen im Dorfe halten. Da aber die beiden Mädchen Ein Herz und Eine Seele waren, so sahen sie sich heimlich desto öfter und gar manchen schweren Korb mit Butter, Milch, Mehl, Eiern und Brod trug, auf der lieben Mutter Geheiß, Käthe heimlich hinauf, daß nicht die Noth einrisse und der Mangel sie drücke. Das war Käthe's größte Freude und nie war sie fröhlicher, als wenn sie von solch' einem Samaritergange zurückkehrte.

Peter kam später nie oder doch sehr selten in's Mühlchen, und nur dann redete er einmal mit Mutter Bender oder Martha freundlich, wenn ihn sein Jagdweg vorüber führte. Das war Alles — und wenn er mit Marthe ein paar Worte wechselte, so war er ordentlich verlegen und schüchtern, was doch sonst seine Weise nicht war. Martha sah ihm dann geschämig nach, so lange sie ihn sehen konnte. Sie seufzte dann leise und sagte zu sich: Wie ist es doch anders geworden, seit wir zusammen spielten! —

Der Peter ging dann auch in seinen Gedanken dahin und meinte, die Martha werde doch alle Tage schöner. Es sei nur Schade, daß sie — arm sei und nicht einmal zum Tanze komme. Wenn sie so federleicht dahin ging, sollte man spüren, sie müßte prächtig tanzen. Flog aber dann ein Feldhuhn auf, so waren solche Gedanken rein weg — wie er sich denn überhaupt um die Mädchen wenig kümmerte. Wenn Käthe, die am Sonntage oft auf weiten Umwegen zu ihrer lieben Martha schlich, sich oft über ihn beschwerte und klagte, er werde doch alle Tage dem Vater ähnlicher im Thun und Lassen, dann vertheidigte ihn Martha und meinte, es stecke zu viel vom lieben Mutterherzen in ihm, als daß er hart werden könne und hoffärtig. Sie sagte nicht: wie der Vater, denn sie fühlte es tief, daß sie dann etwas gethan haben würde, was sie vor Gott nicht verantworten könnte, nämlich dem Kinde gegenüber vom Vater Ungleiches reden.

Wer in das Herz hätte sehen können, würde nicht lange im Zweifel gewesen sein, daß die Liebe zum Jugendgespielen im Herzen geblieben und nur stärker und tiefer gewurzelt habe. —

Martha, die des alten Petermanns Abneigung gegen sie kannte, ob sie sich

Digitized by Google

gleich den Grund nicht klar zu machen vermochte, betrat die Mühle nie, und suchte sich den Blicken des Müllers zu entziehen. Selbst in der Kirche saß sie mit ihrer Mutter ganz hinten, nahe der Thüre, wo er sie nicht gewahren konnte. Den Kirchweg an der Mühle vorüber ging sie nie, sondern einen Pfad, der durch ein Thälchen jenseits des Petermanns Mühle führte und näher war, und wenn sie in die Stadt ging mit ihrem Gespinnste, so schlug sie den Weg durch den Wald ein, der freilich ein Umweg war; aber sie war jung, was that da eine viertel oder halbe Stunde um? —

Sie konnte nicht sagen, daß sie eine Abneigung gegen den Müller trüge. Er hatte ihrem Vater das Gut abgekauft, aber geknausert hatte er nicht, es ihm auch nicht, wie die Leute sagen: abgerammscht, sondern ehrlichen Handel gemacht und ehrlich und nach Werth bezahlt. Dennoch mied sie ihn, weil sie wußte, daß er nicht wollte, daß seine Kinder ihr Häuslein betreten sollten, und sie daraus auf eine Abneigung schloß — die nicht eigentlich da war, sondern die Quelle in Petermanns Seele war Hochmuth und nichts Anderes.

Das Häuslein oder das ehemalige Mühlchen am Sporbach, so hieß nämlich das Bächlein, das das Mühlrad treiben sollte und doch im Sommer nicht trieb, ohne daß geklaust wurde, lag an einem zu Tage tretenden Grauwackenfelsen, die überhaupt hier aufstrebten, wenn auch nicht sehr hoch. Sie traten hinter dem Mühlchen ganz enge zusammen und nur das armselige Bächlein konnte sich hindurchdrängen. Vor dieser Schlucht lag die Klause, oder vielmehr der kleine Tümpel, darinnen sich das Wasser sammelte. Diese Klause hatte eine Schleuse, die nun aber nicht mehr gebraucht wurde, weil überhaupt das Mühlchen stille stand. Diese Klause schloß, wenn man den Steg wegnahm, vollkommen die Schlucht ab, hinter welcher der Fels eine Nische bildete und in und durch diese Nische ein Schattenplätzchen mit einem Stücke Wiese davor, rings von Niederwald umgeben, der an der Höhe hinanstieg, ein Schattenplätzchen, wie es sich kaum schöner, stiller, einsamer die Einbildungskraft denken konnte. Vom Häuschen aus ahnete keine fremde Seele sein Dasein. Da spielten die Kinder oft halbe Tage hindurch ganz ungestört, und Martha's Vater, der Sinn für Etwas der Art gehabt, pickelte oben, etwa in Manneshöhe, Fugen in den Fels, legte Querbalken drauf und schützte dadurch, daß er auf diese Querbalken sein Reisig setzte, wozu ihm in dem Mühlchen der Raum ohnehin gebrach, auch selbst das Plätzlein vor Regen. Er dachte nicht daran, daß hier einst ein Zufluchtsort der Seinigen sein sollte bei drohender Gefahr. In dem kleinen Thalkessel vor dem „Plätzchen", wie es die Kinder nannten, weideten Martha's Geisen oft Tage lang alleine und es war keine Gefahr, daß sie sich verliefen, weil sie das, der ringsum mauergleich ansteigenden Felsen wegen, nicht wohl konnten, und ohne daß ihnen auch ein Uebel begegnen konnte.

Unter dem Dache in dem „Plätzchen" lagen Steine zum Sitzen und gar manche stille Stunde saßen in den Sommertagen hier Mutter und Kind mit ihren Spinnrädern, wenn die Sonne den Aufenthalt im Mühlchen, das gegen Süden lag, unausstehlich machte; und hier suchte sie Petermanns Käthe, wenn die Thüre des Mühlchens fest verschlossen war, und fand sie allemal sicher.

II.

Zu der Zeit, als die Franzosen aus ihren Grenzen herauszubrechen drohten, Freiheit und Gleichheit im Munde und das Verlangen nach fremdem Gute im Herzen, war im Lande große Angst und die alleine wohnenden Leute, auf Mühlen und Höfen fühlten sie doppelt. Jedermann suchte das Seine, wie viel oder wie wenig es war, zu sichern. In vielen Häusern waren Verstecke, sogenannte „heimliche Gemächer." Die wurden dann vollgepropft mit Kisten und Kasten. Das Geld, wer dessen hatte, wurde entweder in diese heimlichen Gemächer gebracht, oder in die Erde vergraben, und dann erwartete man mit größerem Muthe das drohende Unwetter, das mit Macht und bald genug hereinbrechen sollte.

Auch Petermanns hatten ein solch heimliches Gemach, das freilich etwas hoch

Digitized by Google

im Hause, aber so verborgen lag, daß auch der allerfeinste Spürhund von Franzose es nicht entdecken konnte. Als dann alles Werthvolle dort untergebracht war, sahen sie der Zukunft mit weniger Angst entgegen; Petermann aber mit Zorn und Unmuth. Kein grimmigerer Franzosenfeind zwischen Rhein und Mosel war aufzufinden, als der alte Petermann. Er fürchtete sich nicht, denn er sagte, wenn sich Grundelcher in das Mühlenthal verirren sollten, dann würde er seine Knechte mit seinen Flinten bewaffnen, auf der Höhe hinter dem Hause sie erwarten, wo sie dann sehen würden, wie ein freier Mann sie empfange. Daß das keine leeren Worte waren, wußte Jeder, der den eigensinnigen Trotzkopf kannte. Wollte ihn Jemand wohlmeinend warnen, dann wurde er nur noch hartnäckiger und wilder. Er sorgte in der Stille für Pulver und goß oft und halbe Tage lang Kugeln mit sichtlichem Behagen, denn es war ihm mit seinen Reden Ernst.

Die Armen im Mühlchen am Sporbach hatten auch ihre Sorgen, denn es war kein Winkel zum Verbergen im Häuschen. Martha fand allein Rath. Sie packte alle Habe in drei Kisten, welche sie aus besseren Tagen noch besaßen, und schaffte diese mit der Mutter Hülfe in das „Plätzchen" und stellte sie an die Felswände an. Im Hintergrunde wurde Raum für das Bett gelassen. Kartoffeln hatte sie auch schon untergebracht und so konnte jeden Augenblick der Feind kommen. Die letzte Hand war schnell daran gelegt. Die Vorsichtige hatte selbst trockenes Holz dort aufgeschichtet und Kochgeschirre dort untergebracht, wenn es etwa lange dauern sollte.

Marthe war an dem Tage, wo endlich der gefürchtete Feind kommen sollte, noch in die Stadt geeilt, hatte das vorräthige Gespinnst abgeliefert; hatte für das erlöste Geld Brod und andere Lebensmittel gekauft und eilte wieder heim. Sie hörte schon in der Ferne das Gewehrfeuer und das Donnern der Kanonen, und die Angst beflügelte ihren Fuß auf dem Heimwege. Sie kämen vom „Stumpfen Thurm" her in mächtigen Schaaren, wie Sand am Meer, sagten die angsterfüllten Leute.

Die Mutter erschrack, als die sonst so blühende Marthe hereintrat, und ihr blühendes Gesichtchen einem Leichenantlitze glich.

Was ist dir, Kind? rief sie die Hände ringend.

Sie sind da, Mutter, und unser Elend wird nun anheben. Die Rothmäntel machen sich so schnell als möglich aus dem Staube. Ich habe sie gegen den Rhein abziehen sehen, ich habe das Feuern gehört. Gott erbarme sich unserer!

Da erschrack denn auch die Mutter.

Kaum gönnte sich Marthe die Ruhe der nothwendigen Erholung. Sie eilte sogleich an's Plätzchen und fing an zu bauen. Sie hieb mit der Hacke Rasenstücke ab, warf das Reisig von dem Wetterdache herab und deckte das Dach mit den abgelösten Rasenstücken so sorglich, daß kein Thau, kein Regentropfen durchsickern konnte. Dann legte sie laubiges Reisig darüber und dann erst das in Bündel gebundene Reisig, das man im Lande „Wellen" nennt. Das trat sie so fest zusammen, daß es dichter war, als das alte Strohdach auf dem Mühlchen. Dann wurde Alles, was beweglich war, in das Plätzchen geschafft und selbst das Bette dahingebracht.

In einem Winkel, weiter hinten, hatte sie eine Feuerstelle bereitet; durch drei eben zusammenlaufende Stangen, deren unteres Ende sie in die Erde rammte, der alten Höhle eine feste Stütze bereitet, und nun sagte sie: Liebe Mutter, laßt nun im Gebete uns Gott befehlen.

Zieh' ich heute Abend den Steg weg, so schlafen wir so sicher, wie in einer Burg! —

So war es aber auch wirklich, und des Mädchens erfinderischer Geist, der so sicher das Richtige traf, verdiente alle Bewunderung. Hier waren sie sicher; hier suchten sie die Franzosen nicht, und wenn sie sie hier gesucht, sie hätten sie nicht gefunden.

Drunten in Petermanns Mühle war die Kunde auch schon angelangt, und

Digitized by Google

bestimmter noch, daß sie nämlich schon in die Stadt eingerückt seien und Alles ausgeplündert hätten, wobei es an rohen Gewaltstreichen nicht gefehlt habe.

Wo sind denn die Rothmäntel hin, die das Land schützen sollten? Haben ihre Haut in Sicherheit gebracht, das feige Gesindel. Da müssen wir uns selbst vertheidigen! sagte Petermann mit verbissenem Grimme.

Ihr Weibsleute, sagte er zu seiner Frau, seiner Tochter und den Mägden, Ihr nehmt Euch Lebensmittel mit und macht Euch, sobald der Tag grauet in den Wald. Sucht Euch im Hasenschlage einen Versteck, da ist's so dicht, daß Euch Niemand dort sucht.

Und was wirst du und Peter thun? fragte das sanfte, bebende Weib, das kaum wagte, laut zu reden.

Was unsere Schuldigkeit ist, sagte scharf der Alte. Den Ton kannten sie Alle genau, und wußten, daß dann Schweigen das Nothwendige war.

Kein Auge fand den erquickenden Schlaf in dieser Nacht der Sorge und Angst. Petermann überdachte seinen Feldzugsplan, denn es war sein fester Wille, Widerstand zu leisten mit gewaffneter Hand. Der trotzige Mensch, dem bis heute Alles geglückt, Alles gelungen war, was er begonnen, war in seiner Beschränktheit überzeugt, die Franzosen würden, auf den Widerstand stoßend, sogleich Reißaus nehmen und er so sich die Sicherheit erringen, die er wünschte. Es war eine heillose Verblendung des Mannes und die, welche ihm so gerne die besseren Wege gezeigt, durften nicht und ebenso wenig wagten es die Knechte.

Der Thalgrund, darinnen Petermanns Aecker und Wiesen lagen, bildete ein weites Becken, das etwa eine Viertelstunde unter der Mühle sich wieder verengerte und in eine schmale Schlucht verlief, die zu beiden Seiten Höhen und Wald hatte. In der Thalsohle lief neben dem Bache der Weg hin. Diese Thalschlucht bog fast im rechten Winkel von dem Thalkessel ab, wo die Güter des Müllers lagen. Diesem spitzen Winkel gegenüber war dichter Hochwald, und hier hatte sich Petermann seine Stellung ausgesucht. War er, Peter und die drei Knechte hier hinter den Bäumen postirt, so beherrschten sie den einzigen Zugang zur Mühle und ihre Kugeln bestrichen den Weg. Die drei Knechte waren leidliche Schützen. Er und Peter fehlten fast nie.

Kaum graute der Tag, so brachen die weinenden Frau auf, sich dem Befehle gemäß in dem Walde einen Versteck zu suchen. Wie es der Müllerin und Käthen war? — Anders nicht, als schieden sie von Gatten und Kind, von Vater und Bruder für diese Welt; der Müller that in seiner harten, rauhen Weise den Abschied kurz ab. Aber als das geängstete Weib auf der Höhe stand und unter sich die Mühle liegen sah, da fiel sie jammernd auf ihre Kniee nieder. Eine bange Ahnung weissagte ihr Unglück und in heißen Thränen flehte sie um gnadenreiche, wenn auch unverdiente Abwendung desselben. Sie rang mit dem Schmerze und konnte seiner nicht Herr werden. Es war ihr, als müsse sie zurück, an ihres Gatten Seite, wo der Gattin gottgebotener Platz ist; aber ach, sie kannte des Müllers wildauflodernden Zorn; sie kannte seine Härte, seine Unbeugsamkeit, seine Selbstüberschätzung und nur für ihn flehte sie um verschonende Gnade.

Armes Weib! Es war ihr schwerster Lebensgang heute, wo sie den Gatten in Gefahr wußte und doch nicht um ihn sein durfte. Käthe, die ganz fühlte, wie es der Mutter war, tröstete sie mild und gläubig, und zog sie endlich von der Stelle tiefer in den Wald.

Während das auf der Höhe hinter der Mühle geschah, schritten die fünf Männer schon den Pfad am Waldsaume hin zu der Stelle, die Petermann nicht zweckmäßiger hätte wählen können.

Es wurde indessen hoher Tag und nichts regte sich. Da hörte man in einer ziemlichen Entfernung Schüsse fallen. Es waren ihrer aber Wenige und es wurde stille.

Oben auf der Rheinhöhe lag ein Dorf, wo die abziehenden Rothmäntel, Oesterreichische, sogenannte „Grenzer" noch einmal Halt machten, ehe sie das linke

Digitized by Google

Rheinufer in dieser Gegend preisgaben; denn eine kleine Abtheilung hatte sich verspätet oder verirrt, die erwartet werden sollte.

Diese aber gerade war es, die mit den französischen Vorposten in ein Scharmützel gerieth, aber möglichst schnell den Wald zu gewinnen suchte, um, sich auf ihren Haupttrupp zurückziehend, sich vor dem stärkeren Feinde zu retten.

Der Offizier, welcher die französische Vorhut befehligte, mußte eine sehr genaue Kenntniß der Gegend oder eine sehr gute Karte haben, denn sonst hätte er nicht wissen können, daß, wenn er einen Trupp seiner Leute durch das Thal sendete, und sie hinter Petermanns Mühle den Weg nach dem Kirchdorfe fänden, alsdann die Möglichkeit sei, den feindlichen Nachzüglertrupp gefangen zu nehmen.

Ein Bauer, den man im Walde fand, mußte als Bote mit und so zogen zwanzig Mann in die Thalschlucht eilig hinein, die Alles aufboten ihren Zweck zu erreichen.

Stille sein ist der Franzosen Art und Liebhaberei nicht. Er muß parlirt werden, selbst auf die Gefahr hin, sich Nachtheile zu bereiten. So parlirten denn auch diese und ziemlich laut. Petermanns scharfes Ohr unterschied schnell, was er hörte.

Macht Euch schußfertig! rief er halblaut. Sie kommen!

Wenige Minuten später sah man den Trupp das Thal heraufkommen.

Petermann zitterte vor Eifer.

Jetzt waren sie in Schußweite.

Feuer! kommandirte er und um die Köpfe der Franzosen pfiffen die Kugeln! Erschrocken wichen sie zurück. Ein vorspringender Felsen bot Sicherheit.

Sie fliehen! rief Petermann im Siegestaumel. Ladet schnell wieder!

Die Franzosen waren im höchsten Grade betroffen, denn so nahe vermutheten sie keine Oesterreicher mehr. Es konnte ein Hinterhalt sein, der sich zu schnell verrathen, deßwegen wollte der Offizier nicht sogleich angreifen, vielmehr abwarten, ob der Feind sich nicht zeige, daß er seine Stärke beurtheilen könne.

Als sich die Franzosen so stille verhielten, trat Petermann hinter seinem Baume heraus und an den Rand des Abhanges. Peter wollte ihn zurückhalten, aber er stieß den Arm desselben zurück.

In diesem Augenblicke lugte auch der Offizier hinter dem Felsvorsprunge heraus und mit ihm ein Korporal, der schußfertig war.

Es sind Bauern! riefen beide zugleich. Ein Schuß fiel — und Petermann stürzte zusammen.

Wüthend schossen Peter und die Knechte ihre Flinten ab, jedoch ohne zu treffen.

Dennoch trauten die Franzosen nicht. Sie hatten die Ueberzeugung noch nicht, daß fünf Bauern so tollkühn sein könnten, sich in einen Kampf einzulassen.

Dadurch gewannen die Knechte und der Sohn Zeit, den verwundeten Vater fortzuschaffen.

Als aber das Feuern aufhörte, wagten sich vorsichtig die Franzosen vor, rückten mit aller Vorsicht der Höhe näher von wannen die Schüsse gekommen waren, und erstiegen sie endlich ohne Mühe.

Sie erstaunten, als sie hier einige Jagdgewehre liegen sahen, dabei ein Kästchen mit kunstlos gemachten Patronen und eine Lache Blut.

Jetzt war das Räthsel gelöst.

Rache schwörend den Bauern, drangen sie jetzt rasch vor und erblickten bald die stattliche Mühle mit ihren Nebengebäuden.

Bei gehörig disciplinirten Soldaten wäre es die nächste und wichtigste Aufgabe gewesen, den Feind, der sie so keck angegriffen, zu erreichen. Die, welche den Verwundeten fortschleppten, konnten unmöglich so schnell fortkommen als die verfolgenden Soldaten, und Petermann und die Seinen mußten unter allen Umständen in ihre Hände fallen; allein kaum sahen diese „Grundelcher" die reiche, schöne

Digitized by Google

Mühle, als die Plünderungslust in ihren Herzen mit unbezwinglicher Macht erwachte. Der Gehorsam gegen ihre selbsterwählten Offiziere war nicht eben weit her und diese Offiziere auch keine sonderlichen Muster ihres Standes. Jammervoll stand es mit Hemden, Schuhwerk und Bekleidung. So kam es, daß ein stattliches Gebäude die Hoffnungen allemal weckte, das Mangelnde auf die wohlfeilste Weise zu ersetzen.

Mochte der Lieutenant rufen, wie er wollte, sie sollten ihm folgen, die rebellischen Bauern einzufangen, sie deuteten lachend auf die Mühle, die, ein fetter Bissen, im Morgensonnengolde so lockend da lag, und ohne Weiteres stürmten sie die Anhöhe hinab, auf die Mühle zu.

Hier waren schnell alle Räume durchsucht, durchwühlt, und wüthend wurden sie, als sie nichts fanden, was sie brauchen konnten, nicht einmal Lebensmittel, da Petermann Alles, was im Hause nicht zu verstecken war, im nahen Walde verborgen hatte. Dorthin war auch das Rindvieh und die Pferde gebracht worden. Solch grausame Täuschung schöner Hoffnungen konnte nicht ohne die Wirkung bleiben, welche in rohen und verwilderten Naturen die nächste ist.

Anstecken! riefen sie mit teuflischem Grimme. Und sehr kundig in diesem Verfahren, standen in kurzer Frist Haus, Mühle, Oelmühle, Ställe und Scheuern in einem schrecklichen Gluthmeere und der Taubenschwarm des Müllers kreiste schauerlich um die Brandstätte. Als sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß nun nicht mehr zu löschen sei, daß aber auch kein Hemd mehr zu finden sein möchte, schossen sie sich einige von den kreisenden Tauben herab, tödteten die verschonten Hühner und die Enten, die im Bache schwammen und traten dann den Rückweg an, ihr Bataillon wieder zu finden.

Welchen Bericht sie ihrem Commandanten abstatteten, als sie zu den Ihrigen stießen, ist nie und Niemanden bekannt geworden. Wohl aber wurde des Müllers Geschick schnell in der ganzen Gegend bekannt durch den Bauern, der als Führer gedient.

Daß Niemand kam, nach ihm zu sehen; daß Niemand mit tiefgefühltem Mitleide seines Geschickes gedachte, das war ein Zeichen, wie das Urtheil in der Gegend über ihn ein hartes, aber begründetes war. Nur sein Weib, die arme, gute Dulderin, nur seine sanfte, gute Tochter, wurden beklagt. Dennoch verdrängten die rasch sich folgenden Ereignisse auch diese Gefühle schnell. Jeder litt; der Eine mehr als der Andere, aber Alle erkannten, daß, wie glatt auch die Verheißungen klangen, das, was dahinter steckte, so schlimm war, als es immer nur sein konnte.

III.

Daß die Feinde kämen, das wußte ja Martha, als sie in der Eile die Stadt verließ; das wußte sie, als sie ihre Einrichtung traf zur Rettung ihres Lebens und ihrer Habe.

Sie und die gute Mutter hatten sich in dieser Nacht noch ihr Bette auf den Boden des Stübchens gemacht. Sie konnten es, wenn die Gefahr drohte, schnell in das Plätzchen tragen, den Steg anziehen und somit völlig gesichert die Ereignisse abwarten, die so drohend naheten.

Spät erst schliefen sie ein, weil jedes Geräusche sie aufscheuchte, aber sie schliefen friedlich und ruhig, während drunter auf der Mühle sich kein Auge schloß, kein Herz zur Ruhe kam.

Frühe mit dem Tage aufzustehen gewohnt, erwachten sie auch heute, nicht ohne bange Ahnung betrübender Ereignisse. Inniger denn je beteten sie an diesem unheilschwangeren Morgen. Dann ging Martha zum Herde, das Süpplein aus Hafergrütze zu kochen und als sie das mit danken genossen hatten, begann Martha das Bette hinüber zu dem Plätzchen zu tragen.

Warum eilst du denn so? fragte die Mutter.

Ich weiß es nicht, entgegnete das Mädchen, mir ist das Herz so schwer; so bange, so gedrückt. Ich fürchte es wird ein schwerer Tag! Täusche ich mich,

Digitized by Google

wie es der Herr fügen wolle! so ist ja das Bette leicht wieder in's Stübchen getragen.

So schwieg denn die Mutter und half noch das Letzte in Sicherheit bringen. Alsdann gingen sie über den Steg und Martha zog ihn an sich. So waren sie denn geschieden von Allen, die dadrunten wohnten. Gott schütze sie! flehte Martha und bald saßen sie stille unter dem sicheren Obdache und spannen, wie sie es gethan haben würden, wenn nicht Krieg und Kriegsgeschrei sie aus den lieben, engen Räumen gescheucht hätte.

Erst jetzt und hier in der Stille, wo die Gedanken ungestört durch die Seele gingen, erschrack das Mädchen bei dem Gedanken, daß sie die Nachricht von der Nähe der Feinde nicht Müllers drunten mitgetheilt. Wie mochte es ihnen gehen, wenn die Franzosen sie überraschten?

Ihre Mutter tröstete sie und sagte: Meinst du der Petermann hätte nicht sicherere Kunde, als du? — Das ist eine thörichte Qual, die du dir bereitest.

Sie mußte der Mutter Recht geben, aber der Stachel in der Seele blieb.

Da hörte sie Schüsse fallen, und der Richtung des Schalles nach — war es unten oder bei der Mühle. Sie ließ den Faden los und faltete ihre Hände. Sie betete innig für sie Alle. Dann horchte sie wieder mit angehaltenem Athem. Es blieb stille. Was bei der Mühle vorging, das konnte man hier nicht sehen, ja, insofern es nicht ein Schall, wie ein Schuß war, auch nicht einmal hören. Immer unruhiger wurde ihr Herz; immer quälender ihre Angst. Sie schlich gegen den Eingang hin, wo die Felsen zur engen Pforte zusammentraten. Sie horchte. Alles schien stille. — Sie mußte sich hier niederkauern, denn sie zitterte so, daß sie keinen Faden aus dem Rocken ziehen konnte, ohne ihn zu zerreißen.

So mochte eine qualvolle Stunde vergangen sein, als es ihr war, als höre sie eines Menschen laute Athemzüge, der eine gewaltige Last trage. Es war kein Athem mehr, sondern ein Stöhnen, ob aus Erschöpfung oder Seelenangst? Wer konnte es sagen?

Aber sie hörte es immer deutlicher. Das war nur zu gewiß. Sie sprang auf; sie bog die Zweige auseinander, die sie verbargen. Sehen konnte sie Nichts. Da schlug das Wort an ihr Ort: Martha, den Steg! Um Gotteswillen, den Steg, sonst breche ich zusammen! — Das war Peters Stimme.

Sie sprang auf. Sie riß den Steg hervor. Sie schob ihn über den schmalsten Theil der Klause und rief: Komm' Peter, er liegt fest! Wenige Augenblicke später wankte der junge Müller in die Schlucht, der eine regungslose Menschengestalt trug, die mit Blut bedeckt war.

Rasch den Steg zurück! rief Peter und wankte, unter seiner Last fast erliegend, dem überdeckten Plätzchen zu. Marthe hatte den Steg zurückgezogen, und stürzte jetzt Peter nach.

Um des Heilandes willen, wen trägst du? fragte ganz außer sich das Mädchen.

Antworten konnte Peter nicht mehr. Mit dem letzten Reste der Kraft war er über den Steg gewankt. Jetzt, wo er wußte, daß er den rettenden Hafen erreicht, ließ die Spannung nach und — er brach zusammen. —

Der Schrecken der Frauen war lähmend. Erst nach einigen Minuten erholten sie sich. Sie sind todt! rief die Mutter. Aber Martha kniete schon zwischen den Beiden und hatte das Gegentheil gefunden. Nein, nein, rief sie, beide leben! Nur Wasser herbei, daß ich sie anwasche. Die Mutter eilte hinweg, frisches Wasser aus dem Bächlein zu schöpfen, und als sie es brachte, wusch Martha die Männer an.

Peter erwachte zuerst.

Gib mir einen Trunk Wassers, Kind! bat er und blickte in Martha's bleiche Züge. Sie reichte ihm die Erquickung und augenblicklich hatte das junge Leben wieder seine Spannkraft. Was macht mein Vater? rief er aus und wandte sich zu dem Verwundeten.

Digitized by Google

Gottlob, er lebt! sagte Martha, aber es ist hohe Zeit, daß er verbunden werde.

Du hast Recht, liebe Martha, aber wer versteht's? fragte er trostlos.

Wo ist denn die Wunde? fragte sie.

Jetzt fiel es erst dem jungen Burschen ein, daß er das nicht wußte. Wann hätte er untersuchen sollen? Anfänglich halfen die Knechte den ohnmächtigen Mann tragen; als sie aber tiefer in den Wald gekommen waren, liefen sie davon. Peter war allein. Er ahnte die Gefahr der Verfolger und lud den leblosen Körper auf seine Schultern und trug ihn den weiten Weg hierher, in steter Angst und mit einer Anstrengung, die seine Kräfte erschöpfen mußte. Da war keine Zeit geblieben nach der Wunde zu sehen. Retten war das Erste und Nächste.

Nun aber begriff er schnell, was Noth war. Er zog ihm das Wamms und die Weste aus; löste das blutige Hemd los, und sah nun daß die Kugel, von unten herauf geschossen, die Rippen gestreift hatte, dann aber abgeprallt war und wieder den Weg nach Außen genommen hatte. Die Haut war aufgeschlitzt, vielleicht die Rippen verletzt, was herbe Schmerzen verursacht haben mußte; allein gefährlich konnte die Wunde nicht sein. Peter wusch sie rein aus und ließ sich dann das Oelfännlein reichen. Er bestrich ein Tuch mit dem Oele, legte es darüber und ließ sich dann Handtücher geben, womit er die Wunde bedeckte und sie dann mit andern Tüchern festband.

Erlaubt Ihr, fragte er die Wittwe Bender, daß ich ihn in Euer Bette lege? —

Gewiß! O gewiß, rief die gute Seele, und sie und Marthe zogen sich nun zurück, bis Peter den noch immer Ohnmächtigen in das Bett gebracht. Etwas Essig brachte ihn zu sich, aber das Wundfieber schien ihn heftig zu schütteln, und er redete irre.

Wo ist denn Mutter und Käthe? fragte Martha.

Peter, den des Vaters Zustand mit Entsetzen erfüllte, schrack zusammen. Ich weiß es nicht, sagte er; aber meines Vaters Befehl trieb sie in den Wald hinter dem Hause.

Ich muß sie suchen! rief das Mädchen, und wollte fort eilen.

Was denkst du? rief Peter. Willst du den Franzosen in die Arme laufen?

Sie erschrack. Glaubst du denn, sie seien noch da? — fragte sie.

Ich weiß es nicht, antwortete er, aber es könnte doch sein. Ich lasse dich nicht fort! rief er dann lebhaft aus. Bleib, bleib, ich gehe sie zu suchen! Aber jetzt ließ es das Mädchen nicht zu und mit liebevollen Bitten vermochte sie ihn, zu bleiben. Das machte aber auch Petermanns Zustand nothwendig, denn er wollte den Verband abreißen, der ihn brannte; dann wollte er aus dem Bette, weil ihn die Franzosen holen wollten.

Leise schlich sich Martha weg, weil sie es nicht durfte Abend werden lassen, ehe sie die Theuern hierhergeleitet. Sie schritt über den Steg hin, schob ihn dann zurück und verschwand bald in den Hecken, an der Seite der Höhe, die hinab zur Mühle sich senkte.

Sie horchte. Es war stille wie im Grabe, nur das Brüllen einiger Rinder hörte man und es lag etwas Schauerliches in dem Tone dieses Gebrülles. Sie schlich, sich sorgfältig verbergend, weiter, bis sie die Mühle glaubte sehen zu können, da erst richtete sie sich auf. Kein Mensch war sichtbar, aber auch keine Mühle; denn hier hätte man ja das Dach schon gesehen. Qualm aber stieg empor. Eine Todesangst ergriff ihr Herz. Der Athem stockte — aber Alles, Alles vergessend stürzte sie vorwärts, bis sie vor den rauchenden Trümmern der Gebäude stand. Einzelne Kühe kamen aus dem Walde, brüllten, aber wenn sie den rauchenden Trümmerhaufen eine Weile angestarrt, stürmten sie brüllend, mit hochgeschwungenem Schweife, in den Wald zurück.

Martha's Knie wankten. Es war nahe daran, daß sie niedergesunken wäre. Aber schien der Anblick des Trümmerhaufens, aus dem der Qualm aufstieg und

Digitized by Google

bisweilen noch einzelne Flammen aufzischten, schrecklich, so erfüllte sie jetzt der Gedanke vollends mit Entsetzen, Peters Mutter und Käthe könnten in den Flammen umgekommen sein. Eine Weile lähmte sie der Gedanke; aber dann rief sie: Nein, der Gerechte steht in der Huth des Herrn! Und jetzt fiel ihr Peters Wort wieder ein, daß Petermann ihnen befohlen habe, in dem Walde sich zu verbergen. Das belebte ihre Hoffnung wieder, da sie den Gehorsam kannte, den Alle dem strengen Manne leisteten. Schnell wandte sie sich von der Stätte des Jammers und des Schreckens und eilte in den Wald. Die Mittagssonne sandte ihre warmen Strahlen nieder, als sie durch den Wald schritt, der hier licht war. Als sie das Dickigt erreichte, rief sie laut ihre Namen und ihre glockenhell klingende Stimme trug den Ruf bis in die Tiefe des Waldes. — Da war es ihr, als höre sie in weiter Ferne eine antwortende Stimme. Sie rief noch einmal — und es blieb kein Zweifel mehr. Sie nahm die Richtung, aus welcher der Ruf hervorgehallt, und bald vernahm sie ihn näher. Nach kurzem Laufe lag sie am Herzen der Frau Petermann und brach in lautes Weinen aus. Noch ahneten sie nicht die Größe des Jammers, um den Martha's Thränen flossen und schrieben sie fast mehr der gesammten Lage, der Angst um sie und der Freude, daß Martha sie gefunden, zu.

Erst als der erste Stoß ihres Schmerzes vorüber war, rief Martha: Kommt schnell, ehe die Nacht naht; unser Häuschen steht noch! —

Und unseres? riefen da Mutter, Käthe und die beiden Mägde zugleich.

Ach, daß ich es sagen muß, rief da Martha, und ihre Thränen rannen von Neuem, — es ist Alles in einem Trümmerhaufen zusammengebrannt.

Da rang die Mutter ihre Hände und wurde bleich wie eine Todte, und die Thränen brachen mit Macht hervor. Käthe stand da wie eine Bildsäule und die Mägde, die ja nun auch alle ihre Habe verloren hatten, jammerten laut. Es waren Augenblicke eines entsetzlichen Schreckens und Jammers.

Endlich sagte die Müllerin: Es ist Gottes Hand, die uns schlägt und nicht ohne Schuld! — Sie schwieg wieder und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Nach einer Weile fuhr sie empor. Wo ist mein Mann und mein Sohn? — Fragte sie rasch.

Bei uns! sagte Martha. Bei Euch? Großer Gott! rief sie aus, und die Gedankenreihe, die durch ihre Seele zog, lag in den Worten erkennbar vor. Sie schwieg wieder. Plötzlich schien ein Gedanke sie kalt zu durchrieseln. Sie schüttelte sich, wie wenn ein Schauder über sie wegzöge. Sind sie heil und gesund? fragte sie noch einmal.

Martha erschrack; aber sie mußte reden. Peter wohl, sagte sie, aber Euer Mann nicht. Eine Franzosenkugel hat ihn getroffen, doch nur leicht. Es ist keine Gefahr!

Allmächtiger Gott, das ahnete mir! rief sie aus. Fort, Kinder, fort! Mich ruft meine Pflicht! Und sie wandte sich rasch und eilte so gewaltig voran, daß die Andern kaum folgen konnten.

IV.

Kundig in allen Richtungen, schlug die Müllerin den nächsten Weg nach der Wittwe Häuslein ein. Es war nicht sehr weit und bei der Eile, mit der sie den Weg zurücklegten, erreichten sie bald den Eingang der Schlucht, wo indessen der Steg fehlte. Martha rief und drinnen vernahmen sie den Ruf und bald lag der Steg und die Wittwe reichte ihnen die darüber helfende Hand.

Peter hätte Martha's Entfernung anfänglich nicht bemerkt, denn seine ganze Aufmerksamkeit und seine ganze Kraft mußte er anwenden, den im Fieber liegenden Vater abzuhalten den Verband von der Wunde zu reißen und aus dem Bette zu springen. Erst nach etwa anderthalb Stunden wurde der Verwundete wieder ruhig. Jetzt sah sich Peter um und bemerkte ihre Entfernung.

Wo ist Martha? fragte er.

Sie sucht deine Mutter und Schwester! sagte ihre Mutter.

Digitized by Google

Da ergriff ihn eine Todesangst. Ach Gott, rief er. Sie wird doch nicht den Franzosen in die Hände fallen? — Er raufte seine Haare. — Warum kann ich ihr nicht nach? — Jetzt in dieser Todesangst sprach er sich aus, daß ihm das Mädchen lieber war, als er es jemals geäußert hatte! — Seine Angst stieg mit jedem Augenblicke. Und er konnte und durfte seinen Vater nicht verlassen! — Seine Lage und Stimmung war verzweifelt. Und Stunden vergingen in dieser Herzensangst, und kein Lichtstrahl brach herein in das Dunkel der Zweifel, der Angst und der Selbstqual. —

Da hörte er ihre Stimme nach dem Stege rufen.

Herr, dein Name sei gelobt! rief er aus. Die Mutter war schon weggeeilt und wenige Augenblicke später sah er seine von Anstrengung glühende Mutter, seine Schwester und — Martha, und eine Centnerlast fiel von seiner gequälten Brust. Petermann lag bleich da von dem Blutverluste und dem Fieberanfall, aber er war bei sich. Er hatte schweigend seines Sohnes Erregung über Martha's Entfernung bemerkt — jetzt — zum ersten Male in seinem Leben — breitete er seine Arme seinem trefflichen Weibe entgegen, die sich weinend über ihn warf, und die er an seine Brust drückte. Ach, wie wunderbar war es der Armen zu Muthe bei diesem Zeichen von einer Liebe, die sie nie in seinem Herzen zu finden geglaubt. Laut weinte sie. —

Sei ruhig, sagte er, sei ruhig, ich sterbe nicht, obwohl ich viele Schmerzen leide. Es ist die Strafe, die ich wohlverdient leide für meine Thorheit.

Sie traute ihren Ohren nicht. Sprach so der stolze, herrische, unbeugsame Mann? —

Wo ist meine Käthe? fragte er, und das weinende Mädchen ergriff seine Hand und sagte: Hier bin ich, Vater! Und küßte ihn voll kindlichen Gefühls. Gottlob! sagte er und schwieg wieder.

Wie steht es mit der Mühle? fragte er nach einer Weile.

Ach, sagte die Müllerin, Martha war dort. Alles ist niedergebrannt! Alles ein rauchender Trümmerhaufen!

Er rang die Hände. So bin ich ein Bettler! rief er aus. Er richtete sich trotz seiner Schmerzen auf. Ist's wahr, Martha? fragte er mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen.

Da mußte das Mädchen Alles erzählen, und that es laut schluchzend. Als sie geendet, rief er, geh' Peter und sieh es selbst und komm schnell wieder! Peter eilte hinweg.

Ach mein schönes Haus, seufzte er, meine Mühle, meine Gebäude, und drinnen alle unsre Habe! Wir sind Bettler, Mutter! Sie legte ihr thränenbenetztes Gesicht an das seine und sagte: Gottes Gnade hat uns erhalten und unsre Kinder und wird unsre Gebete erhören und dich genesen lassen. Dann sind wir keine Bettler. Gedemüthigt hat uns der Herr, fuhr sie fort. Gezeigt hat er uns, daß es Etwas gibt, was wir noch nicht hatten, den rechten Glauben, die rechte Liebe, die rechte Demuth. Erkennen wir das, dann sind wir reicher, als wir jemals waren, denn unsre Schätze sind im Himmel.

Er faltete seine Hände und schwieg. Und es wurde stille und nur das Schluchzen der beiden Mägde, die Alles verloren hatten, was sie mit schwerer Arbeit verdient, klang durch die Stille.

Wer weint so? fragte nach einer Weile Petermann.

Seine Frau sagte es ihm. Er seufzte und schwieg wieder und in seiner Seele mochte der Herr sein Wesen haben und wirken in seiner Art. Peter war hinabgewandert mit raschen, eiligen Schritten. Er sah, wie das Vieh um die Brandstätte kreiste; er hörte das Gebrülle der Thiere. Er mußte stehen und ruhen, denn die fortdauernden Erschütterungen brachen schier seine junge, frische Kraft. Jetzt kam er endlich nahe — und das schrecklichste Bild der Verwüstung stellte sich ihm mit all seinem Grausen dar.

Das ist die Frucht der schrecklichen Verblendung meines Vaters und meiner

Digitized by Google

eigenen! rief er aus. Er stand da mit gefalteten Händen. Wir haben Gottes Gerichte über uns selbst gezogen, weil wir tollkühn dem eigenen, wilden Sinne folgten.

Solche Reden entquollen der Seele und dem Munde des jungen Menschen, während eine Thräne die andere jagte.

Jetzt sah er die Knechte, die sich furchtsam herbeigeschlichen.

Er winkte ihnen und sie kamen. Kein Vorwurf über ihr Entweichen traf sie. Niedergeschlagen standen sie an der Brandstätte, die ja auch ihre, wie der Mägde Habe, die alle in dem „heimlichen Gemache" gewesen, mit verschlungen hatte.

In ihre düstern Gedanken versunken, standen sie lange da. Endlich sagte, wie aus einem Traume erwachend, Peter zu den drei Knechten: Philipp, laufe du in die Stadt und bringe den Feldscheerer heraus zu meinem Vater. Sage ihm, er habe eine tüchtige Wunde in der Seite; er solle niederschlagende Arznei mitbringen, Pflaster und Verband. Empfiehl ihm Eile! Lauf', was du laufen kannst! Sieh dich auch einmal nach den Franzosen um. Und hier hast du Geld. Bringe ein Stück Fleisch mit und ein Pfund Kaffee, sonst haben wir nichts zu essen! Und ihr zwei, lauft eilig in's Dorf. Bietet die Leute auf, daß sie unsre Pferde und Kühe einfangen und unterbringen. Auch euch gebe ich hier Geld. Kaufet Brod, so viel ihr kriegen könnet und ein paar Töpfe Milch und bringet sie in der Wittwe Häuslein. Eilet aber auch, denn mein Vater muß unter Obdach. Da müsset ihr helfen! Seid guten Muthes über eure Verluste. Gott wird uns helfen! Die Knechte eilten hinweg und Peter suchte den Rückweg.

Die Sonne neigte zum Untergange, als er die Schlucht wieder erreichte.

Was er über seines Vaters Unterbringung gesagt, das hatte die sorgliche Martha in ihrem klugen, besonnenen Erwägen bereits gefunden. Sie sagte es Käthen und beide Mädchen waren in's Häuschen gegangen, wo das Stroh vom Lager der letzten Nacht noch lag. Sie hatten vorsorglich Alles gereinigt und auf dem Heerde ein Feuer angefacht, den Kessel herübergeholt sammt dem Küchengeräthe und von den Kartoffeln der Wittwe auf's Feuer gesetzt.

Langsam kam der Jüngling das Thal herauf und als er sie sah, trat er zu ihnen.

Es ist Alles so, wie du gesagt, Martha, sprach er mit weichem, wehmüthigem Tone. Ach, es war ein heillos Thun, zu dem uns der Uebermuth und die Unbesonnenheit des blinden Eifers geführt! So klagte er. Dann schritt er über den Steg und trat zum Bette des Vaters.

Der Verwundete sah ihn fragend an.

Ja, Vater, es ist so, sagte er sanft. Die strafende Hand Gottes hat uns schwer getroffen.

Petermann schwieg eine geraume Zeit; aber in ihm arbeitete die Seele gewaltig, das zeigte sein fast laut hörbares Athmen. Bin ich nicht wie Hiob? rief er dann aus.

Nein, Vater, sagte Peter. Ihr habet euer Weib und eure Kinder noch.

Wir leiden, was wir verschuldet haben. Wir wollten uns selber helfen, aber an den Herrn dachten wir nicht. So ist gekommen, was nicht ausbleiben konnte. Danket seiner verschonenden Gnade, daß es nicht schlimmer kam! Seid Ihr äußerlich theilweise wie Hiob, so seid Ihrs noch nicht innerlich. Ihr sagt noch nicht mit der völligen Ergebung: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Daran fehlt es Euch und uns Allen.

Wir waren aber muthig und hielten unser Fleisch für unsern Arm, darum züchtiget uns der Herr. Wir wollen Buße thun, daß er uns wieder gnädig wird! Wir haben viel gut zu machen und, so wir's ernstlich wollen, wird uns sein Segen nicht fehlen.

Amen! sagte tief bewegt die arme Mutter.

Petermann lag stille da.

Digitized by Google

Darauf erzählte der Sohn, was er den Knechten aufgetragen und die Mutter dankte ihm für die nothwendige Fürsorge.

Der Abend kam und die feuchte Kühle senkte sich in den engen Kessel des Plätzchens, wo die Verunglückten zusammenfaßen.

Der Mond ging endlich auf.

Da kamen die Knechte, schwer beladen und setzten Alles im Häuschen ab, wo die Mädchen in reger Thätigkeit waren.

Sie gingen endlich auch hinüber in die Schlucht und nun wurde Anstalt gemacht, den Müller herüber zu tragen, weil er vor Schmerz nicht gehen konnte. Das hatte große Schwierigkeiten. Es blieb nichts anders übrig, als ihn auszukleiden. Das verursachte ihm große Schmerzen. Schnell war Bett und Bettstelle herübergebracht und dann endlich er selbst.

Kaum war er im Stüblein, und wieder im Bette, als der Fieberfrost wieder ausbrach, und ihn mit wilder Gewalt schüttelte. Es traten wieder irre Reden ein, doch nicht so heftig, als bei dem ersten Anfalle.

Der Eindruck auf die Frauen war aber tief und gewaltig. Erst gegen Mitternacht endete die Gluth, die dem Froste folgte und bald darauf traf auch der Feldscheerer ein.

Martha hatte Aehnliches noch nie erlebt. In der Angst ihrer Seele schlich sie sich heraus. Ihr Herz war zu voll, fast zum Zerspringen. Vor dem Herrn mußte sie es im Gebete ausschütten. Da kniete sie neben dem Häuschen und flehte zum Herrn, um des Müllers Genesung um seine Gnade und Hülfe für die Unglücklichen, die ihre Seele liebte; da dankte sie für — Peters Rettung, und, ohne daß sie es wußte, wurde ihr heißes Gebet laut.

Peter war ihr nachgegangen. Er vernahm jedes Wort ihres Gebetes und es ergriff ihn mit heiliger Gewalt; aber dies Gebet enthüllte ihm auch ihre ganze Seele; enthüllte ihm ihre Liebe zu ihm, die er wohl schon geahnet hatte.

Der Mond schien hell, wie wenn es Tag wäre. Er trat von der Thüre, wo er gestanden, etwas zurück. Jetzt kam sie. Ein Blick ließ ihn das himmlisch verklärte Gesicht des Mädchens sehen.

Sie erschrack als sie ihn sah und wollte umkehren, aber seine Arme umfingen sie und preßten sie an seine Brust. Sie zitterte heftig am ganzen Leibe und wollte sich ihm entwinden. — Aber es war umsonst. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen und wehrlos lehnte sie ihren Kopf an seine Brust.

Martha, sagte er leise, unser Unglück ist am Ziel! Meine Augen sind nun aufgegangen. Gottes Hand hat mich von verkehrten Wegen heute zurückgeführt und nun erst erkenne ich's, du bist ein Engel, den er mir sendet. Martha verlaß mich nicht! Bleibe bei mir bis an's Grab!

Das Mädchen zitterte heftiger, ihre Thränen rannen reichlicher.

Nein, nein, sprach sie leise. Der Vater wird's nimmer dulden!

Hat nicht der Herr Gericht gehalten über meinen Vater und uns, sagte er, und uns gezeigt, daß Alles Nichts ist, was vor unseren Augen groß erschien? Ist nicht an Euch das Verderben vorübergegangen, das uns traf? Hat nicht Gottes Hand uns geleitet, daß wir Zuflucht bei Euch suchen müssen? Martha, Martha, Gott hat dich mir, mich dir zugetheilt. Heute hab' ich's erkannt, eben als du betetest, du reine, fromme Seele. O, werde du mein Weib, dann bin ich für immer gerettet!

Und leise hauchte sie Ja, und der Mond verklärte sie in seinem reinen Lichte. Die drinnen ahneten nicht, was hier geschah.

Die Müllerin saß am Bette ihres Gatten und hielt seine Hand in der ihrigen. Käthe stand hinter ihr und blickte liebevoll den leidenden Vater an. Ach, der harte Mann merkte erst jetzt, was Liebe sei und ihr warmer Lebenshauch wehte belebend sein Herz an. Es war, als ob es in seinem Herzen Frühling würde und die im langen Winter schlafenden Knospen sich zu entwickeln begönnen. Wenn auch die Wunde brannte, so war es ihm innerlich doch nie so seliglich wohl ge-

Digitized by Google

wesen, und er, der nie geweint, mußte mit Macht die Zeugen eines erwachenden Gefühls zurückhalten.

Als der Bader die Wunde untersuchte, sagte der kundige Mann: Da ist der Tod hart am Leben vorüber gegangen. Ihr könnt Gott danken, und Euch den Spruch Sirachs hinters Ohr schreiben: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz! Der liebe Gott hat Euch die Mene tekel upharsin an die Wand geschrieben. Ihr verstehet mich?

Der Müller nickte schmerzlich.

Gut, sagte der Bader. Mit der Wunde hat's nicht viel auf sich, aber pfeifen werdet Ihr noch lernen, ehe sie heil ist! — Er verband ihn, nachdem er die Fasern weggeschnitten; legte Pflaster auf und der Verwundete befand sich um Vieles besser. Auch die vom Doctor mitgebrachte Arznei half das Fieber dämpfen.

Wisset Ihr was, Müller, sagte er vor dem Weggehen, ich würde Euch einen guten Rath geben, wenn Ihr ihn annehmen wollet?

Gewiß! sagte der Müller.

So ist's der: Haltet Euch ein Bißchen zurück, daß die Franzosen nicht an Euch denken, sonst könntet Ihr noch ein wenig in's Gefängniß spazieren, und vielleicht stellten sie Euch als Rebellen vor ein Kriegsgericht und schössen Euch todt. Da ist nicht zu spaßen. Bleibt hier in dem abgelegenen Häuslein, bis Ihr genesen seid, dann wächst Gras drüber; aber Eure Frau und Kinder miethet drüben im Dorfe ein!

Der Rath hatte sein Salz bei sich; aber, wie sie auch erschracken, sie sahen ein, wie gut er war.

Peter besonders schien ihn recht zu verstehen und zu würdigen. Er dankte dem braven Feldscheerer und sagte: Das muß Alles noch heute ausgeführt werden. Ohnehin nöthigt uns unser Vieh, ein Obdach zu miethen. Des Peter Allendörfer Haus ist leer, denn die Haushaltung ist ausgestorben. Ich gehe und miethe es. Es hat Raum für uns und Stallung für unser Vieh.

Der Petermann, der fremdem Rathe völlig unzugänglich gewesen war, und meist das Gegentheil that, auch wenn es immer sein offenbarer Schade war, sagte: Geh' Peter und thue das. Es ist nothwendig. Ich bleibe hier, wenn Ihr mich halten wollet? Mit den letzten Worten wandte er sich an die Wittwe und Martha.

Beide faßten seine Hände und gelobten, treulich an ihm zu thun, was auch sein Weib und sein Kind an ihm würden gethan haben. Das rührte den Alten, daß er kaum die Thränen zurückhalten konnte.

V.

Einige Tage später finden wir es stille in dem Häuslein der Wittwe. Alle waren drüben im Dorfe und kamen nur verstohlen. So lange bei dem Müller gewacht werden mußte, theilten sich Käthe, Martha und Peter darin. Die Mutter war nur am Tage bei ihm, weil es die Kinder anders nicht thaten. Alle wetteiferten in der sorglichen Liebe um ihn.

Da der Feldscheerer in der Stadt viel zu thun hatte, so lehrte er Martha das Verbinden und Petermann sagte: Gott weiß, was das Mädchen für eine gesegnete Hand hat! Es thut nicht halb so weh, als wenn der alte Feldscheerer mich verbindet mit seinen knochigen Fingern! Um seine Langweile zu heilen, las ihm Martha aus der Bibel vor und betete mit ihm aus dem „Starkenbuch" und dem „Habermännlein" die Gebete in kranken Tagen, und wenn das Wort Gottes ihn oft traf wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, so waren die Gebete Balsam für seine Seele.

Was die Sorge wegen der Franzosen betraf, so erwies sie sich als unbegründet. Es war, wie man sagt, es krähte kein Hahn darnach, denn der Müller hatte seine Strafe und die war tief eingegangen, und groß genug.

So waren denn schier sechs Wochen in's Land gegangen, als an einem sonnenhellen Sonntag Nachmittage um Petermann die fünf Menschen in dem Stüb-

Digitized by Google

chen der Wittwe versammelt waren. Er war heute zum ersten Male seit früh Morgens außer dem Bette und es war ihm zu Muthe, als sei er aus einem schweren langen Traume erwacht und freue sich, daß er vorüber.

Sie saßen Alle um ihn herum und die Sonne schien so heimlich in das Stübchen.

Geh' Marthchen, sagte Petermann mild und liebreich, nimm einmal die Bibel, und lies uns das Kapitel vom verlorenen Sohne vor; du kannst so schön lesen!

Das Mädchen that mit Freuden, was er gewünscht.

Mit gefaltenen Händen saßen sie Alle da und das Mädchen stand in ihrer Mitte und las.

Petermanns Kopf sank auf die Brust herab und seine Frau meinte, er weine leise vor sich hin.

Als das Mädchen geendet, erhob der Müller das Haupt. Alle sahen, daß er geweint hatte.

Mit mir ist's gerade so, wie mit dem verlorenen Sohne, sagte er. Ich hatte mich auch von Gottes Hand losgemacht und wollte in meiner Weisheit Wege gehen, die war aber zur Narrheit geworden, wie es im Evangelium steht. Trotz und Uebermuth erfüllte meine Seele. Ich meinte, weil mir Alles glückte, ich hätte meines Gottes und der Menschen nicht mehr nöthig. Ich kümmerte mich nicht um Gott und verachtete alle Menschen, die ärmer waren als ich; ich hörte nicht das Wort der Liebe und nicht das des Raths. Gott vergebe mir! Ein Spitzbube bin ich nicht gewesen. Unrecht Gut besitze und besaß ich nicht. Aber daß der Herr meiner schonte, das kam von dir, du gutes Weib, denn du betetest für mich sündigen Menschen und du thatst Gutes mit dem Mammon, den ich nur zusammenhäufte; du heiltest manche Wunde, die ich schlug. Ich weiß es; aber ich war blind. Ich merkte nicht, daß mich Gottes Güte zur Buße lenken wollte. Und weil ich auf das Säuseln nicht achtete, in dem der Herr kam, so kam er im Sturme und hat die Stätte meines Uebermuthes weggeweht, daß man sie nicht mehr finden wird. Bei den guten Menschen, die ich verschmähte und deren Umgang ich Euch oft verbot, mußte ich Zuflucht suchen, nach Gottes Rath, auf daß ich ihren Werth erkannte und meinen Unwerth; auf daß durch ihren Glauben und ihre Liebe mein starres Herz erweicht würde.

Gottes Wege sind nicht unsere Wege und Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, aber so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, sind Gottes Gedanken höher denn unsre Gedanken, und seine Wege, denn unsre Wege! Sein Name sei gelobt in Ewigkeit! Es ist in mir anders geworden und soll außer mir anders werden, so Gott mein Leben fristet. Nun weiß ich, was Liebe ist. Das wußte ich nicht; aber ich will sie auch bei Euch allen verdienen! Bettler sind wir nicht. Wir bauen mit Gottes Hülfe unsre Mühle wieder auf, und darin soll das Leben werden, wie es hier in diesem Häuslein der Liebe und des Friedens ist. Aber, Mutter, dazu ist es Noth, daß die Mutter Bender und Martha mit uns hineinziehen! Und da ist mir's, als hätte uns beiden der Herr noch im Alter ein Kindlein schenken wollen. Sieh, der Peter und die Martha haben sich lieb. Ich hab's gesehen und Gott dafür gedankt. Sie sollen ein Paar werden, und werden uns mit unsrer lieben Käthe hegen und pflegen im Alter, uns Zweie und die Mutter Bender. Ist's Euch so Recht? —

Da blickten sie sich einander an mit thränenvollen Augen und Alle riefen: Der Herr hat Alles wohl gemacht! Gebt unserm Gott die Ehre!

Peter und Martha knieten vor den drei Eltern nieder und sie legten ihre Hände auf ihre Häupter und Petermann sprach den Segen.

Und nach einem Jahre, da war die Mühle aufgebaut, neu, stark, zweckmäßig und schön und mit zwei Hochzeiten wurde das Gebäude geweihet, denn Käthe hatte den Philipp, den Knecht im Hause, lieb und er sie aus treuem Herzen, und war ein braver Mensch, der dem Müller in dem Herrn gedient und ihm gehorsam ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

weſen, als er noch ein „wunderlicher Herr“ geweſen. Und ob er auch arm war, ſegnete Petermann ihren Bund mit Freuden. Und die Mahlmühle erhielt Peter und die Oelmühle Käthe und das Gut theilte der Alte.

Aber droben der Wittwe Häuslein am Sporbach bauete er auf und dort lebte er und ſeine Frau und Martha's Mutter im Frieden und Glück ein heiteres Alter, täglich umgeben von ihren Kindern und Enkeln.

Oft ſagte Petermann zu den beiden betagten Frauen: Wir hätten alle Platz in der Mühle, aber hier hat in mir das neue Leben begonnen, hier will ich es auch leben, bis der Herr mich ruft. Und es iſt eine Buße für mich, aber, Gott weiß es, eine liebe, theuere, eine beglückende.

Auch den Mägden und Knechten hatte er ihren Verluſt bei dem Brande redlich erſetzt.

Der Segen kam reichlich über ſeine Kinder, innerlich und äußerlich und alle Tage ſahen das die glücklichen Alten und preiſeten Gott und ſeine Wege, die freilich nicht die Wege der Menſchen ſind, aber allemal Wege der Gnade und des Heils, und führen durch Nacht zum Lichte.

Rudolf von Habsburg.

Ein Lebensbild zur Schilderung der deutſchen Verhältniſſe im Mittelalter.

Von D. Strack.

Mit einer Abbildung.

1) Unter welchen Verhältniſſen Rudolf zum Kaiſer gemacht wurde.

Es war im Jahre 1273, da ſaßen zu Frankfurt a. M. die deutſchen Wahlfürſten zuſammen, um ein neues Oberhaupt an die Spitze zu ſtellen. Man war zur Einſicht gekommen, wie in den vorhergehenden Jahren könne es nicht mehr fortgehen im lieben Vaterlande, wenn nicht Unheil und Verderben herbeikommen ſollte. Unſer Dichter Schiller nennt dieſe Zeit „die Kaiſerloſe, die ſchreckliche.“ Er hat Recht, nicht als ob gar kein Kaiſer wäre vorhanden geweſen. Es führten ſogar zwei dieſen Namen, ein Engländer Richard von Kornwallis und ein Spanier, der König Alfons von Caſtalien. Jener aber iſt nur zwei Mal nach Deutſchland gekommen und dieſer gar nicht. Wie konnten ſie Ruhe und Ordnung erhalten? Es hat ja ſchon ein griechiſcher Dichter die Wahrheit ausgeſprochen:

„Nimmer kann's gut thun, wenn viele Regenten regieren,
„Einer allein muß kräftig den Herrſcherſtab führen.“

Nun aber fragſt du wohl, lieber Leſer, woher es gekommen ſei, daß in damaliger Zeit zwei Köpfe einem Leibe aufgeſetzt waren und zwar ausländiſche, ſolche die zum Leibe nicht paßten. Merke dir, das Anſehen der deutſchen Kaiſer war in Deutſchland ſelbſt ſo tief geſunken, daß keiner der deutſchen Fürſten, als durch den Tod des Grafen Wilhelm von Holland 1256 der Kaiſerthron erledigt war, Verlangen trug dieſen Thron zu beſteigen. Man denke ſich, dieſes Wilhelms Leute waren von den Burgmannen des Erzbiſchofs von Trier zu Koblenz überfallen und großentheils niedergehauen worden, ohne daß der Kaiſer im Stande geweſen wäre, dieſes zu hindern oder zu beſtrafen. Der Erzbiſchof von Köln hatte ſogar den Entſchluß gefaßt, den Kaiſer in ſeinem Palaſte zu Neuß bei Düſſeldorf zu verbrennen. Ein gemeiner Bürger zu Utrecht hatte mit Steinen auf Wilhelm geworfen und ſeine Gemahlin war auf offener Straße angehalten und geplündert worden. Gewiß Grund genug, daß die deutſchen Herzoge und Fürſten, welche das Alles geſehen und gehört hatten, nicht begierig waren nach einer Krone, die nur Laſten auflegte aber keine Macht verlieh.

Digitized by Google

Und doch wäre es gerade damals so nöthig gewesen, daß ein starker Arm den Scepter in Händen gehabt hätte. Das Ritterthum stand noch in Blüthe, war aber vielfach ausgeartet. Wie die noch jetzt theilweise vorhandenen Ruinen verfallener Burgen bewiesen, fehlte es nirgends an adeligen Herrn, welche hinter wohlverwahrten Mauern Sicherheit suchten. Tapferkeit war dieser Ritter höchste Zierde; leider aber bewährten sie dieselbe nicht immer in gerechtem Kampfe, zum Schutze der Ihrigen und des Vaterlandes, sondern mehr noch in den blutigen Fehden, welche sie meistens aus reiner Kampflust unter einander führten. Dabei zerstörten sie gewöhnlich die Dörfer und Schlösser ihrer Gegner und verwandelten nur allzuhäufig blühende Landschaften in öde Wüsten und was fast noch schlimmer war, die Herrn, welche gar viel von Ritterehre sprachen, hielten es nicht unter ihrer Würde, vom „Stegreif" oder vom „Wegelagern" d. h. um's deutlich zu sagen, vom Straßenraube zu leben. Sie überfielen aus einem sicheren Hinterhalte die vorüberziehenden Kaufleute, nahmen deren Waaren weg und machten so die Landstraßen unsicher. Natürlich mußten Handel und Gewerbe dadurch leiden und wenn es einem Kaufmanne gelungen war, solchen Nachstellungen zu entgehen, so mußten die Käufer das glücklich ausgeführte Wagstück theuer bezahlen. Während des Zwischenreichs d. h. der Zeit, wo zwei Kaiser den Namen hatten, aber in der That kein einziger regierte, wurden die Sachen immer schlimmer und schlimmer. Als nun Richard von Kornwallis 1272 gestorben war, da dachte Niemand daran, den überlebenden Alfons als alleinigen Oberherrn von Deutschland anzuerkennen. Selbst seine früheren Freunde und Anhänger sahen es wohl, daß ein anderer König Noth thue, als ein solcher, der in weiter Ferne wohnte, und dessen Blitze oder Sonnenstrahlen, selbst wenn er solche gesendet hätte, durch die Größe des dazwischen liegenden Raumes ihre Wirkung verlieren mußten.

Eine neue Wahl mußte vorgenommen werden, das sah der Erzbischof von Mainz, als er die Kurfürsten nach Frankfurt beschied, das sahen die Kurfürsten, als sie sich einfanden, um von ihrem Wahlrechte Gebrauch zu machen.

Noch war keine Vermuthung laut geworden, wer der Glückliche oder der Geprüfte sei, der die meisten oder alle Stimmen erhalten werde. Wahrscheinlich wußten es die Wählenden selber noch nicht. Nur darin waren sie einig, sie wollten sich keinem allzu mächtigen Fürsten unterwerfen, der sie in ihrer Herrschaft beschränken könne. Aus diesem Grunde waren sie besonders gegen den König Ottokar von Böhmen, welcher außer Böhmen und Mähren, nach Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und einen Theil von Schlesien unter seiner Herrschaft vereinte. Man hatte ihm selbst die Wahlstimme streitig gemacht, auf welche er glaubte Ansprüche zu haben.

Als nun die Fürsten beieinander saßen, sich über den zu Wählenden zu berathen, machte der Erzbischof von Mainz einen Vorschlag, der allgemeine Billigung fand. Graf Rudolf von Habsburg schien der rechte Mann zu sein, den Erwartungen Deutschlands und der Fürsten zu entsprechen. Er hatte keine so bedeutende Macht, daß sich die Letzteren vor ihm hätten fürchten müssen, und doch war er so muthvoll und tapfer, daß man erwarten durfte, er werde seinen Befehlen Nachdruck verleihen. Man sagt auch, es habe ihm der Umstand, daß er sechs ledige Töchter gehabt, zur Empfehlung gereicht, indem so die ledigen Reichsfürsten oder deren Prinzen Aussicht hatten, sich mit den kaiserlichen Prinzessinnen zu verheirathen.

Als die Nachricht von seiner Wahl Rudolf überbracht wurde, war er gerade mit der Belagerung von Basel beschäftigt. Die Bürger boten Frieden an, indem sie bemerkten: „Wer zu verletzen gewußt habe, werde auch zu nützen vermögen." Der Bischof von Basel äußerte nun: „Lieber Herr Gottl sitze fest auf deinem Throne, sonst wird dich Rudolf herunterstürzen.

Digitized by Google

a) Einiges aus Rudolfs früherer Geschichte.

Der neue König der Deutschen war in der Schweiz begütert. Das neue Schloß seiner Familie ist noch heute im Kanton Aargau zu sehen. Der Kaiser Friedrich II. war der Pathe von Rudolf und nahm sich auch später seiner fürsorgend an. Nach der Sitte der Zeit war der junge Graf mehr mit den Waffen als mit den Büchern beschäftigt. Er zeigte bei den Turnieren, welchen er beiwohnte, eine so große Gewandtheit und Geschicklichkeit, daß man ohne besondere Sehergabe prophezeihen konnte, er werde in der fehdelustigen Zeit gar manchen Strauß bestehen und Niemand werde ihn jemals unbestraft beleidigen können. Schon in seinem 14. Jahre überfiel er den Ritter Hugo von Tausenstein, der ihn mit einigen Worten beleidigt hatte, in seiner Burg und tödtete denselben. Er kämpfte mit seinen Oheimen väterlicher und mütterlicher Seite um seines Erbes willen. Er zog für den Bischof von Straßburg gegen die Bürger zu Feld und da der Bischof seinem Verlangen nicht nachgab, gegen ihn in Verbindung mit den Bürgern.

Wegen seiner Tapferkeit war er von mehreren Städten zum Schirmherrn erwählt worden. Auch die Stadt Zürich begehrte ihn als solchen zu haben, da der Ritter von Regensberg, dem sie die Würde angeboten hatten, völlige Unterwerfung verlangt hatte. Rudolf bejahte die Bitte, wiewohl er voraussehen konnte, daß Regensberg sein heftiger Gegner werden würde. So geschah es auch. Der Ritter bewaffnete sich und viele andere mit ihm, um gegen Rudolf zu streiten. Vorerst beschränkte er sich auf die Vertheidigung seiner Burgen, von wo aus er den Zürichern großen Schaden zufügen konnte. Besonders gefährlich war in dieser Beziehung die Feste Utzenberg. Rudolf wollte sie brechen, konnte aber längere Zeit hindurch wenig vorwärts kommen, da die Belagerten tapferen Widerstand leisteten. Er gedachte sie nun durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Auch dieses Verfahren schien fehl zu schlagen. Monate waren verflossen und noch immer keine Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Da wurden eines Tages lebende Fische über die Mauern der Burg geworfen. Dabei riefen Einige von der Besatzung mit stolzer Miene: „Ihr sehet nun, wie uns hungert." Rudolf dachte bei sich: Jetzt ist die Feste gewonnen. Er urtheilte nämlich, es müsse ein verborgener Weg nach dem Wasser führen, sonst könnten keine lebenden Fische in den Händen der Belagerten sein. Die ganze Gegend wurde durchsucht und so wurde der Weg gefunden. Rudolf eroberte und zerstörte diese Schutzwehr seines Feindes. Heute bezeichnet noch die Ulmacher Pfarrkirche die Stelle, wo ehemals das Schloß gestanden hatte. Ein anderes Mal befand sich Rudolf in großer Gefahr. Regensberg hatte Kundschaft erhalten, daß sich sein Widersacher mit einem nicht starken Gefolge von Kyburg nach Zürich begeben wolle. Er faßte mit vielen Freunden und Kriegsgesellen den Plan, das Häuflein an passender Stelle zu überfallen. Fröhlich und eines glücklichen Erfolges gewiß saßen die Verbündeten in Regenbergs Behausung beisammen und unterhielten sich über das zu bestehende Abentheuer. Sie meinten, diesmal solle ihnen der Graf nicht entgehen, sie wollten in wenigen Stunden seine lange Nase in Stücke hauen. Der Hofmarr des Ritters hatte das Gespräch gehört und eilte nun zu Rudolf, demselben das Vernommene mitzutheilen. Er betrachtete lange das Gesicht des Bedroheten und bemerkte dabei mit schelmischer Miene: deine Nase ist doch nicht so lange, daß man so viel Aufsehens zu machen brauchte, wenn man sie fassen will. Rudolf verstand den Wink und entging so der Gefahr, ja er brachte seinem Gegner eine empfindliche Niederlage bei.

Regensberg erholte sich bald und fuhr fort, die Züricher zu necken und zu überfallen, so daß kaum Jemand wagte, vor die Thore der Stadt zu gehen. Man schickte zum Schirmherrn und klagte die Noth. Das Schloß Baldern auf dem Albisberge mußte genommen werden, wenn man auf Ruhe rechnen wollte. Mit Gewalt konnte gegen die dicken Mauern nichts ausgerichtet werden. Rudolf ersann eine List. Er verbarg eine Anzahl wohlgerüsteter Fußknechte in einem dichten Ge-

Digitized by Google

büsch und reizte durch wenige Reiter die Belagerten, daß sie einen Ausfall machten. Kaum waren dieselben etwas weiter von den Mauern hinweggelockt, als die versteckte Mannschaft zum Vorschein kam und durch die geöffneten Thore ihren Einzug hielt.

Auf derselben Bergkette, aber immer noch im Angesichte von Zürich, lag die Rütliburg, auf deren Festigkeit sich Regensberg glaubte verlassen zu dürfen. Von hier aus schweiften die Reisigen täglich umher, den Zürichern Schaden zu thun. Rudolf benützte diesen Umstand; er kaufte sich eben solche Schimmel wie Regensberg und seine Dienstmannen hatten und verbarg sich in der Nähe der Burg. Als nun an einem herbstlichen Tage die Reiter abermals ihrer Gewohnheit gemäß von dannen zogen, kam der Habsburger mit den Seinigen aus dem Versteck hervor, scheinbar fliehend vor einem Trupp bewaffneter Züricher. Der Wächter auf der Burg gewahrte die Fliehenden und deren Verfolger; er öffnete schnell die Thore, um die Ersteren zu retten. Man denke sich den Schrecken des Mannes, als er den Irrthum gewahrte und sich sagen mußte, er habe die Feste den Feinden in die Hände geliefert.

Noch war das Städtchen Glanzenberg an der Limmat in des Ritters Gewalt. Die Züricher Schiffe, welche vorbeifuhren, hatten das Schlimmste zu fürchten. Rudolf befahl, daß zwei dergleichen mit der wohl bekannten Flagge abermals versuchen sollten, vorüber zu fahren. Die Matrosen sollten in der Nähe des Städtchens ein Jammergeschrei erheben, als ob sie Schiffbruch litten. Gesagt, gethan! Alles was Füße hatte, eilte an das Ufer, um bei den Schiffbrüchigen eine Beute zu machen. Während die Stadt von ihren Bewohnern entblößt war, kam Rudolf aus einem Hinterhalt hervor und bemächtigte sich der Burg und deren Umgebung. Alle Macht des einst so stolzen Ritters war nun dahin. Er mußte sich beugen vor dem Grafen, den er früher so hoffärtig verachtet hatte. Ein abermaliges Beispiel für die Wahrheit: Hochmuth kommt vor dem Falle. Der Leser wird schon aus dem Erzählten erkennen, warum der Bischof von Basel geäußert hatte, unser Herr Gott möge festsitzen auf seinem Thron, sonst werde ihn Rudolf herunter stoßen. Darum nur noch eine Geschichte, welche hauptsächlich Veranlassung wurde, daß der Habsburger Graf bei der Wahlhandlung in Vorschlag kam. Einstens ritt Rudolf mit seinem Gefolge auf die Jagd. Hier sah er einen Geistlichen, welcher im Begriffe war, einem Sterbenden das Sakrament zu bringen, aber einen stark angeschwollenen Bergbach nicht überschreiten konnte. Rudolf stieg von seinem Pferde und gab es dem Pfarrer, so daß dieser seine Amtspflicht erfüllen konnte. Des anderen Tags schickte der Geistliche das geliehene Pferd dem Grafen zurück; Rudolf aber weigerte sich es wiederzunehmen; da es zu einem so heiligen Geschäfte gedient habe, solle es ferner im Dienste der Kirche bleiben. Der Geistliche wurde später Hauskaplan des Erzbischofs von Mainz und gedachte seines Wohlthäters, als die Rede davon war, wer am geeignetsten sei, Kaiser zu werden. Der Erzbischof ging um so lieber auf den Vorschlag ein, als er selbst noch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Rudolf zu erfüllen hatte. Dieser hatte ihm nämlich bereitwillig das Geleite gegeben, da er nach Rom gezogen war, um sich beim Papste den erzbischöflichen Mantel zu holen. Beim Abschied hatte der geistliche Herr gesagt: „Wenn ich nur so lange lebe, bis ich diesen großen Dienst vergelten kann."

3) Die Krönung.

Nachdem er die Nachricht von seiner am 30. Sept. 1273 einstimmig ausgesprochenen Erhebung erhalten hatte, eilte Rudolf nach Frankfurt, die Huldigung zu empfangen und weiter zu versprechen, was nöthig war. Es war dieses nicht wenig. Die Kurfürsten und besonders der Erzbischof von Mainz verlangten bedeutende Summen zur Entschädigung für die Kosten während ihres Aufenthaltes in Frankfurt. Weiter mußte er geloben, keine wichtige Handlung

Digitized by Google

vorzunehmen oder Anordnung zu treffen, ohne daß er die Einwilligung der Kurfürsten erhalten habe. Es wurde ihm besonders zur Pflicht gemacht, die Eintracht mit der Kirche zu erhalten und für die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes im Reiche zu sorgen. Unterdessen war auch Rudolfs Gemahlin gekommen, um mit ihrem Manne die Krönung zu empfangen. Schon auf ihrer bisherigen Reise hatte sie zahlreiche Beweise von Anhänglichkeit erhalten. In Basel war sie von der Geistlichkeit und den Bürgern ehrenvoll empfangen und bewirthet worden. Fast alle Reichsstädte boten ihr nach dem Beispiel von Kolmar reiche Geschenke an Wein und Getreide an. War bisher der Zug schon groß gewesen, so wurde er von Mainz, wo sich Rudolf mit ihr vereinigte, immer größer und größer. Fortwährend schlossen sich Fürsten, Herren und zahlreiches Volk an. In der Nähe der Krönungsstadt Aachen vermochte die Straße den fast 3 Meilen langen Zug der begleitenden Menge kaum zu fassen.

Unter lautem Jubel erfolgte der Einzug in die festlich geschmückten Straßen der Stadt. In der Liebfrauenkirche wurde die Krönung von dem Erzbischof Engelbert von Köln vollzogen. Rudolf wollte nun gleich die Belehnung der anwesenden Fürsten vollziehen. Unbegreiflicherweise fehlte das Scepter, welches zu dieser feierlichen Handlung nach altem Herkommen nothwendig schien. Vielen dünkte dieser Mangel eine üble Vorbedeutung zu sein. Der Kaiser aber war nicht lange in Verlegenheit. Er ergriff ein in der Nähe befindliches Kreuz, küßte dasselbe und sprach: „Sehet das Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, dasselbe diene uns statt des Scepters.“ Diese Geistesgegenwart machte auf alle Anwesende den besten Eindruck, besonders aber auf die Geistlichen, da dieselben erkannten, daß der Kaiser auf Religion etwas halte. Alle Lehensträger folgten dem Beispiele ihres Oberhauptes und küßten das Bild des Gekreuzigten. Hierauf legten sie den Eid der Treue ab und empfingen ihre Lehen.

Noch fehlte die Zustimmung des Papstes zur Gültigkeit der Wahl. Der Erzbischof von Mainz hatte dieselbe schon vorbereitet, indem er nach Rom geschrieben: „Dieser König ist rechtgläubig, ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, von ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kraft mächtig und vielen Mächtigen verwandt, von Gott, wie wir fest glauben, geliebt, leutselig, rüstig und im Kriege glücklich.“

Als nun Rudolf in einem ziemlich unterwürfigen Schreiben um Bestätigung bat, konnte der noch lebende Alfons mit seinen Protesten nichts ausrichten. Der Papst gebot demselben Schweigen, und ernannte Rudolf zum König der Deutschen. Vorerst mußte Rudolf die in dem Ausdrucke liegende Anmaßung des Papstes übersehen. Der Kaiser und die Grafen des Reichs wagten es noch nicht, offen mit dem Papste zu brechen. Durch den bald erfolgten Tod des damaligen Papstes unterblieb der versprochene Kreuzzug und die beabsichtigte Kaiserkrönung. Rudolf hatte überhaupt kein großes Verlangen nach Italien zu ziehen, wie seine Vorgänger gethan hatten. Er äußerte sich öfters, Italien käme ihm vor, wie die Höhle eines Löwen; er bemerke die Fußtritte vieler Eintretenden aber wenige der Austretenden.

4) Kampf mit Ottokar von Böhmen.

Ein Fürst war nicht in Aachen bei der Huldigung gewesen, und hatte fort und fort gegen die Wahl und deren Folgen protestirt. Es war Niemand anders als Ottokar von Böhmen. Vergebens ließ der Papst eine Aufforderung an ihn ergehen, er möge das allgemeine Beste mehr im Auge haben, als sein eigenes. Er blieb dabei, die Wahlhandlung für ungültig zu erklären, da man ihn von der Betheiligung ausgeschlossen habe. Es gelang ihm, den Herzog Heinrich von Bayern auf seine Seite zu bringen. Beide erschienen nicht, als sie geladen waren, den Eid der Treue zu leisten und die Belehnung hinzunehmen. Ebensowenig leisteten sie einer zweiten Einladung nach Würzburg Folge. Zum

Digitized by Google

dritten Male wurden sie, wie es das geheiligte Herkommen verlangte, nach Augsburg beschieden. Auch hierhin kamen sie nicht in Person, sondern ließen sich durch Gesandte vertreten. Der Abgeordnete Ottokars, der Bischof von Seckau, führte das Wort, seinen Herrn zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß er gar keiner Belehnung bedürfe. Diese Rede wurde in lateinischer Sprache gehalten. Der Kaiser unterbrach dieselbe und sagte: „Auf einem deutschen Reichstag ziemt es sich, nur deutsch zu sprechen.“ Da der Bischof fortfuhr mit harten Reden, wurden die anwesenden Fürsten so erbittert, daß es ihm beinahe an's Leben ging. Er mußte sich mit den andern Gesandten in Eile von Augsburg wegbegeben. Die Reichsversammlung fällte nun den Urtheilsspruch, daß sowohl Ottokar als Heinrich aller vom Reich abhängenden Ehren, Rechte und Landschaften verlustig sein sollten.

Ottokar antwortete mit Stolz: „Ich sehe wohl, daß es keine unverschämteren Leute gibt, als niedrig geborene, welche in die Höhe steigen. Der Mann, der sich bisher mit Städten und Bischöfen herumgeschlagen hat, mag sich wohl hüten, mit einem mächtigen kriegerischen Könige anzubinden; sonst könnte er leicht den wohlfeil erworbenen Ruhm wieder verlieren.“ Hätte Rudolf auf solche Erklärung geschwiegen, so war es um sein Ansehen im Reiche geschehen. Aber der Feldzug nach Böhmen war wahrlich kein Kinderspiel. Hatte doch Ottokar noch die mächtigsten Grafen des Rhein- und Schwabenlandes gegen Rudolf in Harnisch gebracht. Mit vielen war Rudolf schon früher in Fehde gewesen und alle wurden durch die Bestimmung getroffen, daß sie die während des Zwischenreichs unrechtmäßig erworbenen Güter und Rechte des Reichs wieder herausgeben müßten; doch gelang es Rudolf, diese Händel vorerst noch beizulegen.

Im Jahre 1276 erfolgte das Aufgebot, daß alle kriegsdienstpflichtige Mannschaft im Reiche zusammenkommen sollte, den ungehorsamen Fürsten zu züchtigen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht augenfällig, wie sehr die Verfassung Deutschlands einer Verbesserung bedurfte. Kaum der zehnte Theil derjenigen, die dem kaiserlichen Rufe hätten Folge leisten müssen, thaten es zur rechten Zeit und auf die rechte Weise. Besonders fehlte es Rudolf an Geld. Da er auszog, fragte ihn Jemand, wo seine Schätze aufbewahrt werden sollten? Er antwortete: „Ich habe sie alle bei mir.“ Am zahlreichsten kamen die treuen Schweizer, welche stolz darauf waren, daß einer aus ihrer Mitte so hoch gestiegen sei. Auch der Adel aus dem Elsaß und andern Gegenden ließ sich nicht träge finden. In Oesterreich selbst hatte sich Ottokar durch seine Härte so viele Feinde gemacht, daß auch von hier Zufluß zu erwarten war. Der Bischof von Salzburg entband alle Unterthanen des geleisteten Eides. Heinrich von Bayern söhnte sich mit dem Kaiser aus, so daß nur noch ein Feind zu bekämpfen blieb. Bald war Rudolf im Besitz von Oesterreich, nur Wien leistete Widerstand, weil es viele Gunstbezeugungen von dem Böhmenkönige erhalten hatte. Als auch diese Stadt gefallen war, war Ottokars Muth gebrochen. Er wollte sich der Entscheidung gewählter Schiedsrichter unterwerfen. So mußte er auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain verzichten. Nur Böhmen und Mähren und was er sonst vom Reiche gehabt sollte ihm bleiben. Er wurde von der Acht und dem Bannspruche befreit. Eine Wechselheirath von Rudolfs und seinen Kindern sollte den Bund besiegeln.

Die Unterwerfung kam nicht von Herzen. Vielleicht dachte er schon im Augenblicke derselben, daß er wieder bei günstiger Gelegenheit losschlagen werde. Wenigstens wurde er bald nach seiner Heimkehr von seiner stolzen Gemahlin zu einem Treubruche gereizt. Dieselbe ließ seine Tafel nur halb bedecken und als er sich darüber verwunderte sagte sie: „Du hast die Hälfte deiner Länder dahin gegeben, wie kannst du erwarten, daß man dir den ganzen Tisch zurichten soll? Wozu hatte es einer solchen Kriegsrüstung bedurft, wenn du als Memme nachgeben wolltest. Du hättest ebensogut Frauen mitnehmen können, als tapfere Krieger; ergreife die Spindel und den Rocken, ich will statt deiner König sein.

Digitized by Google

Das wurmte Ottokar, er hielt die gegebenen Versprechungen nicht und freute sich im Stillen, als Rudolf seinen neuen Unterthanen lästige Abgaben auflegen mußte und sich dadurch vieler Herzen entfremdete. Er schickte sich im Geheimen an, wenn's Zeit wäre loszubrechen.

Rudolf erhielt Kunde von den Gesinnungen und den Plänen seines Gegners. Er gab sich vorerst Mühe, die Oesterreicher und besonders die Stadt Wien, welcher am wenigsten zu trauen war, wieder zu gewinnen. Auch waren die meisten Oesterreicher bereit ihren neuen Herrn zu vertheidigen. Der Bischof von Basel, welcher Rudolf seine Erhebung verdankte und der Landvogt vom Elsaß machten sich mit 200 Reitern auf. In Schwaben schlossen sich ebenso viel an. Doch was war dieses Häuflein bei der drohenden Gefahr, zumal da sie im geheimen Rudolf erklärten, es sei keine Hülfe mehr aus Deutschland zu erwarten! Der Bedrängte verlor den Muth nicht. Er sprach zu den Angekommenen: „Ruhet noch einen Tag, dann ziehen wir zur Schlacht; mir ist's genug euch mein Leben vertrauen zu können." Ottokar stand schon in der Nähe mit einem ansehnlichen Heere, doch war er weniger auf eine Schlacht im offenen Felde gefaßt, als auf Eroberung fester Plätze und Verschanzungen. Er hatte nicht erwartet, daß Rudolf ihm im Freien die Stirne bieten würde. Auf dem Marchfelde rückten beide Heere gegen einander, das eine bereit, die Niederlage seines Herrn wieder gut zu machen, das andere den seinigen in gerechter Sache zu schützen und einen Treubruch zu strafen. Rudolf wurde vom Bewußtsein getragen, daß er die verwerflichen Mittel, die sein Gegner angewandt hatte ihn aus dem Wege zu räumen, verschmäht habe, und daß er es seiner Stellung schuldig sei mit aller Entschiedenheit zu handeln.

Der Morgen des 25. August 1278 brach an. Es war ein Freitag und die Anhänger Rudolfs gedachten daran, daß an einem solchen die Erwählung desselben stattgefunden habe. Fast das ganze Heer hatte das Abendmahl genossen, um sich auf den möglichen Tod vorzubereiten. Der Bischof von Basel durchwandelte die Reihen der Krieger, ihnen Muth einsprechend, und ihnen das Paradies verheißend, wenn sie für ihren Herrn und König das Leben verlieren sollten. Rudolf redete in gleich eindringlicher Sprache zu den Seinigen und ordnete mit gewohntem Scharfblicke die Schlacht. Christus war das Losungswort für sein Heer geworden. Er selbst hatte sich unter das Banner des Kreuzes gestellt, während zwei andere Heerhaufen unter den Fahnen Oesterreichs und unter dem römischen Adler kämpften. Die Ungarn standen auf einer Anhöhe, von wo aus sie dem Kampfe zusahen und als ungeschwächte Reserve im Augenblicke der Noth herbeieilen konnten. Ottokar versäumte es ebensowenig, seine Heerhaufen anzufeuern und durch Geistliche anfeuern zu lassen. Es war ihm hinterbracht worden, daß er sich keineswegs auf Alle, die auf seiner Seite standen, verlassen dürfe. Einige waren selbst zum Verrathe bereit. Darum sprach er zu Allen, er verlasse sich auf ihre Treue; sollten aber einige andere Gesinnungen hegen, so möchten sie es jetzt erklären, damit nicht später ihr Abfall Vielen zum Verderben gereiche. Natürlich wagte es Keiner mit solcher Erklärung hervorzutreten.

Die Kampfbegierde war unter den kaiserlichen Truppen angefacht werden, so daß Heinrich Schörlin, ein schwäbischer Ritter, sein feueriges Streitroß nicht zurückhalten konnte. Voll Ungeduld gab er demselben die Sporen und sprengte als der Erste in die Reihen der Böhmen. Rudolf von Rhein, ein Ritter aus Basel stimmte mit lauter Stimme den Schlachtgesang an, welcher bald allgemeine Nachahmung fand. In kurzer Zeit war die Schlacht in vollem Gange. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete in Menge; aber der Ausgang der Schlacht blieb immer noch unentschieden. Gegen Mittag schien sich der Sieg für die Böhmen zu entscheiden. Rudolf bemerkte die rückgängige Bewegung der Seinen, und flog mit Blitzesschnelle, begleitet von 200 Reitern nach dem Orte der Gefahr. Es gelang ihm die Schlachtordnung wieder herzu-

Digitized by Google

stellen. Seine hohe Gestalt machte ihn vor Andern kenntlich, und erleichterte einem polnischen Edelmanne, der ihn schon längst aufgesucht hatte, den Angriff auf seine Person. Ottokar hatte denselben durch Versprechungen dahin gebracht, daß er Rudolf zu tödten gelobte. Es gelang ihm das starke Streitroß, welches den Kaiser getragen hatte, zu Boden zu werfen. Rudolf selbst stürzte und konnte sich kaum gegen seinen verwegenen Verfolger wehren. Er mußte sich mit seinem Schilde gegen den Hufschlag der ihn umgebenden Pferde schützen. Heinrich Walter von Ramsweg bemerkte die Gefahr seines Herrn, sprengte pfeilschnell herbei, ergriff den feindlichen Ritter und rettete so dem bedrohten Könige das Leben. Als er sich wieder aufgerafft hatte, rief er den Seinigen zu: „Bekümmert euch nicht um einen Einzigen. Eilt vielmehr in die Schlacht.“ Es geschah und der Kampf erneuerte sich heftiger und bitterer als zuvor. Ottokar gerieth nicht wenig in Schrecken, da er sich überzeugte, daß sein Gegner wieder kämpfte und Befehle ertheilte. Die Böhmen begannen zu wanken und geriethen in Verwirrung, als Heinrich von Hochberg mit gewaltiger Stimme rief: „Die Feinde fliehen!“ und dieser Ruf ging wie ein elektrischer Schlag durch die kaiserlichen Truppen. Bald verwandelte sich das Zurückweichen in wilde Flucht. Alle Aussicht auf Rettung war verschwunden, da auch die Nachhut nicht ihre Pflicht erfüllte. Sie hatte schon den Kampfplatz verlassen, weil sich ihr Führer an Ottokar rächen wollte dafür, daß dieser seine Nichte beleidigt hatte. Allerdings kamen noch neue Heerhaufen bis in die Nähe des Getümmels. Da sie aber ihre Kameraden auf der Flucht erblickten, wandten sie gleichfalls um, ohne in's Gefecht gekommen zu sein. Das reiche Lager der Böhmen ward eine Beute des kaiserlichen Heeres.

Ottokar hielt noch Stand, fest entschlossen, ehrenvoll zu sterben oder wenigstens seinen Tod theuer zu verkaufen. Er hatte schon mehrere Feinde zu Boden gestreckt, als er von einem Oesterreicher erkannt und schwer verwundet weggeführt wurde. Andere Oesterreicher, besonders zwei Herrn von Mehrenberg gedachten in diesem Augenblicke, wie Ottokar ihrer Familie übels gethan hatte und stießen ihn nieder.

Rudolf freute sich nicht über den Fall seines Feindes. Er konnte sich kaum der Thränen enthalten, als er denselben fast ganz entblößt auf dem Kampfplatze liegen sah. Der Leichnam wurde nach Wien und später nach Prag transportirt. Rudolf blieb drei Tage auf dem Schlachtfelde, um sich ganz und gar als Sieger zu zeigen und die reiche Beute einzusammeln. Er verlangte Vollziehung des früheren Vertrags und Ersatz der Kriegskosten. Böhmen und Mähren sollten Ottokars Söhnen verbleiben. Oesterreich und was dazu gehörte suchte der Kaiser seiner Familie zu erhalten. Er bedurfte einer Hausmacht, um sich Ansehen zu verschaffen. Er erwartete die Einwilligung der Kurfürsten, daß sein Sohn Albrecht mit diesen Ländern belehnt wurde. Doch er mußte es auch erfahren, daß kein Stand, und sollte es auch der höchste sein, vor Unglücksfällen beschützt sei. Sein Sohn Hartmann, ein Liebling von ihm, ertrank in dem Rhein, als er nach England fahren wollte, daselbst eine Königstochter zu ehelichen. Auch seine Gemahlin wurde ihm um diese Zeit durch den Tod von seiner Seite gerissen.

5) Was Rudolf für Deutschland gethan hat.

Von Anfang seiner Regierung war der Kaiser darauf bedacht gewesen, der Unordnung in Deutschland ein Ende zu machen und das kaiserliche Ansehen so weit als möglich wieder herzustellen. Ein Schreiben, welches an die Zollerheber erging, zeigte seine Bereitwilligkeit, die vorhandenen Mißstände zu beseitigen. Es hieß in demselben: „Das Geschrei der Armen ist vor meine Ohren gekommen. Ich höre, daß ihr die Reisenden zu Abgaben zwingt, welche sie nicht zu bezahlen haben, daß ihr denselben Lasten auflegt, welche sie nicht tragen können. Haltet eure Hände zurück von dem unrechten Gut und nehmet,

Digitized by Google

was euch zukommt; denn ihr sollt wissen, daß ich mich mit aller Macht bestreben werde, Frieden und Recht zu handhaben, welche unter allen Gaben des Himmels die köstlichsten sind." In demselben Geiste ist ein anderer Erlaß an die deutschen Fürsten geschrieben. Der Kaiser erbat sich in demselben die Mitwirkung der Stände, „auf daß er mit Gottes Hülfe das schon lange Zeit zu Grunde gerichtete gemeine Wesen wieder aufrichten und die bisher Unterdrückten in seinen Schutz nehmen könne."

Um dieses Versprechen zu halten und dieses Vorhaben auszuführen, reiste er, sobald und so oft er konnte in Deutschland umher. Er wollte in eigener Person die vorzubringenden Klagen anhören und nach Befund beachten oder abweisen. Als sein allzudienstfertiges Gefolge einstens geringe Leute von ihm zurückhalten wollte, bemerkte er: „Meinet ihr, daß ich König geworden sei, um mich einzuschließen? Ich bin es geworden, um an Gottes Statt Gnade und Recht zu üben für Jeden, der es bedarf."

Zwei Punkte waren es, deren Beseitigung besonders nöthig und doch schwierig war. Es war dieses die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und somit die Beilegung der beständigen Fehden, sowie die Unterdrückung der Raubritter und sodann die Wiedererlangung der kaiserlichen Rechte und Gefälle aus den Händen derer, welche sich solche unbefugter Weise angemaßt haben.

Um das Erste zu erreichen ließ Rudolf in den meisten Gegenden Deutschlands einen Landfrieden beschwören. Es mußten nämlich die Ritter eidlich geloben, nicht unbefugter Weise eine Fehde zu beginnen, oder Kaufleute und dergleichen zu überfallen, und in streitigen Fällen, wenn sie Klagen hatten gegeneinander, sich dem Urtheil der bestellten Landfriedensrichter zu unterwerfen; für jede Uebertretung waren die Strafen im Voraus bestimmt, und es wurde Sorge getragen, daß sie auch in den meisten Fällen vollzogen wurden. Besonders strenge wurde gegen die Raubrit'er verfahren. Ihr adeliges Blut schützte sie nicht gegen Galgen oder Henkerschwert. Ihre Diebshöhlen — denn das waren nicht selten ihre Burgen — wurden genommen und zerstört; dies geschah unter Anderem 1284 mit 5 Burgen in Schwaben, deren Wiederaufbau auf's strengste verboten wurde. Allerdings war es den kaiserlichen Landvogten bei dem besten Willen nicht möglich, allenthalben dem Unwesen zu steuern. Sie konnten das Uebel nur beschränken, nicht beseitigen. Mit welcher Klugheit Rudolf bei seinen Untersuchungen verfuhr, kann uns ein einziges Beispiel zeigen. In einer Stadt beklagte sich ein Mann, daß er einem Wirthe einen Beutel mit 200 Thalern zum Aufheben gegeben habe; der Schurke aber lege sich auf's Leugnen und so müsse er den kaiserlichen Schutz in Anspruch nehmen. Rudolf ließ sich den Beutel genau beschreiben, und erklärte, er wolle zusehen, was zu thun sei. Der Klagende wurde in einem Nebenzimmer versteckt. Als nun die Bürger der Stadt dem Kaiser vorgestellt wurde, näherte sich der Kaiser dem betrügerischen Wirthe und betrachtete mit Aufmerksamkeit dessen Mütze. Er bat sich dieselbe aus, da sie ihm besonders gefalle. Hierauf beauftragte er im Geheimen einen treuen Diener, die Mütze zu der Frau des Wirthes zu bringen und derselben zu bemerken: „Ihr Mann sende ihr dieses wohlbekannte Zeichen und lasse ihr sagen, sie möchte doch den Beutel (der näher bezeichnet wurde) dem Ueberbringer einhändigen. Die Frau trug kein Bedenken, das verlangte zu thun. Als der Kaiser den Beutel in Händen hatte, ließ er den Schuldigen vortreten und suchte ihn zum Geständniß seiner Uebelthat zu bewegen. Alles Zureden war umsonst. Da holte Rudolf den Beutel hervor und machte dadurch weiteres Leugnen unmöglich. Das für Beides, für den Gaunerstreich und das Lügen die gebührende Strafe erfolgte versteht sich von selbst.

Am meisten mußte Rudolf auf Widerstand gefaßt sein, da er die dem Reiche gehörigen Güter und Gefälle, welche in unbefugte Hände gekommen waren,

Digitized by Google

wieder in Anspruch nahm. Gar Mancher, welcher bisher das Verfahren des Kaisers Rudolf gebilligt hatte, wurde anderen Sinnes, wenn auch an ihn die Reihe kam, unrechtes Gut dem rechten Herrn zurückzugeben. Und doch wollte Rudolf gerade in diesem Punkte nicht allzu nachsichtig sein, da er wohl wußte, wie armselig ein Kaiser dastehe, wenn seine Kasse die Auszehrung habe. Er schonte dabei auch die geistlichen Herren und die Kirchen nicht, wie z. B. der Bischof von Mainz den Bachgau (eine Gegend um Aschaffenburg) welche seine Vorfahren an sich gezogen hatten, wieder abtreten mußte. Besondere Schwierigkeiten stellten sich dem Kaiser in Schwaben entgegen. Dieses alte Herzogthum war seit dem Untergang der Hohenstaufen ganz zersplittert. Hier hauste der wilde, fehdelustige Graf Eberhard von Würtemberg, dessen Wahlspruch lautete: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Auch die Grafen von Helfenstein, von Zollern und viele andere wollten sich nichts sagen lassen. Rudolf mußte mehrmals Waffengewalt gegen sie brauchen. Auch Eberhard verstand sich zur Unterwerfung und zur Abbitte, als Stuttgart in die Hände des Kaisers fiel. Es war unter den bestehenden Verhältnissen nicht wohl möglich, das Herzogthum wieder herzustellen. Es wurden Reichsvögte bestellt, welche für die öffentliche Sicherheit sorgen sollten. Viele Städte wurden reichsunmittelbar, daher noch in späteren Zeiten die Menge von Reichsstädten und kleinen Herrschaften in Schwaben.

Auch in entfernteren Gegenden wollte Rudolf das kaiserliche Ansehen wieder herstellen, z. B. gegen den Herzog von Savoyen. Während des Zwischenreichs hatten die Bewohner von Bern denselben zu ihrem Schirmvogt erhoben, da sie zu schwach waren, sich selbst gegen die feindlichen Angriffe der Raubritter und ihrer Gesellen zu schützen. Sie hatten ausdrücklich in dem Vertrag die Bedingungen gestellt, daß das ganze Verhältniß aufhören werde, sobald Deutschland ein neues Oberhaupt bekomme. Da der Herzog auch jetzt noch nicht seine Stellung aufgeben wollte, so mußte Rudolf mit bewaffneter Hand einschreiten. Doch wurde die Sache bald vermittelt. Heftiger war der Kampf, welchen der Kaiser einige Jahre später gegen den Pfalzgraf Otto von Hochburgund und seinen Bruder Reinold von Mömpelgard zu führen hatte. Diese hatten dem Bischof von Basel die Stadt Bruntrut weggenommen und wollten sie nicht wieder losgeben. Der Kaiser mußte um so mehr die erhobene Klage beachten, da schon damals Frankreich Miene machte das Herzogthum Burgund, welches mit Fug und Recht noch zu Deutschland gehörte, auf seine Seite zu ziehen. Der französische König erklärte ausdrücklich, Rudolf möge sich nicht in Angelegenheiten mischen, die ihn nichts angingen, sonst werde man ihn aus Burgund vertreiben.

Dieser Schreckschuß verfehlte seinen Zweck. Der Kaiser meinte, mit 40,000 Mann auserlesener deutscher Fußgänger und 4000 Reitern fürchte er sich vor Niemand auf Erden. Der Feldzug begann und Rudolf bewährte sich bei demselben als einen Feldherrn, der wußte was Noth war. Er theilte alle Strapazen und Entbehrungen mit seinem Heere. Mehrmals gebrach es in der rauhen gebirgigen Gegend an Lebensmitteln. Der Kaiser tröstete die Seinen, indem er sprach: „Siegen wir, so bekommen wir Lebensmittel in Menge; werden wir überwunden und gefangen, so muß uns der Feind ernähren.“ Dabei rupfte er eine Rübe von einem Acker aus, aß sie und bemerkte: „So lange wir noch dergleichen haben, kann von keinem Mangel die Rede sein.“ Ein ander Mal fehlte es an Wasser. Es wurde ein Bauer gefangen, welcher eine Kanne voll hatte. Man brachte denselben vor den Kaiser und überreichte diesem die Kanne. Er wollte sie nicht annehmen, indem er mit seinen Kriegern gleiches Schicksal zu theilen gedenke, er werde so lange durstig bleiben, bis für Alle genug zu trinken vorhanden sei. Frankreich wagte nicht, sich in's Mittel zu legen und so wurde der Kampf glücklich beendigt. Man kann sich denken, daß nicht gerade Jedermann mit dieser Strenge und Entschiedenheit zufrieden war. Das benutzte

Digitized by Google

ein Betrüger, Tyle Kolup, der eine Zeitlang an dem Hofe Friedrichs II. gewesen war und einige Aehnlichkeit mit diesem längst verstorbenen Kaiser hatte. Er behauptete, daß er dieser Friedrich wäre und sich bisher aus verschiedenen Gründen verborgen gehalten habe. Manche Feinde Rudolfs glaubten der Rede mit Freuden, auch Andere ließen sich täuschen, und so gewann der Betrüger so viele Anhänger, daß Rudolf, der Anfangs über den Abenteurer gelächelt hatte, die Sache ernster nehmen und mit dem Schwerte dreinschlagen mußte. Tyle mußte sich ergeben und wurde lebendig verbrannt.

Rudolf ließ sich in seinem bisherigen Verfahren nicht irre machen. Nach Beendigung des Reichstags zu Erfurt 1289 wurden 66 Raubschlösser in Thüringen auf seinen Befehl zerstört.

„Sein steigender Einfluß," sagt der gleichzeitige Schriftsteller Volkmar, „verbreitete Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen und Freude unter dem Volke. Wie Licht auf Finsterniß, so folgte Ruhe und Frieden auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt wieder den Pflug zur Hand, der lange ungebraucht im Winkel lag. Der Kaufmann, der aus Furcht vor Räuberei zu Hause blieb, durchreiset jetzt das Land mit der größten Sicherheit und die Räuber und Bösewichter, die zuvor offen und ungescheut herumschwärmten, suchen sich in wüste Gegenden zu verbergen."

6) Rudolfs Persönlichkeit, Charakter und Tod.

Rudolf war ein Mensch, wie wir Alle, nicht ohne Fehler. Seine Sitten waren nicht in jeder Beziehung untadelich. Doch ist er nimmer in die Rohheiten und Ausschweifungen so vieler seiner Zeitgenossen verfallen. Und wer es wagt, denselben zu meistern, als habe er Dieses oder Jenes in seinen Regierungsmaßregeln besser machen können, der möge Zeit und Verhältnisse beachten und sich sagen, ob er so viel geleistet haben würde als Rudolf.

Von Natur war derselbe aufbrausend und jähzornig, von einem ganz ungewöhnlichen Ehrgeize beseelt. Im reiferen Mannesalter suchte er sich selbst zu beherrschen, so daß er einstens gefragt wurde, woher es komme, daß er als Kaiser viel sanfter und nachgiebiger geworden sei, als in früheren Tagen. Er antwortete: Es hat mich gar häufig gereuet zu jähzornig, niemals aber zu milde gewesen zu sein. Aus diesem Grunde begnadigte er nach der Schlacht auf dem Marchfeld den Ritter von Füllenstein, der von Ottokar gedungen worden war, ihn zu tödten. Ebenso ließ er einen Bogenschützen ungestraft, durch dessen Unvorsichtigkeit er am Auge verwundet worden war. Man meinte, der Mann verdiente es, daß ihm die Hand abgehauen würde. Rudolf erwiederte auf der Stelle: „Diesen Rath hättet ihr mir früher geben sollen. Nun aber, nachdem das Uebel geschehen ist, kommt derselbe zu spät."

Hatte ihm Jemand Gutes erwiesen, so blieb er ihm unvergeßlich. Ein Züricher, Namens Müller, hatte ihn während des Kampfes mit Regensberg gerettet, da er in großer Todesgefahr schwebte. Kurz nach der Krönung weilte Rudolf zu Mainz, von Rittern und Grafen umgeben. Plötzlich sah er den Retter seines Lebens von Ferne. Er begrüßte ihn freundlich und nahm ihn wie einen alten Bekannten bei der Hand. Viele der Anwesenden rumpften die Nase und meinten, eine solche Zuvorkommenheit gegen einen Bauersmann stehe einem Kaiser nicht wohl an. Rudolf aber entgegnete: „Dieser Mann hat dem Grafen das Leben gerettet, daß derselbe hat Kaiser werden können, darum darf der Kaiser nicht vergessen, was er demselben zu verdanken hat."

Ueberhaupt war Rudolf nicht hoffärtig und stolz gegen Leute niederen Standes. In seinem Aeußeren konnte der gewöhnliche Handwerker kaum einfacher sein. Gewöhnlich war er mit einem schlichten grauen Wamse bekleidet. Man erzählt sich sogar, daß er denselben, wenn's nöthig war, mit eigener Hand wieder ausgebessert habe. Ebenso war seine Tafel nicht besser besetzt, als die begüterten Bürgersleute. Auch bei seinem Gefolge konnte er die Unmäßigkeit

Digitized by Google

nicht leiden. Als er einmal gewahr wurde, daß ein Theil seiner Dienstleute bessere Getränke und köstlichere Speisen als die übrigen hatte, schickte er dieselben auf der Stelle fort, indem er sich äußerte, er wolle Niemand, der nicht mit dem zufrieden sei, was seine Kameraden der Hausordnung gemäß bekämen.

Gerne verkehrte er mit dem schlichten Bürgersmann. So kam er in der Nähe von Basel mit einem Gerber zusammen, welcher gerade mit übelriechenden Häuten beschäftigt war. Rudolf sagte: „Du würdest gewiß lieber bei einem schönen Weibe sein und von Gold und Silber speisen!“ „Beides ist mir nicht versagt,“ versetzte der fleißige Handwerksmann. Rudolf wollte es sehen, und lud sich zu Gast ein. Wie erstaunte er, als er in Wirklichkeit sah, was er für Prahlerei gehalten hatte. Eine reichgeputzte Dame machte die Hausfrau bei der Mahlzeit. Goldenes und silbernes Geschirr stand auf der Tafel. Rudolf fragte, „Wie der Gerber bei solchem Reichthum noch Wohlgefallen an der schmutzigen Arbeit haben könne? Da antwortete der Gerber: „Gerade dem Fleiße verdanke ich meinen Wohlstand; wenn ich mich auf die Faulbank legen wollte, so würde gar leicht der Reichthum wieder in Armuth verwandelt werden.“ Als Rudolf im Jahre 1288 zu Mainz verweilte, überfiel ihn eines Morgens in seinem Gemache ein heftiger Frost. In der Nähe war ein Bäckerhaus. In dieses begab er sich mit seinem grauen Rocke um sich zu wärmen. Er fand die Hausfrau allein, und wollte sich in ihre Nähe setzen. Dieselbe kannte ihn nicht und meinte, die Soldaten sollten nicht mit armen Weibern Scherz treiben. „O meine liebe Frau!“ sagte Rudolf, „ich bin ein armer Soldat, ich habe alles Meinige im Dienste des Schelmen Rudolf verthrt und muß jetzt allen Verbeißungen zum Trotze Noth leiden.“ Solche Aeußerung setzte die Rede der Frau in Fluß: sie schimpfte über den Kaiser, der armen Leuten ihr Gut verschlinge und alle Bäcker in der Stadt um das Ihrige gebracht habe. Sie drohte dabei, den bei ihr stehenden Wassereimer zu brauchen, wenn Rudolf nicht weichen würde. Und als dieser die Drohung nicht für ernstlich hielt und immer näher ans Feuer rückte, wurde er mit Wasser begossen und mußte flüchtig gehen. Nicht lange nachher schickte er einen Bedienten mit einigen Tellern Speisen und einigen Maß Wein zu der Nachbarin und ließ ihr sagen: „Dieses schicke ihr der alte Soldat, der sich diesen Morgen bei ihr gewärmt habe.“ So kam es an den Tag, wer der Fremde gewesen, den sie so übel behandelt hatte. Die Frau gerieth nicht wenig in Schrecken, lief in ihrer Angst in das königliche Schloß und warf sich dem Kaiser zu Füßen, um Verzeihung zu erhalten. Rudolf gewährte solche unter der Bedingung, daß sie zur Belustigung der anwesenden Gäste noch einmal ihre Schimpfreden wiederholte. Auf diese Weise konnte sich ein König rächen, welcher die Liebe des Volkes in hohem Grade besaß und in dieser Liebe die beste Sicherheit fand.

Rudolf war groß von Gestalt, fast anderthalb Kopf über das gewöhnliche Soldatenmaß hervorragend. Er war hager von Statur und schon in frühen Jahren ein Kahlkopf. Seine Nase zeichnete sich durch ihre Länge aus und gab einem Spaßvogel Veranlassung zu einem vermeintlichen Witze. Rudolf fuhr durch die Straßen von Zürich, da begegnete ihm ein Bürger, welcher sich äußerte, die Nase sei allen ehrlichen Leuten im Wege, so daß man nirgends durchgehen könne. Rudolf drehte sich um und sagte: „Nun wirst du wohl Platz haben.“

Solche Leutseligkeit war geeignet, den Kaiser bei dem Volke immer beliebter zu machen. Noch mehr gereicht es ihm zur Ehre, daß er von vielen Zeitgenossen das lebendige Gesetz genannt wurde, und daß man noch lange nach seinem Tode zu sagen pflegte: „Dieser hat Rudolfs Ehrlichkeit nicht!“

Der Abend seines Lebens wurde ihm dadurch getrübt, daß die deutschen Wahlfürsten sich weigerten, seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger zu erwählen. Albrecht wußte nicht wie sein Vater die Herzen zu gewinnen. Er

Digitized by Google

war ein finsterer verschlossener Charakter. Auch fürchtete man die wachsende Macht des Habsburger Hauses.

Rudolf spürte die Nähe seines Todes. Auch verhehlte ihm der Arzt keineswegs die immer wachsende Gefahr. „Wohlan", sprach er zu seinem Gefolge, „laßt uns nach Speier ziehen, zu den Gräbern der Kaiser." Doch gelang es dem 74jährigen Greise nicht mehr, die Stadt zu erreichen. Er gelangte nur bis Germersheim, wo er am 30. Sept. 1491 das Ziel seines Lebens erreichte. Sein Leichnan wurde in der Domkirche zu Speier feierlich bestattet.

Deutschland betrauerte den Verlust eines Fürsten, dem es, wie man auch sonst über ihn urtheilen mag, jedenfalls die Rettung in böser Zeit verdankte. Sein Andenken bleibe in Segen!

Das Dromedar.

Von Dr. G. Hartwig.

Ein Meer gibt es, ohne Wasser und kühlende Brisen, ohne kreuselnde Wellen und blaugrünen Spiegel; ohne Ebbe und Fluth, ohne Fische und Tange.

Auch ein Schiff gibt es, welches Menschen und Waaren glücklich von einem Ufer zum andern jenes eigenthümlichen Meeres führt, ein tüchtiges Schiff, aber ohne Segel und Masten, ohne Kiel und Steuer, ohne Kajüte und Verdeck.

Jenes Meer, du hast es errathen, ist die Wüste; dieses Schiff ist das Kameel.

Auf vielfache Weise erinnern die großen afrikanischen und asiatischen Sandflächen an den unbegrenzten Ocean, und sind deßhalb von jeher mit ihm verglichen worden. Derselbe unermeßliche Horizont, wo der Blick über die weite Ebene hinfährt, bis sie dort im Nebel der Gewässer, hier im leichten Flor des Staubes, unsicher mit dem Saume des fernen Himmelszeltes verschwimmt; dieselbe leicht bewegliche Oberfläche im Spiel der Winde steigend und fallend; dieselbe großartige Einförmigkeit, die durch tagelanges Wiederholen des ewigen Einerleis die Seele des Reisenden mit Ahnungen der Unendlichkeit erfüllt; dieselben Täuschungen; denn so wie der lechzende Matrose plötzlich aus der Wasserwüste trügerische Palmenhaine vor sich aufsteigen sieht, so verwandelt sich auch vor der schmachtenden Karavane die dürre Sandfläche in das Wahngebilde eines lachenden See's. Hier Inseln-Oasen des Meeres; dort Oasen-Inseln der Wüste; hier Sand-, dort Wasserwellen verbiedene Thier- und Pflanzenwelten von einander trennend; hier das Schiff — da Dromedar des Oceans; dort das Kameel — das Schiff der Wüste.

Eine vollkommen passende Benennung! denn so wie der die Fluthen durchfurchende Kiel alle Küsten des Weltmeers unter einander verbindet, so wären auch ohne das einhöckerige Kameel oder das Dromedar die weit entfernten Ufer des großen Sandmeers eng von einander getrennt, die Wüste den Menschen ewig verschlossen geblieben.

Die Existenz derganzen patriarchalischen Nomadenwelt des Orients; der ganze Völkerverkehr des größten Theils von Nord-Afrika und Südwestasien beruhen fast einzig und allein auf dem Kameel, für den Beduinen neben der königlichen Dattelpalme das kostbarste Geschenk des Allah. Andere Thiere sind für den Wald, das Wasser, die Grasflur gebildet; Führer, Träger, Gefährte, Hausthier des Menschen in der Wüste, gewissermaßen seine dortige Ergänzung zu sein, indem es allein alle seine nothwendigsten Bedürfnisse zu erfüllen vermag, ist die Bestimmung des Kameels. Wunderbar ist es fürwahr dieses eigenthümliche Leben geformt; ausgerüstet für Entbehrungen und Frohdienste, unter welchen alle übrigen Thierformen erliegen würden, wie andere Geschöpfe in einer glücklicheren Natur für den Genuß und die Freiheit.

Vergebens hat man versucht es nach Spanien zu verpflanzen, es in Amerika einzubürgern; es verkümmerte dort stets und fiel dem Menschen nur zur Last,

Digitized by Google

während es in Arabien, seinem regenlosen, ausgedorrten Urvaterlande, den Hauptreichthum seines Herrn ausmacht und überhaupt nur in der Wüstennähe gedeiht.

Betrachtet man seine Füße, so sieht man schon, daß sie für das Gehen auf dem Sande gebildet sind, indem sie nicht wie beim Pferde, dem Ochsen, oder dem Hirsche nur mit dem Ende des Hufes, sondern mit der ganzen Länge ihrer zwei mit einer schwielichten Sohle versehenen Zehen auftreten. So schreitet das Kameel sicher und leicht über die unsichere nachgebende Fläche dahin, während es auf durchnäßtem Lehmboden ausglitscht. Länger als irgend ein anderes bekanntes Säugethier kann es Hunger und Durst ertragen, und ist mit dem schlechtesten von allem zufrieden. Genügsam wie der Beduine findet es fast überall auch auf der nacktest scheinenden Fläche, in dem härtesten Wüstengestripp, in Salzpflanzen und Disteln, in dornigen Mimosen und Acacien, sogar im steinigen Dattelkerne, den sein Herr ihm reicht, nachdem er selbst die süßliche Hülle genossen, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne und sein knorpeliges Gebiß, noch hinreichende Nahrung.

Eine längere Reihe von Tagen hindurch ist ihm der Trunk kein Bedürfniß, weil bekanntlich die nur ihm unter den Wiederkäuern eigenthümlichen sackförmigen Ausstülpungen des Pansens, eine natürliche Wassercisterne bilden, aus welchen es durch Muskelzusammenziehung die Flüssigkeit nach Bedürfniß bis in die Speiseröhre hinauftreiben kann. Man glaubt gewöhnlich, daß das dort angesammelte Wasser klar und genießbar sei, und läßt sich's erzählen, daß im höhsten Nothfalle man Kameele aufschneidet, um der verschmachtenden Karavane das Leben zu retten. Es ist aber, wie Rußegger (Reisen in Nubien) berichtet, ein abscheulich stinkende, mit halb verdautem Futter gemengte Jauche, und die ganze Geschichte gehört in dieselbe Fabelreihe, wie die des Gemsjägers, von dem de Dichter sagt, daß er es wagt

Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut!

Nicht nur einen Wasserbehälter trägt das Kameel mit sich herum, sondern auch reiche Fettvorräthe, die sich besonders im Höcker ansammeln, so daß diese Erhöhung, die ihm ein so mißgestaltetes Ansehen gibt, ihm ganz unverkennbaren Nutzen hat. Findet es nämlich auf seinen Reisen eine gar zu spärliche Nahrung, und dieses ist fast immer der Fall, so erhält es sich durch die innere Auffaugung, und trotzt um so länger den Entbehrungen des Wegs. Nach einer langen Wanderung durch die Wüste sieht man ihm daher eine große Abmagerung an, doch so wie es in der Oase oder am Reiseziel sich durch reichliches Wassertrinken erquickt, gewinnt er schon nach einigen Stunden ein besres Aussehen. Dennoch bedarf es mehrere Wochen einer regelmäßigen und reichlien Nahrung, um nach einer so beschwerlichen Reise die frühere Körperfülle wiede zu erhalten und nur unter dieser Bedingung ist es im Stande, einen euen Wüstenzug anzutreten. Alles hat seine Grenzen; einer zu langen Entbehrung und übermäßigen Ermüdung muß auch das Kameel erliegen und so ist es denn auch nicht möglich, die Richtung durch die Sandöden zu verfehlen, weil an beden Seiten des Weges, besonders aber an den Endpunkten der Karavanenreisen die zerstreuten Gerippe des Lastthiers, die Furchtbarkeit seiner Leiden und die Schrecknisse der Wüste verkünden.

Doch auch diese grauenhaften Einöden, wo der glühene Chamsin den brennend heißen Sand verweht; diese pflanzen- und wasserleeren Ebeen, die schon so manchen Reisenden verschlungen haben, sind mit eigenthümlichen Iturreizen begabt. Namentlich wenn der Mond im stärksten Lichte am dunkelblaen Himmel leuchtet, wo die südlichen Sternbilder mit einem Glanze funkeln, der dem gestirnten Himmel des Nordens auf ewig fremd bleibt; wenn der Schaen der Berge weithin über den gelben Sand der schweigenden Wüste fällt, und die maleriſche Wirkung des Bildes durch den Anblick der Zelte, der Lagerfeer und der ruhenden Thiere erhöht wird, dann begreift man, wie der Beduine k schreckliche aber auch

Digitized by Google

ſchöne und erhabene Wüſte nicht minder liebt, als der Seemann das grenzenloſe Meer, oder der Schweizer die hehren Scheitel ſeiner ſchneebedeckten Berge, und daß ſie die Begeiſterung des Dichters zu Liedern entflammen konnte, die im Strome des Geſanges von einem Geſchlechte zum andern fortrauſchen.

Und du, geduldiges Kameel, Freund und Erhalter des wandernden Arabers, wie hätte er dich vergeſſen können, jedesmal daß er die Vorzüge ſeines eigenthümlichen Wüſtenlebens preiſt. Deine Milch gibt ihm ſeine tägliche Nahrung; deine weiche, jährlich ſich erneuernde Wolle verſchafft ihm die Stoffe zu ſeinen Zelten und Kleidern. Doch nicht nur als ſein unentbehrliches Hausthier rühmt und liebt er dich, du biſt ihm Allah's (ſo nennt der Muhamedaner Gott, den Herrn. Das Wort hat den Sinn: der Allerhöchſte) Wunderwerk, dem er das unſchätzbarſte Gut, die köſtliche Freiheit und Unabhängigkeit verdankt.

In deinem Beſitze verlacht er alle Gelüſte des fremden Herrſchers und ſetzt zwiſchen ſich und ſeine Feinde die Wüſte. So iſt er ſtets unnahbar, unbezwingbar geblieben, und wenn wir im hohen Norden ſehen, wie der Beſitz eines Thieres — des Zobels, des Seeotters — Sclaverei über ganze Völker gebracht hat, ſo erſcheint uns dagegen in Arabien das Kameel als das Werkzeug einer ewigen Freiheit.

Alle jene Welteroberer, deren Züge, verderblicher als die der Heuſchrecken und Termiten (Wanderheuſchrecken) ſo häufig den ganzen Orient in Banden ſchlugen, alle jene ſcheußlichen Völkergeißeln von Nimrod und Cambyſes bis zu Napoleon, der auf ſeinem Schreckenspfade ja auch die Wüſte berührte, haben Arabien nur umwogt, niemals unterjocht; ſchnell ſchwand ihre falſche Größe dahin, wie Peſt und Hungersnoth, ihre Schweſtern, während von Sinai's Höhe ein Jahrhundert nach dem andern auf die unveränderlichen Söhne Ismaels hinabblickt. Doch wann hätte der Menſch die Gaben der Natur nicht mißbraucht, wann hätte er Mäßigung und Gerechtigkeit auszuüben gelernt?

Dieſer ſelbe Araber — frei, unabhängig, ungeſtört, reich ſogar, denn wer iſt vermögender als der alles beſitzt, was in den Kreis ſeiner genügſamen Wünſche gehört — weit entfernt ſeine Sandeinöden als das Bollwerk der Freiheit heilig zu halten, befleckt ſie nur zu oft durch ſeine Verbrechen, bedient ſich ihrer, um ungeſtraft ein ehrloſes Räuberleben zu führen, und entwürdigt das Schiff der Wüſte zum Mitſchuldige eines Landcorſeren.

Der Beduine, der ſich zu dieſem ſchnöden Handwerk beſtimmt, härtet ſich frühzeitig gegen alle Reiſebeſchwerden ab; verbannt den Schlaf, erduldet Durſt, Hunger und Hitze, und erzieht auf gleiche Weiſe ſeine Dromedare. Schon einige Tage nach ihrer Geburt biegt er ihner die Beine unter den Leib, zwingt ſie auf der Erde zu knieen und belaſtet ſie nit einem ziemlich ſtarken Gewicht, welches er ſie zu tragen gewöhnt, und dann mt einem noch ſtärkeren vertauſcht.

Statt ſie zu jeder Stunde weiden und ihren Durſt vollauf befriedigen zu laſſen, gewöhnt er ſie daran, imner längere Strecken hungernd und durſtend zurückzulegen, übt ſie im Rennen, muntert ſie durch das Beiſpiel des Pferdes auf, dem ſie bald an Raſchheit gleichkomnen, ſo wie ſie es an Kraft übertreffen; und iſt er endlich ihrer Schnellfüßigkeit, ihrer Stärke, ihrer Genügſamkeit vollſtändig verſichert, beladet er ſie mit dem nthwendigen Proviant, reitet mit ihnen fort, erſcheint unerwartet am Saum vr Wüſte, hält die Reiſenden an, plündert die abgelegenen Wohnungen, beladet die Kameele mit ſeiner Beute; und wird er verfolgt und zur ſchnelleren Flucht getrieben, dann zeigt er erſt, was er und ſeine Thiere vermögen.

Auf den raſcheſten Dromoar ſich ſchwingend, führt er die übrigen an, läßt ſie Tag und Nacht forteilen, faſt ohne ſich aufzuhalten, noch zu eſſen und zu trinken; legt in acht Tagen dreihundert Stunden zurück und während dieſer ganzen Zeit der ewigen Bewegung bliben die Kameele beladen und erhalten täglich nur eine Stunde Raſt und einen Leiglumpen zum Futter. Auf dieſe Weiſe laufen ſie oft neun, zehn Tage ohne Waſſer zu finden, und gibt es zufällig einen Tümpel

Digitized by Google

oder eine Quelle abseits des Weges, so riechen sie das Wasser in halbstündiger Entfernung; der drückende Durst beflügelt ihre Schritte und sie trinken in einem Male für die verflossenen und für die künftigen Tage; denn ihre Reisen dauern oft ein paar Wochen, und die Entbehrungen so lange wie die Reise.

Das einhöckerige Dromedar, — denn dieses ist vorzüglich in Arabien zu Hause und hat sich von dort aus in verschiedenen Richtungen nach Ostindien, dem Mittelmeer und dem Niger verbreitet, während das zweihöckerige Kameel auf engere Grenzen beschränkt, vorzugsweise das turanische Hochland einnimmt — ist in Syrien, Egypten, Persien und der Berberei, wie bereits oben bemerkt, das gebräuchlichste Lastthier. Es dient zwar dem Räuber; es dient aber auch dem Kaufmann und dem Pilger, der fromm nach Mekka wandert, um am Grabe des Propheten Muhamed zu beten.

In langer Reihe, einer sich windenden Schlange gleich, durchzieht die Caravane oder morgenländische Reisegesellschaft die endlose Wüste. Jedes Dromedar ist nach seinen Kräften beladen, und kennt so gut die Grenzen seiner Tragfähigkeit, daß es durchaus kein Uebergewicht duldet, und unbeweglich liegen bleibt, bis man ihm dasselbe abgenommen hat. Große Thiere tragen 10 und sogar 12 Centner; kleinere 6 bis 7. So geht es im gemessenen Schritte fort, täglich 10 bis 12 Stunden, bis endlich oft erst nach vielen Wochen das Ziel erreicht wird.

Betrachtet man die Mißgestalt des Kameels, so kann man fast nicht daran zweifeln, daß dessen Natur durch eine tausendjährige Knechtschaft und unaufhörliche Arbeit bedeutende Abänderungen erlitten hat. Seine Sclaverei ist älteren Ursprungs, vollständiger und mühsamer als die irgend eines anderen Hausthieres; älter, weil es die Länder bewohnt, welche zugleich auch die Wiege des Menschengeschlechts waren; vollständiger, weil unter allen anderen gezähmten Dienstthieren es noch immer wilde unabhängige Individuen gibt, während das ganze Kameelgeschlecht der Sclaverei verfallen ist und nirgends mehr im natürlichen Zustand der Freiheit gefunden wird; mühsamer endlich, weil man es nie, weder für den Luxus, oder die Prachtliebe, wie viele Pferde, noch zum Vergnügen, wie fast alle Hunde, noch für den Tisch, wie den Ochsen, das Schwein oder das Schaf ernährt; sondern nur als Lastthier benutzt, und zwar als ein solches, welches man sich nicht einmal die Mühe gibt anzuspannen, sondern dessen Leib man als einen lebenden Fuhrwagen betrachtet, den man lasten und überlasten und sogar im Schlafe noch überlastet lassen kann, denn zuweilen, wenn man elig ist, unterläßt man es, ihm das erdrückende Gewicht abzunehmen und so schlät es ein, mit gekrümmten Beinen auf dem Leibe liegend. Deßhalb trägt es auch alle Zeichen der Sclaverei und alle Male des Schmerzes. Eine große breite Schwiele, hornartig hart, bedeckt das untere Brustbein; ähnliche finden sich an den Gelenken der Beine und obgleich sie bei keinem dieser Thiere fehlen so liefern sie doch selbst den Beweis, daß sie nicht natürlich, sondern durch das Uebermaas des Zwanges und des Leidens hervorgerufen worden sind, da man sie häufig voller Eiter findet.

So wie diese Schwielen Brust und Beine entstellen, wird der Rücken noch weit mehr durch den einfachen oder doppelten Höcker verunstaltet, der wie jene sich von einer Geschlechtsfolge zur andern fortpflanzt; und da die Schwielen augenscheinlich von der Stellung herrühren, in welcher man das Thier oft schwerbeladen zu ruhen nöthigt, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß auch jene Höcker aus dem Druck der Lasten entstanden sind, da sie nur aus einer Fettmasse bestehen. Sogar ihr unverkennbarer Nutzen als Proviantniederlagen für die Reise, mag zu ihrer Ausbildung beigetragen haben, da die Natur sich überall zu schützen und den Umständen anzuschmiegen sucht, und so wurde, was anfangs nur Werk des Zufalls war, allmälig zum Erbstück des ganzen Geschlechts. Sogar der Magen mag sich im Laufe der Zeiten mit seiner Wassercisterne versehen haben, da das Thier nach langem quälendem Durste jenes Organ auf einmal, so wie die Gelegenheit des Trinkens sich darbot, übermäßig ausdehnte; wourch dann nach und nach die sackartigen Erweiterungen des Pansens entstanden. So rührt wahrscheinlich alles,

Digitized by Google

was das Kameel Gutes und Schönes an sich hat, von der Natur; während alle seine Fehler und Verunstaltungen der Herrschaft des Menschen und den Mühseligkeiten der Sclaverei zugeschrieben werden müssen. Ohne Zweifel haben diese auch auf sein Gemüth gewirkt, und die ganze Naturanlage des nützlichen, aber durchaus nicht angenehmen Kameels versauert. „Es ist ein abscheulich, häßliches, nothwendiges Thier," schreibt der berühmte Times-Correspondent Russel aus dem Lager von Lucknow," ungelenk, mißmuthig, unempfindlich, von zänkischer mißmüthiger Stimmung, mit mäßigkeitvereinlichen Bestrebungen; unbegreiflich launisch in seinen Neigungen und Feindschaften; es liebend mit seiner Kehle, seinen Kinnbacken, seiner Zunge und seinem Magen das schauderhafteste Gegurgel und Grunzen hervorzubringen. Unvernünftig, dem Sclavenjoch ergeben, unterwirft es sich geduldig den scheußlichsten Grausamkeiten und beißt unschuldige, wohlmeinende Leute, die sich gerne seiner annehmen möchten. Reißt ihm der Führer das Nasenloch entzwei, so erlaubt es sich kaum mehr als ein Grunzen; doch ist zehn gegen eins zu wetten, daß es dich anspucken wird, wenn du ihm ein Stück Brod anbietest. Tagelang marschirt es mit der Nase gegen den Schwanz seines Vorderthiers, in endloser Reihe, ohne jemals den geringsten Versuch zu machen, von der Kette loszubrechen; und doch wird es den armen Europäer greulich ansletschen, der es wagt, ihm die rauhe Seite zu reiben."

Vielleicht mag das Kameel in dieser Beschreibung etwas verläumdet sein, jedenfalls könnte es zu seiner Entschuldigung sagen, daß es zu viel sei, Liebenswürdigkeit von einem hartbedrückten Sclaven zu verlangen.

Aus der Rhön.

Von Max Berghold.

I. Die Hohe-Rhön und die Heuerndte.

Ein Zweig des Rhöngebirges hat den Namen Lange-Rhön (volksthümlich Hohe-Rhön). Hierunter versteht man jenen langgestreckten, hohen Bergrücken, welcher von Nord nach Süd gehend, von den Flüssen der Ulster, der Streu und der obersten Fulda umschlossen und von den Orten Hilders, Fladungen, Bischofsheim und Gersfeld umgeben ist. Im Süden hängt die Lange-Rhön, die einzige zusammenhängende Gebirgsmasse, mit dem Kreuzberg eines Theils, andern Theils mit der waldgebirgigen Rhön zusammen. Westlich an sie, wo sie in ein ansehnliches Promontorium umbiegt und endigt, (das Abströder Gebirg, welches den höchsten Punkt des ganzen Gebirgs, die Große-Wasserkuppe, 2887 Fuß tragend), lehnt sich derjenige Theil der Rhön an, welchen man wegen seiner unzähligen Kuppen und Kegel die Kuppenreiche Rhön genannt hat. Zu dieser zählt die höchst romantische Milseburg, die wie eine Königin über ihre niedere Umgebung emporragt. Im Osten lehnt sich die Neustädter Ebene an die Lange-Rhön. Gegen Norden endlich zieht sich jener Gebirgsrücken in mehreren Verzweigungen, zum Theil bedeutenden Vorbergen, bis nahe an die Ufer der Werra hin.

Die West- und Ostkanten unsers Rückens sind fast durchgängig mit üppigen Laubhölzern, besonders Buchen, bedeckt, und die Kanten, zumal die der Ostkante, erscheinen meist als kegelförmige Berge, obwohl sie keine sind. Die Oberfläche, die großen Plateau's von beiläufig 6 Stunden Länge und einer wechselnden, zwischen 1—1½ Stunden schwankenden Breite, ist mit Wiesen und ausgedehnten Weideplätzen bedeckt und mit den zwei merkwürdigen, großen und sagenhaften Mooren, dem rothen und dem schwarzen Moor, welcher letztere an 500, ersterer aber über 1000 Acker mißt. In diese genannten Grasflächen theilen sich mehrere an- und umwohnende Gemeinden, und nach diesen sind die verschiedenen Bestandtheile der Fläche benannt. So hat man eine Ursprunger, Frankenheimer, Wüstensachsener, Oberelsbacher Rhön ꝛc.

Digitized by Google

Auf dieser Höhe liegt nur ein einziges Dorf; es ist das schon genannte Frankenheim. Andere Orte leben noch in der Volkssage fort. Nach ihr sind die Ortschaften in den Mooren versunken und die Geister der Versunkenen erblickt man bei nächtlicher Weile unter dem Namen Moorjungfern an jenen verrufenen Plätzen umherspuken. Daher meiden furchtsame Leute diese Orte sorgfältig, um nicht von den nie Ruhenden mit hinab gezogen zu werden.

Still und öde ist's hier oben. Den größten Theil des Jahres liegt auf dieser Ebene eine wahre Todtenstille; sie erscheint als ein Tempel der Einsamkeit, der tiefsten Ruhe, die nur zum Gemüthe spricht. Auf den vielverschlungenen, kaum erkennbaren Pfaden erblickt man selten den Fußtritt eines Wanderers. Nur der Bauer und der in rechnenden Gedanken dahin schlendernde Viehhändler durchkreuzen hie und da die Oede. Selbst die von Bischofsheim über das Gebirg herauf nach Wüstensachsen und weiter durch den anmuthigen Ulstergrund hinabführende Hochstraße ist wenig belebt. Kenner des höchsten Nordens sollen von der Sterilität und Einsamkeit dieses Gebirgszuges wahrhaft ergriffen worden sein. —

Zur Winterszeit ist es hier oben natürlich rauh und kalt, mehr als in den Tiefen der Thäler. Nicht selten schon im September, und noch weit in den April hinein ist die Hohe-Rhön in das weiße, traurige Schneegewand gehüllt, von welchem oft im Sommer noch Stücke in verborgenen Schluchten mit bleifarbener Kruste gesehen werden, nachdem schon längst Thal und Hügel grünen. Tag und Nacht heult da ein grimmiger Nord- und Nordwest wie ein hungriges Raubthier; im engen Stübchen der Frankenheimer klirren die kleinen Fenster und klitzern und flimmern die dünnen Wände ihrer armseligen Hütten; weder die bleiche Mondessichel, noch der Zitterstrahl eines Sternleins vermag die grausige Nacht zu hellen.

Aber um so schöner und von wunderbarer Wirkung ist es dann auch, wenn der traurige, über alle Gebühr lang weilende Gast von wahrhaft nordischem Charakter sich anschickt, die Gegend zu verlassen. Wenn eine durch den Hauch eines lösenden Südwests aus dem kalten Wein zuerst die schwarzen Zacken der Basalte blicken; wenn sich die röthlichen Sprossen der Buchen zeigen und von dem leckenden Strahl der immer höher steigenden Sonne die Höhen sich wieder in ihr jugendliches Gewand kleiden; wenn die losgelassenen Waldwasser aus engen Schluchten über klippiges Gestein hinab zu Thal stürzen; wenn der tausendstimmige Chor der gefiederten Sänger im frischen Hain erschallt und flinke Käfer in den lauen Lüften schwirren! Dann tritt im vollen Glanz der Lenz einher und schmückt Alles mit jugendlicher Pracht und Fülle. Nach langer Rast erscheint der wieder fröhliche Landmann, aus rußiger Hütte tretend; der Jäger mit den muntern Rüden, dem edeln Waidwerk nachspürend; der friedlich Hirte an der Spitze seiner blökkenden Heerde; der Kohlenbrenner mit gewichtiger Art und schäfernde Dirnen, der Kräuter Erstlinge suchend, lassen sich blicken. Selbst der fromme Pilger, das Ungemach des langen, harten Winters vergessend, säumt nicht mehr länger, zum Heiligthume zu wallen. Die Scene erhält aber erst noch neues Leben in der berühmten Heerndte, der Weinlese der Rhöner, mit welchem der Höhepunkt erreicht ist.

Die Heerndte beginnt gewöhnlich mit dem 8. Juli, am Tage des heiligen Kilian, dem Schutzheiligen der Rhöner, und dauert, je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig, 4—6 Wochen, und wohl noch länger. Dieses Fest ist ein heller Stern in dem einförmigen, ruhigen Leben der Gebirgsbewohner, dessen Aufgang, insbesondere von dem jungen Volk, mit Sehnsucht erwartet wird. Alles jubelt da dem Tag entgegen, wo es hinauf auf die grünen Berge, in den belebenden und erquickenden Hauch der Rhönluft geht. Geschmückt mit Bändern und dem jungen, sprossenden Laub der deutschen Eiche geht der Zug der lustigen Mähder in die Berge, die sauerßüßeArbeit unter Jauchzen und Singen beginnend, wenn unten im Thale das Futter schon längst eingeheimst worden. Noch ehe sich der östliche Horizont vom ersten Morgenroth gefärbt, ist schon Alles auf den Beinen, und der erste aus der goldenen Kugel hervorschießende Strahl begrüßt sie schon in voller

Digitized by Google

Arbeit. Vom früheſten Morgen bis an den ſpäten Abend wird mit rüſtigen Händen geſchafft. Dann bivouaquirt Alles, Männer, Weiber, Burſche und Mädchen in zahlloſen weißen Zelten, welche, im Nu errichtet, die ganze Ebene in ein großes Lager verwandeln, die erſt dann verſchwinden, wenn die Arbeit vollendet iſt. Nur die kleinen Kinder, die ſchwachen Greiſe und die Hauswirthin ſind von dieſer Arbeit ausgeſchloſſen. Letztere bringt den Hungernden und Durſtenden Speis' und Trank hinauf.

Pfeifend fliegt die von kräftiger Hand geführte Senſe durch das kurze, beperlte Gras (vulgo Säuborſten) der einſchürigen Wieſen, während der leichte Rechen in der gewandten Hand der rothbackigen mit weißen Kopftüchern geputzten Dirnen die Mahd ausbreitet, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. Ei, das iſt ein geſchäftiges Treiben unter den Leutchen; da iſt ein Kommen und Gehen, ein Rufen und Winken! Dazu noch die zahlreichen, ſtattlichen Rhönhammelheerden, die da und dort graſen, ſie helfen vollends die luſtige Scene in eine wackre Schäferidille umwandeln.

Iſt es gute Witterung, dann trocknet das Gras leicht und thut ſich bald in Breiten zuſammen, und Tauſende von hochaufgebauten Fudern werden knarrend auf den breitſpurigen hochrädrigen Wagen zu Thal gefahren, um den meiſt hagern, aber knochenfeſten, rothbraunen Rindern zum Winterfutter zu dienen.

Oft aber iſt das werdende Futter der übeln Laune des Windes und des Wetters ausgeſetzt. Die treiben dann beide wetteifernd ihren Muthwillen mit den armen geplagten Leuten. Höhniſch lächelnd, hundertarmig und mit Blitzesſchnelle fährt der ungeſchlachte Nordweſt hinein, ſchleudert das Futter ſpielend auseinander und läßt es, weit durch die Lüfte tragend, an weit entfernten Orten niederfallen, von wo es mit unendlicher Mühe und großem Zeitverluſt wieder herbeigeſchafft werden muß. Haben aber gar die Rhöner einen naſſen Sommer, oder überraſcht ſie bei ihrer Arbeit ein Gewitter mit Sturm und Schloſſen, wie es auf dieſer Höhe nicht ſelten vorkommt, dann wehe ihnen! Denn dieſe Gewitter ſind ſo fürchterlich, daß man den Untergang der Welt nahe glaubt. Dann iſt es gar üble Erndte, die wirklich aufhört eine Luſt oder Feſt zu ſein; ſie iſt nur eine harte, nimmer endigende Arbeit, bei welcher ihnen zuletzt aller Muth vergehen muß.

Dieſe Heuerndte bietet freilich auch Gelegenheit zur Unſittlichkeit, und des Beſtellens bedarf es hier wohl nicht erſt. Allein dem iſt nicht ſo; denn „dem Reinen iſt Alles rein" heißt's hier. Trotz Heuerndte und Lichtſtuben, trotz der Kommſtunden (des Kilpgangs und Fenſterns der Rhöner), die noch bis auf den heutigen Tag richtig eingehalten werden, ſind unſere Gebirgsbewohner keuſch und züchtig, einfältig und ſittenrein geblieben und den Tugenden ihrer Väter treu. Darum wollen wir ihnen ihre Heufeſte getroſt laſſen und uns mit ihnen aufrichtig freuen, wenn wir einmal zu ihnen auf die Hohe-Rhön kommen.

Dies und Das.

Ein merkwürdiger Baum. In doppelter Beziehung iſt ein Cypreſſenbaum merkwürdig, der an der Straße ſteht, welche von Seſto nach Galarate führt, unweit Soma. Dieſe Orte liegen im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, das dem Kaiſer von Oeſterreich zugehört, und im oberen Italien liegt. Jene Straße, an welcher der Baum ſteht, führt zu dem Lago maggiore, einem der ſchönſten unter den Seen des oberen Italiens. Er mißt an dem Stammende, wo die Aeſte ſich theilen zur herrlichen Krone, ſieben Meter im Umfang. Das will wahrlich etwas heißen, und der majeſtätiſchen Cypreſſe, an und für ſich ſchon ein ſchöner Baum, gedenkt es gewiß ſchon lange, mehrere Jahrhunderte, ohne allen Zweifel — und in dem „Mehrere" ſtecken ſicherlich mehr, als Zweie! Wenn der Alles erzählen könnte, was unter, bei und neben ihm ſich ereignet hat im Laufe einer ſo langen Zeit, wir würden Merkwürdiges hören. Alle Reiſende beſuchen und ſtaunen den Rieſen und Greis, der noch friſch und kräftig iſt, an. Als der alte Napoleon über den Berg Simplon ſeine Armee nach Italien führte, und von dem Baume hörte, begab er ſich auf ziemlich weitem Umwege zu ihm, ſtand lange

Digitized by Google

Zeit den Hut in der Hand, staunend vor dem Riesenbaume, und kein Wort kam über seine Lippen. Was der gedacht haben mag? — Dann wandte er sich an die Generale und Obriste, die ihn umgaben, und gab den strengen Befehl, daß der ehrwürdige Baum sorglich geschont werde, was er durch seine Adjutanten sogleich den Ortsvorständen von Soma, Sesto und Galarate ankündigen ließ. Sein Befehl wurde pünktlich erfüllt. Aber auch die Freude an dem herrlichen Baume, die Jeder empfand; die Achtung vor seinem hohen Alter, schützten ihn jederzeit, und er ist heute noch so kräftig und wohl erhalten, daß man wohl behaupten kann, er werde noch mehr, denn ein Jahrhundert grünen, wenn Sturm und Blitz ihn schonen, wie bisher!

Im hohen Norden. Der Reisende Bavard Taylor hat im vorigen Jahre eine Reise in den hohen Norden gemacht, in der Zeit, da die Sonne dort nicht untergeht und im vollen Sinne des Wortes keine Nacht eintritt. Er schildert diesen langen Tag in eigenthümlicher Weise, und sagt von der Wirkung desselben: „Ich bin dieses nie endenden Tageslichtes herzlich müde und würde den Pomp und die Pracht einer arktischen Mitternacht gerne mit dem sternenhellen Dunkel der Heimath vertauschen. Wir werden durch den Verlust der Nacht ganz verwirrt und verlieren die Wahrnehmung der Zeit. Man ist nie schläferig, nur müde, und nach einem achtstündigen Schlafe bei Sonnenschein erwacht man abgespannter, als man es vorher war. Der Schlaf wird endlich ein unregelmäßiger, und man hält eine ganze Reihe von Schläfchen dafür, die, über die 24 Stunden des Tages vertheilt, an die Stelle einer einzigen, naturgemäßen Nachtruhe treten.

Die Folge ist ein Zustand allgemeiner Unruhe und Unbehaglichkeit. Ein Kaufmann, der häufig Reisen nach Spitzbergen macht, theilte mir mit, daß er unter der Breite von 80 Grad niemals mit Bestimmtheit wisse, ob es Tag oder Nacht sei. Im Anfang kommt es einem vor, als ob dieser nächtliche Sonnenschein wunderbar bequem wäre; es geht nichts von der Scenerie (das heißt vom Anblicke der äußeren Umgebung) dem Reisenden verloren; man kann lesen und schreiben wie gewöhnlich und man braucht sich niemals zu beeilen, weil man ja Zeit überflüssig hat. Es ist nicht nöthig, daß man sein Tagewerk verrichte, so lange es Tag ist, denn es kommt gar keine Nacht. Man verspätet sich niemals und es ist als ob Etwas vom Zwange des Lebens von unsern Schultern genommen sei. Aber nach einiger Zeit möchte man gar gerne einmal aufhören zu sehen, zu denken, zu beobachten, ja selbst sich zu unterhalten. Aber es gibt keine nothwendigwerdende Ruhe, wie sie sonst die Dunkelheit mit sich bringt, auch nicht jenes Alleinsein, welches die beste Erfrischung des Schlafes ist. Legt man sich am hellen Tage nieder, so glaubt man den Ruf: Steh' auf, zu hören, sobald man die Augen schließt. Sah ich die Leute bei Sonnenschein im tiefen Schlafe liegen, so kam es mir unheimlich vor, etwa, als hätte man ihnen einen starken Schlaftrank gegeben.

Wenn das der geneigte Leser liest, so denkt er: Wie wunderbar ist es doch auf Gottes Erde! — Aber — setzt er im Stillen oder auch laut hinzu, Gott ehre die Heimath! da folgt dem Tagewerke die dunkle stille, friedliche, die Kräfte im Schlafe neu belebende Nacht; und wie schön ist dann der neue Morgen, da ich zum Preise dessen erwache, der mich erquickt und beschützet hat und freudig gehe ich an's neue Tagewerk. Gott ehre die liebe Heimath im lieben deutschen Vaterlande!

Stahlfedern. Vor einer nicht sehr großen Reihe von Jahren erzählte man sich, ein Engländer, Namens Gillot, habe eine Schreibfeder aus Stahl erfunden, mit der man, ohne sie schneiden zu müssen, lange Zeit vortrefflich schreiben könne, wenn man überhaupt vortrefflich zu schreiben im Stande sei. Heute schreibt jedes Kind in der Dorfschule mit Stahlfedern, da die Gänsefiele überhaupt selten und theuer zu werden anfangen. Für Lehrer und Kinder liegt darin ein großer Gewinn und das Schönschreiben, wenn anders die Federn gut sind, wird sehr gefördert. Merkt Euch, liebe Leser, den Namen des Erfinders! Aber dabei will ich Euch noch ein Pröbchen geben, wie in der Stadt Birmingham in England, wo die Fabrikation der Stahlfedern besonders blüht, das Geschäft betrieben wird. Anfangs bot die Herstellung so dünner Stahlblättchen, wie man sie zu den Stahlfedern nöthig hatte, große Schwierigkeit; doch in England, wo Kunst und Kunstfleiß Hand in Hand gehen, gelang es Gillot, auch solche herstellen zu lassen; aber nun mußten die Federn aus der Hand geschnitten, gespaltet, abgekippt werden, das war langwierig, schwierig und machte sie theuer Da wurde indessen auch bald geholfen, indem man dazu Maschinen anfertigte und nun um so schneller, also um so wohlfeiler, sie herstellen konnte. So wuchs der Gebrauch, das Bedürfniß, und somit nahm das Geschäft namentlich in der Stadt Birmingham in England, einen außerordentlichen Aufschwung. Noch jetzt, wo auch in Deutschland Fabriken bestehen, blüht das Geschäft in Birmingham außerordentlich. Es bestehen dort allein dreißig Fabriken, die eine unzählige Menge Stahlfedern liefern und köstliche Geschäfte machen. In England beschäftigt die Fabrikation der Stahlfedern 2200 Arbeiter oder Arbeiterinnen, denn es sind großentheils Mädchen, Frauen, ja sogar Kinder dabei thätig, die ihren Lebensunterhalt und noch Etwas mehr, dabei verdienen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lith. Anst. v. F. C. Klimsch
Frankfurt a/M.

Digitized by Google

Mutterliebe.

Eine historische Anekdote,

mitgetheilt von W. O. v. Horn.

Mit einer Abbildung.

Wenn das heilige Wort: Die Liebe ist stärker, als der Tod, irgend seine Bewährung findet, so ist es die Mutterliebe, welche sie in tausendfachen erschütternden Beispielen darbietet. Man könnte in die Einzelnheiten der Geschichte blind hineingreifen, um sie in allen Zeiträumen zahlreich zu finden; denn es ist kein Geschick so grausig, kein Leiden so schwer, kein Opfer so groß, das nicht Mutterliebe freudig übernommen, muthig getragen und hingebend gebracht hätte.

Auf dem Wege geschichtlicher Forschungen tritt uns oft ein solch herrliches Bild voller, reicher, sich selbst vergessender Mutterliebe entgegen, daß man das Auge der Seele nicht mehr davon wegwenden kann. Ich darf wohl sagen, daß es mir so erging mit der Begebenheit, die ich hier wieder zu erzählen beabsichtige.

An die Seite des furchtbaren Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 *) kann vollkommen das gesetzt werden, welches 1783 die schöne, reiche, große Stadt Messina, auf der zum Königreich Neapel gehörenden Insel Sicilien, zerstörte. Der feuerspeiende Berg Aetna auf dieser schönen Insel ist der Urheber dieses und der vielen zerstörenden Erdbeben, welche einzelne Orte und weite Strecken, sowohl Siciliens, als des gegenüber liegenden Calabriens, zerrüttet haben, und wohl mag auch der nahe Feuerberg Vesuv sich mit ihm in diese schreckliche Thätigkeit theilen. Sie liegen sich zu nahe, um unabhängig von einander zu sein. Was die Erdbeben überhaupt und ihre wahrscheinliche Ursache betrifft, so muß ich mir wohl gestatten meine lieben Leser auf das genannte Büchlein zu verweisen, da ich hier das dort Gesagte nicht wiederholen kann.

Es war, wie gesagt, im Jahre 1783, als die furchtbaren Schrecken eines zerstörenden Erdbebens Messina ereilten und ein unaussprechliches Maß des Jammers, Unglücks und Elends über die Bewohner dieser großen Stadt und ihrer nächsten Umgebung brachten.

Erkennbare Vorbedeutungen und Anzeichen gehen allemal einem solchen Ereignisse voraus, dann aber kommt es oft so plötzlich, daß eine Rettung kaum mehr möglich, und der Mensch mit Allem, was ihm werth ist, begraben wird unter den Trümmern der Gebäude, die durch das schreckliche Wanken des Erdbodens oder die furchtbaren Stöße, welche die unterirdische Gewalt hervorbringt, aus ihren Fugen gehen und zusammenstürzen zu einem Haufen, aus dem dann oft noch Flammen, verursacht durch das Feuer auf den Herden, verheerend hervorbrechen und das Werk des Grausens und Entsetzens vollenden.

Schrecklich war die Verwirrung in Messina, als das Erdbeben mit aller seiner Macht hervorbrach; als Stöße auf Stöße folgten und bald die Häuser zusammenstürzten und ihr Krachen, das Jammergeschrei der Menschen, der rollende furchtbare Ton, der aus der Tiefe der Erde drang und das Heulen des Sturmes mit dem schrecklichen Brausen und Branden des Meeres zusammen wirkten, um den Geist des Menschen zu verwirren, und seine Seelenstimmung bis um Wahnsinne zu steigern.

---

*) Ich habe es versucht, dieß Erdbeben und seine schauderhaften Erscheinungen und Folgen in dem Büchlein: Das Erdbeben von Lissabon. Eine Geschichte der Jugend und dem Volke erzählt von W. O. von Horn. Wiesbaden bei Kreidel und Niedner. 7½ Ngr. darzustellen nach Berichten von Augenzeugen.

Digitized by Google

Wer fliehen konnte, floh aus dem Bereiche der unglücklichen Stadt, deren einstürzende Gebäude so unzählig Viele unter ihrem Schutte begruben. Alle Bande, die die Gnade und Huld des Allmächtigen um die Menschenherzen geschlungen, schienen völlig gelöst; Keiner bekümmerte sich um den Andern, weil die menschliche Selbstsucht dazu trieb, das eigene armselige Leben zu retten, eine Selbstsucht, die erst hintennach die Herzen recht elend machte, weil nun das Gewissen erwachte und auf die schwer verletzte Pflicht hinwies und verzweifelnder Reue und Selbstqual Thor und Thüre zum Innern öffnete.

In einer der schönsten Straßen Messinas stand der glänzende Palast des Marquis, oder wie es der Italiener ausdrückt, Markese Spadara, eines Mannes, der über fürstliche Reichthümer verfügte. Was das Leben des Reichen angenehm machen kann, das war ihm geboten, aber sein größtes Glück war sein häusliches Leben.

Vermählt seit einigen Jahren mit einer jungen Frau, an der seine Seele mit treuer, inniger Liebe hing, kannte er außer dem Hause fast keine Freude, und als der Herr ihre Ehe mit einem lieblichen, blühenden Kinde segnete, da schien es, als könne nun Nichts mehr sein Glück erhöhen.

Die Glücklichen ahneten so wenig, wie die Tausende ihrer Schicksals- und Leidensgenossen, daß das Grab ihres Glückes vor ihren Füßen sich öffnen sollte, um es für diese Welt zu zerstören. Manche Anzeichen eines Erdbebens waren vorausgegangen, die aber leider nicht genugsam beachtet worden waren.

Das Erdbeben von Sicilien, das Messina zerstörte, brach plötzlich mit aller seiner Kraft hervor. Die Sicilianer und Calabresen, wie die Bewohner der Nähe des Vesuv's drüben, über dem schmalen Meeresarme, der Neapel von Sicilien trennt, wissen, was es heißt, wenn der schreckliche Ruf erschallt: Ein Erdbeben! Sie wissen, was sie zu erwarten haben, wenn die Stöße des Erdbebens so heftig anheben, wie es damals geschah. Dann erfüllt nur ein Gedanke die Seele, beherrscht und leitet sie — der der Rettung des Lebens, und, so die Besinnung bleibt, dessen, was das Liebste und Theuerste ist.

Der Markese Spadara saß eben bei seinem theuern, liebenswürdigen Weibe in traulichem leisem Gespräche. Die Markesa hatte ihr theures Kind eben in seinem Bettchen zum süßen Schlummer niedergelegt und mit liebevollen Blicken den süßen, gesunden Schlaf des Lieblings betrachtet und war dann zum Gatten in das andere Gemach getreten, wo er ihrer harrte, als ein furchtbarer Stoß, der aus der Tiefe der Erde senkrecht gegen die Oberfläche ging, das Gebäude in seinen Fundamenten bis zum flachen Dache erschütterte. Balken krachten; Thüren flogen auf; das Geräthe stürzte um; Gemälde und Spiegel fielen zur Erde — kurz alle die unbeschreiblich schrecklichen Erscheinungen, welche ein solch gewaltiges Erdbeben hervorzubringen pflegt, traten urplötzlich ein.

Ein Erdbeben! schrie die Markesa und sank, einer Leiche gleich, ohnmächtig zur Erde.

Der Markese war im ersten Augenblicke aller Gedanken, aller klaren Vorstellungen völlig beraubt. Wie eine Bildsäule stand er da, starr und unbeweglich; aber ein zweiter noch stärkerer, dem Ersten unmittelbar folgender Stoß brachte ihn plötzlich wieder zur Besinnung. Er sah sein liebes Weib in tiefer Ohnmacht vor sich auf der Erde liegen. An sie, an nichts Anderes, ketteten sich seine ersten wiedergefundenen Gedanken, und mit dem Zusammenraffen aller seiner Kraft, die sich bekanntlich in den Augenblicken der Gefahr bis zum Riesenhaften steigert, ergriff er die Ohnmächtige, lud sie auf seine Schultern und rannte die breite Marmorstiege hinab in das Freie.

Wohin? — Der Gedanke drängte sich an seine Seele heran, die rathlos war. Keinen seiner vielen Diener erblickte er; sie waren alle, das eigene Leben zu retten, geflohen; da hörte er den Ruf eines Fliehenden: In den Hafen, auf's Meer! Wenn die Erde wankt, rettet uns vielleicht das Wasser! Und müssen wir

Digitized by Google

sterben, dann lieber ertrinken, als verschüttet werden! Dieser Ruf eines Mannes, der an ihm vorüberrannte, schien ihm eine Botschaft der rettenden Vorsehung Gottes. Im Hafen lag eine große prächtige Barke vor Anker, die ihm gehörte, auf der er sich und sein Weib oft an schönen, lauen Abenden, wenn die leise Brise die Wohlgerüche der blühenden Orangen und Citronen und der Tausende blühender Sträucher und Blumen über die spiegelglatte, eben erst durch die leise Brise lieblich sich zu kräuseln anhebende Fluth trug, auf den Wellen des schönen Meerbusens oder Golfs von Messina schaukeln ließ; dorthin eilte er jetzt, denn dort schien allein rettende Hülfe unter den Todesschrecken, die ihn umgaben, wohin er blickte.

Noch immer zitterte fühlbar der Boden unter seinen Füßen und die furchtbare Kraft der im Innern der Erde gespannten Dämpfe schien sich in den beiden Stößen auf den Augenblick entladen, nicht aber erschöpft zu haben. Ist doch der Sicilianer zu reich an Erfahrungen über ähnliche und gleiche Erscheinungen einer nicht sehr weit zurückliegenden Zeit, um nicht zu wissen, daß solche Kraftäußerungen, wie die beiden Stöße waren, denen das fortwährende Beben des Erdbodens folgte, nicht die letzte Kraftäußerung der schrecklichen Naturerscheinung sind. Darum floh der Markese, getrieben von allen Schrecken des Todes, dem Hafen zu, und fühlte in seiner Erregung die ungewohnte Last nicht, die er trug. Aber welch einen Weg mußte er machen, welchen Bildern des menschlichen Elends begegnete er, welche Schwierigkeiten mußte er überwinden, ehe er den Hafen erreichte! Die Luft war dick von Staub und Qualm, daß sie kaum zu athmen war; Häuser waren eingestürzt, über deren wirre Trümmerhaufen er wegklettern oder die er, wo freier Raum war, in weiten Bogen umgehen mußte; andere krachten noch in Folge der Erschütterungen und stürzten vor ihm und hinter ihm unter so schrecklichem Getöse ein, daß er oft mitten auf seinem Wege stille stand und verzweifelnd keinen Ausweg wußte. Und unter den Trümmern heraus drang herzzerreißendes Stöhnen, Jammern, Hülferufen verschütteter, zerquetschter, verstümmelter Menschen! Leichname hemmten seine Schritte; Verunglückte klammerten sich an seine Beine, daß er sie rette, und mit schonungsloser Härte mußte er sich von ihnen losmachen und sie zurückstoßen. Sein Haar sträubte sich, ein kalter Schweiß bedeckte seinen Leib; aber fort! fort zum rettenden Meere! klang's in seiner Seele, in seinem Ohre, und mit dem Muthe der Verzweiflung, mit der Angst des Todes, der ihn überall in den allerschrecklichsten Erscheinungen umgab, trieb es ihn vorwärts; instinktartig schlug er die nächsten Wege ein, die zum Meere führten. Er mußte eilen, denn jeden Augenblick konnte ihn ein einstürzendes Haus, eine wankende Mauer, mit ihren Trümmern bedecken; er mußte eilen, denn er fühlte, wie seine Kraft zu sinken, zu versagen begann. Lange hielt er's nicht mehr aus. Darum strengte er die letzte Kraft an, seine theure Last, die ihn schier erdrückte, zum rettenden Hafen zu bringen.

Jetzt erreichte er eine Straße, die zum Hafen führte. Er sah schon das blaue Meer, dessen hochgehende Wogen ihre Kämme im weißen Gischte brachen. Dieser Anblick, der ihn zu andern Zeiten hätte abhalten können, sich seiner großen Barke anzuvertrauen, war in seiner jetzigen Seelenstimmung nicht fähig, die Macht der Eindrücke zu überwältigen, welche die Seele bis zur Stunde in sich aufgenommen hatte und immer wieder auf's Neue gewann.

Er strengte den allerletzten Rest seiner Kräfte an und eilte wankend, wie ein Betrunkener, seiner Barke zu, die er nur durch ein mühsames Sichdurchdrängen durch die Kopf an Kopf stehenden Menschen erreichen konnte. Und dort stürzte er leblos nieder unter seiner Last.

War es der gewaltige Ruck, den des Markesen Fall verursachte, und sie zum Theil mit traf, oder was sonst? — genug, in demselben Augenblicke schlug die Markesa ihre Augen auf und raffte sich empor. Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie ihre Umgebung an und erblickte den todtbleichen, ohnmächtigen Gatten zu ihren Füßen. Sie stürzte sich laut weinend auf ihn.

Digitized by Google

Er hat Euch hierhergetragen, sagte eine Frau; aber entsetzet Euch nicht, er ist nur ohnmächtig, wie Ihr es waret, aus Angst und Erschöpfung. Er ist nicht todt!

Jetzt blickte sich die Markesa nach allen Seiten um und erhob sich, und plötzlich schrie sie mit dem herzerschneidenden Tone verzweifelnder Mutterliebe: Wo ist mein Kind? Ich sehe es nicht! Es ist nicht bei uns!

Nein, sagte das Weib, das sie mitleidig getröstet: Euer Gatte war allein mit Euch. Ich sah kein Kind; auch sonst Niemanden bei ihm. Der Ton, womit die Markesa nach ihrem Kinde gerufen, löste den Bann der Ohnmacht, der auf ihres Gatten Sinnen gelegen. Er richtete sich matt auf und rief: An dich, die du ohnmächtig waretst, habe ich in der wahnsinnigen Angst alleine gedacht. Keiner unserer Diener war mehr da. Unter dem Schutze der Engel wird es ja noch ruhen und eine Menschenseele gegen hohe Belohnung es retten — ich — ach! ich vermag es nicht! Er sank wieder zurück.

O man sieht, daß du keine Mutter bist! rief die Markesa, entriß sich seinen Armen, mit denen er sie ergreifen wollte, weil er ahnete, was geschehen würde; sie stürzt fort. Er ruft, er fleht, er beschwört sie bei Allem, was ihr heilig; noch einmal steht sie stille, wirft ihm einen Blick der Liebe zu — und dann ruft sie: Ich muß meinen Sohn retten oder mit ihm sterben! Ich kann nicht anders!

Verzweifelnd springt der Markese auf und ergreift sie. Sie ringt mit ihm. Da stürzt ein treuer Diener herzu, der sie eben erblickt.

Sie will in die Stadt zurück, das Kind retten! ruft der Markese, hilf mir sie halten! Doch es ist, als ob die Kräfte des schwachen Weibes Riesenkräfte würden; sie schleudert den Gatten hierher zur Erde, den Bedienten dorthin, und als sie sich aufrichten, hat sich der Menschenhaufe schon wieder geschlossen, den sie durchbrochen, und kein Auge sieht sie mehr. Ihre Füße sind beflügelt. Sie berührt kaum den Boden. Ihr losgegangenes Haar fliegt im Winde und mit der Eile des Pfeiles, den die Manneskraft vom Bogen geschnellt hat, eilt sie dahin und verschwindet unter den Trümmern, die die Straße bedecken, und den Menschenhaufen, die mehr und mehr aus dem Innern der Stadt nach dem Hafen sich zu retten suchen.

Der Markese war von der in ihrer Verzweiflung ungeheuer gesteigerten Kraft des Armes seiner Frau so heftig zur Erde geschleudert worden, daß er zum zweiten Male das Bewußtsein verlor, als sie verschwunden war. Unaufgehalten von den sich drängenden Menschen, unaufgehalten von den Trümmern eingestürzter Gebäude, flog die angsterfüllte Mutter dahin. Ihr Kind war der einzige Gedanke ihrer Seele, dem jeder andere wich. Sie hörte nicht das sich steigernde Jammergeschrei der Menschen; sie fühlte nicht die immer heftiger werdenden Zuckungen der Erde unter ihren Füßen, denen bald wieder einer jener entsetzlichen Stöße folgen sollte, der Alles, was noch bis jetzt widerstanden hatte, zertrümmern und über den Haufen werfen mußte, was von festen Bauwerken noch stand; sie hörte nicht das rasselnde und prasselnde, dann wieder donnerartig dröhnende Getöse in der Erde, das bisweilen aus der Höhe zu kommen schien. Sie eilte vorwärts. Bis jetzt war sie blind voran in die Stadt hinein geeilt. Es waren ja Straßen und Stadttheile, die sie nicht kannte, vielleicht nie betreten hatte. Jetzt kam sie an einen freien Platz. Dort stand eine ihr wohlbekannte Kirche, deren Thurm nur eingestürzt war, und in seinem Sturze eine Reihe Häuser mit der Mehrzahl ihrer Bewohner begraben hatte. Jetzt erkannte sie sich wieder. Laut pries sie Gottes Hülfe. Ihr Herz hätte jauchzen mögen. Nur wenige Straßen noch, und sie ist an ihrem Palaste, bei ihrem Kinde!

Immer im Fluge eilt sie vorwärts. Jetzt sieht sie den schönen Marmorpalast, die Stätte ihres Glückes. Er steht noch. — Wie schlug ihr Herz!

Großer Gott, mein Kind! mein Kind! ruft sie und ringt die Hände gegen den Himmel, den schwarze Rauchwolken verhüllen, denn der Brand wälzt sich,

Digitized by Google

getrieben von dem immer heftiger werdenden Athem des Sturmes, die Straße herauf; er hat den Palast schon ergriffen — aber das sieht sie nicht.

Sie erreicht die Thüre; — sie fliegt die Marmorstufen der breiten Treppe hinauf. — Alles ist öde, leer — keine Seele sichtbar; — aber sie kennt keinen Schrecken, keine Furcht, keine Angst! — Ihr Kind! dies ist der einzige Gedanke, die einzige Empfindung ihrer Seele. Sie dringt in das Gemach, wo das Erdbeben sie ereilt hatte — wo sie in Ohnmacht gesunken war. — Ihr Athem stockt! — Das Herz will die Brust zersprengen mit seinen angstvollen heftigen Schlägen. — Sie reißt die Thüre des Schlafgemachs auf!

Da steht die Wiege, und die wellenförmigen Erschütterungen des Bodens, die alles Geräthe umgeworfen, sie haben sie in ein ziemlich heftiges Schaukeln gebracht — und — das holdselige Kind — schläft im tiefen Frieden, während grause Zerstörung weit und breit ihre Werkstätte hat!

Ein Schrei löst die namenlose Angst ihrer Seele. Das Kind erwacht und lächelt die Mutter an, reckt die Händchen nach ihr. Sie sinkt auf ihre Kniee und will danken, dem, der ein Vater ist über Alles, was da Kind heißt im Himmel und auf Erden — aber — sie bricht zusammen und sinkt zur Erde. Ihre Sinne vergehen, die überspannte Kraft ist erschöpft.

Neue Stöße des Erdbebens folgen sich. Alles wankt. Die Flammen werden im schauderhaftesten Maße Herr über den Palast. Alles wankt, kracht, bricht — aber alle diese Töne konnten sie nicht wecken, so gräßlich sie auch sein mochten — nur das hellgellende Schreien ihres Kindes nach der Mutter, das hört ihre Seele — und sie erwacht, und das Leben erwacht in ihr, und die Sinne erwachen. Sie springt auf, denn ein Augenblick reicht hin, ihr das endlose Wachsen der Gefahren um sie begreiflich zu machen. Sie reißt ihr Kind aus der Wiege, preßt es an die treue Mutterbrust, und eilt den wohlbekannten Weg zum Vorplatz, zur Marmorstiege. Aber eben, als ihr Fuß sie betreten will, erschüttert ein neuer gräßlicher Stoß der unterirdischen Kraft die Erdoberfläche; das Gebäude wankt; die Stiege wankt und — stürzt prasselnd zusammen!

So viel Zeit hat sie nur, den Fuß zurückzuziehen. — Wohin? Wohin? Du arme Mutter, mit deinem größten Schatze an deinem treuen Herzen? Gibt's keine Stiege mehr in dem reichen, weiten Marmorpalaste, die hinabführte?

Doch! Sie eilt durch die Gemächer voll großer Zerstörung, zwischen den Wänden durch, die wanken und theilweise schon einstürzen. Die Angst ihrer Seele beflügelt ihren Schritt, die rettende Stiege zu erreichen.

Ein neuer Stoß des Erdbebens! Herr, erbarme dich! die Decken der Gemächer stürzen ein, nur noch im schmalen Corridor vermag sie vorwärts zu dringen. Ueberall, hinter ihr und vor ihr und neben ihr kracht's, wankt's, bricht's und sinkt's zusammen! Jetzt ist sie der Stiege nahe! — Allmächtiger Gott! da drangen die 'züngelnden Flammen ihr entgegen und der Qualm des Brandes! Wie gelähmt steht sie eine Secunde! Mein Kind! Mein Kind! Herr, verlaß mich nicht! ruft sie in der Angst des Todes.

Sie eilt zurück; aber wohin soll sie? Die Decken sind eingestürzt; die Fußböden sind unter der drückenden Last eingebrochen, da ihre Tragebalken aus den Fugen gewichen sind. Wo soll sie hin? — Ueberall Untergang! Fort und fort tönt's aus der Tiefe. Die letzten Fugen lösen sich. Die Flammen prasseln schauerlich, der Qualm wird erstickend!

Sie läuft endlich in ein Gemach, wo der Boden noch zu halten scheint. Sie sieht drunten fliehende Menschen. O helft, helft, rettet mein Kind! so hallt der gellende Schrei, in dem ein verzweifelndes Mutterherz um Erbarmen ruft!

Ihr Jammerruf übertönt das Prasseln der Flammen, das unterirdische Getöse des Erdbebens, das Krachen der umstürzenden Wände und Mauern, das furchtbare Heulen des Sturmes, der über das unglückliche Messina dahinfährt, aber in kein Menschenherz dringt er.

Digitized by Google

Während sie verzweifelnd um Hülfe ruft, haben die Flammen unter ihren Füßen ihre Zerstörung, ihre unsichtbare, begonnen, und eifrig fortgesetzt.

Noch einmal ein Stoß des Erdbebens — der Boden unter ihren Füßen weicht — Flammen sprühen empor — und die unglückliche Mutter, ihr Kind an's treue Herz gepreßt — stürzt hinab in die Flammen und ihre Stimme wird nicht mehr gehört. Der Palast stürzt ein über ihr — die Stätte ihres Glückes, ihrer re chen Mutterliebe, bildet einen schaudererregenden Grabhügel über ihr und ihrem Kinde.

Was aus dem Markese geworden? — Ich weiß es nicht!

Die Geistermühle.

Schweizerische Volksgeschichte

von

August Feierabend.

Mitten im reichgesegneten und schönen Luzernergäu, in der Nähe eines seiner lieblichen, blauen Seen, die aus immer grünen Rahmen wie spiegelklare Mädchenaugen den stolzen Hochalpen mit ihrem ewigen Schnee und Eis entgegenlachen, steht in einem kleinen, romantischen Seitenthälchen unter riesenmäßigen Nußbäumen halb verborgen ein verfallener, weitläufiger Bau. In dem Bau klapperte vor etwa siebenzig Jahren Tag und Nacht, Sonn- und Feiertage ausgenommen, eine lustige Mühle mit doppeltem Mahlgange in ruheloser Bewegung. Jetzt steht das mit grauen Flechten überdeckte große Wasserrad halb in Trümmern still, und aus der überall rinnenden, uralten hölzernen Wasserleitung stürzt sich der klare, rauschende Mühlbach über dunkles Gestein dem spiegelklaren See entgegen. Grünes Moos überzieht mit seinem Sammtteppich das zerlöcherte Schindeldach. Die hellen Fensterscheiben, die damals, als die muntere Mühle noch klapperte, im frischen Strahl der Morgensonne wie blitzende Demanten in's Feld hinaus glitzerten, haben Sturm und Wetter längst zertrümmert, und die öden Fensteröffnungen, in denen nur noch hier und da verwitterte Rahmentrümmer stehen geblieben, grinzen wie die leeren Augenhöhlen eines Todtenschädels schauerlich den einsamen Wanderer an, der sich etwa zur Seltenheit einmal hierher verirrt. Unheimliche Stille umgibt den Bau. Kein munterer Vogel nistet in seiner Nähe. Kein freundliches Menschengesicht blickt aus seinen öden Fensterhöhlen, kein frommer Christengruß „Gelobt sei Jesus Christ" tönt aus der weit offenen Hausthür dem Fremdling entgegen. Fragt er bei der nächsten menschlichen Wohnung nach dem Namen des verfallenen Bau's, so wird ihm die geheimnißvolle Antwort: „Das ist die Geistermühle." So ist es auch mir vor Jahren gegangen, als ich auf einer kleinen Lustreise dort vorbei gekommen. Ein zitternder Greis mit silberweißen Haaren, der vor der Thür unter dem weit herausragenden Vordach eines entfernten Nachbarhauses auf dem Bänklein saß, und sein kurzes Buchsbaumpfeifchen mit Behagen rauchte, hatte mir den gleichen Bescheid gegeben. Ich wollte mich natürlich mit diesem kurzen Bescheid nicht begnügen und setzte mich daher vertraulich zu dem Greisen auf's Bänklein. „Ja, sagt mir, Großvater, fuhr ich weiter fort, woher kommt der sonderbare Name? Sollen etwa Gespenster umgehen in der verfallenen Mühle?" „Ja, ja, so hat man zu meiner Zeit steif und fest behauptet und vom alten Mauser Kaspar, der ein Frohnfastenkind war und mehr konnte, als blos Brod essen, habe ich es aus seinem eigenen Munde gehört, wie er einmal in der heiligen Adventszeit Abends nach Betglockenläuten den alten Müllerbaschi habe wandeln sehen, den Mühlenbach hinauf mit weißer, gradaufstehender Zipfelkappe, dabei tuchenbleich im Gesicht, und im weißen Müllergewande."

„Hört, Großvater, sprach ich sehr zudringlich, thut mir den Gefallen und

Digitized by Google

erzählt mir die Geschichte vom Müllerbaschi und der Geistermühle. Füllt Euch Euer Pfeifchen aus meinem Tabakfack, es ist feiner Varinas, und ich glaube, er soll Euch schmecken."

Der Greis füllte sich ohne Widerrede sei Pfeifchen mit meinem edlen Kraute, schlug bedächtlich Feuer, da er von den neumodigen, feuergefährlichen Zündhölzchen nichts wissen wollte, legte den brennenden Schwamm auf den Tabak, schloß den Deckel, that einige tiefe Züge, nickte behaglich mit dem Kopfe, und begann dann seine Erzählung.

„Ende der Achtzigerjahre hauste in der Mühle da drüben der reiche Sebastian Müller, gemeinhin der „Müllerbaschi" genannt, den ich noch gar wohl gekannt habe. Derselbe hatte die Mühle mit ihrer großen Kundsame und den vielen Gütern von seinem Vater ledig und eigen ererbt und von seiner Frau noch darüberhin eine hübsche Handvoll Kapitalbriefe erheirathet. Er galt daher als der reichste Mann im Lande weit und breit. Wer hat, dem wird gegeben. Das bewährte sich auch beim Baschi. Auf zwei Stunden im Umkreis wollten die reichen Bauern ihr Korn nur beim Baschi mahlen lassen und zwei Mühlwagen mit den stattlichsten Rossen bespannt, auf deren breiten Rücken ein Tropfen Wasser nicht abgeflossen wäre, mußten Tag und Nacht in die Kehr fahren, die zahlreichen „Mühlstumpen" zu holen und das Mehl wieder zu bringen. Daß Baschi bei dem Geschäfte weder arm noch mager geworden, versteht sich von selbst. Aber etwas anderes ist er geworden, und das war schlimm, nämlich: hochmüthig und gewaltthätig.

Schon damals, als ich noch jung war, regierte das Geld die Welt, wenn auch nicht so arg, wie heutzutag. Weil Baschi reich war, so hoffirte man ihm hinten und vornen, wie das der Leute Brauch und Uebung ist, auch dem nichtsnutzigsten reichen Müßiggänger gegenüber. So wurde Baschi verwöhnt und meinte, mit Gewalt und Geld Alles durchsetzen zu können, was ihm gelüstete.

In seiner Nachbarschaft, in jenem kleinen Steindachhäuschen dort drüben, wohnte damals ein armer, redlicher Mann, der Rütihans genannt, dessen Gütchen an die Hauswiese des Ersteren anstieß. Laut Kaufbrief hatte dasselbe ein Wasserrecht aus dem Abfluß des Mühlenweihers. Als Baschi nun den zweiten Mahlgang einrichtete, erweiterte er den Mühlenweiher und gab dem Abfluß eine andere Richtung. Darüber beschwerte sich der sonst friedliche und stets dienstbereite Nachbar Rütihans und forderte Aufrechthaltung seines Rechtes zum Wässern seiner Wiese. Aber Baschi, auf die Macht des Geldes vertrauend, verhöhnte das alte Recht des armen Nachbars. Rütihans, auf seine gute Sache und alte Uebung sich stützend, suchte Hilfe beim Richter und so kam es zum Prozeß. Ein solcher war damals noch eine weit kitzlichere Sache, als heutzutage. Die Junker in der Stadt regierten als Landvögte über die Unterthanen auf dem Lande und sprachen so ziemlich nach Willkür Recht in den Streitsachen derselben, welche ihnen als die ergiebigste Bereicherungsquelle galten. Da war es eben mit dem guten Recht oft sehr schlimm bestellt. Das hat der arme Rütihans nur zu gut erfahren. So schlecht auch Baschi's Handel war, so fand er doch für Geld und gute Worte einen Advokaten zu demselben. Schmieren und Salben half schon damals allenthalben. Der schlaue Rechtsverdreher ließ sich von Baschi bedeutende Summen Geldes auszahlen, unter dem Vorgeben, damit im Geheimen den Richter zu bestechen. Das Geld blieb in des Advokaten Sack. Der Handel wollte nicht abstecken und zog sich in die Länge. Schon hatte er Jahr und Tag gedauert und viele tausend Gulden verschlungen. Rütihans mußte Schulden machen, die laufenden Kosten zu bezahlen. Er vertraute aber fest auf sein Recht und auf die zuversichtliche Vorausfage seines Advokaten. Diese beharrliche Ausdauer des armen Mannes empörte Baschi's Geldstolz, und er wurde um so versessener auf den Handel, je länger er dauerte. Ein trauriges Zwischenereigniß, das großes Herzenleid über die beiden streitenden Parteien gebracht, war ganz geeignet, die Leidenschaftlichkeit des Streites auf's höchste zu steigern.

Der Müller hatte ein einzig Töchterlein. Sein Leben hatte der Mutter das

Digitized by Google

ihrige gekostet. Des Müllers Schwester, die Lisabeth, hatte das Kind auferzogen in aller Zucht, Ehrbarkeit und Gottesfurcht und es war herangewachsen, schlank wie eine Tanne und hübsch wie ein Engel. Ein schöner Mädchen sah man nicht auf viele Stunden im Umkreis, als das Müllerröschen war. Ein Gesichtchen hatte es Euch wie Milch und Blut und blaue Aeuglein so hell und klar wie der Morgenstern. Es ist mir, als sähe ich es noch jetzt vor Augen, und war ich doch damals noch ein ganz kleiner Bub. Aber wenn das Müllerröschen zur Kirche ging in unserer alten, ehrbaren Landestracht, in der dichtgefalteten kurzen Jüppe mit den fast auf den Boden reichenden hellblonden Zöpfen, der festanliegenden Spitzenkappe, dem blendendweißen Hemd, dem zierlichen Brusttuch und der bunten Schürze, da standen Euch nicht nur die Buben, sondern auch alte Mannen und Frauen still und schauten mit Wohlbehagen dem bildschönen Maidli nach. Was Wunder daher, wenn Röschen neben seinen Gülten (Kapitalbriefen) und Rossen des Müllers größter Stolz war? Es schmeichelte seiner Eitelkeit, als eine Menge Freier von nah und fern angefahren kamen, um sich in der Mühle ein zierliches Körbchen zu holen.

Der Baschi hatte für sein Röschen schon gewählt. Dasselbe sollte den einzigen Sohn des Untermüllers im benachbarten Städtchen heirathen. So war es zwischen den Alten schon abgekartet. Da stieß aber Baschi bei dem sonst so folgsamen Röschen auf unverhofften Widerstand. Das Mädchen erklärte entschlossen, sein Herz habe schon gewählt, es könne den Müllerssohn nicht heirathen. Da wollte Baschi wissen wen denn? Aber sein Kopf wurde roth wie der eines welschen Hahns und seine Zornadern an der Stirne schwollen an wie ordentliche Stricke, als Röschen mit zitternder Stimme den Fridli nannte, den Sohn seines Widersachers, des armen Rütihans. Von Jugend an war der stille, brave Fridli Röschens Spielgenosse gewesen. Im frischen grünen Wald, am klaren Mühlbach, in Feld und Weid, waren hundert und hundert heimliche Plätzchen, welche das harmlose Glück ihrer goldenen Kinderjahre gesehen. Alljährlich wenn der Anstagen (Frühling) kam und neues Leben brachte in die Natur, da sammelten sie duftige Veilchen im sprossenden Gras, liebliche Schneeglöcklein und stolze Sternblumen. Wenn dann der lustige Maien Blüthen an Blüthen hing an Busch und Baum, da wußten sie manch still verborgenes Vogelnestchen, und freuten sich innig am Gedeihen der jungen Brut, ohne aber jemals selbe unbarmherzig auszunehmen und zu quälen. Im Bache fütterten sie mit Brosamen die scheuen, blitzschnellen Forellen, die indessen gegen die Kinder ganz zutraulich thaten. Der Sommer brachte manch gesegneten Erd- und Heidelbeerschlag im Wald, manch trauliches Plätzchen in seinem kühlen Schatten, wo auf sorglich zusammengelegter Steinbank die Kinder sich in holder Einfalt hübsche Mährchen und Geschichten erzählten. Im Herbste dann, wenn alle Bäume voll rother Aepfel und schmackhafter Birnen hingen, da lebten sie vollauf wie die Vögel im Hanfsaamen. Da kam die glückliche Zeit des Weidganges. Wenn sich der Buchen Blätter röthlich färbten und ein kühler Wind sie rauschend zur Erde bließ, da wärmten Röschen und Fridli sich behaglich am Hirtenfeuer und brieten sich schmackhafte Aepfel und Kastanien in der heißen Asche. So hatten hundert und hundert süße Jugenderinnerungen die Herzen der Kinder verbunden, und die harmlose Kinderfremdschaft hatte sich mit den Entwicklungsjahren unvermerkt zur starken Macht der ersten Liebe umgewandelt. Den Fridli zum Manne, oder sonst Keinen, so stand es fest in Röschens entschiedenem Gemüthe. Das hatte die Tochter ihrem Vater erklärt. Der aber spie Feuer und Flamme. Ehe solle die Mühle zu einem Schutthaufen werden und Geld und Gut nach allen Winden verfliegen, als daß er sein einzig Kind dem Bettelbuben gebe, so hatte Baschi geschworen. Es kamen schwere, trübe Tage für das arme Müllerröschen. Mit Schmeicheln und Drohen hoffte der geldstolze Vater seines Kindes festen Sinn zu brechen und seinen Entschluß zu kehren. Aber Röschen hielt fest an seiner Liebe. Da schwur Baschi, dem Ding müsse abgeholfen werden und brütete Arges in seinem Sinne. Er bestach seine beiden Knechte mit schwerem Gelde, in einer finstern Nacht dem Fridli

Digitized by Google

aufzupassen und den Jüngling lahm zu schlagen. Der Mordanfall wurde ausgeführt. Fridli wehrte sich wie ein Verzweifelter und da er sah, daß er den Kürzern ziehen müsse, zog er sein Messer und verwarnte die Angreifer, daß er davon Gebrauch machen werde, wenn sie nicht von ihm abließen. Die rohen Bursche verhöhnten ihr Opfer und vermeinten, bald mit ihm fertig zu werden. Da stieß Friedli dem Heiri das Messer in den Bauch. Mit dem Rufe: „Jesus, Maria und Sankt Joseph, ich hab einen Stich", sank der Getroffene zu Boden. Da ergriff der andere Knecht feig die Flucht. Vergebens versuchte Fridli, die Blutung seines Feindes zu stillen. Nach wenigen Minuten war er verschieden, nachdem er noch Fridli Baschi's Auffitzten bekannt und ihn um Verzeihung gebeten hatte.

Mit Entsetzen blickte der schuldlose Mörder auf die blutige Leiche zu seinen Füßen. Der Schreckensruf: „Mörder! Mörder!" ertönte wie die Posaune des jüngsten Gerichtes in seinen Ohren. Der theuere, heimathliche Boden begann wie Feuer zu brennen unter seinen zitternden Füßen. Mit eiskaltem Angstschweiß bedeckt, eilte er heim, erzählte der Mutter, was vorgefallen, übertrug ihr seine letzten, heißen Grüße an die Jugendgeliebte, mit der Erklärung, daß er in den Krieg gehe und niemals wieder heimkommen werde. Dann bat er die Mutter um ihren Segen und unter bittern Thränen um Vergebung für all das Herzeleid, das sie noch seinetwegen ausstehen müsse. Dann eilte er wie eine angeschossene Gemse mit Windesschnelle von dannen. Bald hatte er die Kantonsgrenze erreicht und überschritten. Zu Solothurn fand er einen Werber, der dem schmucken Burschen mit tausend Freuden ein hübsches Handgeld nach Frankreich in den Krieg gab. Damals war im Franzosenland eben die Revolution ausgebrochen, und der König brauchte Leute. Was Fridli in stillem Herzensgrunde sehnlichst gewünscht, das fand er bald. In der Tuilerienschlacht am heißen 10. August 1792 setzte er mit einem Häufchen Kriegskameraden der zehnfachen Uebermacht der Revolutionsmente den heldenmüthigsten Widerstand entgegen und kämpfte auf der hohen Freitreppe des stolzen Königspalastes wie ein Löwe für den fremden König, dem er Soldatentreue geschworen. Da schlug eine Feindeskugel ihm in den rechten Oberschenkel. Ein Kamerad wollte ihn aus dem Feuer tragen. Fridli wehrte es: „Thu' du deine Pflicht und schieß zu, mich laß sterben." Sitzend lud er aufs Neue sein Gewehr und brachte noch manchem Stürmer den sichern Tod, bis endlich eine neue Kugel Fridli ins Herz traf und ihn einen ehrlichen Soldatentod sterben ließ.

Daheim glaubte Baschi mit Röschen nach Fridli's Flucht gewonnen Spiel zu haben, und der Tod Heiris machte dem Ränkeschmied keine Gewissensbisse. Aber er täuschte sich. Röschen blieb fest bei dem Entschluß, weil es den Fridli nicht bekommen, keinen andern Mann zu nehmen. Umsonst waren des Vaters Bitten und Drohungen. Eines Morgens war Röschen in der Mühle verschwunden. Sie hatte sich der Lisabeth geoffenbart, daß sie nach Rathhausen ins Kloster gehe, sie möge ihr zu ihrem Muttergut als Aussteuer behülflich sein. Das wollte freilich Baschi nicht thun, bis er endlich durch den Landvogt dazu mußte gezwungen werden. Jetzt schimpfte Baschi über selben im Rausch in den Wirthshäusern. Das war dem Vogte eine gemähte Wiese. Er büßte den reichen Müller um viele tausend Gulden und zwang ihn noch obendrein zur öffentlichen Abbitte. Das brach mit des Kindes Flucht des harten Mannes stolzes Herz. Seinen Aerger und Verdruß zu vergessen, ergab er sich dem Trunke und trügerischem Würfelspiele. Listige Spieler hatten es bald weg, den Baschi erst trunken zu machen und ihm dann im Rausche große Summen abzuspielen. Unterdessen hatte Baschi das volle Gewicht seiner glühenden Rache auf den Rütihans fallen lassen. Zu diesem Zwecke hatte er emsig alle Schulden des armen Mannes, in die derselbe wegen des Prozesses hineingerathen war, aufgekauft, und hatte ihn dann, mit deren Titeln auf der Hand, schonungslos auf die Gant getrieben, auf der er des Rütihansen Gütlein um ein Spottgeld an sich brachte. Jetzt hatte der jahrelange Prozeß ein Ende. Als Rütihans mit Weib und Kind das alte Erbe seiner Väter verlassen mußte und Müllerbaschi hohnlachend aus dem Fenster seinem Wagzuge zusah, da

Digitized by Google

hob der arme Mann im Vollgefühl des erlittenen Unrechts seine Rechte zum Himmel empor und sprach mit feierlicher Stimme: „Verflucht, Müllerbaschi, ist deine That, sie wird dir darum auch nur Unheil bringen!“ Und so war es auch. Mit d.s Müllers unermeßlichem Reichthum ging es mit Riesenschritten bachab. Gültbrief um Gültbrief verschwand aus seiner Truhe. In der Mühle, in Haus und Stall war kein Segen mehr. Unterdessen war Röschen, nachdem sie das gesetzliche Novizjat mit musterhafter Ausdauer aller seiner schweren Prüfungen wohl bestanden, Klosterfrau geworden. Lisabeth, nachdem sie den sichern Ruin ihr.s unglücklichen Bruders klar vor Augen gesehen, hatte ihr Vermögen testamentlich für eine ewige Jahrzeit für ihn und sich, sowie zur Aubesserung der Kirche vermacht und den Rest dem Kloster Rathhausen geschenkt. Gnädig erlöste sie bald darauf ein sanfter Tod von dem Jammeranblick ihres elenden Bruders. Nachdem er Geld und Gut verschleudert, kam er nur zu bald auch um Hof und Heim. Die Mühle hatte längst der projectirte Tochtermann an sich gebracht. Baschi wohnte nun drüben in Rütihansen's Häuschen. Aber das böse Gewissen, das nun mit aller Macht erwachte, ließ ihm darinnen keine Ruhe. Umsonst versuchte er, dessen Mahnerstimme im Branntwein zu ersäufen. Es gelang nur auf kurze Stunden. Im wüsten Katzenjammer erwachte sie des andern Tages mit nur um so stärkerer Macht wieder. Allmälig sank der einst wegen seines Reichthums so sehr beneidete und gefeierte Mann zum gemeinen Schnapssäufer herab und damit auch immer tiefer und tiefer in der Verachtung des Volkes, das so gerne in gleichem Athemzuge Hosianna und Kreuzige ruft. Mit Schadenfreude sahen seine heimlichen Neider diesen Fall. Endlich war Baschi's Maß voll und es ging mit ihm zu Ende. Vom Schnappsgeist übervoll, wankte er in einer finstern Nacht fluchend und lärmend seiner ärmlichen Hütte zu. Dort unten führte der Weg ihn über den schmalen Steg des Mühlenbachs. In seinem Rausche verfehlte er das sonst wohlbekannte Brett und stürzte in seinem unbehülflichen Zustande kopfüber in den hochangeschwollenen Bach. Den andern Morgen zog man ihn als gräßlich entstellte Leiche aus dem Wasser. Bei seinem Leichgange sprachen Diejenigen am lautesten über ihn ein hartes, liebloses Urtheil, welche vor wenig Jahren ihn wegen seines Reichthums und Goldglanzes vergöttert hatten und vor ihm gekrochen waren. So ist der Menschen eitler Wandelsinn dem äußern eitlen Scheine meistens zugethan. Bald hieß es, der Müllerbaschi habe selbst im Grabe keine Ruhe, er *geiste* in der Mühle unten. Etwas muß an der Sache gewesen sein, denn bald darauf verkaufte der neue Müller den einst so einträglichen Gewerb um einen Spottpreis wieder. Aber trotz des wohlfeilen Kaufes konnte sein Nachfolger nicht auf der Mühle bestehen. Es war als wenn ein unsichtbarer Fluch auf selber hafte. Die „Geistermühle“, wie die Leute sie nun hießen, war weit und breit in Verruf gekommen. Niemand wollte in derselben mehr sein Korn mahlen lassen, Niemand Mehl aus derselben kaufen. Der Müller mußte trotz seines Fleißes und seiner Häuslichkeit dabei zu Grunde gehen. Der ganze, große, weitläufige Gewerb kam auf die Gant. Die Güter wurden zerstückelt, die „Geistermühle“ wollte Niemand. Sie blieb unbewohnt und zerfiel, wie Ihr sie oben gesehen habt. Bis auf den heutigen Tag wird sie von allen Bewohnern der Umgebung mit unverholener Scheu gemieden. Wen der Weg nothgedrungen Nachts nach Betglockenläuten an ihr vorüberführt, der schlägt andächtig drei Kreuze in den drei höchsten Namen der heiligen Dreifaltigkeit und spricht mit Innbrunst halblaut vor sich hin: „Alle guten Geister loben den Herrn.“ In unseren aufgeklärten Zeiten, in denen der Unglaube so sehr florirt, will zwar seit Langem Niemand mehr den Müllerbaschi mit der weißen Zipfelkappe in der Mühle oder dem Bach entlang gesehen haben. Ich aber glaube dem Mauserkaspar, der ihn gesehen hat und aus dessen Mund ich es selbst gehört habe.“

So hat der Greis nur erzählt und am Ende mit Salbung hinzugefügt: „Unrecht Gut, thut niemals gut! Das hat der Müllerbaschi schwer genug erfahren. Möge seine Seele endlich erlöst sein!“ — — „Und aus dem Rütihans, frug ich, was ist aus dem geworden?“

Digitized by Google

„Das weiß Niemand hier zu Land. Wie er weggezogen, hieß es nach Jahr und Tag, er sei über den großen Bach nach Amerika und dort drinnen ein großer Bauer geworden. Gewisses aber hat man nie erfahren und bei uns ist er ganz verschollen.

„Und das Müllerröschen, lebt das noch im Kloster?"

„Ach nein, entgegnete mit einem Seufzer und sichtlicher Rührung der Greis, der liebe Gott hat es bald nach dem traurigen Ende seines unglücklichen Vaters versorget. Dasselbe ging der frommen Klosterfrau so sehr zu Herzen, daß sie die Auszehrung bekam und daran gestorben ist!" —

Das ist die Geschichte von der „Geistermühle" in der romantischen Thalschlucht mitten in dem schönen Luzernergäu. In ihrem ergreifend wehmüthigen Verfall steht sie da als warnendes Denkmal gegen Unrecht, Prozeßsucht und Mißbrauch väterlicher Gewalt. Möge ihr Anblick heilsam und von guter Wirkung sein im deutschen wie im Schweizerlande! —

Aus dem Leben von Amadeus Wolfgang Mozart.

Frei nach dem Französischen von Emil Ohly.

I.

Das Gebet zum heiligen Nepomuk.

Es war an einem schönen Aprilmorgen des Jahres 1762, als man zwei liebliche Kinder, ein Mädchen von acht, und einen Knaben von sechs Jahren, den Reben bepflanzten Hügel von Kosohicz herabkommen sah, an dessen Fuße die Moldau rauschend vorübereilt, um sich dann mit ihrem herrlich klaren Wasser in den alten Wäldern Böhmens zu verlieren.

Die Kleinen liefen nicht mit der ihrem Alter eigenthümlichen Sorglosigkeit, im Gegentheil, sie gingen langsam, Hand in Hand. Ihre Stirne schien umwölkt, als ob sie über ernsten Gedanken brüteten, ihre Blicke waren zur Erde gerichtet, — kurz, man gewahrte einen Ernst an den zwei jungen Wanderern, den man sonst nur bei viel gereifterem Alter zu finden gewohnt ist.

Die Kleidung der Kinder zeugte mehr von Armuth, als von Wohlstand, und obwohl die Farbe an des Mädchens Kleide abgeschossen war, und die Kleider des Knaben bis auf's Aeußerste abgetragen, ob auch Lappen von anderfarbigem Tuche an Knie und Ellenbogen gesetzt waren, so ließ sich doch aus der Sorgfalt, mit der man ihre blonden Haare gescheitelt und gekämmt sah, sowie aus der Reinlichkeit ihrer Händchen und ihrer Gesichter auf ein Haus schließen, in welchem eine treue und sorgsame Hausfrau waltete.

Jedes hielt in seiner Hand ein großes Stück Brod, welches es von Zeit zu Zeit, aber ohne es anzurühren mit vielsagendem Blicke betrachtete.

Als sie am Fuße des Hügels angekommen und eben im Begriffe waren, in ein kleines Wäldchen zu treten, welches an denselben sich anlehnt, brach endlich der Knabe das lange Schweigen.

Liebste Schwester, — sprach er, — hast du wohl die gute Mutter beobachtet, als sie uns diesen Morgen unser Frühstück gab? Hast du nicht gehört, wie ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entwand, da ich sagte: „nichts als Brod, liebstes Mütterchen, nichts als trocken Brod?"

O ja, bester Bruder, sie weinte, sprach das kleine Mädchen, ich sah ihre Thränen, ich beobachtete ihren Blick, der zu sagen schien: seid zufrieden liebe Kinder, wir haben nichts als Brod. Doch, warum weinst du, Wolfgang? setzte Friederike unter Thränen hinzu.

Ich weine, weil du weinst, antwortete Wolfgang und dann weine ich auch, offen gestanden, über die schmale Kost, die ich heute zum Frühstücke habe. Trocken

Digitized by Google

Brod, ach du lieber Gott, nichts als trocken Brod, Schwesterchen, wer sollte da nicht weinen!

Armer Junge! sagte Friederike, indem sie sich über bog und dem kleinen Bruder die Thränen von den Augen wegküßte, armer Junge, o möchte es dir nie schlimmer gehen, als heute! Doch iß dein Brodchen, iß es, mir zu Liebe.

Ich bin nicht hungrig.

Du bist nicht hungrig? Leckermaul du, nicht wahr, wenn's Traubengelée oder sonst etwas Eingemachtes zum Brode zum verspeisen gäbe, dann ließe sich mein Wolfgang nicht lange nöthigen?

Du thust mir Unrecht, liebe Schwester, nein, in der That, ich bin nicht hungrig.

Das Mädchen faßte den Bruder, drückte ihn an das Herz, strich sanft das Haar von seiner Stirne weg, und sprach: ich will dir einen Kuß geben, und dir dann auch sagen, worüber ich diesen Morgen bei mir selbst nachgedacht habe. Doch, du bist ja noch zu klein, du kannst mir noch keinen Rath geben.

Zu klein? Sieh doch wie groß du bist, sagte Wolfgang in spöttischem Tone. Du wirst zugeben, daß ich größer bin, als du.

Um einige Linien wohl, allein darauf brauchst du dir just nichts einzubilden. Aelter aber bin ich aber doch, als du.

Einige Monate, ist das der Rede werth?

Einige Jahre, liebster Herr; doch darüber keine Feindschaft. Wir wollen einmal rechnen. Ich bin geboren den 30. Januar 1754...

Und ich den 27. Januar 1756, unterbrach sie Wolfgang.

Das macht zwei Jahre.

Weniger drei Tage, versetzte Wolfgang.

Gut also, zwei Jahre weniger drei Tage. Doch zur Sache! Es handelt sich darum, Mittel und Wege zu finden, um unseren armen Eltern zu helfen.

Sprich, liebe Schwester, wie ist das möglich?

Ja, wie ist das möglich? versetzte Friederike, das ist das Räthsel, über das ich eben sinne und dessen Lösung ich nicht finden kann. Gott im Himmel, wie fangen wir nur die Sache an, lieber Wolfgang?

Laß uns zu Gott beten, sprach der, vorerst um einen guten Gedanken.

Du hast Recht, lieber Bruder, wir wollen beten, hier auf der Stelle, unter diesem Baume da, laß uns niederknieen, sieh, wie der Himmel, der blaue Himmel, so freundlich durch die Blätter blickt, — da kann uns ja der liebe Gott auch hübsch sehen.

Aber er wird uns auch hören, sagt doch die gute Mutter, der liebe Gott erhöre ganz gewiß die Kinder, die für ihre Eltern beteten.

Also wird er auch uns hören und erhören, sprach Friederike, indem sie die Händchen faltete.

Wolfgang kniete an der Seite seiner Schwester, legte sein Brod bei Seite, um seine Hände besser falten zu können, und sprach: Schwesterchen, an wen müssen wir uns wenden, an die heilige Mutter Gottes, oder an den großen, heiligen Johannes von Nepomuk?

Vor allen Dingen an den heiligen Johannes von Nepomuk, sprach Friederike.

Fang an, Schwester, ich stimme schon ein in dein Gebet.

Das Mädchen begann mit lauter Stimme ein Gebet zum heiligen Nepomuk, dem Schutzheiligen Böhmens, und der kleine Junge sprach Wort für Wort nach. Sie beteten so inbrünstig und mit solcher Andacht, daß sie nichts um sich her hörten und sahen, auch nicht bemerkten, wie ein ältlicher Herr, von edelm vornehmem Aeußeren, ganz in ihrer Nähe hinter dem großen Baume sich verborgen hielt, unter welchem sie auf den Knieen lagen.

Digitized by Google

II.

Der Abgesandte des heiligen Johannes von Nepomuk.

„Guter, heiliger Johannes von Nepomuk, Herzens-Heiliger, gib doch mir und meiner Schwester Friederike die Mittel und die Wege, unsern Eltern zu helfen," sprach der kleine Knabe, nachdem seine Schwester schon aufgestanden war.

Sieh, jetzt ist unser Gebet zu Ende, lieber Bruder, — sprach das Mädchen.

Ja, und das Mittel ist gefunden, sprach Wolfgang, indem er hastig aufsprang.

Schon so bald?

Ich hab's gefunden, während du betetest.

Hat es dir der heilige Johannes von Nepomuk in das Ohr gesagt?

Ob's der heilige Johannes von Nepomuk war, oder der liebe Gott selbst, das weiß ich nun nicht, aber — — genug, das Mittel ist gefunden. Es ist mir da urplötzlich ein Gedanke gekommen, der nicht übel ist. Ich bin nicht ganz ohne musikalische Anlagen, ich spiele leidlich Klavier und hätte mir die Mama nicht ernstlich anbefohlen, am Boden zu bleiben und bescheiden zu sein, so würde ich geradezu sagen: ich componire gar nicht übel. Du, Friederike, spielst zwar nicht so gut, wie ich, allein für dein Alter geht's doch schon so gut, daß du dich immerhin kannst hören lassen.

Ei, so seh' einmal Eins den übermüthigen Jungen, unterbrach ihn Friederike. Ach, so unterbrich mich doch nicht, Friederike, sonst komm' ich ja ganz aus dem Zusammenhang, sprach Wolfgang, — und bald wäre ich schon jetzt herausgekommen. Nun gib Acht! Wir Beiden stellen schon etwas vor, absonderlich du, liebes Schwesterchen, kannst dich sehen lassen. Eines schönen Morgens fassen wir uns bei der Hand und gehen auf und davon, weit, weit weg. Daß wir auf unserer Reise an ein Schloß kommen, versteht sich von selbst. Wir gehen hinein, du Friederike, du fängst an zu singen. Es kommen Leute. Das sind ja artige Kinder, Kinder zum Entzücken, wo mögen die her sein? Gib ja Acht, es sind die Bewohner des Schlosses, die hohen Herrschaften, die so sprechen. Man ladet uns ein etwas näher zu treten, ein wenig auszuruhen. Ei, da ist ja auch ein Klavier, spreche ich, und in demselben Augenblicke sitzt auch der kleine Amadeus Wolfgang schon daran.

Gute Einbildungskraft! unterbrach Friederike ihren Bruder. Das ist ja auch Alles schon ganz ausgemacht, die Sache mit dem Schlosse und namentlich mit dem Klavier. Wenn nun wirklich das Schloß sich findet, muß dann auch gleich ein Klavier sich darin finden?

Dummes Zeug! sprach Wolfgang ganz entrüstet, ein Schloß und kein Klavier drin, das ist ja etwas, was man sich gar nicht denken kann. Arme Leute schaffen sich heutzutage ihr Klavier an und vornehme Herrschaften sollten keins haben? Doch ... du bringst mich wieder ganz aus dem Concepte ... also acht gegeben! Ich gehe an's Klavier, setze mich auf den Stuhl, ich präludire — man horcht, ich fange an, — man ist ganz Ohr, ich spiele weiter, — Himmel, was ist das? höre ich sagen, und ich sehe die ganze Gesellschaft weg, ganz weg in Amandeus Wolfgang Mozarts Spiel. Man umarmt uns jetzt; Zuckerwerk, Schinkenbrödchen, Spielsachen, alles wird in Masse aufgetragen, dir will man Perlenschnüre, schöne Bänder geben, allein wir nehmen nichts an. Bezahlt uns das Concert, wenn's euch gefallen hat, werde ich sprechen, damit die kleinen Künstler ihren armen Eltern etwas mit heim bringen können.

Du bist ein Teufelsjunge! sprach Friederike und fiel ihrem Bruder mit Ungestüm um den Hals, laß dich umarmen.

Das ist aber noch nicht Alles, versetzte Wolfgang, indem er sich die Umarmung schon gefallen ließ, laß mich nur zu Ende kommen. Der König hört von uns reden und läßt uns kommen. Ich ziehe meine besten Kleider an und du deinen schönsten Sonntagsstaat, und so gehen wir in das Schloß. Man läßt

Digitized by Google

uns in einen herrlichen Salon treten. Da sind schöne Damen die Hülle und die Fülle, so schön, wie ich sie noch nie gesehen habe. Die Herren stehen steif von Gold und die Möbel sind ganz von Gold, aber das Beste kommt noch. Was für ein Klavier haben die Leute! Natürlich, der König muß das beste Klavier im ganzen Lande haben. Das Holz ist von gediegenem Golde, die Pedale sind von Silber, die Tasten sind von den feinsten Perlen und Alles ist über und über mit Brillanten besetzt. Welche Herrlichkeit! Das Concert beginnt, wir spielen. Der ganze Hof ist entzückt, man drängt sich um uns herum, man überhäuft uns mit Liebkosungen, der König fragt mich nach seiner Schuldigkeit und ich sage. Das steht in Ihrem Belieben, Majestät! Weißt du, wie der König den kleinen Mozart belohnt? Er gibt mir eins von seinen Schlössern, ein prächtiges Schloß und — — — ich führe Vater und Mutter hinein. O wie man doch sein Glück machen kann mit dem Klavierspielen!

Ein lautes Gelächter unterbrach hier den jungen phantasiereichen Pianisten in der Mitte seiner Erzählung. Erschrocken sieht er seine Schwester an, dreht sich um und sieht ganz dicht bei sich hinter einem Baume einen Fremden, der ein aufmerksamer Zuhörer gewesen war und auch nicht ein Wort von der Erzählung verloren hatte.

Jetzt, da er sich entdeckt sah, näherte er sich, konnte aber kaum die heitere Stimmung verbergen, die das Gespräch der Kinder, vor Allem aber die phantasiereiche Erzählung des kleinen Amadeus Wolfgang, in ihm hervorgerufen hatte.

Fürchtet euch nicht, liebe Kinder, sprach er, ich will euer Bestes. Der heilige Johannes von Nepomuk schickt mich zu euch.

Bei diesen Worten sahen sich die Kinder gegenseitig an, alsbald aber waren auch vier Augen scharf auf den angeblichen Abgesandten des Schutzheiligen von Böhmen gerichtet. Die Prüfung mußte wohl zu seinen Gunsten ausgefallen sein; denn der Junge ging auf ihn los, faßte seine Hand, und sprach mit kindlicher Zutraulichkeit:

Wohlan, um so besser! Du willst also thun, was ich haben will?

Nicht so gleich auf der Stelle, antwortete der Fremde. Bei diesen Worten setzte er sich auf einen Baumstamm, und ließ Wolfgang neben sich Platz nehmen, während sich die Schwester, die ihr Alter schon mißtrauischer machte, sich mehr in der Ferne hielt. Ich werde thun, was du wünschest, — sprach der Fremde, — unter der Bedingung, daß du mir die Wahrheit sagst, die lautere Wahrheit, auf alle Fragen, die ich dir vorlegen werde. Ich weiß, wenn du lügst, — merke dir das im Voraus.

Mein Herr, ich habe in meinem Leben noch nicht gelogen, verstehen sie mich? sprach Wolfgang ein wenig gereizt.

Das wird sich finden, sprach der Fremde. Wie heißt dein Vater?

Leopold Mozart, mein Herr.

Sein Stand?

Er ist Kapellmeister, spielt Klavier und Violine, das letzte Instrument viel besser als das erstere.

Lebt deine Mutter noch?

Zu dienen, mein Herr.

Wie viele Geschwister seid ihr?

Da der kleine Junge diese Frage nicht beantwortete, nahm das Mädchen das Wort:

Es waren unserer sieben; zwei sind nur noch am Leben, mein Bruder da und ich.

Und euer Vater ist sehr arm, mein liebes Kind? fragte der Fremde das kleine Mädchen.

Ja, lieber Herr, sehr, sehr arm. Sehen Sie, und hier zeigte sie auf das noch unangerührt gebliebene Brod in ihrer Hand, — sehen Sie, das ist alles Brod, das heute im Hause war. Vater und Mutter haben Nichts für sich be-

Digitized by Google

halten. Jedesmal, wenn die Mutter uns unser Frühstück gibt, sagt sie zu uns: Geht, eßt es draußen, liebe Kinder; das geschieht deßhalb, damit wir nicht merken, daß sie nichts zum Frühstücke haben.

Arme Kinder, sagte tiefgerührt der Fremde, wo wohnen eure Eltern?

Dort oben, auf jenem Hügel da, Herr, in jenem Häuschen, dessen Giebel Sie von hier aus sehen können, antwortete Wolfgang.

Hörte das Haus nicht früher Dusseck? fragte der Fremde.

Ja, das war auch ein Musiker, wie mein Vater, Herr, sprach Friederike.

Arme Kinder, sprach noch einmal der Fremde, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte. Sagt mir, um was batet ihr den großen heiligen Johannes von Nepomuk, als ich euch auf euren Knieen sah?

Ich, — sprach das kleine Mädchen, — ich bat ihn, um ein Mittel, meinen armen Eltern helfen zu können, auf daß wir, ich und mein Bruder hier, täglich nicht mehr die Einzigen seien im Hause, die Frühstück haben.

Wenn das, was Wolfgang soeben gesagt hat, richtig steht, wenn er ziemlich capitelfest auf dem Klavier ist, und du gleichfalls Etwas leisten kannst, so läßt sich seine Idee wohl ausführen und ich mache mich anheischig, euch zur Ausführung zu helfen.

Mein Bruder, versetzte Friederike auf diese Rede des Fremden, ist in der That ein bedeutender Musikus. Legen Sie ihm vor was Sie wollen, er spielt's vom Blatte, als ob er's schon tausendmal gespielt hätte. Dazu kommt noch, daß er wirklich wundervolle Stücke componirt, wirklich gute Sachen, wie der Vater bezeugt.

Wie alt ist dein Bruder, fragte der Fremde.

Er ist sechs Jahre alt, antwortete Friederike, ich aber bin achte alt.

Und dieses Kind componirt schon! rief voller Staunen der „Abgesandte des heil. Nepomuk".

Wundert Sie das? fragte Wolfgang lachend, nun so kommen Sie zu uns, mein Herr, sehen und hören Sie.

Der Fremde zog seine Uhr hervor, besann sich einen Augenblick und sagte in einem halb ernsten, halb scherzhaften Tone:

Meine lieben Kinder! der große heil. Nepomuk, in dessen Diensten ich stehe, läßt euch durch mich sagen: geht jetzt zu euern Eltern, bleibt zu Hause den ganzen Tag; aber ehe die Sonne untersinkt, sollt ihr weiter von mir hören... Bis dahin Gott befohlen!

Der Fremde wollte gehen; Wolfgang aber war nicht blöde und faßte ihn am Rockzipfel.

Auf Ein Wort, sprach er, mein Herr, ehe Sie wieder in den Himmel zurück kehren, wo Sie doch ohne Zweifel als Gesandter des heil. Nepomuk wohnen, da Sie auf gutem Fuße mit dem großen Heiligen stehen...

Was willst du dir ausbitten, lieber Bruder? unterbrach ihn Friederike und wollte ihn durchaus nicht fortsprechen lassen. Wolfgang sagte ihr Etwas in's Ohr. Nein, nein, Wolfgang, sprach sie, ich will das nicht; man darf auch nicht unbescheiden sein.

Was willst du, liebe Kleine? fragte der Fremde.

Sie will nicht, daß ich Sie ersuche, den großen, heiligen Nepomuck zu bitten, der Mutter doch ein Mittagessen zu senden, sprach Wolfgang so außerordentlich schnelle, daß Friederike keine Zeit hatte, ihm in's Wort zu fallen. Nicht wahr, mein Herr, der Heilige kann das wohl, wenn er will?

Ohne Zweifel und deine Mutter kann sich darauf verlassen. Aber was wünschest du noch? Ich weiß, du wünschest noch mehr, fürchte dich ja nicht, und sag' es nur heraus.

Ich möchte noch einen Anzug für den Vater, der schon seit einiger Zeit keine Stunden mehr geben kann, weil sein Rock so übel aussieht. Ach, mein Gott, sie sollten nur sehen, wie fadenscheinig er ist, und wie die Lappen in den

Digitized by Google

Ellenbogen sitzen! In diesem schlechten Rocke kann er sich doch vor Herrschaften nicht mehr sehen lassen.

Und dann?

Ja .... und dann? ... Nun noch ein neues Kleid für die Mutter; neue Kleider stehen ihr so gut.

Ist das nun Alles?

Alles, Alles, — sprach Friederike, indem sie Wolfgang am Aermel zupfte, — laß es doch jetzt gut sein!

Laß mich gehen, liebe Schwester, versetzte Wolfgang, ich muß jetzt noch eine Kleinigkeit für dich bitten.

Ich will nichts; du mißbrauchst die Güte des Herrn.

Obwohl ich die Bescheidenheit und das Zartgefühl deiner Schwester achte, sprach der Fremde, so erlaube ich dir doch im Namen des großen Nepomuk, mir alle deine Wünsche auszusprechen.

Nun gut denn, so möchte ich denn noch ein großes Schloß und hinreichende Dienerschaft, damit sich die gute Mutter nicht mehr so in der Haushaltung abzuplagen brauche, und nun ... nun bin ich fertig, mein Herr.

Aber du hast dich selbst ja vergessen, willst du denn für dich gar nichts bitten?

Das ist nicht nöthig, mein Herr, geben Sie dem Vater das, was er nöthig hat; dann brauche ich für mich weiter nichts.

Du prächtiges, liebenswürdiges Kind! sprach der Fremde, leb' wohl auf Wiedersehen!

Mit diesen Worten entfernte sich der Abgesandte des heiligen Nepomuk, schnell verschwand er hinter den hohen Bäumen und dem dichten Buschwerk des Waldes, und die Kinder standen voller Staunen allein und über ihnen musicirten die Vöglein in den Zweigen.

Was meinst du, Wolfgang, fragte Friederike auf dem Heimweg, wird er uns ein Mittagessen schicken?

Ohne Zweifel, sagte Wolfgang im Tone der größten Zuversicht.

Ich glaube, er wird sich lustig über uns machen.

Das wird sich zeigen, antwortete der kleine Amadeus Wolfgang Mozart.

III.

Das Versprechen des Abgesandten des heiligen Nepomuk.

Als die beiden Kinder nach Hause kamen, empfing sie eine junge, ärmlich, aber sehr reinlich gekleidete Frau mit den Worten: Liebe Kinder, ihr habt ja euer Brod nicht gegessen? Und bei diesen Worten rollten zwei dicke Thränen ihr aus den großen blauen Augen.

Wir hatten keinen Hunger, liebe Mutter, antwortete Friederike.

Was hat euch denn den Appetit verdorben?

Denke dir, Mütterchen, sagte Wolfgang, die Schwester und ich, wir haben den Abgesandten des heiligen Nepomuk gesehen, den Abgesandten des großen Heiligen, von dem der Vater uns so oft erzählt hat.

Erzähl' uns das, Wolfgang, sagte eine eben eintretende Person, die die Gutmüthigkeit selber schien und die die Kinder mit dem Namen: Liebes Väterchen! begrüßten.

Denke dir, liebes Väterchen, fuhr Wolfgang fort, ein schöner, großer Mann, er sah wahrhaftig aus, wie ein König.

Und woran hast du denn gesehen, daß er der Abgesandte des heiligen Nepomuk war? fragte der Kapellmeister.

Er hat es mir gesagt.

Hat er dir auch Beweise davon gegeben?

Beweise? Beweise sollst du bald sehen! Dir wird er einen neuen Ueberrock schicken, der Mutter ein neues Kleid, meiner Schwester auch noch Dies und Das,

Digitized by Google

und dann ... — hier jauchzte der Knabe laut auf, — ein gutes Mittagessen für uns Alle!

Der alte Mozart konnte sich bei der naiven Erzählung seines Sohnes des Lachens nicht erwehren.

Und du glaubst das wirklich, liebes Kind? sprach er.

Der Abgesandte des heiligen Johannes von Nepomuk hat es mir ja gesagt.

Er hat dich ohne Zweifel zum Besten gehabt.

Zum Besten gehabt? ... Warum, lieber Vater, sollte er mich zum Besten gehabt haben? O hättest du ihn gesehen, du würdest so nicht sprechen. Sein ganzes Aussehen war auch nicht darnach. Nun, was würdest du denn sagen, wenn wir für dieses kleine, alte baufällige Haus, das uns doch bald über dem Kopfe einstürzt, ein stolzes, schönes Schloß bekämen, wo Alles von Gold glänzt, und ein Bedienter dem andern fast in den Weg läuft? Nun, Väterchen, wäre das nicht herrlich? Seit ich es weiß, daß wir nicht lange mehr darin wohnen, mag ich unsere Baracke da gar nicht mehr ansehen.

Indem er diese Worte sagte, warf der kleine Mozart einen Blick voller Verachtung in seine Umgebung. In der That, das Zimmer, in welchem er sich befand, diente zu gleicher Zeit zur Küche, zum Wohn- und Schlafzimmer, auf der einen Seite war ein großer Kamin, um den herum allerhand Koch- und Eßgeschirr aufgehängt war, auf der anderen Seite stand ein Klavier, über welchem, an einem einfachen Nagel in der Wand eine Geige mit dem Fiedelbogen hing. In der Mitte des Zimmers stand ein massiver Tisch von Holz, braun angestrichen, kein Meisterstück von Tischlerhand, und um denselben herum eine Anzahl Strohstühle, die selbst bei den bescheidensten Ansprüchen sehr Vieles zu wünschen übrig ließen.

Ach so, sprach der alte Herr Mozart mit gutmüthiger Freundlichkeit, wir werden also ein Schloß bekommen?

Gewiß Vater, und Bedienten sind darin, so viel Bedienten, daß wir gar keine Hand mehr zu regen brauchen. Aber, was machst du denn, liebe Mutter? fragte das Kind Frau Mozart, als es sah, daß die Frau wirklich ernstliche Anstalten zum Kochen machte.

Du siehst, sprach Frau Mozart, in Erwartung der Dienerschaft, werde ich einstweilen unser Mittagessen bereiten.

Ich bitte dich, liebe Mutter, mache dir keine vergebliche Mühe, versetzte der kleine Wolfgang im Tone der größten Zuversicht; ich versichere dir, daß Alles ganz fix und fertig kommen wird, und dann müßte ja dein Essen hier ungegessen stehen bleiben.

Vater und Mutter brachen in lautes Gelächter aus, da horch! auf einmal klopft es an der Thür.

IV.

Die Sonate.

Ein bedecktes Wägelchen hielt vor Meister Mozarts Thür, ein Koch und ein Küchenjunge sprangen heraus, und brachten ein Mittagsessen, so complet es nur immer zu sein vermochte.

„Auf Befehl des Mannes", sprach der Koch im Eintreten, „dem Amadeus Wolfgang Mozart am Eingang des Waldes begegnete!" Das Auftragen nahm nun seinen Anfang, eine Schüssel immer reichlicher als die andere, Herr, was begehrst du? Gemüse, Beilagen, Braten, Confituren und dazu einige Flaschen Wein von ausgezeichneter Güte. Kurz, hier war eine Mahlzeit, deren sich ein Fürst nicht zu schämen brauchte.

Könnt' ich denn auch wohl, fragte Herr Mozart den Koch, den Namen des freundlichen Mannes wissen, der uns heute eine solche angenehme Ueberraschung bereitet?

Digitized by Google

Bedauere, Ihnen nicht dienen zu können, antwortete der Koch ziemlich kurz angebunden, ohne dabei unhöflich zu sein, so weit gehen für heute meine Vollmachten nicht.

Der Kapellmeister drang in ihn.

Ihr Sohn kennt den, der mich schickt.

Gewiß, sagte Wolfgang, kenne ich ihn und Friederike kennt ihn auch; es ist der Abgesandte des großen, heiligen Johannes von Nepomuk.

So erklären sie mir um Gotteswillen dieses Geheimniß, setzte Herr Mozart sehr ernst hinzu.

Der Koch antwortete: Mein Herr, ich darf Ihnen weiter nichts sagen, als daß das Essen bezahlt ist. Guten Appetit, Herr Mozart, essen Sie heute einmal ohne Sorgen. Wollen Sie aber ein Uebriges thun, so bitten Sie Ihren Sohn, Amadeus Wolfgang, sich nach Tisch ans Klavier zu setzen und eine Sonate zu spielen — — aber aus dem Stegreif. Die Sonate wird eine eigenthümliche Wirkung haben; sie wird die Person alsbald zur Stelle zaubern, deren Namen Sie zu wissen wünschen. Jetzt fragen Sie mich aber nichts mehr, denn ich kann Ihnen weiter nichts sagen.

Sprach's und entfernte sich, unter der Decke des Wagens verschwanden die Beiden, Koch und Küchenjunge, und von einem rüstigen Gaul gezogen, war auch der Wagen bald aus dem Gesichte verschwunden. Da stand denn die Familie Mozart stumm vor Verwunderung. Vor den Staunenden aber standen dampfende Schüsseln, eine dringende Mahnung, den Mund nicht lange verschlossen zu halten und die Gerichte nicht kalt werden zu lassen.

Als der Koch sich entfernt hatte, brach der kleine Wolfgang zuerst das Schweigen: „Habe ich's euch nicht gesagt? Da seht ihr nun!"

Brüderchen, sprach die kleine Friederike, ich glaubte, es wollte Jemand seinen Spott mit uns armen Kindern treiben, aber ich sehe doch jetzt, daß der freundliche Herr wirklich der Abgesandte des heiligen Nepomuk, des Schutzheiligen von Böhmen, ist.

Liebe Kinder, sagte Herr Mozart, setzen wir uns getrost zu Tisch, damit das schöne Essen nicht kalt werde. Der edle, großmüthige Mann, der uns dieses Mittagsessen sendet, ist ganz gewiß nicht der Abgesandte irgend eines Heiligen. Trinken wir auf sein Wohl, Gott segne ihn! Seinen Namen wissen wir nicht, allein seine Wohlthat soll uns unvergeßlich bleiben.

Welch eine fröhliche Mahlzeit das war, könnt ihr euch wohl vorstellen, meine lieben Leser. So reichlich besetzt hatte die Familie Mozart ihren Tisch lange nicht gesehen. Die Kinder hatten ein solches Fest noch nie erlebt, und überließen sich ganz der Freude ihres Herzens.

Doch, horch! Da schlägt es 2 Uhr vom Thurme einer nahen Klosterkirche herab, und beim ersten Schlage springt Amadeus Wolfgang von seinem Stuhle auf.

Wo willst du hin? fragte ihn seine Mutter.

An's Klavier, erwiederte der Knabe, ich werde jetzt eine Sonate componiren, die den Fremden herbeizaubern soll. Mit diesen Worten schob Wolfgang einen kleinen Stuhl vor das Klavier und stellte sich darauf. Er war so klein, daß seine Arme kaum die Tasten erreichen konnten. Ach, ich vergesse nichts, sprach er, indem er zu spielen begann.

Er spielte zuerst einige Tonleitern mit Präcision und einem Anschlage, der bei einem Spieler von diesem Alter in Verwunderung setzen mußte. Die Tonleitern hatten die Fingerchen gelenk gemacht, Wolfgang fing jetzt an, warm zu werden, und ging zu Accorden über, dann spielte er ein Thema, einfach aber wunderlieblich, so lieblich, daß Herr und Frau Mozart in stummer Verwunderung am Klavier standen. Sich ganz dem Reichthum seiner kindlichen Phantasie überlassend, ließ er seine Fingerchen über das Klavier hinfliegen, so schnell und leicht, daß sie kaum die Tasten zu berühren schienen. Da hörte man bald ein mächtiges und markiges Forte, bald ein sanft verhallendes Piano, daß Herrn Mozart

Digitized by Google

und seiner Frau die hellen Thränen aus den Augen rollten. Hingerissen durch des Knaben bezauberndes Spiel, vergaßen Alle nicht allein das Mittagsessen, sondern bemerkten auch das Erscheinen des Fremden nicht, den die Töne der Sonate herbeilocken sollten.

Komm in meine Arme, Meister Amadeus Wolfgang Mozart! rief der Kapellmeister mit Künstlerenthusiasmus; der, dem die Friedensharfen tönen am krystallenen Strome, und dem tausendstimmig alle Engel singen, breite seine Gnadenflügel über dich! Du wirst einmal ein großer Meister werden, ein großer Componist, ein berühmter Mann. Doch ach, wer wird dir helfen unter den selbstsüchtigen Menschen, wer wird dich in die Welt einführen, du armes unbekanntes Kind? Wer wird dich aus der Dunkelheit hervorziehen, in der deiner Eltern Armuth dich, wie mit einem Banne, hält? —

„Ich!“ sprach in entschiedenem kräftigem Tone eine männliche Stimme zur Thür herein, ich, Herr Kapellmeister!“

Es war ein fremder Mann. Wolfgang sah ihn, sprang ihm entgegen, und seine Hand ergreifend, stellte er ihn den Eltern vor mit den Worten: „der Abgesandte des heiligen Johannes von Nepomuk!

Kaum aber war der Kapellmeister des Mannes ansichtig geworden, als er sich auch mit den ehrfurchtsvollsten Geberden tief verneigte, und in die Worte ausbrach:

„Wie kommt solcher Glanz in Mozarts Hütte? Seine Majestät, der Kaiser Franz (I.) von Oesterreich!“

V.

Die Geschichte des großen Schutzheiligen Böhmens.

Einige Tage nach diesem Vorfall sah man Frau Mozart in rühriger Thätigkeit. Bald mußte sie waschen, bald bügeln, bald einpacken. Oft stahl sich ihr dann bei dieser Arbeit eine helle Thräne aus dem Auge. Diese Thränen galten einem geliebten Kinde, welches mit dem Vater in die Kaiserstadt Wien abreisen sollte, um dorten am Hofe des „guten Kaiser Franz“ zu erscheinen.

Weine doch nicht, liebe Frau, sagte der Kapellmeister, siehst du denn nicht, daß die Freundlichkeit und Liebe des Herrn sich wunderbar verherrlicht an unserm Sohne? Wir gehen jetzt an den Hof der Kaiserin Maria Theresia, dieser guten, weisen und schönen Fürstin, wir gehen dahin auf eine Einladung ihres erlauchten Gemahls, des Kaisers Franz.

Ach, erst sechs Jahre alt, und schon ein müh- und arbeitsvolles Leben anfangen! sagte die Mutter, indem sie ihre Seufzer unterdrückte.

Ich will für dich arbeiten, liebe Mutter, sprach der kleine Wolfgang, und das soll mir eine Lust sein. Und mit diesen Worten umarmte er zärtlich die weinende Mutter.

Eine Stunde darauf war der Kapellmeister Mozart mit seinem Sohne Amadeus Wolfgang auf der Reise nach Wien begriffen. Auf der Reise trug sich nichts zu, was werth wäre, erzählt zu werden.

Gleich nach ihrer Ankunft in der Kaiserstadt, ließ ihnen Franz I. sagen, daß er sie am andern Tage in seiner Hofburg empfangen würde. Zugleich ward der Befehl zur Veranstaltung eines Conzerts gegeben. Alle Herrn und Damen des Hofs empfingen Einladungen, das Wunderkind zu hören.

Am andern Tage ging der Kapellmeister aus, um einige Freunde zu besuchen. Als er zurückkam fand er seinen Sohn wie er die wunderlichsten Sprünge im Zimmer herum machte. Eben als der Vater eintrat, schlug der kleine Hofpianist des Kaisers Franz einen Purzelbaum im Zimmer.

Ich habe gebetet, sprach er zu seinem Vater, dann habe ich Fingerübungen gemacht, darauf eine Sonate componirt, und nun — — ruhe ich mich ein wenig aus.

Eigenthümliche Ruhe! sprach lachend der Kapellmeister.

Jeder nach seiner Art, Vater, versetzte Wolfgang.

Digitized by Google

Die Sonne sank über den Palästen und Thürmen Wiens, und die Stunde nahte, wo der Tag für die vornehme Welt erst recht angeht, wo die Carossen durch die Straßen fahren, um den Theatern, Concert- und Ballsälen ihre buntgeputzte Bevölkerung zuzuführen. Da machte sich der Kapellmeister Mozart mit seinem Sohne auf, um am kaiserlichen Hofe zu erscheinen. Der junge Pianist war hofmäßig costümirt. Sein Röckchen war von lilafarbigem Tuche und seine Weste von der nämlichen Farbe, seine Höschen waren von rosafarbigem Atlas, dann trug er weißseidene Strümpfe und nette Schnallenschuhe.

Der junge Künstler nahm sich artig aus; man hatte einen Marquis vor sich, aber — — in Duodez-Format.

Der Obercermonienmeister führte die Ankommenden in den Concertsaal. Kein Mensch war noch darin. Der erste Gegenstand, der dem kleinen Mozart in die Augen fiel, war ein über alle Begriffe schönes Klavier, vor welchem Platz zu nehmen, ihn Niemand zu nöthigen brauchte. Der Vater erging sich einstweilen auf einem Balkon, vor welchem die Gartenanlagen der Hofburg ihre zauberische Schönheit entfalteten.

So saß denn der kleine Mozart mutterseelenallein in diesem großartigen Saale, der in Erwartung eines kaiserlichen Hoffestes im Glanze von hunderten von Kerzen strahlte. So saß er allein an dem Klavier, seine Fingerchen flogen mit wunderbarer Fertigkeit über die Tasten hin, als auf einmal eine zarte Kinderstimme neben ihm sprach:

Ach, wie wunderschön kannst du spielen! Bist du der kleine Mozart, von dem man in diesen Tagen so viel gesprochen hat?

Wolfgang sah sich um und sah ein reichgekleidetes wunderschönes Mädchen von etwa 7 Jahren neben ihm am Klaviere stehen.

Ei wie schön bist du! sprach der junge Künstler aus Böhmen.

Das sagt man mir alle Tage, aber mir ist das sehr gleichgiltig, versetzte das kleine Mädchen. Aber gib mir Antwort auf meine Frage: bist du Amadeus Wolfgang Mozart?

Ja, mein Fräulein!

Und wer hat dich so schön spielen gelehrt?

Mein Vater.

O das Musiklernen ist sehr langweilig! Du hast dich wohl sehr viel üben müssen, um es zu dieser großen Fingerfertigkeit zu bringen, nicht wahr?

Ja gewiß, und das ermüdet freilich oft, allein dann fang' ich an zum großen heiligen Johannes von Nepomuk zu beten, daß er mir doch Kraft und Ausdauer geben möge, und er erhört mich immer.

Wer ist denn der große heilige Johannes von Nepomuk?

Der Schutzheilige Böhmens.

Warum nennt man ihn denn den Schutzheiligen Böhmens?

Weil er auf der Moldau-Brücke in der Stadt Prag steht.

Das ist ja doch kein rechter Grund, sprach das Mädchen mit Ungeduld.

Ich weiß seine Geschichte, sprach Wolfgang, und wenn dir's recht ist, so will ich sie dir erzählen.

O ja, erzähle sie mir, das wird mir ein großes Vergnügen machen.

Nun so gib Acht! Es war einmal, — aber es ist schon lange her, — bei'm Erzbischof von Prag ein Vicar, das war ein sehr guter Mann, und verschenkte so Viel, daß er beinah selbst nichts mehr übrig behielt. Oft legte er sich Abends ohne Nachtessen zu Bette, weil er des Tages über Alles, was im Hause war, den Armen gegeben hatte. Er hieß Johann Welfin und war eben ein guter heiliger Mann. Eines Tages nun kam der Erzbischof von Prag, um seinem Vicar seine Sünden zu beichten. Am andern Tage aber schickte der König Wenzeslaus zum Vicar, und ließ ihm sagen: ich befehle dir, mir auf der Stelle zu sagen, was dir der Erzbischof gebeichtet hat. Das kann ich nicht, antwortete der Vicar dem König sehr ehrerbietig, die Beichte ist ein heilig Ding. Ich will's aber haben!

Digitized by Google

sprach der König heftig. Und ich kann dir nicht gehorchen! antwortete seinem Eide treu Johann Welsin, *man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.* Da ward der König sehr wild und drohte dem Vicar, ihn eines elenden Todes sterben zu lassen, wenn er ihm nicht augenblicklich die Beichte seines Erzbischofs offenbaren würde. Nicht für alles Gold und Silber seines Königreichs, nicht und wenn du mich auf die Folter spannst, werde ich das Siegel meines Beichtgeheimnisses brechen, sprach Johann Welsin, denn wisse, König, es ist die Beichte ein heilig Ding.

Als der König sah, daß er nichts ausrichtete, verdammte er den armen, gewissenhaften Vicar zum Tode. In einer wüsten stockfinstern Nacht ward er durch böse Menschen auf die Moldaubrücke geschleppt, und seines Bittens und Jammerns ungeachtet, in den Fluß gestürzt, der an dieser Stelle gerade sehr tief ist. Seinen Leichnam hat man nie gefunden, dann anstatt im Wasser unterzugehen, ward er von den Engeln in Abrahams Schoos getragen. Da oben an Gottes Throne ist Johann Welsin, einst ein armer Mann auf dieser armen Erde, jetzt aber im Himmel ewig reich, und Böhmens großer Schutzheiliger. Und er hat diese Ehre wohl verdient. Das ist die Geschichte!

Kaum hatte Wolfgang seine Erzählung vollendet, so vernahm man auch das Rauschen vieler seidenen Gewänder im Hintergrunde des Saales. Er sah sich um und gewahrte mit Erstaunen, daß der prachtvolle Salon, der im Augenblicke noch ganz leer und todt gewesen, mit schönen, reichgekleideten Herrn und Damen sich füllte. Der Anblick dieser Menschenmenge, vor der er sich in wenig Augenblicken auf dem Klavier sollte hören lassen, machte ihn erröthen und bestürzt.

Da näherte sich ihm ein Herr, aus der Versammlung hervortretend, mit der Frage: „Kennst du mich?"

Sie sind der König, antwortete Wolfgang, ihn freundlich anblickend.

Und hier siehst du die Königin *Maria Theresia*, setzte der König hinzu, indem er den kleinen Mozart zu einer Dame führte, die etwa 45 Jahre alt sein mochte, die aber noch von jugendlicher Schönheit strahlte. Sie grüßte das Künstlerkind mit großer Freundlichkeit und Herablassung.

Nun setzte sich der kleine Mozart an's Klavier, so unbefangen, daß er die ganze hohe Versammlung, insbesondere aber das kleine Mädchen, welches ihn nicht verlassen wollte, anlächelte. Sein Spiel begann. Er entwickelte eine solche Sicherheit und Fertigkeit, daß seine kleinen Finger mit den Tasten nur zu spielen schienen. Er machte Uebergänge in verschiedene Tonarten, dann vom „Allegro" zum „Andante" und führte das eine, wie das andere, fertig und dabei äußerst geschmackvoll aus. Die glänzende Zuhörerschaft vermochte ihre Verwunderung über ein solches eminentes Talent nicht zurückzuhalten und gab laute und anhaltende Zeichen ihres Beifalls.

Wolfgang kennt aber das Klavier so genau, sagte sein Vater, daß er mit derselben Fertigkeit und Sicherheit spielt, auch wenn man ihm die Augen zubindet.

Deckt die Tastatur zu und ihr werdet sehen, daß mein Vater nicht lügt, setzte Wolfgang hinzu.

Und in der That, der junge Künstler spielte mit derselben Fertigkeit und mit demselben Ausdrucke auch unter dem Tuche, mit dem man die Tasten bedeckt hatte. Als er nun, die Stirne von Schweiß triefend, ganz erschöpft sein Spiel zu Ende gebracht, winkte ihm die Kaiserin, näher zu treten.

Wolfgang sprang vom Stuhle, um dem Befehl der Gebieterin Gehorsam zu leisten, allein mochte nun der Parquetboden, — auf dem er zu gehen nicht gewohnt war, — oder machte die Aufregung, in die ihn das Spielen in einem so hohen Cirkel versetzt hatte, schuld sein, — kurz er that einen Fehltritt und fiel den langen Weg zu Boden.

Die kleine Unbekannte stieß einen Schrei aus und sprang herbei, um ihn aufzuheben.

Digitized by Google

Hast du dir wehe gethan, lieber Kleiner, fragte sie ihn so freundlich und mit dem Blicke so inniger Theilnahme, daß Wolfgang in naiver Weise antwortete:

Jetzt bist du aber noch einmal so schön! Weißt du was? Du könntest mich heirathen.

Das Mädchen brach in ein helles Lachen aus. Armer Kleiner, — sprach sie, — das geht nimmer; wir beide passen nicht zu einander.

Warum nicht? Ist doch eins so alt, als das andere.

Du bist nur ein armer kleiner Künstler, antwortete das Mädchen.

Ich werde aber noch ein großer, versetzte Wolfgang.

Weißt du denn auch wer ich bin? Ich bin Marie Antoinette, Erzherzogin von Oestreich.

Was liegt mir daran, und ich heirathe dich doch, sprach Wolfgang, zur größten Belustigung der glänzenden Hof-Gesellschaft, — ich heirathe dich doch, du magst dich stellen, wie du willst!

Meine lieben Leser! Dieses junge Mädchen, welches der junge Mozart sich hier in seiner Herzenseinfalt zur Lebensgefährtin erkor, und das ihm eben so naiv „einen Korb" gab, hätte am Ende besser gethan, an der Hand eines armen Künstlers durchs Leben zu gehen, als seine spätere Parthie zu wählen. An dem nämlichen Tage, da der Tonsetzer A. W. Mozart von der Bevölkerung der Kaiserstadt Wien mit Enthusiasmus begrüßt wurde, und man ihm den Lorbeer des Verdienstes um seine Schläfe wand, an dem nämlichen Tage wurde Maria Antoinette, Königin von Frankreich, die unglückliche Gattin Ludwigs XVI. von einem wuthentflammten Pöbel öffentlich beschimpft. Zwei Jahre später fiel das Haupt der unglücklichen Frau von Henkershand. O wie dunkel und geheimnißvoll sind nicht die Wege, die des Herrn Hand die Menschen führt! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte!

Doch kehren wir jetzt zu unserm Mozart zurück. Er hatte versprochen, „ein großer Künstler zu werden" und — er hielt Wort. Die Kaiserin, entzückt über dieses früh so herrlich entwickelte Talent, würdigte ihn der Ehre, mit der Erzherzogin, die nur ein Jahr älter war, als er, zu spielen.

Wolfgang war noch nicht acht Jahre alt, als er im Jahre 1763 als Pianist am Hofe zu Versailles auftrat. Er spielte dort die Orgel in der Königlichen Hof-Kapelle, und man durfte ihn schon damals ohne Scheu den größten Meistern an die Seite stellen. Um diese Zeit componirte er zwei Sonaten, deren eine er Madame Victoire, der Tochter des Königs, die andere einer Gräfin von Tessée widmete. Von Versailles aus ging Mozart mit seiner Familie nach Wien zurück. Hier herrschten aber in dieser Zeit die Pocken und die Familie Mozart begab sich nach Olmütz, um dieser gefährlichen Krankheit auszuweichen, doch gelang es nicht. Wolfgang und seine Schwester wurden von ihr befallen, und der erstere in sehr bedenklicher Weise. Nach ihrer Genesung kam die Familie wieder nach Wien. Hier componirte Wolfgang in seinem 12. Jahre auf Befehl des Kaisers eine komische Oper: „la finta semplice", sowie für ein Gesellschafts-Theater eine kleine Oper: „Bastien und Bastienne", ferner schrieb er zur Einweihung der Waisenhauskirche eine Messe und dirigirte sie an der Spitze der Kaiserlichen Kapelle in eigener Person.

Als er 15 Jahre alt war, ging sein „Mithridat" über die Bühne, und wurde nicht weniger als zwanzigmal hintereinander gegeben.

Im Jahre 1776 machte Mozart eine zweite Reise nach Paris. Um diese Zeit wurde dort Ritter Glucks Alceste gegeben. Die Oper machte kein Glück, ja man kann geradezu sagen — sie fiel durch. Nach der ersten Vorstellung traf Mozart den Componisten in einer Gesellschaft seiner Freunde, wo man ihm auf eine herzliche Weise Beileid bezeugte. Plötzlich sprang Mozart auf und umarmte den niedergeschlagenen Gluck unter heißen Thränen.

O die Barbaren, die Herzen von Stein, rief er aus, — was muß man denn noch thun, um sie zu rühren!

Digitized by Google

Tröste dich, lieber Kleiner, versetzte Gluck, in 30 Jahren werden sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der junge Mensch aber, den der große Gluck hier „seinen Kleinen" nannte, das war kein anderer, als der Schöpfer jener herrlichen Sonaten, der Componist der Zauberflöte, des Titus und Don Juan.*)

Im 36. Jahre seines Lebens, am 5. December des Jahres 1794 starb Amadeus Wolfgang Mozart, der große, unübertroffene Meister der Töne.

Als er an seinem großartigen „Requiem" arbeitete, welches ein Unbekannter bei ihm bestellt hatte, fühlte er, daß sein Ende sich nehe und zwar mit Riesenschritten. „Ich arbeite jetzt", — sprach er, — „für mein Begräbniß." Und in der That brachte diese Composition sein Blut in eine solche fieberhafte Aufregung, daß seine Gattin auf den Rath der Aerzte genöthigt war, ihm die Partitur unter den Händen hinwegzunehmen. Indessen schien sein Zustand sich zu bessern und seine Gesundheit wieder fester zu werden, so daß man ihm die Arbeit zur Vollendung zurückgab. Doch im Rathe des Herrn über Leben und Tod war es anders beschlossen. Der Tod ließ ihm nicht Zeit, die letzte Hand an dieses Meisterwerk zu legen. Das „agnus Dei" (Lamm Gottes) mit welchem dieses Tonstück endet, wurde Mozart's Schwanensang. Man fühlt darin den Ausdruck der tiefsten Schwermuth, die religiöse Salbung, von der seine Seele erfüllt war. Einige Stunden vor seinem Tode ließ er sich das berühmte Requiem auf's Bette bringen. „Nun", sprach er, — „hatte ich nicht recht, wenn ich sagte: ich arbeite für mein Begräbniß?"

Mozart hat während seines Leidens gar oft die Befürchtung ausgesprochen, er sei vergiftet worden. Dieser Gedanke war gewiß bloß ein Spiel seiner Einbildung. Man weiß genau, wie der Mann oft auf seine Gesundheit losstürmte, wie er Nächte durch nicht allein arbeitete, sondern auch manche Nacht mit seinem Freunde Schikaneder „verschampagnerte und verpunschte", dann gleich wieder an seine Arbeiten ging, ohne seinem, ohnehin nicht sehr kräftigen Körper auch nur die mindeste Erholung zu gönnen.

Wir erzählen hier zur Steuer der Wahrheit auch diese Schattenseiten aus Mozart's Leben und Charakter, und könnten derer noch mehrere erzählen, wenn

---

*) Da wir hier gerade die Oper „Don Juan" nennen, so können wir es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von der außerordentlichen Gewandtheit anzuführen, die Mozart im Tonsetzen hatte. Sein Biograph G. N. von Nissen erzählt Folgendes: „Die Oper war nun einstudirt und sollte aufgeführt werden; aber Mozart hatte noch den Abend vor dem Tage der ersten Aufführung die Ouvertüre nicht fertig und er war noch dazu spät in der Nacht in der Gesellschaft seiner Freunde, deren ängstliche Besorgniß deßhalb ihn sehr zu amusiren schien. Um Mitternacht sagte einer seiner Vertrauten: „Mozart, morgen soll dein Don Juan aufgeführt werden und wie sieht's mit der Ouvertüre aus?" Mozart stellte sich, als wenn er ein Wenig verlegen wäre, ging darauf in ein Nebenzimmer, wohin man ihm Notenpapier, Federn und Dinte geschafft hatte, fing an zu schreiben und beendete bis früh Morgens in wenig Stunden eine der vortrefflichsten Ouvertüren, die „schauerlich schöne" Ouvertüre zum „Don Juan".

Um 7 Uhr Abends, da die Oper anfangen sollte, waren die Abschreiber mit dem Ausschreiben der Stimmen aus der Partitur noch nicht fertig, man mußte daher warten, und um ein Viertel auf Acht Uhr brachte man erst die Orchester-Stimmen, noch voll von Streusand in's Orchester, zu welcher Zeit auch Mozart in's Orchester trat, um die Oper zu dirigiren. Das Publikum empfing ihn mit Klatschen und stürmischem Beifallruf. Die Ouvertüre, für welche gar keine Proben stattgefunden, fing nun an; das Wohlgefallen an derselben steigerte sich von Minute zu Minute und endigte endlich in einem allgemeinen lauten Lobjauchzen. Während der Introduction sagte Mozart zu einem ihm zunächst Stehenden: „Es sind zwar viele Noten unter die Pulte gefallen, aber die Ouvertüre ist doch recht gut von Statten gegangen."

Jetzt zählt man 71 Jahre nach dieser ersten Aufführung, die Aufführungen selbst gewiß nach 10,000ten, die Zahl derer aber, die Stunden des größten Kunstgenusses beim Anhören dieses Meisterwerks der Tonkunst verlebt haben, ist ohne Zweifel nach Hunderttausenden, ja — nach Millionen zu zählen.

Digitized by Google

es der beschränkte Raum uns gestattete. Bei solcher Lebensweise braucht's wohl keines mit Giftstaub geschwängerten Papiers, um bald auch den kräftigsten Körper abzumergeln, und der Schwindsucht als Opfer zu fallen.

Mozart's Tod setzte die Familie, seine Gattin und zwei Söhne*), die ihn überlebten, in Gefahr, die größte Noth zu leiden. Seine Hinterlassenschaft war gering, ja noch geringer als gering. Sie bestand in weiter nichts, als in einem mit unsterblichem Ruhm bedeckten Künstlernamen, und einer Schuldenlast von nahe an 3000 Gulden. Seine Wittwe deckte sie mit dem Ertrage eines Concerts. Der Kaiser verlieh ihr eine Pension von 260 Gulden und im Jahre 1809 verheirathete sie sich zum zweitenmale mit dem dänischen Etatsrath von Nissen.

Im Uebrigen mußte sie die schmerzliche Erfahrung machen, die schon so Mancher in der undankbaren Welt hat machen müssen, daß ein großer Mensch erst unter dem Rasen liegen muß, und den langen Schlaf schlafen, ehe er die Anerkennung findet, die er verdient. Nur wenige große Männer sind so glücklich gewesen, noch bei ihren Lebzeiten von ihren Zeitgenossen recht verstanden zu werden, und ihre Verdienste in der rechten Weise gewürdigt zu sehen.

Der Verleger seiner Werke schrieb einmal an Mozart: „Schreib' populärer, Kerl, sonst kann ich dir nichts mehr abnehmen und drucken." Mozart antwortete: „Nun so verdien' ich nichts mehr, und verhungere; denn für den Pöbel schreib' ich nicht."

Seit einem halben Jahrhundert tönt aber die Mozart'sche Musik über den ganzen civilisirten Erdkreis hin und ist „populär" geworden und wird gedruckt und nachgedruckt fort und fort.

Das gelbe Fieber auf Jamaica.

Ein Bild aus den Antillen

von E. Heusinger.

Keine Macht in Europa, selbst das mächtige Rußland nicht ausgenommen, welches doch an Umfang das größte Reich von allen ist, hat seine Truppen so über der Erde zerstreut, wie das Königreich Großbritannien. Kein Heer ist ähnlichen Strapatzen ausgesetzt, wie das englische! Kein anderes hat mit solchen Mühseligkeiten und Gefahren zu kämpfen! Es ist nicht allein der Tod, der ihnen auf den Schlachtfeldern droht, mit dem sie auch jetzt wieder oft in schrecklicher Gestalt in Ostindien zu kämpfen haben; er ist ihnen nahe in Sturm und Ungewitter, wenn sie die Meere nach fernen Landen durchschiffen, wo oft auf einer Expedition mehr als ein Schiff mit Mann und Maus, mit Kanonen und Pferden, mit Kriegsbedürfnissen aller Art von den Wellen verschlungen werden — nein, er tritt ihnen oft ungesehen, wie der Dieb in der Nacht, an die Seite, sobald ihr Fuß ein Land betritt, welches ihnen, von Blüthengebüsch und Orangenhainen umhägt, als ein Paradies erscheint, wo sie sich schnell glauben erholen zu können, nach mitunter mondenlangen Irrfahrten. Die allerschönsten Länder unter den englischen Besitzungen sind den Soldaten oft die allergefährlichsten. Ihre natürlichen Reize, die sich überall in Blumen, in Früchten, in Getränken und anderen Genüssen offenbaren, sind allzu unwiderstehlich für die armen unkundigen Europäer; sie genießen die Gaben Gottes, wo sich diese

*) Mozart's Gattin hieß Constanze Weber. Er hatte sie in Mannheim kennen gelernt und führte eine glückliche Ehe mit ihr. Sie war mit 6 Kindern, 4 Knaben und 2 Mädchen gesegnet. Nur 2 Söhne überlebten der Vater.

Digitized by Google

ihnen darbieten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das schöne, berauschende Leben den tödtlichen Giftstoff entwickelt, welcher in wenigen Tagen in Gestalt des schrecklichen gelben Fiebers die Paläste der Reichen, die Hütten der Armen, am meisten aber die Lager und Kasernen der armen unvorsichtigen Soldaten in Hospitäler, in schaudererregende Todesstätten verwandelt.

Das Regiment, welches mit diesem schrecklichen Feinde der Menschheit am meisten im Auslande zu kämpfen hat, ist das 60ste.

Es ist das einzige Regiment im englischen Dienste, das über die Hälfte aus Ausländern besteht. Es ist fast immer auf den westindischen Stationen vertheilt und sein Depot ist entweder in Lymington oder auf der schönen Insel Wight, wo die Königin Victoria bekanntlich im schönen Familienleben ihre glücklichste Zeit verlebt.

Dieses alte Corps, welches seit seiner ersten Entstehung immer wieder neuhergestellt zu vielen Malen die Reise um die halbe Welt gemacht hat, ist das stärkste von allen europäischen Regimentern. Es besteht aus 6 Bataillons, jedes zu 1000 Mann, hat 7 Obristen, 9 Obristlieutenants, 11 Majors, 60 Capitäns, 168 Ober- und Unterlieutenants, 6 Adjutanten, 18 Ober- und Unterärzte, derer nicht zu gedenken, welche in besonderen Fällen noch als Gehülfsärzte angestellt werden.

Die auf den westindischen Inseln dienenden Bataillons müssen, weil sie oft schon nach wenigen Jahren durch climatische Fieber hinweggerafft werden, häufig von England aus ergänzt werden. Die früher für die Truppen auf den Inseln auf 7 Jahre bestimmte Dienstzeit ist jetzt durch Parlamentsbeschluß auf 3 Jahre beschränkt. Das hohe Handgeld — einundzwanzig Guineen (147 Thlr. Gold) für den Mann — die Bequemlichkeiten und Vortheile, zu denen gleich den Offizieren auch die Soldaten berechtigt sind, verfehlen nicht den Neuling zu verlocken. Aber es gehört ein starker, völlig gesunder Körper dazu, um der gefährlichen Einwirkung des Climas, und ein mehr als gewöhnlich fester Charakter ist erforderlich, um dem im Uebermaaß von den Tropenländern gebotenen sinnlichen Genüssen zu widerstehen, die selbst mitten im tiefen Frieden, während der Ruhe des Garnisonslebens, den Tod eben so unerwartet als in seiner gräßlichsten Gestalt herbeiführen. Nur ein kleiner Theil von denen, die voller Hoffnung auf schnelle Beförderung, und mit dem festen Vorsatz, sich gegen die ihrer harrenden verschiedenen Lockungen wohl verwahrt zu halten, über den Ocean schiffen, sehen das Vaterland und die Ihrigen jemals wieder. Am allerwenigsten kehren die Jünglinge zurück, die, im überwallenden Gefühl der vollen Jugendkraft die guten Vorsätze allzuschnell vergessend, sich der Freude in die Arme stürzen, die nirgend in einem so zauberisch verlockenden Gewande erscheint als auf den süßduftenden, sonnenbestrahlten, von silberfunkelnden Meereswellen und schmeichelnden Lüftchen umwogten Antillen, die dem zuerst dort Ankommenden als der Himmel auf Erden erscheinen.

Nach den mir von einem Bekannten, dem Obristlieutenant von Rougemont, gemachten Mittheilungen, einem bewährten Krieger, der seine militärische Laufbahn mit dem vierzehnten Jahr als Cadet im 60sten Regimente begonnen hatte, äußerte sich die Sterblichkeit nie stärker, als zu der Zeit, wo die englischen Truppen im Jahre 1795 von St. Domingo nach Jamaica zurückkehrten.

Der Dienst der Truppen auf St. Domingo, jetzt Hayti genannt, war damals leicht, indem er sich auf die Bewachung einiger Forts und Hafenplätze beschränkte, die sie mit den freigewordenen Negern gemeinschaftlich nach der blutigen Austreibung der Franzosen besetzt hielten.

Die Anführer der Schwarzen, die sich schnell genug an die feinen Lebensgenüsse gewöhnt hatten und die ein um so größeres Wohlgefallen daran fanden, als sie dieselben im Zustand der harten Sclaverei mit lüsternen Blicken nur aus der Ferne hatten an sich vorübergleiten sehen müssen, veranstalteten jetzt sehr häufig glänzende Feste zu Ehren ihrer englischen Bundesgenossen. Wie die Städte wur-

Digitized by Google

den auch die schönen Landsitze, deren Bewohner theils zur See entflohen, theils von den Negern auf die grausamste Weise getödtet waren, der Schauplatz der ausgelassendsten Schwelgerei.

Wie das Blut der Plantagenbesitzer, welches erst vor einigen Wochen unter den Messern der Mörder die Staatsgemächer der prächtigen Landgüter durchrieselte, so strömte jetzt der feurige Bordeauxwein bei diesen üppigen Mahlzeiten, zu deren Zubereitung einzelne Köche gezwungen worden, die sie zu diesem Zweck verschont hatten.

Es war nicht anders, als ob jene Truppen in den Zauberkreis böser Feen gebannt wären. Statt dem ernsten Kriegsgotte zu dienen, schien das Heer nur nach Domingo berufen, um seine Zeit ausschließlich der Freude zu widmen. Nur mit der größten Strenge und mit nachhaltender Beharrlichkeit, vermochten die Oberoffiziere bei den jüngeren Offizieren und bei den Soldaten den Hang nach Abenteuern zu unterdrücken, die sich denselben bald in der Umwallung eines Forts, bald in einem Landhause, bald in der Hütte eines Negerhäuptlings, ja, auf jedem Wege durch die prachtvoll blühende Natur, die überall Lust und Freude spendete, in stets wechselnder Gestalt darboten.

Die heiße Jahreszeit war ihrem Ende nahe, doch glühte die Luft am Tage noch immer heißer, wie im Süden von Europa, während des Nachts schwerer eiskalter Thau fiel, als jene englischen Truppen, die ein stattliches Corps, theils frisch von England herüber, theils aus Jamaica angekommen waren, zum größten Theil schlaff und bohläugig nach Kingston auf Jamaica zurückkehrten.

Das dort bald nachher eintretende Wechselwetter, das zusammengedrängte Wohnen in den Casernen, die damals noch nicht so geräumig und prächtig wie jetzt auf der grünen Anhöhe am Meere erbaut waren, führte ein stilles, aber immer zunehmendes Sehnen nach den auf Domingo hinterlassenen Freuden und Festen herbei. Um die splenische Melancholie zu bewältigen, welche sich der Blüthe der Mannschaft bemächtigt hatte, glaubten viele im reichlichen Zusprechen der Flasche das rechte Mittel gefunden zu haben. Die Bethörten irrten; denn es wurde eben die Veranlassung den Krankheitsstoff rasch zu entwickeln, den die so würzig duftende, und doch von so gefährlichen Stoffen geschwängerte Luft von Domingo im Verein mit den im Uebermaß dort genossenen Freuden den Truppen schon eingeimpft hatte.

Vierzehn Tage nach ihrer Rückkehr zeigten sich auf Jamaica die ersten Anzeichen des schrecklichen Fiebers. Allererst fühlten sich einige Soldaten unwohl während sie zur Morgenparade gingen; doch einmal mit Gewehr und Patrontasche gerüstet, traten sie finster und mürrisch in Reih und Glied. Obrist Campbell, der erst kürzlich von England herüber gekommen war, noch unbekannt mit den Vorzeichen der Krankheit, hielt sie für betrunken und dictirte ihnen die Strafe des Drillens. Aber mitten im Strafmarsche auf dem Kasernenhofe fielen die Unglücklichen zu Boden. Das erdfahle Gesicht, der schäumende Mund, einzelne gelbrothe Flecken auf der Haut, verkündeten mit unverkennbarer Gewißheit, daß der schreckliche Gast in der Garnison eingezogen sei.

Es wurden zwar in größter Eile und mit möglichster Menschlichkeit alle Vorkehrungen getroffen den Zustand der Kranken zu erleichtern und das Umsichgreifen der Seuche zu verhindern — aber die Meisten der davon Ergriffenen starben schon am andern, gewiß aber am dritten Tage. Auch die Absperrung blieb ohne Wirkung. Die Krankheitsstoffe theilten sich durch die Luft mit, sie trug die Pest über die ganze Insel.

Als die Todesfälle immer häufiger wurden und der Morgenrapport, von der Mannschaft in den Kasernen ein Achtel krank, von denen in den Hospitälern die Hälfte todt, meldete, da nahm die Verwirrung an allen Orten überhand, so daß selbst der nothwendigste Dienst in's Stocken gerieth. Es war entsetzlich zu sehen, wie die Menschen nach und nach an der menschlichen und göttlichen Hülfe verzweifelten; wie sie den Kranken den Beistand, ihre Mithülfe

Digitized by Google

bei dem Begraben der sich fort und fort mehrenden Todten verweigerten. Negersclaven mußten zuletzt das Amt der Hospitalwärter und der Todtengräber übernehmen. Es lösten sich nicht allein die Bande der Subordination, sondern auch Bündnisse, welche Natur oder Freundschaft für die Ewigkeit schien geschlossen zu haben, wurden in der allgemeinen Verzweiflung schonungslos zerrissen.

Am längsten noch blieben die Offiziere verschont, die auch damals schon vereinzelt in luftig gelegenen Häusern untergebracht waren. Es starben zwar einzelne, indessen hielt sie die ihnen inwohnende größere moralische Kraft länger zusammen und willig verrichteten sie die gefährlichsten Aufträge. Als aber der Tod auch bei ihnen häufiger einkehrte und sich fast täglich ein Opfer aus den Offizierbarracken herausholte, als Einzelne, die gesund ausgegangen waren um die gewöhnlich am Abend in Masse stattfindenden Beerdigungen vorschriftsmäßig zu überwachen — nicht wiederkehrten, Andere sogar während der gewöhnlichen Mittagstafel zu der sie sich, um den Tod fernzuhalten noch mühsam hingeschleppt hatten, ein Opfer des Fiebers wurden, da wurden auch die Besten und Stärksten allmälig theilnahmlos und die Herzen der bis dahin treuesten Kameraden verhärteten im Anblick der sich täglich wiederholenden Jammerscenen.

Einige derselben zogen sich ohne ferner Rücksicht auf die Dienstpflicht zu nehmen, für Wochen mit Lebensmitteln versehen, in ihre Häuser zurück, zu denen sie so wenig ihren Dienern als ihren besten Freunden den Eingang gestatteten. Ein Theil, und zu diesen gehörte der Obristlieutenant v. Rougemont, damals noch ein blutjunger Offizier, gaben sich dem blinden Glauben an die Schicksalsbestimmung hin. Sie setzten ihre Sache auf nichts, wie man zu sagen pflegt. In völliger Gleichgültigkeit den Tod erwartend, und mit dem Glauben, das Leben davon zutragen, wenn ihnen so bestimmt sein sollte, verließen sie den gemeinsamen Speisesaal nicht mehr, so daß dieser allmälig das Ansehen eines Feldlagers erhielt. Singend ließen sie den Wein in die Gläser perlen, während die Leichenkarren um diese Zeit mit dumpfem Geräusch durch die Straßen rollten. Während man die Leichen zu Dutzenden in die Kalkgruben schichtete, rollten nach dem Essen die Würfel mit dämonischem Klange über die lange grüne Tafel. Ungezählt wurden ganze Haufen Gold mit eisiger Kälte gewonnen und verloren. Zuletzt vertraten Wagen und Pferde, die köstlichsten Geschirre, Uhren und Ringe, mitunter theure Andenken die Einsätze an baarem Gelde.

So saßen auch die übrigen Offiziere vom 4. Bataillon des 60. Regiments und einige vom 14. Regimente eines Abends — es war schon lange nach Mitternacht — zechend und spielend, die Oberkleider abgeworfen, die Hemdärmel aufgestreift, eine desperate Gesellschaft, um die Tafel herum. Es war ein schauervoller Tag gewesen. Einige achtzig Unteroffiziere und Soldaten, der Kern von zwei der schönsten Regimenter, waren in einem langen Zuge, der größtentheils nur von Schwarzen geleitet wurde, in die Gruben gefahren. Dunkler als je schien sich die Nacht über die Insel des Todes gelagert zu haben. In der ganzen Natur war keine Bewegung vernehmbar; selbst das Geschrei womit der Tutu *) sich bis dahin noch hatte vernehmen lassen war verstummt, die Luft im hohen Saale war zum Ersticken drückend, so daß die Wände trotz der angezündeten zahlreichen Kerzen in ungewisser Dämmerung verschwanden. Die um die grüne Tafel gereihten Offiziere, von denen einzelne, ihrem starren Blick nach zu urtheilen, nicht mehr wußten, was um sie her vorging, gewährten einen geisterhaften Anblick. Betäubt vom zu häufigen Genusse des Weines und von der Stickluft die ihm die Brust zuschnürte, hatte der junge Lieutenant von Rougemont nicht bemerkt, daß sein Nachbar zur Linken am Spiel keinen Antheil mehr nahm. Erst als bei einem neuen Spiele die Gläser wieder gefüllt wurden, blickte Jener, in halber Verzweiflung über Stiche im Kopfe, die ihm das Gehirn

*) Eine große Eulenart.

Digitized by Google

zu sprengen droheten, aber dennoch fest auf seinem Sitze etwas zur Seite, um den Nachbar zum Trinken aufzufordern. Dieser aber stierte ihn unheimlich eine Weile mit fast erloschenen Augen an, dann sprang er plötzlich auf und stürzte unter einem wahnsinnigen, gellenden Gelächter, zuckend neben dem Stuhle zu Boden.

Entsetzen erfaßte den jungen Offizier bei dem grausenden Bilde, doch noch gräßlicher erklang ihm der Toast, mit dem alsbald einer der Umsitzenden, ein langer Engländer aus Galway, sein Glas erhob um dem Todten eine glückliche Ankunft im Himmelreiche zu wünschen.

Der Todte, um den man nur wenige Minuten innehielt, die nöthig waren, um ihn durch einige schwarze Diener fortschaffen zu lassen, war kaum aus dem Saale entfernt, als ein schon ältlicher Stabsoffizier mit lauter Stimme ausrief: „Meine Herren, es gilt um die Bank!“ — Der Mann hatte schon 30 Jahre im englischen Dienste unter allen Zonen ein abenteuerliches Leben geführt. Unverheirathet, widmete er sein durch glückliche Kriegsufälle erworbenes, nicht unbedeutendes Vermögen fast ausschließlich dem Spiele, welches sich — da er wie die meisten seines Gleichen fast immer vom Glück begünstigt war, fortwährend vermehrte.

„Die Bank also! meine Herrn“ — rief er noch einmal, — „man muß dem Glück die Hand bieten, Kameraden, ehe es zu spät wird.“ — Zwanzig Guineen also Wilson ist ihr Einsatz. Von Ihnen Crawford, steht der neue Wagen und die braune Stute, und Sie, ach, ich erinnere mich, Sie haben das Rennpferd gesetzt, welches Sie von Carlisle gekauft, nachdem es im letzten Kirchthurmrennen den Preis gewann; soll es so bleiben?“ — Mit diesen Worten wandte sich der Major mit sonderbar glänzenden fast feuersprühenden Augen an den damaligen Lieutenant von Rougemont.

Dieser aber glaubte, der Tod schaute ihn an aus den Augen seines Vorgesetzten, und ehe er noch die Frage desselben, bei dem die Leidenschaft noch die Oberhand behauptete über die Krankheit, die sich auch in seinem Gehirn eingenistet hatte — beantworten konnte, überkam ihn ein Gefühl, als ob ihm plötzlich das Blut in den Adern gefröre, und er griff rasch nach dem Glase um der heranziehenden Todesschauer Herr zu werden. Aber ehe er noch die trockenen Lippen mit dem Inhalte benetzen konnte, entglitt das Glas seiner Hand und er fiel bewußtlos in den Sessel zurück.

Als mein Bekannter wieder zu sich kam, sah er sich in einer Hütte am kühlen luftigen Meeresstrande, unter der sorgfältigen Pflege einer Negerin, die ein Freudengeschrei ausstieß als der Kranke unter einem tiefen Seufzer die Hand nach dem schweren Kopfe führte, während das Blut in den Adern noch wie Hämmer tobte. Nanny war die Tochter eines Freigelassenen, der sich, als der Morgen den wüsten Spiel- und Trinkgenossen sein bleiches Gesicht zeigte, für guten Lohn bereitwillig finden ließ, die Todten, zu denen auch der Lieutenant von Rougemont gezählt wurde, aus dem Saale zu tragen und die Luft darin zu reinigen, während die um drei Personen verminderte Tischgesellschaft sich verabredet hatte, heute an einem anderen Orte zu speisen und dort das gewohnte Spiel fortzusetzen.

Weniger theilnahmslos als seine Gefährten, die er zum Beistande herbei geholt hatte, untersuchte der Neger die auf der Flur hingestreckten Körper, unter denen sich auch der am Abend noch so trotzende Bankhälter befand, ehe sie auf den Karren geladen wurden. Seine Theilnahme wurde aber namentlich für Rougemont noch bedeutend erhöht, als er in dem jungen Offizier einen Bekannten entdeckte, der wenn er vom Fischfange heimkehrte ab und dann eine Stunde in seine Hütte geruht hatte, ehe er vollends den steilen Weg zu der Offizierskaserne auf der Höhe hinanstieg. Will, der Neger, fühlte sich ihm mehrfach verpflichtet, da der junge Mann selten bei ihm in der Hütte einsprach, ohne für Vater und Tochter, die unter ihren Landsmänninnen für eine große Schön-

Digitized by Google

heit galt, irgend ein kleines Geschenk zurückzulassen. Kaum hatte er noch einige Lebenswärme an dem kräftigen Körper des jungen Mannes wahrgenommen, als er ihn nebst der von den Todten genommenen Erbschaft auf seine Schultern lud und eilends nach der Strandhütte trug, wo kein den Eingeborenen bekanntes Heilmittel zur Rettung des Scheintodten unversucht blieb.

Seiner unverdorbenen Natur und den rastlosen Bemühungen und der zarten Pflege der mitleidigen jungen Negerin verdankte Rougemont sein Leben. So wurden später noch einige Leute gerettet, denen der Zufall einen solchen schwarzen Schutzgeist in der schrecklichen Krisis zugeführt hatte. Die von diesen unermüdlichen Pflegerinnen angewandten Mittel waren ganz einfach und derselben Natur entnommen, welche die giftigen Ausdünstungen über die Insel verbreitete. Der Obristlieutenant von Rougemont erinnerte sich in großer Menge den bitteren Saft einer ihm früher unbekannten dicken Wurzel, Siltan genannt, die abgekühlte Abkochung von Limonenschaalen und ein milchartiges Getränk was im Geschmack Aehnlichkeit mit Mandelmilch gehabt, während der Krankheit genossen zu haben. Außerdem hatte Nanette ihm die Brust und die Arme wundgefegen und einen scharfen Saft in die Wunde geträufelt, der eine leichte Eiterung hervorgebracht, wonach sich sein Zustand allmälig bis zur Genesung gebessert. Ihrer Liebe, ihrer Aufopferung, ihrem heldenmüthigen Beistand, den sie mit Gefahr des eigenen Lebens dem Kranken leistete, hatte Rougemont das Leben zu verdanken.

Die Militärärzte, von denen der Tod über die Hälfte hinwegraffte, wußten kein gründliches Mittel gegen die Krankheit zu ersinnen, so wenig als die französischen, die sich nach Barcelona in Spanien begaben um die Krankheit dort im Jahre 1822 zu beobachten.

Obrist und Gouverneur Campbell verlor eine junge blühende Gattin und zwei Kinder, obgleich er sich gleich bei Ausbruch der Krankheit auf eine hochgelegene Pflanzung zurückgezogen hatte. Eine seiner Töchter, für die man bei ihrem zarten Körperbau allererst das Schlimmste gefürchtet hatte, wurde von der schrecklichen Krankheit verschont wie der Oberst selbst, obgleich er nichts weniger als ein starker Mann war. — Alle, welche die Krankheit überstanden, blieben auffallender Weise im spanischen Feldzuge gesund, während die aus England angekommenen frischen Truppen in Portugal und Spanien durch anhaltendes Bivouakiren von Ruhr und bösartigen Nervenfiebern arg heimgesucht wurden.

Als besondere Eigenthümlichkeit verdient noch bemerkt zu werden, daß namentlich bei jungen Männern nach der Genesung vom gelben Fieber, das Haupthaar stellenweise oder über und über schneeweiß wurde.

Sitten und Gebräuche des Ackerbauers.

Aus den demnächst erscheinenden „Parallelbildern aus dem Natur- und Kulturleben"

von

A. W. Grube.

Unter den noch in der Gegenwart üblichen Erntefesten ist das in der schon erwähnten Wesergegend von Lippe-Schauenburg besonders charaktervoll. Der Erntewagen wird mit Blumen und Bändern geziert und von sechs, gleichfalls mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden gezogen. Obenauf sitzt wie eine Erntegöttin die Großmagd, zwei andere Mägde neben ihr; auf einem Stabe trägt sie den großen schweren Erntekranz, an welchem lustig die rothen und blauen Bänder flattern und auf dem ein vergoldeter Hahn sitzt, mit zwei Haferähren im Schnabel — das Bild der Wachsamkeit. Unter ihm liegen auch wohl vergoldete Eier, zum Zeichen der Fruchtbarkeit. Vor der Großmagd stehen

Digitized by Google

die Musikanten und hinter ihr die Knechte mit rothbebänderten Korngabeln und Rechen. Der Verwalter reitet dem Wagen voran, und vor ihm läuft noch ein schmucker Bursch in Schuhen und weißen Strümpfen und in ein weißes Oberhemd gehüllt, das an den Hüften und Händen mit rothem Band geziert ist; der knallt mit seiner kurzstieligen aber langschnürigen Peitsche ohne Unterlaß. So geht der Zug um Mittag auf's Feld; alle Arbeiter, die an der Ernte geholfen, schließen sich an und man holt nun die letzten Garben ein. Sobald man das Gut betreten, begibt sich die Großmagd mit dem Erntekranz, der Verwalter und die Haushälterin unter Musikbegleitung in das Zimmer des Gutsherrn; die Großmagd hält eine Anrede in Versen, worauf der Herr für den von Allen bewiesenen treuen Fleiß dankt und dann sammt seiner Familie und seinen Gästen voran in den Festsaal zieht. Dort hängt in der Mitte der Decke der Erntekranz vom vorigen Jahr, der nun vom ältesten Knecht abgenommen und durch den neuen Kranz ersetzt wird, unter welchem die ganze Versammlung einen Kreis schließt und das Lied anstimmt: „Nun danket alle Gott"! Dann beginnen die althergebrachten Ehrentänze des Hausherrn und der Hausfrau mit den Untergebenen, denen der Verwalter mit der Haushälterin folgt, worauf dann Alles nach Lust und Belieben tanzen mag, und an Bier und Branntwein, Kuchen und Erntebraten sich gütlich thut.*) So wird die Nacht vertanzt und am Morgen dem Hausherrn ein Lebehoch gebracht.

An das Ausdreschen des Getraides knüpfen sich noch viele mitunter sehr lustige und ausgelassene Gebräuche und eigenthümliche Sagen. — Es ist wohl gut, wenn Einer so stark ist, daß es Niemand mit ihm aufnehmen kann, aber er soll sich dessen nicht überheben. Man sagt wohl von manchem Drescher „mit dem nimmt es der Teufel nicht auf!" aber einstmals nahm es doch der Teufel mit einem solchen Drescher auf. In Möllenhofs Sagen aus Schleswig Holstein wird erzählt, daß in Eiderstade ein schöner „Hauberg" liege (so heißen die Bauernhöfe, die auf Wurten liegen), mit einer großen Scheuer, an deren Thür zwei Drescher abgebildet sind. Unter dem Großen steht der Spruch:

Ich bin der Mann
Der dreschen kann;

unter dem Kleinen aber: „Ich kann auch wohl dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll." Es war nämlich in jenem Dorfe ein so großer und starker Mann, daß Keiner das Dreschen mit ihm aushalten konnte; alle seine Makker drosch er zu Tode. Am Ende wollte Keiner mehr es mit ihm aufnehmen: und wenn er einmal auf den Markt kam und sich einen neuen Helfer suchen wollte, sagte ihm Jeder: „Mit dir mag der Teufel selbst nicht dreschen." Als er nun einmal wieder auf dem Markte war, trat ein klein schwarz Männlein zu ihm heran und fragte: Bist du der Mann, der dreschen kann? „Ja, ich bin der Mann, der dreschen kann" antwortete der Große. Der Kleine sprach: Ich kann auch wohl dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll; willst's einmal mit mir versuchen und mich zum Makker haben? Da antwortete der Große: „Ich habe schon ganz andere Gesellen gehabt und sie alle todt gemacht; aber du siehst wohl danach aus, daß du dreschen kannst, komm nur mit." So schnell geht's nicht — antwortete der Kleine — ich muß erst meinen Flegel holen. Der Große meinte, das seien nur Ausflüchte. Doch der Kleine bestand darauf, er müsse durchaus seinen eigenen haben. „So will ich den Knecht danach schicken" sagte der Große. Dann muß er einen Wagen nehmen — erwiederte der Kleine — tragen kann er ihn nicht. Der Große lachte, schickte aber doch einen Wagen hin. Als der Knecht zurück kam, fand sich's, daß der Flegel von schwerem Eisen war. Ehe das Dreschen begann, rieth der Kleine der Bäuerin, ihre Pfannen und Teller

*) Fr. v. Ditfurt.

Digitized by Google

vom Gesims zu nehmen; die Frau aber lachte ihn aus. Aber schon beim ersten Schlag, den der Kleine mit seinem eisernen Flegel that, stürzte Alles im Hause zusammen; der Große entsetzte sich und wollte sich nicht geben, sie droschen zusammen Schlag auf Schlag, der Kleine immer schneller hinter dem Großen drein, bis dieser todt zu Boden stürzte.

Um Weihnachten, Dreikönig und Lichtmeß kommen die Drescher in der Gegend von Gremheim und Offingen in Schwaben heimlich überein, durch einen ihrer Mitarbeiter, der linkisch und träge ist, „d' Hundsfud" vortragen zu lassen. Sie binden nämlich aus zwei hölzernen Stäben ein Kreuz, umwickeln es mit Stroh und bilden eine menschenähnliche Figur, etwa zwei Fuß lang, mit ausgestreckten Armen, in der einen Hand die Drischel, in der andern die Schuttgabel. Diese Figur nennen sie d' Hundsfud, in andern Dörfern die Drescherin. Wenn sich nun die Drescher dem Ende der Stadeltenne nahen, halten alle auf das verabredete Zeichen die Flegel in die Höhe, während der Auserkorene auf die Tenne schlägt. Alles lacht und ruft ihm zu: „Du mußt die Hundsfud vertragen!" Er schleicht in des Nachbars Stadel, wo noch gedroschen wird, wirft d' Hundsfud durch das Stadelthor auf die Leute und sucht sich eiligst davon zu machen. Das gelingt aber selten, man fängt ihn, bindet ihm die Hände sammt der Figur auf den Rücken, schwärzt ihm das Gesicht und setzt ihn rücklings auf einen alten hinkenden oder blinden Gaul. So wird er langsam unter Jubel und Lachen durch's Dorf geführt. Hat er Geld, so gehen nach dem Umritt die Gesellen mit ihm in's Wirthshaus, und er muß die Zeche zahlen. *)

Im baier'schen Lechrain ist der Tag, wo beim Bauer der letzte „Getraid-Schuckel" ausgedroschen wird, eine Art Festtag, Alles im Hause muß mit dreschen, denn es geht nun an die Lös. Der Knecht oder die Dirn', so beim letzten Schinkel den letzten Schlag mit der Drischel gethan, hat dann die Lös. Nun wird aus diesem Strohschinkel ein „Buschn" gemacht, und den muß nun der Losinhaber zum nächsten Nachbarn tragen, welcher mit dem Ausdreschen noch nicht fertig ist, und heimlich in dessen Tenne werfen. Lebt man mit diesem Nachbar gerade in Feindschaft, so wird auch wohl ein schwerer Stein eingebunden und mit dem Stroh den Leuten an den Kopf geworfen, oder auch eine Schandschrift angehängt. Der Nachbar, bei dem am gleichen Tage ausgedroschen wird, ist aber auch auf seiner Hut und seine Leute passen auf, ob 'ne Lös kommt. Haschen sie den Knecht oder die Dirne, so geschieht's wie in Offingen, nur daß bei den gröberen Baiern der Spaß oft ein blutiges Ende nimmt und früher nicht selten mit Todtschlag endigte. Am Abend gibt es Küecheln, Datschen, Bier und Branntwein, auch wird, wenn der Fasching noch nicht zu Ende, wohl getanzt. Der Lösinhaber erhält ein eigenes Lösküechel, zwei Schuh breit, darauf steht ein Lös aus Teich gebacken, umgeben von kleinen Mannlen mit Drischeln nebst kleinen brennenden Wachskerzen. Doch ungefoppt soll sich der Held des Tages nicht seines Besitzthums freuen; sobald das Lösküechel auf einem großen Brett hereingetragen wird, schreien alle Ehhalten und Dreschet: zu, zu, zu, schluck, schluck, schluck, gro, gro, gro! was man „die Sau locken heißt" und zu guter Letzt zupfen sie den Glücklichen noch an Nase und Ohren. Dieser lustige Gebrauch heißt „die Drischelhenket". *)

Auch unter dem französischen Landvolke hat sich noch mancher eigenthümliche Brauch erhalten. In Nieder-Maine wird, sobald die Dreschzeit zu Ende, das Garbenfest gefeiert. Die Drescher, wenn sie ihre letzte „Tenne voll" ausbreiten, befestigen im Hintergrunde der Scheune eine mit Blumen und Bändern geschmückte Garbe, die sie an einen Pfahl binden, so, daß man den Bindfaden

*) Bayerische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie von Fr. Panzer. (München, 1855.)

*) Aus dem Lechrain v. Leoprechting.

Digitized by Google

nicht sieht. Die auf der Tenne ausgebreiteten Garben bleiben einstweilen liegen: die Dorfbewohner aber versammeln sich und begeben sich zur Gutsherrschaft oder in deren Abwesenheit zum Pächter, indem sie die Bitte stellen, man möchte ihnen Beistand leisten, um eine Garbe zu lösen. Die gutsherrliche Familie oder der Pächter mit seiner Frau folgen der Einladung, machen wiederholte Versuche, die festgeschnürte Garbe zu lösen, bis man den verborgenen Bindfaden entzweischneidet, im Triumph diese letzte Garbe aufhebt und sie in feierlichem Umzuge endlich zu den andern legt, wobei folgendes Lied gesungen wird:

Vergangen ist Sankt Johannes,
Gekommen die Erntezeit,
Wo auszieh'n froh zum Dreschen
Alle Bursche weit und breit;
Frisch auf, nun laßt uns dreschen,
Ihr Brüder, mit Fröhlichkeit! **)

Zwei Männer mit Besen in der Hand eröffnen die Garben-Prozession und finden das größte Vergnügen darin, eine Wolke von Staub aufzujagen, indem sie pflichtschuldigst den Weg zur Tenne rein fegen. Gewöhnlich tragen der Pächter und seine Frau in feierlicher Haltung die „Garbe", und ihre Kinder schwingen Aehrenbüschel in den Händen. Sind Bekannte und Freunde der Familie zum Besuch gekommen, so reichen ihnen junge Mädchen auf einer mit Korn gefüllten zinnernen Schüssel einen Strauß von Feldblumen, dann bringt man bekränzte Tragsessel und trägt sie, trotz allem Sträuben im Triumph zur Tenne. Der geschickteste Kornschwinger, eine gefüllte Wanne tragend, woraus er von Zeit zu Zeit Korn in die Luft wirft, beschließt den Zug, umgeben vom ganzen Haufen der Drescher, die mit ihren Dreschflegeln unterwegs handtieren. Beim Auflösen der Garbe werden einige Flintenschüsse abgefeuert — eine Freudenäußerung, welche bei keinem Feste der französischen Bauern fehlen darf. Sodann bringt man auf einem mit glänzend weißem leinenen Tuch behangenen Tischchen einen Laib Brot vom reinsten Waizenmehl, ein großes Stück Butter nebst einigen Flaschen Wein, damit Jeder einen Imbiß nehme, und nun wird das Ausdreschen beendet.

Bei den Bauern der Unter-Normandie bildet der Buchwaizen das Hauptgetraide, das, wie in italienischen Gegenden der Mais, zum Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrod herhalten muß. Das Buchwaizendreschen wird mit einem lustigen Schmaus geschlossen, wozu man recht viele Freunde und Bekannte einladet. Bevor die letzten Garben zum Ausdreschen kommen, stellt man die Hausfrau auf die Mitte der Tenne, die Drescher bilden einen Kreis und gehen um sie herum, indem sie im Takt den Boden mit ihren Flegeln schlagen, jeder aber bestellt sich, was ihm bei dem zu erwartenden Schmause das Beste dünkt: der eine starken Obstwein, der zweite eine gut gebratene Hammelsrippe, der dritte ein gebratenes Hühnchen, der vierte Gänsebraten — doch keiner vergißt, zugleich des Pfannkuchens aus Buchwaizenmehl, als Fundament des ganzen Schmauses, Erwähnung zu thun. Die letzte Dreschарbeit ist bald gethan, die Scheune wird ausgeräumt und in einen Eß- und Tanzsaal verwandelt.

Wir haben im Vorstehenden nur mit wenigen Zügen ein kleines Bild gezeichnet, wie die Arbeit des Ackerbauers in seinem Gemüthsleben sich wiederspiegelt. Der Ackerbau wird stets die sicherste Grundlage ächter Religion und Sitte bleiben, aber jene Sitten und Sagen werden mehr und mehr schwinden vor dem Licht, das die Naturwissenschaft entzündet hat und das auch bis in die ärmliche Hütte des Tagelöhners dringt. Der Verstand beherrscht fortan das Gemüth und dieses zieht sich in jene Gebiete zurück, wo ihm die Herrschaft

**) Das ganze recht frische Lied, das nach französischer Weise den kleinen Roman des Dreschers, der eine Liebste findet, darstellt, ist zu lesen „Ausland" 1853, S. 220.

Digitized by Google

gebührt. Je praktischer das Leben wird, desto nüchterner wird es auch, und sobald die Maschinen das Pflügen, Säen und Ernten übernehmen, muß aller poetische Duft schwinden. Dieß ist auch Gottes Ordnung, in welcher die Zeiten der Menschen nicht minder ihr Gesetz haben wie die Zeiten des Jahres. Der taktmäßige Schlag der Dreschflegel, der im $^3/_4$ und $^4/_4$ und $^6/_8$ Takt so traulich aus den Scheunen in's stille Dorf hinüberklang, muß dem viel unmusikalischeren Knarren der Dreschmaschine weichen — aber eben diese Maschine macht viele Hände frei, die anderweitig für Feld- und Hausarbeit verwendet werden können. Der Bauer lernt allgemach, daß der Frost nicht minder die Erde lockert mit seinem zerkleinernden Hammer, als der Sauerstoff der Luft und der Strahl der Sonne verwitternd auf den harten Felsen wirkt — daß der früher nur gefürchtete „Donnerkeil" der elektrische Funke ist, der Gesundheit dem Menschen, Fruchtbarkeit der Fluren bringt. Aber die Erkenntniß der Naturkräfte wird auch das Vertrauen befestigen zum einigen Gott, der Alles so herrlich geordnet hat, und nicht nach Laune und Willkür, sondern nach ewiger Ordnung seine Gaben vertheilt. Der Bauer überläßt es nicht mehr dem Zufall, ob er 14 Tage vor der völligen Reife oder zur Zeit derselben das Korn schneidet, da er weiß, daß eben 14 Tage vor der Reife diebeste Zeit des Schnittes ist; denn das Stroh ist dann schwerer, die Schale der Körner am dünnsten, das Korn selber am gefülltesten, während — wenn man die Reife länger fortschreiten läßt — sich die Kraft der Pflanze auf Erzeugung einer stärkeren Decke des Korns richtet, und man mehr Kleie aber weniger Mehl bekommt. Der Bauer, indem er den Grund des Rostes und Brandes im Getraide erkennt, wird dadurch zu einem vernünftigeren, erfolgreicheren Ackerbau geführt. Der Rost, das Mutterkorn und der Brand sind nichts anderes als Schmarotzerpilze, die sich bei Witterungswechsel auf den Pflanzen erzeugen. Eine aus verkümmertem oder beschädigtem Waizenkorn erwachsene verkümmerte Waizenpflanze z. B. verliert die Kraft, die Spelzen ihrer Aehre fest an den Samen zu schließen, jene stehen dann struppig ab und in dem Zwischenraum sammelt sich Wasser, das bei größerer Wärme die Fäulniß der Pflanzentheile hervorruft. Darum pflegen die französischen Bauern in früher Morgenstunde mit einer langen Schnur den Thau vom Getraide abzustreifen. Das sicherste Mittel zur Verhütung des Brandes bleibt aber guter Same und gutes Land, denn je kräftiger die Pflanze, desto mehr leistet sie der Entwickelung von Schmarotzerpilzen Widerstand. Um die Körner vor den kleinen Pilzkeimen zu sichern, beizt man sie; vielleicht wirkt auch die Beize wie ein Düngungsmittel und erhöht die Fruchtbarkeit der künftigen Pflanze. Schon das bloße Waschen der Fruchtsaat erweist sich sehr zweckmäßig, und einfaches Wasser reicht dazu hin. Ehe aber unsere rationellen Oekonomen auf solche Weise experimentirten, hatte der Bauerninstinkt bereits das Richtige geahnt und in gewissen Gebräuchen angedeutet. Man hat z. B. Asche unter den Samen gethan, welche während der heil. Messe im Ofen gebrannt wurde, und in der Oberpfalz „muß die Säerin zuvörderst ihren Urin in die Hand lassen, mit der sie den Samen auswirft" *), damit das Korn nicht brandig werde. Man würde, wollte man diesen und jenen Brauch näher prüfen, noch manchen naturhistorischen Grund entdecken, neben dem religiösen und sittlichen, darum soll man nicht hochmüthig herabsehen auf die alten Sitten und Gebräuche des Volks.

*) Fr. Schönwerth, a. v. O. S. 399.

Digitized by Google

Die Fledertiere der Tropenwelt. — Der fliegende Hund. — Der Vampyr.

Von Dr. G. Hartwig.

Wenn die tropische Sonne rasch am westlichen Himmel verschwindet, und der Schleier der Nacht sich schnell über die eben noch erleuchtete Landschaft ausbreitet, dann tritt aus hohlen Bäumen und Felsen, aus verfallenem Gemäuer und dem dichten Schatten der Urwälder ein gar seltsames Geschlecht hervor.

Hoch wiegt es sich in den Lüften, oder streicht auch wohl schnell über die Oberfläche der Flüsse, um die dort im Mondschein tanzenden Insecten wie die Schwalbe wegzufangen; doch während der Mensch diesen lieblichen Herold des Frühlings liebt und es gerne sieht wenn er unter seinem Dache nistet; so verabscheut er das unheimliche, dämmerungs- und nachtliebende Fledertier, das einem bösen Geiste ähnlich den hellen Sonnenschein flieht und nur im Dunkeln sich wohl fühlt. Der Maler gibt seinen Engeln die weißen Fittiche des Schwans, seinen Dämonen aber die schwarzen Flügel des Nachtflatterers; und der Dichter bevölkert die düstern Vorhallen der Unterwelt mit dessen gräulichen Schwärmen.

Für den Tag geboren, fühlen wir einen fast unwiderstehlichen Widerwillen gegen alle Geschöpfe, welche die Finsterniß erst zu Thätigkeit und Leben ruft; sie sind Kinder einer andern Welt; sie folgen andern Gestirnen.

Und doch, wenn wir gegen unsere armen vaterländischen Fledertiere gerecht sein wollen, müssen wir gestehen, daß sie durch keinen uns zugefügten Schaden jenen Abscheu rechtfertigen; im Gegentheil durch Vertilgung schädlichen Insectengeschlechts dem Landmann nicht unerhebliche Dienste leisten. Kuhl sah eine Fledermaus dreizehn Maikäfer nach einander verschlucken, und siebenzig Stück unserer gemeinen Fliege sind ein kaum hinreichendes Abendbrod für die Pipistrelle (Vespertilio pipistrellus), eine der kleinsten unserer einheimischen Arten. Vertilge daher nicht die unschuldigen Thiere, wenn du sie in hohlem Gemäuer findest, und vor allen Dingen sei nicht so grausam und nagele sie mit ausgebreiteten Flügeln an deine Thür. Doch verzeihe, lieber Leser, daß ich dir eine solche Abscheulichkeit zutraue, die nur Unwissenheit und Aberglaube sich zu Schulden kommen lassen, während du dich gewiß überall der Schwachen und Gequälten annimmst. Hätte doch der Mensch im Allgemeinen es so weit gebracht, daß er ein jedes unschuldigen Thieren zugefügtes Leid als ein wider ihn selbst begangenes Unrecht betrachtete, denn nur dann wird von einer höheren Bildung unseres Geschlechts die Rede sein können.

Betrachten wir den Bau der Fledermaus, so finden wir ihn den Bedürfnissen und der Lebensweise des Thieres so wunderbar angemessen, daß auch dieses uns wohl mit ihm versöhnen mag, denn was wir einmal als ein Bild der Vollkommenheit in seiner Art erkannt haben, können wir nicht mehr ohne triftige Gründe verabscheuen. Kann es etwas zierlicheres geben als die Flughaut der Fledermaus, die von den langen feinen Strahlen der Finger eingefaßt wie ein Regenschirm sich ausbreitet oder zusammenfaltet? Wie zart sind die Knöchelchen, wie schlank ist der Leib; wie schön alles für den Flug berechnet!

Mit dem freistehenden Daumen kann die Fledermaus sich anhaken, wenn sie etwas ausruhen will, oder versteht auch wohl mit ihm auf die geschickteste Weise die Flügel der Fliegen, welche sie niemals mitgenießt, vom Körper zu trennen. Zum Schlafe hängt sie sich an den Hinterfüßen auf. Auch gehen auf ebener Erde kann die Fledermaus, obschon auf eine höchst lächerliche und linkische Weise, wie alles was man außer seinem eigentlichen Elemente anfängt.

Fast noch wunderbarer als der ganze Flugapparat ist der unglaublich feine Tast- und Gehörsinn des Thieres, wodurch es befähigt wird ohne anzustoßen im Dunkeln hin und her zu schweifen. Naturforscher haben Fledermäuse geblendet, und zu ihrem Erstaunen wahrgenommen, daß sie noch immer wie sehend herumflogen. Zweige, die von der Decke des Zimmers herabhingen, wußten sie stets zu vermei-

Digitized by Google

den und flogen sogar zwischen Fäden hindurch, obgleich diese so nah bei einander hingen, daß sie ihre Flügel dabei falten mußten. Um diese merkwürdigen Erscheinungen zu erklären, glaubten Spallonzani und andere Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, bei den Fledermäusen einen sechsten Sinn annehmen zu müssen, doch fand Carlyle, daß, wenn man den geblendeten Thieren das Ohr verstopft, sie überall anstoßen. Wie aber vermögen sie, in einem dunkeln Käfig eingesperrt, dennoch die Nacht vom Tage zu unterscheiden? Ganz ruhig und geräuschlos verbleiben sie in ihrem Gefängniß, so lange die Sonne noch über dem Horizonte steht, doch sowie die Dämmerung eintritt, regt sich's im Kerker, es kratzt an den Wänden, es pfeift und zwitschert, und kaum hebt sich der Deckel so entschwirrt eilig die unheimliche Bande. Wahrscheinlich treten sowie das Tagesgestirn untergeht, in der ganzen Natur eigenthümliche, den gröberen Sinnen entgehende Veränderungen ein, welche die mit so ausnehmend geschärftem Gehör und Gefühl begabten Flederthiere daran erinnern, daß nun die Zeit der Thätigkeit und des Lebens für sie angebrochen ist.

Auch in Europa finden sich diese merkwürdigen Geschöpfe, mitunter in großer Anzahl, in Grotten, Höhlen und alten Thürmen; doch ist die Tropenzone wegen der zahllosen Insecten und früchtereichen Wälder, die günstigste für ihre Vermehrung. Dort finden sich die mannigfaltigsten, dort auch die größten Arten, und wenn wir die unsrigen wegen ihrer grauen Behaarung und der entsprechenden Kleinheit Fledermäuse nennen, so gibt es deren im indischen Archipel, die man der Größe und Kopfähnlichkeit wegen, nach unserem getreuen Hausthiere benannt hat. Der eßbare fliegende Hund (Pteropus edulis) erreicht eine Länge von 1½ Fuß und klaftert von einer Flügelspitze zur andern nicht weniger als 4½. Das Fell ist schwärzlich, an einigen Stellen in's Braune übergehend.

Wanderst du in der Nähe eines javanischen Dorfes, so wird dir zuweilen ein großer, wie abgestorbener Baum auffallen, von dessen Zweigen hunderte von großen schwarzen Früchten herabhängen. Trittst du näher heran, so begrüßt dich ein ammoniacalischer Geruch, und du siehst und hörst mit Erstaunen wie es dort oben hier und da sich regt und krümmt, zuweilen auch wohl leise piept. Fliegende Hunde sind es, die den Kopf zu unterst, in ungeheuren Schaaren an dem Baume hängen, wo sie festgehakt, den ganzen Tag ruhen oder schlafen. Doch Abends lösen sich die unheimlichen Früchte und schwärmen als riesige Flederthiere davon.

In den Pflanzungen auf den ostindischen Inseln richten sie zuweilen große Verheerungen an, da sie sich hauptsächlich von den Früchten nähren und namentlich den Bananen sehr zugethan sind; dagegen werden sie auch von Menschen verzehrt und sollen nicht übel schmecken.

So wie es zwischen den Affen der neuen und der alten Welt durchgreifende Unterschiede gibt, so finden wir eine nicht minder bedeutende Kluft zwischen den Riesenflatterern der Tropenzone in beiden Hemisphären. Nur in Amerika, wo die fliegenden Hunde durchaus fehlen, finden sich die Blattnasen oder Phyllostomen, die von dem merkwürdigen auf der Nasenkuppe aufgerichteten Hautblatt ihren Namen erhalten haben. Dieses sind die eigentlichen Blutsauger oder Vampyre, die der ganzen Sippschaft der größeren Flederthiere einen so üblen Ruf zugezogen haben. Oft beobachtete Prinz Maximilian von Neuwied bei Mondschein oder in der Dämmerung, wie das einförmig braune, 5 Zoll lange und mit entfalteten Flügeln 23 Zoll breite Guandiru (Phyllostoma hastatum) in Menge die grasenden Lastthiere mit starkem Flügelgeräusche umflatterte. Diese schienen die Umgebung ruhig zu ertragen, doch am folgenden Morgen fand man sie gewöhnlich an den Schultern von oben herab bis auf die Hufe mit Blut bedeckt. Die muskulöse Unterlippe der Blattnase, deren fleischiger Rand oft nackt und mit Wärzchen besetzt ist, kann vollkommen zu einer Saugrinne zusammengelegt werden, die nach bewerkstelligter Verwundung den rothen Strom kräftig auspumpt. Die in die dicke Haut gebissene Wunde fährt gewöhnlich lange zu bluten fort, denn der starke Eckzahn des Vampyrs dringt tief genug ein, um ein größeres Blutgefäß zu öffnen.

Digitized by Google

„Folgt in den Llanos des Orinokogebiets, sagt Humboldt, auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln.

So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet."

Sogar der Mensch ist vor den nächtlichen Angriffen der größeren Blattnasen nicht sicher. Als Waterton am Flusse Pomaroon im britischen Guyana sich aufhielt, schlief er eine Nacht mit einem Schotten unter dem Strohdach einer Pflanzerwohnung. Am folgenden Morgen hörte er seinem Begleiter statt des pflichtschuldigen Morgengebets, einige arge Verwünschungen ausstoßen, und als er zu ihm trat, zeigte ihm dieser am großen Zehen eine Wunde wie von einem Blutegelbiß, aus welcher der Saft, von dem Mephistopheles behauptet, daß er „ein ganz besonderer" sei, noch immer reichlich hervorquoll. Der Patient mochte 10 bis 12 Unzen Blut verloren haben, und Waterton vermehrte noch dessen üble Laune durch die Bemerkung, daß ein europäischer Chirurg schwerlich so großmüthig gewesen wäre, ihn auf diese schöne ruhige Weise unentgeldlich zu schröpfen. Aehnliche Beispiele werden von Tschudi, Schomburgk, Azara (der selbst viermal an den Zehen gebissen wurde) und anderen Naturforschern angeführt, so daß wir keinen Grund haben an der Sache zu zweifeln, obgleich Prinz Maximilian von Neuwied auf seinen Reisen durchaus keine Bestätigung davon fand. Indessen besteht die Nahrung der Phyllostomen hauptsächlich aus Abend- und Nachtfaltern, deren Flügel sie nicht mit verschlucken, und nur gelegentlich scheinen sie sich an Thier- oder Menschenblut zu ergötzen, wie wir etwa an einem Glase Wein. Bei einigen Arten kann die Zunge wohl noch einmal so lang als der Kopf herausgestreckt werden, und ist am Ende, gleich der der Spechte, mit kleinen Widerhäkchen besetzt, wahrscheinlich um Insecten aus engen Höhlungen hervorzuziehen.

Man kennt bereits viele tropische Fledermäuse die man nach der Verschiedenheit des Gebisses, der Kopfform, der Flügelbildung, des Schwanzes ꝛc. ꝛc. von einander unterscheidet, doch mögen sie größtentheils noch völlig sich verstecken; wie man denn auch von ihrem ganzen Leben und Weben nur unvollständige Begriffe hat. Wer vermöchte ihnen auch in alle ihre Schlupfwinkel im Urwalde zu folgen, und wer ist mit Sinnen begabt, die ihn befähigten sie in ihrem nächtlichen Treiben zu beobachten?

Die weiße Bachstelze.

Von Pfarrer F. H. Snell.

Die weiße Bachstelze (Motacilla alba L.) gehört zu einer Vogelgattung, von welcher in Deutschland drei Arten vorkommen. Der Volksname lautet Bachsterz oder Bachsterzchen (von dem unaufhörlichen Auf- und Niederwippen des Schwanzes herzuleiten), und der Ornitholog (Vogelkundiger) Gloger hält das Wort Bachstelze nur für eine Verketzerung des Volksausdrucks. Doch ist auch jener Name bezeichnend, da der Vogel die Eigenheit besitzt, daß er gerne in seichtem Wasser umherstelzt, wie er denn überhaupt die Nähe des Wassers liebt. Die weiße Bachstelze ist übrigens kein eigentlicher Wasservogel, wiewohl sie mit einigen derselben in ihrer Lebensweise einige Aehnlichkeit hat. Das fließende Wasser, welches sie täglich besucht, darf deswegen auch in einiger Entfernung von ihrem Wohnorte sich befinden, wenn sie nur ohne großen Zeitverlust hinfliegen kann. Sie liebt nämlich auch die

Digitized by Google

menschlichen Wohnungen, Mauern, Ruinen, Felsen, Holzstöße, weil sie da bequeme Höhlen und Löcher zum Nisten findet. So ist sie z. B. an dem Wohnorte des Verfassers ungewöhnlich häufig, indem sie durch das weitläufige Mauerwerk der alten Burg und die sie umgebenden Felsen angezogen wird.

Unsere Bachstelze ist ein Zugvogel. Sie verläßt ihre Heimath im October, einzelne bleiben bis Anfangs November bei uns; ihre Rückkehr erfolgt Anfangs März, auch wohl schon in den letzten Tagen des Februar, wie z. B. im Jahr 1857. In gegenwärtigem Jahre dagegen kam die erste dahier erst am 16. März an, weil die erste Hälfte dieses Monats noch völlig winterlich war. Die meisten dieser Vögel überwintern in Afrika, viele auch schon in Italien und selbst im südlichen England, da die englischen Winter infolge des Seeklima's mild sind und die Gewässer offen bleiben. Ja es kommt vor, daß einzelne dieser Vögel bei uns bleiben. Es mögen diese indeß ihre Kühnheit doch meistens mit dem Leben bezahlen. Denn dieses Loos trifft in ungünstigen Jahren bisweilen sogar noch solche, welche erst Anfangs März bei uns ankommen. Dies war z. B. im Jahr 1853 der Fall, wo die warme Witterung in der ersten Hälfte des März (zu Langenbach am damaligen Wohnorte des Verfassers bis + 8° R.) schon viele Zugvögel und so auch einzelne Bachstelzen herbeigelockt hatte. Es folgte aber in der zweiten Hälfte des Monats eine Kälte bis zu — 13° R. verbunden mit häufigen Schneeschauern. Dadurch gingen fast sämmtliche, bereits angelangte Bachstelzen zu Grunde. Im Weilthale wurden auf einer sumpfigen Wiese, wo sie noch zuletzt ihren Hunger zu stillen gehofft hatten, vier todt gefunden. An meinem Wohnorte wurden zwei (die einzigen, die bereits angekommen waren) dadurch gerettet, daß zu der Zeit grade eine Wiese planirt wurde, wobei sie sich regelmäßig einfanden, um die ausgegrabenen Regenwürmchen und Larven aufzusuchen.

Es geht hieraus auch hervor, daß die hergebrachte Meinung, die Vögel besäßen eine sichere Vorahnung der bevorstehenden Witterung auf ferne Zeiträume hin, in einer vorurtheilsfreien Naturbeobachtung keine Stütze findet, womit aber nicht geleugnet werden soll, daß sie auf kurze Zeit die Witterung in manchen Fällen im Voraus anzeigen können. Dieselben richten sich bei ihren großen Wanderzügen im Allgemeinen nach der Jahreszeit und im Besondern nach der grade herrschenden Witterung. Fern von ihrer Heimath leben sie als Fremdlinge. Sie haben keinen festen Wohnsitz, sondern streifen in größeren oder kleineren Gesellschaften umher; sie nisten nicht und singen nicht. Erst wenn der Frühling naht und den Fortpflanzungstrieb in ihnen rege macht, erst dann fangen sie an zu singen. Aber dann hält sie auch Nichts mehr in dem fremden Lande zurück, sie eilen über Länder und Meere der Heimath zu, wo sie selbst geboren sind und wo sie wieder für ihre Nachkommenschaft Wohnung machen wollen. Finden sie bei ihrem Vorrücken gegen Norden noch winterliche Witterung, so machen sie Halt, bis günstiges Wetter eintritt. So langen sie in ihrer Heimath stets bei günstiger Witterung an, weil sie eben bei schlechtem Wetter still liegen, können uns aber ebenso wenig, als die menschlichen Wetterkundigen die ununterbrochene Fortdauer der warmen Witterung verbürgen.

Für die weiße Bachstelze übrigens bringen Rückfälle der Winterwitterung nur in sehr schlimmen Fällen (wie eben im Jahr 1853) Gefahr. Denn ihre Nahrung besteht theilweise in Wasserinsekten und deren Larven, welche wegen der weit gleichmäßigeren Temperatur des Wassers, solange dasselbe nur nicht zufriert, stets anzutreffen sind. Sonst besteht ihre Nahrung aus allerlei Landinsekten, welche sie oft nach Art der Katzen beschleichen und mit einem Sprunge erhaschen, und in Larven, die sie gerne hinter dem Pfluge auflesen. (Daher der Name Ackermännchen, welchen dieser Vogel in manchen Gegenden führt.) Man sieht die Bachstelzen auch sehr häufig und in großer Anzahl bei uns unter den Viehheerden, um auf die das Vieh verfolgenden Insekten Jagd zu machen.

Digitized by Google

Sie setzen sich sogar auf den Rücken der Schafe, und lesen denselben die ecken ab.

Es geht daraus hervor, welch ein nützliches Vögelchen die Bachstelze ist.

Aber nicht allein uns ist dieselbe nützlich (was wir Egoisten freilich meistens allein in Anschlag bringen, gleich als ob die Natur nur um unsertwillen da sei!), sie hat auch für ihre nächsten Verwandten, für die gesammte Sängerwelt noch einen ganz besondern Beruf. Dieser Beruf besteht darin, daß sie die übrigen kleinen Vögel vor Gefahr warnt. Es herrscht zwar unter allen kleineren Vögeln ein so gemeinsames Verhältniß, daß einer dem andern beim Erscheinen eines Raubvogels seine Warnung zuruft; allein bei den andern ist's meist nur die eigene Gefahr, welche ihnen den Angstruf, der denn zugleich als Warnungsruf dient, auspreßt, weßhalb dieser Ruf denn auch nur auf der Flucht oder von einem Versteck aus ertönt. Ganz anders ist es bei unserer Bachstelze. Sie flieht nicht beim Erscheinen eines Raubvogels, sondern sie verfolgt einen jeden, welcher in ihrem Bereiche sich blicken läßt, und zwar oft und besonders, wenn sie noch mehrere Genossen bei sich sieht, eine weite Strecke hin. Und kein Raubvogel vergreift sich an dieser kleinen Heldin! Man wähne nicht, daß ihre Schnelligkeit oder Gewandtheit die Ursache dieser so merkwürdigen Erscheinung sei. Welcher Vogel ist so schnell und gewandt, als der Baumfalk (Lerchenfalk, Falco Subbuteo), der selbst Schwalben im Fluge fängt? Aber die weiße Bachstelze läßt er unbehelligt, obgleich sie den Schwalben an Flugfertigkeit weit nachsteht! Die Rauchschwalbe (Hirundo rustica L.) verfolgt wohl mit großem Geschrei den Taubenhabicht und den Sperber (Falco palumbarius & Nisus L.), weil sie noch schneller ist, als diese schnelle Räuber, aber wenn der Baumfalk erscheint, flieht sie mit sichtlicher Angst. Die Bachstelze verfolgt jeden Raubvogel und wird von keinem verfolgt. Sie hat eben ein besonderes Privilegium von dem Schöpfer erhalten!

Dies ist auch schon in ihrem Warnrufe selbst ausgedrückt. Die Signaltöne der übrigen Vögel nämlich, welche dieselben beim Erblicken eines Raubvogels ausstoßen, haben, so verschieden sie bei den verschiedenen Arten auch sind, doch alle etwas Aengstliches. Die Signale, welche die Bachstelze gibt, bestehen — in ihrem Gesange, nur daß derselbe hitziger und hastiger ertönt, als gewöhnlich, so daß die übrigen Vögel sie sehr wohl verstehen, wiewohl sie auch manchmal einen Augenblick sich täuschen.

Wenn die Bachstelzen so den Feind eine Strecke weit verfolgt, und, wie sie gewiß meinen, fortgejagt haben, so kehren sie triumphirend auf ihr Dach zurück und stimmen wieder ihr fröhliches Lied an, während die übrigen Vögel noch voller Angst in den Verstecken, in welche sie sich retirirt hatten, verweilen und zuwarten, bis Alles wieder ruhig sei, um dann erst zu ihren gewohnten Geschäften zurückkehren.

Der geneigte Leser ersieht aus vorstehenden Beobachtungen, wie in dem großen wundervollen Haushalte des Schöpfers auch dem Kleinen und Schwachen ein wichtiger und unentbehrlicher Beruf übertragen ist. Wer, der nur eine Ahnung von diesem innigen Zusammenhang wischen allen lebenden Wesen hat, — von dieser ununterbrochenen Verkettung, in welcher kein Ring fehlen darf, ohne daß das Ganze leidet, — wer, sage ich, wird einem so liebenswürdigen und so nützlichen Geschöpf etwas zu Leide thun!

Aber nicht blos die Verfolgung und Mißhandlung eines solchen Geschöpfes muß uns als ein Zeichen der Barbarei erscheinen; nein wir müssen demselben in Zeiten der Noth auch Hilfe leisten. Wir haben gesehen, in wie große Gefahr das zarte Leben der Bachstelze durch verfrühte Ankunft bisweilen geräth. Aus der mitgetheilten Beobachtung geht aber auch hervor, wie hier Hilfe geleistet werden kann. Man darf nur den Boden von Schnee entblößen und umgraben, so werden sich die hungrigen Bachstelzen bald einfinden, um die zu Tage ge-

Digitized by Google

kommenen Würmer, Larven und Insekten aufzusuchen. Bekannt ist es, daß die Vogelsteller dasselbe Verfahren einschlagen, um die Vögel, welche der genannten Nahrung nachgehen, zu fangen; ist es nicht eine würdigere Bemühung, auf diese Weise Vögel vom Hungertode zu retten? Es lassen sich überdies noch andere ökonomische Zwecke mit dieser Fürsorge für die nützlichen Vögel verbinden. Denn diese Zeit der Noth der Vögel ist ohnehin auch die passendste Jahreszeit, um Wiesenverbesserungen vorzunehmen, ausgeschöpften Teichschlamm oder ausgestochenen und auf Haufen gesetzten Rasen an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, und was dergleichen Erdarbeiten mehr sind.

Den Meisten freilich erscheint jetzt noch eine solche Sorge für das Leben der Vögel lächerlich; aber wenn die Vögelverminderung und die Ungeziefervermehrung so fortschreitet, wie bisher, so wird sicherlich die Zeit kommen, wo man über solche Vorschläge nicht mehr lachen wird!

Vom Wetter.

Von Pfarrer F. H. Snell.

2. Das Barometer.

Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß man, wenn man Freunde und Bekannte besucht, sich im Voraus ein bestimmtes Thema festsetzen solle, worüber man seine Gedanken auszutauschen sich vornimmt, und daß auf diese Weise am sichersten sowohl die Langeweile, als auch (was noch wichtiger ist), die zwecklose Zeitvergeudung vermieden werde. So denke ich mir denn die Leser der „Maje", als einen zur Unterhaltung am stillen Feierabende versammelten Freundeskreis, dessen heutige, im Voraus angesetzte „Tagesordnung", das Barometer*) ist. Und ich glaube, daß eine solche Unterhaltung nicht unnütz sein wird, weil ich weiß, daß gar Mancher über die Einrichtung und den Nutzen dieses Instrumentes irrige Vorstellungen hat.

Fragen wir also zuerst: was ist das Barometer oder Wetterglas? Dasselbe besteht aus einer Glasröhre, welche oben zugeschmolzen, unten offen und umgebogen ist. Durch die untere Oeffnung wird die Röhre mit Quecksilber angefüllt und wenn sie voll ist, wird sie umgedreht, sodaß das geschlossene Ende oben ist. Man sollte nun meinen, bei der Umdrehung müsse das Quecksilber wieder aus der Oeffnung ausfließen. Dies ist aber nicht der Fall, sondern der größte Theil des Quecksilbers bleibt in der Röhre stehen, sodaß an ihrem obern Ende nur ein kleiner leerer Raum entsteht. Diese Erscheinung rührt bekanntlich von dem Drucke her, welchen die Luft auf das offene Ende der Röhre ausübt. Es ist also ganz dieselbe Ursache, welche den Wein in dem allbekannten Stechheber festhält, sobald man die obere Oeffnung desselben mit dem Finger luftdicht schließt.

Es muß nun eigentlich das eingefüllte Quecksilber in dem Barometerrohr ausgekocht werden, damit alle Luft aus demselben entweicht. Da dies aber eine schwierige und selbst gefährliche Arbeit ist, so wird es bei den gewöhnlichen Instrumenten dieser Art, wie sie überall zum Verkauf ausgeboten werden, unterlassen, und solche Barometer, obgleich nicht ganz genau, reichen doch zum Hausgebrauche aus.

Man hat nun gefunden, daß das Quecksilber an der Meeresküste, obgleich in seinem Stande immer schwankend, doch durchschnittlich in der Barometerröhre ungefähr 28 Zoll hoch steht; d. h. die Schwere der Luft übt einen solchen Druck, daß sie einer Quecksilbersäule von 28" das Gleichgewicht zu erhalten vermag. Man muß demnach, um die Schwankungen des Quecksilberstandes beobachten

*) Das, nicht der Barometer; denn es heißt griechisch βαρομετρον.

Digitized by Google

zu können, die Glasröhre von demjenigen Punkt an, auf welchem bei mittlerem Barometerstande in dem kürzeren, umgebogenen Arme das Queckſilber ſteht, nach aufwärts zu in 28 Zoll, die oberen Zolle wieder in Linien und dieſe endlich in Zehntellinien theilen.

Man kann nunmehr alle Unterſchiede und Schwankungen im Barometerſtand beobachten. Dieſe entſtehen nämlich erſtlich durch Veränderungen in der Schwere der Luft (wovon ſpäter), und zweitens durch Veränderung des Standortes des Beobachters. Wenn nämlich (was das Letztere betrifft) an den Meeresküſten der durchſchnittliche Stand des Barometers 28″ beträgt, ſo muß derſelbe auf einem hohen Berge weit tiefer ſein. Denn die Höhe der Atmoſphäre, wie man ſie auf einem Berge über ſich hat, iſt geringer, als an dem tiefer liegenden Meere. Alſo iſt auch der Druck oder die Schwere der Luft auf Bergen geringer, als in der Ebene. Wenn ich demnach auf einem Berge wohne, ſo habe ich (zu derſelben Zeit) einen ganz anderen und zwar einen tieferen Barometerſtand, als ein Beobachter, der an der Meeresküſte wohnt. Oder wenn ich, mit einem tragbaren Barometer (wie man ſie auch verfertigt) verſehen, aus einem Thale einen Berg hinaufſteige, ſo finde ich, daß das Queckſilber, je höher ich ſteige, deſto mehr fällt. Und zwar fällt daſſelbe bei den erſten 75 Fuß, welche ich ſteige, um eine Linie und ſo fort nach einem beſtimmten Geſetze. Es geht daraus (nebenbei geſagt) hervor, daß man vermittelſt des Barometers Höhenmeſſungen vornehmen kann. Es geht aber auch ferner daraus hervor, wie wenig die Verfertiger der ordinären, überall zum Verkauf ausgebotenen Barometer von der Einrichtung und dem Weſen dieſes Inſtruments verſtehen, wenn ſie daſſelbe mit einer ſogenannten Wetter-Scala verſehen. Dieſe beſteht nämlich darin, daß bei 27″ neben angeſchrieben ſteht: „Sturm", bei 27″ 3‴: „viel Regen", bei 27″ 6‴: „Regen oder Wind", bei 27″ 9‴: „Veränderlich", bei 28″: „ſchön Wetter", bei 28″ 3‴: „beſtändig", bei 28″ 6‴: „trocken"! Wie lächerlich iſt dieſe mit der Bezeichnung der Barometerhöhe in Zollen und Linien verbundene Wetterſcala! Wenn ich z. B. 1509 Fuß über dem Meeresſpiegel wohne, wo das Barometer ſich niemals bis zu 28″ erhebt, ſo hätte ich mich nach dieſer Scala niemals eines „ſchönen" oder „beſtändigen" oder „trockenen" Wetters zu erfreuen, ſondern müßte immer mit „Sturm, Regen und Wind" vorlieb nehmen!

Doch unſere klugen Barometerhändler wiſſen ſich zu helfen! Wenn der Käufer an einem höher gelegenen Orte wohnt, ſo rücken ſie das Barometerrohr auf dem hölzernen Geſtelle ſo weit in die Höhe, bis ſie denken, daß die auf dem Geſtell angebrachten Wetterbezeichnungen ungefähr zutreffen, und ſetzen dann einen zurechtgeſchnittenen Korkpfropf unter das Rohr, damit ſich daſſelbe nicht verſchieben kann! Dadurch wird nun zwar bewirkt, daß das angeſchriebene Wetter eher zutrifft; aber nun klappt es nicht mehr mit der, ebenfalls auf dem Holzgeſtell angebrachten Bezeichnung der Höhe in Zollen und Linien! Nimmt man z. B. einen Meßſtab und mißt von dem Punkt an, wo 28″ angeſchrieben iſt, abwärts bis zu dem untern Spiegel des Queckſilbers in dem kurzen Arm des Barometerrohrs, ſo findet man, daß die Höhe nicht wirklich 28″ beträgt, ſondern um ſo viel weniger, als die Höhe des untergeſetzten Korkpfropfes beträgt.

Der Leſer erſieht hieraus, daß auf einem ordentlichen Barometer eine Wetterſcala nicht vorhanden ſein darf. Die Glasröhre muß unbeweglich feſt ſtehen und es darf nur die Höhe in Zollen und Linien angegeben ſein. Die Wetterſcala muß ſich Jeder nach der Höhe ſeines Wohnortes ſelbſt machen.

Man findet nämlich, daß das Barometer auch an einem und demſelben Orte nicht beſtändig denſelben Stand behauptet, ſondern faſt täglich*) und oft ſtündlich

*) Daß daſſelbe mehrere Tage hindurch genau einen und denſelben Stand behauptet, kommt ſehr ſelten vor. Ein merkwürdiges Beiſpiel habe ich im Jahre 1856 beobachtet, wo daſſelbe an meinem Wohnorte vom 5. Oktober Morgens bis 8. Okt. Nachmittags unbeweglich auf 27″ 6‴ ſtand!

Digitized by Google

seinen Stand ändert, und hierauf eben beruht dessen Eigenschaft, ein Wetteranzeiger oder ein „Wetterglas“ zu sein. Man darf indeß hierbei nicht vergessen, daß dasselbe, wie der griechische Name Barometer besagt, eigentlich nur ein Luftschwere-Messer und nur insofern auch ein Wetteranzeiger ist, als die Wetterveränderungen unmittelbar oder mittelbar mit den Veränderungen der Luftschwere zusammen hängen.

Das Barometer zeigt uns an, daß sich die Schwere, oder was dasselbe besagt, der Druck der Luft beständig und fast täglich ändert. Um nun aus diesen Aenderungen Schlüsse auf die Witterung machen zu können, muß man sich vor Allem die Frage beantworten: welches ist die Ursache der Veränderungen des Luftdruckes? Wir müssen hier vor Allem eine falsche Ansicht zurückweisen, welche vielfach verbreitet ist. Man meint nämlich, wenn die Luft mit Feuchtigkeit erfüllt, also Neigung zu Regen vorhanden sei, so werde die Elasticität (Dehnbarkeit) derselben vermindert, sie drücke also in geringerem Grade auf das Barometer, welches deshalb fallen müsse; deswegen zeige das Fallen des Barometers Regen und umgekehrt das Steigen desselben helles Wetter und diese Meinung ist eben so klug, als wenn Jemand sich einbildete, daß ein Pfund Wolle schwerer auf die Waage drücke, als ein Pfund Butter, weil die Wolle elastischer (dehnbarer) sei, als die Butter! Uebrigens ist auch der Wasserdampf im höchsten Grade elastisch! Nein so einfach ist die Sache nicht! Sie ist vielmehr so zusammengesetzt, und die Ursachen, (denn es sind deren mehrere), welche die Veränderungen im Luftdrucke bewirken, sind so verschieden, daß es der Wissenschaft bis jetzt noch nicht gelungen ist, dieselben vollständig zu ergründen. Wir wollen einige dieser Ursachen anführen. Wenn die Luft von Einem Punkte der Erdoberfläche nach entgegengesetzten Richtungen abfließt (was bei den in verschiedenen Gegenden verschieden wehenden Winden geschehen kann), so wird die Luft an diesem Punkte verdünnt — das Barometer fällt. — Ferner bei Sturm wird durch die schnelle horizontale (wagerechte) Bewegung der untersten Luftschichte die in senkrechter Richtung wirkende Schwere der Luft in Etwas aufgehoben*), — das Barometer fällt. — Ja sogar der Stand des Mondes hat einen, wenn auch nur sehr geringen, Einfluß auf die Veränderungen des Barometers, da dieser Weltkörper ebenso, wie in dem Wassermeere, auch im Luftmeere eine Ebbe und Fluth hervorruft.

Doch sehen wir von diesen und anderen Ursachen der Barometerschwankungen ab! Die Hauptursache ist jedenfalls in den Wärmeveränderungen der Luft zu suchen. Die Wärme dehnt die Luft (wie alle Körper) aus, macht sie also leichter, die Kälte verdichtet dieselbe, macht sie also schwerer. Man wende hiergegen nicht ein, daß das Maaß der über einer Gegend befindlichen Luftmasse sich doch immer gleich bleibe. Nein, wenn die Luft durch die Wärme ausgedehnt wird, so fließt sie oben (an der äußersten Grenze der Atmosphäre) seitwärts ab; wird sie durch Kälte verdichtet, so fließt neue von den Seiten herzu. Wärmere Luft bedingt somit ein Fallen, kältere ein Steigen des Barometers. Daher kommt es denn auch, daß das Fallen des Barometers im Allgemeinen bei uns in Deutschland (denn es ist nicht überall auf der Erde so), auf Regen, das Steigen auf Trockenheit hindeutet. Denn woher kommt bei uns die warme Luft oder der Aequatorialstrom? Er nimmt seinen Weg über weite Meere, ist daher reichlich mit Feuchtigkeit erfüllt, welche, sobald die Luft die erforderliche Abkühlung erlangt hat, in der Gestalt von Regen niederfällt. Dagegen der kalte oder Polarstrom nimmt seinen Weg zu uns über weite Länderstrecken, hat also nur wenig Gelegenheit, Wasserdampf aufzunehmen und bringt helles Wetter.

Es könnte nun Jemand gegen unseren Satz, daß die Temperaturveränderungen die Hauptursache der Barometerveränderungen sind, einwenden, die Erfahrung

*) Jedoch nur unter im Uebrigen gleichen Verhältnissen; sonst richtet sich das Fallen oder Steigen darnach, ob es ein Aequatorial- oder Polarsturm ist. So fand z. B. während des furchtbaren Gewittersturms vom 16. Juli 1857 ein Steigen des Barometers um 1/4 Linie statt, weil der Sturm von WNW hereinbrach, also kältere Luft brachte

Digitized by Google

widerspreche demselben doch gar zu oft, es sei oft warm bei hohem Barometer und umgekehrt. Indeß man mißverstehe uns nicht! Wir empfinden nur diejenigen Temperatur- oder Wärmeveränderungen, welche in der *untersten* Luftschichte stattfinden. Wir haben aber nicht behauptet, daß von *diesen* allein die Barometerveränderungen abhängig seien. Vielmehr verhält sich die Sache folgendermaßen: Da die *ganze* Luftsäule vom Queckfilber des Barometers an aufwärts bis zu den Grenzen der Atmosphäre auf das Queckfilber drückt, so muß dieser Druck auch von der *Durchschnittstemperatur* dieser ganzen Luftsäule abhängen. Daraus aber, daß die unterste Luftschichte, in welcher wir athmen und leben, warm oder heiß ist, folgt mit nichten, daß auch die höheren Luftschichten eine gleiche oder doch davon abhängende Temperatur haben müßten. Denn man darf nicht vergessen, daß die Luft nicht unmittelbar durch die Sonnenstrahlen, sondern nur mittelbar durch die erwärmte Erdoberfläche erwärmt wird. So fanden z. B. *Barral* und *Birio*, die am 27. Juli 1850 in einem Luftballon aufstiegen (also mitten im Sommer), in einer Höhe von 20,000 Fuß eine Temperatur von — 8° R., und in einer Höhe von 21,000 Fuß eine Kälte von — 32° R.!

Es ist hierbei zu bemerken, daß die Temperatur der Luft zwar immer mehr sinken muß, je höher man sich erhebt, daß aber dieses Sinken (wie das eben angeführte Beispiel zeigt), nicht regelmäßig vor sich geht, sondern mit von den verschiedenen Windrichtungen abhängig ist, welche in den verschiedenen Höhen der Atmosphäre herrschen. Es kommt sogar bisweilen, wenn auch selten vor, daß eine tiefere Luftschichte absolut kälter ist, als die höhere. Ein merkwürdiges Beispiel fand am 19., 20. und 21. November 1838 am Wohnorte des Verfassers statt. Es herrschte an diesen Tagen in der untersten Luftschichte Nord-, Nordost- und Südostwind, das Thermometer zeigte — 1½° bis höchstens + 1° R. Dabei regnete es ununterbrochen, so daß die Bäume sich allmälig mit einer dicken Eiskruste überzogen und zuletzt in den Wäldern s. g. Eisbrüche eintraten. Die Ursache ist darin zu suchen, daß in einer etwas höheren Luftregion, und zwar gerade in derjenigen, welche den Regen herabsandte, ein wärmerer Luftstrom herrschte. Und zwar war die unterste kalte Luftschichte so wenig umfangreich, daß der Regen bei seinem Durchgange durch dieselbe keine Zeit hatte, zu gefrieren, sondern dies erst bei seinem Auffallen auf die Baumzweige fertig brachte.

Die Temperaturveränderungen der *höheren* Luft nun zeigt das Barometer an, und zwar ist es, wenn wir nicht an den Wolken die Richtung der höheren Luftströmungen wahrnehmen können, der *einzige* Anzeiger derselben. Nehmen wir wieder das Beispiel zu Hilfe, welches schon in unserm ersten Aufsatz über das Wetter angeführt wurde, daß sich nämlich der Wind in den unteren Regionen von Nordost durch Nordwest bis Südwest zurückwendet. Sobald in diesem, nicht selten vorkommenden, Falle das Barometer *nicht* fällt, sondern sogar vielleicht noch steigt, so ist trotz des Südwestwindes kein ernstlicher Regen zu erwarten. Der hohe Barometerstand zeigt uns nämlich an, daß in den höheren Gegenden der (kalte) Polarstrom noch fortdauert, und daß der Südwest nur die unterste Luftschichte einnimmt und daher noch keinen bedeutenden Einfluß auf die Witterung ausübt. Oft zeigt sich's in diesem Falle auch sehr bald, daß der Südwest nur ganz vorübergehend war und nach kurzer Zeit auch unten der Polarstrom wieder durchdringt. Hält jedoch der Südwest an, und das Barometer fängt zuletzt an zu sinken, so ist dies ein Zeichen, daß der Aequatorialstrom durchdringt und somit ein totaler Witterungswechsel eintreten wird.

Ein weit häufiger vorkommendes Beispiel ist folgendes: Wenn der Wind nach dem Dove'schen Drehungsgesetze bis Ost oder Südost umgegangen ist, und nun, obgleich der Himmel wolkenlos und überhaupt keine Aenderung der Witterung wahrzunehmen ist, das Barometer dennoch fällt, so ist dieß ein Zeichen, daß in den höheren Regionen der Aequatorialstrom bereits hereingebrochen ist, was denn auch später durch sich bildendes Cirrusgewölk, welches von Südwest zieht, bestätigt wird. Es ist, obgleich unten noch der Polarstrom herrscht, ein Witterungswechsel zu erwar-

Digitized by Google

ten, und derselbe wurde durch das Barometer bereits angezeigt, ehe noch Wolken, die zu einem derartigen Schlusse berechtigt hätten, vorhanden waren.

Kurz das Barometer, in Verbindung mit der, nie aus dem Auge zu lassenden, Winddrehung, ist der einzige einigermaßen zuverlässige Wetterprophet, welcher bis jetzt entdeckt ist. Dasselbe sollte daher in keinem Hause fehlen, am allerwenigsten aber in dem des Landmanns, dessen Berufsarbeiten so sehr von der Witterung abhängen. Welche Fehler werden oft von den Landleuten bei der Verrichtung ihrer Berufsgeschäfte begangen, weil sie die Witterung auch da, wo dieselbe mit Leichtigkeit vorauszusehen war, nicht voraussehen. Wie mancher Wagen voll Getreide wird am ersten heitern Tage nach dem Regenwetter naß eingeheimst, obgleich die Winddrehung und das steigende Barometer mit derjenigen Gewißheit, die überhaupt auf diesem Gebiete möglich ist, ankündigten, daß der Eine heitere Tag nur der Vorläufer noch mehrerer und noch schönerer war! Wie viele Wägen mit noch feuchtem Heu oder Grummet werden eingefahren, weil nach hellen Tagen der Himmel plötzlich sich bewölkte, obgleich der wehende Nordwind und der unverändert hohe Barometerstand anzeigte, daß die Bewölkung nur vorübergehend, zum Mindesten ganz ungefährlich war.

Es ist aber freilich damit noch nicht genug, daß man ein Barometer in seinem Zimmer hängen hat; man muß auch dessen Einrichtung verstehen und den Stand desselben nach der Meereshöhe seines Wohnorts richtig zu beurtheilen wissen. Wenn z. B. Jemand die Meinung hegt, wie man dies so häufig findet, daß man sich zur Zeit der Nachtgleichen nicht auf das Barometer verlassen könne, so beweist er damit, daß er noch niemals dasselbe mit Aufmerksamkeit beobachtet hat; sonst würde er gefunden haben, daß diese Meinung völlig aus der Luft gegriffen ist, wie sich denn auch gar kein Grund für eine solche erträumte Unregelmäßigkeit denken läßt.

Selbst um das Barometer auf die rechte Weise zu transportiren und aufzuhängen, ist eine Kenntniß seiner Einrichtung erforderlich. Man muß nämlich beim Transport den doppelten Propf, welcher bei besseren Instrumenten von den Fabrikanten zugegeben wird, auf den Quecksilberspiegel und in die untere Oeffnung der Glasröhre gehörig einsetzen, damit keine Luftblasen zwischen das Quecksilber eindringen können. Sonst ist's bei ordinären Instrumenten auch schon hinreichend, wenn man denselben nur eine solche Lage gibt, daß der obere (luftleere) Raum beständig und vollständig von Quecksilber erfüllt ist. Denn nur durch Rütteln und Auf- und Abschwanken desselben dringt Luft ein.

Was endlich das Aufhängen des Barometers betrifft, so muß man darauf achten, daß es genau senkrecht und in einer solchen Höhe hängt, daß das Auge des Beobachters dem Endpunkte der Quecksilbersäule sich horizontal gegenüber befindet. Es gehört jedoch Uebung dazu, um den Stand des Barometers richtig abzulesen. Man bedient sich deshalb auch, wo es auf ganz genaue Beobachtungen ankommt, eines Fernrohrs zum Ablesen der Zehntellinien, was jedoch zum Hausgebrauche des Barometers nicht nöthig ist.

Was den Ort anbelangt, an welchem das Barometer aufgehängt werden soll, so ist derselbe ziemlich gleichgiltig, und man darf nicht meinen, es müsse im Freien hängen, weil nur da die Luft frei auf dasselbe einwirken könne. Es ist dies ebenso innerhalb der Räume des Hauses der Fall. Denn es gibt kein Zimmer, dessen Fenster und Thüren so genau schließen, daß die Luft nicht mit der größten Leichtigkeit hindurchzudringen vermöchte. Die äußere Luft steht mit der innerhalb der Räume des Hauses befindlichen immer im Gleichgewichte. — Nur das Eine müssen wir hierbei bemerken, daß es am zweckmäßigsten ist, das Barometer in einem Zimmer mit möglichst gleichmäßiger Temperatur anzubringen. Denn der Wechsel der Temperatur wirkt ebenfalls, wenn auch nur in geringem Grade, auf das Quecksilber des Barometers ein. Doch ehe wir darüber weiter reden, müssen wir vorerst ein anderes Werkzeug kennen lernen, welches grade die Bestimmung hat, den Wechsel der Temperatur zu beobachten und zu messen.

Digitized by Google

Aus der Rhön.

Von Max Berghold.

II. Die Rhön und die Milseburg.

Vom nordwestlichen Ende des Thüringerwaldes, an dem linken Ufer der Werra, zieht sich in der Richtung von Norden nach Süden, in einer ungefähren Länge von 8 Meilen ein Gebirg hin, welches wir unter dem Namen der Rhön kennen. Ihre äußersten Grenzen sind die Städte Vacha (Norden), Neustadt (Osten), Hammelburg (Süden) und Fulda (Westen). Dieses Gebirg ist weniger reich an Naturschönheiten wie der schon erwähnte benachbarte Thüringerwald. Dennoch birgt es der verborgenen Reize mancherlei Art. Dieselben sind wohl deßhalb nicht so bekannt geworden, weil es dem Gebirge an Straßen mangelt, womit andere umschlossen und durchschnitten und dadurch wiederum den Naturfreunden leichter zugänglich gemacht sind.

Die Rhön zeichnet sich hauptsächlich durch ihre reichen basaltischen Massen aus, wodurch sie sich zumal von andern Nachbargebirgen unterscheidet, durch ihren üppigen die Viehzucht fördernden Graswuchs, durch ihren Quellenreichthum und durch ihre schönen kräftigen Laubwaldungen, die ihre Hänge auf's Lieblichste schmücken. Schon von ferne wird der Wanderer von den höchst malerischen, oft sonderbar geformten Bergkegeln angezogen, welche in großer Zahl besonders Norden und Nordwest des Gebirgs umstehen, wie von den ernsten, langgestreckten mit Wiesen und Weideplätzen bedeckten Rücken, an deren Abhänge die zahllosen von biedern, unverdorbenen Menschen bewohnten Viehhöfe (die Almen der Rhöner) gleich Schwalbennestern angeklebt sind, wodurch diese Gegenden fast ein schweizermäßiges Ansehen gewinnen. Und welche reizende Fernsichten genießt man erst auf diesen freien nicht selten von einer alten Ritterburg, einem stillen Kloster oder einsamen Kirchlein gekrönten Höhen. Ueber buntbelebte, warme Matten schweift der Blick hinaus in die unabsehbare Ferne, deren Ränder, verschwimmend, sich mit dem Blau des Firmaments vermischen.

Ehe wir jedoch ins Einzelne übergehen, scheint es nöthig, vorher eine kleine Wanderung in Gedanken durch das Gebirg zu machen, damit wir wenigstens eine flüchtige Uebersicht über dasselbe gewinnen. Ich ersuche daher die Leser des Blattes freundlichst, mir auf einige Augenblicke folgen zu wollen. Man hat das Rhöngebirg in vier Abtheilungen oder Gruppen gebracht. Die Abtheilungen sind meistens isolirt unter sich, oder hängen doch nur lose aneinander. Einen festen zusammenhängenden Rücken bildet nur die Lange (volksthümlich hohe) Rhön, ein etwa 4 Meilen langer Zug zwischen den Flüssen der Streu, der Ulster und der (obersten) Fulda. Gegen Süden hin macht die Lange Rhön eine starke Biegung nach Westen. Dieses Ende heißt das Abströder Gebirg, welches den höchsten Punkt der Rhön, die Große Wasserkuppe (2887′) trägt. Auf diesem langgestreckten Rücken liegt nur ein einziges Dorf einsam und traurig. Nächst diesem befinden sich nur die zwei großen merkwürdigen und sagenhaften Moore, das Rothe Moor und das Schwarze Moor. Ersteres hat einen Flächengehalt von 1000 Ackr., letzteres mißt deren etwa 500. Dieser Gebirgszug trägt durchaus den Charakter des Ernsten und Erhabenen.

Südlich an diesem Gebirgszweig lehnt sich der 2835′ hohe Kreuzberg, wegen seiner gewaltigen Masse einen eigenen Theil des Gebirges bildend, mit den Schwarzen von Rhönwiesen bedeckten Bergen. Auf dem romantisch-erhabenen Kreuzberge liegt das Franziskanerkloster, welches dem Fremden auf das freundlichste seine gastlichen Pforten öffnet. Mit diesem Zweige hängt gegen Südwesten die romantische waldgebirgige Rhön zusammen, deren höchster Punkt die 2828′ hohe berühmte Grasalpe des Dammersfeldes, um deren fetten Besitz sich einst die geistlichen Fürsten von Fulda und Würzburg gar weidlich herumbalgten. Mit diesem Gebirgszug schließt die Rhön im Süden. Am Fuße desselben liegt romantisch das Bad Brückenau.

Digitized by Google

Westlich aber von der Langen Rhön, mit dieser durch einen Sattel zusammenhängend, sehen wir denjenigen Theil der Rhön endlich, den man wegen seiner vielen, zum Theil sonderbar geformter Berge und Kuppen die Kuppenreiche Rhön genannt hat. Unter diesen Bergen die hochromantische Milseburg, die sich wie eine Königin stolz aus ihrer niederen Umgebung hervorhebt. Um diese vier Gruppen schlingen sich die bläulichen Bänder der Werra, der Saale und der Fulda. Bei der Milseburg gedenken wir uns etwas länger zu verweilen.

Die Milseburg (Milzeburg), der höchste Felsen des Frankenlands im Westen der Rhön, liegt 8 Stunden nordwestlich von Neustadt a. d. S., 4½ Stunden östlich von Fulda und 5 Stunden nordwestlich vom Kreuzberge, zwischen den Orten Kleinsassen, Schackau und Steinbach im Landgerichte Hilders, dessen westlichster Punkt der Berg ist. Das Gestein der Milseburg ist Phonolith. Ihre Form ist ganz verschieden von der ihrer Nachbarberge. Sie ist ein kühn aufgebautes von Norden nach Süden liegendes Parallelepipedon, welches, sich auf allen Seiten mit steilen, oft überhängenden Wänden darstellend, die Form einer auf geneigter Ebene ruhenden Pyramide hat, deren eines Grunddreieck weit stumpfer aufgesetzt ist, als das andere, also daß sich von der stumpfen Fläche her der scharfkantige Rücken immer mehr und mehr erhebt, bis er sich vom höchsten Punkt aus mit furchtbarer Steilheit in das gegenüberstehende Dreieck abstürzt. Wegen dieser Form wird der Berg auch nur im Hessischen, von wo aus sich die Milseburg als ein stumpfes Dreieck zeigt, die Todtenlach genannt. Die Bewohner des Vogelsberges aber, welche den Berg in seinem Längenprofil erblicken, nennen ihn das Heufuder. Zugleich ist er ihnen ein untrüglicher Wetterprophet. Denn wenn sich an dem Berge in der Frühe ein Wölkchen zeigt, so deutet es auf Regen, der noch am selbigen Tage erfolgt.

Die Milseburg ist fast von allen Seiten zugänglich; von Süden herauf, wo der Berg furchtbar steil und mit einem unüberfehbaren Steinmeer bedeckt ist, kann sie nicht bestiegen werden. Der Westabhang ist mit einem prächtigen Hochwalde, vorzüglich von Buchen und Eichen bestanden, mit einzelnen frischen Waldwiesen unterbrochen, so daß von dorther nur die hohe Felsenkrone hervorschaut. Auf der Nord- und Nordwestseite ragen aus lieblichen Gruppen von Eichen, Buchen, Ahorn, Ulmen, Eschen und Salweiden, malerische Felspartien gleich Burgruinen hervor, welche jeden Augenblick den Einsturz zu drohen scheinen.

Wir kommen vom nördlich gelegenen Steinbach herauf. Schon unten am Fuße des Berges tritt uns unendliches Gestein entgegen. Das ist jedoch nur ein Gedanke gegen die mit Moos und weißen Lychenen überzogenen Massen, die uns weiter oben auf der Rasendecke begegnen. Da liegen zwischen Trümmerwerk mächtige Felsblöcke rechts und links vor unsern Augen, den Weg versperrend, die mächtiger und zahlreicher werden, je weiter wir vorwärts dringen. Riesen der Vorzeit scheinen diese Klötze von dem Gestein der Felsenburg losgerissen zu haben, um sich zur Kurzweil damit zu werfen. Und diese Massen sind noch fortwährend im Wachsen begriffen, indem sich das Gestein durch Zerklüftung ablös't und sich mit donnerndem Getön in die Tiefe senkt.

Die kurze Mühe des Erklimmens wird reichlich belohnt. Haben wir diese Steinkolosse, an welchen wohl schon Jahrtausende vorübergezogen sein mögen, im Rücken, so führt uns ein Pfädchen von dem östlichen Rasenplateau vollends hinauf zur Felsenburg. Unsere letzte Kraft zusammennehmend, klimmen wir auf die oberste Platte hinauf, auf welcher, von starken Eisenstäben gehalten, von den Figuren der heiligen Mutter Gottes und des heil. Johannes umgeben, unser Herr und Heiland am Kreuze hängt. Alle drei Figuren sind aus einem gelblichen harten Sandstein gemeißelt. Einige Stufen unter der Kreuzigung im Norden steht die einfache, fast ärmliche, schindelbekleidete Kapelle, in welcher wir Schutz gegen das Wetter suchen, das einen hier oben gar oft überrascht.

Welche Pracht und Wonne, welch' hohes Labsal erwartet uns da! Welch' reizende Fernsicht nach allen Seiten hin, von welcher auch der der härteste Hypchon-

Digitized by Google

der ergriffen werden muß! Während wir vor dem weit erschlossenen, durch nichts beengten Rundgemälde mit stillem Staunen weilen, erfaßt uns, als die Schattenseite des vollendeten Gemäldes, ein heimliches Grausen, wenn wir südlich hinab auf das graue Steinmeer schauen, aus welchem gleich dräuenden Wogen einzelne Felszacken hervorstehen. Und wenn wir nun auf die nahen und fernen fast unübersehbaren isolirten Bergkegel schauen, die im weiten Halbkreise die Nordseite des Gebirgs umsäumen, dann ergreift uns eine dunkle bange Ahnung von der Größe und Erhabenheit der Werke Gottes.

Vor Allem lieblich ist der Blick nach dem nahen Abströder Gebirg und der Wasserkuppe hinüber. Da liegen in nächster Umgebung Höfe und Almen mit grasendem Rindvieh, Ziegen und Rhönhammeln, rauchende Meiler auf einsamen Waldblößen, Feld, Wald und Wiesen in buntester Abwechselung. Es fehlen nur noch das Hochgebirg und die grünen Seen, und die Schweizerlandschaft ist fertig. Doch ersetzen uns diese die zahlreichen in den frischen Gründen ausgebreiteten Bleichen, und jenes stellen uns die Nebel in ihrer mannigfachen Gestalt vor, die den größten Theil des Jahres auf dem Gebirg lagern.

Im Norden trägt der Blick bis zum Meißner, der Wilhelmshöhe bei Kassel mit dem Herkules und dem Habichtswald. Gegen Osten schweift das Auge von der Langen Rhön bis zum Nordwestende des Thüringerwaldes hinüber, auf welchem der majestätische Inselberg deutlich sichtbar ist. Wendet man sich gegen Südost, so erscheint durch eine muldenförmige Vertiefung des Abströder Gebirgs der heilige Kreuzberg mit seinem Observatorium. Südlich geht der Blick nur nach der waldgebirgigen Rhön mit der Kuppe des Dammersfeldes und nach den Schwarzen Bergen. Gegen Abend aber, wo der Blick am weitesten trägt, geht die Aussicht von dem benachbarten und verwandten Vogelsberg mit seinem imponirenden Taufstein bis hinunter zum Taunus, aus welchem der Feldberg in flimmernden Umrissen sichtbar wird. Nordwestlich endlich liegt vor uns das ganze Fuldaer Land mit der Hauptstadt desselben wie eine große Karte, der Rauschenberg und der Petersberg lugen wie unscheinbare Maulwurfshügel aus der weiten, buntbelebten Fläche heraus.

Besteigt man die Milseburg von der westlichen Seite, von dem wohnlichen Kleinsassen, was auf vier Wegen zu Fuß und zu Wagen geschehen kann, so begegnet man andern nicht minder sehenswerthen, malerischen Felopartien, welche alle ihre besondern Namen haben, wie der Kälber-, Hut-, Weidstein, der Schnittlauchstein ꝛc. Etwa in der Mitte des Weges von dem genannten Dörfchen an gerechnet, kommt man zu dem Gangolfsbrunnen, einem reinen, erquickenden Born. Dem müden, erschöpften Wanderer auf dem beschwerlichen Pfade ist er, mit etwas Wein vermischt, eine wahre Herzensstärkung, während er Frauen beglücken, doch Mädchen in's Unglück stürzen soll. Von diesem Brünnlein, welches selbst in den trockensten Sommern nicht versiecht, führt nach dem Kälber-, Hut-, Weidstein durch dichtes, dunkles Gebüsch ein Pfädchen zu dem Orte, auf welchem ehedem die Wohnung des räthselhaften Milseburger Hanes, vulgo Milsebergshaus und Göllenhörner gestanden. Dieser Milsbergshans war vor Zeiten Wirth zum goldenen Horn in Fulda. Im dreißigjährigen Kriege all' seiner Habe beraubt, entfloh er und suchte sich hier eine Wohnstätte, um sortan als Einsiedler allda zu leben. Auf seinen Wunsch, so erzählt die gegenwärtige Sage, sei alsbald nach seiner Flucht sein Brunnen in Fulda versiecht und habe hier zu sprudeln begonnen. —

Der Kapelle auf der Spitze des Berges haben wir oben schon mit einigen Worten erwähnt. Sie ist dem heil. Gangolf geweiht und gab dem Berge seinen Namen. Zu ihr wird besonders am zweiten Pfingstfest, am Schutzengelfeste und am Tage des heil. Gangolfs stark gewallt. Noch bis zum Jahre 1815 wurde während des Sommers bei guter Witterung von dem Pfarrer zu Kleinsassen wöchentlich einige Male Messe gelesen. An den hohen Festtagen aber mit Hilfe benachbarter Kapläne und der Franziskaner auf dem heil. Kreuzberge. Für solche

Digitized by Google

Mühwaltung erhielten die Geistlichen ein namhaftes Geschenk von der Rosenbachischen Herrschaft, in deren Besitzungen die Milseburg lag. Jetzt wird während des Sommers wöchentlich, jedoch nicht regelmäßig eine Art Betstunde von dem Kaplan des vielgenannten Dörfchens am Westfuße des Berges abgehalten.

Auf der Milseburg soll auch ein Schloß gestanden haben. Wo dasselbe aber gestanden, weiß man nicht; denn es ist auch keine Spur mehr davon zu sehen. Jedenfalls war aber diese Burg ein schon von der Natur sehr begünstigter, sicherer Ort, dem so leicht nicht beizukommen. Dennoch ist dieselbe, wie man aus einigen Geschichtsbüchern entnimmt, angegriffen und erobert worden, und zwar durch den fuldaischen Abt im Jahr 1118; es heißt durch Aushungern der Bewohner (jedenfalls Raubritter) derselben bis auf den letzten Mann. Im Jahr 1150 ist sie noch ein Mal erstürmt und zerstört worden. Von dieser Zeit an lag sie in ihrem Schutt, aus welchem sie nimmer wieder erstanden ist.

Rings um die Milseburg findet man noch mehrere interessante Berge und Felsenpartien. Unter diesen die merkwürdige Steinwand, wahrscheinlich ein eingestürzter Phonolythberg; der sagenhafte, sonderbar geformte Teufelsstein, über welchen sich das Volk der Umgegend mit allerhand wunderlichen Sagen herumträgt; der konische gleichfalls phonolythische Stellberg und die wildschöne lychenenweiße Wand des Bubenbader Steins. Bei dieser Felsenwand liegt einsam und versteckt ein Haus mit einer Scheuer, welches den Namen Buhenbad hat. Der durstige Wanderer findet hier in der zweiten Hälfte des Augusts nicht selten einen würzigen Himbeersaft, welcher aus den in großen Massen hier wachsenden Himbeeren bereitet wird. Hinter der Scheuer ist ein kleiner Weiher, in welchem, der Sage nach, die Ritter der Milseburg gebadet. Ob dem ähnlich der Weiler Danzwiese, im Norden des oben erwähnten Rasenplateaus liegend, seinen Namen von den dort getanzt haben sollenden edeln Rittern herleitet, lassen wir auch dahin gestellt sein. Gewiß ist aber und erwähnenswerth, daß der Weiler Danzwiese die größten und schönsten Rhönhammel des ganzen Gebirgs aufzuweisen hat, nach deren saftigem, gewürzigem Fleische jedem gelüstet, der sie sieht.

Dies und Das.

Der Waschschwamm wird von uns gebraucht, ohne daß die Meisten wissen, wo und wie er wächst und welche mühe- und opfervolle und gefährliche Weise es ist, durch welche er uns geboten wird.

Die Gegenden, wo er am meisten wächst und gefunden und gesucht wird, sind die Inseln des ägäischen Meeres und die klippenreichen Küsten Kleinasiens. Tief unten im Meere, an den Klippen und Felsen sitzt er fest an und wächst und entwickelt sich, oft zu bedeutender Größe. Um ihn zu sammeln, muß man hinuntertauchen in die gefahrvolle Tiefe mit ihren Schrecken. Wie der Taucher in dem schönen Gedichte Schiller's sagt: da unten aber ist's fürchterlich, so ist es in Wahrheit und die Taucher wissen's wohl, die sich einem so gefahrvollen Verdienste widmen, der oft weit davon entfernt ist, in eben dem Maße lohnend zu sein.

Mit einem sackartigen Netze an der Brust, wo hinein er die Schwämme zu stecken pflegt, und einem Messer, um sie nöthigenfalls abzuschneiden vom Felsen, stürzt sich der Taucher kopfüber aus dem Boote in's Meer, um mit angehaltenem Athem in bedeutender Tiefe die Schwämme von den Felsen abzulösen. Schnell steckt er die Gewonnenen in sein Sacknetz und sammelt so schnell und so viele er erreichen kann, ehe der Athem ausgeht und erscheint dann mit seiner Beute an der Oberfläche, wird in's Boot gezogen, um sich zu erholen und dann von Neuem den gefährlichen Weg anzutreten. Besonders sind es die Bewohner der Felseninsel Symi, welche an der südwestlichen Küste Kleinasiens, bei der Insel Rhodus, liegt, welche diesen Erwerb betreiben. Die kleine Insel ist fast nur ein Felsen und an der Küste voller Einschnitte und Buchten. Nur wenig bringt sie hervor für den Unterhalt ihrer verhältnißmäßig zahlreichen Bewohner. Von Außen her müssen sie beziehen, was sie außer den Fischen und andern eßbaren Thieren des Meeres ernährt, und um dazu die Mittel zu gewinnen, haben sie sich auf den Fang und das Aufsuchen der in der Meerestiefe wachsenden Waschschwämme verlegt. Von Kindheit an werden nicht bloß die Knaben, sondern selbst die Mädchen zum Untertauchen ange-

Digitized by Google

lehrt und gewöhnt, und durch stets fortgesetzte Uebung bringen sie es darin zu einem außerordentlichen Grade von Geschicklichkeit.

Eine besondere Sitte der Insulaner von Symi ist bemerkenswerth, weil sie uns an das schon gedachte Gedicht Schiller's, „der Taucher", erinnert. Wenn nämlich ein bemittelter Vater für seine Tochter einen Mann sucht, so macht er es bekannt, und an einem von ihm bestimmten Tage versammeln sie sich an irgend einer von ihm bestimmten Bucht des Meeres. Der Werth, das Vermögen und die Schönheit des Mädchens versammelt mehr oder weniger Bewerber an Ort und Stelle. Auf ein gegebenes Zeichen tauchen Alle in's Meer unter; der aber erhält die Hand des Mädchens — der — am längsten es unter dem Wasser aushält. —

Die Spinnen bei uns sind Manchem und Mancher sehr widerlich und sind doch am Ende sehr harmlose Thierchen, die nur den Insekten feindlich und durch ihre schnell entstehenden Gewebe uns unangenehm sind. In Paraguay in Südamerika gibt es zwei Spinnenarten, die uns recht merkwürdig sein müssen. Die Eine dieser beiden Arten ist sehr groß, hat lange Zähne und einen mit braunen Borsten besetzten Leib. Sie lebt, wie die Unsrigen, einsam. Ihr Biß verursacht Beulen und heftige Zuckungen, ist aber nicht tödtlich. Ihr Gewebe ist ein Bündel feiner, gleicher Fäden, ähnlich dem Cocon der Seidenraupe, und von hocheranggelber Farbe. Da die Farbe ungerstörbar und der Faden sehr fest ist, so wickeln oder haspeln ihn die Indianer ab und fertigen ein prächtiges seidenartiges Gewebe daraus, das nicht mehr gefärbt zu werden braucht.

Eine andre Spinnenart weicht von den Sitten und Gewohnheiten ihres Geschlechtes völlig ab, das bekanntlich überall im Kriege mit seines Gleichen und stets einsam lebt. Diese Art lebt gesellig. Mehrere Hunderte wohnen zusammen und spinnen zusammen ein weites, aber dichtes Gewebe von der Größe eines Hutes. Sie jagen zusammen und theilen sich je zwei und zwei in den gewonnenen Raub.

Perücken werden allerdings aus Eitelkeit von Vielen getragen, welche die vollkommen wahre Ueberzeugung gewonnen haben, ein Kahlkopf sei nicht schön; allein es gibt doch auch Leute genug, die sie aus Gesundheitsrücksichten tragen, weil ihr kahler Kopf sie Verkältungen aussetzt, welche Zahnweh, Ohrenschmerz, Kopfgicht und Augenleiden im Gefolge haben.

Wer aber glauben wollte, die Perücken stammten erst aus der Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich, wo sie häufig in der aller großartigsten Gestalt getragen wurden, der würde über die Maßen irren. Es ist vielmehr eine thatsächliche Wahrheit, daß sie in, vielleicht noch vor jene Tage hinabreichen, da Moses die Kinder Israels aus Aegypten führte. Zum Beweise dafür dient eine aus Menschenhaar gefertigte Perücke aus Aegyptens ältesten Zeiten, welche man in England aufbewahrt. Sie wurde tief im Schutte gefunden, fast auf dem Steinboden des Tempels der Göttin Isis, welche die heidnischen Aegypter anbeteten, in der uralten, seit unvordenklichen Zeiten in Trümmern liegenden Stadt Theben, welchen die Engländer aus- und aufgruben. Ob sie ein Pharao oder ein Oberpriester getragen — wer weiß es? Aber ihr ungeheures Alter ist unbezweifelt. Daß die reichen Römer sie trugen und ihre Kaiser sie mit Goldstaub, als Puder bestreuten, ist auch eine ausgemachte Thatsache. Nichts zeigt aber doch in dem Grade den Unsinn der Mode und ihre unbegreifliche Macht über, so zu sagen, vernünftige Menschen, als der Gebrauch, welcher zur Zeit unsrer Väter, Groß- und Urgroßväter herrschte, nämlich der, daß Jeder, welcher darauf Anspruch machen wollte, ein anständiger Mensch zu sein, eine Perücke tragen mußte. Sie ließen ihr natürliches schönes Haar abrasiren und setzten eine Perücke auf, auf welcher der Puder so dick lag, wie im Winter der Schnee auf den Bergen — ?— Nun, wenn auch nicht grade so hoch, doch immerhin hoch genug um die Perücke schneeweiß erscheinen zu lassen, und also den jungen, blühenden Mann zu einem Greise zu machen. Daran hing denn hinten entweder ein Zopf von der Länge einer halben bis $^3/_4$ Elle oder es hing ein schwarzseidener Sack daran mit einem mächtigen Bandschlipf. Weiß waren die Leute, aber unter der weißen Perücke saß so wenig die Weisheit, wie etwa heutzutage unter einem Cylinder von Hut. Den Hut trug man zur Zeit dieser Perücken Mode unter dem Arme!

Woher es kommen mag, daß man die Perücke spottend Aßel nannte und noch nennt? — Etwa, weil der Zopf bei jeder Kopfbewegung die putzigen und närrischen Bewegungen eines Elster- oder Aßelschwanzes machte? — Man sieht, daß die Verrücktheit der Mode nicht uns allein nachgesagt werden kann!

Wie viele Menschen es auf der Erde gibt? Das ist doch eine Frage, die kein Mensch so beantworten und die Zahl angeben kann, wie etwa wir in Preußen, wo alle drei Jahre die Zählung des Volkes von Haus zu Hause genau vorgenommen wird; allein so weit wir's wissen, ist ein hübsches Sümmchen, nämlich nur — 1283 Millionen! Davon kommen 272 Millionen auf Europa; 750 Millionen auf Asien; 59 Millionen auf Amerika; 200 Millionen auf Afrika, und auf Australien 2 Millionen. Da wäre noch Raum für Auswanderungslustige, wenn — fruchtbares und bebaubares Land genug da wäre, mit dem Goldsuchen ist nicht viel zu machen — aber das ehrliche Handwerk hat dort einen goldenen Boden. Wär's nur nicht so weit!

Digitized by Google

Friedrich Anton, der Bergmüller.

In dem dürren Sommer des Jahres 1857 traf ich bei einer kleinen Reise, die mich am Dörrnberge vorüberführte, solch prächtige Thäler, solch frische Matten, so üppige Baumgruppen, daß ich versucht wurde, die ganze Hitze und Dürre, wovon wir in der Stadt so sehr zu leiden hatten, nur für einen Traum zu halten. Selbst feuchte Stellen der Wiesen, über welche man mit leichterem Tritt schlüpft, fehlten nicht. Das Thälchen, in welchem wir gerade waren, hatte so viel Einladendes, daß ich mit den Jungens ohne Verabredung fast zu gleicher Zeit mich unter eine schattige Buche niederlegte. Nur wenig über hundert Schritte mag dieses Thälchen breit sein; es ist eine flache Mulde und dicht bewachsen mit dem saftigsten Grase, während damals fast alle Wiesen einen gelbbräunlichen Schein angenommen hatten, wegen der entsetzlichen Hitze und anhaltenden Dürre des Jahres. Daß diese Wiese so saftig und frisch war, kam daher, daß eine über derselben entspringende Quelle, die niemals versiegt, von dem Besitzer getheilt an beiden Seiten der Wiese unter dem Schatten des angrenzenden Waldes herab und in unzähligen kleinen Gräbchen in die Wiese geleitet worden ist. Während die Quelle stark aus der Erde tritt, ist sie unterhalb der Wiese nur ein ganz schmales schwaches Streifchen, da sie ihr Besitzes an die Wiese abgeben mußte. Außerdem war aber die Wiese mit so kräftigen Bergpflanzen bewachsen, daß auch bei mangelnder Feuchtigkeit wohl die Spuren der Hitze nur unbedeutend hätten sein können. Der glückliche Besitzer sorgte aber nicht bloß für seine Pferde und Kühe, indem er diese Wiese pflegte, er genoß sicher selbst hier Stunden reiner Freude und stillen Glückes.

Zwar von einer Anlage, die auf diesen Schluß berechtigt hätte, war, oberflächlich betrachtet, nichts zu sehen; aber als wir eine Weile geruhet, entdeckten wir doch unverkennbare Spuren einer ordnenden Hand, gerade an dem Plätzchen, wo wir saßen. Die Felsstücke bildeten ein verworrenes Durcheinander, aber doch waren sie so gelegt, daß sie überall bequeme Sitze bildeten. Bequem waren sie, denn sie waren mit Moos reich überwachsen und einige Epheuranken schmückten sie sogar. Auch an der starken Buche, die ihre Aeste über dies Plätzchen ausstreckte, war Moos und Epheu hinangeklettert, die gewöhnlich lieber an Eichen und alten Mauern sich anklammern.

Das Plätzchen war aber auch wunderschön, nicht bloß der nahen und nächsten Umgebung wegen, sondern auch die weitere Aussicht von hier war erquickend und reizend. Der Blick schweifte über den niederen Vorwald hinaus zunächst auf den Böll, einen Basaltkegel, der mitten im Felde des nächsten Dorfes sich erhebt; über den hinaus prangt der Habichtswald in üppiger Frische seiner Buchen und Eichenwälder und gerade aus öffnet sich dem Blicke die Aussicht in eine reiche mit Dörfern und einzelnen Höfen besäete Landschaft. Freilich wird diese Landschaft auch durch ein Paar Eisenbahnen durchschnitten, aber man hört hier ihr Rasseln nicht und der Dampf erscheint nur als leichter Wolkenstreif.

Während ich mich so ganz dem Wohlbehagen hingab, nahete ein graues Männlein, aus dem Walde kommend. Er war klein, gebückt, ganz grau gekleidet und mit einer großen Spitzhacke ausgerüstet. Das Männlein schien uns erst gar nicht zu bemerken, ich rief ihn aber an: guter Freund wo hinaus!? Das Männlein richtete sich auf und kam auf uns zu. Er war so gar klein nicht, aber das Gesicht zigeunergelb, die Haare pechschwarz und struppig unter der Mütze herunterhängend, und ein paar glänzend schwarze Augen schauten unter dunkeln und struppigen Brauen heraus. Aber der Mann grüßte freundlich und fragte zurück: Gefällt's Euch hier, mein Herr? Als ich ihm diese Frage freudig bejahete und auf die Schönheiten dieses Punktes hinwies, erheiterten sich sichtlich seine Züge und zutraulich ließ er sich in meiner Nähe auf einer der Moosbänke nieder.

Digitized by Google

Ach ja, sagte er, hier hat der liebe Gott ein gar schönes Fleckchen seiner Welt. Hier kann man die Menschen ganz vergessen! Dabei schaute er mit einem Blicke in das Landdach, in welchem sich Schmerz und Dank zugleich aussprach. —

Der Mann ging bereitwillig auf ein Gespräch ein, welches ich mit ihm anknüpfte. Er nannte mir die Orte der vor uns liegenden Landschäft, die einzelnen Bergkuppen und Waldreviere und wußte überall Bemerkungen einzustreuen, die den erfahrenen Mann erkennen ließen.

Aber der Mann hatte eine Art zu sein, und eine Aussprache, wie sie bei unsern Bauern nicht gewöhnlich ist; ich bemerkte bald, daß er ein geborener Niederdeutscher sein müsse, denn wenn er auch das reine Plattdeutsch nicht sprach, so war doch die reinere Aussprache der Vocale und Zischlaute ein unverkennbares Merkmal seiner Muttersprache.

Als ich ihm diese Bemerkung mittheilte, antwortete er, allerdings bin ich hier nicht geboren; meine Wiege stand in Einbeck im Hannover'schen. Und wenn Sie gerade hier über den Staufenberg hinblicken, schauen sie in die Gegend von Einbeck; etwas weiter rechts kann man oben auf dem Dörrnberge bei hellem Wetter und mit gutem Auge die blaue Spitze des Brockens sehen. Ich freilich habe sie schon lange Jahre nicht mehr gesehen, denn wenn ich hinschaue, tritt mir eine Thräne in's Auge und es wird mir trübe im Herzen.

Und wirklich wurde auch jetzt des Alten Auge feucht und ein Seufzer ließ sich nicht unterdrücken. —

Nach einer längeren Pause redete ich meinen Alten wieder an und richtete an ihn die Frage, wie es doch gekommen sei, daß er von Einbeck hieher ausgewandert.

Gerne will ich Ihnen das erzählen, versetzte er, wenn Sie Geduld haben wollen eine lange und traurige Geschichte zu hören. Und ohne meine Antwort zu erwarten hub er also an:

Ich bin also, wie ich Ihnen schon erzählte, in Einbeck geboren; mein Vater war Bäcker und ein sehr wohlstehender Mann, die Mutter war eine sanfte Frau, die zuweilen von des Vaters Heftigkeit zu leiden hatte, aber doch eigentlich das Regiment führte, wenigstens in Verlegenheiten, aus welchen der Vater sich nicht zu helfen wußte, das Wort sprach. Einen ganz besondern Unwillen, wo nicht Haß, hatte mein Vater auf die Müller geworfen: die nähmen dem Bäcker den Profit immer vor dem Maule weg; dem Bäcker werde seine Waare von der Polizei nachgewogen und jedes fehlende Quentchen koste ihn schwere Strafe, aber der Mühlenstaub lasse sich nicht wiegen und doch sei er schwerer als Gold und auch werthvoller. Er war bei den meisten Müllern in der Stadt und der Umgegend umhergezogen und von jedem in Unfrieden geschieden. Endlich hatte er in einiger Entfernung selbst eine Mühle gekauft, in der Hoffnung der Plackereien mit den Müllern nun überhoben zu sein. Aber zum Frieden kam er doch nicht; denn nun glaubte er von dem Mühlenburschen sich betrogen und da er gegen den noch weniger mit seinen Reden auf der Hut war, als gegen die Müller, so hatte er noch mehr Zank und wechselte jetzt noch häufiger den Burschen, als früher die Mühle. Einst kam er voll Aerger nach Hause und schwur, ich solle Müller werden, oder er wolle kein Bäcker mehr sein. Der Gedanke, der ihm so durch den Kopf gefahren war, wurde ihm nicht wieder leid. Besonders wurde er durch unsern Nachbar darin bestärkt. Der war ein Bierbrauer und hieß Lenz. Ein eben so biederer Mann als mein Vater, aber viel gelassener, hatte er zwar keinen Streit mit dem Müller, der ihm sein Malz schrotete, aber denselben Verdacht auf ihn, wie mein Vater auf alle Müller.

Als nach einigen Abenden Nachbar Lenz mit meinem Vater auf der Ofenbank saß, erzählte mein Vater seinen noch nicht verwundenen Aerger; denn er hatte den Mühlenburschen auf frischer That ertappt, wie er einer Fremden, vielleicht seinem saubern Schatz, wie mein Vater meinte, vom feinsten Semmelmehl ein ganz Klutchen zugesteckt.

Digitized by Google

Nachdem beide ihren Unmuth über die Müller gründlich ausgesprochen, fuhr mein Vater mit lauter Stimme auf: „und was meinst du dazu, wenn ich meinen Friedrich einen Mühlenknappen werden lasse? Der Junge hat zu Allem Geschick, so sollte ich denken, es müßte ihm ein Leichtes werden, einmal so einen dummen Mühlensack abzugeben. Treibt dann der Gottfried (so hieß mein älterer Bruder) die Bäckerei und Friedrich die Müllerei, so wüßte ich nicht, wie es zugehen sollte, wenn die nicht allen Andern etwas zu rathen sollten aufgeben! Was meinst du?"

„Wenn der Herr seinen Wohlgefallen daran hat und seinen Segen dazu gibt!" schaltete die Mutter bedenklich und wohlweislich ein.

„Das versteht sich," bekräftigte Nachbar Lenz, während mein Vater seinem Käppchen einer Stups gab, daß es auf dem linken Ohre saß, was er jedesmal that, wenn die Mutter etwas sprach, was ihm nicht recht war, dem er jedoch nicht widersprechen konnte.

„Das versteht sich, Frau Nachbarin, wiederholte der Bierbrauer, denn an Gottes Segen ist Alles und allein gelegen; aber nach menschlichem Ansehen zu urtheilen, müßte das Ding allerdings ein Echo kriegen, wenn der eine Bruder Bäcker, der andere Müller wäre. Dann sollte mein Malz auch nicht mehr dem dicken Untermüller seinen Haustrunk so gut machen, denn wenn Friedrich heute Müller wird, so thue ich morgen bei ihm ein."

Die Sache war abgemacht, und am andern Morgen theilte mir mein Vater seinen Entschluß mit. Mir war das ganz Wasser auf meine Mühle, denn mit Gottfried, meinem ältern Bruder, konnte ich mich nicht recht vertragen, seitdem ich als Bäckerlehrling aufgedingt, während er schon als Geselle losgesprochen war. Wir hatten uns recht brüderlich lieb, aber, wie das so oft geht, der Aeltere wollte gern befehlen und der Jüngere nicht gehorchen. Daß es nicht zu offenem Bruderkriege zwischen uns kam, verhinderte die gute Mutter, die uns beiden gleich theuer und von beiden gleich geachtet, ja ich kann wohl sagen, verehrt war. Wir sahen, wie oft sie von des Vaters Heftigkeit verletzt wurde und doch immer voll Liebe und Geduld blieb und dadurch gar manches Unwetter auch von uns Brüdern abwendete. Des Vaters Heftigkeit machte sie nicht unglücklich; das rasche entschlossene Wesen des Vaters war's ja gerade was sie zu ihm hingezogen hatte, und so war sie auch im Stande ein Uebermaß desselben zu ertragen. Was sie schmerzte, war der Tod eines lieben Töchterchens, dessen sanftes Wesen sie über die Wildheit der Söhne zu trösten versprach, und gar oft habe ich sie in stillen Thränen gesehen, die sie dem lieben Kinde nachweinte. Wenn ich dann theilnehmend sie fragte, was ihr sei, dann strich sie mir die Haare aus der Stirn, schaute mir in die Augen tief hinein und sprach, „du bist doch mein lieber Junge!" Dann kamen auch mir die Thränen und ich hing oft lautschluchzend an ihrem Halse. Ach, die liebe Mutter, sie ist längst ihrem Töchterlein nachgegangen und sicher eingegangen in ihres Herrn Freude, obgleich auf ihr Grabmal wohl wenig Thränen gefallen sind. —

Der Alte hielt inne. Er kämpfte mit seinem Schmerze, aber eine Thräne konnte er nicht unterdrücken.

Nach einer Pause fuhr er fort: verzeiht Herr, daß ich weich wurde. Die Liebe zu meiner Mutter hat mir die Welt, die mir so Vieles nahm, nicht nehmen dürfen!

Also ich that die Bäckerschürze ab und die Müllerjacke an. Zunächst kam ich in unsere eigene Mühle, in welche mein Vater jetzt glücklich einen ehrlichen und frommen Knappen gewonnen hatte. Er hieß Limberger, war eines Pfarrers Sohn, und hatte bei des Vaters frühem Tode das Studieren aufgeben müssen. Er war Schreiner, dann Müller geworden, jetzt meines Vaters Knappe und mein Lehrer. Von ihm lernte ich nicht nur das Schreiner- und Mühlenhandwerk, was ein tüchtiger Müller immer zusammen kennen sollte, gründlich, sondern lernte auch, was alle Menschen wissen sollten, Religion. Ach ich vergesse des treuen stillen Menschen nie, wie er Alles that, um mich zu einem frommen Jünglinge zu erziehen und wie er oft in der Nacht, wenn er frisch aufgeschüttet hatte, mir in's Gesicht leuchtete,

Digitized by Google

und dann, wenn er glaubte ich schliefe, ein lautes Gebet über mich sprach. So gern ich Müller war und so willig ich mich allen Arbeiten dieses Handwerks unterzog, doch der Sonntag war mein beßter Tag. Dann gingen wir früh zur Stadt; herzlich bewillkommt von den Aeltern und Gottfried und so recht gepflegt mit Liebe und Freundlichkeit. Gemeinschaftlich gings dann zur Kirche, gemeinschaftlich darnach zu Tische. Es war jetzt so still und friedlich im Hause; die Mutter so lieb und der Vater so gut, daß jedes Mal beim Scheiden am Abend mir das Herz schwer wurde, wenn mir die Aeltern das Geleite bis vor die Stadt gaben. Gottfried war auch freundlich, aber er verließ in der Regel nach der Mittagskirche das Haus, um mit seinen Kameraden den Nachmittag und Abend zuzubringen, während Limberger mit den Aeltern und mir daheim blieb. Limberger konnte gar schön erzählen, denn er war weit herum gekommen und all seine Erzählungen hatten so was Eigenes, es war immer so etwas von Heimweh nach dem himmlischen Vaterlande darin, was Vater und Mutter und auch mir sehr nahe ging. Als es Winter wurde kam regelmäßig Nachbar Lenz hinzu und wenn seine Frau ihn abrufen mußte, so blieb sie an seinem Platze sitzen und mußte nicht selten auch gerufen werden, denn sie hatten auch Bierschank. Die Mutter wurde immer durch ihre kleinere Tochter Sabine gerufen, die noch nicht in der Wirthschaft helfen durfte, denn sie sollte erst nächste Ostern confirmirt werden. Bald kam Sabine nicht erst um die Aeltern zu rufen, sondern sie nahm gleich nach der Mittagskirche ihr Plätzchen zu der Mutter Füßen ein, während diese am Fenster auf der Pritsche saß, um zum Fenster hinaus Wecke zu verkaufen, wenn deren verlangt wurden.

So gingen mit weniger Abwechselung meine drei Lehrjahre herum. Mein Vater sah mit Freuden den Zeitpunkt herannahen, wo ich selbständig die Mühle versehen sollte und an einem Sonntage sprach er diesen seinen Wunsch dem Limberger aus. Es wurde ihm recht schwer, dem guten treuen Menschen gewissermaßen den Abschied anzukündigen. Der aber half ihm über seine Aengstlichkeit hinaus, indem er folgendermaßen das Wort nahm.

Mein lieber Meister Anton, ich habe Euch nun drei Jahre gedient und wie Ihr mir oft gesagt zu Eurer vollen Zufriedenheit. Ich könnte mich auch nicht darauf besinnen Euch das Geringste veruntreuet zu haben. Wenn ich aber jetzt auf Euren Wunsch ohne Weiteres einginge, so wäre das Untreue gegen Euch und Euren Friedrich. Wir haben die Jahre her immer so viel zu mahlen gehabt, als beide Gänge nur zu mahlen vermochten. Dabei hat Friedrich auch gründlich gelernt die Mühle zu stellen und zu reparieren und überhaupt Alles, was er in einer solchen einfachen Mühle nöthig hat. Aber die Mühle könnte das doppelte und dreifache von dem einbringen, was sie jetzt einbringt, wenn, wie ich Euch schon oft vorgeschlagen und wie Ihr einseht, daß es sehr leicht geht, der Erlebach, der unterhalb der Mühle mündet, oberhalb in die Rodebach, welche unsre Mühle treibt, geleitet und neben den beiden Mahlgängen noch ein Graupengang und eine Schlag- oder Schneidemühle angelegt würde. Ihr habt in den Jahren die Mühle durch ihren Ertrag bezahlt und noch ein gut Stück Geld übrig behalten, wendet's daran, dem Friedrich ein tüchtiges Erbe zu hinterlassen, und schickt ihn auf einige Jahre in eine Mühle auf einer der königlichen Domänen, damit er lernt auch Graupen machen und überhaupt ein gewürfelter und erfahrener Müller in jeder Beziehung werde. Gottfried bekommt doch an der Bäckerei ein besseres Erbe. Das ist meine Meinung. Macht's aber wie ihr wollt. Ich bin jeder Stunde bereit zu gehen.

Der Vater antwortete nichts und da heute die anderen Gespräche nicht recht mehr ziehen wollten, so gingen wir früher als sonst und ohne Geleite. Ich fragte Limberger noch einmal über die Einrichtung der Mühlen auf den Domänen und gutmüthig, wie er war, setzte er mir die Sache noch einmal, wie er schon oft gethan, auseinander. Das gefiel mir wohl, aber die Sache hatte doch ihren Haken und ich konnte den meinem treuen Lehrmeister nicht verbergen. Die Sabine Lenz hatte mir das Herz gestohlen, ohne daß ich's wußte und ohne daß sie's vielleicht selbst

Digitized by Google

wußte. Jetzt aber, da es scheiden galt, da kam's an den Tag mit Macht. Limberger that durchaus nicht verwundert und äußerte überhaupt nichts, und so gingen wir zur Mühle und bald zu Bette, aber ich schlief nicht.

Am andern Morgen kam mein Vater früh zu uns hinaus und während ich die Mühle besorgte, ließ er sich von Limberger an Ort und Stelle dessen Pläne auseinander setzen. Ich guckte so viel ich konnte durchs Fenster und immer sah ich den Vater mit dem Kopfe schütteln. Nachdem Alles durchgesprochen war und Beide auf die Mühle zukamen, blieben sie plötzlich stehen, Limberger sprach, mein Vater horchte aufmerksam und endlich reichte er Limberger die Hand. Jetzt kamen sie heim, und von Limberger erfuhr ich, daß mein Vater die Vorschläge so gut wie angenommen habe, nur noch mit der Mutter Rücksprache nehmen wolle. Er gestand mir auch, daß er dem Vater meine Beichte von gestern Abend verrathen und daß dies den Ausschlag gegeben habe. Ich wollte zürnen, konnte es aber nicht, da mir Limberger so ernst und so liebevoll noch einmal mein wahres Glück und die Nothwendigkeit der Trennung auseinander setzte, daß ich zwar weinte, ihm aber doch dankbarlichst die Hand drückte.

Nach kurzem Berathen mit der Mutter hatte auch diese eingewilligt und nach vier Wochen schnürte ich meinen wohlversorgten Ranzen, um als Knappe zu wandern. Am Abend vor der Abreise war Limberger und die Familie Lenz, die aus den bekannten drei Personen und der älteren Tochter Lene bestand, bei uns versammelt, auch Gottfried war daheim. Es war so recht behaglich still bei uns und mir schien's als könne ich nicht scheiden. Ich konnte nicht sprechen; wenn ich gefragt wurde, so konnte ich kaum eine Antwort mit thränenschwerer Stimme vorbringen, denn auch Sabinen standen die beiden blauen Augen immer voll Wasser. Aber dieser Abend machte mich um viele Jahre älter. Limberger's Reden gingen tief in mein Herz, denn es war, als wenn er nur für mich spräche. Es wurde mir diesen Abend auch klar, daß Gottfried und Lene ein Paar waren, dem die Aeltern ihren Segen ebensowenig wie mir und Sabinen vorenthalten würden, wenn Zeit und Stunde kämen.

Es wurde spät ehe wir Abschied nahmen, denn ich zögerte so lange als möglich. Endlich, es war schon Mitternacht, verließ ich in Thränen gebadet, von den Segenswünschen meiner Lieben begleitet, das Haus, um mit Limberger auf die Mühle zu gehen, von wo morgen früh die Wanderschaft angetreten werden sollte. Limberger sprach wenig, auch am andern Morgen war er sehr gemessen in seinen Worten, aber sie wogen um so schwerer. Er geleitete mich noch ein gut Stück, dann kniete er mit mir neben dem Wege hinter einer Hecke nieder und betete zum Vater im Himmel, wie ein treuer Eliefer. Dann stand er rasch auf und gab mir die Hand mit den Worten: „nun Knappe sei treu in allen deinen Wegen Gott dem Herrn und deinem Herzen! Der Herr geleite deinen Ausgang und Eingang!"

Dann wandte er sich rasch um und ließ mich stehen, ohne auch nur einmal nach mir umzublicken.

Ueber meine dreijährige Wanderschaft gehe ich schnell hinweg. Ich überwand bald mein Heimweh, lernte etwas Tüchtiges und kehrte nach drei Jahren wohlgemuth heim. —

Ach wie fand ich Alles verändert! Es war ausgemacht worden, ehe ich auf die Wanderschaft ging, daß Briefe nicht gewechselt werden sollten, denn so hatte es mein Vater auch gehalten. Nur an Limberger hatte ich einmal geschrieben, nachdem ich in einer Mühle eine Stelle gefunden, aber keine Antwort erhalten. Jetzt erfuhr ich also Vieles auf einmal. Limberger hatte nicht antworten können, denn bald nach meiner Abreise hatte er durch einen Sturz in den Mühlengraben eine Erkältung sich zugezogen, der ein hitziges Fieber folgte, und nach acht Tagen war seine Seele eingegangen zu seines Herrn Freude.

Der Vater hätte mich gern zurückgehabt; aber da er nicht wußte, wo ich mich aufhielt, so ging er selbst in die Mühle und überließ Gottfrieden die Bäckerei. Aber der alternde Vater konnte das neue Leben nicht gewohnt werden; er zog wieder

Digitized by Google

zurück und gab endlich die Mühle in Pacht. Gottfried hatte geheirathet und die Aeltern sich in Ruhe gesetzt. Lenzes und meine Sabine fand ich unverändert, nur daß letztere jetzt 18 Jahre alt, schöner und kräftiger geworden war, als ich's erwartet hatte. Wie strahlte die Freude aus ihren Augen als sie meiner ansichtig wurde! Wie erröthete sie als ich ihr die Hand reichte und die ihrige so recht in aller Liebe drückte. Es war kein Wort von unserer Liebe geredet worden, aber wir waren in unsern Herzen Verlobte und der Aeltern Segen hatten wir auch. Wir gern hätten sie es gesehen, wenn wir auch ein Paar geworden wären, wie Gottfried und Lene. Aber das ging nicht. Die Mühle war noch auf drei Jahre verpachtet und der Pächter war zu keinem Abstand zu bewegen; die Brauerei von Lenz konnte ich nicht übernehmen, denn ich verstand nichts davon, hatte auch keine Lust dazu, da ich mit Leib und Seele Müller war und bleiben wollte. So herum zu lungern, war nun erst recht mir zuwider, und so beschloß ich denn mit Zustimmung aller Angehörigen noch einmal hinaus zu gehen, nicht gerade als Knappe, sondern in der Absicht das Mühlenhandwerk in verschiedenen Ländern kennen zu lernen. Zwar der Gedanke an eine Trennung von Sabine, die mittler Weile meine erklärte Braut geworden war, that mir wehe; aber ich war 20, sie 18 Jahre alt, das Wandern hatte mir gefallen, heirathen konnte und wollte ich doch noch nicht — so wurde überwunden und geschieden.

Vom Grabe meines treuen Limberger aus schied ich zum zweiten Male. Jetzt aber gedachte ich zunächst nach Rußland zu reisen; denn in Smolensk hatte ich einen Vetter, der Bäcker war. Den wollte ich besuchen und dabei doch das Mühlenwesen kennen lernen. Die Reise wollte ich über Hamburg und Lübeck, und von da zu Schiffe nach Riga machen. Ich gelangte ohne Anstoß nach Lübeck, fand auch bald ein Schiff, auf welchem ich die Ueberfahrt machen konnte. Aber ein anhaltender starker Ostwind hinderte das Auslaufen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Ich logirte auf der Bäckerherberge, weil ein Bäckergeselle Namens Rumpf aus Wettesingen im Hessischen, der ebenfalls nach Rußland wollte, mich mit dorthin genommen hatte. Aber ich konnte es nach 14 Tagen nicht mehr aushalten und meinem Kameraden war's ganz recht, als ich ihm den Vorschlag machte, wir wollten selbander zu Fuße nach Rußland gehen. Wir machten uns auf der Stelle auf und zum Thore hinaus. Vielleicht ging zu derselben Stunde ein Brief mit der Post zum Thore hinaus, in welchem ich meiner Sabine gemeldet hatte, daß folgenden Tages das Schiff sicher abgehen und ich mit demselben nach Osten fahren würde.

Kaum waren wir eine Strecke gegangen, als mein Kamerad, der ein gar getreuer Mensch war und dem ich alle meine Umstände, namentlich meine Liebe zu Sabinen erzählt hatte, stehen blieb und sagte: höre Kamerad, man sagt Bettelleute und Spaziergänger machen keinen Umweg. Da wir nun beide so eine Art Spaziergänger sind, wie wär's wenn wir unsern Weg über Einbeck nähmen und du mir erst einmal deinen Schatz zeigtest. Wie jubelte mein Herz über diesen Vorschlag! Aber doch konnte ich nicht Ja dazu sagen. „Ei was," entgegnete ich schmunzelnd, „was würden meine Leute dazu sagen. Ich würde ausgelacht werden wie Peter in der Fremde. Nein Kamerad, kommen wir von unserm Spaziergange zurück, dann sollst du mit bei der Hochzeit sein, ja Brautführer werden, wenn du meiner Sabine anstehst, auch von der jungen Frau einen Kuß in Ehren haben; aber jetzt vorwärts nach Morgen."

„Dankenswerth," versetzte Rumpf, „aber von der Rückkehr aus der Fremde in die Heimath kann bei mir keine Rede sein; denn ich bin Deserteur, was ich dir noch nicht gesagt habe. Ich war Husar in Hofgeismar, konnte aber den Dienst nicht ertragen und so ging ich, als ich den ersten Urlaub erhielt, statt an der Diemel hinauf, über die Weser herüber und will nie wieder in die Heimath, wo meiner nur Ketten und Banden warten. Aber deine Sabine möchte ich für mein Leben gern erst sehen, ehe ich aus Deutschland scheide, denn du hast mir's mit deinen Erzählungen von ihr angethan. Brauchst weder zu fürchten, daß ich sie dir ab-

Digitized by Google

ſpanne, denn von Weiberliebe weiß ich nichts; ich liebe ſie nur, weil du ſie ſo gern haſt und ich nur dann mit dir von ihr ſprechen kann, wenn ich ihr einmal in die Augen geguckt habe, noch zu fürchten, daß du geuzt würdeſt, denn ich habe mir das Ding ſo ausgeſonnen, daß wir uns nicht zu erkennen geben, nur bei einem Röſel Bier in ihres Vaters Bierſtube ſie uns anſehen." —

„Ach, das geht ja nicht! Glaubſt du denn ſie würde mich nicht ſofort erkennen und meinſt du ich könnte ſo Verſteckens ſpielen? Laß die Poſſen!"

„Nun gerade nicht! Sieh, wie dein Bart in den vier Wochen ſeit du von Hauſe weg biſt gewachſen iſt; bis wir nach Einbeck kommen, kennt dich kein Menſch mehr, ſonderlich, wenn du meine Kleider anziehſt!"

„Ach, lieber Rumpf, mach' mir das Herz nicht ſchwer!"

„Ich merke, fing er verſchmitzt an, du darfſt deine Dulcinea nicht ſehen laſſen, ihre Schönheit haſt du dir blos gedacht, oder haſt am Ende gar keinen Schatz, prahlſt wohl nur damit."

„Nun, ſo komm du Quälholz"! rief ich aus, „du ſollſt ſie mit deinen Augen ſehen! Aber du mußt mir auch dafür haften, daß nichts paſſirt!"

„Hurrah!" rief Rumpf, und „links umkehrt!"

So ging's denn wieder der lieben Heimath zu. Nachdem das nun einmal beſchloſſen war, war ich ſeelenvergnügt und Rumpf konnte kaum mit mir fort. Lachend rief er oft, „langſam, daß der Bart erſt noch wächſt!"

Eins aber war mir doch nicht recht, daß nämlich Rumpf ein Deſerteur war und ich konnte es nicht unterlaſſen, ihm darüber meine Meinung zu ſagen.

„Ach" entgegnete er, „mir iſt's auch nicht einerlei, und ich gebe dir ganz recht, daß ich beſſer gethan hätte bei der Fahne zu bleiben, ich hab's ſchon vielmals bereuet, aber nun kann ich nicht mehr zurück. Was mich dazu getrieben hat, das Regiment zu verlaſſen, das will ich dir aber erzählen. Ich bin guter Leute Kind, mein Vater iſt todt und meine Mutter hat vier Pferde zu Pfluge gehen. Aber ich habe von jeher einen unbegreiflichen Widerwillen gegen Pferde gehabt. Während ſonſt die Bauernjungen auf ihre Pferde geſetzt werden ehe ſie gehen können, hätte man mich todtſchlagen müſſen, wenn man mich hätte dahin bringen wollen ein Pferd nur anzurühren. Deshalb ließ ich auch meiner Mutter keine Ruhe bis ſie mich in Marburg bei einem Bäcker in die Lehre brachte, als ich confirmirt war. Obgleich ja da auch nicht alle Tage Sonntag war, ſo hielt ich doch gern aus, da mich die Pferde nicht mehr incommodirten. Aber als ich nun zur Recrutirung kam, wurde ich bei die Huſaren geſchrieben. Ich bat um Verſetzung bei ein ander Regiment; das wurde mir abgeſchlagen, und als das beim Regimente bekannt wurde, theilte man mich dem ſchlimmſten Unterofficier zu zum einexerzieren. Der gab mir die ſchlimmſte Beſtie unter ſeinen Pferden und höhnte und ſpottete meiner Furcht und meines Widerwillens unmäßig, ſo daß ich immer mit den Thränen zu kämpfen hatte, ich verſchluckte ſie zwar und muckſte nicht, aber ich hatte das Hundeleben ſatt. Ich wurde mager wie ein Gerippe und litt heftige Schmerzen. Ich meldete mich krank, aber der Unmenſch vom Unterofficier lachte mich aus und ſagte er wolle mich ſchon mit der Reitpeitſche curiren. Ich mußte wieder auf meine Beſtie. Da ich mich aber mit den Knieen nicht zu halten vermochte, wurde ich bald abgeworfen. Ich war ohnmächtig geworden und weggetragen in's Lazareth. Der Unterofficier meldete nun dem Escadronswundarzt, ich hätte nur keine Luſt zu reiten und ein Blaſenpflaſter ſei gewiß das beſte Heilmittel. Es mag häufig vorkommen, daß ſich Einer krank ſtellt, und deshalb kam der Wundarzt gar nicht zu mir, ſondern ſchickte nur das begehrte Pflaſter, welches ich arglos auf meine wunden Knie legte. Als am andern Morgen der Regimentsarzt mich unterſuchte, war ich durch dieſe Pferdekur hart krank, ganz ohne Beſinnung und in unterbrochenem Irrereden. Wie ich nachher hörte wurde der Wundarzt ſofort in Arreſt geſchickt und der Unterofficier bekam die Latten. Aber vorher hatte ein guter Kamerad aus Wettesingen, Franz Ohlwein, noch ein härteres Loos gezogen. Als ich ohnmächtig da lag, ſprang er

Digitized by Google

vom Pferde, hob mich auf und erklärte dem Unterofficier: es ist eine Sünde und Schande einem solch ordentlichen Burschen es so zu kochen, und das sage ich dir, du Hund, bin ich unter deiner Knute heraus, so breche ich dir den Hals! Auch dies war gemeldet worden. Ohlwein wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zu zwei Jahren Eisen verurtheilt.

Als meine Wunden geheilt waren, konnte ich wegen Schwäche noch keinen Dienst thun und wurde deshalb beurlaubt. Da, als ich Alles erfahren, und namentlich meines lieben Ohlwein Schicksal, gerieth ich in große Wuth und nur meine Schwäche hielt mich ab dem Unterofficier sogleich zu thun, was ihm Ohlwein gedrohet hatte. Gott der Herr hat mich vor dieser schweren Sünde gnädig bewahrt; denn an demselben Tage war Ohlwein freigelassen worden und kam zu mir in's Wirthshaus, wo ich mich noch aufhielt; er rieth mir zur Flucht, um so mehr, da ich noch nicht zur Fahne geschworen hatte. Er selbst half mir durch den Reinhardswald in's Hannoversche; verschaffte mir auch von Hause reichliches Reisegeld. —

Ich weiß nicht, fuhr Anton fort, ob das Alles so der Wahrheit gemäß ist, denn jetzt ist's bei unsern braven hessischen Regimentern nicht mehr so und ich habe manchmal, seitdem ich in Hessen wohne, mich versucht gefühlt, die ganze Erzählung Rumpf's für ein Mährchen zu halten. Damals aber glaubte ich sie und fühlte mich noch mehr zu meinem Kameraden hingezogen.

Wir kamen denn auch glücklich bis in die Nähe von Einbeck. Im nächsten Dorfe übernachteten wir, wechselten die Kleider und wanderten des andern Tages, wie fremde Handwerksburschen, zum Thore von Einbeck hinein. Am Laden unseres Hauses saß meine Mutter, von der Rumpf für 8 Pfennige Wecke kaufte und dann mit mir in Lenzes Bierstube trat. Ach, Herr, wie war mir da, als Sabine uns das Bier brachte! Sie hatte rothgeweinte Augen und sah uns nicht an, sonst hätte sie mich auf der Stelle erkennen müssen, denn ich sperrte, wie man zu sagen pflegt, Maul und Nase auf und war so verlegen, wie ein Junge, der zum ersten Male in die Schule kommt.

Aber wie schön und lieblich das Mädchen war, sah ich jetzt erst. Sie war schwarz gekleidet und diese Farbe hob ihr helles Haar und ihre weiße Haut noch mehr. Und nun dieser Wuchs, und in einer jeden Bewegung diese Zucht und Sitte. Rumpf war auch erstaunt und sein Blick sagte mir, daß er nun sehe, ich habe ihm nichts vorgeprahlt. Lange saß er ohne einen Blick von ihr zu verwenden und ohne ein Wort sprechen zu können, während er doch sonst das Maul auf dem rechten Flecke hatte, wie alle Diemelfüchse. Endlich aber ermannte er sich und suchte, da sonst Niemand in der Stube war, ein Gespräch mit Sabinen anzuknüpfen. Aber es gelang ihm nicht. Anfangs antwortete sie gar nicht, da sie seine Worte überhört hatte, dann aber, als sie merkte, daß sie von ihm gemeint war, gab sie mit Ja und Nein Antwort und damit war das Gespräch aus. Sie hatte bejaht, daß sie Trauer habe, verneint, daß ihr Jemand gestorben sei. Damit hatte ich genug. Die Trauer galt mir; ich lag mit dem Kopfe auf dem Arm und weinte, aber es waren süße Thränen. Rumpf hatte ausgetrunken, ich mein Glas noch nicht angerührt, er stieß mich an zum Fortgehen; aber ich konnte nicht; ich wäre so gerne hier sitzen und liegen geblieben! In der Verlegenheit forderte Rumpf noch ein Glas Bier. Als Sabine es brachte streifte ihr Aermel an meinem Kopfe her; es war mir als gehe ein Strahl durch Leib und Seele, ich wollte aufspringen und sie umarmen, aber Rumpf legte seine Hand auf meine Schulter und drückte mich fest auf die Bank. Endlich forderte er dringend zum Aufbruche auf und da ich nicht sofort Folge leistete fragte Sabine mit zitternder Stimme „ist euer Kamerad krank?" „Ach nein, ntgegnete Rumpf, die Sonne hat ihm nur zu hell in die Augen geschienen!" Und dann rief er mir zu: „Nä, nun, kurz gemacht, trink aus und dann marsch!" Wie im Traume stürzte ich mein Glas hinab, warf noch einen langen Blick auf Sabine und eilte zum Hause, zur Stadt hinaus. Ich hatte sie zum letzten Male gesehen!

Digitized by Google

So rasch meine Schritte waren, als es der Heimath zuging, so langsam waren sie jetzt, als wir uns wieder entfernten. Sabine und mein Leben an ihrer Seite, meine Hoffnungen und Wünsche waren die Gegenstände unseres Gespräches jeden Tag bis wir Smolensk erreichten. Wir hatten beide Reisegeld genug, so daß wir unterwegs nicht in Arbeit zu treten brauchten, und so wurde der weite Weg in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurückgelegt. In Smolensk wurden wir vom Vetter mit vielen Freuden aufgenommen und festlich bewirthet. Rumpf blieb bei ihm in Arbeit, als ich aufbrach um meinem Vorhaben nachzugehen. Auch Rumpf habe ich nicht wieder gesehen, nur gehört, daß er in Tiflis sich niedergelassen und ein wohlhabender Mann geworden ist.

Aber mein Plan, in der Müllerei noch etwas zu lernen, ging nicht in Erfüllung. Die Mühlen in Rußland waren sämmtlich noch in einem sehr unvollkommenen Zustande. Ich machte nun, als ich der Sprache etwas mächtig geworden war, darauf aufmerksam, wie sie zu verbessern seien und kam bald in den Ruf eines geschickten Mühlenarztes.

Auf den großen Gütern der reichen Adligen verdiente ich nun viel Geld; einer derselben, der von England die neuen Mühlensteine hatte kommen lassen, sie aber nicht anwenden konnte, zahlte mir, als ich ihm seine Mühle nach Wunsch eingerichtet, für jeden Tag einen Ducaten und empfahl mich seinen Nachbarn so angelegentlich, daß ich keinen Tag ohne Arbeit war und nur als Tare jeden Tag einen Ducaten forderte und erhielt. So zog ich in's südlichere Rußland und von da durch Ungarn zurück nach Deutschland; da ich durch die Empfehlungen von einer Mühle zur andern auch in Deutschland nicht Herr meines Weges war, kam ich endlich nach Pyrmont. Von da aus wollte ich stracks nach Hause und lehnte jede weitere Aufforderung zur Einrichtung von Mühlen entschieden ab.

Dicht vor dem Thore begegnete mir ein Lumpensammler aus Einbeck, den ich nur zu gut kannte und als den Ersten aus der Heimath fröhlich anredete. Der Mensch kannte mich nicht, als ich mich ihm aber zu erkennen gab, erschrack er bis zum Tode und ich hatte meine große Mühe, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich rief er aus: Seid Ihr's denn wirklich, Friedrich, oder ist's Euer Geist! Ich mußte laut auflachen, und versicherte ihm unter Scherz, daß ich's wirklich sei, fing aber auch dermaßen an zu fragen, daß er keine einzige Frage zu beantworten vermochte. Endlich stammelte er in sichtlicher Verlegenheit: hier auf der Landstraße kann ich Euch unmöglich befriedigen, kommt aber mit mir dort in das Wirthehaus, da will ich Euch ausführlich erzählen. Wenn ich Euch erzählt habe, dann wird's Euch nicht mehr so nach Hause pressiren."

Das machte mich betroffen und ich ging schweigend ihm nach in das neben der Straße stehende Wirthhaus, ließ dem armen Teufel Speise und Trank bereiten und forschte nun um so dringender.

„Ach, Gott," hub er an, „lieber Friedrich, daheim hält Euch Jedermann für todt und deshalb bekam ich auch so einen Schrecken vor Euch. Ihr waret doch nach Lübeck ausgewandert und hattet von dort geschrieben, daß ihr am folgenden Tage von Travemünde aus wegschiffen wolltet. Kaum 8 Tage darnach kam die Nachricht nach Einbeck, das Schiff se mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, und zwar im Angesichte von Travemünde. Trotz aller Anstrengung habe auch nicht eine Seele gerettet werden können. Das gab ein Herzeleid in Eurem und Lenzes Hause, wo ich damals gerade Holz spaltete. Jungfer Sabinchen war bei der ersten Nachricht ohnmächtig geworden und als sie wieder zu sich kam, hat sie geweint Tag und Nacht. Sie besorgte die Bierstube, aber sprach kein Wort; anfangs kamen viele Kameraden z. B. der Großkaspar und der Burgfrieder — so hießen meine beiden Speciale — und wollten von Jungfer Sabine Näheres hören und sie trösten, aber es war vergebens; mehr wie Ja und Nein brachten sie nicht heraus. Nun wurde die Bierstube leer und auch die alten Stammgäste blieben aus, denn der Gram des Mädchens jammerte sie gar zu sehr. Vater und Mutter wollten trösten, der Herr Pastor wurde zu Hülfe gerufen; aber es half Alles nichts. Aus der Schenkstube war sie nun auch

Digitized by Google

nicht zu bringen, man sagte, sie habe da einmal Euren Geist gesehen, aber das glaube ich nicht. Euer Bruder Gottfried war gleich nach der Trauerbotschaft nach Lübeck gereiset, hatte aber keine andere Nachricht als die frühere. Er hatte auf der Bäckerherberge, wo ihr logiert hattet, über Euren Aufenthalt Alles erfahren, und wie ihr Tags vor dem Unglück das Haus verlassen und mit einem Bäckergesellen nach Travemünde gewandert seiet.

„Eure Mutter fing an zu kränkeln und gegen den Herbst hin haben wir sie begraben. Dicht neben sie kam die Lene, Eueres Bruders Frau, die bald nach der Geburt eines Mädchens starb. Da war's recht einsam in Eurem Hause. Euer Vater ging nur noch nach der Mühle, die im nächsten Jahre umgebauet werden sollte, aber man glaubte gleich nicht, daß er's erleben würde; denn er sprach oft irre und lange vor sich hin, als wenn er mit Euch und Limberger Pläne machte. Einmal war er noch Abends hinausgegangen. In der Nacht brannte die Mühle ab und wie nicht anders anzunehmen, hat sie der arme verstörte Mann selbst angesteckt. Wenigstens fand man ihn beim Wegräumen des Schutts arg verbrannt und todt.

„Euer Bruder war auch wie todt und man glaubte er würde die Unglücksfälle nicht überleben. Nur sein Kind, das unter der Pflege Jungfer Sabinens ganz prächtig gedieh, konnte ihm hin und wieder einen fröhlichen Blick abgewinnen. Sabine aber ging immer in Trauerkleidern still und wie ein Schatten umher. — Aber die Zeit bedeckt allen Schmerz und dies Frühjahr hat sie den Bitten ihrer Eltern und Eures Bruders nachgegeben und ist sein Weib geworden. Sie geht aber daher, nicht wie eine junge Frau, sondern wie eine Wittwe. Die Copulation war auch ganz in der Stille und die Braut soll ohnmächtig geworden sein." —

„Ihr könnt Euch denken," fuhr nach einer längeren Pause der Alte fort, „daß ich die Geschichte nicht so ruhig anhörte, wie ich sie Euch eben erzählt habe. Mir wurde schwarz vor den Augen und ich fiel in ein hitziges Fieber, in welchem die Geschichte, die ich eben erzählte mich immer folterte. Nur die treue Pflege des Lumpensammlers, der den guten Wirthsleuten meine Umstände erzählt und einen geschickten Arzt herbei geholt hatte, unterstützt von meiner guten Natur und Jugendkraft wehrte dem Tode seine Hand nach mir auszustrecken. Ich genaß, aber ich wäre gern gestorben. Ich behielt von daher die gelbe Farbe für mein ganzes Leben.

„Als ich genesen war, mußte mir der Lümper die Geschichte mit ihren Einzelheiten wiederholen, damit ich den Trauerkelch bis auf die Hefen leerte. Dann trug ich ihm auf nach Einbeck zurückzukehren und mir aus den Kirchenbüchern die Scheine über all das, was er mir erzählt hatte, zu holen, denn das stand fest, dorthin wollte ich nie mehr zurück. Aber ich knüpfte ihm ein, Niemanden nur ein Wörtchen davon zu sagen, daß er mich unter den Lebenden gefunden.

„Schröder, so hieß der Lumpensammler, kam erst nach acht Tagen wieder, die mir eben so viele Jahre zu sein schienen. Er hatte dennoch nicht reinen Mund gehalten und so war auch Sabine gewahr geworden, daß ich noch lebe. Sie hatte ihn kommen lassen und ihm meine ganze Geschichte, die ich ihm nach und nach erzählt hatte, abgefragt. In der folgenden Nacht hatte sie ein unglückliches Wochenbett gehalten und Tags darauf war sie gestorben. Ihr letztes Wort war Friedrich gewesen. Er brachte mir auch ihren Todesschein und von meinem Bruder ihr Gesangbuch und ihre Bibel und die Nachricht, daß sie das mir noch zu schicken gebeten. —

„Ich ging in Pyrmont herum wie ein Träumender; Bibel und Gesangbuch waren in dem Menschengewühl und in der Einsamkeit meine einzige Unterhaltung und gewährten mir Erbauung und endlich auch einigen Trost. —

„Aber ich fühlte auch, daß ich um zu genesen Arbeit haben müsse. So eine an einem Waldsaume einsam gelegene Mühle, die würde mir am ersten mit ihrem Geklapper andere Gedanken machen. Ich theilte Schröder meine Gedanken mit und fragte ihn, ob er mir etwa so ein Plätzchen wisse. Ja freilich, war seine Antwort, und wenn's Euch recht ist, so machen wir uns morgen auf den Weg dahin. Und wenn's Euch dann nicht gefällt, was ich meine, so seid Ihr doch von hier fort, wo Ihr doch nicht wieder gesund werdet.

Digitized by Google

Wie Schröder vorschlug so geschah's. Ich zahlte meine Rechnungen an Doctor, Apotheker und Wirth und dann ging's über Lugde durch's Preußische bis Marburg, dann über die Diemel herüber in's Hessische. In Westuffeln gingen wir in die Hasenmühle, aber ein Klappern der Mühle war nicht zu hören, denn es war der heiße, trockene Sommer von 1823. Doch war dies das Ziel der Wanderschaft noch nicht. Der Hasenmüller war Vormund der Kinder des dort an der Waldecke in der Bergmühle verstorbenen Müllers. Er theilte mir die Bedingungen mit, unter welchen sie käuflich sei. Eine davon vereitelte mir alle Hoffnung, daß die Bergmühle mein werden sollte, denn sie bestand darin, daß der Käufer der Mühle zugleich die älteste Tochter des verstorbenen Müllers heirathen solle. „Daraus wird nichts!" erklärte ich rund heraus.

„Na, na," sagte der Hasenmüller, „seht Euch das Mühlchen und das Mädchen erst einmal an und fragt ob's Euch will. Ich glaube ihr seid ihm kaum nach der Mütze!"

„Ich hatte Lust böse zu werden, aber ein Blick in den Spiegel machte mich lächeln. Ich war ja ein zigeunermäßig gelber, schlotternder Bursche mit vernachlässigter Kleidung und struppigem Haar. Ja freilich, dachte ich, du brauchst nur ein kleines Stöckchen, den Mädchen zu wehren, daß sie sich in dich verlieben! Doch schied ich ohne weitere Antwort.

Es war mir einerlei, wohin mein Weg führte und so folgte ich Schrödern, ohne zu fragen, wohin oder wo 'naus.

Der führte mich dennoch hieher an die Bergmühle, dieselbe, welche der Hasenmüller zu verkaufen hatte. Dort an der Waldecke, der Mühle gegenüber blieb er stehen und zeigte schweigend auf das hohe Mühlrad, welches langsam genug sich herumdrehte. Was mag der Mensch nur denken, sagte ich vor mich hin, diese verfallene Mühle mit dem haushohen Rade, welches dennoch kaum sich zu bewegen scheint, will er dir doch nicht aufhängen? Ich sah mir die Sache gar nicht einmal recht an, denn sie gefiel mir zu schlecht. Ich wandte mich ab und blickte in dies Thälchen. Bald folgten meine Füße meinen Blicken. Ich kam an dieses Plätzchen, was damals freilich etwas anders aussah und hier konnte ich zum ersten Male wieder weinen. Und ich weinte mich so recht satt. Ich blieb sitzen bis tief in die Nacht und nur mit Mühe gelang es Schrödern mich endlich wieder hinab und in die Mühle zu ziehen. Ach, wie sah es da aus! War die Mühle verfallen von Außen, so war sie's noch mehr von Innen. Die Armuth guckte allenthalben aus hohlen Augen heraus, besonders aber aus denen der drei Waisen, welche hier hausten.

Aber gutmüthig schienen sie zu sein; sie nahmen uns freundlich auf, ohne zu wissen und zu fragen, wer wir seien, bewirheten sie uns so gut sie konnten, und ich mußte mir's wohl gefallen lassen, denn ich fühlte mich so angegriffen, daß ich nicht aus der Stelle konnte. Am andern Tage hielt meine Schwäche an, so daß ich nur bis auf dies Plätzchen zu schleichen vermochte. Hier saß ich den größten Theil des Tages, träumte, trauerte und las in Gottes Wort, da stieß ich denn, als ich einmal gedankenlos blätterte, auf die Stelle Jacobi 1, 27.

Ich hatte immer darnach getrachtet, mich von der Welt unbefleckt zu erhalten und hätte wohl, da ich noch im Glück lebte, mit dem reichen Jüngling dem Herrn auf seine Frage nach den Geboten geantwortet in thörichter Vermessenheit: das Alles habe ich gehalten von Jugend auf. Jetzt kam aber der Herr zu mir und sprach für meinen inneren Menschen deutlich und vernehmbar: nun, so mache einmal die Probe auf deines Lebens Exempel, besuche hier diese Waisen in ihrer Trübsal.

Ja, Trübsal hatten sie genug. Der Vater war ein Trinker gewesen und hatte seine Frau in ein frühes Grab, sich in Schulden und seine Kinder in's Elend gestürzt. Als die Mühle zur Versteigerung kam, wurde er nicht mehr nüchtern und eines Morgens fanden ihn die Kinder todt im Bette. In den bis jetzt abgehaltenen Steigerungsterminen war nicht einmal die Hälfte der auf dem Anwesen haftenden Kapitalschuld geboten worden; denn, wie schon gesagt, die Mühle war ganz

Digitized by Google

verfallen. Ich überlegte mir, da ich jenes Schriftwort nicht wieder los werden konnte, daß die Hälfte meiner Ersparnisse ausreichte, die Mühle zu kaufen, und die andere mehr als hinreichend sei, sie herzustellen und einträglich zu machen; denn wenn jetzt im dürren Sommer, wo Mühlen mit zwei Mahlgängen ohne Wasser waren, hier immerhin noch so viel war, daß das Rad doch nicht ganz still zu stehen brauchte, so durfte ich hoffen, daß bei zweckmäßiger Einrichtung und sorgfältiger Benutzung aller Quellen der nahen Berge, es mir gelingen werde, zwei Mahlgänge, wenn auch nicht immer, doch während eines guten Theiles des Jahres im Gange zu haben.

Ich ging folgenden Tages nach Cassel zum Schuldner und fand ihn gerne bereit, dreihundert Gulden an seiner Forderung schwinden zu lassen, wenn er nur das Uebrige bekomme. Noch an demselben Tage wurde der Kauf gerichtlich abgeschlossen, denn der Hasenmüller hatte nichts dabei zu sagen.

Als ich Abends heimkehrte und den drei Waisen erzählte, daß ich die Mühle gekauft habe, da erschracken sie tödtlich und fingen an, bitterlich zu weinen. „Ach, wohin sollen wir nun, wir armen verlassenen Waisen!“ rief das älteste der Kinder, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, aus. Sie hatten gehofft, es werde sich kein Käufer finden, und der Schuldsmann sie gegen Entrichtung eines geringen Zinses in der Mühle lassen. Jetzt, meinten sie, würden sie stehenden Fußes vertrieben. Es kostete mir Mühe, ihnen meinen Plan auseinander zu setzen; denn sie konnten sich so etwas von einem wildfremden Menschen nimmermehr denken. Als ihre Bedenken endlich schwanden, wußten sie ihres Dankes kein Ende und es zog ein Gefühl des Wohlbehagens nach langer Zeit einmal wieder ein in meine Brust.

Nun ging ich rasch an's Werk und es gelang mir, noch in dem Herbste dieses Jahres Alles wieder in wohnlichen Zustand zu bringen, so daß wir dem Winter ohne große Noth entgegensehen konnten. Diese Arbeit, diese Abwechslung waren neben Gottes Wort der beste Trost für mein krankes Herz. Dies Plätzchen richtete ich mir aber schon damals so ein, wie Sie es noch jetzt sehen, denn diese Wiese gehörte zu der Mühle.

Als Christtag herankam, forderte Schröder seinen Abschied, den ich ihm zwar ungern, dennoch freundlich gab; denn die treue Seele hatte brüderlich für mich gesorgt, wie und wo sie nur konnte. Ich suchte ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen, aber er wies jeden Lohn zurück. Nur was er in der Zeit, seit er bei mir gewesen war, mit seinem Lumpensack verdient haben würde, nahm er an.

Noch nahm ich ihm das Versprechen ab, meinem Bruder nie und unter keiner Bedingung meinen Wohnort zu verrathen. Er hat dies Versprechen auch besser gehalten, als das frühere.

Aber mein Bruder erfuhr dennoch mein Versteck durch die Behörden, von welchen ich Atteste zwecks meiner Aufnahme in den hiesigen Unterthanenverband beizubringen hatte.

Als ich im nächsten Frühjahre an einem Sonntag-Nachmittag hier saß, und der Heimath und meiner begrabenen Hoffnungen und Lieben gedachte, kamen meine drei Kinder mit einem Fremden von der Mühle her auf mich zu; sie führten meinen Bruder in ihrer Mitte. Zuerst sahen wir uns staunend an, denn wir hatten uns beide so sehr verändert seitdem wir uns zuletzt gesehen, daß keiner den anderen erkannt hatte. Er war eisgrau, ich war quittengelb geworden. Als er aber ausrief: „Mein lieber Bruder, sehe ich dich endlich wieder!“ da lag ich an seinem Halse und unsere Thränen flossen unaufhaltsam.

Während seines Aufenthaltes bei mir, habe ich alle Stufen der Freude und des Schmerzes durchleben müssen, und es war gut, daß er nach drei Tagen wieder schied, sonst hätte ich mich an meinen wieder aufgerissenen Wunden verbluten müssen.

Was ihn namentlich trieb, mich aufzusuchen, war seine Absicht, mir mein Erbtheil zu geben, wenn er mich nicht würde dazu bewegen können, zurückzukehren, und bei ihm zu wohnen, wo, wie er meinte, uns, wenn wir vereint lebten, wohl

Digitized by Google

noch bessere Tage scheinen würden. Aber ich war fest und entschieden, Beides abzulehnen, und er mußte, was diesen Punkt betraf, unverrichteter Sache umkehren. Nun, sagte er, nachdem wir dies Kapitel beendigt hatten, so überlaß du mir etwas! Laß die Christine (die zweite meiner Pflegetöchter) mit mir ziehen, und mich ihr Pflegevater sein, und wenn Johannes, der jüngste der drei, durch dich zu einem tüchtigen Mühlenknappen erzogen worden ist, dann hole ich mir ihn, denn bei uns stehlen die Müller noch gerade so, wie zu unseres Vaters Zeit. Der erste Theil des Antrags wurde sofort angenommen und der andere sollte in Erwägung gezogen werden.

So schied denn der Bruder, der einzige meiner Verwandten, von mir, und ich habe auch ihn nicht wieder gesehen.

Christine ist mit ihm gezogen und wohnt jetzt in Lenz' Bierhause in Einbeck, und Johannes ist meines Bruders Schwiegersohn geworden und weiß seines Glückes mit seiner Sabine kein Ende. Anne Elise, die älteste meiner Pflegtöchter, wohnt mit ihrem Manne und ihren Kinderchen dort in der Bergmühle. Aber ich bin Friedrich Anton, der Bergmüller, den seine Kinder und Enkel — denn er heißt Vater und Großvater, obgleich er nie eigene Kinder gehabt hat — auf den Händen tragen. Und wenn es dem Herrn beliebt, so geleite er mich hinab in meine Mühle und sehe meine Familie.

Gerne nahmen wir die freundliche Einladung an und folgten dem Müller auf einem Pfade, welcher dicht an dem Wiesengründchen, doch unter den Bäumen des Waldes entlang, uns rasch nach der Bergmühle führte

Nicht groß, aber äußerst nett und freundlich, umgeben von einem sorgfältig gepflegten Obst- und Gemüsegarten, lachte uns die Mühle entgegen und das Klappern des Rades, das Gebell eines Hundes und das Geschnatter der Gänse und Enten machte einen recht heimlichen und einladenden Eindruck auf uns. Ehe uns Anton aber in das Haus brachte, führte er uns auf einen kleinen Hügel, wo im Kreise Bänke beschattet von einer mächtigen Eiche standen und von wo die Aussicht in das Thal noch schöner war, da die Mühle den Vordergrund bildete.

Hier ist meine „Maje", erklärte uns Meister Anton. Hier sammeln sich, so lange es die Jahreszeit erlaubt, jeden Sonntag Nachmittag meine Freunde aus der Nachbarschaft und unter Erzählungen von Erlebtem und Gehörtem verbringen wir die Zeit. Wird's Winter, so müssen freilich manche der Sommergäste, namentlich die dümpfischen und alten, daheim bleiben, desto mehr junge kommen aber und um so häufiger. Dann sitzen wir in der Mahlstube, und thun wie im Sommer hier in der Maje. Und es ist nicht herauszubringen, ob's drinnen oder hier außen gemüthlicher ist. Und wenn's dem Herrn recht ist, so ist er eingeladen zu uns, so oft er mag und kann.

Dankbar nahm ich die Einladung an, und nachdem wir die Mühle gesehen, die frohen Enkel Meister Antons, deren Eltern im Felde waren, begrüßt, wanderten wir weiter, noch ein Stück begleitet von Anton und mit dem festen Vorsatze und Versprechen, recht oft die Bergmühle und den Bergmüller Friedrich Anton aufzusuchen.

Der Bildhauer Landolin Ohmacht.

Ein Lebensbild

von W. O. von Horn.

I.

Am 31. März 1834 starb zu Straßburg ein Mann, in dem Alle, die ihn kannten, einen biedern, treuen Menschen und einen tüchtigen Künstler, die ihm näher standen aber einen Freund betrauerten, der in der Wolle gefärbt war. Der

Digitized by Google

Lebensgang dieses Mannes ist in vieler Hinsicht anziehend, besonders merkwürdig aber in der, daß er sich selbst eine Bahn brach aus der Niedrigkeit und seinen Namen zu wohlverdienten Ehren brachte.

In dem Breisgauer Dorfe Dunlingen wohnten seine Eltern, Bauersleute von schlichter, ehrlicher schwarzwälder Art, gottesfürchtig und arbeitsam, nicht eben reich, aber auch nicht arm, so ein Mittelschlag, denen am Jahresschluß nicht eben viel übrig ist, wenn sie Alles zusammenrechnen. Der alte Ohmacht freute sich, als ihm Anno 1772 ein Bube geboren wurde, der frisch und kräftig in die Welt hineinschrie, und er meinte, an dem könnte er einmal Hülfe gewinnen, wenn die Tage kämen, und die Jahre herzuträten, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht, Hülfe nämlich in *seinem* Berufe. Item, es hat sich schon mancher Vater verrechnet in der Welt, und wenn's auch tausendmal ein ärgerlich Exempel ist, so kommt's doch überall und immer wieder vor, und Jeder meint, er hätte es ganz allein in der Welt gerechnet bis zum betrübenden Facit, und er hat doch von je und je so viele Genossen! — Grade so ging's dem alten Ohmacht. Er hatte sich es in den Kopf gesetzt, sein Landolin müsse ein Ausbund von Talent sein, *wie er es meinte*; aber mit dem Landolin konnte er gar nichts anfangen, denn er war ein Träumer und oft sagte der Alte: Es geht ihm wie den Hasen, er schläft mit offenen Augen; er verpfuscht Alles, was er in die Finger kriegt; wenn er doch nur ä Bizzele Krütz im Kopf, oder, wie der Handelsjud Meyer Hersch sagt: Segel im Rosch hätte! Aber hütet er das Vieh, so läßt er es Schaden thun, und alle acht Tage hängt mir der Flurschütz oder Waldwart ein Brändtchen an; hauet er Holz, so hauet er sich in die Beine und trifft das Stück nicht; melkt er die Kühe, so geht die Milch auf die Erde und der Melkeimer bleibt leer. Die Vögel in der Luft sieht er, aber über einen Wagen, der im Wege steht, stolpert und stürzt er hin. Aus dem wird sein Lebtag Nichts, und er kann nicht einmal zusammenhalten, was ich ererbt und erworben habe! Gott besser's!

Das war ein Bekenntniß, bei dem der Bauer allemal tief aufseufzte und so trübe in die Welt hineinschaute, wie der Himmel im November. Was war da zu thun? In der Schule lernte er fast Nichts, denn er schnitzelte aus Holz allerlei dummes Zeug und zerschnitt Tisch und Bänke, und wenn ihn auch der Schullehrer alle Tage aus dem untersten Salze abwackelte. Es blieb also nichts übrig, als daß Landolin das Vieh auf die Waldwiese trieb und es hütete, wobei er dann, nachdem er wiederholt seinen väterlichen Pflichttheil Prügel davon getragen, doch anfing, etwas besser auf das Vieh zu achten, damit es nicht in den Schaden ging, und der Flurschütz und der Forstwart weniger Protokolle machten, die freilich ganz nicht ausblieben.

Zu dem aber, was der Vater trieb und that, hatte er einmal für allemal kein Geschick, keine Lust, keinen Trieb, mochte auch der Alte machen, was er wollte.

So galt denn Landolin im großen Hause mit dem breiten Dache kurzweg für einen Kapitalesel und selbst die zärtliche Mutter, die ihn allweg in Schutz nahm, glaubte es am Ende selbst, und seufzte, wie ihr Eheherr. Daran, daß aber in dem Innern des träumerischen, wortkargen, nicht einmal zum Spielen aufgelegten Knaben Etwas verborgen läge, was in seiner Art eine Goldstufe oder Edelstein wäre, dachten die ehrlichen Bauersleute nicht, weil so Etwas über ihren Gesichtskreis berghoch hinausging. Sonst kam selten Jemand ins Haus, der tiefer geblickt hätte. Alle nahmen der Eltern Klagelieder als volle Wahrheit auf, und ganz Dunlingen war der Meinung, Ohmacht's Landolin sei ein Erzdummkopf, der nur konnte zur Viehhuth gebraucht werden und keiner Handbreit weiter. Und dennoch war der Landolin Einer, der einen Schatz in seinem Innern trug; wer aber bei solchen Naturen, zumal wenn das ewige Kollern, Poppern und Haseliren sie kopfscheu gemacht und die Pforten ihrer Seele für Andere fest verschlossen hat, das Rechte und Aechte herausfinden will, der muß sich auf das Lesen in den Seelen verstehen, oder seine Rechnung wird so stock- und grundfalsch, wie die von Landolin's Eltern und Dorfgenossen.

Digitized by Google

So lange er ein Bub war, und seine Eltern lebten, ging das schon; aber was gab's mit ihm, wenn nun die starben? — Da lag eben der Kummer der Eltern.

Wenn nun der Landolin draußen war, auf der Weide, im Waldthal, auf den saftigen Wiesen, die so herrlich abstechen vom dunkeln Tann; wenn sein Vieh zum „Unnern" sich legte, oder langsam fortweidend umherschritt, dann saß er nie müßig, sondern er holte sich schneeweißes Eschenholz und nahm sein rasiermesserscharfes Sackmesser und schnitzte daraus Männlein in allerlei Gestalt, Biegung und Weise, oder Kühe in allen erdenklichen Lagen und Stellungen, oder Vögel, Pudelhunde, Aeffchen, wie er sie auf dem Freiburger Markte gesehen, und Taufenderlei Sächelchen, die aber ein müssig Spiel waren. Dennoch, wie sehr er sich auch über die Kinderei ärgerte, mußte sie der Vater hübsch finden in ihrer Art. Wären es Theile einer schwarzwälder Holzuhr gewesen, dann hätte es noch gehen mögen, oder Kuckucke, wie sie auf den Kuckuckuhren stehen, es wäre doch Etwas gewesen. So war's Nichts, gar Nichts als dummes Zeug, das ihm nicht einmal ein Stücklein Brod eintragen konnte, wenn er hungerte, geschweige denn Geld. —

Sonntags pflegte wohl dann und wann der alte Ohmacht in die Stadt zu gehen und dort dies und jenes einzukaufen, denn gen Freiburg war's ä Bizzele weit und die Stadt, wohin er ging, war die uralte, einst berühmte, jetzt kaum gekannte freie Reichsstadt Rottweil. Nun, mit dem freien Reichsstadtwesen ist's alle, seit das heilige römische Reich abhanden gekommen, sammt dem deutschen Kaiser, und seit der Napoleon ihm ein Ende gemacht und Rottweil zu einer großherzoglich badischen Stadt im Kaiserstuhlgebirge gemacht hat. Damals aber war's noch, wenn auch kümmerlich und nicht mehr niet- und nagelfest. Die Fugen an der freien Reichsstadt hielten nicht mehr zusammen, und für solche Dinge gibt's weder Leim noch Schraubzwingen! Wie gesagt, die etwas kurzathmige freie Reichsstadt Rottweil lebte noch als freie Reichsstadt, und ihr Herr Bürgermeister war ein Mann von Ansehen und die Bürger hatten einen Respekt vor ihm, wie die in Frankfurt auch, die aber ihrer Zwei haben.

Nun war der Bürgermeister Gaßner von Rottweil nicht bloß und allein darum angesehen, geehrt und geachtet, daß er das Amt mit Würde und Bürde trug, sondern weil er ein Menschenfreund war, und ein edler Mann, wenn auch kein Edelmann, und ein gescheidter Mann. Dazu, was auch nicht allemal dabei ist, wenigstens nicht von Amtswegen, dabei ging ihm ab, was anderswo reichlich ist, nämlich, er war nicht stolz und hoffährtig, schnauzte die Leute nicht ab, sondern hielt sich gerne zu den Niedrigen, wenn er sie als wacker kannte.

So war ihm der alte Ohmacht von Dunlingen bekannt, und der ehrliche, handfeste Bauer galt etwas bei ihm, und vielleicht mehr als so ein fein geschniegelter und gestriegelter Windbeutel, wie man sie in den Städten zu Hunderten findet, an denen nichts wahr ist, als ihre Unwahrheit und nichts ächt, als ihre Miserabilität, wie man zu sagen pflegt, um Alles Miserabele an ihnen mit Einem Hauptworte zu sagen. Der Herr Bürgermeister Gaßner hatte die Welt im Reiche und außer demselben gesehen und mußte ein Rechtsgelehrter sein, um das städtische Gemeinwesen zu berathen, hatte also studirt, und verstand sich nebenbei auf Kunst, sei's als Malerei oder Bildhauerei und dergleichen.

Er saß an selbigem Sonntage im ledernen Sorgstuhle hinter'm Kachelofen, denn es herbstete stark, und der Wind, der aus dem Elsaß über den Rhein herüber, in den Kaiserstuhl hineinpfiff, war scharf und kalt, also daß man das Feuerlein im Ofen gerne haben mochte, und der alte Ohmacht meinte, nachdem er gegrüßt, er würde wohl, wenn er wieder käme, Einen mitbringen, und damit meinte er den Schnee und der Bürgermeister verstand's. Der lächelte, und meinte bei so bewandten Umständen wär's für alte Knochen ein Gutes, wenn sie sich am Ofen wärmten.

Drum, sagte er, setz' dich her, Alterle, und laß hören, wie's steht und geht zu Dunlingen und in deinem Hause vorab?

Digitized by Google

Wie sollt's da gehen, gestrenger Herr Bürgermeister? sagte Ohmacht und sein Leid mit dem dummen Landolin fiel ihm zentnerschwer auf die Seele und er kratzte sich hinter dem Ohr. Nicht zum Besten, könnt' ich sagen!

Wie so? fragte theilnehmend der alte Herr. Ist etwa dein Weib krank oder der Landolin, oder sonst Eins?

Krank nicht, seufzte Ohmacht; nein, krank ist Keins, auch der Landolin nicht, und doch ist der mein Kreuz!

Dein Kreuz? fragte lebhaft der Herr Gassner. Geräth er nicht, und ist er etwa ein Strick?

O, wär er's! wehklagte Ohmacht.

Wie? rief Gassner lachend; du wünschtest, daß er ein Strick und Tagedieb wäre, und so ganz und gar aus deiner Art schlüge? Rappelt's dir hinter der Stirne.

Ach, gestrenger Herr Bürgermeister, sagte betrübt der Bauer, lieber einen Strick, als einen Esel! Mit dem Strick ist doch noch etwas zu machen, wenn man ihn gut wickelt, aber mit einem Esel ist's am Ende für ewig!

Ein Esel wäre dein Landolin? Woher soll's denn der haben, sagte der Herr Bürgermeister; du bist ein verständiger Mann, deine Frau eine pfiffige Hexe, und der Landolin ein Esel? Sei kein Narr!

Da fing der alte Ohmacht an, und erzählte alle die kapitalzwergen Streiche, die schiefgewickelte Untauglichkeit; die durchdringende Unbrauchbarkeit des Buben in allen Dingen der väterlichen Geschäfte; die Eckigkeit und Unanstelligkeit in allen Dingen, die in das alltägliche Leben einschlügen, und wie er ein Träumer sei, ohne aber Josephs Klugheit, den die Brüder auch einen Träumer genannt. So sei er neulich über seiner Mutter Spinnrad am hellen Tage gestolpert, und habe drauf geschlagen, weil er gemeint, es sei der Wiedu, der zottige Hofhund. Der Bürgermeister lachte aus Herzensgrunde.

Aber sag', sieht denn der Bub nicht gut? fragte er.

Es ist nur so Träumerei und Dusel. Er ist nie daheim und bei sich, und wenn man ihn manchmal fragt, so ist's, als ob er mit der Frau Holle gefahren sei, so kauderwälsch ist seine Antwort. Es ist ein Herzeleid um den Buben und meine Frau weint oft über ihn, und ich seufze, denn was soll's mit ihm werden, wenn wir einmal ins Gras beißen müssen? —

Versalz' die Suppe nicht, rief der Bürgermeister aus. Du übertreibst!

Wollte Gott, 's wäre wahr! seufzte der Bauer.

Was treibt er denn? Du hältst ihn doch zu einer nützlichen Arbeit an? fragte Gassner.

Arbeit? Daß sich Gott erbarm'! erwiederte Ohmacht; wär' er noch zum Viehhüten zu brauchen! Aber da setzt er sich unter eine Tanne, läßt das Vieh machen, was es will und schnitzelt aus Eschenholz lauter Kindereien. Das Vieh geht in den Schaden und er sieht's nicht, aber Forstwart und Flurschütz sehen's und ich kriege Brand auf Brand und Buß auf Buß. So steht's, gestrenger Herr Bürgermeister, und das Herzeleid wächst mir über den Kopf hinaus. Seht, solche dumme Dinger macht er Tag aus, Tag ein!

Damit reichte er dem Bürgermeister allerlei Schnitzwerk, wie ich's schon oben beschrieben habe, und meinte, er habe dem alten Herrn da die unwiderleglichsten Zeugnisse von der Dummheit seines Landolin vor Augen gestellt, daß der nun auch sagen würde: S'ist denn doch über's Bohnenlied mit dem Stockfisch! Aus dem wird Nichts, als aus dem kleinen ein großer Esel!

Aber so war's nicht. Die Dingerchen waren so richtig, fein und schön geschnitzt, zeugten von so richtigem Blicke, von so scharfer Beobachtung der Thiere und Menschen, ein so richtiges Verhältniß, daß sie der Bürgermeister mit immer größerem Wohlgefallen betrachtete, und endlich sagte: Höre, Ohmacht, ich glaube diesmal bist du der Esel und zwar ein alter und ächter! Bist du schon in Alt-Breisach gewesen?

Digitized by Google

Gestrenger Herr, wie könnt Ihr so fragen? sprach verdutzt und kleinlaut Ohmacht. Wie sollte ich nicht in Alt-Breisach gewesen sein? Wohn' ich doch nahe genug.

Auch in der Kirche oben auf der Höhe? fragte Gassner weiter.

Ja freilich! aber — es wird mir ä Bizzele kurios und gräulich bei Eueren Fragen, gestrenger Herr!

Thut Nichts! rief Gassner, der immer mehr in's Feuer gerieth. Hast du das Schnitzwerk am Altare gesehen? Weißt, die prachtvolle Schnitzerei, die alle Welt bewundert?

Gestrenger Herr, ich weiß nicht — — aber da hätt' ich ja müssen stockblind sein, wenn ich das nicht sollte gesehen haben, erwiederte Ohmacht, der den Herrn Bürgermeister ganz seltsam ansah und ihn gerne hätte fragen mögen, wie er ihn vorhin gefragt, wenn es erlaubt gewesen wäre, nämlich, ob es ihm hinter der Stirne ein Weniges oder ä Bizzele rappele? Denn geheuer schien es ihm nicht.

Nun, rief Gassner, so ein kunstfertiger Meister wird dein Landolin, wie der, der das geschnitzt hat!

Der Bauer fuhr zusammen, als hätte ihn eine Hornisse geangelt. Alle Farbe wich aus seinem Gesichte und er schlug seine Hände wie zum Gebet zusammen, denn dies Wort aus dem Munde des klugen, gelehrten Mannes fuhr wie ein Blitzstrahl in seine Seele hinein und verwirrte alle seine Gedanken. Reden konnte er Nichts; aber er starrte den Bürgermeister an, weil manchmal der Gedanke sich in ihm regte, als treibe derselbe einen argen Utz mit ihm. Und doch kannte er den Mann von solcher Seite nicht. —

Was du dummes Zeug und Kinderei nennst, Alterle, sagte in seiner zutraulichen Weise der Bürgermeister, das sind wahrhaft kunstvolle Arbeiten, die der Landolin rein aus sich selbst heraus, ohne alle Lehre und Anweisung gemacht hat. Da weise der liebe Herr im Himmel den Weg, den der Landolin einschlagen und gehen soll, und du darfst ihn nicht hemmen und hindern, ohne dich schwer an deinem Kinde zu versündigen, dem Gottes Gnade den Beruf in die Seele gelegt hat, den nämlich zur Kunst. Vertritt dem lieben Herrgott den Weg nicht, er hat es anders vor mit deinem Buben als du, und weiß besser, was ihm frommt, als du und ganz Dunlingen dazu und ich und du miteingerechnet.

Ach, du allmächtiger Gott! was plaudert Ihr da, gestrenger Herr? Es kommt mir ganz besonderlich vor! sagte der Bauer. Was rathet Ihr denn? Was soll ich denn thun? Mir schwindelt's! Hätt' ich denn dem Landolin Unrecht gethan?

Freilich hast du das, Alterle, fuhr der Bürgermeister fort. Zum Glücke ist es noch Zeit, daß du es wieder gut machen kannst und der Bub wird noch nicht ganz verkollert sein. Nun, hör', was ich dir sage! Thue den Jungen zu einem geschickten Holzschneider, oder, wenn das nicht geht, zu einem Kunstschreiner, wo er die Bildschnitzerei auch gut anwenden kann, und ich sag' dir, wenn anders der Bub etwas taugt von Seiten seines Herzens und Betragens, so wird er ein Meister, vor dem ich und Viele den Hut abziehen! Knickere und knausere nur nicht; du bist so arm nicht, daß du es nicht könntest bestreiten, und fehlt's, nun so bin ich da, und du weißt, daß ich Wort halte, dafern es möglich!

Es währte lange, bis der erstaunte und völlig verdutzte Bauer in das rechte Gleise und Gleichgewicht kam. Aber bei des wackeren Bürgermeisters Art und Weise glich es sich aus und gelang endlich vollkommen.

Er kannte in Triberg einen geschickten Holzschneider, der mit Kruzifixen und andern schönen Schnitzwerken viel Geld verdiente. Dorthin, sagte er, wolle er denn den Landolin bringen; der Meister sei sein guter Freund, der werde es ihm nicht versagen. Dazu rieth der Bürgermeister, und der alte Ohmacht ging so leicht heim, wie lange nicht.

Digitized by Google

II.

Wer im Schwarzwalde bekannt ist und in die Wohnungen der behäbigen Bauersleute getreten ist, dem, besonders wenn er anderswo daheim ist, fällt darin mancherlei auf.

Einmal der ungeheure Kachelofen, mit seinen Bänklein unten herum, darauf ruhend, man den Rücken und das Kreuz wärmen kann, und auf dessen oberer Platte in der Regel Sonntagsnachmittags der Bauer sein Schläfchen hält, und, auf dem Bauche liegend, Abends sein „Pfisle trinkt", das heißt, sein Pfeiflein Tabak schmaucht. Ferner die vielen Fenster, Schiebefenster sind's, die, Eins am Andern, dem Lichte freie Bahn in die große Stube machen; dann die sauber gescheuerten, schneeweißen Tische, Schränke, Stühle und Bänke, die es so appetitlich in so einer reinlichen Bauernstube machen, daß man sich darin aus dem Fundamente behaglich fühlt — und endlich, außer der großen, schönen Spiel- oder Kuckucks-Uhr mit dem feingemalten Zifferblatte — etwas Anderes im Winkel der Stubenecke, oben gegen die Decke hin, was in der Regel das geweihte Heiligthum des Hauses ist — nämlich ein Schnitzwerk, das, bald roher und massiver, bald feiner und zierlicher aus Eschenholz geschnitzt, entweder die Geburt unsres hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi, oder die Anbetung der Hirten, oder eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, oder seine Seelenangst in Gethsemaneh oder endlich seine Kreuzigung darstellt. Solch Bildwerk wird mit bunten Bändern, mit dem am Palmsonntage geweiheten Bux verziert und das Weihwasserkesselein hängt immer drunter.

Auch in Ohmacht's Stube war in der Stubenecke, der Thüre gegenüber, solch ein Schnitzwerk, welches die Anbetung der Hirten darstellte. Es war rabenschwarz vom Oelqualm, Tabaks- und Ofenrauche, wozu denn auch der aus der Küche sich bisweilen gesellte, da die Häuser im Breisgau und weiter im Lande keine Schornsteine und Rauchfänge haben, sondern es dem lieben Rauche auf die freundlichste Weise überlassen, sich selbst ein Riglein oder Oeffnung zu suchen, um seinen Weg zu den befreundeten Wolken des Himmels zu finden, wenn er es nicht vorzieht, sich gemüthlich in allen beliebigen Räumen des Hauses niederzulassen. Daher ist denn alles Holz und Balkenwerk und was da hineinschlägt in ein so glänzendes Braun oder Schwarz gekleidet, daß es keine Lackfarbe so herstellen könnte und das Geräthe würde ebenso aussehen, wenn es die Hausfrau nicht durch Scheuern blendend weiß erhielte.

Dies Schnitzwerk ärgerte schon gar lange den guten Landolin, und bei seiner angebornen Schnitzlust und Schnitzkunst war er längst auf den Gedanken gekommen, an die Stelle des Alten ein Neues und Schöneres zu setzen. Damit verband er denn auch noch eine andere Hoffnung. Der arme, in sich hineinlebende, gemüthvolle Junge sah überall nur mürrische oder traurige Gesichter. Jedes im Hause stoffelte an ihm; Niemanden machte er's recht und über seine Schnitzereien kollerte der Vater alle Tage nur einmal, nämlich vom Morgen bis zum Abende. Da dachte er denn, wenn er so eine neue, heilige Darstellung heimlich schnitzte und wenn seine Aeltern einmal nicht zu Hause wären, an die Stelle des Alten setzte, würde er sie doch einmal erfreuen und freundliche Gesichter sehen und gute Worte hören.

Das beschäftigte ihn lebhaft. Er nahm die genauesten Maße, damit die Gestalten auch paßten und ging dann lange mit sich zu Rathe, was er darstellen solle. Wenn er so alleine an der Halde saß, im Schatten seiner Lieblingstanne, die, vom Boden an beastet und sich immer mehr zuspitzend, wie ein grüner Zuckerhut, mehr denn achtzig Fuß in die Höhe stieg, dann gingen die heiligen Geschichten an seiner Seele vorüber. Immer aber blieben sie bei dem in Gethsemaneh betenden Heilande, den der Engel erquickt. Das lag ihm so nahe. Er hatte ja so viel zu leiden und zu tragen und konnte doch nicht anders. Da hatte ja auch er im stillen, einsamen Gebete seine Seele ausgeschüttet und es war ihm ja auch oft zu Muthe gewesen, als käme unsichtbar ein Engel mit dem Gnadenkelche und tröstete und erquickte seine Seele.

Digitized by Google

Da entschied er sich denn bald für die gedachte Darstellung. In seinen Gedanken ordnete sich der Knabe das so an: den Grund jenes Schnitzwerkes bildete ein ansteigendes Land; auf der Anhöhe kniete der Heiland im mächtigen Gebetsringen und ein Engel schwebte vor ihm und reichte ihm den Kelch. Weiter unten lagen am Stamme eines Baumes die drei Jünger und schliefen. Das Ganze schnitzte er in Stücken, die er zusammenrücken konnte und alsdann so genau fugte, daß kaum ein Auge die Fuge sah. Das Alles schnitt er aus freier Hand, draußen unter seiner Tanne, und so er Eins fertig hatte, verbarg er's so sicher, daß keine Menschenseele es finden konnte.

Lange Zeit arbeitete er mit Lust und Liebe daran und endlich war's fertig, und nun setzte er es zusammen, und als er so davor kniete und die kleinen schönen und ausdrucksvollen Gestalten sah, da gingen ihm die Augen über und er betete aus seiner innersten Seele zu Gott dem Herrn, dankte, daß Er es ihm habe gelingen lassen und flehte, daß Er es nun auch segne, damit das schöne Bildwerk ihm die Herzen seiner Aeltern wiedergewinne, die er verloren zu haben glaubte.

Nun trug er Ein Stück nach dem Andern an einen verborgenen Ort seines Vaterhauses und harrete geduldig der guten Stunde, da er es möchte aufstellen können.

An jenem Herbstsonntage nun, da sein Vater nach Rottweil gegangen war und seine Mutter nebst allen Hausgenossen zur Kirche waren, machte er sich daran, entfernte das alte, grobe Bildwerk und setzte das Seine, das blendend weiß war, an die Stelle und Alles fugte und paßte prächtig und jedes Auge mußte darauf fallen, wenn die Leute zur Stubenthüre hereintraten.

Landolin zitterte vor Freude und Erwartung und verbarg sich hinter dem Kachelofen. —

Endlich war die Kirche aus, und die alte Mutter eilte in die Stube, um sich am Kachelofen zu erwärmen; aber kaum hatte sie den Fuß über die Schwelle der Stubenthüre gesetzt, als sie, wie gebannt stehen blieb, Kälte und warme Stube vergaß, und einen lauten Schrei des Erstaunens und freudigen Schreckens ausstieß.

Das zog natürlich die andern Hausgenossen herbei und Alle riefen: Ach, wie schön! und: Das hat der Landolin heimlich gemacht und hergesetzt.

Was es vorstellen sollte, deuteten sie schnell und ein Gefühl der Andacht und Anbetung durchschauerte die einfachen, frommen Seelen.

Landolin! Mein liebes Kind, wo bist du, daß ich dich herze? erschallte der Mutter Stimme — und der Gerufene hinter dem Kachelofen zitterte heftiger und seine Thränen rieselten leise über die Wangen. Der Herr hatte sein Gebet erhört! Jetzt mußte seine Seele danken. Und er that's und dann trat er hervor, und — lag selig am seligen Mutterherzen! —

Das Gerüchte von dem Schnitzwerke des Landolin ging wie ein Lauffeuer durch's Dorf und die Stube wurde den ganzen Sonntag nicht leer und aller Mund pries Landolin und seine Arbeit. Seine Seele schwelgte in dankbarer Freude und er betete zum Herrn inniger, freudiger — denn je. Aber alle die Erlebnisse dieses Tages hatten ihn so angegriffen, daß, als er sich in der Dämmerung der Länge nach auf den wohlthätig warmen Kachelofen legte, er in einen tiefen Schlaf sank, und auch nicht erwachte, als die Mutter in den Leuchterstock vor dem heiligen Bildwerke ein Kerzlein steckte und davor stand und nicht müde wurde es zu betrachten — und sich davon zum Gebete erwecken zu lassen. Die Nacht war stille herabgesunken. In allen Häusern war Licht. Kein Gesang hallte, wie man ihn sonst an Sonntagabenden von dem ganzen Volke zu hören pflegte. Die rauhe Witterung, die zu plötzlich eingefallen war, scheuchte Jung und Alt in die Stuben, zum warmen Ofen.

Das Lichtlein vor dem Bilde, zu dessen Seiten, rechts und links, die Schiebefenster hinliefen, die nicht alle so enge und genau mehr fugten, wie die Stücke, aus denen Landolin's Schnitzwerk bestand, flackerte seltsam und da es so stille in der Stube war, schlief auch Landolin's Mütterlein im Großvaterstuhle ein und träumte so schön, daß Landolin ein Meister, reich an Ruhm und Ehre geworden.

Digitized by Google

Zu dieser Stunde schritt der alte Ohmacht mit seinen langen Beinen und seinem noch längeren Stechpalmenstock in der Rechten, durch das Dorf, da er, vor der Stubenthüre horchend, ein halblautes Schnarchen vernahm und es sonst so stille im Hause war, weil alle masen gegangen waren, und der alte Wiedu ebenfalls schweigend ihn umwedelte, dachte er: Meine Alte nucket à Bizzele; willst also langsam thun! — Und so trat er leise, und darum ungehört von den Schläfern, ein. Das Kerzlein vor Landolin's Schnitzwerk erhellte nur dieses vollständig, ließ aber den großen Raum der übrigen Stube im Halbdunkel. Was Wunder, daß des alten Ohmacht's Blicke augenblicklich auf diesem weilten? Starr, wie bezaubert, blieb der Alte vor dem Bildwerk stehen, riß aber in heiliger Ehrfurcht vor dem Gedanken, der so beredt von dem Bildwerke zu seiner Seele drang, den Deckel vom Kopfe. —

Herr Gott, das ist schön! rief, nach einem langen Schweigen, der Alte halblaut aus. Wenn das der Landolin gemacht hat — und woher sollte es sonst kommen? — so hat der gestrenge Herr Bürgermeister von Rottweil Recht und Landolin wird ein Meister im Bildschnitzen, und ich will ihm Alles vergeben, womit er meine Seele betrübt hat!

Darauf wandte er sich zum Stuhle, da seine liebe Frau schlief, rüttelte sie wach und fragte: Vreneli, sag', hat das der Bub gemacht? — und damit deutete er auf das Bildwerk. Freilich, freilich hat er's gemacht! erwiederte mit seligem Lächeln die glückliche Mutter.

Wo ist er denn? fragte der Vater.

Du wirst doch nicht —? war der Mutter schreckensvolle Gegenfrage, denn sie kannte ihres Alten raschen Sinn und nicht eben zarten Jähzorn, wie solcher denn aller Orten des Weichen und Lieblichen nicht viel überflüssig haben soll. —

Bist du toll, Alte? rief Ohmacht; meinst vielleicht, ich wollt ihm das Handwerk legen? Behüt' mich Gott! das ist meine Meinung nicht, und der liebe Herrgott hat heute meinen Sinn geändert und stellt mir's jetzt vor die Seele, daß in dem Buben etwas Anderes steckt, denn ein Bauer. Er soll ein Bildschnitzer werden und ich thue ihn zu dem geschickten Meister in Triberg! Der gestrenge Herr Bürgermeister Gaffner zu Rottweil ist in Gottes Hand das Werkzeug gewesen, das mir die Augen aufgethan und den Kopf zurecht gesetzet hat!

Da sprang Einer mit einem lauten Juchzer vom Kachelofen herunter und flog an des Vaters Hals und es war das erstemal seit langen Jahren, daß der Sohn in seliger Freude an des Vaters Brust lag. Und die Mutter legte, überwältigt von dem seligen Gefühle ihre Arme um Beide und weinte fast laut und sagte: der Herr hat Alles wohl gemacht. Gelobt sei sein heiliger Name! Und dieß Wort unmittelbaren Ergusses eines vollen Mutterherzens hallte wieder im Herzen des Bauern und des Knaben und sein heiliger Nachhall war im ganzen Hause, und der Sonntagabend sank hinab unter den seligen Dankgebeten glücklicher Herzen.

III.

Der Winter war gekommen, rauh und ungebärdig, mit Frost, mit Schnee und Sturm, und der schüttelte die hohen, dunkeln, uralten Tannen des Schwarzwaldes, daß sie ächzten unter seinen Stößen. Da ist der Mensch zurückgescheucht aus dem Leben draußen in's stille Haus und Stüblein, und der Schwarzwälder oder Kaiserstuhler liegt auf dem Bauche auf seinem Kachelofen, „tempet si Pifle“ oder redet mit den Seinen oder — schläft. Die Frauen und Mägdelein spinnen und nähen, und es ist in der Regel so, wie der Hausrücker über solche Stelle sagt: „Es ist gut Hafer säen!“ oder wie's schöner, frömmer und zärter der Russe bezeichnet: „Es fliegt ein Engel durch die Stube!“

Lag eines Tages so der alte Ohmacht auf dem Kachelofen und sagte zu seiner Frau: Vreneli, wie mag's denn dem Landolin zu Triberg gehen? Wird doch nicht das Heimweh kriegen?

Digitized by Google

Ich glaub' du hast's! scherzte das liebe Weib. Schäm' dich! Ich bin nur ein armes, weiches Weib, und Bigott! es ist mir an's Leben gegangen, als der arme Bub mit dir davon ging; aber ich hab gesagt: B'hüt di Gott! und hab' so alle Tage auf's Neu im Gebet gesagt und so ist's gut. Mach's auch so, und du wirst zufrieden! Er ist bei einem braven Meister und auf seinem rechten Wege!

Und so war's, wie die glaubensfreudige Mutter sagte. Der Meister zu Triberg war ein ordentlicher Mann, der seine Freude an dem Jungen hatte, und seine Frau hatte ihn auch lieb, und so hatte es der Landolin lang gut. Der Meister hatte es bald weg, daß der Junge weit schöner schnitzte, denn er selber. Seit er bei ihm war, verkaufte er doppelt soviel auf den Märkten, als früher, und des Buben Arbeiten zogen sie alle vor. Weit entfernt, daß ihn das gekränkt oder geärgert hätte, freute er sich vielmehr darüber, denn es trug ihm Geld ein und er hatte daran keinen Ueberfluß und war noch dies und das aus früherer Zeit zu bezahlen. Und das bezahlte er redlich in Einem Jahre ab und war nun schuldenfrei. Landolin war recht glücklich. Kein unvergohrenes Wort wurde ihm gegeben; kein Jungenpuff sauste an seinem Ohr. Der Meister war sanft und hatte ihn lieb und zur Klage und zum Unwillen gab Landolin keine Veranlassung, weder in seinem Betragen, noch in seinem Fleiße.

Hier war er im rechten Fahrwasser. Daheim schnitzte er Alles mit seinem wenn auch noch so scharfen Brotmesser, hier hatte er geeignete Werkzeuge, grobe, feinere und allerfeinste, grade und gebogene, wie er sie sich nur wünschen mochte; daheim schnitzte er Alles aus frischem Holze, das später schrumpfte und riß; hier wurde alles Holz erst in Alaunwasser gekocht, dann getrocknet und nun erst verarbeitet. Das blieb, wie es geschnitzt war; sprang nicht ab und aus und es war eine Lust, zu schnitzen, der er sich denn auch ganz frei hingeben durfte, da ihm der Meister völlig freie Hand ließ. Eins nur trübte Landolin's Sinn. Was nämlich sein Meister bald heraus fand, das hatte des Knaben scharfer Blick gleich herausgefunden, nämlich, daß bei dem Meister vom Lernen nicht viel die Rede sein könne, — weil — der Junge geschickter war, als sein Meister. —

Landolin ließ sich das nicht stören und merken. Er überhob sich nicht, wie das vielleicht ein Anderer an seiner Stelle gethan haben würde — aber es nagte doch an seinem Herzen.

Zu Ostern kam er zum erstenmale heim, und hatte für ein Jedes im Hause mit seines Meisters Wissen und Erlauben, Etwas mitgebracht, das er geschnitzt hatte. Es war eine helle Pracht und bewirkte eine helle Freude.

Wie war es anders geworden im Vaterhause! Da war kein Popern, Nörgeln und Haseliren mehr, sondern Alles Lieb's und Gut's, und Landolin hinten und Landolin vorn. Da thaute sein Herz auf und seine Freude war völlig, sein Dank gegen Gott innig und lebendig.

Und doch merkte das Auge der Mutterliebe, daß Etwas schwer und drückend auf Landolin's Seele lag.

Wir wissen, was es war. Er aber scheute sich, es zu sagen, weil es leicht als Bubenhochmuth hätte ausgelegt werden können, wenn er gesagt hätte, ich versteh's besser, als mein Meister! Und doch war's wahr, und die kostbare Lehrzeit ging ohne Frucht für ihn verloren. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, zu sagen, was ihn drückte.

Endlich, als er wieder gen Triberg gehen sollte, rang ihm die Mutter sein Geheimniß ab und versprach, das Ihre zu thun. Sie that's auch, und etwa gegen Pfingsten hin, saß wieder der alte Ohmacht bei dem gestrengen Herrn Bürgermeister Gaffner zu Rottweil. Dieses Mal aber nicht am Kachelofen, sondern im Garten, im Schatten der Traubenlaube und vor dem gestrengen Herrn standen Landolin's Schnitzwerke, die er mit gefälligem Blicke und Lächeln betrachtete.

Ja, Alterle, sagte endlich der Bürgermeister, ich glaub's dem ehrlichen Jungen und die Sache ist schlimm. Bis zu Herbst, etwa Allerheiligen oder da herum,

Digitized by Google

wird's jährig, daß du ihn nach Triberg gebracht. Da mußt du ihn auch wieder wegholen!

Leicht gesagt, gestrenger Herr Bürgermeister, versetzte Ohmacht; aber wohin dann mit ihm? Da liegt der Spielmann begraben, wo's Stelpern angeht! — Narr, sprach Gaffner, meinst, ich ließe dich im Stiche? Geh' Morgen gen Freiburg, das Gäßle hinter, das am Engelwirth vorbei und am Münster entlang führt, da wirst du etwa im dritten Haus den rechten Mann finden, dahin du deinen Landolin bringen kannst! —

Kaum war das Jahr bei dem Triberger Meister um, als Landolin nach Freiburg übersiedelte. Da zeigte sich gleich ein anderes Leben, denn der Meister war wirklich ein Meister, und es wurden bei ihm nur wirkliche Kunstwerke der Bildschnitzkunst ausgeführt.

Indessen war Landolin ein strebsamer Jüngling geworden, an dem sein Meister Freude hatte.

Herr Gaffner besuchte wohl einmal selbst die Werkstatt, und hörte nur Gutes von seinem Schützling und sah nur Gutes von ihm. Da lud er ihn dann auch zu sich nach Rottweil ein, und Landolin ließ sich nicht zweimal laden, und ging hin und wurde von der ganzen Familie mit Liebe aufgenommen.

Bei einem solchen Besuche, den er öfters wiederholte, sprach er sich einst darüber aus, wie er einen inneren Drang in sich fühle, statt des Schnitzmessers den Meissel zu führen, und eine Stufe höher in seiner Kunst zu steigen, das heißt ein rechter Bildhauer zu werden. Das billigte der Herr Gaffner sehr und versprach ihm, sich für ihn umzusehen, hier und da, wo er etwa einen Meister fände, bei dem ein Lehrling von solchen Talenten etwas davon tragen könnte. Das that er redlich, und als er einst gen Frankenthal kam, besuchte er dort die Werkstätte des berühmten Bildhauers Melchior und erzählte dem Meister von seinem Schützling, und der war bereit, ihn unter seine Schüler aufzunehmen.

Als er das dem Landolin sagte, blitzte sein Auge von Freude und Lust, und ein glühender Blick fiel auf des Bürgermeisters wunderschöne Enkelin, die damals sechszehn Jahre alt war, als sei sie der Preis seines Strebens und Ringens, was aber seine Seele dabei dachte, das erriet und ahnte Niemand.

Er kam denn nun zu dem Bildhauer Melchior und führte Zweispitz und Meissel bald mit einer solchen Geschicklichkeit, daß es einem vorkam, als habe er das von je und je gethan. Statt zu zahlen, verdiente er sich nun schon selbst ein Erkleckliches und bedurfte kaum noch der Zuschüsse seines Vaters, da er gelernt hatte, Weniges zu bedürfen und zu Rath zu halten, was er erwarb.

Seine Fortschritte in der Kunst waren so groß, daß ihm bald sein Meister die wichtigsten Arbeiten unbedenklich anvertraute, und Landolin rechtfertigte dies Vertrauen auf die glänzendste Art und Weise; aber es war seltsam, daß alle weiblichen Köpfe, die er meißelte, die Züge der schönen Enkelin des Bürgermeisters Gaffner von Rottweil trugen, die sein Meister wunderschön fand, ohne zu wissen, wer das Urbild wäre. Er stellte ihm das lobendste Zeugniß mündlich und schriftlich aus und prophezeihte ihm, daß er ein ausgezeichneter Künstler werden würde.

Man kann sich die Freude der Seinigen denken, wenn sie solche Nachrichten erhielten; aber noch größer wurde sie, als er selbst sie besuchte, und sie sahen, wie aus dem träumerischen Knaben Landolin ein schöner, in sich klarer, freudig in die Welt hinausschauender junger Mann geworden war. Einmal in Tunlingen, zog es ihn mächtig nach Rottweil, um dem Manne seinen Dank zu bezeugen, der sich um ihn so verdient gemacht hatte. Daß dabei auch der Wunsch in die Wagschale fiel, und nicht leicht, das wunderschöne Enkelkind seines Wohlthäters und väterlichen Freundes wiederzusehen, das sagte er freilich Niemanden. Und er sah sie, wie sie noch viel schöner geworden war, und ihr Bild grub sich noch tiefer in seine Seele.

Digitized by Google

Der Bürgermeister Gaffner nahm einen so lebhaften und warmen Antheil an dem jungen Manne, der sich nicht nur in seiner Kunst, sondern auch im Umgang und Leben durch das fleißige Lesen guter Bücher eine so schöne Bildung erworben hatte, daß er mit dem Meister Melchior in Frankenthal in einem steten Briefwechsel über ihn stand. Da hörte er denn nur Gutes und Schönes von ihm und gewann ihn täglich lieber. Er dachte nun auch daran, ihm Arbeit zuzuwenden, daß er seine gewonnene Kunst zu seinem Vortheil anwenden könne, zumal Landolin, als er in Rottweil war, den heißen Wunsch ausgesprochen hatte, einmal nach Italien reisen zu können. Dazu gehörten nur drei Dinge; nämlich erstens Geld, und zweitens — Geld und drittens — viel Geld, und Landolin hatte seinen Vater soviel gekostet, daß er ihm, mit Rücksicht auf seine Geschwister, kein Opfer mehr zumuthen konnte.

Da ergab sich eine schöne Gelegenheit, diese drei Dinge zu erwerben.

Die Stadt Rottweil hatte nämlich auf des Bürgermeisters Antrieb sich entschlossen, ihre Kirche mit Kunstwerken der Bildhauerei zu schmücken. Da war es denn ein Leichtes für Gaffner, es dahin zu leiten, daß seinem Schützlinge diese Arbeiten übertragen wurden. Was konnte dem jungen Ohmacht lieber sein, als in Rottweil sich aufzuhalten, mit dem Gaffner'schen Hause in tägliche Verbindung zu treten, um dem Gegenstande seiner Liebe nahe zu sein?

Das war das Höchste, was er wünschen konnte, und dieser Wunsch wurde erfüllt. Er führte seine Arbeiten auf's Schönste aus; erntete Lob und Ehre, verdiente eine schöne Summe und gewann die Liebe der schönen Enkelin seines Gönners, der so wenig gegen diese Liebe einzuwenden hatte, als die Eltern des Mädchens.

Allein jetzt war an eine Verbindung noch nicht zu denken. Beide waren auch noch sehr jung, und die Welt mußte Landolin erst sehen und sich in seiner Kunst noch weiter ausbilden.

Für's Erste kehrte er zu seinem lieben, treuen Meister Melchior nach Frankenthal zurück, der ihn dem churpfälzischen Hofe in Mannheim auf's Beste empfahl. Das zog. Er wurde nun hier mit Aufträgen betraut, die er vortrefflich ausführte. Darauf ging er nach Basel, wo er Freunde, Gönner und Aufträge erhielt. In dem alten Basel steckt viel Geld und die Leute hatten Sinn für seine schöne Kunst. Er wurde von hieraus nach Zürich empfohlen, wo er wieder längere Zeit verweilte. Immer aber lag der Gedanke in seiner Seele, Italien zu sehen, wo grade für seine Kunst so viel Herrliches aus dem Alterthum sich findet, und wo er mehr lernen konnte, als irgendwo in der Welt. Dafür sparte er, und seine Genügsamkeit und Einfachheit machte es ihm möglich, so viel sich zu sammeln, daß er die Ausführung seines Lieblingswunsches immer näher rücken sah. Mit seinen Lieben in Dunlingen und Rottweil blieb er in einer ununterbrochener Verbindung und keinen Schritt that er, den er nicht mit dem Bürgermeister Gaffner vorher berathen hätte. So kam der Frühling des Jahres 1790, und mit ihm die Erfüllung seines langgenährten Herzenswunsches.

Er zog nach Italien, sah das Höchste und Schönste, was die Bildhauerkunst alter und neuer Zeit hervorgebracht in Florenz, Rom und Neapel und benutzte die zwei Jahre, die er in diesem schönen, kunstreichen Lande verlebte, mit solchem Eifer, Fleiße und Erfolge, daß er nach ihrem Ablaufe als ein hochgeachteter, kunstreicher Meister daran denken konnte, in's Vaterland zurückzukehren.

Nach München berufen, arbeitete er hier längere Zeit und erwarb sich von hier aus einen großen Ruf in Deutschland. Man rief ihn nach Wien. Geehrt vom Kaiserlichen Hofe, fand er in dieser Stadt, wo so viele reiche, angesehene Familien leben, überall Ehre und Verdienst. Nachdem er Wien mit manchem Kunstwerke geziert, und seine Ersparnisse, die in Italien draufgegangen waren, nicht nur reichlich hergestellt, sondern um Vieles vermehrt hatte, zog er an den Hof nach Dresden, wohin ihm ein glänzender Ruf vorausgegangen war. Auch

Digitized by Google

hier weilte er längere Zeit, arbeitete im Auftrage des kunstliebenden Churfürsten manches herrliche Kunstwerk, von denen man mit der größten Achtung redete.

So lange war er nun schon der Heimath ferne gewesen, daß er ein stilles Heimweh im Herzen trug, nach Dunlingen, wo seine alten Eltern sich nach dem Sohne sehnten und nach Rottweil, wo sein Liebstes seiner harrte. Und doch sollte es noch nicht geschehen.

Nach Hamburg, wie durch ganz Deutschland, war sein hoher Künstlerruf gedrungen. Dort war einer der angesehensten, reichsten und geachtetsten Männer gestorben. Die trauernde Familie wollte ihm ein würdiges Denkmal setzen; aber nur die Hand eines der Ersten unter den Künstlern Deutschlands sollte es machen. Da war's denn der Name Ohmacht, den man vor Allen nannte. So erging der Ruf an ihn, nach Hamburg zu kommen, als er eben von Dresden nach seiner Heimath abreisen wollte. Er durfte den Ruf nicht ausschlagen, denn sein treuer Gönner und väterlicher Freund Gaßner rieth aufs Bestimmteste dazu, weil er zu ehrenvoll und zu vortheilhaft war, um ihn abzulehnen. Die Familie des Verstorbenen bot ihm Wohnung und Werkstatt an; aber wenigstens ein Jahr wurde das Ziel seiner Wünsche weiter hinausgerückt. Das Herz mußte schweigen und Ohmacht ging nach Hamburg.

Er vollendete das Denkmal in einer Weise, die seinen Ruhm auf's Höchste steigerte.

Aus allen Gegenden Deutschlands kamen ihm Aufträge zu, allein er war des Wanderns müde. Er wollte sich einen festen Herd gründen, Gaßner's liebenswürdige Enkelin heimführen als sein theueres Weib, und dann von diesem eigenen Herde aus die Aufträge ausführen, mit denen man ihn wahrhaft überhäufte.

Das konnte auch ohne Anstand geschehen, und es war durchaus nicht nöthig, daß er überall selbst hingehe. Er konnte daheim seine Zeichnungen machen; diese an die Besteller einsenden und dann in aller Ruhe, im Frieden und Glück seiner Häuslichkeit sie ausführen. Er verließ Hamburg mit Aufträgen, die ihn lange Zeit beschäftigen mußten, besuchte Weimar, Dresden, Mannheim; weilte bei seinem theuern Meister in Frankenthal, der nahe am Ziele seiner Tage stand; empfing überall neue Aufträge zu Kunstwerken, und eilte nach Dunlingen zu seinen theuern Eltern.

Welch ein Glück für sie, den geliebten Sohn als gereiften Mann, als berühmten, überall hochgeehrten Künstler wieder zu sehen! Wie baten die es ihm ab, die ihn einst als unbrauchbaren Menschen angesehen hatten! Wie freuten sich die schlichten, einfachen Menschen, ihn hochgeehrt wiederzusehen! —

Mit seinen einfachen Eltern, die er mit kindlicher Liebe ehrte, ging er nach Rottweil zu dem theuern Greise, dem er seine ganze Laufbahn verdankte, und zu dem Mädchen, das seine Seele liebte. Hier bekannte er dann den Eltern seiner Erkorenen und dem theuern Großvater, wie lieb er sie habe, und wie ihr Bild ihn überall hin begleitet habe, und bewies es durch ein in Marmor ausgeführtes Bild von ihr, das ihr sprechend ähnlich war, ob er sie gleich in vielen Jahren nicht gesehen.

Die Familie willigte gerne in die Verbindung, und die beiderseitigen Eltern, wie der liebe, alte Großvater segneten ihren Bund mit Freuden, und die Hochzeit ließ nicht eben lange auf sich warten. Jetzt aber kam die Frage über den künftigen Wohnort des Paares zur Sprache. Rottweil war der rechte Ort nicht. Ein Künstler muß in einer großen Stadt wohnen, das ist die unabweisbare Bedingung seines Bestehens.

Da wurde denn viel hin und her erwogen und endlich für Straßburg entschieden. Zwar geschah das nicht augenblicklich, sondern erst als der theure Großvater hinüber gegangen war. Dort lebte fortan Landolin Ohmacht, geehrt und geachtet. Sein häusliches Leben war ein sehr glückliches. Liebe und Eintracht und blühende Kinder verherrlichten es.

Digitized by Google

FRIEDRICH DER KAISER, BARBAROSSA

Digitized by Google

Jährlich wurden die lieben Eltern in Dunlingen und Rottweil besucht und glückliche Tage bei ihnen verlebt, bis der Tod auch ihre Augen schloß.

Ohmacht's künstlerische Thätigkeit war unermüdlich, und viele herrliche Werke hat seine Hand gebildet, die noch heute bewundert werden, sowohl in Carlsruhe, Straßburg, Mannheim, München, Dresden, Basel und Hamburg, als auch an vielen anderen Orten. Sich selbst setzte er ein Denkmal durch seine edle Gesinnung und sein achtungswürdiges Leben.

Kaiser Friedrich I., Barbarossa.

Mit einer Abbildung.

Wenn wir uns die alte stolze Zeit, wo das deutsche Reich alle andern Reiche der Christenheit an Größe und Macht und Glanz übertraf, in's Gedächtniß rufen und der gewaltigen Herrscher gedenken, welche für Ordnung und Wohlstand des Reiches im Innern, wie für die Macht und die Ehre des deutschen Namens nach Außen hin gewirkt und glorreich gestritten haben, so tritt uns gewiß vor allen zuerst der große Friedrich I. vor die Seele, Friedrich der Rothbart oder Barbarossa, wie ihn die Italiener nannten, aus dem Hause der Hohenstaufen. Sein Andenken hat sich die langen Jahrhunderte hindurch bei dem deutschen Volke in Ehren erhalten bis auf den heutigen Tag, denn unter ihm und durch ihn stand die Macht des deutschen Reiches in solchem Glanze und solcher Herrlichkeit da, wie unter keinem Kaiser nach ihm.

Auf den Vorschlag seines Onkels Lothar wählten, nach dessen Tode, die deutschen Fürsten ihn am 4. März 1152 zu Frankfurt a. M. und ließen ihn fünf Tage später zu Aachen in alter Pracht krönen.

Das deutsche Volk jubelte dem neuen 31-jährigen Könige freudig entgegen; denn er war bekannt, als ein edler kluger Fürst; im Frieden hatte er sich als einen besonnenen und mäßigen Mann gezeigt, im Kriege, namentlich noch zuletzt auf dem Kreuzzuge seines Oheims Konrad, als einen tapferen heldenmüthigen Führer. Friedrich war an Körper und Geist ein ächt deutscher Mann. Er war männlich schön, wie alle Hohenstaufen, schlank, wenn auch nicht hoch gewachsen, von starkem festem Körperbau, der von Jugend auf noch durch mannigfache Uebungen und Strapazen gestählt worden war. Sein Gesicht war fein und frisch; über seinen tiefen blauen Augen wölbte sich eine erhabene edle Stirne, seine Lippen hatten einen feinen Schnitt und gaben dem Ernst seiner Züge eine freundliche Milde. Das Blond seines etwas gelockten Haupthaares verlief sich in einen in's röthliche spielenden Bart, weßhalb sein Name Rothbart, Barbarossa. Stark wie sein Körper, war sein Geist. Er hatte einen scharfen Blick, ein rasches Urtheil und ein ungewöhnliches Gedächtniß, so daß er so leicht nicht einen Menschen vergaß, den er einmal gesehen; einen festen unbeugsamen Willen und ein hohes Zutrauen zu sich selbst. Im Gefühle dieser Kraft und dieser natürlichen Vorzüge hatte er eine feste ritterliche Haltung und eine einfache schlichte Weise sich zu tragen und zu benehmen. Hierzu kam eine volle klare Stimme und eine große Gewandtheit und Anmuth in Handhabung seiner Sprache, so daß er Aller Herzen leicht gewann. Auch zeigte er Liebe zu den Wissenschaften, besonders zur Geschichte, doch ließ ihm sein vielbewegtes Leben wenig Zeit dieser Neigung nachzugehen. Bei solchen Eigenschaften war es nicht zu verwundern, daß das deutsche Volk zu seinem neuen Kaiser mit Vertrauen und Liebe hinaufsah und sich durch ihn eine glänzende Zukunft versprach.

Den jungen Kaiser selbst erfüllte ganz die hohe Vorstellung von der Größe des deutschen Reiches. Gleich nach seiner Krönung durchzog er die verschiedenen

Digitized by Google

Theile Deutschlands, um zu ordnen und zu schlichten und überall der kaiserlichen Macht Ansehen und Geltung zu verschaffen. Sein Hauptaugenmerk hatte er aber von Anfang an auf Italien gerichtet; dorthin beabsichtigte er sobald als möglich einen Heereszug, nicht bloß, um, wie es von alter Zeit her Recht und Sitte der deutschen Könige war, sich in Rom von dem Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen, sondern auch, und dies war der Hauptgrund, um das Ansehen des Kaisers in Italien wieder herzustellen. Das verlangte die Ehre des deutschen Namens. Seit dem Kaiser Otto I., vom Jahre 901 an, galten die deutschen Könige als die Herrscher von Oberitalien bis hinab nach Rom; aber durch die Kämpfe der Könige Heinrich IV. und V. mit der Kirche, sowie durch die Schwäche des Königs Lothar war das kaiserliche Ansehen in Italien immer mehr gesunken, so daß die lombardischen Städte, welche seit Beginn der Kreuzzüge durch Gewerbfleiß und Handel sich zu Reichthum und Macht erhoben hatten, sich der Gerichtsbarkeit der kaiserlichen Statthalter völlig entzogen und zu freien Gemeinwesen gestalteten unter eigner selbstgewählter Obrigkeit. Um die Rechte des deutschen Kaisers kümmerten sie sich durchaus nicht mehr, zumal da seit Lothar kein deutsches Heer mehr in Italien erschienen war. Unter den vielen reichen Städten Oberitaliens war Mailand die mächtigste und übermüthigste, und diese Stadt rief auch zuerst den Zorn Friedrichs gegen sich auf.

Die Stadt Lodi in der Nähe von Mailand hatte sich bei dem neuen Kaiser wegen ungerechter Bedrückung Mailands beklagt, und Friedrich hatte einen Gesandten an die Mailänder abgeschickt mit dem Befehle, der Stadt Lodi gerecht zu werden. Als das kaiserliche Schreiben in der Volksversammlung vorgelesen wurde, wunderten sich die Mailänder höchlich über die Anmaßung des deutschen Kaisers und glaubten kaum, daß das Schreiben von ihm käme. Man warf es zu Boden und trat es mit Füßen, und der kaiserliche Gesandte hatte Mühe sich vor den Mißhandlungen der aufgebrachten Bürger zu retten. Hierüber gerieth der Kaiser in den größten Zorn und beschloß mit den nicht weniger erzürnten deutschen Fürsten, die gekränkte Ehre des Reichs an den übermüthigen Bürgern zu rächen und den Italienern die Macht der deutschen Waffen zu zeigen.

Im Herbste des J. 1154 ging der Kaiser mit einem wohlgerüsteten Heere, das von den vornehmsten deutschen Fürsten geführt ward, über die Alpen. Obgleich bei seinem Erscheinen in Oberitalien vielfache Klagen anderer Städte über den Uebermuth und die Ungerechtigkeit Mailands, sowie unwürdige Anträge der Mailänder selbst, den Zorn des Kaisers noch vermehrten, so wagte er es doch vor der Hand noch nicht die volkreiche kriegerische Stadt selbst anzugreifen, sondern begnügte sich damit, ihre Macht zu schwächen, die kleinen ihr untergebenen Städte zu zerstören oder ihr abwendig zu machen und ihre Feinde zu ermuthigen. So zerstörte er die Städte Chieri, Asti und Tortona., Aber durch die Belagerung dieser Städte, wobei auf beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung gekämpft wurde, schmolz sein Heer so zusammen, daß er eine bedeutende Unternehmung mit demselben nicht mehr ausführen konnte und nach Rom eilen mußte, um vor seinem Rückzug nach Deutschland sich dort die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen und die Verhältnisse dieser Stadt zu ordnen.

In Rom war seit längerer Zeit große Verwirrung, wozu ein Geistlicher, Arnold von Brescia, den ersten Grund gelegt hatte. Dieser, ein Schüler des großen Weltweisen Abälard, ein Mann von kräftigem Geiste und beseelt von dem Streben, eine Wiedergeburt der verderbten und verwirrten Zeit herbeizuführen, hatte offen gegen Papst und Kirche gelehrt: Damit die christliche Religion wieder in ihrer Reinheit hervortreten könne, müßten Papst und Geistlichkeit allem weltlichen Besitze entsagen und wieder wie in alter Zeit von Zehnten und freiwilligen Gaben leben. Die neue Lehre war zwar 1139 von einer großen Kirchenversammlung als ketzerisch verdammt und Arnold aus Rom vertrieben worden; allein die Römer hatten sich seine Lehre zu Nutz gemacht, den Papst aller weltlichen Rechte und Besitzungen beraubt und ihre Stadt für ein freies, sich selbst regierendes Gemeinwesen erklärt.

Digitized by Google

Seitdem lebten die Päpste mit den Bürgern von Rom in stetem Kampfe, in Rom aber herrschte die größte Unordnung.

Der jetzige Papst Hadrian IV. hatte, nachdem er sich eine Zeit lang mit den Römern vertragen und die Verweisung Arnold's von Brescia aus der Stadt durchgesetzt hatte, wieder flüchtig werden müssen und war eben auf dem Wege nach Oberitalien, als Friedrich mit seinem Heere heranzog. König und Papst verständigten sich; jener versprach dem Papste, ihm Arnold in die Hände zu liefern und die Römer wieder zu unterwerfen, der Papst versprach, den König in Rom zum Kaiser zu krönen und in jeder Weise zur Erhaltung und Mehrung der Ehre des Reiches behülflich zu sein.

Die Römer hielten dem Kaiser ihre Stadt verschlossen; die Deutschen aber versicherten sich auf Rath und durch Hülfe des Papstes während der Nacht der Leoninischen Stadt, des auf der rechten Seite der Tiber gelegenen Theils von Rom, und besetzten die Brücke, welche zu dem andern Theile der Stadt hinüberführt, damit der Kaiser ungestört am folgenden Morgen in der St. Peterskirche gekrönt werden konnte. In derselben Nacht ward Arnold von Brescia, den der Kaiser in seine Gewalt bekommen und dem Papste ausgeliefert hatte, auf einem Hügel nördlich von Rom als Ketzer verbrannt. Als die Römer die Flammen sahen, in denen der von ihnen verehrte Arnold verbrannt ward, als sie von der Besetzung der Leoninischen Stadt und von der heimlichen Krönung des Kaisers hörten, da griffen sie in wüthendem Zorne zu den Waffen und stürzten sich auf die Deutschen, welche gleich nach der Krönung außerhalb der Mauern ein Lager bezogen hatten. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf, der den ganzen Tag um die Mauern und durch die Straßen der Stadt hin- und herwogte; Allen voran kämpfte auf deutscher Seite der Kaiser selbst, ihm zur Seite der junge Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe. Friedrich kam dabei in die größte Gefahr; sein Roß stürzte, und nur durch die schnelle Hülfe Heinrichs des Löwen ward er gerettet. Erst am Abend zogen die Deutschen als Sieger in ihr Lager zurück. Von den Römern waren gegen 1000 Mann gefallen; aber auch die Deutschen hatten viel gelitten, obgleich erzählt wird, sie hätten nur Einen Todten gehabt und Einen Verwundeten. Trotz dieses Sieges konnte sich der Kaiser nicht lange vor den Mauern Roms halten. Er zog ab, indem er den Papst allein mit seinen Römern fertig werden ließ, und da sich bald Krankheit, Mißmuth und Sehnsucht nach der Heimath in seinem Heere einstellte, so entschloß er sich zur Rückkehr nach Deutschland, mit der Absicht, bald wieder mit einem größeren Heere zu erscheinen. Grade ein Jahr nach seinem Abzug langte er wieder in Deutschland an.

In Deutschland fand Friedrich bei seiner Rückkehr volle Beschäftigung; große und kleine Fürsten lagen gegen einander im Streit; Raub und Mord, Brand und Krieg war überall, kein Eigenthum war sicher. Aber der Kaiser griff rasch und entschieden ein und brachte durch strenge Strafen bald das Land zur Ruhe. So wurde der Pfalzgraf Hermann mit 10 edlen Grafen, unter ihnen ein Graf von Leiningen, Heinrich von Katzenelnbogen, Konrad von Kirberg, wegen eines verheerenden Krieges gegen den Erzbischof von Mainz zu der seltenen und entehrenden Strafe des Hundetragens verdammt; jeder mußte einen räudigen Hund, also daß sie die Vorderfüße des Hundes über den Schultern hielten und also den Hund auf dem Rücken hangen hatten, eine deutsche Meile tragen, und diese Strafe wurde im ganzen Reiche bekannt gemacht, wodurch die raub- und raufsüchtigen Ritter in nicht geringen Schrecken versetzt wurden, daß keiner mehr den Frieden zu stören wagte, zumal da der Kaiser obendrein bei seinen Zügen durch das Reich das Hängen und Kreuzigen nicht sparte.

Eine Hauptsorge des Kaisers war um diese Zeit die Zufriedenstellung Heinrichs des Löwen, des Herzogs von Sachsen aus dem Hause Welf, um eine völlige Ausgleichung des alten Streites zwischen den Häusern Welf und Hohenstaufen herbeizuführen und dadurch Deutschland vor weiteren Er-

Digitized by Google

schütterungen zu bewahren. Zwischen beiden verwandten Familien waren schon unter den zwei vorhergehenden Kaisern blutige Kriege geführt worden. Zuletzt hatte Friedrichs Oheim und Vorgänger, Kaiser Konrad, dem Vater Heinrichs des Löwen, Heinrich dem Stolzen, seine beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern genommen und an Andre vergeben. Als Heinrich der Stolze in der Blüthe seiner Jahre gestorben war, hatte Konrad seinem unmündigen Sohne zwar das Herzogthum Sachsen wieder zurückerstattet; Baiern aber hatte der mit den Hohenstaufen verwandte Markgraf von Oestreich, Heinrich Jasomirgott aus dem Hause Babenberg, behalten, und der junge Heinrich der Löwe fühlte sich noch immer beeinträchtigt.

Als Friedrich auf den Thron kam, suchte er das alte Unrecht seines Oheims wieder gut zu machen; er beabsichtigte, um Heinrich völlig zu versöhnen, ihm Baiern wieder zuzustellen, doch fand er einen hartnäckigen Widerstand bei Heinrich Jasomirgott. Schon vor dem ersten italienischen Zuge belehnte er den Welfen mit Baiern, ohne ihn in den förmlichen Besitz desselben setzen zu können, und Heinrich hatte ihm zum Dank dafür auf dem italienischen Zuge mit seiner Macht die nachdrücklichste Hülfe geleistet. Jetzt mußte Friedrich daran denken, sein Versprechen zu halten und ihm Baiern zu übergeben, und es gelang endlich seinen eifrigen Bemühungen, daß Heinrich Jasomirgott seine Ansprüche auf Baiern aufgab. Dagegen erhielt er die Markgrafschaft Oestreich, welche bisher unter Baiern gestanden, als ein selbständiges Herzogthum, erblich in männlicher und weiblicher Linie (1156). Durch diesen Act der Versöhnung erwarb sich Friedrich den Namen Vater des Vaterlands.

Um dieselbe Zeit erhielt der Herzog von Böhmen aus den Händen des Kaisers die Königskrone, der Herzog von Polen mußte dem deutschen Kaiser huldigen, wie das schon früher der König der Dänen gethan; das Königreich Burgund erhielt Friedrich durch seine Vermählung mit der Tochter des letzten burgundischen Königs. Die Macht und das Ansehen des Kaisers war so groß, daß im Jahr 1157 auf dem Reichstag zu Würzburg die Gesandtschaften aus allen Theilen Europas erschienen, aus Constantinopel und England, aus Italien und Dänemark, um ihn im Namen ihrer Herrscher zu begrüßen und ihm deren Freundschaft zu bezeugen.

Durch die erwähnten Begebenheiten war der Kaiser so beschäftigt gewesen, daß er seinen Zug nach Italien immer weiter hatte hinausschieben müssen. Endlich unternahm er 1158 seine zweite Fahrt. Mailand, das nach der Rückkehr Friedrich's nach Deutschland sein Haupt stolzer und trotziger als vorher erhoben hatte, wurde in die Acht erklärt und durch Umlagerung zu demüthiger Unterwerfung und zu einer Capitulation gezwungen, nach welcher die gewählten Consuln in Zukunft vom Kaiser bestätigt werden mußten. Auf einem Reichstage in den Roncalischen Feldern am Po unweit Piacenza wurde darauf von 28 Abgeordneten italienischer Städte und 4 Rechtsgelehrten der Universität Bologna ein Reichsgrundgesetz für Italien aufgestellt, welches dem Kaiser eine fast unumschränkte Macht über die lombardischen Städte einräumte. Die Mailänder unterwarfen sich auch diesen Roncalischen Beschlüssen; als aber bald darauf der Kaiser nach dem ihm zuerkannten Rechte ihnen ihre Consuln einsetzen wollte, weigerten sie sich deß, und der Krieg brach auf's neue aus.

Die Mailänder begannen zuerst die Feindseligkeiten. Am Sonntag nach Ostern 1159 zogen sie mit bewaffneter Macht aus gegen die Stadt Trezzo, wo der kaiserliche Schatz lag, eroberten sie und brannten sie nieder. Der Kaiser eilte zur Hülfe herbei, fand aber nur noch die Trümmer der Veste. Da schwor er in seinem Zorn, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis das übermüthige Mailand gedemüthigt sei. Nachdem er hierauf mehrere Burgen der Mailänder gebrochen und das mit Mailand verbündete Crema nach sechsmonatlicher furchtbarer Belagerung genommen, ging er mit einem Heere von ungefähr 100,000 Mann auf Mailand selbst los. Er verbrannte die reichen Aehrenfelder

Digitized by Google

in der weiten Ebene und verwüstete das ganze Gebiet im Umkreise von 7 Stunden. Zehn Tage lang wälzte sich das Feuermeer um die unglückliche Stadt. Dann ließ der Kaiser alle Wege die nach Mailand führten, besetzen und mit Burgen befestigen, damit keine Zufuhr in die Stadt gelangen könnte. Wer von den Mailändern in die Hände des Feindes fiel, wurde grausam verstümmelt. So wurden sie gezwungen in ihrer Stadt zu bleiben.

Bald war in der Stadt große Noth. Es war Feuer ausgebrochen und hatte nicht blos viele Häuser in Asche gelegt, sondern auch reiche Vorräthe von Lebensmitteln verzehrt. Die Theurung und der Hunger stiegen auf's äußerste, und das Volk verlangte mit Ungestüm den Frieden. Zum Hunger gesellte sich auch bald der Durst, indem die Deutschen der Stadt das Wasser abschnitten. Sie führten in der Umgebung der Stadt durstige Esel umher, um durch sie die unterirdischen Quellen zu entdecken, aus denen der Stadt das Wasser zugeführt ward; wo die Esel mit dem Fuße scharrten, grub man nach und leitete das entdeckte Wasser ab. Jetzt wurde das Elend der Bürger grenzenlos; das Volk rannte wüthend durch die Straßen und forderte Erlösung. Man mußte sich auf Gnade und Ungnade dem Kaiser ergeben.

Am 1. März 1162 erschienen mehrere Consuln und 8 Ritter aus Mailand vor den Kaiser; sie warfen sich, die bloßen Schwerter in den Händen, vor ihm nieder und übergaben die Stadt auf Gnade und Ungnade. Einige Tage darauf zogen mehr als 300 Ritter aus der Stadt, warfen sich vor den Thron des Kaisers, küßten seine Füße und baten um Gnade. Sie überreichten ihm die Schlüssel der Stadt, legten ihre Schwerter und 36 Fahnen an den Stufen des Thrones nieder und schwuren Gehorsam. Nach zwei Tagen nahten die Vornehmsten der Stadt, Alle, die seit 3 Jahren Consuln gewesen waren, und 1000 Krieger mit dem Fahnenwagen und 94 Fahnen dem Pallaste des Kaisers zu Lodi. Der Kaiser saß auf dem hohen Throne, der ganze Zug ging schweigend in Reihe und Glied an ihm vorüber, und jede Schaar legte ihre Fahne vor dem Throne nieder. Zuletzt nahte das Carroccio, der große stattliche Fahnenwagen, auf ihm ragte empor der hohe eiserne Mastbaum mit eisernen Blättern, auf seiner Spitze ein großes Kreuz mit dem heil. Ambrosius, dem Schutzheiligen der Stadt; unter dem Kreuze flatterte die weiße Stadtfahne mit rothen Kreuzen. Als der Wagen vor dem Throne angekommen war, neigte sich der hohe stolze Mast bis zur Erde, und zugleich stürzten Alle nieder auf ihr Angesicht und weinten und klagten und baten um Gnade. Sie erhoben sich wieder, ein Consul trat vor und sprach zu dem Kaiser; und als er geredet, warfen sich wieder alle klagend zur Erde. Der Jammer und das Elend der Unglücklichen erschütterte jedes Herz bis zu Thränen, aber der Kaiser blieb ungerührt. Er ließ die Unterwerfungsacte vorlesen und den Mailändern die Frage vorlegen, ob sie sich auf Gnade und Ungnade ergäben. Sie antworteten mit Ja und wurden entlassen, mit dem Befehle, am folgenden Tage wiederzukehren. Sie erschienen am folgenden Tage und erhielten den Bescheid des Kaisers, nach dem Rechte hätten Alle das Leben verwirkt, aber er wolle Gnade für Recht ergehen lassen. 400 der vornehmsten Bürger wurden als Geißeln zurückgehalten, die gemeinen Krieger mit dem Befehle zurückgeschickt, die Mauern an allen Thoren der Stadt soweit niederzureißen, daß der Kaiser mit dem ganzen Heere in breiten Colonnen hineinrücken könne. Dann wurden Abgeordnete in die Stadt gesandt, um im Namen des Kaisers von allen Bürgern den Eid unbedingter Unterwerfung zu empfangen. Darauf mußten am 19. März alle Bürger mit Weib und Kind aus der Stadt ziehen und vor den Thoren lagern. Sechs Tage lang dauerte die Auswanderung. Mit Bangen und Zagen erwartete man auf dem öden Felde das Urtheil des Kaisers. Am 26. März erschien Friedrich und befahl, die ungerechte Störerin des Friedens, das stolze Mailand dem Erdboden gleich zu machen; die Bürger aber sollten sich in 4 Flecken, jeder 2 Meilen von dem andern entfernt, ansiedeln. Nun zog der Kaiser mit dem ganzen Heere in die Stadt ein und ließ das Werk der Zerstörung beginnen. Mit freudigem Jauchzen legten die Italiener,

Digitized by Google

die Feinde von Mailand, Hand an, auf allen Seiten erhoben sich prasselnd die Flammen und wälzten sich von Straße zu Straße. Krachend stürzten die Balken und die Mauern, Hütten und Paläste sanken in Trümmer, und endlich nach sieben Tagen war die blühendste Stadt Italiens vom Erdboden verschwunden. Der aufsteigende Dampf verdüsterte Tage lang den Himmel und umzog die öden Trümmer. Was der Gewalt des Feuers widerstanden hatte, Thürme und Mauern, das zerstörte in den folgenden Tagen die geschäftige Menschenhand. Durch die Asche der Stadt sollen die Zerstörer kreuzweis einen Pflug gezogen und Salz in die Furchen gestreut haben, zum Zeichen, daß nie mehr Leben und Segen auf diesem Felde der Verwüstung aufblühen solle.

Am 7. Tage der Zerstörung, auf Palmsonntag, ließ der Kaiser auf den Trümmern der Stadt das Hochamt halten, dann zog er nach Pavia zurück und setzte jetzt zum erstenmal nach drei Jahren wieder die kaiserliche Krone auf das Haupt. Während man dort jubelte über das Glück des Kaisers, bauten die gedemüthigten Mailänder in stummem Schmerz in vier offenen Flecken ihre neuen Wohnungen auf. Ein kaiserlicher Vogt aber wurde über sie gesetzt, um jede gefährliche Regung niederzuhalten.

Nach dem Sturze Mailands unterwarfen sich voll Schrecken alle Verbündeten desselben dem Kaiser, zerstörten ihre Befestigungen, zahlten große Kriegssteuern und nahmen kaiserliche Vögte auf. So stand der Kaiser auf dem Höhepunkt seiner Macht und schaute siegreich über das niedergeworfene Italien, das bis nach Rom hin sich zitternd seinem Scepter beugte.

Aber der Druck, den die Vögte des Kaisers nach seiner Rückkehr nach Deutschland ausübten, reizte die Italiener zu neuer Empörung. Die meisten Städte, Padua, Piacenza, Verona, Treviso u. a., verjagten ihre Vögte und schlossen einen Bund gegen den Kaiser. Venedig, die mächtige Handelsstadt, schlug sich zu dem Bunde, der griechische Kaiser und der Papst Alexander reizten durch Wort und Geld. Damals waren zwei Päpste, die einander gegenseitig mit dem Bann belegt hatten. Paschalis III. war der Papst des Kaisers, der alles that, um ihm Anerkennung zu verschaffen; sein Gegenpapst Alexander dagegen, ein kräftiger energischer Mann, wurde von den Feinden des Kaisers anerkannt und war ein wichtiger Bundesgenosse der lombardischen Städte. Als Friedrich in Italien die Ueberhand gewann, entwich er nach Frankreich, während der Kaiser aber in Deutschland beschäftigt war, kehrte er nach Rom zurück, im November 1165, und seitdem war Rom der Mittelpunkt aller Feinde der Kaiser. Friedrich mußte eilen nach Italien zu kommen, um die Fortschritte seiner Gegner zu hemmen. Im November 1166 erschien er in Italien und marschirte sogleich auf Rom los. Während dem schloß sich in seinem Rücken der Bund der lombardischen Städte, aufgereizt durch den Papst Alexander, fester zusammen und beschloß, die Stadt Mailand wieder aufzubauen. Am 27. April 1167 erschienen die Truppen von Brescia, Cremona, Mantua, Verona u. s. w. mit wehenden Fahnen in den Burgflecken der Mailänder und führten die Bürger mit Sang und Klang auf die Trümmer ihrer Stadt zurück. Man legte sogleich Hand an's Werk, räumte den Graben auf, stellte Wälle, Mauern und Thore stattlicher und fester wieder her und baute die Häuser auf.

Sobald der Kaiser vor Rom ankam, griff er die Leoninische Stadt an und eroberte sie. Ein Theil der geschlagenen Römer hatte sich in die Peterskirche und die Marienkirche geworfen und wurde dort noch fast acht Tage täglich von den Deutschen angegriffen. Endlich warfen diese Feuer in die Marienkirche. Die Flammen schlugen zerstörend über den prächtigen Bau zusammen und verzehrten alles Herrliche und Heilige in seinem Innern, ja sie wälzten sich hinüber nach dem Dome des heil. Petrus. Die Römer vergaßen alle Vertheidigung und ließen von den Deutschen das Thor sprengen. Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn des Kaisers Konrad, drang zuerst mit den Seinen in die Kirche, richtete unter den Römern ein gräßliches Blutbad an und pflanzte das Banner des Reichs auf dem Altar

Digitized by Google

auf. Die erschreckten Bürger von Rom beeilten sich jetzt mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Sie verjagten den Papst Alexander und leisteten dem Kaiser den Eid der Treue; dafür wurde ihnen von diesem ihr Senat und alle ihre Rechte bestätigt.

Friedrich stand wieder als Sieger da, als Herr von Rom, neben ihm saß auf dem heiligen Stuhl sein Papst Paschalis. Nun galt es, die Städte Oberitaliens zu zertreten. Aber wenige Tage nach seinem Siege brach durch die ungesunde römische Luft, durch die Strapazen des Kriegs und die Unmäßigkeit der Seinen, eine furchtbare Seuche in dem Heere aus und wüthete unter Hohen und Niedern. Die Menschen stürzten, wie die Flocken des Schnee's, im Haus und auf der Straße und an den Gräbern der Todten. Die Hände reichten nicht hin, sie alle zu begraben; viele wurden in die Tiber geworfen, andere blieben auf der Straße liegen und verpesteten die Luft. Es starben viele der angesehensten Führer, über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und vom Rhein und fast alle deutschen Knechte. In 8 Tagen war das ganze Heer des Kaisers aufgerieben und Alles, was er bisher mühsam erkämpft, war wieder verloren. Die gläubigen Christen sahen in diesem Unglück die Rache des Himmels für die an den römischen Heiligthümern verübten Frevel und eine Wirkung des Bannstrahles, den Alexander auf den Kaiser geschleudert.

Friedrich verließ schleunigst Rom und mußte eilen, über die Alpen zu entkommen. Er zog, überall von seinen Feinden verfolgt, von einer Burg zur andern, nirgends länger als drei Tage verweilend, und rettete sich endlich durch Savoyen hinüber nach Burgund. Unterwegs kam er in der Stadt Susa in Lebensgefahr. Die Bürger, erzürnt über die Hinrichtung eines edlen Brescianers in ihrer Stadt, drangen gegen Morgen in sein Schlafgemach ein; aber statt des Kaisers fanden sie einen deutschen Ritter, Hartmann von Siebeneich, in seinem Bette. Er selbst war während der Nacht mit seiner Gemahlin und fünf Getreuen in der Kleidung eines Knappen entflohen. Die Susaner ehrten die Treue des Ritters und ließen ihn seinem Herrn ungekränkt nach Burgund nachfolgen.

Friedrich kam als Flüchtling nach Deutschland zurück und konnte sobald nicht wieder daran denken, die kaiserliche Macht in Italien herzustellen. Sieben Jahre lang blieb er in Deutschland und wandte alle seine Kraft an, um das Reich in Ruhe zu erhalten und seine Lande durch die Kräfte des Friedens zum Glück und Wohlstand zu bringen. Er beförderte den Ackerbau und den Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften, und brachte die Städte durch Begünstigungen aller Art zu großem Flor. Zugleich machte er bedeutende Erwerbungen zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Während dieser Zeit aber gab er seine alten Pläne auf Italien nicht auf. Nachdem er ein bedeutendes Heer zusammengebracht, rückte er im September 1176 auf demselben Wege, auf dem er vor sieben Jahren geflohen war, in Italien ein, legte Susa, wo er hatte flüchtig werden müssen, in Asche, unterwarf Asti und Turin und hoffte auch bald mit den lombardischen Städten fertig zu werden. Aber diese hatten in der Erwartung eines neuen Angriffs des Kaisers die letzten Jahre nicht ungenützt gelassen; sie hatten sich enger mit einander verbunden und viele mächtige Städte und Fürsten für ihre Sache gewonnen, sie hatten in der Nähe der dem Kaiser befreundeten Stadt Pavia eine neue starke Festung gebaut, die sie Alexandria nannten, zu Ehren ihres Papstes, dem Kaiser zum Trotz. Namentlich war das wiederhergestellte und neu aufgeblühte Mailand stärker befestigt als zuvor und bildete wieder den Mittelpunkt aller Feinde des Kaisers.

Dieser legte sich vor das verhaßte Alexandria, aber alle seine Bemühungen es zu nehmen, blieben vergebens; nach vier Monaten mußte er mit bedeutenden Verlusten abziehen und einen Waffenstillstand mit den Lombarden schließen, den er dazu benutzte, sein zusammengeschmolzenes Heer zu ergänzen. Besonders wandte er sich an seinen mächtigsten Vasallen in Deutschland, Heinrich den Löwen, der ihn auf diesem Zuge bis jetzt nicht unterstützt hatte. Heinrich hatte im Laufe der Zeit sein Herzogthum Sachsen nach verschiedenen Seiten hin vergrößert, so daß er fast ganz Norddeutschland inne hatte, vom Niederrhein bis zur Oder, und dazu besaß er auch noch Baiern. Eine solche Macht ermuthigte ihn, sich kühn dem Kaiser an die Seite zu stellen; die von dem Kaiser empfangenen Wohlthaten

Digitized by Google

hatte er undankbar vergessen, und Eigennutz und Herrschsucht leiteten seine Handlungen, ja, man machte ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf, er strebe darnach, den Kaiser zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen.

Als Friedrich die Nachricht erhielt, daß Heinrich ihm den Beistand verweigere, lud er ihn zu einer Zusammenkunft nach Chiavenna, nördlich vom Comersee. Dorthin kam der Kaiser von Pavia aus, Heinrich von dem nahen Baiern her. Mit der alten Herzlichkeit empfing jener seinen Vetter und Jugendfreund, aber in Heinrich waren alle Regungen der Freundschaft erstorben. Friedrich machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen, erinnerte ihn an die frühere Freundschaft, an die ihm zugewandten Wohlthaten, an die Ehre des Reichs und den Eid der Treue, den er dem Reich und dem Kaiser geschworen, versprach ihm treue Unterstützung in allen seinen Unternehmungen. Aber Heinrich blieb unbewegt. Er sei zu alt, sagte er, zu schweren Kriegszügen; und doch war er erst 47 Jahre alt. Da warf sich der Kaiser dem Herzog zu Füßen und bat ihn knieend, ihn in dieser letzten Noth nicht zu verlassen. Heinrich erschrack über diese Demüthigung des Kaisers; aber Jordanus Truchseß, der Vasall Heinrichs, lachte und sprach: „Die Krone, Herzog, die du zu deinen Füßen siehst, wird bald auf deinem Haupte glänzen!“ Ein Mann des Kaisers erwiederte: „Ich fürchte, die Krone wird über dein Haupt emporwachsen!“ Die Kaiserin hob, wie es heißt, ihren Gemahl auf und sprach: „Gott wird dir helfen, wenn du einst dieses Tags und seines Hochmuths gedenkst.“ Der Welfe blieb unerschüttert bei seiner Weigerung und zog mit seinem Gefolge nach Baiern zurück. Aber der Tag von Chiavenna bestimmte das künftige Schicksal des stolzen Mannes.

Bald darauf traf Friedrich mit dem Heere der Lombarden bei Legnano zusammen und es entspann sich eine furchtbare Schlacht, am 29. Mai 1176. Die Mailänder standen mit ihrem Carroccio in der Mitte der Schlachtreihen und bildeten den Kern des Heeres. Um das Carroccio standen zwei Reiterschaaren, aus den angesehensten und tapfersten Bürgern gebildet, die Schaar des Todes, 900 Mann stark und die heilige Schaar des Carroccio, 300 Mann stark. Beide hatten dem Vaterlande den Schwur geleistet, eher zu sterben, als zu fliehen. Der Kaiser, der, trotz der geringen Anzahl der Seinen, sich zu dem Treffen verstand, griff mit der Reiterei den einen Flügel des Feindes mit solchem Ungestüm an, daß dieser sich in die Flucht warf und sogar viele Mailänder im Mitteltreffen mit sich fortriß. Nun griff er das Mitteltreffen mit dem Carroccio selbst an; aber die Schaaren des Todes und des Carroccio standen unbeweglich. Es entstand ein heißer Kampf, die Flüchtigen sammelten sich zum Theil wieder und kamen in die Schlacht zurück. Der Bannerträger des Reichs fiel, die Deutschen wichen und geriethen in Verwirrung. Der Kaiser, hoch auf seinem Roß in glänzender Rüstung, stürzte auf's neue in den Feind ein. Da sank sein Pferd zusammen und er selbst verschwand im Getümmel. „Der Kaiser ist gefallen!“ ertönte es nach allen Seiten, und in der größten Verwirrung wandte sich Alles zur Flucht. Viele wurden niedergehauen, Viele ertranken im Tessino; das Lager mit reicher Beute, worunter des Kaisers Schild, Fahne, Kreuz und Lanze, fiel in die Hände der Sieger. Den Kaiser hielt man allgemein für todt. Die Kaiserin in Pavia hatte schon Trauerkleider angelegt; da erschien er unerhofft, zur großen Freude der Seinen in der Stadt. Er hatte sich mit Wenigen durch den Feind hindurchgeschlagen und war auf Umwegen nach Pavia geflohen.

Durch die Schlacht bei Legnano waren alle Pläne des Kaisers in Betreff Italiens zu nichte gemacht. Er mußte suchen, sich sobald als möglich mit seinen Gegnern auszusöhnen. Zu Venedig kam es zu einem Vergleiche mit dem Papste und mit den lombardischen Städten. Mit der Kirche wurde ein ewiger Friede geschlossen, mit den lombardischen Städten ein Waffenstillstand von sechs Jahren, und als dieser abgelaufen war, ging man zu Constanz im Jahre 1183 einen dauernden Frieden ein, demzufolge der Kaiser den Bund der Städte als eine selbstständige Macht anerkannte, ihnen alle Hoheitsrechte, die er früher besessen, abtrat, und ihnen gestattete, nach ihrem Willen Truppen auszuheben, Befestigungen anzu-

Digitized by Google

legen, das Recht nach ihren eigenen Gesetzen auszuüben und ihre Consuln selbst zu wählen; nur sollten diese durch einen Abgeordneten des Kaisers eingesetzt werden; dagegen ehrten die Städte den Kaiser als ihren Herrn und König.

Nach dem Vergleich zu Venedig ging Friedrich im September 1178 nach Deutschland zurück, nachdem er schon von Italien aus an dem Netze gearbeitet hatte, das den Löwen, den trotzigen Vasallen, durch dessen Unbotmäßigkeit seine Sache in Italien verloren gegangen war, umgarnen sollte. Heinrich wurde auf mehrere Reichstage zur Verantwortung geladen, ohne zu erscheinen, und zuletzt in die Acht und aller seiner Länder, die er vom Reiche hatte, für verlustig erklärt. Die Herzogswürde von Sachsen, oder Westphalen und Engern erhielt der Graf Bernhard von Anhalt, der Sohn Albrechts des Bären; doch wurden, um das Herzogthum zu schwächen, bedeutende Stücke des Landes davon abgezogen und an andere Fürsten und an Städte vergeben. Das Herzogthum Baiern wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einem um den Kaiser sehr verdienten Manne, dem Ahnen des noch jetzt in Baiern regierenden Hauses, zugesprochen; doch wurden auch von diesem Lande beträchtliche Theile weggenommen.

Nach einem mehrjährigen Kampfe mußte sich Heinrich der Gnade des Kaisers unterwerfen. Er erschien im November 1181 auf einer Versammlung zu Erfurt vor Friedrich und warf sich ihm zu Füßen. Das edle Herz des Hohenstaufen vergaß des Tages zu Chiavenna, wo er vor dem Herzog auf den Knieen gelegen; er hob mit Thränen im Auge den früheren Freund vom Boden auf und gab ihm den kaiserlichen Kuß. Seine Erblande Braunschweig und Lüneburg ließ er ihm, aber verbannte ihn auf drei Jahre aus den Grenzen des Reichs. So wanderte der einst so mächtige Herzog 1182 mit seiner Gemahlin und seinen Kindern als Verbannter an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs von England, in das Land, wo noch heute sein Stamm auf dem Königsthrone sitzt. Sein großes, unter stolzen Plänen zusammengebrachtes Reich war zerstückelt und an seine Feinde vergeben. Einer seiner Zeitgenossen vergleicht es mit einem edlen Rosse, das von wilden Thieren zerrissen wird: „der wilde Bär, der Fürst von Anhalt, kriegt den Kopf davon; der Luchs, der Herzog von Baiern, Otto von Wittelsbach, kriegt ein Bein; der beißende Hund, der Landgraf von Hessen, ein Hufeisen; der beißende Eber, der Graf von Holstein, läuft mit der Lunge weg, und so Andere mit andern Stücken; doch das Herz behielt der Löwe, der Herzog von Braunschweig."

In den folgenden Jahren hatte der Kaiser Friede überall, in Deutschland, wo die Macht des trotzigen Löwen gebrochen war, und in Italien, wo die lombardischen Städte aus erbitterten und verhaßten Feinden seine Freunde geworden waren. Darum hielt Friedrich auf Pfingsten 1184 ein großes Friedensfest zu Mainz, zu welchem sich die Fürsten und Ritter nicht blos aus Deutschland, sondern auch viele aus fernen Ländern der Christenheit zusammenfanden. Darauf zog er nach Italien, nicht zu Kampf und Streit, sondern zu einem schönen Feste. Er hatte nämlich seinem ältesten Sohne Heinrich, der zu seinem Nachfolger im Reiche bestimmt war, die Hand der reichsten Erbin Europas, Constanze, der Erbin von Sicilien und Neapel, verschafft und dadurch seinem Hause die Aussicht auf den Besitz ganz Italiens erworben. Jetzt zog er nach Italien zum Hochzeitsfeste. Die Mailänder hatten sich die Gnade erbeten, die Vermählung in ihren Mauern feiern zu dürfen und der Kaiser hatte ihnen diese Ehre gerne gewährt. Von allen Seiten strömten die Bürger der italischen Städte nach Mailand, um an der Freude des Kaisers Theil zu nehmen. Aller Herzen schlugen jetzt dem Kaiser in Liebe und Dank entgegen; denn durch den Frieden, den er ihnen gewährte, waren ja ihre Felder wieder aufgeblüht und ihre Städte wieder reich geworden. Deutsche und Lombarden, die sich einst so hart bekämpft, schienen jetzt ein Volk zu sein, und der Kaiser war in ihrer Mitte so heiter und glücklich, daß er eine allgemeine Verzeihung aller früheren Vergehen durch ganz Italien

Digitized by Google

verkünden ließ. Dieser Friedenszug war die letzte und schönste Fahrt des 65jährigen Kaisers nach Italien.

Um dieselbe Zeit, wo das Vermählungsfest des jungen Hohenstaufen Heinrich in Italien gefeiert ward, war Heinrich der Löwe aus seiner Verbannung zurückgekehrt und hatte sich mit dem Papste, dem die wachsende Macht der Hohenstaufen für die Kirche gefährlich schien, wie mit mehreren unzufriedenen Kirchenfürsten Deutschlands in empörerische Verbindungen gegen den Kaiser eingelassen. Schon begannen die Vorbereitungen zu neuem Kampfe, da ertönte auf einmal durch ganz Europa der Ruf, Jerusalem sei wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen. Diese Schreckenskunde brachte einen Stillstand in alle Geschäfte und unterbrach alle kleinlichen Fehden. Die ersten Fürsten der Christenheit entschlossen sich, zur Befreiung des heiligen Grabes einen Kreuzzug zu unternehmen, Richard Löwenherz, König von England, der König von Frankreich Philipp August und selbst der alte Kaiser Friedrich.

Friedrich unternahm den Zug mit großem Eifer; er wollte durch dieses heilige Werk sein glorreiches Leben würdig beschließen. Der fromme Greis hielt die Eroberung des heiligen Landes für eine Pflicht, die er seinem Schöpfer, der ihn in seinem Leben in so reichem Maße gesegnet hatte, schuldig sei. Er fühlte selbst den religiösen Drang dazu in sich; eine gewisse Sehnsucht trieb ihn nach Asien und zugleich die Hoffnung, den Glanz seiner Waffen dort verbreiten zu können. Im März 1188 nahm der Kaiser auf dem großen Reichstage zu Mainz das Kreuz, und mit ihm eine Menge der ausgezeichnetsten deutschen Fürsten. Das Heer wuchs bis zu 100,000 Mann. Im Mai 1189 brach Friedrich von Regensburg auf; er zog durch Ungarn, Bulgarien, Griechenland und Kleinasien unter vielfachen Kämpfen mit den verrätherischen Griechen und mit den Türken und gelangte endlich bis nach Cilicien. In der Nähe von Seleucia lagerte man sich an dem Ufer des Flusses Kalykadnus oder Saleph, um sich in dem anmuthigen Thale von den Strapazen des Marsches auszuruhen. Hier war es, wo der Kaiser, eingeladen von der klaren Fluth, nach fröhlichem Mahle zum Bade in den Fluß stieg und sich am Schwimmen ergötzte. Aber der Strom war reißend und voller Strudel. Während Friedrich mit einem Strudel rang, wurde er vom Schlage getroffen und versank. Zwei sächsische Grafen, Rudolph und Wildbrand von Hallermund, und der Bischof Heinrich von Basel stürzten sich, ihn zu retten, ihm nach; aber auch sie wurden von dem Strudel verschlungen. Da warf sich ein andrer Ritter zu Pferd in den Fluß; er fand den Kaiser, vom Strome fortgetrieben, mit dem Haupte an einem vorstehenden Baume hangen und brachte ihn an's Land. Man wandte alle Mittel an, den Besinnungslosen wieder in's Leben zurückzurufen; noch einmal schlug er die Augen auf, sprach noch einige Worte zu seinen verzweifelnden Freunden und verschied. Es war am 10. Juni 1190. Im 69. Jahre seines Lebens schloß der große Kaiser fern von seinem Reiche seine thatenvolle Laufbahn.

Vier Tage klagte das Heer in grenzenloser Trauer um den geliebten Führer und Kaiser; da stellte sich der Sohn des Kaisers, Friedrich von Schwaben, an ihre Spitze und führte sie weiter. Ueber Antiochien und Tyrus gelangte man in das Lager vor Accon, welche Stadt von Richard Löwenherz und Philipp August belagert ward. Hier starb Friedrich von Schwaben nach einigen Tagen an einer Seuche. Das auf einige Tausend Mann zusammengeschmolzene Heer kehrte später unter Herzog Leopold von Oesterreich in die Heimath zurück.

Die Leiche des Kaisers Friedrich lag zu Tyrus begraben. Wäre er am Leben geblieben, der Kreuzzug hätte wahrscheinlich einen glücklicheren Ausgang gehabt. „Hätte Gott nicht", sagten die Sarazenen, „den Kaiser des Abendlandes im Augenblick, da er in Syrien einbrechen wollte, hinweggenommen, so wäre wohl später von Syrien und Aegypten gesagt worden: hier herrschten einst die Moslims." Eine solche Meinung hatten die Muhamedaner von der Macht und der Tapferkeit des Kaisers. In Deutschland wollte man kaum die Nachricht

Digitized by Google

glauben, daß Friedrich todt sei; über einen solchen Mann schien der Tod kein Recht und keine Macht zu haben. Darum bildete sich der Glaube, der große Kaiser lebe noch in dem fernen schönen Osten und werde einst in seiner Herrlichkeit ins deutsche Reich zurückkehren. In der späteren bedrängten Zeit des Reiches aber entstand die Sage, der große Kaiser Friedrich, aus dem Morgenlande zurückgekehrt, schlafe in einer weiten, mit goldenen Sternen besetzten Grotte des Kyffhäuser, eines Berges südlich vom Harze, auf dem eine Burg Friedrichs stand. Hier sitze er vor einem steinernen Tische, und sein langer weißer Bart sei durch den Stein gewachsen. Einst kam, so erzählt die Sage, ein Hirtenknabe in die Grotte des Berges und traf den schlafenden Kaiser. Dieser hob das schwere Haupt empor und fragte den Knaben, ob noch die Raben um den Berg krächzten. Der Knabe bejahte es; da ließ der Kaiser das Haupt wieder sinken und sprach: „Wehe, so muß ich noch hundert Jahre schlafen.“ Einst soll er wieder erwachen, wenn das deutsche Reich in neuer Herrlichkeit aufblüht.

Ein Blick auf die Spiele der Völker.

Von A. W. Grube.

Ein aufmerksamer Blick auf die bei den Völkern in den verschiedensten Gegenden herrschenden Spiele überrascht uns mit der Wahrnehmung, daß wenn der Spieltrieb dem Menschen angeboren, auch seine Aeußerung im Wesentlichen bei allen Völkern in den verschiedenen Erdtheilen dieselbe ist. Alle Völker, die rohesten wie die civilisirtesten, tanzen, denn es liegt in der menschlichen Natur, die Fröhlichkeit und festliche Stimmung des Gemüthes durch hüpfende und drehende Bewegung des Körpers darzustellen. Ebenso sind die Veranlassungen zum Tanz, Opfer, Hochzeiten, Schlachtenkämpfe und Siege überall die gleichen. Der gleichen Ursache entspricht die gleiche Wirkung. Oder sind nicht die Schlacht- und Waffentänze der schwarzen Eingebornen Australiens, der Neger Central-Afrika's, der Rothhäute Amerika's mit unwesentlichen Abänderungen die gleichen, wie sie die Spartaner oder die Jünglinge unserer germanischen Altvordern tanzten? Der altgriechische Waffentanz, „Pyrrhiche“ genannt, ward ursprünglich in Kreta von den Kureten (Jupiterspriestern) an Festtagen zur Belustigung der Zuschauer aufgeführt; in Griechenland aber und namentlich in Sparta veredelte sich dieser Waffentanz zur geschickten Waffenführung und künstlichen Darstellung kriegerischen Kampfes. Man machte behende vorsichtige Wendungen, um den Schlägen und Stößen des Gegners auszuweichen, beugte sich, zog sich zurück, fiel zur Erde und schnellte sich plötzlich in die Höhe. Auf der Seite des Gegners stellte man alle Bewegungen des Angreifenden dar, den Wurf des Pfeiles und der Lanze, den Hieb mit dem Schwert. Die Tänzer waren in voller Rüstung und sangen Lieder dazu.

Wir finden Aehnliches selbst bei der schwarzen Race. Ladislaus Magyar berichtet von seinem Besuch bei dem Negerkönig Bitepa, der soeben seinen Bruder ermordet und sich selber des Thrones von Kombala bemächtigt hatte: „Auf der von riesenmäßigen Baobab-Bäumen beschatteten Hochebene hatten sich, in kleinere und größere Haufen getheilt, die aus verschiedenen Völkern gesammelten Krieger des Bitepa zerstreut. Hier fesselten meine Aufmerksamkeit die Muhanda, dort die Haufen der Ackanyama. Jene hatten ihre Waffen — eiserne Speere, Pfeile und hölzerne Keulen — in mehrere Haufen gestellt, einige rauchten, andere brieten Rindfleisch und verzehrten es halb roh, während noch andere, ihren schlanken hohen Wuchs zeigend und ihr Haupt mit hellfarbigen Federn geschmückt, in Begleitung der Töne ihrer beliebten Marenba-Musik, den Minyanga oder Kriegstanz tanzten, der bei diesen Völkern gebräuchlich ist. Die Krieger stehen sich in gleichlaufenden Reihen gegenüber, und mit den Waffen in der Hand stellen sie durch ihre Bewegungen die Weise ihres Kampfes dar. Dabei singen sie allerlei wilde

Digitized by Google

Schlachtlieder, z. B.: „Wenn du tapfer bist, jetzt ist's Zeit, ziehe auf's Schlachtfeld, aber sei ein Mann! denn noch heute werde ich deine Eingeweide der Sonne aussetzen!“ Ein anderes lautet: „Das Gift meines Speeres ist so wirksam, daß meinem Feinde, wenn ich ihn damit treffe, nicht einmal Zeit bleibt, von seiner Geliebten Abschied zu nehmen.“

Nackt tanzen auch die eingebornen Schwarzen Australiens ihren Kriegstanz, „Korrobery“ genannt. Sie machen die verschiedenartigsten Schwenkungen und schwingen dabei ihre Speere, Keulen, Schilde und Bumerangs (Wurfhölzer). Plötzlich theilen sie sich in zwei Parteien, und stürmen nicht singend, sondern brüllend gegen einander. Die eine Partei wird in den dunkeln Wald zurückgeworfen, die Zuschauer hören von dorther dumpfe Keulenschläge, Stöhnen und wildes Siegesgeschrei. Dann kehren beide Parteien zurück und stellen sich auf die entgegengesetzte Seite des bei solchen Gelegenheiten stets brennenden Feuers auf. Die Weiber haben über ihre Kniee ein Thierfell gespannt, trommeln darauf los und begleiten diese Musik mit ihrem Geschrei, doch Alles in strengem Takt, nach welchem nun die Männer tanzen, indem sie auf gleicher Stelle bleibend die Erde stampfen. Die Trommelschläge werden rascher und damit die Bewegungen der Tanzenden, die immer höher springend in der Luft ihre Beine in eine zitternde Bewegung setzen — wie unsere Ballet-Tänzer —, sich schlangenartig dehnen und winden und dabei laut zischen. Sie wissen mit diesem Kriegs- und Freudentanz auch mimische Vorstellungen zu verbinden, indem sie stets im Takte hüpfend oder springend, die Bewegungen des Känguruh, des Emu und Dingo (wilden Hundes), nachahmen. So haben auch die Indianer Südamerika's ihre mimischen Tänze, indem sie die Gebehrden der Makak (langgeschwänzten Affen) des Tukan (Pfefferfraß) und Tapir nachahmen.

Die Indianer Nordamerika's tanzen ihren Kriegstanz vor und nach einem Kriegszuge; die Tänzer treten dann einzeln in die Mitte eines um sie gebildeten Kreises, erzählen ihre Heldenthaten und schlagen dabei öfters mit ihrer Keule gegen einen aufgerichteten Pfahl.

Im Jahre 1735 reiste Condamine nebst einigen andern französischen Gelehrten nach Amerika, und fand dort bei den Indianern Südamerika's Gummi-Bälle, die sie aus dem verhärteten Saft der Siphonia formten. Das Ballspiel ist auch unter den Indianerstämmen Nordamerika's sehr beliebt.

Als Columbus Amerika entdeckte, fand er bereits das Ballspiel auf den Antillen, und es wäre unbegründet anzunehmen, die Rothhäute hätten es der alten Welt entlehnt. Bei Einbruch der Nacht — so erzählt der Missionär Domeney von den Indianern des Südwestens — kommen sie, eine Fackel in der einen, ihren Ballstock in der andern Hand, aus ihren Wigwams heraus, und ziehen singend auf den Kampfplatz, den zuvor eigens hergerichteten Spielgrund. Die Parteien theilen sich dann und ziehen sich an die Pfosten ihrer Umzäunung. Es sind nämlich in der Entfernung von 6 zu 6 Fuß Pfähle von 20 bis 25 Fuß Höhe in den Boden gesteckt und durch eine Querstange verbunden; in der Mitte dieser zwei gleichlaufenden Barrièren stehen zwei kleine Bäume, nach denen die Kampfrichter bei dem gegebenen Signal den Ball werfen, den nun jede Partei in ihre Umzäunung zu bringen sucht. So oft der Ball hineinkommt, wird dem Sieger ein point angerechnet, und die Partei, welche schließlich die meisten points zählt, hat gewonnen. Das Spiel findet natürlich am Tage Statt, aber der Vorabend wird mit dem Ballspieltanze verherrlicht, und zu diesem ziehen, wie schon erwähnt, die Tänzer mit Fackeln. Zum Schall der Trommel und mit wildem Geschrei springen sie wohl eine halbe Stunde lang, indem sie ihre Ballstöcke erheben und in der Luft sie schwingend aneinanderschlagen. Die Frauen tanzen ebenfalls, und bitten den großen Geist, ihrer Partei den Sieg zu verleihen. Auf diesen Sieg kommt allerdings viel an, denn wie vor einem englischen Wettrennen werden ansehnliche Wetten gemacht und nicht bloß Decken, Halsbänder, sondern auch werthvolle Waffen, Kleider und Pferde zum Einsatz gegeben.

Digitized by Google

Am Morgen des folgenden Tages stehen beide Parteien kampfgerüstet sich gegenüber und warten des Flintenschusses, der das Zeichen zum Anfang gibt. Vier Greise, aus den Medizinmännern gewählt, sind die Kampfrichter. Das Signal wird gegeben und einer der Richter wirft den Ball nach jenen zwei kleinen Bäumen in der Mitte des Lagers. Sofort stürzen auch die Spieler sich auf den Ball, um ihn mit ihren Stöcken in ihre Umzäunung zu werfen. Die Männer laufen so schnell als der Ball fliegt und dieser bleibt oft eine halbe Stunde lang in der Luft. Nicht selten stürzen sie sich mit solcher Hast auf den Ball, daß sie übereinanderfallen, einen Hieb empfangen, dem sie in ihrem Eifer nicht ausweichen, mit blutigen Köpfen über einanderstürzen, sich Arm und Bein verrenken. Solche Unfälle erregen bei den Parteien die größte Heiterkeit und lautes Gelächter. Wer aber seinem Lager den Sieg verschafft hat, dessen Lob ist in Aller Munde, er ist der Held des Festes und Alles wetteifert, ihn bei nächstem Spiel als Bundesgenossen zu gewinnen.

Wir finden bei den Rothhäuten Männerwettläufe, Pferderennen, Schifferstechen, die ganz nach den in civilisirten Ländern üblichen Regeln abgehalten werden. An das Ringelstechen unseres Karoussselreitens erinnert ihr Lanzenspiel. Es wird nämlich in der Mitte eines Platzes ein Ring, etwa 2 bis 3 Zoll im Durchmesser haltend, senkrecht eingesteckt, und die Kämpfer sind bemüht, ihre sehr langen Lanzen, an welchen mehre runde Lederscheiben befestigt sind, so durch den Ring zu stoßen, daß derselbe nicht umstürzt. Der Gewinnende ist der, welcher den Ring erst bei dem letzten Lederscheibchen fallen gemacht, überhaupt die meisten points zusammengebracht hat. Jeder durchgebrachte Lederring zählt für ein point.

Auf Java ist noch jetzt ein Turnierspiel, „Senebu" genannt, in Gebrauch, das mit unsern Ritterspielen des Mittelalters große Aehnlichkeit hat. Der Bupati oder Regent läßt die Standespersonen (unserem Adel entsprechend) einladen, gewöhnlich auf einen Montag. Die Ritter erscheinen zur bestimmten Stunde auf ihren kleinen wohlgeformten Pferden, deren Gezäume reich mit Goldborden geschmückt ist. Sie tragen eine zierliche Mütze, eine Leibbinde und Beinkleider aus geblümtem Kattun.

Auf dem Kampfplatz stellen sie sich reihenweis hinter dem Regenten auf, der nebst seinen Söhnen an diesem Tage eine besonders gezierte Lanze (sodor) trägt. Das Gefolge jedes Ritters und sein Anzug sind genau nach seinem Range geregelt. Unter dem Klange des Gamelan reiten die Kämpfer dreimal im Umkreise des Platzes und stellen sich dann wieder ihrem Range gemäß auf. Der Regent fordert nun seine Ritter auf, den Kampf zu beginnen, worauf ein Paar gegeneinander reitet. Jeder sucht seinen Gegner durch einen Lanzenstoß aus dem Sattel zu heben. Um schwere Verwundungen zu verhüten, sind die Lanzenenden stumpf und mit Leder überzogen. Mit großer Geschicklichkeit parirt der Angegriffene die auf ihn gezielten Stöße; wer fest im Sattel blieb und den Gegnern am meisten zu schaffen machte, wird als der beste Turnierspieler ausgerufen. Ein Mahl unter freiem Himmel beschließt das Fest.

Die geringe Volksklasse erfreut sich an dem Ringkampf, woran auch Knaben sich betheiligen. Die Dorfbewohner bilden zwei Reihen, aus jeder tritt ein Ringer hervor. Sobald es einem gelungen ist, seinen Gegner zu werfen, treten beide wieder in ihre Reihen zurück, der Sieger unter lautem Zuruf seiner Partei; und zwei frische Kämpfer erneuern den Ringkampf.

Der französische Missionär Huc berichtet*) von den Khalkhas-Mongolen, daß sie von frühester Jugend an Turnübungen treiben und nie wegbleiben, wenn in Peking die großen Preiskämpfe gehalten werden, aus denen sie gewöhnlich als Sieger hervorgehen. An Körperkraft sind sie den Chinesen bei Weitem überlegen, müssen jedoch diesen gewandten und verschmitzten Gegnern dennoch zuweilen den Sieg lassen. An dem großen Ringkampfe der 1843 in Peking gehalten wurde,

*) Wanderungen durch die Mongolei und Tibet.

Digitized by Google

hatte ein riesenstarker Khalkhas-Mongole alle seine Gegner geworfen, und er sollte schon den Preis erhalten, als noch ein Chinese, ein kleiner hagerer Mann, in die Schranken trat, bereit mit dem Goliath zu ringen. Dieser war eben im Begriff, ihn mit seinen muskulösen Armen zu umschlingen, als ihm der Chinese plötzlich Wasser in's Gesicht spie; der Mongole fuhr mit den Händen in's Gesicht um sich die Augen zu wischen, sein Gegner aber packte ihn rasch am Fuß, und hob diesen so gut, daß der Riese schnell unter allgemeinem Gelächter zu Boden stürzte.

Spiele und Ringkämpfe, wie die erwähnten, sind so natürlich, daß sie unter jedem Volke sich bilden, ohne daß sie erst das eine vom andern lernen müßte. Dagegen werden wieder andere Spiele, gleich den Produkten des Landes, aus einer Gegend in die andere gebracht. So sind die fliegenden Drachen wahrscheinlich eine chinesische Erfindung. Die chinesischen Drachen haben viel mannigfaltigere Formen und schönere Farben als bei uns, stellen etwa einen Gott dar, der sich auf einer Wolke majestätisch erhebt, oder einen Adler, einen geflügelten Drachen, einen glänzenden Schmetterling. In früheren Zeiten wurden solche Papierdrachen auch im Kriege gebraucht, um die Entfernung eines Punktes zu ermitteln und an einen unzugänglichen Ort Mittheilungen zu machen. Sehr alt sind auch die chinesischen Schattenspiele an der Wand, die erst später in Europa beliebt wurden. „Hinter einem fein bemalten Flor, der vor eine in einen Vorhang gemachte Oeffnung gezogen ist, werden kleine aus Pappe geschnittene Figuren, deren Theile alle beweglich sind, mittelst daran befindlicher Stifte in Bewegung gesetzt. Durch das von einem Spiegel zurückgeworfene Licht wird nicht nur die mit dem Flor überzogene Oeffnung nach dem Zimmer zu erleuchtet, sondern auch der Schatten der Stifte verhütet. Eine kriechende Schlange darzustellen, dazu werden drei bis vier gut abgerichtete Personen erfordert. Auch die chinesischen Fächer enthalten solche bewegliche Figürchen, die man aber erst erblickt, wenn man den Fächer auseinanderfaltet." *)

Die Chinesen, überhaupt leidenschaftlich dem Theater zugethan, haben auch ihre Puppentheater, nur daß diese sehr einfach sind, da der Deckel der Büchse, worin die Figuren aufbewahrt werden, über dem Kopfe des Puppenspielers zugleich die Bühne ist, während die Hand des letzteren unter den Kleidern der Puppen verborgen agirt.

Die Schwärmer und Racketen sind eine alte Unterhaltung der Chinesen, die bekanntlich gute Feuerwerker, obwohl schlechte Artilleristen sind, und das Schießpulver schon 100 Jahre v. Chr. gekannt haben. Sie wissen die schönsten Garben, Feuerkugeln, alle Figuren in den farbigen Lichtern eines künstlichen Feuerwerkes darzustellen. Die Nordamerikaner scheinen die Lust an Schwärmern, die sie an ihrem hohen Nationalfeste zu Millionen abfeuern, von den Chinesen überkommen zu haben.

Wie die Engländer ihre Hahnenkämpfe, ihre Ratten- und Rattenfänger-Kämpfe haben, so haben die Chinesen gleichfalls ihre Hahnen-, Wachtel- und Grillenkämpfe, wie man solche auch auf den Philippinen findet. Man bringt in Indien bei Gastmählern zwei Wachteln auf die Tafel, die hitzig mit einander kämpfen zur Unterhaltung der Tischgenossen. Der arme Javane, der sich am Kampf zweier Heuschrecken ergötzt, kitzelt diese Duellanten mit einem Strohhalm am Kopf um sie zu reizen. Die Tschuktschen am kalten Nordostende Sibiriens halten in Ermangelung englischen Vollbluts, am Jahrmarkt zu Ostronowje mit ihren Rennthieren Wettrennen. Der Preis besteht in einem kostbaren Blaufuchs, einem tüchtigen Biber und zwei Wallroßzähnen.

Der Fremde, wenn er chinesische Knaben auf hölzernen Pferden reiten, Brummkreisel laufen und erwachsene Leute Drachen aufsteigen lassen sieht, wundert sich, denn er meint, diese Spiele seiner Kindheit seien nur in seinem Vaterlande heimisch. Der englische Botaniker Hooker, auf seiner Reise im Himalaja, war nicht wenig überrascht, als er ein Kind traf, daß mit einer Knallbüchse aus Bambusrohr spielte, ganz der ähnlich, wie wir sie in Deutschland von Hollunderholz machen, um ein

*) Ausland, 1857, S. 1043.

Digitized by Google

Kügelchen von Werg mittelst der durch den Stengel zusammengepreßten Luft herauszuschießen. „Man könnte leicht glauben — bemerkt der Reisende, — „daß solche Aehnlichkeiten zwischen dem Spielzeug der Kinder in verschiedenen Ländern rein zufällig seien; ich möchte dieß jedoch nicht annehmen. In den Ebenen Indiens sieht man oft Leute, die sich stundenlang damit unterhalten, einen papiernen Drachen steigen zu lassen, und ich verschaffte mir eine tibetanische Maultrommel. Dieß sind nicht Spielsachen wilder, sondern Belustigungen mehr als halbcivilisirter Völker, mit denen wir seit den frühesten Zeiten in indirektem Verkehr gestanden haben. Die Leptscha (Völkerschaft im Gebirge) spielen mit Wurfscheiben, wozu sie Schieferstücke gebrauchen, wie sie in den schottischen Hochlanden beim „Steinprellen“ und „Steinziehen“ gebraucht werden.“

Viele unserer Reimsprüche, Kinderspiele und Tändeleien sind ehrwürdige Denkmäler alt germanischen Lebens, weisen auf die Völkerwanderung und den Orient zurück, und gleichen sich deßhalb auch in England und Schottland wie an der Ostseeküste, in Schwabenland und auf den Schweizer Alpen.

Aecht orientalisch und wahrscheinlich indischen Ursprungs ist das bei allen Völkern des Morgen- und Abendlandes so beliebt gewordene Schachspiel. Sein Sanskritname ist Tschaturanga*), die Perser machten daraus „Tschatrang,“ die Araber „Schatrausch“, woraus die europäischen Sprachen wieder Worte wie Scacchi, Echec und Schach bildeten. Das Spiel stellt den Kampf dar zweier indischen Armeen mit ihren vier Hauptbestandtheilen: Elephanten, Pferde, Wagen und Fußsoldaten. Die in Indien für den Verkauf an reiche Europäer gearbeiteten Schachfiguren sind von Elfenbein und außerordentlich fein geschnitzt, oft 6 Zoll hoch. Der König und die Königin sitzen auf Elphanten, von einem Thronhimmel überdeckt. Die Läufer sind Kamele mit Bogenschützen; die Springer sind Reiter zu Pferde, die Thürme Elephanten mit Schlössern auf ihrem Rücken, die mit Kriegern besetzt sind; die Bauern Soldaten, der eine ein Unteroffizier, der andere ein Trommler, der dritte ein Pfeifer und die übrigen gewöhnliche Soldaten. Chinesen und Japanesen spielen ihr Schach auf eigenthümliche Weise. Merkwürdig wäre es, wenn Champollion's Wahrnehmung begründet sein sollte; dieser Forscher will in Medinet-abu ein Wandgemälde gesehen haben, den König Rhamses Meiamun und seine Gemahlin darstellend, wie sie Schach spielen.

Das Schachspiel ist ein Spiel des Verstandes, und zwar eines der edelsten, da nichts vom Zufall und Glück abhängig gewacht wird, Alles aber vom Scharfblick, von der Umsicht und ruhigen Ueberlegung, die sich durch keine Sprünge und Seitenbewegungen außer Fassung bringen läßt, vielmehr ihr Ziel klar und scharf im Auge behält und selbst manches minder Werthvolle bereitwillig opfert, um das Höchste zuletzt desto sicherer zu gewinnen. Ebenbürtig steht dem Schachspiel das Billardspiel zur Seite, das eine angemessene wohlthätige Bewegung des Körpers und Geschicklichkeit der Hand, die es erfordert, vor ihm voraus hat. Wie das Schach mathematischer Natur ist, so führt das Billard in die Physik und veranschaulicht ihr Gesetz; kein Spiel ist so rein wissenschaftlich, so ganz auf die Gesetze der Bewegung, des Stoßes und der Elasticität der Körper gegründet, und zugleich der freien Bewegung des Spielenden, seiner Geschicklichkeit nicht blos im Stoß, sondern auch im scharfen Visieren, sowie im Ueberblick der Bälle nach ihrer gegenseitigen Stellung und Lage den größten Spielraum gewährend. Es ist dem, die vollkommenste Ruhe behaglichen Nachdenkens verstattenden Schachspiel gegenüber ächt occidentalisch-europäisch. Ob das Billiard in Italien oder Frankreich erfunden wurde, ist noch nicht bestimmt

*) Nach Jones soll es folgenden Ursprung haben. Behub, ein junger hitziger despotischer König in Hindostan, bedrückte rücksichtslos das Volk, und Niemand wagte es, ihn zur Milde zu stimmen und zur Vernunft zu bringen. Der Bramin Naffir aber erfand ein Spiel, worin der König als für sich allein ohnmächtig und nur stark durch seine Soldaten und Unterthanen dargestellt wird. Sobald die neue Erfindung kundbar geworden, berief der König den Braminen zu sich, und dieser hatte nun Gelegenheit, seinem Fürsten die Grundsätze einer echten Regierung spielend beizubringen.

Digitized by Google

ausgemacht; von Frankreich war es schon im 16. Jahrhundert nach England übergegangen, da Shakespeare seiner Erwähnung thut, verbreitete sich als noble jeu de billard durch ganz Europa, wird gegenwärtig besonders in Frankreich und Deutschland gespielt, weniger in England, wo es in üblen Ruf kam, seitdem Spieler von Profession sich seiner bemächtigten.

Das Kartenspiel gehört zum Theil schon zu den wenig rühmenswerthen Glücks- oder Hazardspielen, da der Spielende abwarten muß, was er für Karten bekommt und viele willkürliche Bestimmungen den Gang des Spieles beherrschen. Immerhin bleibt jedoch der Selbstthätigkeit des Spielers noch Manches übrig, um mit Wenigem Viel zu machen, mit geringen Karten durch kluge Benutzung der Umstände ein leidliches Resultat zu erzielen. Namentlich ist das Whist, von den Engländern erfunden, ein sehr sinnreich ausgedachtes, auf rationelle Grundlage gestelltes Kartenspiel! — In alten Sagen der Indier und Chinesen geschieht schon der Spielkarten Erwähnung; erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts kamen sie in Italien zum Vorschein unter dem Namen Naibi (im Spanischen Naybes), welches Wort an ein ähnliches indisches erinnert, welches „wahrsagen" bedeutet. Wahrscheinlich wurden die Karten durch die Sarazenen nach Europa gebracht, nicht aber durch die Zigeuner, da diese erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts sich zeigten. Die orientalischen Karten bestanden aus Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf gewisse Figuren gemalt waren; in Europa machte man sie von starkem Papier (charta), daher der Name. Die älteste Karte ist die italienische Trappolierkarte, nach dem Spiel so genannt, das damit gespielt wurde; sie hatte zu Bildern die Becher (Copi), Pfennige (Denari), Schwerter (Spadi), und Stöcke (Bastoni) — auf den Stand der Geistlichen, Gewerbtreibenden, Krieger und Bauern hindeutend. Die französische Karte wählte statt der Pfennige einen viereckigen Baustein — carreau, statt des Knüttels ein Kleeblatt — trefle, statt des Bechers ein Herz — coeur, und statt des Schwertes eine Lanzenspitze — pique. Die vier Könige wurden als David, Alexander, Cäsar und Karl der Große betrachtet und sollten die Reiche der Juden, Griechen, Römer und Franken bezeichnen. Die Königinnen hießen Argine (Anagramm des lateinischen regina), Esther, Judith und Pallas, und sollten die hohe Geburt, Frömmigkeit, Tapferkeit und Weisheit bezeichnen. Die Buben waren Diener der Ritter, die sogenannten Knappen oder Schildträger (escuyers, escaderos), doch scheinen ursprünglich auch einzelne Ritter auf den Karten vorhanden gewesen zu sein, weil die Namen Hoyer und la Hire — zweier berühmter französischer Ritter — darauf vorkommen.

Die deutschen Karten hatten den Daus, König, Ober, Unter, die Zehn, Neun, Acht, Sieben (Spitze). Die vier Farben erhielten den französischen correspondirende Namen: Eichelu (eine Eichel), Grün (ein Blatt), Roth (ein Herz) und Schellen (eine Schelle). Der Eichel-Ober ward nach dem heil. Wenzeslaus „Wenzel", der Grün-Ober nach dem dem heil. Sebastian „Baste" genannt. Vielleicht wollte man durch den „Daus" das Reich, durch den „König" den Kaiser, durch die „Ober" die Kurfürsten, durch den „Unter" die anderen Reichsstände, durch die Zehn, Neun ꝛc. die Plebejer darstellen. Von den Deutschen wurde das Kartenspiel so gern aufgenommen, daß schon im Jahre 1321 ein Bischof von Würzburg seinen Geistlichen verbieten mußte, Karten zu spielen.

Man muß den menschlichen Scharfsinn bewundern, der aus einem halben Hundert Papierblättchen mit willkürlichen Zeichen eine so reiche Mannigfaltigkeit von Spielen schaffen konnte; aber auch nur in der europäischen Kultur mit ihren Wirths- und Kaffeehäusern, ihren Soupers und Gesellschaftsabenden, ihrem Stuben- und Winterleben konnte das Billardspiel auf der einen, das Kartenspiel auf der andern Seite sich so entwickeln.

Das unheilvolle Lotteriespiel ist auf italienischem Boden erwachsen, und sein Anfang läßt sich auf die römischen Kaiser zurückführen. Schon August pflegte nach einem Gastmahl an seine Gäste, als Gastgeschenke, versiegelte Briefchen (sortes convivales) auszutheilen, die irgend eine Anweisung auf Naturalien oder Werth-

Digitized by Google

sachen enthielten. Heliogabal benutzte diesen Gebrauch zu einer spaßhaften Lotterie, indem er den einen eine goldene Kette, kostbare Vase, einen Sklaven ꝛc., den andern dagegen einen alten Topf, ein zerrissenes Kleid, ein paar Fliegen gewinnen ließ. Die Völkerwanderung und der Untergang des römischen Reiches brachten dieses Spiel mit Loosen in Vergessenheit, bis im Mittelalter die Fürsten abermals auf den Gedanken kamen, ihre Hofleute aus einem Glückstopfe Anweisungen auf verschiedene Geschenke ziehen zu lassen. Im 15. Jahrhundert wurden in Genua, zur Zeit der Republik, bei der Wahl der Rathsherren die Namen der Kandidaten in ein Glücksrad gethan und gezogen; bei diesem Akte pflegte man zugleich auf den Namen eines der Kandidaten Wetten anzustellen. Die Republik Venedig suchte durch eine Waarenlotterie, von reichen Kaufleuten veranstaltet, die Mittel zur Fortsetzung ihres Krieges gegen die Türken zu gewinnen, und zu Ende des 16. Jahrhunderts finden wir schon ihre Lotterien unter Aufsicht des Staates gestellt. In Deutschland veranstaltete der Rath zu Osnabrück 1521 eine Waarenlotterie, und im Jahre 1539 erlaubte Franz I. eine solche in Frankreich gegen eine gewisse Abgabe von jedem Loose an den König; das Parlament protestirte vergeblich gegen die Einführung solcher Glücksspiele, welche den Ruin des Volkes herbeiführen müßten, und konnte nicht hindern, daß bald eine Menge von Lotterien in's Leben traten. Ludwig XIV., der sie Anfangs unterdrückte, erließ im Jahr 1700 ein Dekret, das also begann: „Se. Majestät hat die Bemerkung gemacht, daß ein großer Theil des Volkes geneigt ist, sein Glück im Lotto *) zu versuchen und hat — beseelt von dem Wunsch, seinen Unterthanen ein angenehmes und bequemes Mittel zu bieten, durch das sie sich ein hinreichendes Einkommen für die Zeit ihres Lebens sichern, ja selbst sich und ihren Familien Reichthümer erwirken können — beschlossen, im Stadthause zu Paris eine königliche Lotterie mit einem Fonds von 10 Millionen Livres zu gründen." Der heuchlerische Despot kannte seine Franzosen, die nichts lieber als durch einen schnellen Coup, ohne lange Arbeit reich werden und dann unthätig dem Vergnügen nachjagen möchten. Das Volk wurde von einem wahren Spielfieber ergriffen, gleichwie es vor der Revolution sich von dem Papiergeld der Assignaten blenden ließ und neuerdings in's Börsenspiel sich stürzte, das auch den besonnenen Deutschen die Köpfe verrückte. Denn im Glücksspiel bleiben die Menschen zu allen Zeiten und in allen Ländern die gleichen Thoren. Die alten Germanen verspielten ihr Hab und Gut und setzten ihr Höchstes, die Freiheit, auf Einen Wurf, gleichwie die reichen Engländer Geld und Freiheit verwetten und der Goldgräber in Kalifornien seine Schätze, die er mit sauerster monatelanger Arbeit errungen, in Einem Abend der Spielhölle überliefert. In Niederländisch-Indien, auf Java und Celebes und den übrigen Sunda-Inseln trifft man Volk und Soldaten auf Bazars und freien Plätzen, selbst an der Landstraße im Schatten der Bäume in Gruppen versammelt, um die Kupferdeute einzeln, und (wenn's sein kann) haufenweise mit Wetten, im Karten- oder Würfelspiel zu gewinnen oder zu verspielen. In den Spielhäusern schießt man auch wohl dem jungen Burschen eine Summe vor, und hat er sie verloren, behält man ihn zurück, um ihn unter die Soldaten zu stecken. Der Chinese, wenn er in Spielwuth geräth, läßt sich zuletzt die Kleider vom Leibe ziehen und spielt um seine Finger. Verliert er, so läßt er sich einen Finger und abermals einen geduldig abhacken. **) Alle Klassen

*) Das „Loos" heißt im Italienischen Lotto, im Französischen lot. Das Lottospiel unterscheidet sich dadurch von der „Lotterie", daß jeder Spieler von 90 Nummern sich eine oder mehrere wählt und sie mit einer willkürlichen Summe besetzt.

**) Schon im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichteten arabische Reisende davon. In der „Kette der Chroniken" heißt es: „Unter den leichtsinnigen und prahlerischen Leuten, welche den niederen Klassen angehören und kein Geld haben, spielen manche um die Finger ihrer Hand. Während des Spiels steht im Zimmer ein Gefäß mit Nuß- oder Sesamöl unter welchem Feuer brennt. Zwischen beiden Spielern liegt eine kleine scharfe Axt. Wer nun im Spiele gewinnt, nimmt die Hand des Andern, legt sie auf einen Stein und haut den Finger mit der Axt weg. Das Glied fällt ab, und zu gleicher Zeit steckt der Verstümmelte seine Hand in das siedende Oel, welches die Wunde verschließt. Das hindert ihn nicht sogleich weiter zu spielen. Manche Spieler nehmen eine Lunte, tauchen sie in Oel, legen sie auf ein Glied und zünden sie an; die Lunte brennt fort und man riecht das verbrannte Fleisch. Inzwischen spielt aber der Mensch weiter und läßt kein Zeichen von Schmerz blicken." (Huc, Wanderungen d. d. chin. Reich).

Digitized by Google

und Altersstufen spielen in China; in den Gassen der Städte trifft man tragbare Spieltische, mit einer Tasse, worin zwei Würfel liegen. Diesem Anblick kann auch der Arme nicht widerstehen, er setzt seinen Nothpfennig ein und die Kinder spielen auch schon um's Geld, diesen Götzen, den anzubeten sie von Jugend auf gelehrt werden. Sie betteln, stehlen, arbeiten und sparen, um nur einmal das Glück der Würfel versuchen zu können.

Das Flußpferd.

Von Dr. G. Hartwig.

„Siehe, der Behemoth den ich neben dir gemacht habe, frißt Heu wie ein Ochse. Seine Knochen sind wie festes Erz; seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. Er liegt gerne im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden bedecken ihn. Siehe, er schluckt in sich den Strom und achtet es nicht groß; läßt sich dünken er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen."

So finden wir im Buche Hiob mit wenigen Worten aber unvergleichlicher Kraft das Gemälde des Flußpferdes entworfen; es steht vor uns in seiner Stärke; wir sehen es ruhen am schilfigen Ufer; wie matt und nüchtern, lieber Leser, wird dir nach diesen glänzenden Zügen die ausführlichere Beschreibung des Riesenthieres vorkommen, die ich dir nun noch vorzutragen wage.

Fast scheint es nach dem begeisterten Dichter, als ob in uralter Zeit das Flußpferd sich im Jordan gebadet habe; nun aber ist es in ganz Asien nicht mehr zu finden, und in Afrika sogar ziehen sich die Grenzen seiner Heimath vor den Fortschritten und Verfolgungen des Menschen immer enger zusammen. In Egypten läßt es sich nicht mehr sehen und aus den Flüssen der Capcolonie ist es verschwunden, wo Le Vaillant im vorigen Jahrhundert es noch häufig sah. In mancher Beziehung werthvoll; trotz oder vielmehr wegen seiner verrätherischen Größe leicht zu fangen; den Anpflanzungen schädlich, ist es bestimmt von den Wogen der heranrollenden Civilisation verschlungen zu werden, und schon längst wäre es in ganz Afrika ausgerottet, wenn die dortigen Flüsse und Seen ebenso lebhaft wie die unserigen von Booten und Schiffen durchschnitten würden. Denn nicht in die Tiefe der Wälder, oder in die abgelegenen Sandwüsten, die der Beduine auf schnellem Dromedar durcheilt, vermag sich das Flußpferd zu verstecken; es bedarf der Nähe des erfrischenden Wassers; nur hier fühlt es sich heimisch und hier bringt es ruhend und badend den größten Theil des Tages zu. Der fette unförmliche Körper ist fast von gleicher specifischer Schwere wie das Wasser, und da Augen, Nüstern und Ohren fast in einer Linie mit dem Scheitel liegen, ist es ihm möglich drei Sinne zugleich zu gebrauchen und frei zu athmen ohne mehr als einen kleinen Theil des Körpers über die Oberfläche des Flusses zu erheben. So verweilt es ohne alle Anstrengung Stundenlang im Wasser oder lagert auch wohl im Schatten der Binsen und Weiden. In Gegenden die selten von Europäern besucht werden, ist es furchtloser Natur, erwartet den herankommenden Menschen und folgt ihm mit neugierigen forschenden Blicken, als ob es ihn fragen wollte: „warum drängst du dich in das Gebiet, das seit ewigen Zeiten meinem Stamm gehört?"

In weniger abgelegenen Regionen ist es aber in ein scheues, argwöhnisches Thier verwandelt worden, welches beim geringsten Geräusch seine Zuflucht zum Wasser nimmt, denn langsam auf dem Lande, taucht und schwimmt es wie eine Ente, und sucht daher wie der Robbe oder das Walroß in dem ihm befreundeten Elemente Schutz. Seine Schlauheit ist trotz seines dummen Aussehens, da die stark hervorstehenden Augen und das nackte Gesicht an nichts mehr als an einen riesigen gekochten Kalbskopf erinnern, durchaus nicht unbedeutend. Es weicht den Gruben aus, in denen man es fangen will, und wenn es auch zu großen Umwegen ge-

Digitized by Google

nöthigt wird, so stieht es die Stellen wo es Gefahr befürchtet. Sein Gedächtniß ist ungewöhnlich gut. Wenn auch sein Aufenthaltsort längere Zeit nicht wieder von Jägern besucht wurde, so ist es doch aufmerksam auf die Ankunft seiner Feinde, und zeigt durch sein vorsichtiges Athmen, daß es noch immer des Schreckens gedenkt, den es sich zuzog, indem es durch sein lautes Schnauben sich zu bemerklich machte. Gewöhnlich liegt das Flußpferd im Wasser so lange die Sonne scheint, und geht nur äußerst selten bei Tag auf die Weide. Nachts schweift es oft weit landeinwärts, der größeren Kühle und Sicherheit sich freuend. So wurde einmal Anderson in seinem Lager von einem dieser Thiere überrascht, welches plötzlich den riesigen Kopf nur wenige Schritte vom Wachtfeuer zeigte. Schnell sprang die Gesellschaft auf, wobei einige in der Verwirrung in's Feuer rannten und die Kochtöpfe umstießen, in welchen das Abendessen eben bereitet wurde.

Am weißen Nil sieht man nächtlich eine Menge Feuer brennen, welche die Anwohner anzünden, um die Flußpferde von ihren Feldern abzuhalten, wo diese massigen plumpen Thiere, deren Fußtritte in den während der Regenzeit ganz weichen Boden tiefe Furchen wie kleine Wassergräben bilden, schreckliche Verwüstungen anrichten. Das zu gleichem Zweck erhobene Geschrei dauert bis tief in die Nacht.

Um den Preis der Häßlichkeit dürfte das Flußpferd mit dem Nashorn streiten. Der dicke, nackte, bläulich-braune, 11 bis 12 Fuß lange, im Umfang fast eben so große, selten über 4½ Fuß hohe Leib ruht auf kurzen massiven Beinen, deren Füße in vier Zehen gespalten sind. Der ungeheure Kopf beträgt fast ein Drittel des Körpers, und wenn der gewaltige Schlund sich öffnet ist es ein wahrhaft gräulicher Anblick. Man denke sich eine zwei Fuß weite Höhle, deren innere Fläche wie eine Masse frischgeschlachteten Fleisches aussieht, und in welcher 44 Zähne stecken. Jeder Kiefer ist mit zwei fürchterlichen Hauern, die in der Unterkinnlade zuweilen zwei Fuß lang sind, bewaffnet, und die Backenzähne wiegen nicht selten über drei Pfund. Wenn das gereizte Thier mit weit aufgesperrtem Rachen auf den Jäger losstürzt, kann ein Blick auf dieses schreckliche Gebiß ihn wohl der Geistesgegenwart berauben.

Mit solchen Waffen versehen und bei seiner riesigen Stärke könnte das Flußpferd es mit jedem Thiere aufnehmen, aber es ist von scheuem, gutmüthigem Charakter, und nur furchtbar, wenn man es erzürnt. Keinem thut es etwas zu Leide, außer dem Menschen, durch Verwüstung seiner Reis- und Getreidefelder; denn es lebt nur von vegetabilischer Nahrung.

Seit einigen Jahren besitzen die zoologischen Gärten in London und Paris lebende Exemplare des Flußpferdes, die jung gefangen über Alexandrien nach Europa gebracht wurden. Das kleine, der Mutterbrust entrissene Thier, welches der Pascha Mehemet Ali dem Garten im Regent's Park schenkte, wurde auf der Reise mit der Milch von zwei Kühen und drei Ziegen ernährt, die mit Maisschrot zu einem Brei verwandelt wurde, und kaum hinreichte den gesegneten Appetit des interessanten Jünglings zu befriedigen. In London besteht seine tägliche Ration aus 100 Pfund Heu, Korn, Möhren und Weißkraut, welche beide letzteren seine Lieblingsnahrung ausmachen. Bei dieser Kost gedeiht der „Afrikaner" vortrefflich, so daß sein Gewicht, welches bei der Ankunft 1000 Pfund betrug, vor einigen Jahren schon auf 3000 gestiegen war, und wahrscheinlich, da das Thier noch lange nicht die Entwicklungsperiode überschritten hat, noch immer im Zunehmen ist. Nicht minder gut bekommt die Pariser Luft dem Hippopotamuspärchen im Jardin des Plantes, welches im Frühjahr 1858 sogar einen Sprößling hervorbrachte, der aber leider durch die Nachlässigkeit der Mutter zu Grunde ging.

Das Fleisch und Fett des Flußpferdes ist wohlschmeckend: aus der dicken Haut werden Schilde bereitet, gegen Pfeil und Wurfspieß undurchdringlich; das kostbarste jedoch sind die Hauer, die mit 6 bis 7 Thalern das Pfund bezahlt werden; denn zur Bereitung falscher Zähne eignen sie sich besser als das Elfenbein, weil sie nicht so leicht gelb werden.

Die Eingebornen am Teoge und andern Flüssen, die sich in den großen Ngomi

Digitized by Google

See ergießen, fangen die Flußpferde mit Harpunen, die mit Widerhaken versehen sind. Ein großes Rohrfloß, auf welchem nebst den Jägern auch noch ein Nachen Platz findet, wird vom Ufer abgestoßen und ganz der Strömung überlassen, welche sanft und lautlos die unförmliche Masse weitertreibt. Die Thiere verrathen sich in der Regel durch ein gewaltiges Schnauben, Grunzen und Plätschern, oder, wenn die Aussicht frei ist, durch Kräuseln des Wasserspiegels, lange bevor sie selbst zu Gesicht kommen. Sowie man der Heerde sich nähert (denn das gesellige Flußpferd hält sich gerne in Rudeln von 20 bis 30 Stück beisammen), ergreift der geschickteste und unerschrockenste Jäger die Harpune; während die übrigen sich anschicken den Nachen in's Wasser zu lassen, im Fall der Angriff gelingt. Das mit diesen Vorbereitungen nothwendig verbundene Geräusch läßt allmälig nach; man flüstert sich nur noch leise einige Worte zu; endlich verstummen auch diese und in erwartungsvoller Stille harrt man des entscheidenden Zusammentreffens. Mit jedem Augenblick, denn rastlos wenn auch langsam treibt die Strömung das Rohrfloß mit sich fort, hört man das Plätschern und Schnauben deutlicher, noch aber verbirgt eine Biegung des Flusses die Thiere — eine letzte Wendung — und siehe da — dunkle Gegenstände, eher schwarzen Basaltklippen als lebenden Wesen ähnlich, unterbrechen die Ruhe des fortwellenden Stromes. Zuweilen taucht eins oder das andere unter, kommt aber schnell wieder an die Oberfläche. Indessen rückt das Floß immer näher, und die Aufregung steigt auf's höchste: bis man endlich mitten unter den Thieren schwimmt, welche die drohende Gefahr nicht ahnen. Jetzt kommt eins der Flußpferde ganz nahe heran; — jetzt ist es Zeit — der Harpunirer erhebt sich blitzschnell in seiner ganzen Länge, und im nächsten Moment schwirrt schon der Spieß in die Seite des Thieres. Das getroffene Ungeheuer zerrt gewaltig und taucht unter; — vergebens —; denn die Harpunleine kann zwar reißen und der Schaft zerbrechen, doch fest im Fleische sitzt das widerhakige Eisen und mit ihm der unvermeidliche Tod.

Schnell wird nun der Nachen in's Wasser gelassen; man eilt mit der Harpunleine nach dem Ufer und windet sie um einen Baum oder eine größere Rohrgruppe, so daß man das Thier entweder sogleich an's Land ziehen oder wenn der Zug an der Leine zu stark ist, langsam und vorsichtig hinleiten kann, ungefähr wie der erfahrene Fischer den an der Angelschnur zappelnden Lachs klug und bedächtig auf's Trockene zieht.

Oft wirft man auch wohl die Leine, an deren Ende ein großes Stück Holz befestigt ist, in's Wasser und verfolgt das geängstete Thier, welches, so oft es zum Athmen hervortaucht, mit neuen Wurfspießen begrüßt wird. Ein langer Blutstreifen bezeichnet seine Richtung, doch immer langsamer wird die Flucht, immer beschwerlicher das Keuchen, bis endlich alle Kräfte durch zwanzig offene Thore verlierend, es in den Zuckungen des Todes auf der Oberfläche schwimmt.

Doch nicht selten wendet sich das bedrängte Thier mit dem Muth der Verzweiflung und der letzten Anstrengung des verschwindenden Lebens gegen seine Angreifer und zertrümmert den verfolgenden Nachen. Manchmal sogar mit dieser Rache noch nicht zufrieden, fällt es noch die eilig fortschwimmende Mannschaft an, schnappt mit seinem gräßlichen Rachen nach dem ersten den es erwischen kann, und beißt ihn mitten durch, wie ein Hai.

Auf originelle Weise wird das Flußpferd mit der Fallharpune getödtet. Ein mit schweren Steinen belasteter Spieß wird an einen horizontalen Baumast mit einer Leine befestigt, welche zugleich gerade darunter eine leckere Lockspeise umschlingt. Beim Zerren an derselben läßt der Strick augenblicklich los und die furchtbare Masse fällt dem Thiere auf den Rücken. Unter rasenden Schmerzen und einem Gebrüll, welches alle schlummernden Echos erweckt, rennt es nach dem nächsten Wasser, wo es bald darauf elendiglich umkommt.

Digitized by Google

Die Feuchtigkeit in der Luft.

Von August Vogel.

Enthielte das Wasser der Bäche, Flüsse, Seen und des Meeres keine Luft, so könnten weder Fische noch Wasserpflanzen in demselben leben. Ebenso unumgänglich nothwendig aber zum Bestehen der Thiere und Pflanzen des Festlandes ist der Wassergehalt der atmosphärischen Luft. Das bewegliche Luftmeer, welches uns allenthalben umfluthet, — über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen — ist stets von Wasserdämpfen begleitet, d. h. die Luft ist immer mehr oder weniger feucht, mag sie uns auch an heißen Sommertagen oder zur klaren Winterszeit noch so trocken vorkommen.

Auf das Leben und die Gesundheit der Menschen ist die Feuchtigkeit der Luft von großem Einflusse. Man hat dies schon längst wohl erkannt, weshalb es ja an vielen Orten Gebrauch ist, in bewohnten Räumen, in Krankenzimmern u. s. w. flache Gefäße mit Wasser aufzustellen, im Winter in der Nähe des Ofens, um durch eine fortwährende Verdampfung von Wasser das vollkommene Austrocknen der Luft in diesen Räumen zu verhüten. Andererseits weiß man, daß der Aufenthalt in zu feuchter Luft, wie z. B. in sumpfigen Gegenden, ungesund ist; die Empfindlichkeit mancher Menschen für die schädliche Einwirkung nasser Fußbäder ist bekannt.

Die Menge des Wassers in der Luft ist bei verschiedenen Jahreszeiten und verschiedenen örtlichen Lagen eine wechselnde; besonders viel Wasser in Dunstform enthält die Luft während des Sommers, weniger im Winter. Am deutlichsten kann man sich von dem Wasser in der Luft überzeugen, wenn man einen Gegenstand von Metall, Glas oder Stein aus einem kalten an einen warmen Ort bringt, z. B. eine Flasche Bier aus dem Keller in die Stube. Man sagt alsdann gewöhnlich: „sie schwitzt." Zum Glück aber ist es nichts von ihrem Inhalte, nicht Bier oder Wein, was sie schwitzt, — denn eine leere Flasche schwitzt unter diesen Umständen auch — sondern es ist nur der Wasserdunst der Luft, welcher abgekühlt durch die kalte Flasche, sich in Wassertropfen auf ihr absetzt.

Eine ähnliche Erscheinung ist das Beschlagen der Fensterscheiben an der inneren Seite, wenn es plötzlich draußen kalt wird. Der Wasserdunst der Stubenluft, welcher als solcher natürlich unsichtbar ist, wird auf einmal an dem kalten Fenster sichtbar, indem er sich in unzähligen Wassertropfen absetzt, welche bei noch größerer Kälte frieren und nun die bekannten Eisblumen in den mannigfachsten Formen hervorbringen. Dasselbe Wasser, welches noch mit dem Blut durch unseren Körper strömte, sehen wir bald darauf als Eisblumen am Fenster erglänzen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mit den Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft die Fruchtbarkeit einer Gegend wesentlich zusammenhängt und diese Verhältnisse daher in landwirthschaftlicher Beziehung nicht ohne Bedeutung sind. So ist es denn nicht zu verwundern, daß schon von jeher die mannichfachsten und sinnreichsten Vorrichtungen erdacht worden sind, um den Wassergehalt der Atmosphäre zu messen. Außer den zu rein wissenschaftlichen Zwecken gebrauchten Instrumenten, deren Beschreibung nicht hierher gehört, erwähnen wir nur der in Haushaltungen als Wetteranzeiger gewöhnlichen. Sie beruhen auf der Raumveränderung, Ausdehnung oder Zusammenziehung, durch Feuchtigkeit. Stricke und Darmsaiten z. B. verkürzen sich beim Feuchtwerden, indem sie zugleich sich verdicken, Menschenhaare, Federkiele, Elfenbein, Pergament werden durch Anziehen von Feuchtigkeit länger. Sind nun mit diesen Saiten oder Haaren leicht bewegliche Gegenstände, z. B. die Capuze eines pappdecklernen Capuzinners in Verbindung gebracht, so wird derselbe durch Abziehen oder Aufsetzen seiner Kopfbedeckung anzeigen, ob in der Luft viel oder weniger Feuchtigkeit enthalten ist.

Die Eigenschaft des Wassers zu verdunsten und in der Luft sich schwebend zu erhalten ist eine der weisesten und wohlthätigsten Einrichtungen in der Natur. Wie würde es auf unserer Erde aussehen, wenn das Wasser nur im flüssigen Zustand

Digitized by Google

vorhanden wäre, wenn ihm die Eigenschaft zu verdunsten abginge? Nach dem Gesetze der Schwere müßte das flüssige Wasser bald von den höheren Punkten der Erde verschwinden und sich endlich an dem niedrigst gelegenen Orte in einem großen Meere ansammeln. Dieses aber — nun der einzige irdische Wasserbehälter — ginge bald ungeachtet der Erregung durch Sturm und Wind in Fäulniß über und könnte den Fischen nicht mehr zum Aufenthalt dienen. Das vertrocknete Festland, unfähig das Pflanzenleben zu erhalten, hätte sich in kurzer Zeit in eine leblose Wüste verwandelt. Nur dadurch, daß das Wasser allenthalben ausgeglichen ist, wird die Erde bewohnbar. Und dazu wendet die Natur ein einfaches, aber unfehlbares Mittel an; das ist die Wärme in ungleicher Vertheilung auf der Erdoberfläche, dem Raume und der Zeit nach. Aus dem Meere steigt das Wasser durch die Wärme verdunstet empor und schwebt mit der Luft, von ihr getragen, über das ganze Festland hin, befruchtend für Thier und Pflanzenleben. Hier als erfrischender Thau, als erquickender Regen, dort als deckender Schnee auf der dürstenden Erde angelangt, dringt es in die Tiefe und strömt endlich zu Flüssen vereinigt wieder dem Meere zu, um von hier seinen ewigen Kreislauf von Neuem zu beginnen.

Die Eigenschaft des Wassers, in Dunstform überzugehen, — sie ist es allein, welche den Menschen zum Bewohner aller Himmelsstriche erhoben. Denn nur durch das Verdunsten des mit der Hitze zunehmenden Schweißes ist der Mensch im Stande, auch in den verschiedensten Temperaturen seine Körperwärme immer beinahe gleich zu erhalten. Dadurch war es den bekannten englischen Naturforschern Banks und Solander möglich, 8 Minuten lang in einem Zimmer auszuhalten, in welchem ein Ei in 20 Minuten schon zu hart, und Fleisch in 30 Minuten gar gebraten wurde. In den Salzdörrkammern der Saline zu Hallein arbeiten Menschen bei einer Temperatur über dem Kochpunkte des Wassers; bei manchen Reparaturen eines im Gange befindlichen Hochofens wahrscheinlich noch bei höheren Temperaturen.

Von so großer Bedeutung werden scheinbar unbedeutende Verhältnisse, wenn wir sie in ihrem Zusammenhange mit dem großen Ganzen betrachten und bewundernd müssen wir anerkennen, daß sich in der Natur ein großer Gedanke des Schöpfers verwirklicht.

Dies und Das.

Eine Christbescherung am letzten Christfeste ist in Cöln a. Rh. vorgekommen, die wahrlich es verdient, daß die Leser der Maße davon hören. Ein alter Kärcher, ein Mann, der mit seinem Karren und Nößlein Waaren und andere Gegenstände von einem Stadttheil zum andern brachte, und damit sein Brot verdiente, das, bei den hohen Futterpreisen, jetzt nicht eben reichlich auffallen mochte, hatte das Unglück, daß ihm sein altes „Getreuchen", sein altes Nößlein starb. Was nun? Elend und Noth in reichem Maße, denn der arme Greis konnte sich kein Pferd kaufen, und somit war's aus mit dem ehrlichen Verdienste. Sein Schmerz war groß, weil das treue Thier so lange ihm das Brot erworben, und — er nicht mehr im Stande war, sich ein Pferd an die Stelle des alten zu kaufen. Und woher Brot nehmen für sich und die Seinen? —

Zwei Nachbarn, welchen die Lage des ehrlichen Mannes zu Herzen ging, beschlossen, ihm eine Christfreude zu bereiten. Sie kaufen in der Stille ein Pferd und bringen's zwischen Tag und Dunkel unbemerkt in den Stall. Als nun alle Welt glücklich und froh war und das: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen durch alle Herzen klang, da war's Dunkel im Stübchen und Herzen des armen Fuhrmanns, dunkel und trübe und er mochte wohl denken: Wenn doch das liebe Christkind mir ein Pferd bescherte; doch, das ist zu viel! Herr, wie du willst! Aber da traf ein seltsamer Klang sein Ohr. — War das nicht ein Wiehern und ein Scharren mit dem Hufe, wie es etwa sein altes, ehrliches „Getreuchen" hören ließ, wenn es Appetit hatte? Er mochte denken es sei eine Täuschung. —

Da wiebert's wieder! Da scharret's wieder, und der Ton kommt aus seinem Stalle! — Es zieht ein Schauer und Beben durch seine Glieder und er eilt in den Stall. — Und siehe da steht an der Krippe ein Pferd und ein Zettel dabei bezeichnet es als Christgabe für den alten, ehrlichen Fuhrmann. — Ich hätte in sein Herz blicken mögen!

Aber den Ehrenmännern, die das gethan, möchte ich die Hände drücken, so warm, als ich es nur könnte!

Digitized by Google

Die Hühnerliebhaberei hat sich seit einer Reihe von Jahren über das ganze Festland von Europa verbreitet und ist, das kann man kühn behaupten, in stetem wachsen begriffen. Die in England eingeführten Arten sind schon so ziemlich überall verbreitet und sind zahlreiche Mischlinge erzogen worden, besonders von den Cochin-China-Hühnern. Gerade von dieser, uns so nützlichen, Thiergattung gibt es aber auch eine Menge besonderer und eigenthümlicher Arten. So verdient das Mele-u-Huhn auf den Molucischen Inseln beachtet zu werden. Sie haben keine Schwänze, ihr Gefieder ist glänzend schwarz; sie sind groß, jedes Huhn so groß, als unser größter Haushahn. Die Beine sind dünn, der Hals kurz, der Kamm fehlt ganz. Hahn und Henne sind nur wenig verschieden. Das Thier legt das Ei bald hier, bald dorthin, aber nie in den Schatten, sondern gern in den Sand, an trockenen, der brennendheißen Sonne ausgesetztesten Orten. Es brütet nicht, sondern überläßt der heißen Sonne das Ausbrüten seines einzeln liegenden Eies, aber es legt das ganze Jahr, mit kurzer, seltener Unterbrechung Um seine Jungen kümmert es sich nicht. Sie helfen sich selbst fort, was ja auch unsre Feldhühner thun. Das Ei des Huhn's ist fünf bis sieben Zoll lang, und in der Mitte zwei Zoll im Durchmesser dick; es hat wenig Eiweiß, fast nur Dotter und kommt mit seinem Inhalte dem von 6—8 Eiern gewöhnlicher Hühner gleich. Die Schale ist sehr hart und ledergelb, die Zähmung dieser Hühner ist oft schon versucht worden, aber bis jetzt nicht geglückt.

Eine merkwürdige Art den Tiger zu fangen wendet man in Hinterindien an. Hat man die Gewißheit, daß in einem Dickigt (Dschungel) ein Tiger sich verbirgt, so wird ein Hirsch oder irgend ein erlegtes Wild etwa 10 bis 12 Fuß vom Boden an einem Ast schwebend gehängt, doch so, daß es der Tiger springend nicht erreichen kann. Nun zapft man den, wie bei allen Feigenarten weißen und ziemlich dicken Saft der Baniane an, und setzt, wenn man eine hinreichende Menge hat, diesen Saft in einem kupfernen Gefäße an e n gelindes Feuer, wo er sich bald verdickt und zähe, wie der zäheste Vogelleim wird. Mit diesem Leime werden nun die jungen, ziemlich großen Blätter der Baniane auf beiden Seiten dick bestrichen und rings um die Stelle, wo die Lockspeise hängt, dick an die Erde gelegt. Sobald es dunkelt tritt der Tiger aus der Dschungel heraus, wittert die Lockspeise und springt, um sie zu erhaschen. Die zähbestrichenen Blätter hängen sich an seine Füße. Sobald er das merkt, versucht er die Blätter am Kopfe abzustreifen. Da sie aber an beiden Seiten mit dem klebrigen Leime bestrichen sind, so hangen sie sich da fest. Das Thier wird wüthend, aber immer mehr hängen sich die Blätter an ihm auf allen Seiten fest. Seine Augen sind bedeckt, er rennt wider die Stämme, wird immer wilder und verwickelt sich immer mehr in die anhängenden Blätter, bis er dann endlich in seiner Blindheit und ohnmächtigen Wuth leicht von den Leuten erlegt wird. Nicht immer aber ist diese Art des Fangens anzuwenden und manchmal hält sich ein Tiger in der Nähe eines indischen Dorfes auf und lebt von dem Milchvieh der armen Indier, die sehr feig, den Muth nicht haben, den gefährlichen Belagerer, der jede Nacht wiederkehrt und in die Ställe einbricht, anzugreifen. Da entschließt sich dann bisweilen ein muthiger Mann, der Retter des armen Dorfes zu werden. Nun bauen die Bewohner so fest als möglich aus Bambus der stärksten Art einen viereckigen Behälter von ziemlichem Umfang, der oben ebenfalls aufs Stärkste mit Bambusstäben oder vielmehr Stämmen bedeckt und befestigt wird. Ehe die Wand geschlossen wird, geht der Jäger hinein, hängt eine frische Büffelhaut um sich und nimmt einige vergiftete Lanzen mit. Zu ihm setzt man eine Ziege, die Zicklein hat, welche in einem der nächsten Häuser bewahrt werden. Mit der Nacht kommt der gefräßige Räuber. Er hört den Ruf der Zicklein, denen, so lange er noch nicht nahe ist, die Mutter antwortet. Jetzt wird er lüstern nach dem Ziegenfleische. Die Ziege stößt Angstlaute aus, aber der Jäger in der Büffelhaut, der wohlweislich in der Mitte des viereckigen Käfigs steht, hält sich stille. Bald schleicht der Tiger näher. Er schlägt seine Prangen in die Bambusse und will die Wand brechen. Seine Gier macht ihn am Ende ganz blind, und dem Jäger gelingt es leicht, ihn mit der vergifteten Lanze durch die Zwischenräume zu verwunden, wo dann das schnell tödtende Gift in wenigen Minuten seine Wirkung thut und das Dorf von seinem Feinde befreit ist.

Ein herrliches Schauspiel, erzählt der englische in Indien vielfache Reisen unternommenhabende Reisende Hooker, bietet sich dem Beobachter in den Gebieten am Fuße des Himalaia Gebirges in Indien dar. Man sieht nämlich aus dem sich durch seine säulenähnlich zu neuen Stämmen gewordenen Luftwurzeln weitausbreitenden Blätterdache eines Banianenbaumes den schlanken glatten Stamm einer Palmyra-Palme in die Luft steigen, wo hoch oben der Blätterwedel sich im Winde wiegt. Unten sieht man der Palme Stamm nicht mehr und glaubt also, die Palme sei aus der Baniane herausgewachsen. Dieß ist aber nicht der Fall, sondern umgekehrt. Ein Vogel hat wohl den Samen der kleinen aber köstlichen Frucht der Baniane in der Krone der Palm, die als dieß geschah noch jung war, liegen gelassen. In der raschen Weise, wie Alles in Indien keimt und wächst, ist die Baniane gekeimt. Sie wurzelt nicht in der Palme, sondern sie sendet, vom Thaue genährt, ihre Wurzeln auf allen Seiten des Palmenstammes, oft 16—20 Fuß hinunter, bis sie den Boden erreichen. In wenigen Jahren ist der Palmenstamm fast bis zur Unkenntlichkeit von den Bananenwurzeln, die im raschen Wachsthume zu Stämmen werden, umgeben und versteckt. Nun breiten sie oben ihre Aeste wagerecht aus, entsenden wieder Luftwurzeln, zur Erde, die neue Stämme werden und das dichte Laubdach tragen, bis das wunderbare Blätterhaus mit seinen Säulen gebildet ist, in dessen Mitte

Digitized by Google

die Palme immer höher strebt und ihre Blätterkrone ausbreitet. Sie trägt, unausgebildet, eine wohlschmeckende, reif aber nicht mehr genießbare Nuß; aber der Indier ersteigt das Blätterdach der Baniane und erreicht so den Wedel der Palme, die er oben anbohrt, in wenigen Minuten mehr denn ein Quart des köstlichsten Saftes hat, der, etwas gegohren, wie Champagner schmeckt und berauscht.

Ein Abenteuer des Prinzen Adalbert von Preußen in Brasilien. Nicht vielen Lesern der Maje dürfte es bekannt, aber Allen anziehend dürfte es sein zu vernehmen, daß der Prinz Adalbert von Preußen eine Reise in das Innere von Brasilien gemacht hat, welches Land noch so wenig in seinen inneren Gebieten erforscht und bekannt ist. Mancherlei Erlebnisse hatte dort der muthige und wissenseifrige Prinz, davon Eins Gegenstand dieser Zeilen sein soll. Einst fuhr der Prinz mit seinen Begleitern, den Grafen Oriolla und Bismark und einer Anzahl Matrosen in einem Boote einen Fluß hinauf, als sie, unfern einem der umgefallenen Riesenbäume des Landes, der über den Uferschlamm herüber bis in die Gewässer des Flusses reichte, einen glänzenden Ring im Strahle der glühenden Sonne auf dem Schlamme, jedoch dem Lande näher, erblickten, und ihn sogleich für eine zusammengerollte, riesige Schlange erkannten, die sich sonnte. Sogleich ruderte das Boot der Stelle zu, wo das gräuliche Unthier in behaglicher Ruhe lag, ohne sich um das zu bekümmeren, was um es vorging. Alle zitterten vor Eifer, das gefährliche Thier zu tödten und Graf Oriolla war der Erste, welcher nach ihm schoß. Mit dem ersten Laufe seiner Doppelflinte fehlte er im Eifer, aber mit dem zweiten verwundete er das Thier am Schwanze. Jetzt entrollte es sich, richtete den Kopf in die Höhe und suchte in der dem Thier eigenthümlichen Furcht vor dem Menschen zu entkommen, was geschehen konnte, da der Wald nahe genug war. Jetzt landete das Boot und die eifrigen, muthigen Jäger stürzten dem Ufer zu. Während die Grafen Oriolla und Bismark in das schlammige Wasser sprangen, schwang sich der Prinz auf einen der Aeste des umgefallenen Baumes, um, so schnell es geschehen konnte, auf festen Boden zu gelangen, da sich die Schlange wohl dem Walde zuwenden würde. Plötzlich aber fiel ein Schuß zur Linken des Prinzen und augenblicklich sprang derselbe von dem Baume in den Uferschlamm, um dorthin zu gelangen, wo der Schuß gefallen war. Der Schlamm war zähe und so tief, daß der Prinz bis an die Kniee bei jedem Schritte einsank und im Eifer einen seiner Schuhe darin stecken ließ. Graf Oriolla war dem Thiere am Nächsten, das sich mit gewaltigen Biegungen in den Wald zu retten suchte. Seine Lage war nicht ohne Bedenklichkeit, denn warf sich das Thier auf ihn und ringelte sich um ihn, so war er des Todes bei der fürchterlichen Kraft des Thiers. Als sie eben unter den Stamm des umgefallenen Baumes sich retten wollte, führte der Graf einen kräftigen Stoß mit seinem Hirschfänger nach der Mitte des Leibes der Schlange, aber dieser Stoß ritzte kaum ihre dicke Haut. Rasch stieß daher der Graf die Klinge einige Fuß vom Schwanzende des Thiers so heftig in dasselbe, daß er es durchbohrte. Hätte sich die Schlange, die nun schon auf der andern Seite unter dem Baumstamme durch war, über den Stamm zurückgebogen, so war es um ihn geschehen, allein, das zweimal verwundete Thier schien lediglich an seine Rettung zu denken, kam aber nun dem auf der andern Seite stehenden Grafen Bismark, dem Einzigen, der seine Flinte schußfertig hatte, entgegen. Er stellte sich der sich bäumenden und gräßlich zischenden Schlange entgegen und gab ihr so in der Nähe einen Schuß, der so sicher traf, daß ihr Gehirn umherspritzte und sie, da auch die Kinnlade zerschmettert war, wie leblos zusammenbrach. Bald darauf aber schien das Thier, trotz des zerschmetterten Kopfes aus der Betäubung zu erwachen. Graf Bismark eilte daher an Bord zurück, um Herrn Theremin's geladene Flinte eiligst zu holen. Alles, was hier erzählt worden ist, war in dem kurzen Zeitraume weniger Minuten geschehen. Wie ein Blitz war der Prinz mit dem Grafen Oriolla auf dem Baume und sahen nun das Thier zwischen dem Baume und dessen Wurzeln auf einen gräulichen Knäuel zusammengerollt. Der Prinz hatte kein Gewehr; aber kaum erblickte er das Thier, als er einem der Seeleute die lange und schwere Stange, die er in der Hand hielt, entriß und einen starken Stoß nach dem Kopf der Schlange that.

Zischend in furchtbarem Todesgrimme richtete sich mit ungeheurer Raschheit das Thier auf, allein es war schon zu sehr entkräftet und konnte seine Feinde auf dem Stamme nicht mehr erreichen, wahrscheinlich weil sie sie nicht mehr sah. Graf Bismark war mittlerweile zurückgekehrt mit Theremin's Gewehre und zerschmetterte nun dem Thiere mit einem wohlgezielten Schusse vollends den Kopf. Unter mächtigen Ringeln und Windungen gab sie denn endlich das Leben auf. Furchtbar schön sollen die Windungen des Thiers gewesen sein, als sie unter dem Baume sich herworwand, um dem sie durchbohrenden Hirschfänger zu entgehen. Glücklich war das Abenteuer verlaufen; denn hätte sich das Thier, statt zu entfliehen versuchend, auf den Grafen Oriolla und den zu ihm sich durcharbeitenden Prinzen geworfen, Beider Leben wäre verloren gewesen, ehe Jemand ihnen hätte zu Hülfe eilen können, indem der ungeheuer dicke Stamm mit seinen Aesten der auf beiden Seiten vertheilten Mannschaft im Wege lag.

Als man das entsetzliche Thier maß, fand man eine Länge von sechzehn Fuß, zwei Zoll, und einem Umfang in der Mitte des Leibes von einem Fuß, neun Zoll. Es war eine Riesenschlange, die man Boa constrictor nennt.

Digitized by Google

Das verzauberte Haus.

Von Meyer-Merian.

In dem Seitengäßchen einer entlegenen Vorstadt, zunächst der alten grauen Ringmauer, stand ein kleines Haus. Der Mörtel daran zeigte sich da und dort losgebröckelt und die Riegel, welche daraus hervorsahen, waren schwärzlich vom Wetter und Sonnenschein. Die Thürschwelle hatte vieles Aus- und Eingehen tief ausgehöhlt, von Farbe an Thür und Laden mochte man keine Spur mehr sehen, dagegen auf dem Dache einen kleinen Garten von Moos und Gras, die regelmäßig im Frühjahr neu grünten und sich vermehrten, nachdem allein der Winter ihrem Gedeihen eine Zeitlang Einhalt gethan. Das Häuschen stieß an einen großen Schuppen, darin ein Schreiner seinen Holzvorrath aufbewahrte und aus der Wohnung nebenbei soviel möglich Miethe zu ziehen suchte, ohne an die alte Barracke etwas wenden zu müssen, da sie ja doch zu nichts mehr taugte als zum Abbrechen. Einstweilen wohnte noch ein Arbeitsmann darin mit Frau und Kind, der alle Vierteljahre seinen Hauszins zahlte und das genügte dem Eigenthümer vor der Hand. Meister Martin ging am frühen Morgen schon aus nach dem Magazine, in dem er mit Packen und Aufladen von Kaufmannsgütern bei einem Handelsherrn regelmäßige Beschäftigung und sicheres, wenn auch nicht reichliches und oft genug hartes Brod fand. Die Frau mit dem kleinen Christinchen blieb zu Hause, besorgte das Kochen und die sonstige Wirthschaft, was aber eigentlich nur als Nebensache galt, indem auch sie für fremde Leute arbeitete, einzelnen ledigen Herren, die auf Schreibstuben oder anderswo angestellt waren, ihre Wäsche ausbesserte oder Neues fertigte. Als ehemalige Nätherin verstand sie dieß gar wohl, besser noch als die Haushaltung zu führen, nach der Unordnung und geringen Reinlichkeit zu schließen, die in dem Stübchen und in der Kammer oft herrschten, von der Küche nicht einmal zu reden. Der Verdienst der Leute wäre demnach kein so übler gewesen, aber es wollte doch nirgend recht auf die Dauer langen. Die Ordnung, das Eintheilen, das zu Rathe halten und Sparen am gehörigen Orte fehlten und die ersetzten weder des Mannes regelmäßiger Taglohn, noch die Extraeinnahmen der Frau.

Diese hatte erst in spätern Jahren den Meister Martin geheirathet, nachdem sie vergebens auf einen Freier gewartet, der ihr mehr zugesagt hätte, denn sie war einst ein hübsches und, wie man sagt, hoffährtiges Mädchen gewesen. Nur allzu hoffährtig! denn sie sah mehr auf's Aeußere, auf ihre und andrer Leute Kleider, hörte gerne Schmeicheleien und schöne Worte, ging Vergnügungen nie aus dem Wege, nährte Ansprüche und Hoffnungen, Alles so lange, bis unversehens das Alter heranrückte und ihr, wollte sie nicht als alte Jungfer Zeitlebens ihr Brod bei fremden Leuten essen, keine andere Wahl mehr ließ, als eben mit dem Meister Martin, einem Wittwer, sich zu begnügen. Sie schickte sich auch sonst ziemlich ordentlich in ihre neue Lage, wenn gleich ihre Vergangenheit ihr immer etwas hinderlich nachging und was sie in der Jugend versäumt, mit dem Ehestand nicht von selber kam. Am Anfang hatte sie zwar wiederholt einen Anlauf genommen, hatte in der Stube Alles gehörig aufgeräumt, Tuchschnitzel und Fadenrestchen vom Boden aufgelesen, die Kleider in den Schrank gehängt, was sonst auf Tisch und Stühlen herum lag, auf dem Schafte oder in den Kasten untergebracht, darein es von Rechts wegen gehörte; Küchengeräthe, das zufällig den Rückweg aus der Stube nicht von selbst gefunden, in seine Heimat gewiesen, sogar der Spinnweben in den Ecken nicht geschont und den Boden mit frischem Wasser erschreckt, daß dann Tags darauf Alles recht sauber und wohnlich aussah. Es gefiel ihr selbst so besser, aber leider dauerte die Herrlichkeit nie sehr lange. Sie konnte sich mit der Zeit nicht einrichten, säumte hier noch bei etwas und schon lange hätte sie das Essen besorgen sollen; so lief sie von der Arbeit nur schnell weg, ließ Alles breit liegen, die Stunden verschoben sich und was jede derselben in ihrem Gefolge hatte, Greifbares wie Ungreifbares, das verschob sich ebenfalls, kam durcheinander, und die frühere

Digitized by Google

Unordnung war wieder im Gange, ehe man sich nur recht umgesehen. Die gute Frau selber bemerkte es aber meist erst zu spät. Freilich half ihr Meister Martin hiebei mit ehelicher Treue. War der Fußboden noch so blank, er nahm keine sonderliche Notiz davon und trug an seinen schweren genagelten Schuhen herein was dran hangen wollte, auch wenn es draußen noch so wacker regnete und der pflasterlose Weg bis in's Innerste durchweicht war. Eben so wenig genau nahm er's mit dem Herumspucken, welche üble Gewohnheit er nicht abzulegen vermochte: er wolle in seinem eigenen Hause nicht geniert sein! war die Antwort, wenn ihm seine Frau die Unart verwies, und es war als ob gerade ein reiner Fußboden ihn nur noch mehr reize. Natürlich wurden durch Solches die Anläufe zu Ordnung und Reinlichkeit weder vermehrt noch sonstwie ermuthigt, im Gegentheil, nach ein Paar Dutzend unfreundlichen Auftritten zuletzt ganz aufgegeben.

Schon dadurch aber litt Manches Schaden, wurde vernachläßigt und ging vorzeitig zu Grunde, — eine unnöthige Vermehrung der Ausgaben. Aber auch noch zu andern Löchern fiel das mühsam erworbene Geld wieder aus dem Beutel und wollte sich nie darin zu einem ordentlichen Spar- und Nothpfennig ansammeln. Meister Martin hatte den Tag über häufig genug harte Arbeit, ein Glas Wein that ihm darum am Abend gut und war ihm auch wohl zu gönnen. Ob unter dem baufälligen Häuschen sich ein Keller befand oder nicht, ist ziemlich gleichgültig, jedenfalls war Meister Martin nicht im Falle, sich den Wein faßweise einzuthun. Indeß hätte er können vom Weinhändler sich eine Flasche in's Haus kommen lassen, über die Gasse, das mochte er nun aber nicht, vielleicht weil es ihm daheim doch nicht recht behaglich ward in der Unordnung oder bei einem unfreundlichen Gesichte der Frau. So besuchte er eben die Schenke ziemlich regelmäßig, kam oft spät in der Nacht nach Hause und daß er nicht bloßes Wasser getrunken oder die ganze Zeit hindurch nur bei einem einzigen Schöpplein gesessen, das hörte man deutlich genug schon, wenn er durch den Hausflur trappte und dann die Stiege hinanstolperte, noch lange bevor man ihm in's Gesicht sah. Dadurch gab's neuen Verdruß. Die Lehre aber, die seine Frau daraus zog, war nicht weniger eine sonderbare. Sie wollte dem Manne freundlich, wenn auch ernst, zureden, die Folgen alle vorstellen und ihrerseits nach Kräften dazu beitragen, den Aufenthalt zu Hause ihm angenehm zu machen, um ihn von der Schenke abzuziehen, — von dem Allem that sie so ziemlich das Gegentheil. Oder durch eigene Treue, Sparsamkeit und Fleiß müßte sie den Ausfall für die Haushaltung wieder zu decken suchen, als brave Frau ersetzen, was der nachläßige und unordentliche Mann durchbrachte, — statt dieses Entschlusses nahm sie sich vor, lieber auch dann und wann sich gütlich zu thun: wolle der Mann nichts vorsparen, ei nun, so sehe sie nicht ein, warum sie allein sich Alles abbrechen sollte! Von früherer Zeit her aber war sie an eine bessere, leckere Kost gewöhnt, hatte sich an diesem und jenem Putzstücke erfreut. Diese alten Liebhabereien stellten sich nun wieder sachte ein und zum Zucker- und Kuchenbäcker, in den Kauf- und Modeladen wandelte im Stillen manches sauer verdiente Geldstück, wobei die Frau allerdings die Genugthuung hatte, daß ihr Mann nicht allein Alles durchbrachte, sie aber nur arbeiten und darben ließ. Freilich blieb damit auch die Haushaltung auf dem bisherigen ärmlichen Fuße, ja verkümmerte noch mehr, nach dem wahren Worte, daß wer nicht vorwärts kommt zurück geht. Und so fühlte sich der Ertraergötlichkeiten und Genüsse ungeachtet das Eine so wenig als das Andre besonders zufrieden, geschweige behaglich. Daß Beide vor der Hand noch gesund waren und der Verdienst ununterbrochen andauerte, machte zwar, daß es auch immer so leidlich und ohne besondere Störungen fortging, und an eine trübe Zukunft oder gar an alte Tage, da dachte einstweilen noch Keines.

Aber neben Meister Martin und dessen Frau wohnte ja noch das kleine Christinchen in der baufälligen Wohnung und dem lotterigen Haushalte. Es war das alleinzige Kind und fand sich auch in der That einsam und allein genug. Nirgend war es ordentlich daheim, nirgend auch paßte es recht hin. Es

Digitized by Google

galt als ein „eigenes" Kind und daß es weder beim Vater und noch weniger bei der Mutter wohl ankam, machte es noch stiller und ungeschickter. Hölzern konnte es da sitzen, eine halbe und unwillkürliche Bewegung, bei der es aber verblieb, eine leichte Unruhe, welche über des Kindes Gesicht flog, war Alles, was etwa noch verrieth, daß es wirklich Augen und Ohren habe und ein Herz, das etwas fühle. Das Herz aber fühlte allerdings sehr viel, wenn's von ihm zum Munde auch ein weiter und ganz ungangbarer Weg zu sein schien. Von Hause aus war Christinchen nicht einmal so sehr verschlossen, aber den Vater sah es ja so selten, nur beim Essen, und da war er meist schon ungeduldig vom langen Warten und nichts weniger als entgegenkommend. Oder kam er einmal des Abends etwas zeitlicher nach Hause, so war er gewöhnlich etwas aufgeregt und unheimlich und das scheue Mädchen zog sich lieber zurück, als daß es sich ihm näherte. Mit der Mutter ging es ihm ebenfalls gar ungeschickt. Selten zwar war sie besonders unzufrieden oder hart gegen das Kleine, aber wollte es sich etwa zuthunlich an sie schmiegen, sagte ihr zärtliche Namen und liebkoste sie, da konnte die Frau plötzlich das Kind von sich schieben, oder sie stand rasch auf und mehr als einmal machte sie ein finsteres, ja fast zorniges Gesicht dabei. Das arme Christinchen wußte nicht, worin es gefehlt, es erschrack, die Mutter aber machte ihm nie einen besondern Vorwurf. Andere Male ließ sie sich vielleicht des Mädchens Herzlichkeiten gefallen, blieb aber so kalt und gleichgültig dabei, daß dieses fröstelte und ihm das Herzchen ebenso enge zusammen geschnürt wurde dadurch, als durch ein lebhaftes Wegstoßen, bei dem es sich doch, wie unschuldig es auch war, irgend einen dunkeln Grund dachte. So wußte das gute Christinchen nie wohin mit seiner Liebe und Anhänglichkeit und je größer und sehnsüchtiger die waren, um so ängstlicher gewöhnte es sich daran, sie wohl zu verschließen und zu verbergen vor des Vater Rauheit wie vor der Mutter Kälte und fremdem Wesen. Damit zog es sich dann allerdings immer mehr den Vorwurf der Verstocktheit und Gefühllosigkeit zu, hieß bald Einton, bald Klotz, während es doch wenige Kinder gab, die ihre Eltern so gerne herzlieb gehabt hätten, wenn es nur gedurft oder gewußt, wie auch seine Liebe zeigen, daß man sie verstehe. Es war darüber manchmal ganz traurig und unglücklich, die heimlichen Thränen aber, die es abseits oder Nachts in seinem Bettlein vor dem Einschlafen weinte, die sah kein Mensch und hätte man sie gesehen, da wären wohl auch sie mißdeutet worden. Christinchen gewöhnte sich allmälig, dieß als sein Schicksal anzusehen, denn weder Vater noch Mutter maß es darum eine Schuld bei, noch viel weniger grollte es ihnen darob. Das arme Kind wäre wohl weder so verschlossen noch so an sich selber irre geworden, wenn es gewußt hätte, daß es keine rechte Mutter mehr besitze, sondern nur eine Stiefmutter, die Meister Martin erst nach dem Tode von Christinchens Mutter geheirathet. Die Stiefmutter konnte das fremde Kind nicht so recht lieben und wenn sie es auch nicht übel behandelte, es stieg ihr doch manchmal ein bitteres Gefühl oder ein Neid auf, weil sie selber keine eignen Kinder hatte. Erst später aber und ziemlich zufällig erfuhr dieß Christinchen. Es erzählte nämlich einmal seinem Kätzchen, das sein einziger Vertrauter war und ihm auf dem Schooße saß und spann, die Geschichte von Schneeweißchen und der bösen Stiefmutter. Gerade war es daran, die Stiefmutter recht schwarz und häßlich zu schildern, puff! da klatschte mitten in der besten Schilderung dem armen Kinde ein Schlag auf die Wange, daß es laut schrie und auffuhr und sogar das Kätzlein erschrocken auf und davon rannte, auf's Fenstergesimse zuerst und dann hinaus in's Freie. Die eigne Stiefmutter stand zornig und scheltend hinter dem Mädchen, sie hatte seine Erzählung gehört, wohl aber nur zum Theil, und geglaubt, Christinchen spreche von ihr selber so unfreundlich und übel, während es ja nur die Stiefmutter im Mährchen gemeint und von einer eigenen gar nichts wußte. Sie schalt es obendrein noch tüchtig aus und machte ihm Vorwürfe über seine Undankbarkeit; Abends aber verklagte sie es beim Vater und da dieser nicht gerne lange untersuchte, und Christinchen zu schüchtern und unschuldig war, um sich

Digitized by Google

recht zu vertheidigen, so gab ihm der noch ein Paar Schläge dazu und schickte es vor der Suppe zu Bette.

Christinchen wußte nun, daß es eine Stiefmutter habe und erzählte seinem Kätzchen die Geschichte vom Schneeweißchen nie mehr. Ja, auch wenn es gewollt, es hätte das bald nicht einmal mehr gekonnt. Je weniger das Kind seine Liebe bei Vater oder Mutter anzubringen vermochte, um so eifriger hatte es sonst ein lebendiges Wesen gesucht, das es lieb haben könne. Im Hause war sonst Niemand und auch in der Nachbarschaft nicht, denn das Haus stand abgelegen und mitten in Gärten an der Ringsmauer. Da waren es denn die Spätzlein, die Frühmorgens auf den Fensterladen saßen und wohl auch auf's Gesimse des Dachkämmerchens flogen, denen es sein Herz zuwandte und die es mit Brosämlein oder Körnchen von Wegerich und dergleichen zu kirren suchte. Die Spätzlein aber ließen sich nicht halten und streicheln, sie flogen bald wieder auf und davon, wenn sie die Mahlzeit auch herzhaft wegpickten. Und Christinchen selber hatte nie eins fangen und einschließen können, da es sah, wie wohl sie sich's sein ließen auf den grünen Bäumen oder hoch in der blauen sonnigen Luft oben. Um so enger schloß es sich dem grauen Kätzlein an, das in dem alten Hause der Mäuse halber gehalten wurde und vom Estrich droben zum Tagloch hinaus über's Dach in Christinchens Kämmerlein zu Besuche kam, oder, wenn das Kind drunten in der Stube war, aus dem Keller herauf schlich und vor der Thüre sitzen blieb, bis diese etwa aufging und es sich unversehens herein drücken konnte. Diesem Kätzchen vertraute die Kleine gar Vieles an und es war wirklich oft als lausche das Thierlein recht verständig auf die Geheimnisse und Erzählungen alle, wenn es, die Pfötchen eingezogen und die Augen halb zugedrückt, mit gespitzten Ohren seiner Freundin auf den Knieen lag. Wenigstens nahm diese es so an und erleichterte sich ihr Herzlein. Seit Christinchen erfahren, daß es nur eine Stiefmutter habe, war ihm das Kätzlein fast noch lieber geworden und es sprach mit ihm und vertraute ihm noch viel mehr als bisher, wenn es sonst auch linkischer und zurückhaltender gegen die Eltern sich zeigte und deßhalb häufigere Vorwürfe erhielt. Es trug diese still und geduldig und murrte nicht, bis daß ihm an einem Tage die Stiefmutter das Kätzchen unter Schelten fortjagte und für immer verbot. Das anhängliche Thier erschien zwar nach einigen Tagen wieder, aber das Mädchen hatte sich zu frühe dessen gefreut. Sie wolle dem Vieh das Wiederkommen schon verleiden! drohte nun die Stiefmutter, und wirklich auch blieb es vom folgenden Tage an verschwunden für immer. Christinchen weinte gar bitterlich als sein einziger Freund nicht wieder kam und konnte sich nimmer trösten. Dem Vater fielen einmal bei seiner Nachhausekunft die rothgeweinten Augen auf und er fragte, nach seiner Weise barsch, aber nicht gerade theilnahmlos, was es denn jetzt wieder gegeben? Er erfuhr den Verlust, denn das Mädchen hatte eine Art Muth bekommen, da es sich um das liebe Kätzlein handelte. Sein Kind aber dauerte den Meister Martin und nicht gar freundlich stellte er die Frau zu Rede, warum sie das gethan? Diese hatte jedoch gar manche Gründe bei der Hand. Christinchen arbeite gar nicht mehr, sobald sie nur den Rücken kehre, gleich gehe da das Spielen und Streicheln mit der Katze an, das Thier sei so verwöhnt worden, daß es selber auf die Betten gesprungen und sie zu Schaden gebracht. Auch habe es in letzterer Zeit nicht eine einzige Maus mehr gefangen, es sei zwar begreiflich, denn die Jungfer Tochter stecke ihm beständig eine Menge Leckerbissen zu, sie aber wolle für's bloße Vergnügen keinen vierbeinigen Kostgänger füttern, es seien der Mäuler schon genug da! Und in dieser Tonart ging's noch eine Weile fort, so daß dem Meister Martin Ohren und Mund zugleich gestopft wurden und er sich damit begnügte, sein Christinchen zu trösten: es müsse später wieder eine andere Katze bekommen! Die Stiefmutter sagte zwar nichts dagegen, indeß hatte es mit dem neuen Kätzlein einstweilen noch gute Ruhe.

Christinchen fühlte sich nun noch einsamer und verlassener und in den Feierstunden, wenn es so allein dasaß, fing es an darüber nachzudenken, daß es nur eine Stiefmutter habe und malte sich in Gedanken neben dieser dann die rechte Mutter aus, die vor manchen Jahren schon gestorben war, als es noch ein kleines

Digitized by Google

Kind gewesen. Diese rechte Mutter machte ihm gar viel zu schaffen und es gab sich alle Mühe, nur da und dort eine einzelne alte und vergessene Erinnerung aufzufrischen und sie zusammen zu tragen und daraus ein Bild sich zu schaffen, das ihr ähnlich sehen möchte. Wenn Christinchen so saß und sann, besonders an schönen stillen Abenden, wo zwischen den Zinnen der grauen Stadtmauern und durch das grüne Laub der Linden der rothe Himmel so friedlich herüberschaute, oder auch an einem Sonntagmorgen, wenn die Kirchglocken von fern nnd nah erklangen, da war es ihm oft als zögen freundliche, halberblichene Bilder an seiner Seele vorüber. Es suchte sie dann festzuhalten, näher zu betrachten, aber die meisten verflogen wie leichte Wölkchen, es wußte nicht einmal recht was auch eigentlich es gesehen. Ein Paar liebevolle Augen, wie es sonst nirgend noch erblickt, ein heller Schimmer, gleich dem Lichtlein eines Christbaums unterschied es wohl etwas bestimmter und sie kehrten öfter wieder, wenn gleich beim schärfern Zusehen sie ebenfalls verschwammen.

Solche wenige und dämmernde Erinnerungen pflanzten allmälig in des Kindes Herz eine Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter und es gewöhnte sich, Alles was es schön fand, was ihm gefiel und lieb war, auf die Mutter überzutragen oder mit ihr in Verbindung zu bringen, so daß sich neben der Liebe zu ihr auch eine tiefe Verehrung in ihm festsetzte. Es wurde sein alleiniger Wunsch, der es beinah ausschließlich zu beherrschen begann, die Mutter selig nur auch ein einziges Mal zu sehen, es wollte sie dann schon recht im Gedächtnisse behalten. Der liebe Gott, meinte es, sollte der Mutter selig das wohl gestatten, wenn sie ihn darum ernstlich bäte und ihr den Himmel schon so lange offen behalten, bis sie auf Erden unten schnell ihr Christinchen besucht. Und wirklich erfüllte sich auch der Wunsch des guten Kindes. Als es einmal krank und in Fieberhitze lag, da trat eine blaße Frau an sein Bettlein und legte ihm die Hand auf die heiße Stirne und lächelte gar freundlich und nannte es ihr liebes Kind. Es erinnerte sich den folgenden Tag noch ganz deutlich dieses Besuches und wie gerade der Mond durch's Fenster geschienen, sonst aber Alles so stille gewesen.

Von da an hatte die Verstorbene für Christinchen eine bestimmte Gestalt und in dieser begleitete sie das Kind auf Weg und Steg, tröstete, berieth und ermahnte es, machte bald ein heiteres, bald ein ernsthaftes Gesicht, nickte Beifall oder erhob den Finger. Christinchen fühlte sich von da ab auch gar nicht mehr so verlassen, empfand vielmehr Muth und war froher und zufriedener, hatte es doch jetzt eine Vertraute, die es liebte und vor der es sein Herz und seine Liebe unbedenklich ausschütten durfte. Es sprach freilich gegen keinen Menschen sonst ein Wort hievon, sondern behielt die verborgene Freundschaft als ein großes Geheimniß für sich.

Wenn Christinchen aus seiner entlegenen Wohnung nach der Schule ging, so kam es, den unansehnlichen Hinterhäusern und Mauern entlang, an eine Lücke, die durch einen reinlichen Hof und ein altväterisches, nicht gar großes, aber wohl unterhaltenes und freundliches Haus ausgefüllt wurde. Wie oft blieb das Kind vor der niedern Mauer stehen und sah durch die gewundenen Staketen nach dem geschornen hellgrünen Rasen, den saubern Kieswegen, die darüber weg auf das Haus zu führten. An diesem fielen ihm, außer den steinernen Schnörkeln und den gebrochenen Bogen über den gewölbten Fenstern, besonders die schneeweißen Vorhänge auf hinter den spiegelnden Glasscheiben. Noch nie hatte es einen Menschen da drinnen gesehen, so oft es auch vorbeigekommen, nie Jemand bemerkt aus- oder hineingehen, mit Ausnahme einer schneeweißen Katze, die, ein rothes Band um den Hals, manchmal über den kurzen Rasen wegschritt oder auf der obersten Stufe der Hausthür zwischen den zwei steinernen Urnen behaglich in der Sonne lag und ihren Pelz glatt leckte. Sonst war Alles still und wie ausgestorben, mochten um das Haus in den abgezirkelten Beeten die gelb und rothen Tulipanen blühn und der Flieder duften oder die herbstlichen Aeste prangen und das rothe Laub der wilden Reben, die um die Mauern spannen, auf den Kies herunter blättern. Jemand aber mußte doch in dem Hause wohnen; schon des Kätzleins wegen! meinte Christinchen. Dann aber auch stieg von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

ein leichtes Rauchwölkchen aus dem gewaltigen Kaminhute und wirbelte lustig über das Dach weg in die blaue Luft hinein. Und wann die Frühlingssonne so recht freundlich schien, da stand etwa einmal das Fenster offen und auf dem Gesimse vor dem wehenden weißen Vorhange war ein schön lackirter Käfig zu sehen mit einem gelben Vogel drin. Das war indeß auch Alles, was das aufmerksame Kind in Jahren zu entdecken vermochte und so kam es, daß es jedes Mal mit einer heimlichen Scheu in den schönen Garten hinein und auf das einsame Gebäude blickte und das Ganze ihm nicht anders vorkam, als wie ein verzaubertes Haus, das weiße Kätzchen aber mit dem rothen Halsbande als die Fee oder gar ein verwunschener Prinz.

Eines Abends kehrte Christinchen auch wieder mit seiner Schiefertafel und dem Lesebüchlein in seiner Armtasche aus der Schule zurück nach der entlegenen Wohnung. Still und in sich gekehrt wie immer ging es des Weges längs der Mauer und das trockene Stück Brod, der wenig freundliche Willkomm, der Abend ohne Kinderspiel und Freude, die daheim seiner warteten, beschleunigten seine Schritte, nicht eben gar sonderlich. Es hing seinen Gedanken nach, verkehrte wohl mit der Mutter selig, wie so hundert Male schon auf dem einsamen Wege. Da schreckte es lauter Lärm, Hundegebell und Katzengeschrei, begleitet von schallendem Gelächter und hitzigem Hetzen aus seinem Sinnen auf. Erschrocken hielt es die Schritte an und sah sich um. Wilde Buben rannten an ihm vorüber, ein Stein sprang ganz nahe an seinen Füßen vorbei über's Pflaster und ein Hund schien unter Heulen und Bellen, mit eingezogenem Schweife nur ungern sich vor irgend einer Gefahr zurückzuziehen. Dies Alles ereignete sich unmittelbar vor dem verzauberten Hause, vor welchem, aber auf der Straße, eine weiße Katze lag, dem Anscheine nach verwundet, denn sie miaute kläglich, die Haare standen ihr zu Berge und wie glühende Kohlen funkelten ihre zornigen Augen. Sie lag an die Staketenmauer gedrückt und sank bei jedem Versuche sich davon zu machen unter augenfälligem Schmerze wieder zusammen. Gleichwohl war ihr Blick ununterbrochen auf ihren Erbfeind hingekehrt und die Vordertatze mit den weit ausgereckten Krallen gerüstet zur Abwehr jedes Angriffes. Wirklich schien auch der doch ziemlich große Hund die Eindringlichkeit und Schärfe der Waffe bereits erprobt zu haben, indem er nicht wiederzukehren wagte, sondern nur aus der Entfernung fortbellte und die Zähne wies. In der Katze aber und an ihrem schönen rothen Halsbändchen erkannte Christinchen nur zu deutlich die Fee oder den verwunschenen Prinzen, den es so oft gravitätisch über den Kies des verzauberten Hofes laufen gesehen. Das Thier war, so schien es, auf der Staketenmauer gesessen und hatte zwischen den Eisenstäben hindurch neugierig auf die Straße draußen geschaut, nach den wenigen Leuten, die dort vorbeigingen und wohl besonders nach dem und jenem Spätzchen, das sich ein Körnchen oder Krümmchen auf dem Boden suchte. In sträflichem Gelüste mochte es seinen sichern Posten verlassen haben und einem der sorglosen Vögelein nachgeschlichen sein, gleichviel! eine Anzahl böser Buben sahen es auf der Straße, warfen Steine nach ihm und hetzten einen Hund, der mit ihnen lief, auf die arme Creatur los. Daher der Mordlärm. Und daß ein Ziegelstück die Katze schlimm traf, ihr ein Bein zerschmetterte oder sonstwie sie quetschte, war die Ursache, daß das Thier nur elend zu hinken vermochte und nun so dalag in Todesängsten, wie Christinchen es eben getroffen.

Die Buben waren lachend abgezogen, auch der Hund kehrte nicht wieder, das Mädchen aber schritt mitleidig auf das arme Kätzchen zu, das nun kläglich zu miauen anfing und nicht halb so zornig mehr drein sah, sondern eher wehmüthig und als flehe es um Hilfe. Hätte das Kind auch nicht an sein ehemaliges eigenes Kätzlein gedacht, das ihm die Stiefmutter aus dem Hause gejagt, es hätte sich doch des hülflosen Geschöpfes erbarmt. Mit tröstlichen sanften Worten streichelte es ihm jetzt den Kopf, um es vertraut zu machen, dann aber hob es das Thierlein mit aller Vorsicht und Schonung auf den Arm und bettete es so gut möglich in die Schürze. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, zog es an dem großen messingnen Glockengriffe der Gitterthür, der durch einen

Digitized by Google

langen über den Hof gespannten Draht mit einer Glocke des geheimnißvollen Hauses in Verbindung stand. Obgleich draußen kein Ton zu hören war, innen schien sich's sofort zu regen: eine Thüre schlug zu, die Hauptpforte öffnete sich bald darauf und verwundert trat eine alte Magd in den Hof und an die Gatter. Wie diese nach der ungewohnten Störung eben ziemlich unfreundlich sich erkundigte, erschien zugleich oben am Fenster, in nicht geringerer Verwunderung, eine andere Frauengestalt und schaute in den Hof hinab. Christinchen erzählte, was es gesehen und vermuthe, und wies auf die verunglückte Katze in seiner Schürze, wodurch die Magd in Entsetzen gerieth, ihrer Herrschaft wegen, der solch' Herzeleid widerfahre, zu zanken begann und nachträglich gar gewaltig über die Ungezogenheit der Buben und deren Verderbtheit loszog und wie es unverantwortlich sei, daß die Polizei nicht besser aufpasse, die ja sonst bei Allem ihre Nase haben wolle. Während dieses Lamentirens, das nur von Beileidbezeugungen gegen das arme Thier unterbrochen wurde, war auch die Gestalt, die oben am Fenster sich gezeigt, in den Hof und zu den Beiden getreten, eine hagere, weiße Frau in einer hohen altväterischen Haube, von Kopf zu Fuß nur weiß und grau Alles, Kleider, Bänder, Gesicht, Hände, bis auf die hellbraunen Haare, die sich glatt an die Stirne legten, obgleich auch die schon mit Grau untermischt waren. Als sie das Vorgefallene erfuhr, wie ihr Liebling so schwer verletzt sei, vielleicht Zeitlebens ein Letze davon trage, ja beinahe wäre erschlagen worden, da kam sie solche Angst und ein Zittern an, daß sie nicht fähig war, das arme Opfer nur auf den Arm zu nehmen. Die alte Magd aber war noch viel zu sehr im Eifer und hatte noch lange nicht genug die gottlose Jugend ausgescholten, wozu sie, neben der Zunge, nicht minder lebhaft die Arme gebrauchte, als daß sie des Thierleins noch anderswie sich hätte annehmen können. So verstand sich's beinahe von selbst, daß Christinchen dasselbe nicht nur durch den Hof in's Haus, sondern in diesem auch die Treppe hinauf in's Zimmer trug. Die weiß und graue Frau eilte nach ihrer Pflasterlade und dem alten Linnen, einen heilsamen Verband sobald möglich auf die verwundete Stelle zu legen. Als sie mit dem Zeug wieder kam, war sie von einer andern Dame begleitet, die ihr so völlig gleich sah, ebenso groß und hager, ebenso weiß und grau, wie sie selber war, daß Christinchen auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden vermochte, welche von beiden sie schon gesehen. Mit aller möglichen Sorgfalt wurde das Thier gepflegt und verbunden und es war, als besäße dieses Verstand, so ruhig hielt es da und sah so gescheid drein, ohne sich zu wehren oder nur zu zucken. Gegen Christinchen, das ihm in seiner Noth zuerst beigestanden, benahm es sich übrigens ebenso wenig scheu wie gegen eine der beiden Schwestern, seine Herrinnen. Aber das Mädchen war auch mit so freundlichem Zuspruche und so leichter Hand bei der ganzen Operation thätig, daß man hätte meinen sollen, seiner Lebtage habe es nichts anderers geübt als verwundete Kätzlein gepflegt. Bei der wahren Theilnahme gegen das Thier hatte Christinchen der neuen Umgebung und der ganz unbekannten Personen fast ganz vergessen und schaute sich erst dann etwas scheu und verlegen in der ungewohnten Welt um, als der Patient wohl versorgt in einem mit weichen Tüchern ausgepolsterten Korbe dalag. Den Frauen aber war bei all ihrer Aufmerksamkeit für die Leiden der Katze weder der herzliche Antheil des Mädchens entgangen, noch dessen Eifer und Geschicklichkeit. Freundlich sprachen sie mit ihm und lobten es, gaben ihm auch ein schönes Bilderbuch zum Andenken und erlaubten ihm wieder zu kommen und sich nach dem Befinden seines Schützlings zu erkundigen, wozu sie den Samstag Nachmittag festsetzten, da bei ihnen Alles seine bestimmte Zeit und Ordnung zu haben schien. Beim Verlassen des Hauses fiel Christinchen erst dessen außerordentlich reinliche und sorgfältige Einrichtung auf, die schneeweißen Vorhänge, der Boden so sauber wie eben frisch gescheuert, alle Geräthe blank gewichst, daß sie wie neu aussahen, wenn ihre Gestalt auch ganz altväterisch und ungewöhnlich war. Auf der Treppe, unten auf den wie gestern erst aus dem Felsen gebrochenen Steinplatten der Hausflur, wagte es kaum herzhaft aufzutreten, weil es nicht anders denken konnte, als, da müsse es mit seinen Schuhen einen Fleck, eine Ritze zurücklassen.

Digitized by Google

Mit wie ganz andern Augen betrachtete Christinchen von da ab das verzauberte Haus, wenn es die Staketenmauer entlang ging. Es kam ihm indeß kaum weniger geheimnißvoll vor als früher, schwebte ihm doch wie ein Traum jetzt Alles vor der Seele und das Einzelne, was es gesehen, ließ es nur noch viel Seltsameres und Ungewöhnlicheres ahnen. Es mochte kaum erwarten, bis es Samstag Nachmittag werden wollte, vier lange lange Tage lagen noch davor und gleichwohl klopfte ihm beim bloßen Gedanken an den Besuch das Herz. Es konnte nachträglich gar nicht begreifen, wie es so ohne Zögern, ja ohne sich zu besinnen, damals in das Haus hineingetreten. Solchen Muth fände es jetzt nicht mehr; es mußte mit all seinem Sinnen bei der verwundeten Katze gewesen sein und sonst nichts gesehen noch gedacht haben.

Der so ersehnte und gefürchtete Samstag Nachmittag kam endlich und Christinchen, etwas sorgfältiger gekleidet als sonst am Werktage, stand vor dem Gitterthor und zog an dem spiegelblanken messingnen Glockengriffe, leise, leise. Die Thüre im Hofe ging auf, ohne daß Jemand sich zeigte, eine ebenso unsichtbare Hand öffnete hernach auch die Hauspforte. Selbst unten im Hausgange war Niemand, Alles grabesstille, nur an den weißen Wänden schauten aus großen verzierten goldenen Rahmen ernst und feierlich geputzte Herren und Frauen, Geistliche oder Rathsherrn, meist in gewaltigen Perücken, schwarzen Amtskleidern und steifen Halskrausen. Diese alle schienen das arme Christinchen zu fragen, was es hier wolle? und in der Verlegenheit schlug es den Blick vor ihnen nieder und kratzte die Schuhe auf dem Scharrbrette noch um so sorgfältiger ab, da es so viele Augen auf sich gerichtet sah. Es erleichterte ihm ordentlich das Herz, als oben an der Treppe nun die alte Magd von letzthin wieder erschien, es heraufkommen hieß und in eine Stube wies. Hell fiel die Sonne durch die weißen Vorhänge auf den Fußboden, aber auch jetzt nicht vermochte sie nur das kleinste Fleckiein zu zeigen. Auf dem Fenstergesimse stand der lackierte Käfig und der Kanarienvogel d'rin spreitete gar behaglich seine Flügelchen in der Wärme aus und pfiff hellauf, ob zum Willkomm Christinchens oder dem kranken Kätzlein zur Unterhaltung, das in seinem Korbe ebenfalls der Sonnenstrahlen sich erfreute, war schwer zu unterscheiden. An einem runden Arbeitstischchen saß die eine der zwei weißen Schwestern und steppte neues Linnen, das sie an dem grünen altmodischen Nähkissen vor sich befestigt hatte, die andere legte nebenzu auf der geschweiften Nußbaumkommode Kleider für ein kleines Kind regelrecht zusammen, das Hemdchen, ein Jäckchen und Häubchen, und übergab es Alles mit einer kurzen Weisung, ohne Geräusch und Aufsehen der eben eingetretenen Magd. Beide begrüßten Christinchen freundlich und wiesen ihm seinen Schützling, der noch immer unfähig war zu gehen. Das Mädchen setzte sich auf einen Schemel an den Korb desselben und liebkos'te ihn und ein vergnügliches Miauen, mit dem dieser den dicken runden Kopf gegen die schmeichelnde Hand seiner Retterin stieß, bezeugte sowohl seine Dankbarkeit als Freude. Die Frauen aber erkundigten sich zunächst theilnehmend nach Dem und Jenem, nach des Kindes Eltern, nach seinem Treiben daheim und seinen häuslichen Verhältnissen. Christinchen wußte nicht wie ihm geschah, aber es mußte Alles mittheilen, das Herz ging ihm hier in dem Frieden und der Traulichkeit auf wie zu Hause noch nie, es war gar nicht mehr das scheue und verstockte Kind, alle Unsicherheit und Aengstlichkeit wie verschwunden. Ohne Arg und ohne Klage erzählte es sein einfaches, wenig freudenreiches Schicksal und verstand nicht einmal das mitleidige Lächeln auf den Gesichtern seiner neuen Gönnerin, denn nicht von ferne dachte es, daß es daheim je anders hätte sein können. Es sonnte sich blos an der Theilnahme und Freundlichkeit, die es aus ihren Mienen las und die ihm so wohl thaten, um so wohler, je unerwarteter sie ihm geworden. Nur als es fortwährend an dem weißen Kätzlein seine Freude bezeugte und eine der Frauen fragte, ob es denn zu Hause nicht auch eins habe? nur da zog eine leichte Wolke an dem neuerschlossenen Himmel hin. Traurig erzählte es, wie die Mutter ihm diese einzige Freundin aus dem Hause gejagt, — es hätte ja gerne weniger essen wollen, fügte es gleichsam als Rechtfertigung für sein Bedauern hinzu.

Digitized by Google

Aber wie lächelte es gleich wieder, als die Frau gutmüthig es damit tröstete: es müsse dafür öfter ihr weißes Mickchen besuchen und dem seine Freundschaft schenken.

Nach Verlauf einer Stunde war es Christinchen nicht mehr anders zu Muthe, als ob es schon seit Jahr und Tag hier eingebürgert wäre, wenngleich es ganz besonders Acht hatte, ja überall recht ordentlich und genau zu sein, um in nichts gegen den hier herrschenden Geist zu verstoßen.

Draußen in dem breiten Hausgange stand ein uralter mächtiger Kasten, schwarzbraun mit Schnörkeln, Säulchen und anderm Schnitzwerk. Dazu waren in den Thürflügeln Blumen und Thiere von buntfarbigem Holze zierlich eingelegt. Aber wie wundersam das Möbel von außen erschien, sein Inneres war noch viel geheimnißvoller: in dem verzauberten Hause war da das Allerzauberhafteste. Christinchen wurde von einer der Schwestern vor das Heiligthum geführt. Der größte Schlüssel des klirrenden Bundes schnappte in dem messingverzierten Thürschlosse ein — zwei Mal, und nicht ohne Anstrengung ließ sich der eine Flügel öffnen. Mit einem heimlichen Schauer sah das Mädchen nach den blinkenden und bunten Gegenständen in der dunkeln Tiefe. Die weiße Gestalt seiner Gönnerin tauchte in den Abgrund und ein Wunder um's andere förderte ihre Zauberhand aus der Nacht an's Licht. Da war ein Bergwerk mit schwarzen Bergknappen, die in der Tiefe aus dunkelm Gestein roth und goldig flimmerndes Erz mit ihren spitzen Hämmern herausschlugen. Andere der Gesellen zogen das Metall in Eimern einen Schacht hinauf zu Tage und ganz oben saßen die Herren von der Verwaltung gar gravitätisch um einen Tisch, hatten Schreibzeug und Papiere vor sich und führten ernsthaft Rechnung über den Betrieb der unterirdischen Herrlichkeit. Was aber das Allermerkwürdigste: diese ganze Welt, das prächtige Metall, die Männlein, Tische, Leitern und Felswände, alles das stand in den einzigen Raum einer Glasflasche hineingezaubert, deren Hals so enge war, daß kaum ein mäßig starker Finger sich durchführen ließ. Dieses ganz fremdartige Leben, das Geheimniß, wie es in dem beschränkten Raume sich ausgedehnt, erfüllte Christinchen mit solcher Bewunderung, daß es wortlos mit offnem Munde das Glas nur anstaunen konnte. Einig dem feinen durchsichtigen Wachsgesichtchen einer Puppe, die in eine Pappschachtel gebettet lag, gelang es endlich, das Kind aus dem bodenlosen Erstaunen zu reißen, darein es gesunken. Gar zu schön roth auch lachte der kleine Mund, die runden Wangen und die hellen Glasäuglein sahen nicht anders aus, als wie zwei leibhafte Vergißmeinnichte. Spitzen, Rauschgold, grün, roth und violett, Gold- und Silberfranzen, nebst der buntesten Seide, bildeten von den nackten Schultern an die Umhüllung der Wunderpuppe. Daß die zwei Schwestern sie einst aus einem Kloster gebracht, wo sie zu Besuch gewesen, und fromme kunstsinnige Nonnen die Verfertigerinnen waren, erhob nur noch den Reiz, so daß das arme Mädchen, trotz dem ordinären Pappkasten, das Wachsbildchen doch fast wie etwas Ueberirdisches ansah.

Der Schätze und der Herrlichkeiten beherbergte im Uebrigen der schwarzbraune Kasten sonst noch manche, wenn Christinchen einen guten Theil davon auch erst in der Folge kennen lernte. So eine Optik, durch deren rundes Glas man mitten auf die Plätze, Straßen und Promenaden der schönsten Städte der Welt hineinschaute und die Paläste vor sich sah und berühmte Kirchen, vor denen Herren in kurzen Hosen und langen Perrücken, den spitzen Degen an der Seite, gar zierlich neben den Frauen in Reifröcken und Haarthürmen einherspazierten oder tiefe Bücklinge gegen sie machten. Wie wunderbarlich dann auch war jenes Kistchen, dessen eine Seite durch ein Glas ersetzt war, hinter dem allerlei Figuren zwischen Bäumen und Häuschen aufgestellt waren, die sich bewegten! Ein Eselein mit einem Sacke nickte bedächtig mit dem Kopfe, hinter ihm drein der Treiber, erhob den Arm und schlug mit dem Stocke auf das träge Thier. Ein Holzhacker in der Nähe handierte gar fleißig mit seiner Art, eine Magd pumpte Wasser am Brunnen, der Bettler am Wege zog die Mütze vor dem Herrn, der ihm begegnete und ein Almosen zuwarf. Dieß Alles rührte und regte sich sobald man den Kasten nur ein Paar Male umdrehte ganz wie von selber.

Digitized by Google

Solche Spiele und Unterhaltungen fesselten Christinchen allerdings wie ein Zauber und immer mehr an das geheimnißvolle Haus.

Es durfte wieder kommen und kam bald ganz regelmäßig jeden Samstag-Nachmittag, später sogar auch am Mittwoch noch. Die Stiefmutter hatte nichts dagegen einzuwenden, denn nicht nur brachte Christinchen gar Manches mit nach Hause, was ihr sehr erwünscht sein mußte, sie selbst erhielt öfter Näharbeit von den zwei weißen Frauen, die ihr gut bezahlt wurde. Freilich wurde sie fast neidisch auf ihr Kind, wenn dasselbe auf ihre Fragen dieß und jenes Wundersame erzählte und Neugier wie Eigennutz trieben sie mehrmals, in dem seltsamen Hause ebenfalls einheimisch zu werden. Sie brachte darum einigemale die gefertigte Arbeit selber den Bestellerinnen, aber wie klug sie es einleitete, wie geschmeidig und ausgesucht sie sich geberdete, es gelang ihr nie, nur bis unten an die Treppe zu gelangen. Ja sie bekam nicht einmal eine der beiden Schwestern zu sehen, denn jedesmal gab ihr nur die alte Magd an dem Hofthore Bescheid. So unterließ sie denn am Ende halb ärgerlich diese Versuche und Christinchen ward gern oder ungern die einzige Vermittlerin zwischen ihr und der wunderlichen, „aber doch sehr einträglichen und darum auch der Rücksicht höchst würdigen, Kundsame."

Für Christinchen blieb es indeß bei dem bloßen Spielen oder Kurzweilen doch auch nicht und immer weniger, je häufiger und länger es in das verzauberte Haus kam. Es mußte arbeiten und was es noch nicht verstand, ward es angehalten zu erlernen: seine Gönnerinnen ließen sich die Mühe dazu nicht verdrießen. Da es sehr viele Aufmerksamkeit zeigte, lernte es bald recht ordentlich nähen und stricken, erst Probeplätze, als aber die Stiche nicht mehr wie Ameisen in Kreuz und Quer krochen, sondern gleichmäßig und hübsch ordentlich hinter einander drein marschirten, wurden ihm bald auch Leintücher, Handtücher und selbst Hemden anvertraut. Für seine Arbeit erhielt es dieß und jenes Nützliche geschenkt, ein Kleidungsstück oder sonst etwas Brauchbares, seltner Geld und dieß nur für Solches, was ihm nach Hause mitgegeben worden. Das Gefertigte selbst aber, — die Frauen behielten es nicht, — es verschwand, Christinchen wußte lange Zeit nicht wohin? Allmälig erst erfuhr es, daß die Strümpfe und Hemden, ihrer Größe nach meist für Kinder, durch die alte Magd an arme Leute verschenkt wurden, gewöhnlich ohne daß dieselben erfuhren, woher die Gabe komme.

Wie man aber mit ihm zufrieden sei, konnte das Mädchen am besten sehen, z. B. als Weihnachten herankamen. Auf den Abend zuvor war es in das verzauberte Haus bestellt worden. Wie erstaunte es, als da einzig für seine Person ein kleiner Tannenbaum auf demselben Nähtischchen stand, daran es das ganze Jahr gesessen, und in den Zweiglein, neben goldenen Nüssen, Süßigkeiten, Aepfeln, eine Puppe und ein Büchlein als Bescheerung hingen und lagen. Als Christinchen darüber seine Freude bezeugte, da war es nichts weniger als Undank, daß es dabei des Gedankens nicht los wurde, Alles dieß sei eigentlich doch nur ein Geschenk der seligen Mutter, die mit seinen Wohlthäterinnen im Einverständniß stehe. Durch solche Verbindung aber stiegen diese nur wieder in seinem Respecte. — Die Fertigkeit in der und jener Arbeit eignete sich übrigens das fleißige Kind fast noch leichter an, als etwas Anderes, worauf aber die beiden Schwestern beinahe einen größeren Werth legten. Im Haushalte des Meisters Martin war's von je ziemlich kraus zugegangen, es hätte ein Wunder geschehen müssen, wenn Christinchen, auch bei den besten Anlagen, daheim Ordnung und Reinlichkeit erlernt hätte. Bei seinem ersten Eintritt in das verzauberte Haus hatte es in diesem Punkte zwar gleich den gewaltigen Unterschied bemerkt und es konnte nicht lange schwanken, welches Vorbild es wählen wolle. Damit war aber für die Ausführung vorerst nur wenig gewonnen und gar sehr mußte das Mädchen überall aufpassen und sich zusammennehmen, denn wenn die Schwestern schon nicht viel sagten, es verstand ihre Blicke zu gut und hatte sie zu lieb, neben dem Respecte, den es ihnen erwies, um nicht Allem bestmöglich vorzubeugen, was Anstoß geben konnte. Ordnung und Reinlichkeit war der Schlüssel

Digitized by Google

zu dem Zauber des stillen Hauses, der Hof, die Treppen, die Fußböden und Vorhänge hätten dagegen geschrieen, die Fensterscheiben drohend geklirrt, wenn Jemand gegen diese Grundgesetze sich hätte auflehnen wollen. Gern oder ungern mußte auch Christinchen dem allgemeinen Eindrucke, der Luft, die hier wehte, sich fügen. Manches, das es zu Hause unbedenklich gethan oder nicht gethan, hier kam es ihm ganz anders vor, es unterließ es oder sah sich dazu angeregt und ohne just immer bestimmt zu wissen warum. Nadel, Fingerhut blieben bald nicht mehr auf dem Tischchen liegen und fast von selber kam es Christinchens Finger an, alle die Fadenstümpfchen fein säuberlich zusammenzulegen und nach vollendeter Arbeit wegzutragen. Genau auf die Minute mußte das Mädchen sich einstellen und ebenso seine Arbeit oder sein Spielzeug bei Seite legen und wieder nach Hause gehen. Es that es willig, denn es bildete sich ein, die Mutter lasse ihm das sagen durch den Mund der beiden weißen Frauen. Versah es sich beim besten Willen dennoch am Anfang in Dem und Jenem, mit der Zeit geschah das immer seltener: der weiße Faden, mit dem es nähte, gab bald nicht mehr schwarze Striche, das gefertigte Leinen bewahrte stets ungetrübter seine ursprüngliche Reinheit, das Braun und Grau und die hundert Falten, die sonst unter des Mädchens Fingern auf das Weißzeug übergegangen, bald waren sie kaum noch in den leisesten Spuren aufzufinden. Ein einziger Blick auf die unreinliche Arbeit und dann einen auf Christinchens Hände hatte genügt, diese Umwandlung herbeizuführen: keine Minute lang blieb von da ab ein Fleckchen an des Kindes Händen haften, geschweige Tage lang und noch länger, bis sie etwa von selbst wieder weggingen. Als es einst in einer unreinen Schürze kam, bot ihm eine der Schwestern eine andere saubere; es war das erste und das letzte Mal, denn Christinchens Kleidung erfreute sich von da an derselben Fürsorge wie seine Hände und sein Gesicht. Solch ein Blick, so eine leichte Weisung genügten, neben dem Eindrucke des überall gegebenen Beispiels, um das Mädchen unvermerkt in ein anderes umzuwandeln, als es bisher gewesen, in ein ordnungsliebendes, reinliches und pünktliches. Gar bald setzte es auch seine Ehre darein, daß die Arbeiten, die es zu Hause fertigte, nicht minder sauber und fleckenlos aussahen, auf den und den vorherbestimmten Tag genau abgeliefert wurden, was bei dem ungeregelten Haushalte daheim nicht immer eine so ganz leichte Aufgabe war. Aber es setzte es durch und die Festigkeit, die es darin bewies, das gute Beispiel, das es in der guten Sache so muthig gab, damit der Respect, den es Vater und Mutter unwillkürlich abnöthigte, sie waren selbst in der eigenen zerfahrnen Wirthschaft nach und nach von heilsamem Einfluße, indem da mitten in die Unregelmäßigkeit und Unreinlichkeit hinein eine Fahne aufgepflanzt wurde, um die sich auch die vereinzeltsten Spuren von Ordnung sammeln konnten. Wesentlich wurde dadurch einem weiteren und gründlichen Verfalle des ganzen Hauses vorgebeugt und mehr als Eines, was dem Einsturz nahe, wieder aufgebaut. Der Vater, der wohl sah, daß sein Kind von der Stiefmutter nicht gar sonderlich zärtlich behandelt ward, wendete ihm dafür sein Herz um so mehr zu, gleichsam zur Entschädigung und aus Mitleid mit dem eigenen Fleisch und Blute. Er that ihm daher auch eher etwas zu Gefallen und um so lieber, als es nie zankte. Er gewöhnte sich deßhalb manche Unarten ab, die mit einem reinlichen und geordneten Haushalte nicht wohl vereinbar waren. Nachdem er sich einmal überwunden, sah er, daß es just das Leben nicht koste und er darum auch nicht besonders viel mehr geniert sei, wie er bisher immer gemeint.

Neben dem Nähen und Stricken oder auch dem Zuschneiden wurden Christinchen noch andere kleinere häusliche Arbeiten und Verrichtungen anvertraut, wobei aber immer dieselbe Genauigkeit verlangt wurde, und ob es das Leichteste und Gewöhnlichste betraf. Solche Sorgfalt gab dann freilich Jeglichem wieder seinen besondern Werth und selbst wenn sich's dabei nur um den Waschlappen handelte. Bald hinkte dem Mädchen bei seinen Gängen im Hause die weiße Katze getreulich nach und legte eine Zuthunlichkeit an Tag, die der kleinen Retterin in's Herz hinein wohl that. Es wollte viel bedeuten und Christinchen wußte

Digitized by Google

es auch sehr zu würdigen, daß ihm an den Tagen seines Besuches die Fütterung des pelzigen Schützlings anvertraut wurde, ja daß es sogar den Käfig des Canarienvogels zu reinigen und die Tröglein mit frischem Futter und reinem Wasser versehen durfte. Und wie gründlich das Kind in der neuen Ordnung bereits gefestigt war, bewies das am besten, daß es dieser Besorgung der beiden Thiere ununterbrochen vorstand, was bei der kleinsten Nachlässigkeit gewiß nicht der Fall gewesen wäre.

War so Alles wohl besorgt und die aufgetragene Arbeit bis zum letzten Stichlein ausgeführt, dann wurde der Erholung nicht minder bereitwillig ihr Recht eingeräumt. Christinchen mochte nun auf dem niederen Schemel am Boden sitzen, die weiße Katze, seine unzertrennliche Gefährtin, dicht zur Seite, und nach Herzenslust die schönen Bilderbücher durchblättern oder seltsame Märchen lesen. Gelegentlich erhielt es auch allerlei bunte Lappen, in der Freizeit Kleider für seine Puppen daraus zu fertigen, wobei die ältlichen und ernsthaften Frauen ihm Anleitung gaben und selbst liebreich mit Hand anlegen konnten und dieß und jenes zurechtschnitten, was es allein nicht vermocht hätte.

Es war so eine ganz eigenthümliche Welt, die sich dem armen Christinchen hier aufthat, und immer inniger lebte es sich in dieselbe hinein, versenkte in sie sein Fühlen und Lieben. Mochte hernach die Welt draußen schon ein Bischen rauh und unfreundlich ihm entgegentreten, so gar viel wollte das nicht mehr sagen, hatte es doch sein heimliches windstilles Plätzchen in dem verzauberten Hause, das weder von dem Winde noch Wetter draußen erreicht wurde. Dieß Plätzchen aber ward ihm von Woche zu Woche sicherer, lieber, es fand darin Ersatz, Trost, Erholung, dort entstanden seine guten Vorsätze, es war der Ursprung eines ganzen neuen Lebens.

Auch wenn Christinchen an seinem Nähtischchen saß und emsig d'rauf losarbeitete, war es ihm nicht anders um's Herz, als ob es Sonntag wäre, — so lag über Allem, dem Hof und dem Hause ein heiterer milder Duft, wehte ein besonderer Hauch Friede und Ruhe. Wie eine stille Insel im bewegten Meere, stand das Haus da, mochte auf Markt und Gassen ein Lärm und Gewühl sein, ein Treiben voll Hast und Unruhe. Während die tausend und tausend Menschen draußen sich den Rang abzulaufen und einander zu verdrängen suchten und man Hast und Gier, Neid und Unruhe ihnen von den Gesichtern ablesen konnte, hatte hier Jedes seinen regelmäßigen Gang, sein gewisses Plätzchen, friedlich Eins neben dem Andern und in Geberden wie Mienen lagen allein Milde und Heiterkeit ausgeprägt. Alles ging geräuschlos zu in dem Hause und wie von selber gleichsam, durch eine unsichtbar geheimnißvolle Kraft getrieben. Der Canarienvogel machte den einzigen Lärm und auch dem ward es manchmal verwehrt, damit, daß ein Tuch über den Käfig des Schreiers geworfen wurde, wenn er's gar zu bunt trieb. Unhörbar war sonst der Tritt des Käthchens, das nur an den Füßen vorbeistrich, leise, schwebend fast, das Gehen der beiden Schwestern, sanft ihre Stimme und da bloß wenige der Worte. Gleichwohl verstand Christinchen Niemand so gut wie sie. Bei all der Stille lag doch nirgend eine Schwüle noch ein Druck, sondern unfrieden und heiter war Alles; Menschen und Thiere schienen einander ohne Worte zu verstehen, an den Augen, durch das bloße Ansehen.

In diesem seinem Paradiese verstrichen Christinchen ein Paar Jahre so schnell als hätte ein Vöglein es in den Garten der Ewigkeit verlockt. Wenn es für gewöhnlich schon nur zwei Male die Woche in das verzauberte Haus kam, fühlte es sich dennoch ganz als einen Theil desselben, so gut wie die Katze, der Canarienvogel, die alte Magd, und nahm auch von Allem seinen Antheil. Da eines Samstags traf es nur die eine der Frauen im Wohnzimmer: die andere sei krank, vernahm es, und müsse das Bett hüten. Als es das nächste Mal wieder kam, hatte die alte Magd rothgeweinte Augen. Schweigend wies sie das Mädchen in's Schlafgemach der Schwestern. Die eine derselben war todt und lag starr, aber freundlich, fast wie im Leben, in dem schneeweißen Bette. Bei ihrem Anblicke mußte Christinchen unwillkürlich an seine selige Mutter denken, der jetzt die todte weiße Frau auf einmal zu gleichen schien. Es wunderte sich,

Digitized by Google

daß bei Lebzeiten die Aehnlichkeit ihm nie so aufgefallen und daß erst der Tod gleichsam den Zauber gelöst't und nun der Mutter Züge aus den erstarrten Zügen der Wohlthäterin ihm entgegentraten. Die überlebende Schwester aber, schien es Christinchen, gleiche nun der Verblichenen gar nicht mehr, sie war ganz schwarz und weinte, indem sie der Todten zu Füßen saß und beständig in's Gesicht sah, als könne sie sich nicht von ihr trennen.

Die Zeit nachher wurde es fast noch stiller im Hause als es zuvor gewesen, wenn die zurückgebliebene Schwester in Manchem sonst auch regsamer erschien und dieß und das mit einem gewissen Eifer, den sie sonst nicht gezeigt, besorgte. Hier räumte sie in einem Kasten auf, dort kramte sie in einem Schranke, zog Schätze und Angedenken hervor, betrachtete sie lange, als waide sie sich daran, ordnete, schloß Papiere in eine Cassette, andere hingegen verbrannte sie. Alles das geschah aber ohne ein Wörtlein darüber zu verlieren. Auch bemerkte Christinchen diese Thätigkeit nur nebenbei, es selber wurde nie dazu in Anspruch genommen. Im Gegentheil saß es jetzt mehr als je an seinen Nähtisch gefesselt, hatte da über Hals und Kopf Leintücher, Hemden, Handtücher und dergleichen zu nähen für eine ganze Haushaltung, oder Strümpfe zu stricken Paar um Paar. Bloß einmal sagte seine Gönnerin zu ihm und blickte es dabei schärfer an, da Christinchen gerade dem Canarienvogel frisches Futter vorschüttete: würdest du das Thierlein so wohl besorgen, auch wenn ich nicht hier wäre? Das Mädchen meinte, sie frage das aus Mißtrauen, es ward traurig und die Thränen traten ihm in die Augen.

Ein halbes Jahr später etwa mochte es sein, so wollte Christinchen wieder einmal am Samstag-Nachmittag, wie gewohnt, seinen Besuch in dem verzauberten Hause abstatten. Wie war es verwundert, als es da seinen Liebling, die weiße Katze, nicht, wie sonst gewöhnlich, auf der Thürschwelle sitzen und seiner warten sah. Ja, als es hierauf schellte, erschien auch die alte Magd nicht und es hatte nicht das Herz, noch einmal die Glocke zu ziehen, denn noch nie hatte es das gethan. Es wartete eine Weile, dann aber kehrte es voller Gedanken nach Hause zurück. Tags darauf, am Sonntag-Nachmittag, als es an der Staketenmauer vorbeiging und halb ängstlich hineinblickte, gewahrte es oben am Fenster fremde Leute, Männer, und alle schwarz angezogen. Eine Bangigkeit schnürte dem Mädchen das Herz zusammen und trieb es, sonst nichts beachtend, durch den Hof, die Treppe hinan nach der Küche, wenn es gleich nicht die gewohnte Zeit seines Besuches war.

Die zweite Schwester war der ersten nachgefolgt, still, ohne Geräusch, sie lag todt in ihrer Schlafkammer, die fremden Leute verschlossen und versiegelten Thüren und Kasten. Die Verstorbene war von ihrem Ende nicht überrascht worden, sie hatte zuvor Alles wohl geordnet. Nichts war vergessen, was zusammengehörte lag bei einander und das Vermächtniß fand man zuvorderst im Schreibtische. Sogar für die Katze und den Canarienvogel war Fürsorge getroffen, sie waren Christinchen als Erbschaft zugewiesen. Jetzt verstand dieses die Frage von damals. Es nahm sogleich seinen Liebling in die Schürze und den schönen Käfig in die Hand und eilte mit beiden, wie mit einem Schatze, nach Hause und in sein Kämmerchen, in Thränen, aber doch erfreut dadurch bei aller Trauer. Heilig gelobte es sich, im Andenken an seine Wohlthäterinnen, lieber selber sich nicht satt zu essen als einem der Thierlein etwas abgehen zu lassen. Es war dieß indeß nicht nothwendig. Erst nachher erfuhr es, daß ihm noch ein Jahrgeld in dem Vermächtnisse der Verstorbenen ausgesetzt war und ein Schrank voll Wäsche durch einen darin befindlichen Zettel ebenfalls als sein Eigenthum bezeichnet wurde. Es war dieß das Weißzeug, welches es in letzter Zeit selber so eifrig genäht, ohne darum zu wissen, hatte es an der eigenen Aussteuer gearbeitet. Gewissenhafter sind nie zwei Thiere besorgt worden, als die weiße Katze und der Canarienvogel und so oft Christinchen sich mit ihnen beschäftigte, mußte es des verzauberten Hauses und der zwei Schwestern gedenken, die sich jetzt in der Erinnerung zu der seligen Mutter gesellten, als gehörten sie eigentlich alle zusammen.

Digitized by Google

Es war schon lange seit dem her, die baufällige Wohnung neben dem Holzschuppen, in der Meister Martin gewohnt, war niedergerissen, die Straße dahin gepflastert, eine Reihe neuer Häuser stand da, die Gegend war nicht mehr so einsam und abgelegen. Aber auch das verzauberte Haus hatte sich verändert: eine Fabrik, lang, lang und hoch, mit zahllosen Fensterreihen, deren eines wie das andere, viereckig, leer und kalt, nahm seine Stelle ein. Von der alten Stille keine Spur, Webestühle klapperten den ganzen Tag und die halbe Nacht eintönig und doch lärmend d'rauf los. Der einst mit blankem Kies bestreute Hof war jetzt von Steinkohlen geschwärzt, unsaubere Arbeiter in Kitteln und halbgeputzte Mädchen liefen darin hin und her, Gasflammen flackerten unruhig an den Wänden der Straße. Das Alte war vergangen und Alles neu geworden. Auch Christinchen war in der Zeit großgewachsen, kein weißes Kätzchen strich schmeichelnd an seinen Knieen hin und der Canarienvogel pfiff schon lange nicht mehr. Eins aber war doch geblieben, bei aller Veränderung, neben der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit. Der Fleiß, die Ordnung, die Reinlichkeit und Pünktlichkeit, welche Christinchen in dem verzauberten Hause bei seinen Wohlthäterinnen gelernt, sie waren zugleich die feste und sichere Grundlage für das Glück seiner ganzen Zukunft geworden. Dieses Vermächtniß wucherte noch ungeschmälert mit Zins und Zinseszins fort und überdauerte Alles, nur nicht die kindliche Dankbarkeit; erst der letzte Lebenshauch setzte beiden das gemeinsamen Ende.

Auch anderwärts.

Eine Geschichte von dem Verfasser des „Jahrhunderts der Umkehr."

I.

Es war just ein schöner Sommernachmittag, der Türkenfranz saß vor seiner Hausthüre, dengelte die Sense und pfiff sich Eins. Bisweilen hob er den Kopf und schaute um sich; er schien seine besonderen Gedanken zu haben. Dem kleinen Häuschen gegenüber, das er bewohnte, erhoben sich zwei stattliche Bauernhöfe, einer so groß und schön als der andere. Auf dem Hofe links, der dem reichen Fischer gehörte, stand eine Droschke, der Knecht hatte angespannt und wartete auf seine Herrschaft; ungeduldig stampften die jungen, feurigen Rosse. Der Türkenfranz schüttelte den Kopf. Er betrachtete den Knecht in seinem neuen Rock mit rothem Kragen, die blanken Knöpfe darauf, die glänzenden Silbertressen um die schwarzlackirte Mütze und schüttelte auf's Neue.

Im Hofe nebenan waren die Scheuerthore weit geöffnet, ein volles Fuder Heu stand auf der Tenne und wurde von zwei jungen Leuten abgeladen, von denen der eine allem Anschein nach der Sohn des Hauses, der andere der Knecht war. Ihre Arbeit ging so flink von Statten, daß es eine Freude war zuzusehen, die Droschke im anderen Hofe hielt noch, als die Beiden schon fix und fertig waren, denn man ladet eher einen Wagen mit Heu ab, als ein Mädchen ihren Ballstaat zurecht bringt; so dachte wenigstens der Türkenfranz bei sich. Er nickte beifällig, als Jene den leeren Wagen aus der Scheuer schoben, die Braunen abspannten und in den Stall zogen. Diesen Augenblick schien er erwartet zu haben. Er ließ seinen Hammer ruhen, schob das alte deserte, über der Nase mit einem Zwirnsfaden umwickelte Horngestell seiner Brille unter den Hut, ohne den man ihn nie sah, zog den Ulmer aus der Tasche und schielte, während er stopfte, öfters in den Nachbarhof hinüber. Sein altes, rundliges Gesicht erhellte sich schmunzelnd, als der Nachbarssohn wieder aus dem Stalle trat und seine Schritte auf ihn zulenkte. He, Konrad, rief er demselben entgegen, Dir geht's von der Hand!

Wie Euch vom Mund, entgegnete Konrad lachend; ich sehe, Ihr plaudertet gern und habt Niemanden.

Habe so meine Betrachtungen für mich, versetzte der Türkenfranz; es geht curios in der Welt zu.

Digitized by Google

Eure Brille ist blind, erwiderte Konrad; habt Ihr sie wohl wieder einmal mit Speckschwarte geputzt?

Ist mir nur einmal passirt, sagte der Türkenfranz, — in der Eile, da die durchlauchtigste Herrschaft gefahren kam. Uebrigens setzte er zwinkernd hinzu, sehe ich noch Manches ohne Brille.

Was seht Ihr denn eigentlich und worüber habt Ihr Eure Betrachtung? fragte Konrad und ließ sich auf den Treppenstein nieder.

Hm, hm, murmelte der Alte verwundert, hast junge Augen und die Straße ist keine Meile breit.

Ueber das Gesicht des Burschen flog es wie ein Trauerschatten. Was geht's mich an? versetzte er kurz.

Sie fährt in die Stadt . . .

Braucht sie mich um Erlaubniß zu fragen? entgegnete Konrad nicht ohne Bitterkeit.

Die schöne Wally tanzt mit den Stadtherren, ich weiß nicht wie sie's nennen, Französisch und Ungarisch; kannst Du das, Konrad?

Still, rief der Bursche empfindlich, still! ich bin nicht gekommen, mich sticheln zu lassen.

Nur gut, mein Junge, versetzte der Alte, was fein ist, greift man mit Handschuhen an, seidene Kleider passen nicht in den Kuhstall. Lasse das Dämchen.

Euer Rath ist überflüssig, erwiderte Konrad; aber er vermochte den Blick des Türkenfranz nicht auszuhalten, und gerieth in merkliche Unruhe.

Endlich! fuhr der Alte fort und that einen langen Zug aus seiner Pfeife. Sie steigt ein; wahrlich schön ist sie, ein musterhaftes Frauenzimmer! Meine Anneliese reicht ihr das Wasser nicht.

Konrad mußte lachen, denn die Ehehälfte des Türkenfranz hatte keinen Zahn mehr im Munde und es war lange her, daß sie einst schön gewesen.

Sieh' nur, schmunzelte der Alte und zupfte seinen jugendlichen Nachbar am Aermel, wie das Wallychen den Sonnenschirm hält, wie sie das Köpfchen dreht, wie die Augen blitzen, so lustig und stolz! Man sollte nicht meinen, daß so Etwas auf einem Bauerndorf wächst.

Die vornehme Erziehung, warf Konrad spöttisch hin.

Das macht's, stimmte der Türkenfranz bei und zwinkerte. Ein paar Jährchen in einer Pension, welche Verwandlung! Das parlirt französisch, spielt Klavier, singt und rauscht in Seide und Gold.

Man meint, sie wäre aus dem Modekupfer herausgestiegen.

Der Alte hat aber auch seine Freude an ihr; sieh nur, mit welchem Stolz er sie betrachtet.

Er wagt kaum sich neben sie zu setzen.

Er ist der Narr, größer als sie, versetzte der Türkenfranz und lachte.

Die Pferde zogen jetzt an, der leichte Wagen rollte auf die Straße und an den Beiden vorüber. Konrad zog die Mütze, Wally erwiderte den Gruß mit flüchtigem Nicken und weiter ging es im raschen Flug.

Möchtest mit? . . . fragte der Alte neckisch.

Konrad schüttelte den Kopf. Dann müßte ich mir erst Tuch zu einem Frack, Manschetten, Vatermörder und Handschuhe kaufen.

Mag doch ein anderes Leben sein als auf dem Dorfe; wie strahlte ihr Gesicht! Gewiß war sie im Geiste schon in dem schimmernden Saal, umschwärmt von den Herren, bewundert, von mancher Seite mit feurigen Blicken begrüßt.

Ich gönne ihr's, erwiderte Konrad halblaut mit etwas unsicherer Stimme.

Der Türkenfranz hielt inne und schaute den jungen Burschen ernst an. Dann sagte er plötzlich: Du mußt sie Dir aus dem Sinn schlagen.

Den Konrad übergoß eine dunkle Röthe und er fuhr unwillkürlich mit der Hand über die Augen und rieb sich, als wären lauter Mücken darin. Was meint Ihr? sagte er endlich stotternd.

Digitized by Google

Du wirst mich verstanden haben, versetzte der Türkenfranz gutmüthig lächelnd und fing wieder an, an seiner Sense zu dengeln.

Wollt Ihr morgen in's Mähen? fragte der Konrad, um nur etwas zu sagen.

Ja, auf die Ommlich's Wiese.

Die Beiden schwiegen.

Ihr denkt, hob Konrad nach einer Weile an, ich hätte es noch mit der Wally?

Der Alte sah ihn an und lächelte.

Ja wahrlich, fuhr Konrad fort, ich hab's überwunden, es muß ja sein.

Gut, murmelte der Türkenfranz, so ist's gut, also.

Ehe sie in die Pension kam, da hatte sie mir's beim Abschied versprochen, keinen Anderen! Ich weiß es war ihr heiliger Ernst; wie lieb war sie mir damals!

Und schon im Wickelkissen, so habe ich gehört.

Konrad ließ diese Bemerkung hingehen. Die paar Jahre der Trennung glaubte ich, fuhr er fort, kaum zu ertragen. Ich zitterte vor Sehnsucht, sie wiederzusehen; ich malte mir die Freude ihrer Ankunft aus, den ersten Blick von ihr, das erste Wort! — Es war eine andere Stimme, nicht die liebe bekannte, ein anderes Auge; mir griff es eiskalt an's Herz. Und als sie so fremd that, mich kaum mehr kannte, da wäre es mir am liebsten gewesen, wenn sich der Boden unter mir geöffnet und mich verschlungen hätte. Als aber gar die vornehmen Freier kamen, sie mit denen so schön that, mich nicht ansah, in Wochen kein Wort mit mir redete, da fuhr es grimmig in mich, daß ich die ganze Welt haßte. Jede Blume hätte ich zertreten, jeden Vogel in den Zweigen steinigen mögen; ein fröhlich Gesicht machte mich vor Aerger blaß.

Und was half Dir das? . . .

Es half nichts, hat nichts geändert; das sehe ich nun ein. Mag sie denn einen von ihren vornehmen Liebhabern heirathen.

Heirathen? sagte der Türkenfranz gedehnt.

Die dreißig Tausend baares Geld! . . .

Pah, lachte der Türkenfranz, glaubst Du das auch? Nicht zehn.

Meinetwegen, ich wollte, sie hätte auch diese nicht gehabt.

Besser wäre es gewesen für sie, und — setzte der Alte hinzu, auch für dich.

Konrad that, als hörte er das Letztere nicht und fuhr fort: bei der jetzigen Wirthschaft werden auch die zehn Tausend nicht lange dauern.

Glaub's auch, und Wallychen wird einmal froh sein, wenn Du sie noch zur Frau nimmst.

Nein, sagte Konrad entschieden, sie paßt nicht für mich; das hat sie mir selbst zu verstehen gegeben und ich danke ihr für diese Offenherzigkeit.

Recht so, nimm ein wirthliches, einfaches Mädchen, versetzte der Türkenfranz und schmunzelte zufrieden.

In diesem Augenblick ging drinnen die Stubenthüre und eine schlanke Gestalt huschte über den Hausflur in die Küche. Konrad hatte sich rasch umgekehrt. Hast so eilig, Gretchen? rief er in's Haus.

Getraust Dich wohl nicht über den Treppenstein? erwiederte eine helle Stimme.

Es sitzt sich hier gut, rief Konrad dem Mädchen nach und wendete sich dann lächelnd zu dem Alten: ich wette, sie hat uns belauscht.

Möglich, sie sind Alle etwas neugierig.

Aber — sagte Konrad verlegen, sie wird mich auslachen; mußte ich auch gerade auf dieses Thema kommen. Ihr seid Schuld mit Euren Sticheleien.

Nun, so machst Du's kurz, entgegnete der Türkenfranz, — die Wally heirathet den Kaufmann aus Neustadt und Du das Bärbele.

Fehlgeschossen! erwiederte Konrad lachend.

Das Bärbele nimmt Dich mit geschmutzten Händen . . .

Aber der Kaufmann, wißt Ihr's noch nicht?

Was soll ich wissen? fragte der Türkenfranz aufhorchend.

Digitized by Google

Den hat sie sich vom Hals geschafft, antwortete Konrad; er wird keine Lust haben wiederzukommen.

Wie ist das zugegangen?

Sehr einfach. Sie hat den Herrn lange genug hin und hergezogen und als er endlich in sie drang und eine bestimmte Antwort verlangte, erhielt er sie — in ein Körbchen gepackt.

Also denkt sie noch höher hinaus, die Prinzessin?

Allerdings; sie soll geäußert haben: einen Dutenkrämer möge sie nicht; wer sie zur Frau haben wolle, der müsse ihr eine Kammerjungfer halten und ein Geschirr zum Spazierenfahren.

Glück zu! Also ein Baron oder Dergleichen? sagte der Türkenfranz kopfschüttelnd.

Wenigstens läßt sie sich, erwiederte Konrad, von dem jungen Herrn von Steuth jetzt den Hof machen.

O, die Thörin!

Sie merkt nicht, daß der sie zum Besten hat.

Leider, sagte der Türkenfranz. Der Baron tanzt wohl einmal mit ihr, sagt ihr einige Schmeicheleien, die sie für baare Münze nimmt, hinterher macht er sich in Gesellschaft von Seinesgleichen über sie lustig.

Nachbar, sie dauert mich, erwiederte Konrad in weichem Ton; Schimpf und Spott! dafür habe ich sie doch zu lieb . . .

Gehabt? — fragte der Alte betont.

Gehabt, sagte Konrad fest; ich versichere Euch, es ist aus.

Treues Herz! murmelte der Alte für sich, so findet sie keins mehr. Dabei schlug er heftiger mit seinem Hammer auf, als wohl nöthig gewesen wäre, gerade als wollte er damit einem heimlichen Aerger Luft machen.

So, ich bin fertig, wendete er sich nach einer Weile an den jungen Burschen, der auf seinem Treppenstein auch nicht so gut zu sitzen schien, als er vorhin erklärt hatte. Willst Du mit in die Stube? Kannst etwas hören, Du wirst Dich wundern, wie mein Gimpel sein Stücklein pfeift.

Ihr seid ein Narr mit Euren Vögeln, versetzte Konrad lächelnd; mit dem Ersten früh steht Ihr am Bauer und pfeift, und Abends ist's Euer Letztes. Ich glaube, Ihr pfeift auch im Schlaf; Eure Frau wenigstens sagt's.

Junge, rief der Alte schmunzelnd, das ist aber auch eine Freude; ein solches Thierlein läßt sich mit Geld nicht bezahlen.

Das weiß Jeder, versetzte Konrad, daß Euch das Pfeifen eines Gimpels zehn Stunden weit lockt.

Ist halt meine Liebhaberei, entgegnete der Türkenfranz lächelnd, — und der Zankapfel zwischen mir und meiner Alten.

Die Beiden traten in die Stube.

Der Türkenfranz legte sein Zeug bei Seite, stieg auf einen Stuhl, hob das Tuch, welches den Käfig bedeckte, etwas weg und fing an, sein „Mätzchen" mit den zärtlichsten Namen zu liebkosen. Dabei nickte er unaufhörlich mit dem Kopf, auf welchem noch der Hut saß, den er abzulegen nicht die Zeit sich genommen, blinzte durch die fettige Brille und verzog das Gesicht so komisch freundlich, daß Konrad sich des Lachens nicht zu enthalten vermochte. Wohl eine halbe Stunde beschäftigte sich der Alte mit seinem Vogel; dabei vergaß er Alles um sich und merkte auch nicht, wie Konrad mit Gretchen plauderte. Das geschah freilich ebenso viel mit Blicken als mit Worten und war nichts Unerlaubtes; beim Abschied mußte Konrad versprechen, künftig fleißiger „hutzen"*) zu kommen, als er es zeither gethan, und er versprach das ohne langes Besinnen.

II.

Am anderen Morgen, es graute kaum der Tag, auf der Flur war's einsam und still, nur hier und da fingen einzelne Vogelstimmen an sich hören zu lassen,

*) Volksausdruck der gemüthlichen Geselligkeit in Thüringen.

Digitized by Google

da wanderte der Türkenfranz, die Sense auf der Schulter, zum Dorfe hinaus nach der Ommlich's Wiese.

Heute schneidet's gut, es hat einen prächtigen Thau, murmelte er durch das Gras schreitend, an welchem die kleinen Thautröpfchen millionenweise hingen und den Boden feuchteten.

Auf der Wiese angekommen, war es gerade hell genug, um die Arbeit zu beginnen. Der Alte nahm seine Sense ab, prüfte deren Schärfe, legte den Brodsack mit dem Frühstück unter einen Erlenbusch und holte mit kräftigem Schwung aus zum ersten Hieb. Da schlug ein Laut an sein Ohr. Er stutzte, ließ die Sense sinken und horchte gespannt nach dem nahen Wald hin. Mehrere Minuten harrte er regungslos, dann schnallte er den Wetzkumpf ab, legte die Sense weg und schlich leise wie eine Katze nach dem Gehölz. Mehrmals blieb er stehen, horchte mit vorgestrecktem Kopf und verschwand dann unter den Bäumen.

Der Tag funkelte bereits durch die Zweige, auf den Wiesen glitzerte es wie Silber und Edelgestein, Lüftlein rauschten und rosige Wolken schwebten am klaren Himmel dahin; weit draußen standen die fernen, blauen, dämmernden Berge. Bunt und lebendig fing es nun an sich allenthalben zu regen, tausend Stimmlein erschallten und jubilirten froh in die schöne Gotteswelt hinaus. Und die Sonne stieg höher; so munter das Bächlein rauschte, es wurde ihm doch schwül von den heißen Sonnenstrahlen. Die Vöglein kamen, hüpften von Zweig zu Zweig herab bis an den Uferrand, nippten von der klaren Fluth und flogen von dannen. Bienen schwirrten und summten über die Blumen und an den schlanken Grashalmen kletterten goldglänzende Käfer, wiegten sich zartgeflügelte Libellen. Der Mittag kam und die Thiere groß und klein hielten ihr Mittagsmahl, die einen in den Zweigen, die anderen in den Kelchen der Blumen, die dritten im engen Häuschen, das sie sich in die Erde gegraben oder unter dem schattigen Ufer im rinnenden Wasser.

Auch auf der Ommlich's Wiese des Türkenfranz speis'te eine zahlreiche Gesellschaft, Vornehme und Geringe, theils aus goldenen Schüsseln in Blumenpalästen unter goldenen Säulen, theils auf bloßer Erde, darunter Leckermäuler, die nur von Duft und den feinsten Süßigkeiten lebten, und Viele, die auch mit der geringsten Kost vorlieb nahmen. Niemand störte sie in ihrem lustigen Reich und doch war die Gefahr so nahe; ein Rothkelchen, das nach einer Mücke haschte, bemerkte dieselbe zuerst, es fuhr erschrocken zurück und flog fort. Eine Frau, einen Korb auf dem Rücken, schritt nach der Wiese zu; ihr derber Fuß vernichtete mit einem Tritt einen Käfer und seine Familie. Die Frau achtete das nicht. Sie sah sich auf der Wiese um, und schien Jemanden zu suchen. Er mußte doch irgendwo sein; sie wendete sich nach allen Seiten, sie rief — er war nicht da. Die Frau stellte den Korb ab, stemmte beide Arme in die Seite und wartete eine Weile. Was in aller Welt ist denn das? rief sie endlich, da liegt die Sense und der Wetzkumpf, er hat noch keinen Halmen gemäht!

Sie rief lauter als zuvor, aber sie lauschte vergebens auf Antwort. Der Hallunke! brummte sie, wo mag er hingerathen sein? Der Aerger zog grau über ihr Gesicht. Was nun thun? Sie schien mit sich zu Rathe zu gehen. Es wird ihm doch nichts passirt sein? sagte sie halblaut; er hat bisweilen einen Anfall von Schwindlichkeit, am Ende liegt er irgendwo ohne Hülfe besinnungslos. Sie suchte auf der ganzen Wiese, sie lief in den Wald und fand keine Spur von dem Vermißten.

Da raschelte etwas in dem Gebüsch. Mein Gott! — stammelte die Frau und fuhr erschrocken zurück.

Ein altes runzliches Gesicht schaute aus den Zweigen hervor, voll glücklichen, triumphirenden Lächelns. Schau Anneliese — ertönte die wohlbekannte Stimme. Erbost streckte die Frau die Fäuste aus. Spitzbube! schrie sie, wie hast Du mich erschreckt! Hast Du nichts Besseres zu thun, als im Walde herumzulaufen? Tagedieb, nichtsnutziger!

Der Alte schüttelte gutmüthig lächelnd den Kopf.

Noch keinen Hieb gemäht, fuhr die Frau fort; man möchte vor Aerger vergehen, Du Faullenzer.

Digitized by Google

Der Türkenfranz zwinkerte und sagte nichts.

Ja, glotze mich nur an, fuhr die Frau keifend fort, Du bringst uns noch um das Bischen Hab und Gut, Du Tagedieb.

Faullenzer, Tagedieb? . . .

Ja, das bist Du.

Frau, Frau, hob der Alte mit schalkhaftem Erstaunen an und warf den Kopf zurück, was ist Dir passirt? Kennst Du meinen Namen nicht mehr? Ich heiße Franz Türk und Jedermann hat mich mein Lebtag Franz Türk genannt und nicht anders. Wie kommt es, daß Dir das Gedächtniß so versagt?

Dabei schmunzelte er und sah sein Weib so komisch an, daß dieses halb ärgerlich, halb verlegen sich umkehrte. Mit Dir ist nichts anzufangen, rief sie und ging.

Als der Türkenfranz auf die Wiese kam, hatte Anneliese den Korb schon halb ausgepackt. Iß, wenn Du's auch nicht verdient hast, sagte sie und wollte ein böses Gesicht machen.

Sei nur gut, mein Schatz, erwiederte der Türkenfranz, die Wiese soll heute noch fertig werden.

Ja, heute der schöne Thau, wie wäre das Mähen vom Fleck gegangen; jetzt wird's hart halten.

Hast Recht; aber bis Abends und wenn's zehn Uhr wird, steht kein Halm mehr da.

Wo bist Du denn eigentlich gewesen? fragte die Frau.

Der Türkenfranz nahm lächelnd seinen Hut, lüftete das Taschentuch, welches er über denselben gedeckt hatte, und ließ seine Frau hineinsehen.

Nein, das geht doch über alle Begriffe! rief diese und schlug die Hände über den Kopf zusammen; läßt er Alles im Stich, um so einen nichtsnutzigen Gimpel zu fangen.

Ein prächtiger, herrlicher Bursche! schmunzelte der Alte mit verklärtem Gesicht. Als ich den ersten Hieb thun wollte, da hörte ich ihn pfeifen; halt, dachte ich, der muß dein werden. Ich hatte ihn bald ausspionirt, aber das Kerlchen war klug und gewandt; zehnmal schon glaubte ich ihn zu haben und es war nichts. Von Baum zu Baum bin ich im nach, durch Busch und Sumpf.

Ei, du lieber Gott, wie siehst Du auch aus! fiel die Frau ein und es blieb ihr der Mund weit offen stehen.

Laß, es ist weiter nichts . . .

Voll Schmutz vom Kopf bis zum Fuß und das Bischen Montur, wie ist das zerschlitzt und zerfetzt! Das sieht gut!

Hab' ich ihn doch, erwiederte der Türkenfranz ruhig. Anneliese, wenn er gut lernt, ist er seine fünf Louisd'or werth.

Geh' mir damit, versetzte die Frau, nicht die Suppe verdienst Du an's Brod; Du und der Fischer ihr paßt zusammen.

Dächt' ich kaum, der ist reich, ich arm.

Du, fuhr die Anneliese fort, verlumpst einen vollen halben Tag und fängst einen Gimpel, Jener fährt in die Stadt und wirft da sein Geld weg; ihr werdet's weit bringen mit einander. Und das ist ein schöner Lärm im Dorf, hat man je so was gehört? . . .

Nun, was denn?

Du wirst Dich bekreuzigen, wenn Du's erfährst; aber ich glaub's nicht.

Thust ja über die Maaßen wichtig und geheimnißvoll . . .

Die Wally hat gestern in Steinach auf dem Ball eine neue Bekanntschaft gemacht.

Ersatz für den abgedankten Kaufmann . . .

O, die will viel höher hinaus.

So sag's, wer ist die Bekanntschaft? versetzte der Türkenfranz etwas ungeduldig.

Nicht aus unserer Gegend.

Nun meinetwegen aus Frankreich oder der Türkei?

Du hast's so ziemlich errathen, ein Franzose ist's . . .

Digitized by Google

Ein Windbeutel, der die Nase die Länge und das Maul die Quere hat.

Ein Franzose, ein wunderschöner Mensch und reich und vornehm . . .

Ein Baron mindestens oder ein Graf?

Ein Baron. Er ist vorgestern mit Extrapost in Steinach eingetroffen und im Adler abgestiegen; er hat auch erschrecklich viel Geld mitgebracht, ein Koffer ist ganz voll davon.

So, ich hab's nicht gesehen, murmelte der Türkenfranz, schnappte das Messer zu und stand auf.

Nun hör' nur, fuhr seine Frau fort; der Baron war gestern mit auf dem Ball im Schießhaus und hat sich total in die Wally verliebt. Er hat den ganzen Abend mit ihr getanzt und heute will er kommen und sie besuchen.

Woher weißt Du Alles so genau?

Die Wally selbst hat es dem Bärbele erzählt, das die Kammerjungfer bei ihr machen muß. Sie ist ganz außer sich vor Stolz und Freude; das Haus wird von Oben bis Unten gescheuert, gekocht, gebacken, gesotten wird wie zur Kirmeß und sie selber hat sich aufgedonnert, daß sie mit einer Gräfin es aufnehmen kann.

Wird kein Baron kommen, sagte der Türkenfranz und lachte.

Das erfahren wir heute noch . . .

Der Türkenfranz nahm seine Sense. Auch ein Gimpelfang — und was er noch für sich murmelte, das hörte seine Frau nicht, denn er fing an in das Gras einzuhauen, als werde er in wenig Stunden das Versäumte einholen.

III.

Anneliese huckte den Korb auf. Als sie in die Nähe des Dorfes kam, blieb sie stehen und lauschte; es war ihr als höre sie einen Wagen rollen. Dies war wirklich der Fall. Das Herz pochte ihr vor Erwartung, den vornehmen Herrn zu sehen, den französischen Baron, der als Freier zu Wally kam; denn das mußte sein Wagen sein. Aber diesmal hatte sie sich getäuscht, es kam der Konrad gefahren mit seinen Braunen.

Ei, dachte die gute Frau bei sich, es wird nichts sein; die Wally ist angeführt, wie du jetzt. Als sie aber an ihr Haus kam und neugierig einen Blick auf den Nachbarhof warf, da stand wirklich zu ihrem größten Erstaunen eine Postchaise. Bald darauf spazierte ein schöngekleideter Herr mit einem schwarzen Bärtchen, klingenden Sporen und goldenen, funkelnden Ringen aus der Thüre. Ihm folgten Wally und ihr Vater. Sie gingen in den Garten und wandelten zwischen den Gängen auf und ab, Wally meistens dem fremden Herrn zur Seite; sie plauderte und lachte viel und schien überglücklich. Sie war aber auch wirklich schön und es hätte sich wohl mancher Andere auch in sie verliebt, wie sie in ihrer frischen blühenden Jugend mit den strahlenden Augen so reizend zwischen den Blumen dahinschwebte. Von der gestrigen, durchschwärmten Nacht sah man ihr wenig an.

Nach einer Weile brachte das Bärbele den Kaffee auf dem silbernen Präsentirbrett und man setzte sich zusammen in die Laube.

Das Alles hatte die Frau des Türkenfranz mit angesehen und sich auf das Höchste verwundert. Das Glück will dir doch wohl, sprach sie bei sich; ei du Wettermädchen! wenn du einen Prinzen kriegtest, es dürfte dich Niemand eine Bauerndirne schimpfen.

Sie hat den Baron noch nicht, fiel Gretchen ein, welche die Rede ihrer Mutter gehört hatte, und übrigens möchte ich an ihrer Stelle mit einem Menschen, den ich zum ersten Mal sehe, nicht so vertraulich thun.

Sie scheint ihm wirklich gut . . .

Das ist keine Liebe von Herzen, erwiederte Gretchen.

Nicht war, da liebst Du den Konrad anders? bemerkte die Mutter forschend.

Das Mädchen erröthete tief. Schweige, sagte sie bittend, willst Du mir solche Gedanken in den Kopf setzen? Ich bin für den Konrad zu gering.

Bist Du nicht gut und brav erzogen? . . .

Es paßt nicht.

Digitized by Google

Und zu leben hättet ihr Beide . . .

Ich denke nicht daran, versetzte Gretchen seufzend und schlug die Augen traurig nieder. Aber sie leuchteten sogleich gar hell und freundlich wieder auf, als Der, von dem man eben gesprochen, zur halbgeöffneten Thüre hereinschaute.

Komm' nur herein, rief ihm das Mädchen entgegen.

Ich halte Wort, entgegnete Konrad; ich komme jetzt fleißiger „hutzen".

Aha, erwiederte Gretchen neckend, Du möchtest gern den fremden Herrn und die Wally beobachten. Sieh dort drüben sitzen sie Beide.

Mögen sie kosen und plaudern, versetzte Konrad heiter, ich störe sie nicht.

Bist Du nicht neidisch? fuhr Gretchen, sich hinter das Fenster stellend, fort. Sieh' nur, jetzt bricht sie einen Strauß, Rosen und Nelken, Jelängerjelieber, Reseda und Lilien. Der ist gewiß für ihn.

Er verwendet kein Auge.

Und wie sie ihm zulächelt.

Jetzt kehrt sie in die Laube zurück, sie überreicht ihm die Blumen . . .

Mit welchem zierlichen Knix.

Sie setzt sich neben ihn, er hält ihre Hand in der seinigen.

Das so vor Aller Augen, rief Gretchen verschämt, das möchte ich nicht! Zugleich suchte sie ihre Hand von einer anderen freizumachen, welche sie leise erfaßt hatte. Aber die fremde Hand schloß sich nur fester. Gretchen kehrte sich um, ihr Gesichtchen glühte. Laß mich, stammelte sie und es überflog sie ein Schauer.

Konrad schaute ihr in das helle blaue Auge; Schelm, flüsterte er, sollen wir nur das Zusehen haben?

Ei! rief Gretchen laut lachend und war mit einem Sprung am anderen Fenster, Du wärst wohl gern drüben?

Ich bin gern, wo man mich gern sieht . . .

Aha, darum kommst du so fleißig zu uns.

Heut' Abend wieder, flüsterte Konrad, sah sich flugs in der Stube um und ehe sich's Gretchen vermuthete, hatte sein kräftiger Arm sie umschlungen. Sie bog erschrocken das Köpfchen zurück, gerade recht um im selben Augenblick einen Kuß auf die rosigen Lippen zu empfangen. Der Thäter aber entwischte mit einem „guten Abend", den er ihr lächelnd zurief.

Der Besuch des Barons von Grenier, wie er sich nannte, hatte im ganzen Dorfe Aufsehen erregt. Manches Mädchen gönnte Wally den Triumph nicht, welchen sie so schnell und unvermuthet gewonnen; Andere hingegen waren der Meinung, daß der vornehme Herr wohl Gefallen finde an ihrer Person, daß er aber nicht daran denke, sie zu seiner Gem hlin zu machen. Es ließen sich sogar einzelne Stimmen vernehmen, die es bezweifelten, ob der Fremde wirklich ein reicher Baron und nicht vielmehr ein Betrüger und Lufticus sei. Frau Anne liese aber hatte ihre ganz besonderen Gedanken; sie stellte die scharfsinnige Behauptung auf und bewies sie mit vielen Gründen, daß der Baron für Wally kein Fremder sei und daß ihre Bekanntschaft schon aus der Pensionszeit herdatire. Was Wally anlangt, so zeigte diese nicht den mindesten Argwohn. Sie war voll seliger Gefühle, voll wonniger Träume; ihre kühnsten Hoffnungen schienen der Erfüllung entgegenzugehen, denn, das hatte sie sich vorgenommen, der Baron durfte nicht wieder aus den süßen Banden entwischen, die sie um ihn geschlungen hatte.

Und wie gern ließ er sich dieselben gefallen. Um aber das lästige Aufsehen zu vermeiden, welches sein Erscheinen im Orte hervorrief, deutete er darauf hin, ob es nicht möglich sei, sich an einem dritten Orte zu sehen. Wally, die das Gaffen und Aufpassen der Dorfbewohner selbst störend genug empfand, ging darauf ein und versprach mit ihrem Vater am übermorgenden Tag in dem Gasthaus sich einzufinden, welches auf der Hälfte des Weges nach Steinach einzeln an der Landstraße stand und sich demnach besonders zu einer derartigen Zusammenkunft eignete.

Als Wally an dem bestimmten Tag vor dem Gasthof vorfuhr, kam ihr Herr von Grenier sie erwartend entgegen und empfing sie mit ausgesuchter

Digitized by Google

Höflichkeit. Er hatte auf's Beste für die Bewirthung gesorgt und der Nachmittag ihres Zusammenseins verging in der angenehmsten Weise. Auch bei Wally's Vater setzte der Baron sich schnell in Gunst; diesem gefiel das Verständige und Artige in dem Benehmen des jungen Herrn, der sich mit ihm über Bodencultur und Viehzucht unterhielt, den Adel für ein nothwendiges Vorurtheil erklärte, auf das er selbst nichts gebe, und in vieler Beziehung sich als kenntnißreich und tüchtig erwies. Ganz bezaubert aber war Wally von der Liebenswürdigkeit ihres schönen Freundes; jeden Wunsch sah er ihr am Auge ab, in den lebhaftesten Ausdrücken pries er sich glücklich, daß ihn sein Geschick in ihre Nähe geführt. Vorzüglich erfreut war sie, als sie hörte, daß es seine Absicht sei, sich in der Gegend anzukaufen und künftig seinen Aufenthalt hier zu nehmen. Er ließ sie auch merken, wieviel sie Antheil habe an diesem Entschluß und sprach von herrlichen Hoffnungen, deren Erfüllung in ihrer Hand ruhe. Man trennte sich endlich zu Aller Zufriedenheit.

In dieser Weise sahen sich beide Theile öfter und der Baron machte endlich ein förmliches Geständniß, in welchem er Wally um Herz und Hand bat. Dieser schwindelte vor dem Glück, das sich ihr öffnete, sie war selig entzückt und der Baron küßte das Bekenntniß der Gegenliebe ihr von den bebenden Lippen. Zugleich eröffnete er ihr, daß es ihm für diesmal nur kurze Zeit in Deutschland zu weilen vergönnt sei; er müsse in seine Heimath zurück, um dort manches Nöthige zu ordnen. Nun, da er die köstliche Gewißheit habe, daß sie ihn liebe, gehe er gern, aber mit noch größerer Freude werde er in kürzester Zeit auf den Flügeln der Liebe zurückeilen. So ungefähr sagte der Baron.

Diese Mittheilung fiel Wally schwer auf das Herz. Ach, schon Trennung! Und welche Möglichkeiten öffneten sich damit? Konnte sie der Geliebte in der Ferne nicht vergessen, kaum gewonnen, ihr wieder verloren gehen? Und kehrte er zurück, wie lange doch mußte ihr die Trennung dauern, welche Gelegenheit hatte die böse Welt zu Argwohn und Mißdeutung?

Aber Herr von Grenier wußte ihr so viel Tröstendes und Beruhigendes zu sagen, daß ihr bekümmertes Herz sich bald wieder freudig aufrichtete. Zugleich bat er Wally, ihr Geheimniß einstweilen zu bewahren; morgen wolle er noch einmal sie und die Ihrigen besuchen, bei seiner Zurückkunft werde er dann bei ihrem Vater um das Jawort anhalten. Unter Umarmungen und Thränen trennten sich anderen Tages die Liebenden.

Die glückliche Wally hatte im Drang ihrer Gefühle nicht umhin gekonnt, den Vater mit der Erklärung des Barons bekannt zu machen und dieser fühlte sich durch dieselbe nicht wenig geschmeichelt; bald flog durch das Dorf die Kunde, daß Wally Braut sei. Das hatten denn doch die Wenigsten erwartet.

IV.

Wochen vergingen nun und Wally wartete auf Nachricht von ihrem Geliebten; Herr von Grenier hatte versprochen, sogleich nach seiner Ankunft in der Heimath zu schreiben. Der Postbote kam, aber er brachte niemals den sehnlichst erwarteten Brief. Das arme Mädchen wurde ungeduldig, niedergeschlagen, trübe Befürchtungen stiegen in ihm auf. Wie, wenn der Geliebte ihr wirklich untreu geworden wäre? wenn er sie verlassen hätte, wenn er nicht wiederkehrte?

Ganz anders noch flüsterten sich die Leute zu. Aber nein! das war nicht möglich, sie das Opfer einer absichtlichen Täuschung, von einem Schwindler betrogen! Es überrieselte sie kalter Schauer bei diesem Gedanken. Wochen vergingen und Monate, ihre Hoffnung wurde schwächer, ihre Lage qualvoll; Herr von Grenier schrieb nicht — er kam nicht.

In dem Hause des Türkenfranz wurden unterdeß allerlei Vorbereitungen getroffen, es sah fast aus, als würde eine Ausstattung zugerichtet. Weißes Linnen wurde aus dem Schrein hervorgeholt und liebe Freundinnen saßen bei Gretchen und nähten vom Morgen bis zum Abend. Konrad aber kam öfters in sein Hutzenhaus, schäkerte mit den Mädchen und war lustig und guter Dinge;

Digitized by Google

am freudigsten glänzten seine Augen, wenn er mit Gretchen plauderte. Aber das geschah meist flüsternd, zum Verdruß der Mädchen, welche lauschend aufhorchten.

Der Türkenfranz hatte vielerlei Wege zu machen, die ihm manches Stück Zeit wegnahmen, so daß er kaum eine Stunde übrig hatte, um sich mit seinen lieben „Mätzchen" zu unterhalten und ihm die Melodie vollends einzuüben: „Wenn zu mein Schatzle kommst" u. s. w. So mußte er auch eines Tages nach Neustadt, um einen Einkauf zu besorgen. Nachdem er sein Geschäft verrichtet, gelüstete es ihn von dem guten Neustädter Lagerbier zu kosten.

Er saß im Rathskeller und schlürfte behaglich sein Glas. Wo ist der Mann her? fragte der Wirth und rückte mit seinem Stuhl näher.

Sie kennen mich doch wohl? ich bin der Türkenfranz, versetzte dieser erstaunt über das mangelhafte Gedächtniß des Wirths.

Derselbe, der dem Herrn Gerichtsschreiber letzthin den schönen Gimpel verkauft?

Ja, sagte der Türkenfranz und warf sich in die Brust.

Was macht denn die Tochter des reichen Fischer, die schöne Wally? ...

Nun, die wartet auf ihren Baron.

Der Wirth unterdrückte das Lachen kaum. Hofft sie, daß er wiederkommt?

Schwerlich denkt sie das mehr.

Hat sie wirklich sich mit ihm verlobt?

Der Türkenfranz sah den Wirth forschend an. Es wurde allgemein so gesagt, erwiederte er; sie trafen sich im Bärenwirthshaus an der Steinacher Straße fast täglich.

Der Wirth lachte.

Sie wissen vielleicht mehr? bemerkte der Türkenfranz.

Nicht mehr, als Jedermann hier weiß.

Gewiß, Sie kennen den Baron, sagte der Türkenfranz eifrig in den Wirth dringend.

Dieser lächelte. Ja, versetzte er, und zwar ziemlich genau, denn er ist täglich mein Gast.

Das war Wasser auf die Mühle des Türkenfranz. Er spitzte die Ohren und rückte an der Brille. So, Ihr täglicher Gast; ist er wirklich aus Frankreich? und so reich und vornehm?

Seinem Französisch nach, antwortete der Wirth, ist er ein ehrlicher Deutscher, seinem Geldbeutel nach besitzt er keine Reichthümer, aber wenn er wirklich seines Vaters Sohn ist, so gehört er dem höchsten Stand an.

Wie so? fragte der Türkenfranz gespannt.

Sein Vater ist der Thürmer, antwortete der Wirth.

Allerdings, dann ist er von hohem Stand, sagte der Türkenfranz und ärgerte sich heimlich, daß der Wirth sich solchen Spaß mit ihm erlaubte.

Es ist so, wie ich sage, fuhr dieser fort. Der junge Mensch dient als Markthelfer bei einem hiesigen Kaufmann und ist ein kluger und gewandter Bursche.

Dem Türkenfranz fuhr es wie ein Blitz durch die Gedanken. Und dieser Markthelfer, fragte er, ist es, der den Baron gespielt hat?

Allerdings.

Aber was veranlaßte ihn dazu?

Damit hat es eine eigene Bewandtniß.

So, und welche, wenn man fragen darf?

Die schöne Wally ist ziemlich hochmüthig, das wißt Ihr selbst. Hat sie nicht einmal geäußert: „einen Dutenkrämer möchte sie nicht? sie müsse einen Mann bekommen, der ihr eine Kammerjungfer halte und Pferde zum Spazierenfahren?

Sie soll das gesagt haben.

Und zwar als sie einem Kaufmann von hier, einem ehrenwerthen Mann, der um sie warb, einen Korb gab.

Digitized by Google

So hängt das Ding zusammen, murmelte der Türkenfranz; also der Kaufmann hat den Markthelfer geschickt, so so.

Es sollte zwar Geheimniß bleiben, ist aber ausgeplaudert worden ...

Der Türkenfranz mußte laut lachen. Ei, ei, rief er, das ist ein Malestreich!

Es war unrecht, entgegnete der Wirth, daß das Mädchen einen Mann, der redliche Absichten hatte, an der Nase herumgeführt und aus Hochmuth abgewiesen hat.

Herr, sagte der Türkenfranz, das ist eine scharfe Lection! und trank sein Bier aus und noch eine Zweite und Dritte.

Als er gegen Abend nach Hause zurückkam, hatte er ein ganz eigenthümliches, sonderliches Wesen. Er trommelte beständig mit den Fingern, sah die Anwesenden starr durch die Brille an, dann lachte er plötzlich laut auf und rieb sich mit den Händen den Kopf.

Was hast Du denn? fragte endlich seine Frau.

Er lachte.

Geh' zu Bett! rief sie, Du hast zu tief in's Glas gesehen.

Hört, versetzte er und trommelte wieder, die Vögel in den Zweigen werden davon singen; es ist eine putzige Geschichte.

Laß Dein Geplauder, entgegnete die Frau, Du wirst ausgelacht.

Was! rief der Türkenfranz, schob die Brille zurecht und sah seine Frau an; das Goldvögelchen ist fort, wißt ihr, wo's steckt? Es hat sich gar sonderbar verwandelt. Holt mir den Konrad!

Aber dieser stand schon draußen am Fenster und lugte in die Stube.

Herein! befahl der Türkenfranz; es geht Dich auch an. Ich erzähle Dir die Geschichte von einem Korb.

Die Anwesenden wurden doch neugierig, was der Alte wollte und er erzählte ihnen endlich sein Erlebniß im Neustädter Rathskeller.

Die arme Wally, das ist doch hart, sagte Gretchen, als ihr Vater geendigt und ein dankbarer Blick Konrads lohnte ihr für diese Rede. Man sprach noch viel über die Sache hin und her, aber Konrad war schweigsam.

Als er jedoch vierzehn Tage später mit Gretchen am Altare stand, da sah er recht heiter und glücklich aus und mit der schönen Braut zog auch Friede und Glück in das Haus.

Nicht so im Nachbarhof. Ueber Wally ging, wie sich denken läßt, manche spöttische Rede. Das so arg getäuschte Mädchen härmte sich, durch den kostspieligen Aufwand hatte das Vermögen abgenommen, das Gut war vernachlässigt worden, die vornehmen Freier zogen sich zurück. Wally blieb ohne Mann. Im Dorfe aber wurde es sprichwörtlich, wenn ein Mädchen aus Hochmuth einen Freier abwies, zu sagen: sie wartet auf einen Baron. Trifft auch anderwärts!

Zwei edle Jüdinnen.

Von W. O. von Horn.

Unsre Zeit hat eine Eigenthümlichkeit, die fast an die Tage des Prinzen Heinrich von Portugal, des Navigators, und des Columbus erinnert; sie ist auch eine Zeit, da der Wander- und Entdeckungstrieb mächtig wirkt. Da treten uns die Namen: Livingston, Barth, Vogel, Magyar und Andere entgegen, die die Räthsel der Kinder und des Welttheils Cham's zu lösen suchten und suchen; blicken wir zu den gewaltigen Gebieten Sem's, so haben wir nicht weniger achtbare Namen zu nennen, als die Dreizahl der Schlagintweits, Bleeck, Liebig und Andere, die dem Gedächtnisse nicht gerade frisch zur Hand sind, deren Verdienste aber

Digitized by Google

die gebildete Welt hochhält; erinnern wir uns der todeskühnen Nordpolsfahrer, die eines Theils das edle Ziel verfolgen und verfolgten, den Verunglückten die rettende Hand zu bieten, an deren Spitze Franklin steht — sofern sie noch leben, was kaum zu erwarten; andrerseits der Wissenschaft die größten Opfer bringen, so ist ihre Reihe groß und ausgezeichnet, und der Name Kane ist darunter nicht der Letzte und Kleinste. Dann liegt das Innere des räthselhaften Welttheils, dessen Säume wir kennen, und nach Gold durchwühlen, noch unaufgedeckt und Lauckhards Schicksal reizt hier in eben dem Maße die Frage: Ist er m Innern des Anbau's fähig und kann europäischer Fleiß dort eine Stätte seines Strebens und seinen Lohn finden?

Und Amerika in seiner Länge und Breite, wieviel hat's verhüllt vor unsern Blicken, namentlich südlich von der schmalen Brücke Panama's; da, wo der La Plata und Amazonenstrom aus unenthüllten geheimnißvollen Weiten heranströmen. Auch dort sind es viele deutsche Namen, die hell erglänzen von Schomburgk bis auf den Hallischen Professor Burrmeister, der jetzt dort wandelt auf unentdeckten Wegen.

Welche Gebiete liegen da noch zu durchforschen, und wie reizt das Geheimniß- und Gefahrvolle, den Weg einzuschlagen zu ehrenvollen und dankeswerthen Zielen.

Darin liegt eine sichere Bürgschaft, daß Deutsche mit ihrer reichen Bildung, mit den Schätzen ihrer Erkenntniß an solche Aufgaben gehen.

Völkerkundlich lag aber bisher auf biblisch historischem Gebiete Ein Punkt fast unbeachtet, die Frage nämlich: Wohin sind die verlornen zehn Stämme Israels gekommen? Man hat die Frage vielfach aufgeworfen; man hat Vermuthungen in Menge aufgestellt; wir wissen, daß die Mormonen Amerika's, namentlich ihr Joe Smith, diese Völkerfrage dadurch zu beantworten suchte, daß er in — seinen — goldenen Tafeln kurzweg sagt: Die Urbewohner Amerika's sind die verlornen zehn Stämme Israels. Damit wäre der Knoten durchgehauen, wenn's — wäre; aber diese, wie andre, weit über alle Grenzen der Wahrheit und Sittlichkeit und Religion hinausschreitende Erscheinungen bei dieser, mehr und mehr entlarvten Secte haben sich selbst gerichtet und fanden und finden nur noch innerhalb ihres Kreises irgendwelche Rücksicht.

Daß diese Frage nach den verlornen zehn Stämmen des Volkes, das eine so hervorragende Stellung unter den Culturvölkern — (darf man es mit Bildungsvölkern übersetzen?) einnimmt, innerhalb der in allen Ecken der Windrose zerstreuten Reste dieses in sich und unter sich so eng verbundenen Volkes eine Stätte habe, wer wollte es bezweifeln, wenn er Gelegenheit hätte, es näher in seiner historischen Entwicklung kennen zu lernen, und die Summe der geistigen Kräfte wägt, die es sein nennt. Und doch welche Zeiträume liegen zwischen dem wackern Israeliten Benjamin von Tudela und seinen Namens- und Stammgenossen, Benjamin von Foltitscheny? Von diesem aber und seinen Reisen wollten diese anspruchlosen Zeilen zuvörderst reden, ehe sie zwei Züge mittheilen, die er hervorhebt und deren Wahrheit keinen Zweifel zuläßt.

Israel Joseph Benjamin erzählt in seinem Reisewerke, welches unter dem Titel: Acht Jahre in Asien und Afrika, von 1846 bis 1855. Hannover 1855, und das in zweiter Auflage im Selbstverlage des Verfassers erschienen ist, von sich, daß er in Foltitscheny in der Moldau ansäßig war. Das Mißgeschick, welches ihn dort traf, weckte in ihm den Wandertrieb in die Ferne, und ausgerüstet mit tüchtigen biblischen, rabbinischen und sprachlichen Kenntnissen, unternahm er muthig und gottvertrauend die Reise, die Reste seines Volkes in Asien und im nördlichen Afrika, ihre Lage und ihre Geschicke zu erforschen, absonderlich aber das Seinige zu thun, die Frage: Wohin sind die verlornen zehn Stämme Israels gekommen? ihrer endgültigen Beantwortung zuzuführen.

Er hat, was er sich vorsetzte, redlich ausgeführt, unter großen Leiden, Entbehrungen und Gefahren und ist denn endlich wieder heimgekehrt, um die Ergebnisse seiner Forschungen mitzutheilen.

Von seinen Wegen ist in einer Karte, die dem Reisewerke beigegeben ist, anschaulich eine genaue Nachricht gegeben. Er ist mit Liebe für sein Volk erfüllt, aber seine Wahrheitsliebe hält ihn nicht ab, dessen Fehler und Versunkenheit überall,

Digitized by Google

von Constantinopel bis hinab, wo der Ganges seine Fluthen wälzt, und in den Gebieten des nördlichen Afrika's, aufzudecken.

Und wieder zieht's den Mann in die Ferne. Er beabsichtigt jetzt, wenn ihm die nicht geringen Mittel von seinen Glaubensgenossen, und sich für sein Volk theilnehmend beweisenden Christen, wie auch aus dem Erlöse seines Reisewerkes, gegeben würden, nach Arabien zu wandern, um auch in diesen Himmelsstrichen die Zerstreuten Israels aufzusuchen.

Aus seinem Buche möchte ich meinen lieben Lesern zwei Beispiele edler Gesinnung, Reinheit und Glaubenstreue mittheilen, die nicht verfehlen können, die Theilnahme edler Herzen zu erwecken.

Die erste Erzählung Benjamin's führt uns nach Persien und läßt uns die Lage der Israeliten in diesem Lande erkennen. Er erzählt von der Stadt Schiraz, dort habe vor nicht langer Zeit eine jüdische Familie gelebt, die eine seltene Perle in ihrer wunderschön erblühten Tochter besaß. Sie war der Aeltern Glück und Freude, ebenso gottesfürchtig und herzensrein, glaubenstreu und innerlich fest, als schön und blühend.

Sie hatte, noch sehr jung, das Unglück, die Augen eines reichen und vornehmen Persers auf sich zu ziehen, dem sie eine leidenschaftliche Liebe einflößte. Er besuchte unter allerlei Vorwänden das Haus ihrer Aeltern, die aber, so gut wie sie selbst, über Zweck und Absicht dieser Besuche nicht lange im Zweifel bleiben konnten.

Angst und Entsetzen ergriff die Herzen der Aeltern, wie der schönen Tochter, denn die gesetzlose Lage ihres Volkes, das wußten sie ja genugsam, gab sie in die Gewalt des Persers, wenn er sich ihrer bedienen wollte, und daß er das beabsichtigte, lag klar vor Augen, denn seine Besuche mehrten sich in beunruhigender Weise und seine Liebe für das reizende Mädchen nahm mit jedem Besuche zu und sprach sich bestimmter aus.

Einst trat er wieder mit mehreren Begleitern in das Haus der kummerbelasteten Familie und redete nun offen, er wolle des Hauses schöne Tochter zum Weibe nehmen; sie müsse aber vorher, damit er dieß könne, zur Religion Muhameds übertreten. Er drang lebhaft in das schöne Mädchen, daß es seinem Vorschlage Gehör gebe. Sie versicherte Alles, um mit der Vorsicht, welche nöthig war, das Andringen abzulehnen und sagte unter Anderem: Meine Aeltern würden vor Gram sterben, wenn ich meinen Glauben verließe.

Diese Worte vorsätzlich mißdeutend, rief der Perser seinen Begleitern zu: Ihr habt es gehört, sie will meinen Glauben annehmen, aber nur die Rücksicht auf ihre Aeltern hält sie zurück! Das arme Mädchen mochte dem widersprechen wie sie wollte, er beachtete es nicht und eilte zum Achund, der zugleich geistliche und weltliche Gewalt in sich vereint, und zeigte ihm an, das Mädchen wolle zum Islam übertreten, aber nur die Aeltern hielten sie zurück. Das bestätigten seine Begleiter, und der Achund hatte nichts eiliger zu thun, als dieser Aussage mit blindem Glaubenseifer Glauben beizumessen, und das Mädchen holen zu lassen.

Die Aeltern ahneten, was erfolgen würde und verbargen das Mädchen so gut sie es vermochten. Bald darauf stürmten die Diener des Gerichts in das Haus und forderten das schöne Mädchen. Die Aeltern versicherten, sie wüßten nicht, wo die Tochter sich verborgen habe, denn es sei unwahr, daß sie den Islam annehmen wolle.

Das war genug, um die muhamedanische Wildheit und Rohheit gegen den armen Juden zu entfesseln. Unbarmherzig schlugen und mißhandelten sie die Aeltern und würden sie, natürlich ungestraft, zu Tode geprügelt haben, wäre nicht, um solcher Grausamkeit gegen ihre Aeltern Einhalt zu thun, das Mädchen endlich hervorgekommen und hätte sie sich nicht den Händen der Erbarmungslosen überliefert. Im Triumphe wurde sie nun dem Achund überliefert, ohne Rücksicht auf den namenlosen Schmerz der unglücklichen Aeltern.

Sie wurde nun den Frauen übergeben, welche zwei Tage lang die gesetzlichen Reinigungen mit ihr vornahmen. Sie erduldete Alles mit scheinbarer Ruhe und

Digitized by Google

Ergebung, während in ihrer glaubenstreuen Seele Innerstem ein Vorsatz reifte, der sie vor Allem schützen konnte, was ihr nun ganz unabweisbar bevorstand.

Am Abende des Tages, da die gesetzlichen Vorbereitungen zum Uebertritte zu dem ihr so verhaßten Glauben beendet waren, erbat sie sich die Erlaubniß, auf dem flachen Dache des Hauses die kühle Abendluft genießen zu dürfen.

Ihr stilles, duldendes Ergeben in all' das Unvermeidliche hatte die Vorsicht ihrer Quälerinnen eingeschläfert. Man gestattete es ihr. Einige Male schritt sie arglos auf und nieder, dann aber sprang sie todesmuthig auf die Brüstung und stürzte sich hinab auf die Straße, wo man sie todt, mit zerschmettertem Schädel, fand. Die Perser, welche den Grund dieses Selbstmordes wohl kannten, verübten empörende Gräuel an dem schönen Leichnam, zerhackten ihn voll Wuth und Zorn in Stücke und ließen sie auf der Straße liegen, den herrenlos umherschweifenden Hunden zur Nahrung. — Erst als die Nacht diese Gräuelthaten in ihr Dunkel gehüllt hatte, wagten es die Angehörigen und ihre Glaubensgenossen, die Stücke des Leichnams zu sammeln und sie mit Schmerz und Thränen zu begraben.

Und die Schuldigen? fragen meine Leser.

Die Antwort ist: Es war ja nur ein Judenmädchen, das sich selbst den Tod gegeben hatte, das Widerstand geleistet, den Glauben des Propheten anzunehmen! An eine Strafe für solche empörende Gewaltthat war ja unter solchen Umständen nicht zu denken, denn — sie hatten sie ja in den Himmel bringen wollen und sie war ja die Schuldige, die ihrem Heile hartnäckig widerstrebt hatte. Die Aeltern konnten von Glück sagen, daß man sie ungestraft ließ, da man sie hätte als Anstifter zur Strafe ziehen können mit eben dem Rechte, mit dem man ihnen ihr Kind geraubt.

Welch ein Schmerz für die Aeltern! Welch ein Loos, unter solchen Zuständen ein Leben zu fristen, das weder Sicherheit noch Schutz der Gesetze zu erwarten hat, und jede Minute der rohesten Brutalität preisgegeben ist! Wer könnte ohne tiefinniges Mitgefühl, ohne Bewunderung des Glaubensmuthes die Geschichte dieses Mädchens lesen? —

Ein anderes Beispiel ähnlichen Glaubensmuthes, und einer ähnlichen Glaubenstreue erzählt der Reisende aus Marokko.

Ich lasse den Verfasser hier selbst reden, um zugleich eine Probe seiner Auffassung und Darstellung zu geben.

„Ich sah gleich, erzählt er, (Kapitel 42, Seite 263) beim Eintritt in das Land, daß eine Bereisung desselben nicht ohne große Gefahren sein könne und werde, da ich mir indeß vorgenommen hatte, dasselbe kennen zu lernen, so schloß ich mich, in der Landestracht gekleidet, einer Karawane (Gesellschaft von Handelsreisenden, oder auch zu andern Zwecken unternommen, wie sie in so unsichern Gegenden nothwendig sind) an, und machte eine fünf und zwanzig tägige Reise in's Innere, über Temessuin, Teza, Fez, Tetuan nach Gibraltar, von wo ich nach Algier zurückkehrte. Obgleich ich mit der Landessprache und den Sitten der Bewohner gut bekannt war, so vermag ich doch kaum zu schildern, mit welchen Mühsalen und Gefährlichkeiten diese Reise verknüpft war.

„Jude und Christ sind keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Bei der geringsten Veranlassung, die man zu provociren (hervorzurufen) sucht, wird der Fremde sogar von der Obrigkeit gebrandschatzt und gemißhandelt, da solche Anklagen und Zeugenbeweise ohne Suchen zu finden sind, und nicht allein in Religionssachen, sondern bei irgend einem erdachten oder fingirten Anlasse wird ohne Recht und Gerechtigkeit mit Willkür über Leben und Eigenthum Andersgläubiger verfügt.

„Ich theile, als einen Beleg dafür, hier die Geschichte eines unglücklichen Judenmädchens mit, die zugleich ein Zeichen sein möge dafür, daß unter den Töchtern eines vertriebenen und geknechteten Volkes Frauenseelen, die würdig sind, denen der alten Heldenzeit unserer Vorfahren, einer Hulda und Deborah, an die Seite gestellt zu werden, noch nicht ausgestorben sind. Sie möge auch ein Zeugniß sein von der Frömmigkeit der marokkanischen Juden, und den gebildeten Frauen unseres Volkes in Europa als ein leuchtendes Vorbild dienen.

„Zu Tansa, einer Stadt in Marokko, lebte ein Jude, Salomon Chatwil,

Digitized by Google

glücklich und zufrieden im Besitze einer wackern Gattin, die ihm mehrere blühende Töchter geboren. Der Liebling und Stolz nicht nur der Aeltern, sondern Aller, die sie kannten, war Zuleika, die im Jahre 5591 oder 1831, — der Zeit unserer Erzählung, den Lenz zum zwölften Male wiederkehren sah. Die Natur wollte ihr Meisterstück machen, als sie Zuleika erschuf. Eine vollendetere reizendere Schönheit hat die glühende Sonne Afrika's nicht beschienen; das schönste Ebenmaß der Glieder, das makelloseste blendendste Weiß, gekrönt von dem prächtigsten, glänzendsten Haarschmuck, und nur unterbrochen von dem sanftesten, frischen Roth der Wangen, während das herrlichste Augenpaar von langen sammetnen Wimpern prangte. Damit vereinigte Zuleika einen hellen, klaren Verstand und das anmuthigste Benehmen. Alle diese Vorzüge reizten den Neid der umwohnenden Muselmänner. Es ist Sünde, sagten sie, daß eine solche Perle Eigenthum der Juden ist, und Verbrechen, dieses Kleinod ihnen zu lassen.

„Unter dem, von falschen muselmännischen Zeugen bestätigten Vorgeben, Zuleika sei Willens zum Islam überzutreten, drangen sie in die friedliche Wohnung ihres Vaters, bemächtigten sich des schönen Mädchens und schleppten es nach Fez, wo sie ihre Beute, eine willkommene kostbare Gabe, dem Prinzen-Thronfolger, Sohn des marokkanischen Kaisers, zur Verfügung stellten.

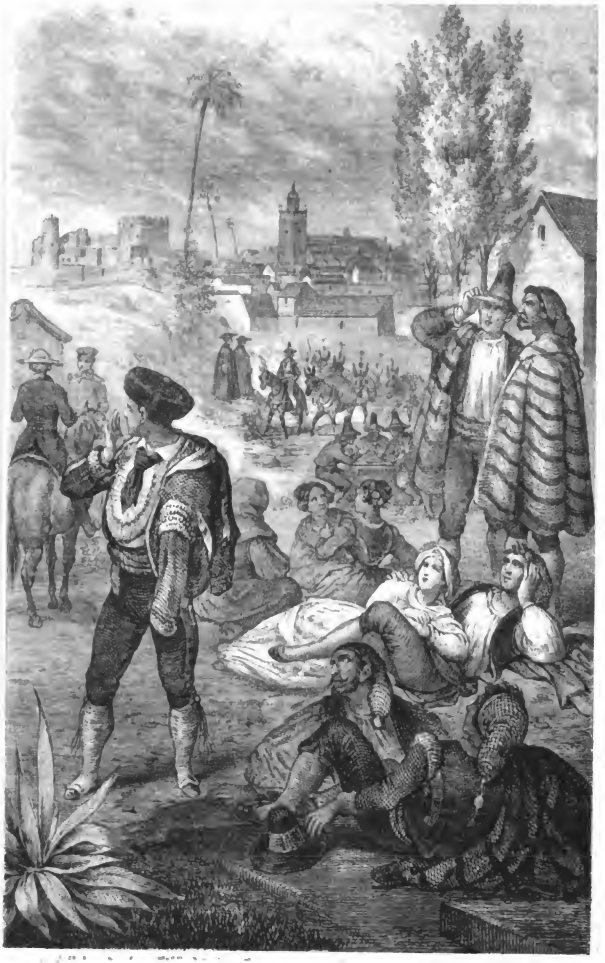
„Eine solche Schönheit hatte auch sein verwöhntes Auge bis jetzt noch nicht gesehen; wie geblendet blieb er vor ihr stehen, Hand und Herz, alle Würden einer Kaiserin bot er für ihren Besitz, daran nur die Bedingung knüpfend, seinen Glauben anzunehmen. Ruhig und entschieden wies sie dieses Anerbieten zurück. Vergebens waren alle Ueberredungskünste und Versprechen der Großen des Hofes. Ihre Antwort lautete: Die ganze Welt mit allen ihren Reizen und Gütern ist Nichts gegen Gott und sein heiliges Gesetz. Er ist der Herr des Himmels und der Erde, Schöpfer und Meister aller Wesen; seiner Macht unterthan ist jeder Mensch vor seiner Geburt schon, nach seinem Tode noch. Er, der unsre Ahnen aus Aegypten erlöst'te, hat uns zum Träger seines großen Gesetzes gemacht. Diesem Gesetze beuge ich mich; ich bin bereit, es mit meinem Tode zu besiegeln, und wenn der Herr es fordert, mich willig ihm zum Opfer zu bringen. Wenn ihr mir auch alle Schätze der Welt zu Füßen legt, weiche ich doch um keine Spanne weiter von diesen meinen Worten — verfahrt mit mir nach Eurem Belieben! —

„Der Prinz, der seinen Antrag zurückgewiesen sah, versuchte nun mit Strenge zu erreichen, was der Ueberredung nicht gelingen konnte. Er ließ Zuleika in den Kerker bringen.

„Als man glaubte, daß Leid und Entbehrung ihre junge Kraft genugsam mürbe gemacht hätten, wurden zum Islam übergetretene Judenfrauen zu ihr in das Gefängniß gebracht, die durch Versprechungen aller Art und durch das Beispiel ihres eigenen Lebens Zuleika zur Nachgiebigkeit veranlassen sollten. Diese Frauen entledigten sich ihres Auftrags im vollsten Maße. Alle Herrlichkeiten, die das sinnliche, südliche Herz reizen könnten, alle Vorstellungen, die nur der Verstand zu ersinnen vermöchte, alle Schrecknisse, die auch den tapfersten Mann zu erschüttern im Stande wären, wurden aufgeboten — aber vergeblich; an dem festen, gottergebenen Sinn des Mädchens prallten alle Angriffe, die einen wie die andern, spurlos ab. Sie antwortete in ihrer frommen, ruhigen Weise: Ihr wollt mich überreden? Das Erdensein ist ja nur ein vorüberziehender Schatten, wie ein flüchtiger Augenblick in dem ewigen Leben; lieber eine kurze Stunde im Unglück und Schmerzen und ewige Seligkeit, als ein Leben in Freude und Wollust, dem die unendliche Zeit der Reue im Jenseits folgt. Jeder Mensch muß sterben, selbst der Höchste und Mächtigste fällt den Würmern zur Beute, nur der Herr der Heerschaaren ist ewig, seinem Walten unterwerfe ich mich willig. Ihr sagt, der leiseste Wunsch meines Herzens soll verwirklicht werden; nun wohl, ich flehe zu Gott, daß er mir Kraft und Stärke in seinem Dienste verleihe, daß ich würdig sei, Tochter des jüdischen Volkes zu heißen, laßt mich nur schnell enden!

„Einen letzten Versuch wollte der Prinz anstellen. Er ließ die Chachanim der Stadt rufen, und erklärte ihnen, das Leben sämmtlicher jüdischer Einwohner sei in Gefahr, gelinge es ihnen nicht, Zuleika seinem Begehr willig zu machen. Zitternd

Digitized by Google



Lith. Anst. v. F. C. Illinseh
Frankfurt a/M

Digitized by Google

für ihr eigenes Leben und das Leben ihrer Brüder verfügten sich die Chachanim in den Kerker. Sie wiesen das gepeinigte Mädchen auf das Beispiel Esther's hin, durch deren Einfluß so großes Heil ihrem Volke erwachsen. Zuleika wies aber auch sie mit der Antwort zurück: Esther hatte nicht nöthig, dem väterlichen Heiligthume zu entsagen, ich soll ihm untreu werden. Haltet Ihr das für erlaubt, wohlan, so gebet Eure Töchter dem Fürsten hin, ich erfülle das Gesetz, wenn es Gottes Wille ist, mit meinem Tode! —

„Ein solcher unerhörter Widerstand dem Fürsten geleistet, konnte nur mit dem Tode gesühnt werden. Der Befehl zur Enthauptung ward alsbald gegeben. Die Schönste der Jungfrauen in dem Schmucke der Tugend, in der Blüthe der Jahre, wurde zum Richtplatze geführt.

„Auch der Henker sollte zuvor das Mittel der Ueberredung zum letzten Male gebrauchen; in einer Weise, die nur der Henker kennt und die nur er vollbringen kann. — Auf dem Schaffote versetzte er seinem Schlachtopfer mehrere Stiche mit dem Schwerte in den Nacken und forderte sie zum Gehorsam auf. Kafir den Kafir, rief das muthige Mädchen, spare deine Mühe! Und mit dem Ausrufe: Höre, Israel, Gott allein ist unser Herr, er ist einzig! fiel das Haupt unter dem wuchtigen Streiche des Schergen.

„Mit dem zum Himmel aufspritzenden Blutstrahle entwich die Wuth des Fürsten; er fühlte Reue und hätte gerne das Leben zurückgerufen zu der schönen, entseelt daliegenden Hülle. Ohnmächtige Macht der Mächtigen! Zu zerstören vermögen sie das Saitenspiel, aber auch nicht eine Saite neu aufzuspannen.

„Der Leichnam wurde dem Nassi der Gemeinde, Raphael Zephati, zur Bestattung übergeben. Auf Zuleika's Grabe errichtete man ein Monument, und wird dasselbe noch heutigen Tages von Juden und Muselmännern als eine heilige Stätte verehrt. Als heiliger Eid gilt noch jetzt der Schwur bei Zuleika's Angedenken.

„Der Prinz setzte den Aeltern seines Opfers ein Jahrgehalt aus. —

„Zwei der Schwestern verfielen dem Irrsinne über das Schicksal Zuleika's. Ich habe im Jahre 1854 die Bekanntschaft ihrer Familie gemacht und Augenzeugen ihrer Hinrichtung gesprochen —".

Ich setze nichts zu der erhebenden Geschichtserzählung hinzu, als das, sollten manche Leser an dem Alter des Mädchens von 12 Jahren Anstand nehmen, so bemerke ich, daß in jenen südlichen Himmelsstrichen der Mensch schneller reift und daß Mädchen von 12 Jahren denen von 20—24 bei uns völlig gleichstehen und Mütter von 12 und 13 Jahren keine Seltenheit sind.

Ein Reisetag in Spanien.

Von E. Heusinger.

Mit einer Abbildung.

Zwei Stunden nach unserem Aufbruche aus Muchamiel hatten wir, von der zunehmenden Tageshitze schon arg gequält, St. Vincente erreicht. Der Ort ist zwar wie die meisten spanischen Dörfer fleckenartig gebaut, da ihm jedoch der öffentliche Platz fehlt, kann es eigentlich nur ein Poblado, ein Dorf, nach unseren Begriffen, genannt werden, während das freundliche Muchamiel mit Recht den Namen Lugar oder Flecken verdient. Die Ersteren unterscheiden sich von den Letztern noch dadurch, daß von den Bewohnern nur rein ländliche Handierung getrieben wird, während in Lugar auch Handwerker und Krämer ihre Buden aufgeschlagen haben.

In St. Vincent ist nichts zu haben als Landwein, Aniesbranntwein, Stockfisch und Maisbrod, höchstens etwas Brasiltabak zur Papiercigarito, und zwar nur im Wirthshause. Uebrigens macht auch im Dorfe der Sennor Barbere — Barbier — eine sehr wichtige Person aus, weil er fast immer der Inbegriff der Weisheit, der Politik und des köstlichsten Witzes ist. Man kann ihn so wenig

Digitized by Google

als den Cura (Prediger) im kleinsten Orte entbehren, und er bildet zugleich mit dem Geistlichen in sehr vielen Fällen die entscheidende Behörde.

Der Ackerbau, der sonst in diesen schönen Gegenden besonders auf Mais, Gerste und Weizen sehr stark betrieben wurde, war scheinbar sehr vernachlässigt.

Die Olivenpflanzungen, die gleich den Korkeichen einst den englischen Truppen im Bivouak, stets heilig sein mußten, waren überall während des Bürgerkrieges zu Lagerfeuern, wenn nicht gänzlich niedergehauen, doch bedeutend gelichtet. Das Dorf selbst, welches sonst nur nach der Ostseite eine freie Aussicht gewährte auf unabsehbare üppige Getreidefelder und Weingelände, lag jetzt frei vor unseren Blicken da. Man konnte den Weg nach Castalla bis zu seinem Eingange in die schwarzen Schluchten verfolgen, die von einem Seitenaste der Sierra Morena gebildet werden, der sich von der Stadt Alcoy bis zum Mittelmeere erstreckt. Ein anderer Zweig, der bei jener Stadt abgeht, hält die Fruchtebene von Valencia nach Norden umgürtet, während er gen Westen jenseits Vilena in wildgezackten Gipfeln höher ansteigend, die Städte Montaldo, Cuenca und Terruel einschließt und den Namen Sierra Albaran annimmt. Der äußerste Zweig erstreckt sich bis in die Gegend der Feste Peniscola, wo nur ein ganz schmaler Paß zwischen dem Meere offen bleibt. Durch diesen aber wird der Zaubergürtel vollendet, der den Garten von Valencia gegen jedes rauhe Lüftchen schützt, während die übermäßige Hitze durch erfrischende Seewinde gemildert wird.

Ehemals mußte man mehrere Castanienwälder und weite Olivenpflanzungen passiren, ehe man die nach Castella führenden Engpässe erreichte. Jetzt sah man aus der Ferne weit hinein in die schwarzen gähnenden Felsenschluchten, um deren Besitz, sowie in der letzten Zeit auch im Befreiungskriege, manch wackerer Bursche sein junges Leben hatte hergeben müssen.

Es war um zwei Uhr Nachmittags, als wir die ersten Häuser des Ortes erreichten, so daß wir volle Gelegenheit hatten, ein Stück von einem spanischen Volksbilde in seiner ursprünglichen Ungeniertheit zu sehen, während es in der Nähe der Städte und in diesen selbst, besonders da, wo der Bürgerkrieg so manche Aenderungen hervorrief, täglich mehr von der frühern eigenthümlichen Färbung verliert.

Fast vor allen Thüren hielten die Männer im grellen Sonnenschein ihre Siesta. Man ist in Spanien zu sehr Freund von der Sonne, als daß man sie länger als eben während der Nacht entbehren möchte. Dem Wohlhabenden dient dabei der Mantel, des Spaniers unzertrennlicher Gefährte, dem weniger Bemittelten die schmale gestreifte Decke, die er gewöhnlich über der linken Schulter trägt zum Kopfkissen. Mitunter sah man auch eine Gruppe von Kartenspielern, denen die Manta als Tisch diente, bei denen das Spiel als Zeitvertreib beginnt, aber nicht selten unter den Ausbrüchen der heftigsten Leidenschaftlichkeit ein tragisches Ende nimmt. Sie waren so vertieft darin, daß sie so wenig von uns, als von einem langen Zuge von Maulthieren Kenntniß nahmen, die mit Oel- und Weinschläuchen beladen, von der entgegengesetzten Richtung in das Dorf einzogen, um in der Hostelleria Mittag zu halten. In malerischen Gruppen lagen junge Bursche und feuriglickende, schwarzäugige Mädchen umher, den Kopf in des Andern weichen Schooß versenkt, um sich gegenseitig den Liebesdienst der Reinigung von lästigen Insekten zu erweisen, von denen die Bewohner des tiefen europäischen Südens in den unteren Volksklassen, aus purer Bequemlichkeit oft über die Maßen heimgesucht werden. Hie und da übten die Mütter ein gleiches Geschäft bei den Kindern, die sich dabei sehr widerspänstig bezeigten, weil sie die aufkeimenden Gefühle der großen Kinder noch nicht kannten. Aeltere Frauen, die, um vielleicht einen Rothpfennig außer der Zeit zu verdienen, mit Binsengeflechten beschäftigt waren, blickten mit sichtbarem Neide auf die Gevatterinnen die sich in der privilegirten Stunde des süßen Nichtsthun so gemächlich erfreuten.

Mitten durch alle diese verschiedenen Gesellschaften, schritt sehr gravitätisch, ohne sich länger als ein Kopfnicken erforderte bei den einzelnen aufzuhalten, Senhori Barbere — der Herr Dorfbader — ein wahrer Stutzer seiner Art. Sein Anzug bestand in einer feuerfarbenen Atlasweste mit zwei Reihen durchbrochener silber-

Digitized by Google

ner Knöpfchen, einem kurzen schwarzen Sammtbeinkleide, das am Knie sehr zierlich mit rothseidenen Litzen geschnürt war. Die Taille war wie üblich durch die roth seidene Schärpe gehoben, während blendendweiße Strümpfe und spitze Schnabelschuhe mit großen Silberschnallen den Anzug des wichtigen Mannes vollendeten. Er glich wie er ging und stand einem Mayo — Stutzer erster Art — dem die keck über die linke Schulter geworfene Sammtjacke den letzten Stempel aufdrückte. Ich glaube jede der vielen anwesenden Dorfschönen würde sich unwillkürlich in den Mann verliebt haben, wenn nicht eine Art vornehmen Ernstes mit einem Anflug von Hohn vermischt auf seinen Zügen Platz genommen hätte, der sie sämmtlich in den Schranken scheuer Ehrerbietung hielt.

Wie gesagt, der Barbier ist in Spanien aller Orten das Orakel. Zehn Meilen Weges weit erräth er eine ankommende Neuigkeit. Hat er einmal erklärt, daß es nichts sei mit einem verbreiteten Gerücht, so heißt es sofort in der ganzen Gemeinde, „es ist nichts damit, der Herr Barbier hat es gesagt!" Erzählt man sich aber die unglaublichsten Dinge, so wird Niemanden deren Wahrheit zu zweifeln wagen, wenn sie aus seinem Munde bestätigt werden.

Sobald dieses Wunder von einem Dorfbader unserer ansichtig geworden war, trat er mit den ausgewähltesten Redensarten auf uns zu. Seine Dienste waren uns auf einige Zeit gewidmet, als er die Herren, wie er wenigstens behauptete, schon von Weitem und zwar in mir den ehrlichen Deutschen, in meinem Reisegefährten, dem Oberst Howard, aber den wirklichen Engländer erkannt hatte. „Per Bacco, caballeros — beim Bacchus, meine Herren, — man wird Euch überall im gesegneten Lande Spanien mit offenen Armen empfangen!" — Sir Robert belustigte die Sache und sein Sohn, der lustige Schiffscadet, lachte, daß er sich die Seiten hielt. Wir plauderten daher noch ein wenig mit dem Manne, dann baten wir mit soviel Höflichkeit, als er uns selbst erwiesen, um Auskunft wegen eines Unterkommens für den Mittag.

„Nichts leichter als das, hohe Herren! Wir haben eine Posade — großes Gasthaus — versicherte er mit unnachahmlicher Dreistigkeit — wie wenige Plätze in der Umgegend. Alle fremden Generale haben dort logirt. Vortrefflicher Wein, Hammelfrikassé mit Liebesäpfeln und Pfefferschoten, und eine Bedienung, vollkommen so gut wie in Alicante."

Wir wußten recht gut, daß der kleine Ort sich so wenig als ehedem eines Gasthofes, sondern nur einer sehr mittelmäßigen Hostallerie zu rühmen hatte. Indessen nahmen wir mit scheinbarem Ernst die Versicherung des Prahlhansen für baare Münze, dankten für verschiedene andere erhaltene Auskunft, und zogen unseres Weges nach dem Ausspannhause, vor dem die Maulthiere in langer Reihe aus den vorgehängten Futterbeuteln ihre Caruba — Johannisbrod — verzehrten. —

Vor dem Hause begrüßten wir eine blinde alte Frau mit dem landesüblichen Spruche: „Ave Maria", während sie im stillen Gebet die Kügelchen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Forschend richtete sie bei dem fremdartigen Tone unsrer Stimme die erstorbenen Augen nach der Gegend, aus der sie die Worte vernommen hatte. Kaum hatte sie aber noch die Frage gehört, die ich in englischer Sprache an den Oberst wegen unseres Mittagsessen richtete, als sie mit lebhafter Freude ausrief: „O, gesegnete Mutter Gottes, das sind ja Engländer; Gott sei Dank — Engländer, es lebe Don Fernando und die heilige Religion!"

Es war schwer zu bestimmen, was in diesem Augenblick im Gemüthe der alten Frau vorging, als sie sich der früheren Zeiten erinnerte. In das Herz konnte ich ihr nicht hineinsehen; Böses aber dachte sie gewiß nicht von uns. Man muß längere Zeit mit den Spaniern verkehrt haben, um sie achten und lieben zu lernen! Soviel ist gewiß, daß man dem Manne Vertrauen schenken kann, wenn er bei längerer Bekanntschaft, seine Lebens- und Liebesgeschichte erzählt hat. — Der Spanier aber vertraut dem Fremden da, wo er weiß, daß kein Rückhalt verborgen ist, kein Nebeninteresse obwaltet, nachdem man sich ihm als Freund hingegeben hat. Soviel war gewiß, daß die Alte der Zeit gedachte als

Digitized by Google

wir, die Verbündeten der Spanier zu gemeinschaftlichen Zwecken mit ihnen kämpften, d. h. das Königthum aufrecht zu erhalten und die Religion zu beschützen, und den Fortschritt zu vermitteln, wie er Jung und Alt zu gut kam. Das war die Zeit, wo es in Spanien nur eine herrschende Partei gab, und das Volk von manchem Zwang befreit, freier aufzuathmen begann.

Wir fühlten uns bewegt bei den Worten der Blinden und drückten ihr die abgemagerte Hand für das uns ehrende Vertrauen. Sie dagegen ließ sich nicht abhalten unsere Hände zu küssen und wiederholt an ihr Herz zu drücken, dessen matte Schläge verriethen, daß es bald ausgeschlagen haben würde.

Die Alte lebte von den Gaben der hier einkehrenden Reisenden, nachdem ihr Mann unter den Trümmern von Saragossa, wohin er mit dem berühmten Palafox gezogen, umgekommen war. Als ein kleiner neben ihr sitzender Bube, vielleicht ihr Enkel, sich erhob und leise flüsternd eine Beschreibung der Silbermünzen machte, mit denen wir sie beschenkten, empfahl sie uns nochmals mit Inbrunst der heiligen Mutter Gottes. Einige hinzutretende ältere Männer, denen die gute Frau mit der ganzen Redseligkeit des Alters den Vorfall erzählte, schwenkten die schwarzen Zipfelmützen und riefen voller Begeisterung: „Es lebe England und Spanien hoch!“ — Von einem Könige bekamen wir der Zeit nichts zu hören. Unsere Muletiere wiederholten den Ruf und so gab es plötzlich um nichts einen fröhlichen Aufstand vor dem Hause, den wir erst dadurch beschwichtigen konnten, daß wir der ganzen Gesellschaft eine Schüssel in Oel gebratenen Stockfisch und einige Cantaros Alicantewein vorsetzen ließen, während wir uns selbst zur Mittagstafel begaben.

Die Sonne war schon im Sinken begriffen, als unsere Pferde herausgeführt wurden, um des Weges weiter nach Castalla zu ziehen, wo wir aus alter Bekanntschaft Nachtquartier nehmen wollten. Im Begriff aufzusteigen, sahen wir den Barbier in raschen Schritten herbeieilen; er winkte unaufhörlich mit dem großen seidenen Taschentuche bis er sah, daß wir das Zeichen zum Warten erkannt hatten. Was war aber die Veranlassung zu seiner stürmischen Eile? Er wollte sich schlechterdings die große Ehre nicht nehmen lassen, die Herren Fremden auf ächt spanische Weise, d. h. so fein und mild wie sie anders in Europa nicht vorkommt, von unsern Kinnbärten zu befreien, die seiner Meinung nach in den letzten Tagen zu große Fortschritte gemacht hatten. —

Es dämmerte bereits, als wir auf dem Gebirgskamm ankamen, an dessen Fuße die alte Stadt wie ein Fächer hingebreitet ihre hohen Giebel erhebt. Vom Alcazar leuchtete bereits die stets unterhaltene Flamme. Als wir die Straße Albarra erreichten, kam es uns vor, als ob wir wie in einer früheren Zeit aus dem Hauptquartiere zu Alicante in's Quartier der Brigade zurückkehrten.

Aber so ohne Weiteres sollten wir in die ersehnte Herberge noch nicht einziehen! Vom Gipfel des Berges führt die Straße Albarra im Zickzack zu Thale nieder; bis zum äußersten Thore hatten wir von diesem hohen Punkte noch eine halbe Stunde zu reiten, und es war fast Nacht geworden. Unsere Maulthiertreiber hatten einen Wechselgesang zu Ehren irgend eines Maurenprinzen angestimmt, der drei castilische Ritter um ein christliches Fräulein erschlagen, welches dem edeln Maurenfürsten den Vorzug gegeben hatte. Die alte Ballade machte eine eigenthümliche Wirkung in der stillen Nacht, die uns spärlich durch die Mondsichel erhellt wurde. Dazu war der jüngste Sänger ein so schöner Gesell, daß ihm bei der starkgebräunten Gesichtsfarbe und den blitzenden Augen nur der Knebelbart fehlte, um ihn für das vollständige Abbild eines Nachkömmlings der erloschenen Geschlechter zu halten, von deren großartigem Walten noch überall in Spanien, im Osten bis nach Tarragona, am häufigsten jedoch von Alicante bis nach Granada und Cadir so bewunderungswürdige Ueberbleibsel vorhanden sind.

Das Lied war jetzt zu Ende. Rascher schritten die Männer, um Versäumtes nachzuholen, ihren Thieren voran, als wir an einem Punkte ankamen, wo nur wenige Schritte vom Wege, ein kleiner Sprudel sein helles Wasser aus dem Felsen in eine Cisterne ergoß. Pepe, der muntere Sänger, lenkte die Thiere dahin, damit sie sich, wie wir es selbst thaten, an einem frischen Trunke erlaben

Digitized by Google

möchten, der den in Spanien Reisenden oft nur in langen Zwischenräumen geboten wird. Wir freueten uns des lustigen Plätscherns und waren eben daran, uns eine frische Cigarre anzuzünden, als eine dunkle Menschengestalt, die ich, soviel es die Dunkelheit erlaubte, für eine Art von Militärperson hielt, ein Pferd bestieg, das wir so wenig als den Reiter im Schlagschatten eines dichten Gebüsches bemerkt hatten. Die Erscheinung sprengte im Galop von dannen.

„Carraco!" fluchte Pepe. Das Geräusch des Hufschlages entfernte sich jedoch mehr und mehr und verhallte zuletzt hinter einer der vielen, bis an die Straße Albarra vorspringenden Felsenkanten. Wir hatten uns indessen noch nicht lange in Bewegung gesetzt, als aus derselben Gegend, wo das räthselhafte Wesen verschwunden war, ein ganzer Trupp solcher Nachtgespenster auf uns einsprengte, deren Anführer uns mit rauher Stimme: „Halt, wer da?" — zurief.

„Espanna, — Spanien — war ehedem unser Feldgeschrei gewesen; in Ermangelung einer anderen, gab ich dem Anführer die alte Parole zurück. Während Pepe unter einem abermaligen leisen Fluch, wobei er mit den Zähnen knirschte und seinen langen Karabiner faßte, hörte ich, wie Oberst Howard, mein ehemaliger Kriegskamerad, die Hähne seiner Revolver spannte. — Ich rannte ihm zu sich nicht zu übereilen. Bei der Partei uns gegenüber aber herrschte für den Augenblick eine tiefe Stille, die nur durch das Schnauben der Pferde unterbrochen, keinen sehr wohlthuenden Eindruck machte. Plötzlich lief ein dumpfes Murren durch den Haufen. Oberst Howard, der seinem Sohn William ein Doppelterzerol in die Hand gedrückt hatte, rannte mir mit halber Stimme zu: „Gebt acht Freund, jetzt wird's das erste Abenteuer geben!" Bei diesen Worten hatte sich auch Pepe an meine Seite gemacht und flüsterte mir in's Ohr: „Es ist ein carlistischer Bandenführer, ein ganz verfluchter Mordbrenner." Das war bei der Ueberlegenheit des Feindes keine tröstliche Nachricht, und nicht ohne einige Unruhe erwartete ich, nachdem ich unser Häuflein so gut als möglich in Schlachtordnung gestellt hatte, den nächsten Ausspruch des jenseitigen Anführers.

„Seid Ihr Freunde?" fragte er endlich mir einige Schritte näher reitend.

„Ja, Herr"

„Habt ihr Pässe?"

„Ja Herr, entgegnete ich — von der englischen Regierung."

„Wo hinaus?"

„Für's erste, erwiederte ich etwas ungeduldiger bei dem endlosen Inquiriren, — nach Castalla."

„Und dann — fiel der Oberst noch ungeduldiger hier ein — nach Yeila, Vilena, u. s. w."

„Halto, Caballero! — rief hier plötzlich der Bandenführer unserem Seecadetten zu, — wohin? Nicht von der Stelle!"

Dieser hatte sich nämlich ganz unbefangen während unseres Parlamentirens den buntscheckigen Lanzenreitern genähert, um sie einzeln von Kopf bis zu Fuß zu betrachten.

Während William, ohne sich durch den rauhen Ton des Anführers einschüchtern zu lassen, ruhig zu ihm aufblickte, mochte dieser die britische Marineuniform an ihm erkennen, wie er sie vielleicht schon bei St. Sebastian und Bilbao auf der unter Lord John Hay in jenen Gewässern stationirt gewesenen Flotte gesehen haben mochte. Genug, der Herr Commandant beliebte plötzlich etwas höflicher zu werden, und gestattete uns huldreich nach Castalla weiter zu reisen, verbot dagegen bei unserem Leben, nicht seitwärts von dort in's Gebirge vorzudringen, wo, wie er mit wichtiger Miene sagte, die letzten Vorposten von Sr. Allerchristlichsten Majestät freiwilligen Truppencorps ausgestellt wären.

Sehr zufrieden mit diesem glücklichen Ausgange, waren wir im Begriff uns bei dem sogenannten Carlistenchef höflichst zu beurlauben, als der Held dicht an uns herreitend, die eine Hand an die Mütze, die andere, ob zufällig oder in berechneter Absicht auf den Knopf eines weit aus dem Halfter vorragenden Pistols legend, sich mit den Worten zu Sir Howard niederbeugte, den er als die vornehmste Person in der Reisegesellschaft erkannt haben mochte, „ich hoffe, die eng-

lischen Herren Cavaliere werden mir eine Kleinigkeit für meine Leute nicht verweigern, denen schon seit Monaten kein Sold mehr ausgezahlt wird."

„Möge der Schurke verdammt sein!" grollte Oberst Howard in englischer Sprache.

Indessen blieb uns nichts übrig, als zum schlechten Spiele ein gutes Gesicht zu machen. Froh, mit einer kleinen Brandschatzung davon zu kommen, zogen wir unsere Börsen um eine Summe, wie sie uns genügend schien, um den Schnapphahn zu befriedigen, zusammenzulegen. Kaum hatte jedoch der edle Ritter vom Stegreif unser Vorhaben bemerkt, als er mir, der ich eine halbe Pferdelänge hinter dem Obersten zurückhielt, zurief: „Sparen wir Ihrem Gefährten die Mühe des Zählens, Senhor! — Ich denke die Summe wird für dießmal hinreichend sein."

Eine rasche Bewegung mit der Hand, die er gegen Sir Howard machte, war so deutlich, daß das seidene Netz, in dem sich einige zwanzig Piaster in Gold und kleiner Münze befanden, im nächsten Augenblick in die Hände des kühnen Parteigängers überging.

„Reiset mit Gott ihr Herren, ich wünsche Euch allen eine glückliche Reise!" — damit schob er die Börse in seinen braunen Wamms, wandte unter einer Verneigung seinen andalusischen Hengst, und im Nu war der Haufen so schnell und spurlos verschwunden, als er über uns hergefallen war.

„Möge er verdammt sein und zur Hölle fahren, wohin er mit seinem Gesindel gehört!" rief Sir Howard hinter ihm her. Dann sich zu mir wendend, sagte er halb lachend, halb grollend: „Wenn es dabei bleibt, lasse ich mir den Spaß schon gefallen, aber alle Tage darf es nicht so kommen; der Anfang unserer Reise ist eben nicht sehr erbaulich!"

Sobald wir uns wieder in Marsch gesetzt hatten, meinte Pepe, daß wir von Glück sagen könnten, so gut davon gekommen zu sein. Er erzählte uns, daß der großmüthige Reitersmann kein anderer als Longastero sei, einer der berüchtigsten Freibeuter von des Don Carlos ehemaligem Heere, der, ohne sich an den Friedensschluß zu kehren, raubend die Gebirgsdörfer durchziehe, und den rothen Hahn auf die Dächer stelle, wo die von ihm geforderte Contribution nicht binnen vierundzwanzig Stunden an seine Gesandte erlegt würde, gewöhnlich herrenloses Gesindel und Contrebandisten, die ihm überall bereitwillig zu Dienst ständen und seine Spione machten.

Eine Stunde später würde uns der unangenehme Vorfall nicht begegnet sein. Denn als wir das alte Castalla, wo Araber und Römer in den schönsten Bauwerken, in Brücken, Wasserleitungen und Thürmen die Beweise ihrer Kunstfertigkeit hinterlassen haben, endlich erreichten, fanden wir ein eben von Yeila eingerücktes Regiment, welches auf dem Marsche nach Alicante begriffen, seine uns begegnende Vorhut bis auf die Stelle vorschob, wo man uns so höflich zur Bezahlung des Soldes genöthigt hatte, den der edle Don Carlos seinen Getreuen schuldig geblieben war, als er das Feld räumen mußte.

Auf dem Platze vor dem Stadthause loderte ein großes Feuer. Die Soldaten, die sich hier mit dem Putzen ihrer Waffen, dort mit dem Waschen ihrer Hemden, oder mit Bereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt, um die rothe Gluth bewegten, oder singend oder Karten spielend mit den Maulthieren und ihren Treibern in malerischen Gruppen vermengt, das Feuer umlagerten, gewährten ein prächtiges Nachtstück. Des Bildes Wirkung aber wurde noch um ein Großes dadurch erhöht, daß man mitten aus diesem bunten Soldatenleben den Schall der Castagnetten und Cymbeln heraushörte, oder eine Mandoline, nach deren Tacte sich tanzende Paare auf einem in der Mitte freigelassenen Platze mit einer Anmuth bewegten, von der man bei uns in Deutschland nur schwache Begriffe hat, wo die Menschen in Folge des rauheren Klima's nur dann erst recht vergnügt werden, wenn sie sich satt gegessen und getrunken haben.

So einfach das Tambourin und der helle durchdringende Ton der Castagnetten, so ist es doch schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Instrumente

Digitized by Google

auf den Nordländer hervorbringen, wenn sie von den mit so wundervollen Reizen begabten schönen Töchtern des Landes gehandhabt werden.

Jede dieser durch die Gluth ihrer vaterländischen Sonne leicht gebräunten Tänzerinnen, mit den glänzenden Augen und den blendend weißen Zähnen, würde in ihrer ungekünstelten natürlichen Grazie nicht allein auf einem Dorfkirmestanz, sondern auf dem feinsten großstädtischen Balle Aufsehen erregt haben, während sie so leicht und so luftig dahinschwebten und der Ton des auf einem ihrer schönen Finger schwirrenden Tambourins gleich dem Locken der Nachtigall im leisen Klingklang erstarb.

Das sind die Vorzüge, welche die Menschen im Süden vor uns Nordländern voraushaben! Während man in einem Lager unserer Krieger, deren kräftiger Körperbau vornehmlich auf einen guten Magen begründet ist, selten etwas anderes sieht, als Gruppen begierig schlingender Menschen, wenn möglich bemüht die Mahlzeit durch herzhafte Schlücke starker Getränke zu würzen, oder bis zum Tode Ermüdete, die nach der Mahlzeit für eine Schütte Stroh bereitwillig auf jedes andere Vergnügen Verzicht leisten gewähren, so wie die Feierabende in den Dörfern, die Jung und Alt zu Tanz und Spiel im Freien versammeln, auch die Kriegslager der Südländer, sobald nur die unvermeidlichsten Lebensbedürfnisse beschafft sind, das heitere Bild allgemeiner Lust und Freude.

Nur mit Mühe konnten wir uns durch das bunte lebensfrohe Gewirr hindurcharbeiten, erhielten aber dadurch Gelegenheit, die Schönheiten der tanzenden Gruppen näher in's Auge zu fassen. Wir hielten nach wenigen Schritten unsere Pferde immer auf's Neue an, und würden die Nachtherberge noch später als es ohnehin der Fall war, erreicht haben, wenn uns nicht Pepe, der seit den zwei Tagen unser Liebling geworden war, mit unwiderstehlichen Worten gebeten hätte, uns etwas zu beeilen, da er noch für sich selbst und seine Kameraden ein Stück von den Freuden auf dem Marktplatze zu erhaschen gedachte, sobald er uns und die ihm am Herzen liegenden Maulthiere, seine Coronella und die braune Theresita, unter Dach wußte.

Der Zufall wollte es, daß der Obrist des eingerückten Regimentes sein Quartier in demselben Gasthause genommen hatte, welches uns vom Barbier zu St. Vincente als das allervortrefflichste in Castalla geschildert worden war. Offiziere und Ordonnanzen gingen fortwährend ein und aus. An Ruhe war also vorläufig noch nicht zu denken, obgleich wir für heute den Hafen der Ruhe erreicht zu haben glaubten. Indessen waren wir froh, noch ein ziemlich wohl aussehendes Gemach zu erhalten, d. h. ein solches, in dem außer zwei ungeheuern Bettstellen, deren mit Maisblättern gestopfte Matratzen sich schwellend emporbauschten, einem Tische, der schon vielen Generationen gedient haben mochte, und einigen wackelnden Stühlen mit rohrgeflochtenen Rückenlehnen, nichts weiter als die nackten weißen Wände zu sehen war.

Auf dem alten Tische aber brannte eine hohe vierarmige Lampe von Bronze deren wunderbare alte Arbeit uns daran erinnerte, daß wir uns endlich wieder, in dem romantischen Lande befanden, nach dem wir uns schon seit Jahren gesehnt hatten und — waren schon deßhalb wohl zufrieden mit der Einrichtung, wie wir sie fanden.

Cocospalme und Brodfruchtbaum.

Von Dr. G. Hartwig.

I. Die Cocospalme.

Unter Palmen wandern! Die Fürsten der tropischen Pflanzenwelt nicht im engen Kerker eines Treibhauses, sondern in den freien Lüften ihre erhabenen Blätterkronen auf schlanker Säule wiegen zu sehen, wie oft habe ich mir dieses nicht gewünscht!

Vor allen lebt aber der herrliche Cocos in meiner Phantasie und denke ich mir im fernen Weltmeer eine jener reizenden Inseln, wo die durch die Seebrise gemilderte Sonnengluth einen ewigen Frühling schafft, so taucht auch sogleich sein Bild vor meinen inneren Augen empor. Welcher Baum unserer Haine käme seiner himmelanstrebenden Schönheit gleich? Hundert Fuß hoch erhebt sich der cylindrische Stamm und endigt mit einer Krone von zwanzig Fuß langen gefiederten Blättern, deren unterste wie Straußfedern der Erde zunicken, während die am Scheitel aufschießenden, von jugendlicher Säftefülle strotzend, stolz in den blauen Aether hinein schauen.

Zu allen Zeiten eine der prachtvollsten Erscheinungen der Pflanzenwelt, steigert sich noch das edle Bild des Cocos, wenn man ihn mit Früchten auf allen Stufen der Entwicklung beladen sieht, von dem ersten Aufbrechen der Scheide, wo der rispenartig-ästige, weißblühige Kolben zum Vorschein kommt, bis zu den völlig reifen Nüssen, von welchen oft einige Hundert zugleich, in Büscheln von 20 und 30 vereinigt, den Baum belasten. So bietet die Cocospalme dem Menschen eine ununterbrochene Nahrung, und manche tropische Insel, manche Küste hat es nur ihr zu verdanken, daß der Herr der Schöpfung sie bewohnt.

Wir kennen die Frucht nur als eine harte dichte Substanz, an Wohlgeschmack unsrer Wallnuß bei weitem nachstehend, denn nur überreif und ausgetrocknet wandert sie nach Norden, aber in der heimathlichen Zone gehört sie zu den kostbarsten Labsalen. Dort pflückt man sie, wann die dicke Hülse noch grün und saftig, die Schaale noch dünn und weich, die Nuß noch jung und zart und die eingeschlossene milchartige Flüssigkeit noch in der größten Menge vorhanden ist; dort lernt der Reisende sie schätzen, wenn er von seiner Wanderung erhitzt den Schatten des Cocoshaines erreicht und der gastfreie Insulaner ihn mit dem wohlschmeckenden Trunk erfrischt, den der Herr dort oben so wunderbar bereitet.

Aber wie gelangt man zu jenen donnhoch hängenden Schätzen? Wie werden diese geraden, senkrechten, zweiglosen Schäfte erklommen? Wir, lieber Leser, müßten freilich von einem solchen Kunststück abstehen, welches in Polynesien Knaben sogar mit Leichtigkeit vollbringen. Ein Tuch lose um die Fußknöchel schlingend, springt der kleine Kletterer am Baumstamme empor, dessen rauhe Rinde das Ausglitschen der Binde verhindert. Hand nach Hand steigt aufwärts, Sprung folgt auf Sprung. Da ist er schon dicht unter der breiten Krone, ergreift mit der einen Hand einen der mächtigen Blattstiele und pflückt mit der andern in aller Ruhe eine Nuß, die er von oben herabfallen läßt, zuvor jedoch sie im Kreisel drehend, damit sie mit der Spitze zuerst den Boden erreiche, und unversehrt zur Erde gelange.

Dann ergreift die Wirthin die Frucht, streift erst mit den Zähnen die noch grüne Hülse ab, und beißt dann ein Loch in die weiche Schale, welche gefüllt dem Durstenden gereicht wird.

Die Cocospalme liebt das Meeresufer und scheint nur dort zu gedeihen, wo die Seebrise ihr die Ausdünstungen der Salzfluth zuführen kann. In der ganzen Vollendung ihres herrlichen Wuchses erscheint sie an den Süd- und Westküsten von Ceylon, in Malabar und Coromandel, auf den Maldiven und Lakediven und trägt wesentlich zur Zierde der Südseeinseln bei. Viele Pflanzen verbreiten sich über die Erde, indem der Wind ihren geflügelten Samen weithin durch die Lüfte einer neuen Heimath zuführt; bei der Cocospalme dagegen versehen die Meeresströmungen diesen Dienst und tragen die schwimmenden Nüsse nach fernen Küsten, wo sie, wenn das Glück sie begünstigt, sich mit der Zeit zu stattlichen Bäumen entwickeln; während andere weit von der Tropenzone verschlagen auf elende Weise verkommen. Der Golfstrom führt zuweilen Cocosnüsse nach Island, Nowoja, Semlja und Spitzbergen, und wer weiß ob nicht schon manche dieser Südfrüchte dem Pole näher, als Kane und Parry gerückt sein mögen?

Doch wenn die Natur auf solche Weise für die Verbreitung der Cocospalme Sorge trägt, so thut an manchen Küsten auch der Mensch das Seinige, diese edle Pflanzenform durch regelmäßige Anpflanzungen zu vervielfachen.

Die dazu bestimmten Nüsse werden lose mit Erde bedeckt, und dann sieht

Digitized by Google

man nach einigen Monaten einen weißen Schuß, das Rudiment des künftigen Baumes, aus einem der drei Augenlöcher, die man an der harten Schale bemerkt, emporsteigen, während die Würzelchen aus den beiden andern hervorkriechen und in entgegengesetzter Richtung sich in die Erde senken. Nach Verlauf von 4—5 Monaten, wann die Schößlinge schon eine Höhe von 16 oder 18 Zoll erreicht haben, werden sie von den Eingalesen in regelmäßigen Reihen 12 oder 18 Fuß von einander angepflanzt. Während der ersten drei oder vier Jahre hegt man die jungen Gewächse ein, um sie gegen die Verwüstungen der Schweine zu schützen. Im sechsten Jahre erreichen sie in gesunden Lagen eine Höhe von 8 Fuß, wo dann die ungeheure Größe der Blätter am auffallendsten ist. Um diese Zeit fangen sie auch schon an Früchte zu tragen, die sie 60 Jahre in Menge hervorbringen, dann aber in verminderter Fruchtbarkeit die Spuren des Alters zeigen.

Kein Baum der Tropenwelt ist auf so vielfache Weise dem Menschen nützlich wie die Cocospalme. Die Frucht versorgt ihn nicht nur mit Speise und Trank, sondern es wird auch ein werthvolles, aus einem Gemenge von festem und flüssigem Fett bestehendes Oel daraus gewonnen, welches ohne Rauch und Geruch verbrennt, und frisch sogar beim Kochen gebraucht werden kann. Es besitzt zwar die in manchen Fällen unangenehme Eigenschaft, schon bei einer Temperatur von + 18 R. zu gerinnen, doch läßt sich vermittelst der hydrostatischen Presse der flüssige Theil (Elain) vom talgartigen (Stearin) trennen, wodurch beide an Werth gewinnen; denn während jener ein vortreffliches Lampenöl gibt, werden aus letzterem Lichter fabricirt, die ohne viel theurer als Talg zu sein, an Güte fast die Wachskerzen erreichen.

Das Cocosöl wurde erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in Europa bekannt und ist jetzt schon ein bedeutender Handelsartikel, der die Aufmerksamkeit einzelner Speculanten, sogar auf die entlegensten Eilande des Tropenmeeres lenkt. So hatte vor einigen Jahren ein Engländer, Namens Have, sich mit einer Anzahl Malaien auf den wüsten Keeling-Inseln niedergelassen, um die dort wachsenden Palmenhaine auszubeuten, deren Producte er nach Sincapore auf den Markt brachte, und Skogmann (Erdumseglung der Eugenie) erzählt uns von einer Dampfölpresse, die ein Herr Brodin auf Foa, einer der Tonga-Inseln, arbeiten ließ.

Im Jahre 1835 lieferten die Gesellschaftsinseln 170 Tonnen Cocosnußöl, deren Werth auf 13,000 Dollars veranschlagt wurde; bei weitem das Meiste wird indessen auf Ceylon gewonnen, welches 1857 nicht weniger als 1,324,609 Gallonen (4½ Litres) nach Europa ausführte. Es kostet an Ort und Stelle 12—14 Silbergroschen der Gallon und wird in Hamburg mit 25—29 Mark der Centner, zu höheren Preisen als Hanf- oder Leinöl bezahlt. — Der feste Rückstand der ausgepreßten Nüsse gewährt den Schweinen und dem Federvieh ein treffliches Futter. Aus den harten Schalen machen die Polynesier Behälter für flüssige Gegenstände, indem sie die volle Nuß, mit Salzwasser angefüllt, eine Zeitlang im Sande vergraben und dann auswaschen. Tassen oder Trinkgefäße werden gewöhnlich aus den halbreifen Schalen verfertigt, die man fast bis zur Durchsichtigkeit abschabt.

Die Blattspindeln liefern gute Besen für das Schiffsverdeck und aus den Mittelrippen der einzelnen Blättchen verstehen die Weiber von Tonga-taboo niedliche Kämme zu machen, deren Rücken sie kunstreich aus den Fasern der Nußhülsen flechten und dann mit der Rinde des Kokabaumes dunkelroth färben.

Aus den Blättchen selbst machen die Eingalesen vortreffliche Körbe und die Polynesier schöne Matten und Augenschirme, um das Gesicht gegen den Widerschein des blendendweißen Corallenstrandes zu schützen. In manchen Gegenden liefert die Cocospalme fast ausschließlich das Baumaterial sowohl für die einfachen Hütten der Eingebornen, als die anspruchsvolleren Bungalows oder Landhäuser der Europäer. Die Blätter bilden das Dach; die gespaltenen Stämme die Stützen und das Gebälk des leichten Gebäudes. Das Holz der ältern Bäume, welches eine rothgelbe Farbe hat und mit schwarzen Linien durchwebt

Digitized by Google

ist, nimmt eine schöne Politur an, und wird in England unter dem Namen Porcupine-wood (Stachelschweinholz) von den Kunstschreinern benutzt. Vergessen wir nicht, ehe wir die Blätter aus den Augen verlieren, daß die jüngsten und zartesten derselben, das sogenannte Herz, gekocht oder gebraten, ein vortreffliches Gemüse sind, und nur deßhalb nicht häufiger genossen werden, weil ein solches Gericht jedesmal den Verlust des Baumes nach sich zieht.

Sogar die Scheiden, welche die mächtigen Blattstiele an der Basis unterstützen, und so gut gegen das Abbrechen schützen, daß sie dieselben auch nach dem Absterben an den Baum festketten, haben ihren Werth. Sie bilden ein zähes, faseriges, elastisches Netzwerk, welches in großen Stücken sich abstreifen läßt und einem groben gewebten Tuche so täuschend ähnlich sieht, daß man glauben sollte, der Mensch hätte seine Kunst darnach gelernt. Die Südseeinsulaner machen daraus Beutel, Bootsegel und eine Art Gewand für die Fischer; die Cingalesen und andere Völker benutzen es zum Filtriren.

Einen viel bedeutendern und ausgedehntern Gebrauch hat aber die faserige Fruchtrinde oder Hülse, welche im Handel unter dem Namen Koir bekannt ist. Man weicht sie einige Monate lang in Wasser auf, zerschlägt sie dann, und läßt sie an der Sonne trocknen. Hierauf zerschlägt man sie auf's Neue, bis alle Fasern sich vollständig von einander trennen. Die daraus verfertigten Stricke sehen zwar nicht so gut aus wie die hanfenen, übertreffen sie aber bei weitem an Leichtigkeit, Elasticität und sogar an Stärke, besonders wenn sie häufig mit Salzwasser angefeuchtet werden, und sind daher als die vortrefflichsten Kabel bekannt. Bennett (Whaling voyage round the World) erzählt, daß während eines heftigen Sturmes, den er an Bord eines Schiffes erlebte, sowohl die hanfenen Taue als die eisernen Kettenkabel zerrissen und sprangen, bis endlich nur noch ein dünnes Koirseil Stand hielt, an welchem das Fahrzeug ruhig dem Unwetter Trotz bot.

Im Jahre 1854 wurden 43,957 Centner Koirseile aus Ceylon nach England ausgeführt, die jetzt ohne Zweifel noch auf allen Meeren herumschwimmen. Sollten die Wohlthaten der Cocospalme hiermit erschöpft sein? Gewiß nicht; denn um das Maß derselben zu füllen, muß ich noch eines Hauptnutzens erwähnen, der aber leider durch Mißbrauch auch zum Fluch des Menschen werden kann.

Aus den Blüthenscheiden, ehe sie sich öffnen, wird nämlich durch Einschnitte der süße Saft gewonnen, aus welchem die Cingalesen ihren herrlichen Toddy oder Palmwein bereiten. Bennett rühmt ihn besonders früh Morgens nach Sonnenaufgang getrunken, ehe noch die Gährung stattgefunden, wo er erfrischend, blutreinigend und gelind eröffnend wirkt. Doch sollen die Cingalesen, (und vielleicht auch einige von Bennett's Landsleuten) ihn vorziehen, nachdem bereits die Sonnenwärme den im Zucker schlummernden Weingeist erweckt hat.

Auch für den, welcher concentrirteren alkoholischen Getränken nicht abhold ist, sorgt man in Ceylon, indem man aus Toddy, sowie in andern Gegenden aus Reis einen feurigen Arrak brennt. Durch Abdampfen des frischen Saftes gewinnt man Zucker, und läßt man den Gährungsprozeß weiter um sich greifen, so verwandelt sich der Toddy endlich in einen vortrefflichen Essig.

Nicht nur läßt sich ein Boot mit Rudern, Segeln und Tauwerk vollständig aus dem Cocos verfertigen, sondern auch noch mit allem nöthigen Proviant für eine längere Seereise befrachten.

Es ist als ob die schöne Strandpalme, deren Keime von den Wellen getragen, von einer Küste zur andern wandern, es liebte, der Reiselust des Menschen zu dienen.

Wenn der Araber seine Dattel über alles schützt, so geht dem Insulaner des indischen Oceans nichts über den Cocos, der seinen mäßigen Bedürfnissen fast vollständig genügt.

Als einst portugiesische Schiffer einigen Malabaren die Reize ihres Vaterlandes rühmten, und ihnen sagten, sie sollten doch hinreisen, um es zu bewundern, frugen diese: „Wächst denn die Cocospalme an euerm Strande?“ und als die Fremden es verneinten, erwiederten sie: „Nun denn, so bleiben wir hier,

Digitized by Google

denn in ganz Europa finden wir gewiß nichts besseres und schöneres als diesen Baum!“

Man kann sich denken, daß die süßen Cocosfrüchte auch unter den Thieren viele Freunde finden. Affen und Papageien lassen sich die Nüsse wohlschmecken; gegen den Elephanten, der das zarte Laub der jungen Anpflanzungen liebt, schützt man sich durch nächtliche Feuer und abschreckende Flintenschüsse; für Eber und Stachelschweine, welche die Wurzeln aufwühlen, legt man Fallen.

Der kleine, schwarze, langkrallige Malai'sche oder Cocosbär (Ursus malayanus) der auf Sumatra und Borneo hauf't, und im Klettern alle seine Stammverwandten übertrifft, verschmäht zwar auch andere Früchte nicht, gibt aber schon durch seinen Namen zu erkennen, nach welcher Seite seine Vorliebe sich neigt.

Der ostindische Palmenmarder (Paradoxurus typus) oder Pougouné erklimmt ebenfalls den Cocos, beißt Löcher in die noch weichen Nüsse und trinkt gierig den süßen Saft. Das muntere Palmeneichhörnchen (Sciurus palmarum) soll nach Leschenault die Tropfen ausschlürfen, die jener im Becher zurückläßt, doch kann es mit seinen eignen Zähnen die Nectarschläuche nach Bedürfniß öffnen, und braucht die fremde Hülfe nicht. Auch die scheußlichen Ratten stellen den Cocosnüssen nach, sowohl den weichen als den harten und nagen ein Loch hinein, nah am Stiel, denn sie nehmen sich wohl in Acht, es dort anzubringen, wo der Saft auslaufen würde. Auf der Insel Mauritius unter andern bringen sie den Cocospflanzungen so viel Schaden, daß ein Preis auf ihren Kopf gesetzt ist, und die Neger für jedes Dutzend Rattenschwänze, welches sie dem Herrn bringen, ein Glas Rum erhalten.

Sogar Seevögel tragen dazu bei, den Ertrag der Cocoshaine zu schmälern. Der schwarze Tölpel (Sterna stolida) baut häufig sein Nest zwischen den Blattstengeln, und pickt, wenn stürmisches Wetter ihn von weiteren Ausflügen abhält, so emsig an den Blüthen, daß er auf den Indischen Inseln für eine Hauptursache der Unfruchtbarkeit mancher Bäume gehalten wird.

Der anderthalb Zoll lange Rhinocoroskäfer ist ebenfalls einer der größten Feinde des Pflanzers. Das Männchen bahnt sich einen Weg in die Stengel der Blätter und frißt das weiche Herz, den vortrefflichen Palmkohl. Es begnügt sich also nicht damit, die Ernte zu schmälern, — nein, es zerstört den ganzen Baum! Das Weibchen aber durchbohrt den Stamm, um seine Eier hineinzulegen und öffnet auf diese Weise der Fäulniß das Thor. Auch die andern Insecten, namentlich die verderblichen Termiten, bringen große Verwüstungen zu Wege.

Von allen Thieren, die vom Cocosbaum und dessen Früchten leben, dürfte wohl keines merkwürdiger sein, als der berühmte ostindische Beutelkrebs (Birgus latro) ein Mittelding zwischen einem Kurz- und Langschwanz. Es wurde von ihm behauptet, daß er die Cocospalme erklimme, um die schweren Früchte zu lösen, doch versichert Darwin, der ihn auf den Keeling-Inseln längere Zeit beobachtete, daß er sich nur von den abgefallenen Nüssen ernährt. Hierbei legt er eine Geschicklichkeit an den Tag, die zu den allerwunderbarsten Beispielen des thierischen Instinctes gehört. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß sein vorderes Beinpaar mit sehr starken und schweren Scheeren versehen ist, während das hinterste in schmale schwache Zangen ausgeht. Hat er sich also eine Nuß zur Mahlzeit ausersehen, so fängt er damit an, die faserige Hülse abzureißen und zwar immer an der Seite, wo die drei Augenlöcher liegen. Alsdann hämmert er mit seinen schweren Scheeren auf eines dieser letzteren bis die Thür sich öffnet. Zum Schluß dreht er sich um, führt die schmalen Zangen seines Hintertheils in das Loch und zieht als Lohn seiner Mühe die reiche, köstliche Nußsubstanz heraus.

Der Beutelkrebs lebt viel auf dem Lande und bewohnt tiefe Löcher, die er mit Cocosnußfasern zum bequemen Lager auspolstert. Er gehört zu den größten Krebsen, da er ein paar Fuß lang wird; seine Farbe ist himmelblau mit weiß gefleckt. Der Schwanz ist mit einer butterartigen Masse angefüllt, welche vortrefflich schmecken soll. Ein einziger Birgus liefert eine ganze Flasche voll Oel. Man begreift also leicht, daß er auf wüsten Inseln sich am behaglichsten fühlt.

Digitized by Google

Auf der Keelings-Gruppe stehen ihm übrigens schlimme Zeiten bevor, da die Engländer zum großen Verdruß der Herren Holländer, welche sie nicht gerne so nah bei Batavia sehen, sich vor Kurzem derselben bemächtigt haben, um dort eine Station für ihre australischen Dampfbootlinien zu gründen. Welche Störung für den armen Beutelkrebs! Vielleicht sehen wir ihn noch ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Niederländern abschließen.

II. Der Brodfruchtbaum.

Fast auf allen Küsten und Inseln des indischen und stillen Oceans von Sumatra und Java bis zu den einsamen Marquesas trifft man den Brodbaum, eine der kostbarsten Gaben, welche das Pflanzenreich den Polynesiern verleiht.

Schön, sagt uns Forster, ist die Form des durch die Cultur veredelten Gewächses und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obst- und Waldbaum im Norden von Europa, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaße des Wuchses und der Schönheit der Gestalt mit ihm messen; er übertrifft bei weitem die Roßkastanie, die in der Form eine Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe 40 Fuß, ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen!

Neben der schlanken Cocospalme und der saftiggrünen Banane nimmt also der Brodbaum, auch was äußere Anmuth betrifft, eine ehrenvolle Stelle ein und erfreut das Auge des Tahitiers, den er mit seinen fleischigen Früchten ernährt.

Ungefähr um die Zeit, wo die Sonne sich dem Wendekreise des Steinbocks nähert und den Gesellschaftsinseln den kommenden Sommer verkündigt, beginnt er frische Blätter und junge Früchte anzusetzen, die im October anfangen zeitig zu werden und von dieser Zeit an acht Monate lang in üppiger Reihenfolge vom Baume gepflückt werden können. An Größe kommen sie dem Kopf eines neugeborenen Kindes gleich; die dicke Schale ist mit kleinen Schüppchen oder Warzen bedeckt. Man pflückt sie vor der vollkommenen Reife bei noch grüner Rinde; das Fleisch ist alsdann schneeweiß und von lockerem mehligem Gewebe. Die rohe Frucht ist ungenießbar; man schält sie, wickelt sie in Blätter und röstet oder backt sie unter heißen Steinen. Dann vergleicht man ihren Geschmack mit der Krume des Weizenbrodes, die mit gekochten, mehligen Kartoffeln vermischt wäre.

Am Ende der Fruchtzeit pflückt man sie in großer Menge, ebenfalls noch vor der völligen Reife, und beschleunigt diese, indem man sie haufenweise aufschüttet und sich innerlich erhitzen läßt. In diesem Zustande, wo sie nicht zu genießen sind, schneidet man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllt mit dem fleischigen Mark eine tiefe mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckt diese mit Haufen von Blättern und Steinen, und läßt den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brod (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist.

Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und backt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die Tahitier versehen. Uebrigens ist dieses saure Brod bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe halten und während der drei bis vier Monate, wo die frische Brodfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegohrene Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu erleiden.

Um sich diesen unerschöpflichen Nahrungsvorrath zu verschaffen, bedarf es nur einer sehr geringen Mühe und Arbeit, denn „hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brodfruchtbäume gepflanzt, so hat er, wie Book versichert, seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unseres rauhen Himmelstrichs, der sein

Digitized by Google

Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sonnenhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brod versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat."

Auch noch auf andere Weise als zur Nahrung ist der Brodbaum den Tahitiern nützlich, denn der Bast liefert Stoff zur Kleidung und das weiche leichte Holz ist zum Bau ihrer Kähne besonders geeignet.

Uebrigens spielt der eigentliche Brodbaum (Artocarpus incisa) der durch sein tiefeingeschnittenes Laub sich auszeichnet, nur auf den Südseeinseln, wo man ihn durch Cultur veredelt hat, eine bedeutende Rolle; in den Ländern des indischen Oceans wird er entweder sehr vernachlässigt, oder kommt nur wildwachsend vor und ist dann allein zur Feuerung zu benutzen.

Andere Arten sind der flaumige (Artocarpus pubescens), und der ganzrandige (A. integrifolia), der von den Indiern Jaca genannt wird. Ersterer ist ein ungeheurer Baum, der in Ostindien zu Hause ist. Der Kolben hängt an einem dicken Stiel herunter und besteht aus einem reichstacheligen, gelblichen, faustgroßen Zapfen, welcher kleine, länglich runde Früchte wie Bohnen enthält. Durch Einschnitte träufelt Milch heraus. Der Jaca wird 30, 40 Fuß hoch und bekommt einen 3 bis 4 Fuß dicken Stamm. Elephanten gehen den Früchten sehr nach, die bis 25 Pfund wiegen.

Dem berühmten Weltumsegler und Flibustier Dampier verdankt man die erste Beschreibung des Brodbaumes (1688). Einige Jahre später traf Anson das wohlthätige Gewächs auf Tinian und rettete damit das Leben seiner fast verhungerten Mannschaft. Trotzdem blieb der Brodbaum in Europa unbeachtet, bis Wallis und Cook's Reisen die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf ihn richteten. Wie glücklich schätzte man die Tahitier, nicht nur wegen des ewigen Frühlings ihrer paradiesischen Insel, sondern vor allem wegen des Besitzes des auf Bäumen wachsenden Brodes; und was war natürlicher, als daß man auch andern Tropenländern eine so köstliche Gabe mitzutheilen wünschte! So wurde denn auf Befehl der englischen Regierung die „Bounty" ausgerüstet (ein passender Name für den philanthropischen Zweck), um unter Anführung des Lieutenants Bligh, welcher Cook auf seiner letzten Reise begleitet hatte, eine Anzahl junger Brodbäume von den Gesellschaftsinseln nach Westindien zu verpflanzen.

Am 26. Oct. 1788 landete Bligh auf Tahiti und ward von den liebenswürdigen Insulanern, welchen er für ihre Brodbäume Citronen und Orangen brachte, freundlich empfangen. Im geräumigen Zwischendecke, wo große Luken eine ewig frische Luft unterhalten, werden mehr als tausend junge Gewächse mit aller Sorgfalt in fruchtbare Erde gepflanzt, und mit diesem schwimmenden Garten verläßt Bligh im folgenden April das gastfreie Eiland. Vom lauen Passate getrieben, durchschneidet das Schiff den tropischen Ocean; Friede war in der ganzen Natur, nur nicht in den Herzen der Mannschaft. Am 18. April wird Bligh von einer meuterischen Bande überfallen und gefnebelt; denn nur 18 von seinen 46 Untergebenen sind ihrem Eide treu geblieben; die Uebrigen alle von Fletchen Christian, dem Unterbefehlshaber, aufgewiegelt, entsagen dem Vaterlande und der Pflicht, um fortan frei wie die Wilden in allen Genüssen der üppigen Südsee-Inseln zu schwelgen.

Im größten Boote, welches mit 150 Pfund Brod, 32 Pfund Schweinefleisch, etwas Wasser, Wein, Rum, einem Quadranten und einem Compas beladen wird, überlassen die Meuterer ihren unglücklichen Befehlshaber und seine Getreuen, ohne Obdach gegen Sonnenhitze oder Sturm, den Launen des unermeßlichen Oceans und segeln hohnlachend davon.

Dieses Ereigniß trug sich etwa 30 Meilen von Tofoa zu, einer der Inseln, welche Cook die „freundschaftlichen" genannt hatte. Nun aber machte sie ihrem Namen wenig Ehre, denn als Bligh dort landen wollte, um einen Vorrath Brodfrüchte und Wasser einzunehmen, ward er mit Steinwürfen empfangen, und entrann nur mit Mühe dem Tode.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als die nächste holländische Niederlassung auf Timor zu erreichen, die sie nur dem Namen nach kannten, und die 3600 eng-

Digitized by Google

lische Meilen entfernt war. Solch' eine Reise, dem sechsten Theil des Erdumkreises gleich, stand ihnen in einem lecken, schwerbeladenen Boote bevor, dessen Rand kaum 6 Zoll über die Fläche des Meeres sich erhob.

Am 2. Mai ward diese gefahrvolle Fahrt begonnen, nachdem erst die ganze Mannschaft ihrem Befehlshaber heilig gelobt, sich täglich mit einer Unze Brod und einer Viertelpinte Wasser zu begnügen. Die eine Hälfte mußte abwechselnd wachen und den Dienst versehen, während die andere auf dem nassen Boden ruhete, wo, unfähig sich auszustrecken und stets der Feuchtigkeit ausgesetzt, sie bald von Krämpfen und Rheumatismen befallen und fast gelähmt wurden.

Am fünften Tage der Reise erblickten sie zwei große Canoes der cannibalischen Fidji-Insulaner, die mit aller Kraft auf sie ruruderten. Ohne Waffen zu ihrer Vertheidigung, sahen sie sich schon in der Gewalt der ruchlosen Wilden, als diese plötzlich auf unbegreifliche Weise ihren Sinn ändernd, vom Verfolgen abließen und bald darauf aus dem Gesichtskreise verschwanden.

Glücklicher Weise herrschte Eintracht an Bord, denn nur sie allein konnte einigermaßen ihre traurige Lage versüßen. Bereits am 8. Mai mußten die Rationen auf's Geringste beschränkt werden. Ein starker Gewitterregen war um diese Zeit eine große Wohlthat, denn er verschaffte ihnen einige Krüge Trinkwasser, welches dreimal täglich in einem kleinen Horngefäß, 2 Zoll im Durchmesser und 2 Zoll tief, das noch immer als kostbare Reliquie im Besitz der Bligh'schen Familie sich befindet, ausgetheilt wurde. Vom 10. Mai an folgten rauhe stürmische Tage aufeinander; die Wellen schlugen jeden Augenblick über Bord und die kranke, entkräftete Mannschaft mußte Wasser ausschöpfen, um nicht zu versinken.

Am 25. Mai, nachdem die Brodrationen auf $^1/_{32}$ Pfund Morgens und Mittags, ohne Abendessen, herabgesetzt worden, flogen ein Paar neugierige taubengroße Seevögel so nahe heran, daß sie mit der Hand gefangen werden konnten. Jeder Vogel wurde in 18 Stücke getheilt (einer von der Mannschaft war schon anfangs im Gefecht mit den Tofoanern geblieben) und heißhungrig verschlungen. Am Morgen des 29. befanden sie sich kaum eine Viertelmeile von einer Felsenbank, gegen welche die Brandung furchtbar antobte und sie mit unvermeidlichem Verderben bedrohte. Doch gelang es ihnen, einen Durchgang mitten durch das Riff zu finden, hinter welchem sie eine kleine Insel entdeckten, welche Bligh „Direction Island" nannte und wo sie mit dankbarem Herzen ihr mageres Mittagsmahl verzehrten.

Sie befanden sich nun in der Nähe von Neu-Holland und landeten eines Nachmittags in einer schönen sandigen Bucht, auf einer Insel in der Nähe des großen Continents. Dort fanden sie Austern (wie köstlich mögen die geschmeckt haben!) und süßes Wasser und ruheten eine ganze Nacht aus. Doch am folgenden Morgen sahen sie einen zahlreichen Trupp Wilder mit lautem Geschrei herbeieilen, und ohne erst abzuwarten ob sie es gut oder böse meinten, schifften sie sich schleunigst wieder ein.

Am 31. landeten sie wieder auf einer kleinen Insel und ergötzten sich abermals an schmackhaften Austern. Am Abend des 3. Juni gelang es ihnen, durch die gefährliche Endevour-Straße zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea zu dringen, und bald darauf sahen sie sich auf dem weiten indischen Ocean, wo Sturm und Regen sie begrüßten.

Die unausgesetzten Entbehrungen und Strapazen hatten nun auch die Stärksten erschöpft und einige schienen dem Sterben nahe. Endlich am 12. Juni tauchte Timor, das ersehnte Timor aus den Wellen, und am 14., nachdem sie 48 Tage und Nächte in ihrem elenden offenen Boot auf einem größtentheils unbekannten Ocean zugebracht hatten, landeten sie in der holländischen Niederlassung Coupang, wo sie die freundlichste Aufnahme fanden. Ueber Batavia kehrte Bligh nach England zurück, das Boot, welches ihn glücklich durch so viele Gefahren getragen, als Reliquie mit sich führend. Den menschenfreundlichen Plan, den er als Befehlshaber der „Bounty" unverschuldet verschob, stellte er nun als Kapitän der „Providence" zur Ausführung bringen. Am 9. April 1792 erreichte er noch

Digitized by Google

einmal Tahiti, nahm 1281 gesunde Pflanzen an Bord und kam im Januar 1793 nach manchen Gefahren glücklich in St. Vincent an, wo er 333 Bäume zurückließ und dann nach Jamaika segelte, wo er den Rest der Ladung ausschiffte.

So gelangte der Brodbaum aus den fernen Inseln der Südsee in das Becken des atlantischen Meeres, doch hat er die Banane und den Pisang dort nicht verdrängt und nur im äußersten Nothfall essen die Neger von der ihnen widerlichen Frucht.

Was war unterdessen aus den Meuterern geworden? Welches Loos hatte sie im fernen Ocean, dem Schauplatz ihres Verbrechens getroffen? Fanden sie dort das Glück, dem sie Pflicht und Vaterland geopfert?

Eine so freche Gewaltthat, wie sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, konnte natürlich die englische Regierung nicht übersehen, und so wurde alsbald die Fregatte Pandora nach der Südsee geschickt, um die Gruppen der Freundschafts- und Gesellschaftsinseln genau zu untersuchen. Vierzehn der verbrecherischen Bande wurden noch auf Tahiti gefunden und in Ketten nach England gebracht, wo sie zum Theil begnadigt, zum Theil gehängt wurden. Einige waren schon früher an Krankheit oder eines gewaltsamen Todes gestorben; doch vom Anführer Christian, der mit acht seiner Gefährten nebst einer Anzahl ergebener Frauen und Männer schon längst Tahiti verlassen hatte, war keine Spur zu finden, und viele Jahre lang blieb das Geheimniß seines Schicksals in den Einöden des Stillen Oceans verborgen.

Einsam und verlassen erhebt sich die kleine Pitcairn-Insel 1046 Fuß hoch über die unergründliche Tiefe der Südsee. Eine wüthende Brandung schlägt gegen das steile Felsenufer und umzieht es mit einem weißschäumenden Kranze, welcher wunderbar absteht gegen das tiefblaue Meer dahinter. Nur an einem einzigen Punkte, und das nur bei ganz ruhigem Wetter, kann gelandet werden. Besonders malerisch ist die Nordseite, die amphitheatralisch ausgehöhlt, bis zur höchsten Spitze mit Cocospalmen, Bananen, Brodfruchtbäumen und majestätischen Banianen sich bedeckt und rechts und links von nackten abschüssigen Klippen majestätisch eingerahmt wird. Kein Raubthier, keine giftige Schlange stört den Frieden des anmuthigen Haines, über welchen der Seevogel kreischend dahinzieht.

Dies war der Ort, damals noch wüst und menschenleer, den Christian und seine Gefährten zu ihrem Aufenthalte wählten; dort hofften sie ihre Träume zu verwirklichen. Aber in ihrem eigenen Busen trugen sie den Feind, der das paradiesische Eiland zu einer Hölle für sie umwandelte. Anfangs gelang es Christian, den Frieden unter seinen wilden Genossen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten; doch brachte er manche einsame Stunde auf der Spitze eines hohen Felsens zu, von welchem sein unruhiges Auge ringsumher über den öden Ocean schweifte, an dessen Saume jeden Augenblick die Rache der empörten Gerechtigkeit emportauchen konnte. O wie bitter mögen seine Gedanken gewesen sein! Was hätte er nicht darum gegeben, das Geschehene rückgängig zu machen!

Bald nach Ankunft der Meuterer auf Pitcairn wurde die Bounty zerstört, aus Furcht, daß sie ihren Aufenthalt verrathen möchte, und so verurtheilten sie sich selbst zur ewigen Gefangenschaft auf einem mitten im Ocean verlorenen Felsen, 10,000 Meilen von ihrem Vaterlande, ihren Familien und ihren Freunden. Bald brachen blutige Fehden zwischen den Europäern und den mitgenommenen Tahitiern aus; und ehe noch ein Jahr verfloß, wurden Christian und 4 seiner Gefährten von Letzteren erschlagen, die gleichfalls noch in demselben Jahre sämmtlich getödtet wurden. Von den vier noch überlebenden Engländern lernte einer, von einem bösen Dämon verführt, die unselige Kunst, ein berauschendes Getränk aus einer Wurzel zu bereiten und brachte dadurch ein neues mächtiges Element der Zwietracht unter die unglückliche Gemeinde. Er bestrafte sich selbst, indem er in einem Anfall von Säuferwahnsinn sich ins Meer stürzte. Ein zweiter wurde von Young und Adams, den einzigen, welche später eines natürlichen Todes starben, zur Selbstwehr erschossen.

So bestätigte sich auch bei den Meuterern der Bounty die uralte Wahrheit, daß nie und nimmermehr die Schuld gesegnete Früchte trägt!

Digitized by Google

Aus dem bayerischen Hochgebirg.

Von Max Bergbold.

I. Berchtesgaden und die Fahrt in das Salzbergwerk.

Von dem berühmten Schloß Hellbrunn mit seinen Wasserkünsten und Schellenberg herkommend, langte ich eines Sonntag Abends in der rings von hohen Alpen am Fuße des riesigen Watzmann umschlossenen, ehemaligen gefürchteten Abtei Berchtesgaden an. Eben lüftete der hohe Herr, wenn auch nur auf einige Augenblicke, sein kahles, ehrwürdiges Haupt, seine graue Nebelmütze abnehmend. Das ist aber etwas Seltenes und ist nur Wenigen vergönnt zu schauen. Wär' ich eine fürstliche Person, ein Herzog oder so etwas gewesen, ich würde zu glauben versucht gewesen sein, es geschehe solches mir zu Ehren. Aber ich war ja nur so ein gemeines Menschenkind und wußte daher nicht, wem diese Aufmerksamkeit galt. Doch betrachtete ich diese Erscheinung als ein besonderes Glück für mich, wie es auch nicht anders war.

Gleich beim Eintritt in das Städtchen fielen mir unter den Bewohnern viele häßliche Gestalten mit widerlichen Gesichtern, wahrhaft cretinartige Geschöpfe auf. Gewiß ein sonderbarer Gegensatz zu der herrlichen, großartigen Natur! Auf dem gekrümmten, zusammengeschrumpften, plumpen Körper sitzt der dicke schwere Kopf, an dessen vorderer Seite, unter dem Kinn, ein mächtiger Kropf hervorquillt, welcher schier bis auf die Brust herrabreicht. Einen Hals konnte ich eigentlich gar nicht unterscheiden. Dazu gesellt sich der Schmutz am Gesicht und an der Kleidung, die einen Ueberfluß an Roth hatte. Ich glaube gar, daß der originelle Schmutz als eine nothwendige Zugabe zu dem Ganzen zu betrachten ist.

Die Weiber übertrafen an Häßlichkeit fast noch die Männer, sowohl in Bezug auf Gestalt, als auf Kleidung. Ihr Rock war bis knapp unter die Achsel geschnürt, also daß von einer Taille, wie sie unsere Frauenzimmer haben, durchaus keine Rede sein konnte. Schleichenden Schrittes keuchten diese Gestalten auf ihren monströsen Unterschenkeln die schlecht gepflasterten Gassen dahin, sich wie Sclaven vor den zahlreichen Heiligenbildern tief neigend und bekreuzigend. Man kommt in der That in den Wahn, daß man sich unter wirklichen Sclaven und nicht unter Christen befinde. Die Ursache hiervon braucht man gar nicht weit zu suchen. —

Durch einen Forstmann in Berchtesgaden, an welchen ich empfohlen war, erhielt ich Einlaß in das dasige Salzbergwerk. Das Bergwerk, das dem Städtchen sein Dasein und dessen ersten Bewohnern, dem kleinen geistlichen Hof ausschließlich Nahrung gab, befindet sich einen guten Büchsenschuß östlich von der Stadt an den westlichen Abdachungen des Hohen-Göll, am Salzberg, eine Fortsetzung des Dürenberges. Dasselbe besteht aus vier übereinanderliegenden Werken, deren jedes, wie es eben Brauch bei den Bergleuten ist, seinen besondern Namen trägt. Wenn ich nicht irre, so sind es meistens Namen fürstlicher Personen.

Fragt der Fremde in dieser Gegend nach den Salzbergwerken von Berchtesgaden und Hallein, die nicht so gar weit von einander liegen, welches das schönste von beiden sei, so richtet sich die Antwort darauf selbstverständlich immer nach dem Lande, welchem der Gefragte angehört. Denn jenes liegt im Bayerischen und dieses im Salzburgischen, welches bekanntlich zum österreichischen Kaiserstaat zählt. Der Salzburger gibt eben dem Bergwerk zu Hallein den Vorzug, und der Bayer, der doch auch etwas Schönes haben will, zieht jenes diesem vor.

Nachdem man mich auf der Schreibstube des Bergmeisters in Bergmannshabit gehüllt, mir ein Grubenlicht in die Linke und einen dicken, bockledernen Handschuh in die Rechte gegeben hatte, folgte ich dem Hutmann, der mich in die Unterwelt führen sollte. Mein Besuch galt zunächst dem Stollen des Ferdinandswerkes. Ich folgte meinem Führer etwas schüchtern und zaghaft, denn es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich ein Bergwerk befuhr. Der 870' lange Stollen ist mit dem schönsten röthlichen Marmor, der in der Gegend bricht, in eirunder Form gewölbt, und so hoch, daß ein nicht allzulanger Mann aufrecht stehen und bequem darin gehen kann.

Schon nach einigen Schritten bemerkte ich durch die Abnahme der Temperatur, die von 18° R. auf 8° heruntergesunken, daß ich der Oberwelt entrückt

Digitized by Google

war. Bald erreichten wir eines von den großen Senkwerken. So nennen sie eine große, in Form eines Vierecks in den Salzfelsen eingehauene, von vielen kreuzweis durcheinander laufenden Gängen durchschnittene Höhlung. In diese Gänge, die anfangs nur klein von Umfang sind, wird von außen durch Röhren süßes Wasser geleitet, wodurch das Steinsalz losgefressen und aufgelöst wird, was jedoch immer von oben herab zu geschehen pflegt. Die so gewonnene Soole wird aber als gesättigt angesehen, sobald sie 26° erreicht hat. Alsdann fließt die Soole wieder zu Tage und wird durch eiserne Röhren nach dem etwa vier Meilen entfernten Reichenhall geleitet, wo sie gesotten wird.

Jetzt hieß es Halt! Mein Hutmann verschwand urplötzlich vor meinen Augen. Ehe ich Zeit fand, mich nach ihm umzusehen, drang ein entsetzlicher, donnerähnlicher Knall zu meinen Ohren. Der Boden wankte unter meinen Füßen, die vom matten Schein der Lampe erhellten, glitzernden Wände des Senkwerkes bebten, und der ganze Berg schien den Einsturz zu drohen. Nichts lag näher zu glauben, als ein Erdbeben sei erfolgt. Zum Glück war's nicht so schlimm gemeint. Gleich nach dem betäubenden Schlage roch ich Pulver und ehe ich mich noch in Vermuthungen auslassen konnte, stand zu meinem Troste der Gnom wieder an meiner Seite, sagend zu mir, der ich noch an ganzem Leibe wie ein Espenlaub zitterte, er sei es gewesen, der den Donner losgelassen. Wär' ich Robinsons Freitag gewesen, so würde ich den verwegenen Bergmann unfehlbar für den Tuban gehalten haben. Er hatte nur eine gewöhnliche Pistole abfeuert und das hatte solch eine ungeheure Erschütterung verursacht.

Noch war's aber nicht genug. Mein Gnom hatte noch ein besonderes Vergnügen für mich in Bereitschaft. Er ließ auch nicht lang damit auf sich warten, und ich bin ihm noch dankbar dafür: Ich stand an dem Rande eines schauerlichen Abgrundes, dessen Tiefe in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Es war dieselbe Tiefe, aus welcher vorhin der Donner gekommen. Auf den Grund derselben führten zwei rundliche, parallellaufende, in einem Winkel von 45° liegende Balken. Auf diese Balken mußte ich mich setzen, mit der Linken das Licht haltend, mit der behandschuhten Rechten das Seil fassend, welches längs des einen Balkens hinablief. Halten's nur hübsch das Seil fest, sprach der Mann zu mir, und mit einem „Fahr wohl!" fuhr ich darauf, indem ich das Seil etwas locker hielt, mit Blitesschnelle wie auf den Fittigen des Steinadlers hinunter in die schwarze Tiefe, daß die Haare pfiffen. Das nennen sie die Rutschbahn, und ich mußte gestehen, daß sie meinen ganzen Beifall hatte.

Nach dem ich noch ein anderes Werk, überhaupt Alles von Wichtigkeit in Augenschein genommen, bereiteten wir uns zur Rückfahrt. Sie lief ebenso glücklich ab, als die Einfahrt. Wie ein kleines, funkelndes Sternlein aus blauer Himmelsferne winkte der Eingang des Stollens entgegen, so klein schien seine Oeffnung zu sein. Er wurde größer und größer, je mehr unserer Schritte wurden. Endlich war die kurze Täuschung vorbei, und ich stand wieder am Anfang und am Ende meiner kurzen, aber anziehenden unterirdischen Wanderung. Aus dem kühlen Gewölbe hinaustretend, begrüßte mich der erwärmende Strahl der Nachmittagssonne und goß neues Leben in meine Glieder.

Glückauf! rief der Bergmeister, als ich in seine Stube trat, meine Kleidung wechselnd. Glückauf! riefen meine Reisegefährten im Gasthaus zum Neuhaus, denen ich mich kurz zuvor angeschlossen, als sie mich wieder erblickten.

II. Der Besuch des Königssee's.

Bald darauf wandelte ich in Begleitung meiner neuen Bekanntschaft, dreien liebenswürdigen Norddeutschen, zu dem berühmten Königssee, wohin es von Berchtesgaden aus etwa zwei kleine Stunden sind. Der Weg dahin ist schattig und angenehm und führt an einsamen Mühlen und Kapellen vorüber. Dann und wann erblickt der Wanderer am Wege den Gedenkstein eines hier Verunglückten; allein das vergißt er bald wieder bei dem Anblick der herrlichen Naturscene, die sich ihm bald entwickelt. Die letzte Strecke des Weges geht durch ein Wäldchen, aus welchem tretend, man auf ein Mal an den Ufern des heerlichen See's steht,

Digitized by Google

der seinen stolzen Namen mit vollem Rechte trägt. Ein kleines Vorgebirg im Norden verdeckt jedoch einen Theil der Aussicht auf den See.

Dicht an den Ufern desselben liegt ein bescheidenes Gasthaus, welches im Sommer von Fremden aus nahen und fernen Gegenden wimmelt, und nicht weit davon, in einer kleinen Bucht von Fichtenhütten umgeben, befinden sich die niedlichen, mit grünen Tischen und gepolsterten Bänken versehenen Fahrzeuge, auf welchen man den See befährt.

Unwillkürlich und unwiderstehlich richtet sich der Blick dahin, und mit klopfendem Herzen harret man der Abfahrt. Da wird es allmälig lebendig auf dem zur Fahrt bestimmten Schifflein, denn die Zahl der Passagiere ist vollständig. Jetzt, jetzt ist der Augenblick gekommen; die Arme der mit Bändern geschmückten Ruderbuben regen sich, und von einem hellen Jauchzen begleitet stößt das Schifflein ab in die grüne Fluth.

Noch vor der Abfahrt erschienen Kinder von den nahen Bergen und boten den Fremden Sträußchen von Alpenveilchen, Alpenröschen und von dem seltenen Edelweiß, das unter'm Schnee blüht, zum Verkauf an. Man nahm das den frischen naturwüchsigen Kindern gern ab und schmückte sich damit zur fröhlichen Fahrt.

Wer beschreibt aber die Pracht des Königssee's und das hohe Vergnügen einer Fahrt auf demselben? Wie hoch erhaben, aber auch wie feierlich und ernst ist der Eindruck, den derselbe auf das Gemüth des für Naturschönheit glühenden Mannes macht! Jetzt erst war es möglich, den Wasserspiegel in seiner ganzen Länge, (etwa 3 Stunden) in seiner ganzen Schönheit zu überschauen. Wie ein ungeheurer Smaragd, ein köstlicher Edelstein in der Gebirgskrone des lieben Bayerlandes, liegt er ungetrübt vor den überraschten Augen des Beschauers. Den Rahmen dieses prächtigen Edelsteins bilden die himmelhohen, fast senkrechten Felswände der Stahlwand, des Fagsteins und des Watzmanns, dessen in ewigen Schnee gehüllter, mit einem Kreuz geschmückter Gipfel so ernst herunter schaut. Im Süden liegen die beschneiten Zacken des Steinernen-Meeres und im Osten winkt die gewaltige Masse des Hohen-Göll. In den niedern Regionen des Gebirgs wechseln auf's Lieblichste dunkele Tannenwälder mit fetten Alpenwiesen ab. Um sie herum weidendes Rindvieh und Ziegen; dazwischen dann noch Gemsen und gierig kreisende Raubvögel.

Rechts und links stürzen Waldbäche, zierliche Wasserfälle bildend, prasselnd herab von den hohen, glatten, marmornen Wänden, die tiefe Stille, die sonst auf dem See ruht, unterbrechend. Dann und wann wird noch das Ohr erschreckt durch den Sturz einer Lawine, die sich vom hohen Watzmann losreißt. Der glatte Wasserspiegel selbst, der über einem mehr als 900 Fuß tiefen Grund ruht, ist belebt von Fischerkähnen ohne Zahl, welche an den beiderseitigen Ufern gleich Nußschalen, mit liliputischen Figuren bemannt, vorübergleiten. Und das alles in dem Zauberlicht von oben, von kräftigen Schlagschatten durchschnitten. Von dieser Scenerie sind Augen und Ohren gleich beschäftigt.

Als das Schifflein auf der Höhe des Kesselfalls, einer kleinen, vom Kaufmann Wallner in Berchtesgaden am westlichen Ufer des See's errichteten lieblichen Anlage mit einem Wasserfall, etwa in der Mitte des See's war, überraschte uns wieder ein Donnerwetter ohne Regen. Wie in dem Bergwerk bei Berchtesgaden, so rührte auch dieses von dem Abbrennen einer Pistole her, die der Steuermann bei sich führte. Es war aber ein grausenerregender Schlag, dieser Knall in der engen Felsenspalte. Mächtig brüllte der Donner, sich von Wand zu Wand fortziehend, bis er sich endlich, immer schwächer und schwächer werdend, als ein leises Echo, was sich mehrmals wiederholte, hinten in den verborgensten Schluchten verlor.

Nun wurde unter Jodeln und Singen lustig auf das Kapuzinerschlößchen St. Bartholomä losgesteuert. Bald erschienen die blendend weißen Wände desselben mit blauen Schieferdächern, auf welchem die Mittagssonne glitzernd tanzte; doch erschien das Schlößchen immer noch nicht größer, als das Kartenhäuschen unserer backfischigen Knaben. Und als das Gebäude eine natürliche Größe erreicht, da standen wir just davor und die Lust hatte ein Ende.

Digitized by Google

An einem großen, runden Tische unter Eichen und Buchen ließen wir uns nieder und labten uns an einem herrlichen Gericht Fische aus dem See und an einem guten Schluck bayerischen Biers. Ob die Fische von den berühmten Schwarzreiterl (Salmo alpinus) waren, deren J. Weber beim Besuche dieses See's erwähnt, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur, daß sie uns köstlich mundeten. Nicht weit von uns, an einem andern Tische saßen die braunen Kutten von Kapuzinern mit ihren feisten Leibern und vollen runden, lachenden Gesichtern. Mit Wohlgefallen ruhten Aller Blicke auf diesen stattlichen Figuren, denen Fasten und Beten, wie es schien, nicht übel bekam.

Drüben aber, an den hohen Wänden der Berge sahen wir durch's Fernrohr Rudeln von Gemsen zwischen Eis und Schnee auf fettem Grase weiden. Man sagte mir, daß die Zahl dieser schönen Thiere von Jahr zu Jahr im Abnehmen begriffen sei, und das wegen der häufigen, hier angestellten großen Jagden. Um jedoch das gänzliche Aussterben dieser Thiere in der Gegend zu verhindern, deren Schmuck sie sind, bringe man Ziegen auf das Gebirg, wodurch dann eine jenen fast gleichkommende Bastardart entstünde. Ebenso ließ ich mir sagen, daß der Schnee auf diesen Bergen nur etwa alle 50 Jahr, und das in den heißesten Sommern schmelze. Jeder Jahrgang wäre durch einen von der Sonne gebildeten schwarzen Streifen von dem andern getrennt und so bezeichnet.

Von dem Kapuzinerschlößchen aus besehen die Fremden gewöhnlich noch die Eiskapelle, eine Gletschereiswölbung zwischen den zwei in ewigem Schnee starrenden Hörnern des Watzmanns, zu welcher man auf unbequemen Pfaden in ungefähr 1 Stunde gelangt. Selten aber versteigen sich die Reisenden bis zu dem hintern oder Obersee. Sehenswerth ist derselbe jedenfalls, wäre es auch nur wegen des Chaos der hier übereinanderliegenden Felsentrümmer, wie der Gletschermassen, aus welchen sich ein stattlicher Waldbach über eine rothe Marmorwand herabstürzt. Eine von einer Fischerfamilie bewohnte Hütte steht an dem See in dieser tiefen, robinsonischen Einsamkeit. Wir unsers Theils begnügten uns dieses Mal mit dem Königssee und fuhren auf demselben wieder zurück nach dem Gasthaus und von da nach Berchtesgaden. Denn Alles kann man doch nicht auf ein Mal haben, und bei zu vielen Genüssen verwischen sich leicht die Eindrücke. Die Pädagogen würden sagen Ueberreizung. Andere, mein' ich, sollten's auch verstehen.

Dies und Das.

Der Fischfang durch Vögel, die man abgerichtet hat, wird besonders in China betrieben. Der dort zur Fischjagd verwendete Vogel ist der sogenannte Seerabe. Dieselbe Art zu fischen ist indessen auch in Indien auf dem Flusse Brahmaputra gebräuchlich. Dort richtet man einen Wasservogel dazu ab (Phalaerocorax Sinensis), welcher an Größe und Dicke den Gänsen gleicht, am Halse und an der Brust weißes, auf den Flügeln und dem Rücken schwarzes Gefieder, einen langen, gekrümmten Nacken, großen gelben Schnabel und abgerundeten, breiten Schwanz hat und dabei ein pfeilschneller Schwimmer und köstlicher Taucher ist. Fährt der Fischer aus, so sitzen die Vögel ruhig im Boote, bis er ihnen das Zeichen gibt. Nun stürzen sie sich in die Fluth, tauchen unter und wenige Minuten später schwimmen sie eilig heran, bringen ihre Beute und eilen auf einen weiteren Fang aus. Nie wird ein alter abgerichteter Vogel einen Fisch verschlingen. Fängt aber Einer in der Tiefe einen Fisch, der zu groß ist, daß er ihn allein an oder in das Boot bringen könnte, so gibt er einen pfeifenden Ton von sich und sogleich eilen zwei, drei, vier der andern heran und helfen ihm die Beute in Sicherheit bringen. Jungen Vögeln, deren Dressur noch nicht vollendet ist, legt der Judier einen Ring von Messing um den Hals, den er mit einer Feder öffnen und schließen kann. Dieser Ring hindert sie, Fische zu verschlingen. In großer Schnelle ist das Boot gefüllt. Der Fischer pfeift, und die Vögel kommen gehorsam in's Boot, wo er den Jungen die Ringe abnimmt, Allen schmeichelt und sie nun von der Beute reichlich füttert.

Der Verbrauch der Austern ist, wenn wir nur Europa in's Auge fassen, ein ungeheurer und nur mit Millionen zu bezeichnender. Kein Wunder, daß man, da die Auster schon im dritten Jahre ihres Lebens zu verspeisen ist, und da wenige Thiere so viele Feinde haben, als sie, auf ihre Zucht an der englischen und französischen Küste, wie auch in den Austernparks in Ostende z. B., große Sorgfalt verwendet. In England mästet man sie mit Hafermehl, von

Digitized by Google

dem sie sehr fett, ohne darum besser von Geschmack zu werden. Die sogenannten Austernparks sind ungemein große Becken, die nach allen Seiten mit Backsteinen angemauert und so gelegen sind, daß jede Fluth frisches Seewasser ihnen zuführt. Der Boden ist, bis zu einer gewissen Tiefe, mit Ziegelsteinen in bald länglicher, bald viereckige Behälter ausgemauert, in denen die Austern ihr friedliches Dasein fristen und wachsen und durch gute Fütterung gemästet werden. In Ostende war früher nur ein Austernpark, während jetzt deren viele, größere und zweckmäßiger eingerichtete, erbaut worden sind und noch werden. Bedenkt man nur, was von hieraus ungeheure Mengen in die Belgischen Binnenstädte, und nach Aachen, Cöln und weiter versendet werden, so erstaunt man. Aber was verzehrt erst das, mit besonderem Appetite und vorzüglicher Verdauungskraft gesegnete England? Da hört Alles auf! Wie ungeheuer muß sich diese Molluske vermehren, um alle diese heroischen Esser zu befriedigen? Nun, sie helfen auch nach mit schweren Getränken, wenn etwa der Magen jene Bedenken gegen die Zumuthungen des Essens äußert!

Die Theurung der Lebensmittel ist die allgemeine Klage, die sich durch alle Länder Europa's hindurchzieht und eine für alle Stände der menschlichen Gesellschaft gleich beklagenswerthe Thatsache ist. Für manchen Leser dürfte es wichtig sein, die Bemerkung zu lesen, welche der Reisende Dr. L. Krapf, bei Gelegenheit einer Beschreibung der Insel Sansibar macht. Er sagt: „Auch in jenen Ländern kann man bemerken, daß die Lebensmittel immer theurer werden, im Verhältniß zu früheren Zeiten. Es ist, wie wenn eine Vertheurungsströmung über die ganze Erde hinzöge. In Abyssinien habe ich dieselbe Bemerkung machen können, als ich nach 10 Jahren wieder in die früher besuchten Gegenden kam." Und dort läßt Gottes Gnadenband mehr für des Menschen Nahrung wild wachsen, als wir hier zu Lande mit Mühe und Sorgfalt und im Schweiße unseres Angesichts pflanzen und erziehen! Wo liegt diese betrübende Erscheinung? Sind uns die Goldlager von Australien, Californien und unsere Lumpen, die im Papiergelde zu Werthe gekommen, eine solche Zuchtruthe geworden?

Indianische Vogelnester bilden bekanntlich in China und — merkwürdiger Weise selbst in England, das kostbarste aller Gerichte reicher Feinschmecker. Es sind die Nester einer kleinen, sehr schönen Schwalbenart (Hirundo esculenta) und ihr Aufsuchen und Erlangen ist zwar sehr lohnend, da ein Catty (etwa 1¼ Pfund englisches Gewicht) der besten Sorte vierzig Dollar's kostet, aber sehr gefährlich. Da der Vogel sehr klein ist, so sind es auch die Nester. Diese sind weiß, durchsichtig und gallertartig und scheinen, ihrem Baue nach, aus langen, ohne große Regelmäßigkeit übereinandergewickelten und durch querlaufende Reihen zusammengeklebter Suppen-Nudeln gemacht. Der Vogel befestigt sie in dunkle, feuchte Felsspalten oder Höhlen, wenn er sie findet, meist an solchen Küstenfelsen, die dem Meere senkrechte Wände zukehren. Dort sind die Nester nahe bei einander, oft aber nur mit Fackeln zu entdecken. Ihrer Gestalt nach ähneln sie einem der Länge nach gespaltenen Schaumlöffel. Die frischgebauten, in denen noch kein Brüten Statt gefunden, sind die kostbarsten, weil reinsten. Fast scheint es, als sei die kleine Schwalbe ein Nachtvogel, weil er am Abend noch — und am Morgen vor Sonnenaufgang, wie andere Schwalben, über das Meer streicht oder den Luftraum durchfliegt. In diesem Fluge soll er die kleinsten Insekten, und aus dem Meere die kleinsten, gallertartigen Mollusken haschen und daraus das Material des seltsamen Nestes bilden. An der zerklüfteten Küste von Malacca nistet der Vogel sehr häufig, und die Malaien machen aus dem Fange der Nester ein sehr einträgliches, aber auch sehr gefahrliches Geschäft. Der, welcher auf den Fang ausgeht, hat einen kleinen Sack vor der Brust befestigt, hält in der Hand einen Stock, an welchem ein eiserner Haken festgemacht ist und eine aus Harz, Baumfasern und dürrem Grase gemachte Fackel, um in die dunkeln, oft mit Gesträuch bewachsenen Felsspalten oder Höhlen zu leuchten, wo Nester zu vermuthen sind. Er wird nun an ein langes, ziemlich dünnes aber sehr starkes Seil befestigt und mit diesem über die Küstenfelsen hinabgelassen, wo er dann oft noch 50 — 100 Fuß über dem unten wild kochenden und brausenden Meere hängt, und, ist es windstille, seine Fackel entzündet und in die Felsspalten hinein leuchtet. Findet er Nester, so hackt er seinen Haken ein, zieht sich dadurch näher an den Felsen und holt die Nester, welche er in seinem Sacke birgt. Reißt das Seil, so ist er rettungslos verloren, auch wenn er der beste Schwimmer ist. Oft ist der Fang sehr einträglich, allein oft auch ohne ansehnlichen Erfolg. — Das Nest soll bei kostbarer Zubereitung — dennoch sehr geschmacklos sein und — es soll Ueberwindung kosten, es zum ersten Male zu verspeisen — indessen der Geschmack ist verschieden, und die chinesischen Gerichte, z. B. ein Beissen von Kellerasseln oder Tausendfüßlern hat für unser Einen auch nicht viel Anmuthiges! —

Ueppigkeiten gab's doch auch in alter Zeit und recht seltsame. So war es bei Kindtaufen, Hochzeiten und andern Festen zur Zeit des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg Sitte, durch viele und große Käse zu prunken, die übereinander gesetzt wurden, daß sich im vollen Sinne des Wortes die Tafeln bogen. Je vornehmer und reicher, desto mehr und größere Käse! Wenn es am Gelde fehlte, und man doch prunken wollte, miethete und lieh man sich Käse, die natürlich mehr zur Schau, als zum Verspeisen dienten. Das wurde dem Churfürsten denn doch zu bunt, und solchem unsinnigen Prunke, solcher widersinnigen Verschwendung, die eine Familie ruiniren konnte, zu steuern, erließ er eine Verordnung, nach der bei dem Adel nur zwei große Käse verschiedener Gattung aufgesetzt werden durften; bei dem reicheren Bürgerstande aber nur Einer. Wer dawider handelte, mußte Buße zahlen. Da mag doch die Käsepolizei Etwas zu thun gehabt haben, gehörig nachzusehen? — Jeder Käse mehr kostete einen Thaler.

Digitized by Google

Der Unkenteich.

Eine Dorfgeschichte aus den Zeiten der Freiheitskriege.

Von H. Schwerdt.

Es war im Herbst des Jahres 1813. Die matten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten auf den abgeernteten Feldern. Vom fernen Thurme tönte das Betglöckchen durch den stillen, friedlichen Abend. Die heimziehenden Bauern lüfteten mit einem leisen „Gott walt's“ ihr Käpplein und trieben die müden Thiere, mit denen sie den Acker zur neuen Saat bearbeitet hatten, zum rascheren Schritt, damit die erwartete Abendsuppe nicht kalt werde.

Nur auf einem Hügel, der zur Flur des Rittergutes Unkenrode gehörte, tummelte sich noch ein lautes Treiben. Der letzte Hafer wurde eingefahren, und die Knechte in ihren weitleuchtenden Hemdärmeln riefen vom hochgestapelten Fuder herab, ob der Erntekranz noch nicht fertig sei? Dabei stampften und wieherten die muthigen Pferde und die Schnitter legten Gabeln und Rechen auf die Schultern, um sich unter fröhlichem Geplauder zur Heimkehr zu rüsten.

Der Wagen aber, der die letzten Garben des Jahres heimfuhr, ward nach alter Sitte mit einem stattlichen Kranze geschmückt. Die Frauen hatten dazu ein neues Band gekauft, das in allen Farben spielte, und die Männer einen gewaltigen Reif geschnitzt, um den die schönsten Aehren zwischen Feld- und Wiesenblumen von den schäkernden Burschen und Mädchen gebunden wurden. Unter einem breitästigen Birnbaume sitzend, durch dessen falbe Blätter ein kühles Abendlüftchen rauschte, wollten sie eben die letzte Hand an ihre fröhliche Arbeit legen, da sprang Annlies, die als Erntemagd auf dem Gute beschäftigt war und von Zeit zu Zeit eine frische Blume gereicht hatte, mitten aus dem Kreise empor und rief lachend: „Wartet, ich weiß noch einen Strauß! den will ich holen, und ihr sollt wohl große Augen machen, wenn das rothe Band gar lustig zwischen meinen Blumen flattert.“

Damit hüpfte sie wie ein flüchtiges Reh den Hügel hinab, obgleich man ihr nachrief, daß sie bleiben solle, denn der Wagen schwankte schon dem letzten Erntehaufen zu.

Sie aber hörte nicht und rastete nicht. „Ein Blitzmädel!“ schalt Hanfried, ein kecker Bursche, der die Aehren zum Kranze geordnet hatte, und schaute ihr mit funkelnden Augen nach.

Aber plötzlich, von einem raschen Gedanken erfaßt, warf er die Aehren zu Boden, die er eben mit dem flatternden Band umschlingen wollte, und eilte wie im Flug dem Mädchen nach, das bereits im Thale verschwunden war.

Da saßen nun die Kranzbinder und wußten nicht, was sie sagen und beginnen sollten. Die Einen schimpften, die Andern lachten; die Burschen schüttelten bedenklich mit dem Kopf, die Mädchen kicherten und flüsterten geheimnißvoll.

Annlies aber stand bereits mit glühenden Wangen am Unkenteich und preßte ihre Hände auf die Brust, daß sie der fliegende Athem nicht zersprengen solle. Hier war sie am Morgen vorübergegangen und hatte gesehen, wie am Ufer des Erlenbachs, der aus dem Unkenteich floß, die schönsten Vergißmeinnicht blühten. Diese wollte sie jetzt pflücken. Aber das Ufer war abschüssig und sie konnte die Blümlein, wie lockend sie auch winkten, nicht mit den Händen greifen.

Da schöpfte sie noch einmal frischen Athem und kniete in's Gras. Mit der einen Hand faßte sie einen Erlenbusch, der sie schützen und halten sollte; mit der andern griff sie, tief gebückt, hinab und hatte bereits die frischen Stengel gekuickt, — als ein lauter Schrei ihren Lippen entfuhr. Und eh' sie noch wußte, wie ihr geschah, war dem zitternden Mädchen der Strauß entwunden und Hanfried hielt es lachend in den Armen.

Annlies suchte zu entschlüpfen und that gewaltig böse. Hätte Hanfried die Ehrentitel, womit sie ihm zürnte, aus einem andern Munde gehört, er hätte sie

Digitized by Google

wahrhaftig nicht geduldig hingenommen. Je heftiger aber Annlies schalt, um so zärtlicher gab Hanfried gute Worte; je eifriger sie mit ihm rang, um so fester drückte er sie an seine Brust.

Da sanken ihr die Arme nieder, sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und weinte.

„Was soll das?“ — tröstete Hanfried. — „Hab' dir's freilich nimmer gesagt, aber wenn du nicht blind gewesen bist, so hast du's doch schon lange gemerkt, daß ich dich lieb habe, — lieber, als mein Leben!“ fügte er leidenschaftlich hinzu und drückte einen raschen Kuß auf ihren Mund.

Und Annlies schlang die Arme um seinen Hals und weinte noch heftiger. Es war ihr so wohl und so weh, sie wußte es nicht zu sagen. Am liebsten wäre sie jetzt gleich gestorben.

Hanfried aber streichelte ihr glühendes Gesicht und sagte mit weicher Stimme: „Laß gut sein. Wir wissen jetzt woran wir sind. Oben warten sie auf uns. Wir wollen gehen.“

Damit ließ er das Mädchen und raufte hurtig noch eine Handvoll blühender Vergißmeinnicht, die ihm mit ihren blauen Sternen bedeutsam zunickten, während Annlies bedächtig ihre verweinten Augen im frischen Bache wusch.

Während deß hatten die Knechte zu wiederholten Malen gerufen: „Ist denn der Kranz noch nicht fertig?“ und die ungeduldigen Schnitter wären unbedenklich heimgezogen, wenn Hanfried das Band nicht mitgenommen, das den Erntekranz schmücken sollte. Aber zu diesem Bande hatten sie ihre kleinen Ersparnisse zusammengelegt; und was würde der Gutsherr sagen, wenn sie ohne diesen Schmuck den Kranz ihm brächten? —

Endlich nahten die Vermißten, als die Sonne schon hinter den Bergen versank, — Annlies mit niedergeschlagenen Augen, Hanfried, der sie wie eine arme Sünderin nach sich zog, mit tausend Scherzen, daß die zürnenden Gefährten kaum zum Worte kamen. Dabei ergriff er den Kranz, schloß ihn mit dem Vergißmeinnichtstrauß und schlang das Band darum. Nun hob er ihn hoch empor; und als das gelungene Werk, vom letzten Strahl der scheidenden Sonne vergoldet, an den Garben des Erntewagens haftete, war aller Groll vergessen und im fröhlichen Jubel zog die kleine Schaar dem langsam dahin schwankenden Fuder nach.

Herr von Unkenrode war ein leutseliger, oder wie man zu sagen pflegte, „ein gemeiner Mann.“ Er schämte sich nicht, auch mit seinen geringsten Arbeitern freundlich zu verkehren. Da er sein Stammgütchen selbst bewirthschaftete, so trug ihm diese Leutseligkeit reichliche Zinsen. Die fleißigsten und redlichsten Arbeiter der umliegenden Dörfer suchten und fanden in Unkenrode ihr tägliches Brod. Wer da nicht aushielt, der brauchte sein Leumundszeugniß nicht an den Hut zu stecken; man wußte schon, was an ihm war. Hanfried's Vater hatte in früheren Jahren als Knecht auf dem einsam gelegenen Gute gedient. Später verheirathete er sich in ein benachbartes Dorf, Namens Kirchhausen, war jedoch mit seiner zahlreich heranwachsenden Familie fort und fort in Unkenrode beschäftigt.

Als jetzt der Wagen zum Hofthore einfuhr, stand der Gutsherr vor der Scheuer und nahm mit dankbarem Gruß den stattlichen Kranz, den ihm Hanfried und Annlies mit einem auswendig gelernten Sprüchlein darreichten. Dieß Sprüchlein ging seit langen Jahren von Mund zu Mund; dennoch klopfte den jungen Arbeitern das Herz, die dazu erkoren wurden, Wort und Kranz an den Mann zu bringen.

Nachdem das reiche Fuder abgeladen, stellte sich „der gnädige Herr“ auf seinen Hof, und alle seine Dienstleute schaarten sich entblößten Hauptes um ihn her. Ein feierliches Schweigen lagerte auf dem stillen Kreis, den die einbrechende Nacht mit ihrem Zwielicht verklärte. Da hob Hanfried's Vater die Hand empor, und nicht bloß von den Lippen, auch aus den Herzen ertönte das fromme Lied: „Nun danket Alle Gott!“

So ward's in jedem Jahr gehalten, nachdem der letzte Erntesegen eingeheimst war.

Digitized by Google

Dann lud Herr von Unkenrode seine Arbeiter zum fröhlichen Abendschmause ein. Die Sonntagskleider waren schon des Morgens beigetragen worden. Nachdem Gesicht und Hände mit dem Wasser des Brunnentroges erfrischt und gesäubert, schmückten sich die fröhlichen Gäste zum fröhlichen Feste, und nach wenigen Minuten saßen alle an der langen Tafel, die in der Flur des Herrenhauses gedeckt war.

Wie Jeder auf dem Felde redlich das Seine gethan, so that er's auch am wohlbesetzten Tische. Dabei gingen volle Gläser und lustige Gespräche von Mund zu Mund. Hanfried und Annlies, die in stiller Seligkeit gegenüber saßen, mußten viele Stichelreden hören, und insbesondere die jungen Leute mochten gar nicht müde werden, bald vom Unkenteich, bald vom Vergißmeinnichtstrauß zu plaudern, der über ihren Häuptern an der Decke hing.

Als die Schüsseln geleert waren, setzte sich auch Herr von Unkenrode mitten unter seine Gäste und dankte ihnen für den Fleiß und für die Treue, womit sie auch in diesem Jahre ihm gedient. Das that den armen Leuten gar wohl, und Hanfried's Vater erwiederte: sie freuten sich, wenn der gnädige Herr mit ihnen zufrieden sei, und wenn er meine, wie sie es meinten, so bleibe es auch im nächsten Jahre beim Alten.

Herr von Unkenrode gab dem ehrlichen Greise die Hand und sagte gerührt: „So Gott will!"

Bald aber fügte er bedenklich hinzu: „Wer weiß, was uns die nächste Zukunft bringt; wer weiß, ob wir den Segen der Ernte in Friede und Ruhe verzehren dürfen.

Die Arbeiter rückten näher an ihn heran und horchten hoch auf.

„Ja, ja!", fuhr der Gutsherr fort. „Es sind schwere Zeiten, darin wir leben. Von Neuem ist der Krieg in unserm armen Vaterlande entbrannt. Kaiser Napoleon ist von dem entsetzlichen Unglück, das der rächende Arm des Himmels in Rußland's Eisgefilden über ihn verhängte, nicht gedemüthigt worden. Von den viermalhunderttausend auserlesenen Kriegern zu Fuß und sechzigtausend zu Roß, die er nach Moskau geführt, sind nur dreißigtausend waffenfähige Männer dem Schwerte, dem Froste, dem Hungertode entronnen. Aber mit dem eisernen Willen, womit er das französische Volk beherrscht, hat er den schweren Verlust schon wieder ersetzt und ist in seiner unersättlichen Eroberungssucht mit einem neuen gewaltigen Heer in Deutschland eingefallen. Freilich hat er auch unser Volk nicht ungerüstet gefunden. Der heldenmüthige Aufruf des Königs von Preußen hat alle Herzen entflammt, alle Hände bewaffnet, um den Verheerungszügen des übermüthigen Herrschers ein Ziel zu setzen. Und wenn mein Haupt nicht ergraut wäre und meine Kniee nicht wankten, oder wenn ich einen Sohn hätte, der das Schwert führen könnte, wahrhaftig, wir hätten uns auch in die Reihen der Helden gestellt, die in todesmuthiger Begeisterung Gut und Blut für Vaterland und Freiheit einsetzen!"

Dabei erhob der alte Herr seinen Krückenstock und stampfte ihn so heftig auf die Steinplatten der Hausflur, als ob er den Kaiser Napoleon mit seiner ganzen Armee zu Boden schlagen wolle.

Die Weiber schracken empor und flüsterten sich ihre Angst und ihre Klagen zu; die Männer aber fragten: wie denn nun der Krieg sich gewendet habe? Sie hätten zwar in ihrer Abgeschiedenheit dies und jenes gehört; da sie aber keine Zeit hätten, die Zeitungsblätter zu lesen, so möge doch der gnädige Herr erzählen, was er davon wisse. Zugleich wies der alte Konrad wohlgefällig auf seinen Hanfried und freute sich, daß er doch wohl diesen seinen Aeltesten in den schweren Kriegsläuften behalten dürfe; denn er habe ehedem ein Freiloos gezogen und sei nun über die ersten Militärjahre hinaus. Einer seiner Kameraden aber meinte, man wisse immer noch nicht, wie der Böse sein Spiel treibe, denn wenn einmal Alles drunter und drüber gehe, so sei Niemand sicher. Andere fragten fast geängstigt: ob es denn wirklich so schlimm sei.

„Wohl ist es schlimm genug, liebe Leute, und Gott allein mag wissen, wie

Digitized by Google

es endet und wendet. Freilich haben die verbündeten Heere der Preußen und Russen schon manchen harten Strauß siegreich bestanden. Am zweiten Mai dieses Jahres kämpften sie bei Lützen und Groß-Görschen gegen die feindliche Uebermacht mit einer so ungestümen Tapferkeit, daß Napoleon mit all' seiner Kunst und mit all' seinem Trotz gegen diese heldenmüthige Begeisterung nichts ausrichten konnte. Und auch in der blutigen Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai dieses Jahres, durfte sich Napoleon, trotz seiner überlegenen Streitkräfte, des Sieges nicht rühmen. Sie haben darauf einen sechswöchentlichen Waffenstillstand geschlossen, und die Preußen haben, wie ich hörte diese Zeit gar wohl benutzt, sich für den neuen Kampf wacker zu rüsten. Auch der Kaiser von Oesterreich hat sich mit wahrhaft deutscher Gesinnung den verbündeten Herrschern angeschlossen und hat ihnen eine wohlgeordnete Armee von mehr als zweimalhunderttausend Streitern zugeführt. Nun ist der Krieg wieder ausgebrochen: aber, Gott sei gelobt! — und hierbei leuchteten die Augen des alten Herrn in freudiger Begeisterung — die deutschen Waffen haben ihren alten Ruhm bewährt. Schon stand Napoleon vor Berlin, der preußischen Königsstadt; aber der tapfere General Bülow hat bei Groß-Beeren am dreiundzwanzigsten August die Franzosen auf's Haupt geschlagen, daß sie ihm sechsundzwanzig Kanonen und mehrere tausend Gefangene zurücklassen mußten und das befreite Berlin von einem unermeßlichen Jubel ertönte. Und drei Tage später hat der wackere Blücher an einem schlesischen Flüßchen, welches die Katzbach heißt, noch einen glänzenderen Sieg erfochten. Es war ein furchtbares Regenwetter, der Erdboden mit Schlamm bedeckt oder von den Fluthen überschwemmt. Die Flüsse und Bäche brauf'ten schäumend von den Bergen herab und die ganze Gegend war mit einem düstern Schleier überzogen. Der alte Blücher aber, von Jünglingsfeuer durchglüht, stellte sich an die Spitze seiner kampfesmuthigen Schaaren und rief mit Löwenstimme: Vorwärts, Kinder! Und sie drangen vorwärts, unaufhaltsam, daß der Feind nicht widerstehen konnte und in unsäglicher Verwirrung nach allen Seiten hin floh. Nun ist mit Gottes Hilfe das schlesische Land befreit, und der Sieger von Wahlstadt — so heißt eine Probstei, die auf dem Schlachtfelde liegt — wird seit jenem glorreichen Tage von seinem treuergebenen Heer als „Marschall Vorwärts" begrüßt. Aber das Kriegsglück ist wetterwendisch. An demselben Tage, wo an der Katzbach so hartnäckig gefochten wurde, geriethen auch die beiden Heere, die sich bei Dresden gegenüber standen, mit einander in blutigen Streit. Napoleon selbst und die verbündeten Herrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen leiteten die mörderische Schlacht. Das Bundesheer ward nach Böhmen zurückgeworfen, nachdem die Franzosen zwölftausend Oesterreicher zu Gefangenen gemacht hatten, die seit mehreren Tagen keinen Bissen genossen und in ihren zerfetzten Kleidern vom unaufhörlichen Regen bis auf die Haut durchnäßt waren. Diese Scharte ist jedoch am 29. und 30. August auf den Höhen von Kulm (in Böhmen) wieder ausgewetzt worden. Da fiel eine preußische Heldenschaar, vom tapfern Kleist geführt, dem feindlichen Heer in den Rücken. Von der andern Seite drängten die Oesterreicher, von der dritten die Russen, allesammt in heldenmüthiger Kampfbegierde mit einander wetteifernd. Da konnte Vandamme mit seinen Schaaren nicht widerstehen; er fiel mit acht bis zehntausend Mann seiner ausgesuchten Armee und mit allem Heergeräth den Siegern in die Hände, und fast eben so viele Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die verbündeten Herrscher aber ordneten ein feierliches Dankfest an und priesen den Lenker der Schlachten für seine große Hilfe in der Zeit der Noth. Damit ist freilich die Gefahr noch immer nicht beseitigt, obgleich die Preußen auch am 6. September bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk, wie Löwen fochten und den kühnsten Feldherrn des französischen Heeres, den Marschall Ney, so in die Enge trieben, daß ganze Schaaren die Waffen von sich warfen und auf dem kürzesten Wege nach Frankreich entflohen. Nun zieht Napoleon hin und her, von den kühnen Neckereien der verbündeten Heere, die fast alle Wege abgeschnitten haben, überall bedrängt. Er wird sich nicht lange

Digitized by Google

mehr in Dresden halten können, obgleich er immer noch in unbegreiflicher Verblendung auf sein altes Kriegsglück trotzt."

So weit hatte Herr von Unkenrode mit lebhaftem Eifer erzählt, von den Ausrufungen und Fragen seiner staunenden Zuhörer vielfach unterbrochen. Jetzt zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche und theilte ihnen die jüngste Nachricht mit, die vom Kriegsschauplatz eingegangen war. Sie betraf das Treffen bei Wartenburg am dritten October. Blücher war durch eine schnelle, kühne Wendung in dunkler Nacht bei Jessen über die Elbe gerückt. Dort hatte der französische General Bertrand mit zwanzigtausend Mann eine sehr feste Stellung genommen. Der General York, der die Vorhut führte, griff die feindlichen Verschanzungen an, obgleich seine Krieger fast bei jedem Schritte in den sumpfigen Boden sanken. Das kühne Wagstück gelang. Der Feind mußte sich mit schwerem Verluste zurückziehen. Es war ein Ehrentag für die preußische Landwehr, die im heftigsten Kartätschenfeuer gleich den besten Grenadieren focht. Als nach errungenem Sieg das Leibregiment, das im dichtesten Kugelregen den Morast durchwatet und die feindlichen Verschanzungen erstürmt hatte, vor dem General vorbei in's Lager rückte, nahm er mit seinem Gefolge den Hut ab und blieb unbedeckten Hauptes, bis der letzte Mann der tapfern Schaar vorüber war.

„Wahrlich, sagte Konrad, hätt' vor so respectabelen Burschen auch den Hut abgenommen; 's wird einem ganz warm um's Herz, wenn man alle diese Geschichten hört."

„Und ich möchte mich fast ärgern, — fuhr Hanfried heraus, indem er leicht auf den Tisch schlug, — daß ich ein Freiloos gezogen."

„Bist ein Narr!" sagte Annlies, indem sie über und über roth wurde, während die umsitzenden Frauen ihr ganz recht gaben. Man müsse Gott danken, meinten sie, wenn man daheim bleiben dürfe, und solle den Teufel nicht an die Wand malen.

Darüber waren jedoch Alle einverstanden, daß das deutsche Schwert nicht wieder in die Scheide dürfe, bis das Vaterland von dem Joche des Eroberers befreit sei.

„Das gebe der Himmel!" stimmte Herr von Unkenrode bei. — „Sonst ist's um unsere deutsche Freiheit geschehen. Freilich wird es bis dahin noch viel Blut kosten, denn Napoleon ist ein gewaltiger Kriegsheld, das müssen ihm auch seine Feinde lassen. Wenn nur der liebe Gott verhütet, daß sich das schwere Wetter auch noch über uns entladet! Darum sagte ich, man wisse nicht, ob wir den Erntesegen dieses Jahres in Friede und Ruhe verzehren würden. Bis hierher hat der Herr geholfen. Vertrauen wir, daß er auch ferner gnädig über uns walte."

Damit wünschte er seinen Gästen gute Nacht. Diese aber saßen noch lange im traulichen Gespräch, indem die Gläser von Mund zu Munde gingen. Erst als die Mitternachtsstunde schlug und der letzte Imbiß genommen war, schickten sie sich zur Heimkehr an.

Die Einen wanderten nach Grundau, die Andern nach Kirchhausen zu. Beide Dörfer waren nur ein Viertelstündchen vom Unkenroder Hofe abgelegen, aber die Wege liefen nach verschiedenen Richtungen hin. Hanfried's Eltern wohnten in Kirchhausen, einem stattlichen Dorfe, das an der Heerstraße liegt. Grundau zählte nur zwanzig Häuser und war nach Kirchhausen eingepfarrt. Am äußersten Ende des Dörfchens stand eine kleine, halbverfallene Hütte. Darin wohnte eine arme, taube Wittwe mit ihrem frischen Töchterlein. Und dieses Töchterlein war Annlies. Im weiten Umkreis war kein so schmuckes Mädchen, wie sie. Auch nicht der geringste Makel haftete an ihrem ehrlichen Namen; denn sie war nach dem Grundsatz erzogen, den ihre fromme Mutter stets im Munde führte: Wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott fürchten und recht thun. Und das Sprüchlein hatte sich an ihnen bewährt. Der liebe Gott half von einem Tage zum andern. Die alte Lore spann und nährte die Ziege, die sie in einem kleinen Ställchen hatte, das der Hausflur

Digitized by Google

angebaut war. Annlies aber fand in Unkenrode Arbeit und Verdienst, so daß sie nie vergebens um das tägliche Brod gebetet hatten. Ja, wenn man das schmucke Mädchen sah mit ihren vollen rothen Backen, mit ihrem lächelnden Munde, mit ihrem straffen Gange, man hätte meinen sollen, daß des Lebens Sorgen niemals über die Schwellen ihres Hauses und ihres Herzens geschritten seien. Und wenn sie Sonntags in ihrem saubern Beidermannsröckchen und in ihrer blauen, enganschließenden Tuchjacke zur Kirche ging, oder wenn sie in ihrem blendenden Leinwandmieder und dem rothen Kopftuch zur Arbeit kam, so konnte man sie wohl für eine der angesehensten Dirnen des Dorfes halten, und die reichen Mädchen, die den Schmutz der ganzen Woche mit sich trugen, rümpften oft die Nase ob der Hoffarth, die in Lore's Annlies stecke. Ein Freier hatte jedoch bis jetzt noch nicht an ihre Thüre geklopft. Lieber Gott! Annlies war arm, grundarm. Die Dorfbursche aber sehen mehr auf das, was die Mädel haben, als auf das, was sie sind. Ein guter Acker ist ihnen lieber, als ein schönes Gesicht, von dem man nicht satt werden kann; eine hübsche Hofraithe angenehmer, als das beste Lob, das ein armes Mädchen zur Aussteuer mit sich bringt. Mit einander tändeln, das mögen sie schon; Annlies aber ließ nicht mit sich tändeln, und wenn Einer ihrer Ehrbarkeit zu nahe trat, so wußte sie ihn so ernst von hinnen zu weisen, daß er nicht an's Wiederkommen dachte.

Als die Gesellschaft aus Unkenrode aufgebrochen war, hatte sich Hanfried unvermerkt zu Annlies gefunden, um sie nach Haus zu begleiten. Sein Weg führte ihn zwar einer andern Richtung zu, aber sein Herz, — das zog ihn gen Grundau, und — er folgte seinem Herzen. Die Weggenossen vermißten in ihrem fröhlichen Geplauder die Beiden nicht, die immer weiter zurückblieben. Freilich trieb Annlies zur Eile und bat recht dringend, daß Hanfried zurückkehre, denn sie möge ihre Mutter nicht länger warten lassen und noch viel weniger in ein böses Gerede kommen. Dieser aber wußte sie mit süßen Worten immer wieder zu beruhigen, und ob sie auch schon dreimal Abschied genommen, — „nur noch bis zum alten Weidenbaum, — nur noch bis zur Flachsröste, — und endlich nur noch bis zum Unkenteich!" — so schmeichelte Hanfried, und das Mädchen konnte ihn und mochte ihn nicht von sich weisen.

Nun standen sie wahrhaftig am Unkenteich, unfern des Dorfes. Es war ein schauerliches Plätzchen, rings von düstern Linden umschattet. Die Sage ging, daß vor undenklichen Zeiten allda ein Kloster gestanden. Dieß sei mit Mann und Maus versunken, weil der Himmel das sündige Leben der Mönche nicht länger habe dulden mögen. An der Stelle aber, wo der Hochaltar mit dem Christusbilde gestanden, sei eine Quelle entsprungen; die habe gerauscht und gerauscht, bis sie zu einem Teiche angeschwollen sei. Der Teich habe nur durch die Beschwörung der Priester gedämmt werden können, und in der Mitte, wo die Quelle einst gesprudelt, sei er unergründlich. Und daß es rings nicht geheuer sei, weil die sündhaften Mönche in dem Fluthengrabe keine Ruhe fänden, wer hätte es dem Volke ausreden mögen? Darum war auch der stille Weiher mit seinem dunkelgrünen Gewässer von hohem Schilf durchwuchert, und verwildertes Dornen- und Weidengesträpp umsäumte die bald schroffen, bald flachen Ufer. Nur an der Stelle, wo der Erlenbach dem Teiche entfloß, hatte Herr von Unkenrode sich ein stilles Plätzchen ausersehen, wo er auf seinen Spaziergängen zu rasten pflegte. Der steile Uferrand war vom Gesträuch gesäubert und der felsige Boden geebnet worden. Und wenn man auf der schlichten Holzbank saß, die sich im Wasser spiegelte, gewahrte man durch den Rahmen des dunkeln Erlengebüsches Kirchhausen's weißglänzenden Thurm.

Auf dieser Bank saßen jetzt Hanfried und Annlies. Das Mädchen hatte sich zwar gesträubt, dem unheimlichen Ufer des verrufenen Teiches nah zu treten; es hatte sich gesträubt, noch länger hinter den Gefährten zurückzubleiben, die nun das Dorf schon erreicht haben mochten. Aber Hanfried wußte sie zu bereden; Annlies konnte nicht widerstehen. War er doch auch so ehrsam und bescheiden, daß sie ein wunderbares Zutrauen zu ihm faßte und an seiner Hand auch die

Digitized by Google

gespenstigen Mönche nicht scheute; hatte er ihr doch zugeschworen, daß er nimmer von ihr lassen und, wenn sie Ja sagen wolle, noch vor Jahresschluß das Aufgebot bestellen werde.

„Lieber Gott, wir sind aber Beide so arm! — seufzte Annlies. — Und wenn mich auch deine Eltern nicht zurückweisen, was soll's aus meiner alten, gebrechlichen Mutter werden? Die verlaß' ich nimmer!"

„Um so lieber bist du mir!" erwiederte Hanfried hocherfreut und drückte ihr stürmisch die Hand. — „Hab' ich doch seit Jahren keine Mutter mehr; sie soll mir die entschlafene ersetzen. Der Vater will mir sein Häuschen abtreten, das hat er schon lange gesagt, wenn ich eine brave Schwiegertochter ihm zuführe; und ich weiß, er hält große Stücke auf dich. Erst heute, als du bei der schweren Arbeit unverdrossen zugriffst und dabei immer so fröhlich warst, und als du das größte Stück des schönen Kuchens zurücklegtest, den uns der Herr zum Imbiß schickte, damit du es deiner Mutter heimbrächtest, da hat er dem Nachbar Velten in's Ohr geraunt: Wahrhaftig, wer das Mädel mal kriegt, der hat einen Schatz gefunden!"

Annlies hielt dem lieben Schwätzer den Mund zu. Er aber schloß sie fest in seine Arme und sprach: „Den Schatz will ich heben. So lange wir beten und arbeiten, — und das wollen wir recht fleißig Eines mit dem Andern, Eines für das Andere! — wird der liebe Gott uns nicht verlassen."

Horch! da schnarrte eine Eule in dem nahen Busch und fern herüber dröhnte das Horn des Nachtwächters. Annlies schrack zusammen und sprang rasch empor. Hanfried geleitete sie durch die stille Nacht, bis sie ihr Hüttchen sah. Dann reichte er ihr zum Abschied die Hand und sprach: „Es bleibt dabei!" Annlies schlug ein und eilte von dannen. —

In Leipzig's Ebene zogen sich die gewaltigen Kriegsheere näher und näher zusammen. Die Dörfer waren in wenigen Nächten wüsten Stätten gleich, die Häuser erbrochen, Schränke und Kasten geplündert, Thüren und Hausgeräth in's Feuer geworfen. Die Viehherden, welche die französischen Schaaren den Landleuten geraubt, trieben sie auf die Kohlfelder und warfen ihnen die unausgedroschenen Garben aus den Scheunen vor. Die unglücklichen Bewohner flüchteten in die bedrängte Stadt oder in die schützenden Wälder; nur wenige blieben zurück, die leeren Häuser zu bewachen.

Der Entscheidungskampf nahte. Fürst Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, begeisterte seine Schaaren mit dem Zuruf: „Der wichtigste Augenblick des heiligen Krieges ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eures Namens. Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!"

In der Nacht des sechzehnten Octobers stiegen drei glänzende Raketen zischend empor. Und dieselben Zeichen antworteten in weiter Ferne, daß man gerüstet sei, zu siegen — oder zu sterben.

Düstere Nebelschleier lagen auf dem anbrechenden Morgen. Als aber der Donner des Geschützes brüllte, daß die Erde dröhnte und das Feuer gen Himmel blitzte, sieh'! da theilten sich die Wolken und vom heitern Himmel schien die Sonne auf das blutige Schlachtfeld. Herüber und hinüber schwankte Kampf und Sieg. Napoleon, der Gewaltige, hatte die Schwedenschanze erobert, welche weit umher die Gegend beherrscht. Da ließ er in Leipzig die Siegesglocken läuten, aber — zu früh! Die verbündeten Heere drangen mit unerschütterlichem Muthe stets von Neuem in die französischen Reihen, und als nach zehnstündiger Blutarbeit die Nacht hereinbrach, standen die Heere fast wie bei Anbruch des Tages.

Digitized by Google

Jetzt ruhten die Donner der Schlacht und die furchtbaren Feuerschlünde kühlten sich schweigend ab. Statt ihrer loderten menschliche Wohnstätten in prasselnden Flammen auf und viele Tausende schliefen rings den festen Todesschlaf oder ächzten im Schmerz ihrer Wunden.

Der nächste Tag verging in fruchtlosen Unterhandlungen. Nur der rastlose Blücher hielt ein kurzes Waffenrennen.

Um so furchtbarer entbrannte die Schlacht am achtzehnten October, „dem Tag aller Deutschen.“ Ganz Europa stand zum Kampf gerüstet auf dem kleinen Raume, wo dem unersättlichen Eroberer der blutige Siegeskranz vom Haupt gerissen werden sollte. Er selbst, Napoleon, hielt mit seinem Gefolge auf einem Hügel, wo eine halbzerstörte Windmühle stand, „das treue Abbild seines nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes.“ Um das Dorf Probstheyda wogte der härteste Kampf, fast jedes Haus war zu einer Festung gemacht. Zuletzt konnten die Kämpfenden nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegschreiten. Aber auch bei Schönfeld hielt Blücher eine blutige Ernte. Napoleon's Stern neigte sich dem Untergange zu. Ueberall siegten die deutschen Fahnen. Inmitten des Schlachtfeldes standen die drei verbündeten Herrscher auf einem Hügel und empfingen mit unaussprechlicher Freude die von allen Seiten herbeieilenden Siegesboten. Da sanken sie, im überwältigenden Gefühle des frommen Gedankens: Mit unserer Macht ist nichts gethan! auf ihre Kniee und brachten dem Herrn der Heerschaaren im brünstigen Gebete ihres Dankes Opfer. Die Heerhaufen aber, die den blutigen Strauß überlebt hatten, stimmten ein frommes Danklied an, das weithin über die Ebene schallte, wo der „heilige“ Krieg zum heiligen Sieg geworden. Freilich war dieser Sieg theuer erkauft. Ueber 50,000 wackere Kämpfer hatten die verbündeten Heere zum Opfer gebracht. Aber die alte Schmach war doch gesühnt, das fremde Joch war gebrochen und dem deutschen Volke war der rechte Zorn und der gute Glaube an seine eigene Kraft zurückgegeben.

Als die Nacht das große Blutfeld bedeckte, saß Napoleon noch auf dem Windmühlenberge, auf seinem Schemel zusammengesunken, die Augen geschlossen, die Hände schlaff im Schooße ruhend. Die lodernden Wachtfeuer warfen unheimliche Streiflichter auf den stillen Kreis, der ihn schweigend umstand. Als aber gegen Mitternacht der Mond aufging, zog das französische Heer im wilden Getümmel durch Leipzig, um den Rückzug in die ferne Heimath anzutreten. Die Riesenmacht des Gewaltigen, den Gott mit blindem Uebermuth geschlagen, lag vor dem Triumph begeisterter Vaterlandsliebe in Trümmern. Neben fünfzehntausend Todten und eben so vielen Verwundeten hatte er fünfzehntausend Gefangene verloren und dreiundzwanzigtausend in den Lazarethen zurückgelassen. Dreihundert Geschütze und neunhundert Wagen blieben in den Händen der Sieger. Dagegen ragten auf dem Leichenfelde die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern, deren Bewohner hilflos und hungernd Obdach suchten. Die Kranken, selbst der siegreichen Heere, lagen in dumpfen Spelunken oder in scheibenleeren Kirchen, geschichtet wie die Häringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der Schlacht getragen worden. Von zwanzigtausend Verwundeten hatte keiner ein Hemd, ein Bettuch, eine Decke oder einen Strohsack. Viele wurden gar nicht verbunden; oder die zerbrochenen Glieder wurden mit rohen Dachschindeln geschient und mit groben Salzsäcken umwickelt, welche die Haut zerfraßen. Hier und da lagen die nackten Leichen zu Haufen geschichtet und wurden von Hunden und Raben angefressen.

Es thut noth, daran zu erinnern, um welchen Preis die Freiheit des deutschen Bodens erkauft worden ist! —

Die Nachricht von der großen Völkerschlacht bei Leipzig war in dunkeln Gerüchten auch nach Kirchhausen gedrungen. Ja, es waren einzelne Karossen mit französischen Offizieren auf der Heerstraße flüchtig vorübergeeilt.

Digitized by Google

Da saß der reiche Strammer, wohlbestallter Schultheiß von Kirchhausen, im dasigen Gasthof, um zu hören und zu sehen, was sich Neues begebe. Obgleich es nicht die gewöhnliche Stunde war, wo die Kirchhäuser ihr Schöppchen zu trinken pflegten, so hatten sich doch noch einige Männer im Kruge versammelt und fragten bei dem Wirthe hin und her, wie die Franzosen ausgesehen, die diesen Morgen bei ihm angehalten, und was er von ihnen vernommen.

„Wie Menschenfresser sahen die Teufelskerle aus!“ polterte der Wirth mit schlauem Gesichte. „Der Eine hatte einen Schnurrbart, — nun ich will nicht lügen! — aber daß er nach jeder Seite eine Elle maß, kann mein Hausknecht beschwören. Und was sie Alles gekauderwelscht haben, ja Potz Velten! wer das wüßte! Die Mäuler klapperten wie Pfeffermühlen, und doch hab' ich kein Sterbenswörtchen verstanden. Aber Hunger hatten die Bursche, wie Wölfe, und Geld hatten sie, Potz Velten!“ — Dabei schlug der Wirth ein Schnippchen und holte aus seiner Tasche zwei blinkende Goldstücke, die er den erstaunten Gästen zeigte.

Strammer hatte nur ein Auge. Wie er um das andere gekommen, darüber gingen mancherlei Gerüchte. Er selber sprach nicht gern davon. Aber das eine Auge haftete gierig an den Goldstücken, als ob er sie verschlingen wollte.

„Wahrlich, kein schlechtes Geschäft!“ murmelte er aus seinem zahnlosen Munde. — „Wenn die Franzmänner solche Füchse mitbringen, mögen sie immerhin kommen; wollen schon mit ihnen fertig werden.“ Grinsend verzog er die schmalen Lippen, als ob er lächeln wolle.

„Mögen uns doch lieber vom Halse bleiben!“ sagte der Untermüller, indem er den letzten Rest aus seinem Glase schlürfte. „Bin wahrhaftig froh, daß sie meinen Jungen nicht zum Todtschießen brauchen konnten, weil er einen steifen Finger hat.“

Strammer kicherte pfiffig vor sich hin: „Steife Hand hin, steife Hand her! Meinen Jörg haben sie auch nicht genommen, obwohl er so gesund ist, wie ein Fisch im Wasser. Man muß es nur gescheidt anzugreifen versteh'n.“

Der Untermüller hatte schon den Fuß über die Schwelle gesetzt, um nach Hause zu gehen. Aber er konnte es nicht lassen, noch zur Thür hinein zu rufen: „Hätt' dem Jungen auch nichts geschadet, wenn er ein paar Jährchen die Muskete getragen. Dann hätten doch unsere Mädel Ruhe gehabt.“

Strammer schickte einen grimmen Blick ihm nach, der Schenkwirth aber setzte sich dem Schultzen zur Seite, schlug ihm vertraulich auf's Knie und sagte: „Laß ihn nur schwatzen! Jörg wird sich die tollen Hörner schon abstoßen. Ist mir doch unter allen Burschen der liebste!“

„Glaub's schon!“ brummte Strammer verdrießlich. „Wenn du ihm aber wieder borgst — setzte er heftig hinzu, — sieh' zu, wer dir's bezahlt, ich steh' für nichts. Wenn der Junge so fort wirthschaftet, werd' ich noch ein armer Mann.“

Der Löwenwirth suchte ihn zu begütigen. Strammer aber stand auf, bezahlte, was er getrunken, und ging mit kurzem Gruß von dannen.

Die Worte, die der Untermüller ihm zugerufen, konnte er jedoch lange nicht vergessen. Ja, er mußte sogar dem Manne Recht geben. Jörg war ein durchtriebener Bursche. Als einziges Söhnchen von seiner Mutter verhätschelt, wußte ihn der Vater kaum zu bändigen, obgleich er Ruthe und Stock nicht schonte. Hinter dem Rücken des Alten wurde dem heranwachsenden Knaben von der schwachen Mutter mancher „Schwenzelpfennig“ zugesteckt, damit er des Vaters Zorn und Strenge um so leichter verschmerze. So ward Jörg auf der einen Seite verschmitzt und auf der andern verstockt. Bald gab er seinem Vater kein gutes Wort mehr. Ja, er führte zuweilen so böse Reden, daß sich der Alte vor dem sauberen Bürschchen zu fürchten begann. Dennoch konnte er ihn nicht wohl entbehren. Wäre Jörg Soldat geworden, so mußte Strammer noch einen Knecht halten. Dagegen aber sträubte sich der Geizteufel, von dem er besessen war, so ungeberdig, daß er, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, in seinen

Digitized by Google

vollen Geldkasten griff und eine Hand voll alter Speciesthaler nicht schonte, um das ungerathene Söhnchen von der Muskete loszukaufen. Freilich war dieß nur auf unrechtlichen Schleichwegen geschehen; darüber machte sich jedoch der Schultheiß keine Gewissensskrupel. Nur das wurmte ihn, daß es mit seinem schönen Gelde und mit all' seinen Ränken und Schwänken doch nicht gelungen war, die schriftliche Zufertigung zu erlangen, daß sein Jörg für immer vom Militärdienst befreit sei; er war nur „wegen zeitweiliger Untauglichkeit einstweilen zurückgestellt" worden. Indessen tröstete der Feldwebel, dem ein Sack voll Weizen zugefahren wurde, daß man sich damit vollkommen beruhigen könne: er wolle schon dafür sorgen, daß Jörg Strammer nie zum Dienste einberufen werde.

Damit nun aber die gebrachten Opfer wieder erspart würden, hielt der Schulze seinen Sohn noch strenger und knapper, denn zuvor. Da bewährte sich jedoch das alte Sprüchlein: Allzu scharf macht schartig. Was Jörg nicht auf geradem Wege erlangen, was er nicht erschmeicheln oder ertrotzen konnte, nahm er heimlich weg. Mancher Scheffel Korn wanderte in dunkler Nacht zum Juden David, der es bereitwillig in Geld umsetzte, weil er dabei guten Gewinn hatte. Und wenn solche Einnahmen doch nicht ausreichen wollten, ließ Jörg im Gasthof lustig anschreiben. Der Alte mußte schon „blechen," wenn er auch noch so grimmig schalt und fluchte.

Dennoch konnte man nicht sagen, daß Jörg ein Spieler sei oder ein Säufer. Nun ja, er trank sich wohl auch einmal den Kopf voll, er saß wohl auch einmal hinter dem Kartentisch; aber dergleichen Vergnügungen waren ihm noch nicht zur Leidenschaft geworden. Dagegen lief er hinter allen Mädchen her, und weil die reicheren mit dem ausschweifenden Burschen nichts zu schaffen haben mochten, so hing er sich ohne Wahl an jede Dirne, die ihm in den Weg kam.

Am letzten Pfingsttage war er auch in Grundau gewesen und hatte auf die schmucke Annlies ein Auge geworfen. So oft er ihr aber auch zutrank, sie weigerte sich hartnäckig, Bescheid zu thun; und als sie des zudringlichen Burschen sich nicht mehr erwehren konnte, hatte sie heimlich den Tanzplatz verlassen und war nach Hause gegangen. —

Der Schultheiß Strammer saß in trüben Gedanken am großen Kachelofen. Die Tage waren kühl und rauh geworden und die Wärme, die dem Ofen entströmte, that dem alten Mann wohl. Draußen aber pfiff Jörg eins seiner lustigsten Schelmenl eder, obgleich ihn der Vater nach seiner Rückkehr aus dem Gasthof mit harter Rede begrüßt hatte.

Da klopfte es an die Stubenthür. Hanfried war's, der um ein kurzes Gehör bat. Der Schulze, der in seinen trübseligen Betrachtungen ungern gestört war, fragte unwirsch nach seinem Begehr.

„Daß ich's kurz mache, Herr Schulz! — stotterte Hanfried, indem er leicht erröthend die Augen niederschlug — „ich hab' die Annlies aus Grundau gefreit und wollt' euch bitten, daß ihr sie in unser Dorf aufnehmt."

„Ho, ho!" polterte Strammer, „mit dem Freien geht's nicht so geschwind. Die Annlies, der tauben Lore hochnäsige Tochter? Was sollen wir mit ihr in unserm Dorfe? Wir haben selber der Betteldirnen genug, such' dir eine von ihnen aus; aber eine fremde nehmen wir nicht herein."

Hanfried wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte, als er diese grobe Rede hörte. Er wurde bald blaß und bald roth, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihm in gleicher Weise geantwortet. Indessen besann er sich eines Besseren und erzählte mit ruhiger Selbstüberwindung, wie er näher mit Annlies bekannt worden sei. Und da er sie zum Ernteschmauße heimgeführt, so habe ihm sein Vater zugeredet, daß er alsbald Hochzeit machen solle, damit das Mädchen nicht in's lange Gerede komme. Er wolle ihm sein Häuschen abtreten und mit der alten Lore in's Hinterstübchen ziehen.

„Also die Lore willst du auch mitbringen? Ja, das fehlte noch. Daraus wird nichts, so wahr ich Schulze bin. Oder könnt ihr zweihundert Thaler

Digitized by Google

Einzugsgeld aufbringen? Das ist es, was der Ortsvorstand fordert, und davon wird nicht abgegangen.

Dem Hanfried war's zu Muthe, als ob ein Blitz all' seine Luftschlösser zerschlage. Er stellte dem Schulzen vor, daß Annlies ein braves, fleißiges und ordentliches Mädchen sei, dessen sich die Gemeinde nicht zu schämen brauche. Der aber antwortete barsch: „Zweihundert Thaler, oder es wird nichts d'raus." Dennoch hörte Hanfried nicht auf, des Mädchens Tugenden zu rühmen, und war in seinem Eifer fast beredt geworden. „Geld macht nicht glücklich, sagte er; wir werden uns schon ehrlich durchhelfen."

„Redensarten, nichts als Redensarten! So haben schon Viele gesagt, und wenn wir uns erweichen ließen, sind sie am Ende der Gemeinde doch zur Last gefallen."

„Aber ich lasse nun einmal nicht von ihr. Wollt ihr zwei Menschen unglücklich machen?"

„Von der Liebe wird man nicht satt. Ein Wort so gut wie zehn: Es wird nichts daraus. Und mit naseweisen Redensarten laß ich mich am wenigsten kirre machen."

Da sprang Hanfried empor und rief mit zornbebender Stimme dem Schulzen in's Angesicht: „Gott verzeih' Euch die Sünde! Es ist die erste nicht, die Ihr gethan, wird auch wohl die letzte nicht sein. Aber — und hier hob er drohend die Hand empor — der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Die Retirade der Franzosen war im vollen Gange. Einzelne Truppen hatten auch Kirchhausen berührt, nachdem sie noch am 21. October bei Freiburg an der Unstrut mit York's nachrückenden Schaaren einen blutigen Zusammenstoß gehabt. Ueberdieß wurden sie auf allen Seiten von den leichten Haufen der Kosaken bedrängt, die wie Rachegeister von den flüchtigen Franzosen gefürchtet wurden. Die Hauptstraße, auf der sie dem Rheine zueilten, war Tage lang mit Wagen und Gepäck bedeckt, Leichname von Menschen und Thieren zeigten ihre Spur. Die benachbarten Fluren wurden weit hinaus zerstampft, einzelne Ortschaften geplündert, andere in Asche gelegt.

Kirchhausen war von der breiten Heerstraße Stunden weit abgelegen. Dennoch sollte es von den Schrecken des Krieges nicht verschont bleiben. Zwar zogen die ersten Flüchtlinge, die das Dorf berührten, rasch vorüber und waren zufrieden mit dem, was die Bauern ihnen boten und bieten konnten. Einzelne zersprengte Haufen aber, aller Zucht und Ordnung ledig, halb verhungert und zerlumpt, machten größere und dringendere Ansprüche. Da sollte nicht blos Vorspann gestellt, es sollte auch Nahrung für Menschen und Pferde in großen Massen beigeschafft werden.

Der Schultheiß Strammer wußte nicht, wo ihm der Kopf stand; Alles wendete sich an ihn; dort sollte er rathen und helfen, hier schlichten und ordnen. Seinen schweren Geldkasten hatte er im Keller vergraben und die Pferde mit umwickelten Füßen in die wohlverwahrte Gesindestube gestellt. Als aber eines derselben einmal wieherte, entdeckten die Franzosen den willkommenen Fund und führten die stattlichen Rosse von dannen, wie auch der Schulze drohen, flehen und schimpfen mochte. Und als er zögerte, zwei lebende Ochsen beizuschaffen, damit sie geschlachtet werden könnten, und als die Fourage nicht beschafft wurde, welche die Gemeinde liefern sollte, weil Strammer seinen Antheil verweigerte und überdies mit französischen Scheltworten um sich warf, die er aufgeschnappt und angelernt hatte, da setzte man dem widerspenstigen Schulzen die geladene Flinte auf die Brust und drohte ihn zu erschießen. Kleinmüthig und jammernd fiel er auf die Kniee, und man ließ ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel laufen.

Der Untermüller aber, der die Procedur mit angesehen, rief dem Schulzen

Digitized by Google

höhnisch zu: „Meinst du noch immer, Gevatter, die Franzosen mögen kommen, wollen schon mit ihnen fertig werden?“

Am Morgen des 26. October 1813 hörte man ferne Schüsse, die sich näher und näher zogen. Der Schulze zitterte am ganzen Körper und schickte seinen Jörg vor's Dorf, daß er höre und sehe, was sich begebe. Bald kam dieser mit der Nachricht zurück, daß ein Trupp französischer Reiter von plänkelnden Kosaken verfolgt werde. Auf dem Hügel zwischen Unkenrode und Kirchhausen war es zum Scharmützel gekommen. Aber die Franzosen hatten nicht Stand gehalten, obgleich sie dem kleinen Häuflein der gefürchteten Lanzenreiter weit überlegen waren. In stürmischer Flucht eilten sie am Dorfe vorüber, nachdem sie viel Gepäck und einige Todte zurückgelassen. Ein französischer Soldat, der wahrscheinlich verwundet gewesen, sei dem Unkenteiche zugeschlichen, erzählte Jörg, und habe sich dort im Gebüsche versteckt.

„Ei, wenn sie doch allesammt in's Gras gebissen hätten! Wollt's den Hallunken schon gönnen.“ Mit diesem Wunsche vernahm der Vater des Sohnes Nachricht. „Und die Kosaken?“ fragte er bald darauf. „Die sind wahrlich unsere Rettungsengel, und wenn's mir nachgehen sollte, so müßten sie festlich empfangen werden.“

Kaum hatte er dies Wort gesagt, als einige der ersehnten Rettungsengel auf den Hof sprengten und mit kauderwelschen Reden und Geberden Branntwein und Geld verlangten. Der Schultheiß schüttelte mit Hand und Kopf. Da stieß ein Kalmück mit der Lanze zum Fenster hinein und hätte den Schulzen durch und durch gestochen, wenn derselbe nicht schleunigst zurückgesprungen wäre. Nun schwangen sich die unsauberen Gesellen von ihren kleinen, struppigen Pferden und drohten das Gehöfte in Brand zu stecken, wenn man sie nicht sofort mit Fleisch und Branntwein bewirthe. Beides aber hatte Strammer nicht im Hause, und als er seinen Knecht schleunigst in's Wirthshaus schickte, um zu holen, was die zudringlichen Gäste begehrten, brachte selbiger die Nachricht, daß im „Löwen“ Alles drunter und drüber gehe, und daß man eben das letzte Faß Branntwein aufgeschlagen habe. Da lief Strammer, der sich mit seiner immer ungeberdiger werdenden Einquartierung durchaus nicht verständigen konnte, in seiner Todesangst zum Pfarrer, obgleich er mit demselben nicht auf freundlichem Fuße stand, und flehte mit gefalteten Händen und thränenden Augen, ihm zu Hilfe zu kommen. Der Pfarrer besann sich nicht lange. Flugs zog er seinen Priesterrock an, als ob er eine kirchliche Handlung verrichten wolle. Darauf warf er einen weiten Mantel um sich und trat in Gottes Namen in das Haus des Schulzen, der ihm zitternd aus der Ferne folgte. Als die wilden Menschen unter fortwährendem Toben: „Schulza, Schelma!“ des Pfarrers ansichtig wurden, schleuderten sie denselben so heftig gegen die Wand, daß er fast die Besinnung verlor. Dennoch behielt er so viel Geistesgegenwart, daß er rasch den Mantel abwarf, auf sein Priestergewand zeigte und ausrief: Nicht Schulza, sondern Popa! Erschrocken sahen die Kosaken und Kalmücken das priesterliche Gewand, sie bezeugten mit demüthiger Geberde ihre Reue und küßten mit ihren bärtigen Lippen dem Pfarrer die Hände. Dieser bedeutete sie, daß die Franzosen schon Alles ausgeplündert hätten, daß er ihnen aber doch noch Branntwein schaffen wolle. Befriedigt riefen sie: Schwind Vater! gut Vater! Ehe dieser aber sein Versprechen erfüllen konnte, ertönte das Signal zum Aufbruch und in stürmischer Flucht verschwanden die gefährlichen Gäste.

Kaum war der Pfarrer, von Jörg begleitet, in seine Wohnung zurückgekehrt, als eine jammernde Stimme seine abermalige Hilfe in Anspruch nahm. Es war Annlies, die athemlos von Grundau herübergelaufen war, um ihren Beichtvater um Rath und Trost anzuflehen. Die Kosaken hatten auch das armselige Hüttchen nicht verschont, darin die blinde Lore wohnte. Nachdem sie die alte Frau gemißhandelt und die geringen Habseligkeiten der armen Familie zertrümmert hatten, banden sie die meckernde Ziege los und führten sie aus ihrem Ställchen fort, ohne auf das Jammern und Flehen der verzweiflungsvollen Annlies zu

Digitized by Google

achten. Die Barbaren zogen mit dem geraubten Thiere nach Kirchhausen zu, und Annlies folgte schluchzend und händeringend dem räuberischen Zuge nach. Wo aber sollte sie Rath und Hilfe suchen? Sie dachte an Hanfried. Der wohnte jedoch am entgegengesetzten Ende des Dorfes, und ehe sie ihn finden konnte, war vielleicht das liebe Thier, das sie als Zicklein aufgezogen hatte, unter den Händen der Räuber verblutet.

Da nahm sie in ihrer unaussprechlichen Herzensangst zum Pfarrer ihre Zuflucht. Er hatte es immer so gut mit ihr gemeint; er wußte, daß die Ziege ihr einziger Schatz war. Und der Pfarrer ging getrosten Muthes, um das Thier zu retten, wenn es nicht zu spät sei. Annlies aber, an Leib und Seele erschöpft, mußte in seinem Hause zurückbleiben, damit sie von den rauhen Kriegern keine Mißhandlung zu befürchten habe.

Jörg hatte voll lebhafter Theilnahme den ganzen Auftritt mit angesehen. Aber nicht die Noth des armen Mädchens rührte sein Herz; ihre wunderbare Schönheit, die gerade aus dem thränenden Auge und aus dem verworrenen Anzuge doppelt verführerisch ihm entgegen trat, verlockte seine Sinne. Er nahte sich ihr mit schmeichelnden Trostesworten, die sie schluchzend erwiederte. Als er ihr aber die Ziege zehnfach zu ersetzen versprach, wenn sie ihn lieb haben wollte, da erschrak Annlies. Ehe sie jedoch die unverschämten Reden beantworten konnte, hatte sie Jörg umfangen und drückte einen raschen Kuß auf ihre bleichen Lippen. In demselben Augenblicke fühlte er des Mädchens derbe Hand in seinem rothen Kopfhaar, und es gelang ihr, sich von ihm zu befreien. Und als er jetzt die Stimme des wiederkehrenden Pfarrers hörte, schlich er eilig von dannen; aber den Stachel der Sünde nahm er mit sich.

Draußen meckerte die Ziege und Annlies sprang ihr freudig entgegen, war es doch der einzige Besitz ihrer armen blinden Mutter.

Wer aber war es, der das Thier lachend ihr zuführte? Hanfried war's. Er stand eben auf dem Anger, um das wüste Treiben mit anzusehen; als der Pfarrer hastig herbeischritt und nach allen Seiten fragende Blicke warf, als ob er Etwas suche. Endlich hafteten sie an einer Ziege, die mit anderen Thieren an dem Lattenzaun des Gottesackers angebunden war. Unvermerkt winkte er Hanfried herbei und flüsterte ihm leise in's Ohr. Die Kosaken durchstöberten die umliegenden Häuser. Hanfried aber schlich rasch dem Thiere zu, löst'e mit einem kräftigen Messerschnitt den Strick, daran die Ziege gebunden war, und trieb sie hurtig von dannen.

Annlies hatte kein Wort des Dankes. Aber ihre Schmerzensthränen waren zu Freudenthränen geworden.

Hanfried erbot sich, das Mädchen mit ihrem Thiere nach Grundau zu geleiten, damit er sie gegen weitere Anfechtungen schütze. Annlies sträubte sich gegen diesen Liebesdienst nicht. Sie hätte ihn von jedem ehrlichen Manne angenommen, wie viel lieber von Dem, der vor Gott und vor der Welt ihr angelobter Bräutigam war.

Ungefährdet kamen sie nach Grundau. Hanfried tröstete die alte Lore über den Verlust, den sie erlitten, und versprach ihr einige Lebensmittel zu bringen, obgleich die bösen Soldaten auch in seines Vaters Wohnung grausam gewüstet hatten.

Es war Abend geworden, als er sich auf den Heimweg machte. Ein stürmischer Wind pfiff durch die Bäume und schlug die letzten Blätter wirbelnd zu Boden. Kein Sternlein blinkte am trüben Himmel. Aus der Ferne aber leuchtete eine Flamme herüber, die von einem militärischen Wachtfeuer emporlodern mochte.

Was war das? Als Hanfried in die Nähe des verrufenen Unkenteiches kam, schlug ein dumpfes Geschrei an sein Ohr. Er schrack zusammen, obwohl er, der kräftige Bursche, keine Furcht kannte. Jetzt plätscherte es im Wasser. Sollte ein Mensch verunglückt sein?

Als Hanfried noch so stand und lauschte, huschte eine gebückte Gestalt an ihm vorüber. Er wollte sie anrufen, aber seine Zunge war gelähmt. Und doch

Digitized by Google

schien ihm die Gestalt, die hastig von dannen eilte, nicht unbekannt. Zwar hatte er das Gesicht nicht erkannt, aber dem Gange und der ganzen Haltung nach, — weiß Gott! es mußte der alte Strammer sein. Was aber sollte der noch am späten Abend beim Unkenteich?

Hanfried stand noch immer und grübelte. Da glaubte er ein leises Wimmern zu vernehmen. Und nun zögerte er nicht länger und eilte den ängstlichen Tönen nach.

Als er jedoch in die Nähe des Teiches kam, waren dieselben verstummt. Nur der Wind brauf'te durch das wogende Schilfrohr.

Da rief Hanfried laut in die stürmische Nacht hinein, und horch! eine klagende Stimme antwortete, nicht zehn Schritte weit: O mon Dieu! mon Dieu!

Rasch eilte Hanfried hinzu. In den Weidenbüschen, die den Teich umsäumten, rauschte und knisterte es. Endlich gewahrte er in dunkeln Umrissen eine lebende Gestalt, die an einem Erlenstamme niedergesunken war. Vorsichtig trat er näher. Es war ein französischer Soldat, der ihm wimmernd die Hände entgegen streckte.

Hanfried kniete nieder und fragte mitleidigen Herzens, was ihm fehle?

Der Franzos war der deutschen Sprache nicht unkundig, wenn er sich auch nur unbeholfen auszudrücken wußte. Er wolle ihm Alles erzählen, sagte er mit stammelnder Zunge; nur solle ihm Hanfried erst ein warmes Obdach schaffen, denn er sterbe vor Frost. Dabei klapperten seine Zähne zusammen, und als Hanfried ihm emporhelfen wollte, fühlte er, daß seine Kleider völlig durchnäßt waren.

Daß der französische Soldat ein Feind des deutschen Volkes war, daß seine Kameraden auch in Kirchhausen gar übel gewirthschaftet hatten, — daran dachte Hanfried nicht. Es galt, einen Unglücklichen zu retten, und er zögerte nicht.

Der Soldat war verwundet, obwohl nicht gefährlich. Als ihm Hanfried auf die Füße geholfen hatte, vermochte er, von dessen kräftigen Armen unterstützt, langsam dem Dorfe zuzuschreiten.

Endlich war Hanfried's Hütte erreicht. Sein Vater verwunderte sich schier über den späten Gast. Als er aber gewahrte, daß es ein französischer Soldat, den Hanfried mitgebracht, da hätte er ihn fast abgewiesen.

Indessen war auch der alte Konrad ein mitleidiges Gemüth. Als er die Hülflosigkeit des armen Soldaten und die Blutstropfen gewahrte, die auf seinem bleichen Antlitz perlten, rückte er ihm den Lehnstuhl an den Ofen, daß er die zitternden Glieder wärme, und holte seine trockenen Sonntagskleider, daß er sie mit der nassen Montirung vertausche. Darauf verbanden sie ihm die Schußwunde, die seine Schulter gestreift hatte, kochten ihm Thee und legten ihn in Hanfried's Bett, der fröhlichen Gemüthes sein Nachtlager auf den Dielen nahm.

Der Arme war zu erschöpft, als daß er an diesem Abend noch erzählen konnte, was ihm begegnet sei. Aber mit dankbarer Rührung drückte er zu wiederholten Malen den guten Menschen die Hand, die mit christlicher Barmherzigkeit seiner Noth sich erbarmten.

Am nächsten Tage schwärmten nur einzelne Nachzügler durch Kirchhausen. Der gerettete Soldat war frisch und munter erwacht. Ein reichlicher Schweiß hatte die Folgen des Wasserbades, das er am gestrigen Abend genommen, rasch beseitigt. Die Wunde schmerzte nur wenig und drohte mit keiner Gefahr.

Und nun erzählte er seinen mitleidigen Freunden, daß ihm bei dem gestrigen Scharmützel das Pferd unter dem Leibe erschossen worden, daß er selbst darauf einen Streifschuß erhalten habe und zusammengebrochen sei. Als er sich aus seiner kurzen Betäubung erholt, hätten die Kosaken seine Kameraden dem Dorfe zugetrieben. Er aber habe das nahe Gebüsch gewahrt und sei dahin gekrochen, um sich bis zum Abend zu verbergen. Dort habe er seine Wunde fortwährend mit kaltem Wasser gewaschen und die Blutung leicht gestillt. Da es nun dunkel geworden, habe er sich auf die Bank gesetzt, die am Ufer des Teiches stehe. Da sei ein alter Bauer leise herzugeschlichen, wenn er sich nicht irre, habe er nur

Digitized by Google

ein Auge gehabt. — Hanfried und sein Vater horchten hoch auf! — Der habe sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen und habe vorheißen, daß er ihn retten und pflegen wolle, wenn er seine Baarschaft mit ihm theile. Was sei kostbarer, als das Leben? Er habe sich mühsam emporgearbeitet und die Geldkatze losgeschnallt, die er unter seinem Rock getragen. Als er aber die Hälfte des ersparten Soldes und der mühsam errungenen Beute dem Bauer habe in die Mütze schütten wollen, habe ihm derselbe mit der einen Hand die Geldkatze entrissen und ihn mit der andern heftig vor die Brust gestoßen, daß er von dem steilen Ufer hinab in den Teich getaumelt. Da habe er jenen Schrei ausgestoßen, den Hanfried gehört. Zu seinem Glücke habe ihn das Schilf getragen, daß er nicht sofort in die Tiefe versunken. Dann sei es ihm in seiner Todesangst gelungen, einen Weidenzweig zu fassen, der vom Ufer in's Wasser gehangen. Daran hab' er sich mühsam emporgearbeitet und sei fast ohnmächtig an der Erle niedergesunken, wohin Gottes Barmherzigkeit die Schritte seines Retters gelenkt. „Ich wäre gestorben, wenn Ihr mich nicht gerettet hättet!" fügte er gerührt hinzu, indem er Hanfried mehrmals die Hand reichte. „Und doch habe ich nichts mehr, womit ich Eure Wohlthat vergelten kann."

Davon solle er nicht reden, meinte Hanfried; er habe es nicht um des Lohnes willen gethan. Dann wendete er sich an seinen Vater und sagte: „So habe ich doch Recht gehabt, als ich den Schulzen zu erkennen glaubte!"

Konrad legte bedeutsam die Hand auf den Mund und bat seinen Sohn um Gottes willen, daß er kein Sterbenswörtchen davon verlauten lasse. Wenn man auch dem alten Sünder eine so bodenlose Schlechtigkeit zutrauen dürfe, so könne man ihn derselben doch nicht überführen. Gott werde schon richten und rächen.

Der Franzose blieb in Konrad's Hause, ohne daß im Dorfe auch nur eine Seele von dem seltsamen Gaste erfuhr. Als jedoch der nächste Abend dämmerte, schnallte er seinen Tornister zum Abmarsch. Je länger er zögere, wies er die freundlichen Einladungen der armen Leute zurück, — um so schwerer werde es ihm, die versprengten Kameraden einzuholen; auch bringe er sie selbst in unausbleibliche Gefahr, da sein Aufenthalt nicht lange verborgen bleiben könne.

So schied er denn voll heißen Dankes, nachdem er noch Mancherlei von seinen Familienverhältnissen erzählt hatte. Seine Eltern seien wohlhabende Bauersleute und er habe eine Braut zurückgelassen, die für Hanfried beten werde, wenn er sie mit Gottes Hülfe glücklich wiedersehe.

Als ihn derselbe noch eine Strecke durch die stille Nacht begleitet hatte, gab er ihm die Hand zum Abschied. Der Franzose aber — er nannte sich Gerard — zog seine silberne Taschenuhr hervor und reichte sie dem sträubenden Hanfried zum bleibenden Angedenken. —

Das blutgetränkte Jahr 1813 ging zu Ende, nachdem die Kriegsflammen hie und da noch verheerend emporgelodert. Napoleon war, von allen Seiten bedrängt, nach Paris zurückgeeilt und hatte dreimalhunderttausend Krieger auf den Schlachtfeldern oder in der Gefangenschaft zurückgelassen. Dennoch sollte das Schwert des Krieges noch nicht in die Scheide gesteckt werden. Frankreichs übermüthiger Herrscher hatte den Frieden, den man ihm darbot, trotzig zurückgewiesen. Alles oder Nichts! war der Wahlspruch seines stolzen Sinnes.

Auf's Neue rüsteten sich die Völker Europa's zum blutigen Kampfe. Mit einer halben Million wackerer Krieger wollten sie den unersättlichen Eroberer in seinem eigenen Lande zum Frieden und zur Unterwerfung zwingen. Gleich den Armen eines gewaltigen Stromes sollten die kampfbegierigen Schaaren auf allen Straßen vorrücken, um mit vereinter Gewalt Frankreichs Hauptstadt zu besetzen und daselbst dauernden Frieden zu erzwingen.

Ueberall fanden neue Truppenaushebungen statt, denn die Reihen, die seit einem Jahr ins Feld gezogen waren, hatten sich sehr gelichtet.

Da fuhr wie ein Donnerschlag aus unbewölktem Himmel in das Haus des

Digitized by Google

Schulzen Strammer die militärische Ordre: sein Sohn Jörg solle sich binnen acht Tagen zum Dienste stellen.

„Das wollen wir doch sehen!“ rief der Alte mit einem harten Fluche, während Jörg blaß und kleinlaut hinter den Ofen schlich. „Meinen denn die großen Herren, ich hätte meine schönen Speciesthaler zum Fenster hinausgeworfen?“

Und er ließ sich alsbald seinen Sonntagsrock bringen, setzte den abgerissenen Filzhut auf und wanderte in die Stadt, woher die Ordre gekommen.

Doch siehe da! der Arzt, welcher vor einem Jahr dem kerngesünden Jörg ein Krankheitszeugniß ausgestellt hatte, war seines vorgerückten Alters wegen in Ruhestand versetzt worden; der Feldwebel aber, der ihn getröstet hatte: Wir wollen's schon machen! verschlief seine Sünde auf Leipzigs Feldern.

Da wagte es Strammer, bis zum Regimentscommandanten vorzudringen. Als er aber dort anzügliche Reden führte und sich gar auf seine Speciesthaler berief, ließ ihn der General hart an und drohte ihm mit gerichtlicher Untersuchung und schwerer Strafe.

Es blieb dabei, Jörg mußte Soldat werden; der eine Ausweg blieb nur — ein Stellvertreter.

Wo aber einen solchen finden? Die Zeit drängte. Binnen acht Tagen sollte Jörg schon eingekleidet werden.

So schwer dem Alten der Entschluß wurde, vier bis fünfhundert Thaler, die es in den Kriegszeiten kostete, aufzuwenden, so blieb doch keine andere Wahl, und der schlaue David wurde zu Rath gezogen, dem ebenfalls daran gelegen, daß Jörg im Orte blieb; doch auch dieser wußte nicht sofort einen geeigneten Mann zu nennen.

Da rief Jörg hinter dem Ofen hervor: „Ich weiß Einen!“

„Und wen?“ war die einstimmige Frage aller Andern.

„Konrad's Hanfried“, war Jörg's einsilbige Antwort.

„Konrad's Hanfried?“ wiederholte der Jude. „Warum nicht? Wenn er's nur thut. Hat ein Verhältniß mit Lore's Annlies; das wird ihm den Entschluß schwer machen.“

Indessen überlegte man, daß Hanfried ein armer Bursche sei und daß er noch Brüder und Schwestern habe, die seine Stelle in des Vaters Wirthschaft ersetzen könnten, und David versprach die Unterhandlung einzuleiten und alle Beredtsamkeit aufzubieten, daß Hanfried einschlage.

Spornstreichs eilte er zu ihm und brachte nach mancherlei Kreuz- und Querzügen sein Anliegen vor.

Hanfried und sein Vater waren höchlig überrascht und wußten nicht, was sie sagen sollten. David führte mit geläufiger Zunge ihnen zu Gemüthe, welch' ein großer Ruhm es sei, gegen den Erbfeind des deutschen Landes zu kämpfen. Wem ein deutsches Herz im Busen schlage, dürfe gar nicht daheim bleiben. Dazu könne er eine schöne Summe verdienen und wenn er heimkehre, — man habe schon von nahem Frieden gesprochen — könne er die Annlies freien und sich eine glückliche Zukunft bereiten.

Dieß Alles war freilich wohl zu überlegen. Als Herr von Unkenrode erzählt hatte, mit welch' heldenmüthiger Begeisterung die deutsche Jugend in den heiligen Kampf gezogen, — wie schlug da Hanfried's Herz! wie zuckte seine Hand! wie funkelte sein Auge! Jetzt wurde zu demselben Ziele ihm der Weg gezeigt, und an dem Ziele, o welch' süßer Lohn, der ihm da winkte! Als armer Bursche konnte er das Mädchen seiner Wahl wohl nie zum Altar führen; wenn er aber dem Schulzen sein eigenes Geld vorlegen und sagen durfte: das hab' ich mit meinem Blute verdient! so könnte ihn dieser nicht mit der schnöden Rede zurückweisen: „Von der Liebe wird man nicht satt!“

Genug, Hanfried schlug ein, ohne daß er Annlies darum fragte. Und nun feilschte der Jude um die Einstandssumme so lange, bis er dieselbe auf vierhundert Thaler herabgedrückt hatte. Davon sollte die erste Hälfte sogleich und die zweite nach abgelaufener Dienstzeit, oder, wenn Hanfried im Kriege fallen

Digitized by Google

würde, alsbald nach seinem Tode ausgezahlt werden. Das Geld aber, worüber Hanfried jetzt verfügen konnte, gedachte er seiner Braut zu überlassen, und wenn er nicht wieder zurückkehre, sollte die spätere Summe seinem Vater oder seinen Geschwistern zufallen. Und dieser Gedanke, daß er der armen Lore eine Unterstützung bieten könne, nachdem sie von den Kosaken ausgeplündert worden, und auch den Seinen, wenn er auf dem Feld der Ehre fallen würde, noch eine Summe hinterlasse, die für kleine Leute gar sehr in's Gewicht fiel, dieser Gedanke erleichterte ihm den schweren Entschluß und versüßte ihm den bittern Abschied. Lieber Gott! daß er jemals über vierhundert Thaler verfügen könne, dieß war ein Glück, dessen sich Hanfried auch im Traume nie getröstet hatte.

Spornstreichs ging er zur Stadt, um sich für Jörg Strammer einkleiden zu lassen. Ein gesunder, kräftiger Bursche, wurde er gern angenommen, obgleich die eigentliche Militärzeit hinter ihm lag.

Er erbat sich einen kurzen Urlaub, daß er noch einmal in seine Heimath zurückkehren und von den Seinen Abschied nehmen könne, — vielleicht auf immer.

Die Uniform war dem schmucken Burschen wie angegossen. Er fühlte sich fast behaglich und stolz darin.

Annlies, die er überraschen wollte, hatte freilich schon gehört, was vorgegangen. Denn in den Dörfern spricht sich Alles aus, und jede alte Frau ist gewissermaßen ein Wochen- und Tageblatt.

Sie empfing ihn mit thränenden Augen und wollte sich nicht trösten lassen. Auch die alte Lore schalt, daß er treulos von dannen ziehe und gewiß in diesem Leben nicht wiederkomme.

Als aber Hanfried den schweren Geldsack, den er mitgebracht, auf den Tisch legte, und als die Mutter, vor Schreck und Freude verstummt, mit zitternden Händen in den harten Thalern wühlte, und kaum begreifen konnte, daß der nie geahnte Schatz das Erbtheil ihrer Tochter sei, damit sie nicht Noth leiden möchten; da verwandelten sich die Vorwürfe der armen Frau, die einen solchen Reichthum nie mit Augen gesehen, in dankbare Segenswünsche.

Annlies konnte sich jedoch nicht freuen und schob das Geld weinend zurück. Wie auch Hanfried tröstete, daß nicht alle Kugeln treffen und daß sie den Hochzeitkranz nur immer bereit halten möge, sie konnte den Schmerz nicht bewältigen, womit der nahe Abschied ihre Seele erfüllte. Trübe Ahnungen zogen an ihr vorüber.

Auch Hanfried wurde ernst; indessen — die Würfel waren gefallen.

Noch einmal preßte er sein Mädchen in die Arme und eilte von dannen. Aber einen fröhlichen Abschiedsgruß konnte er nicht über die Lippen bringen.

Annlies hüllte ihr Haupt in die Schürze und sank schluchzend auf dem Schemel nieder, der am Bette ihrer Mutter stand. Dann lispelte sie in sich selbst versunken ein Liedchen, das sie vor Kurzem von Hanfried gelernt hatte:

„Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen:
Ach, wie groß ist meine Noth!
Ach, wie groß ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Denken immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb, wann kommst du mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Augen brechen:
O, mein Lieb, gedenk an mich!
O, mein Lieb, gedenk an mich!"

Digitized by Google

Und als ob ein Engel die leisen Töne der verlassenen Braut in seine Seele getragen, kämpfte Hanfried seine Wehmuth nieder, als er nach kurzem Abschied aus dem Vaterhause schied, in dem er fast gewaltsam in den Schneesturm hineinsang, der ihn umtos'te:

„Soll ich dich denn nimmer sehen,
Der ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bitt'rer Scheidensschluß!
Wär' ich lieber doch gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt!"

Hanfried hatte jedoch nicht lange Zeit, den traurigen Gedanken nachzuhängen, die ihm aus der lieben Heimath folgten. Als die Rekruten nothdürftig einexercirt waren, rückten sie in Eilmärschen dem vorausgezogenen Heere nach. Dieß hatte schon manch' heißen Strauß bestanden, nachdem es den Rhein überschritten und in unaufhaltsamer Eile bis zum Seinefluſſe vorgedrungen war. Da erschien endlich Napoleon, an der Spitze seiner wieder vereinigten Armee, auf dem Kampfplatz. Fast wäre es ihm gelungen, den Feldmarschall Blücher, der in der Stadt Brienne sein Hauptquartier genommen hatte, zu überrumpeln. Aber der jugendliche Greis hielt mit seiner kleinen Schaar den ungleichen Kampf bis um Mitternacht aus und verließ nicht eher die Stadt, wo Napoleon, als Zögling der dasigen Kriegsschule, sein blutiges Handwerk erlernt, bis sie derselbe in Brand geschossen und damit, wie Blücher's Schlachtbericht vermeldete, seine eigene Wiege angezündet hatte.

Und schon drei Tage darauf, am ersten Februar 1814, stellte sich der muthige Blücher zur Schlacht, obgleich ein dichtes Schneegestöber die rauhe Winterluft durchwirbelte. Napoleon führte immer neue Verstärkungen gegen das Dorf La Rothiere, den Mittelpunkt des heißen Kampfes. Da rief, als schon der Abend dämmerte, der unerschrockene Blücher: „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts; nun will ich euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Damit trieb er sein Pferd mitten in den Geschützesdonner, der aus dem Dorfe ihm entgegenbrüllte. Die Seinigen im Sturmlauf ihm nach, und — das Dorf war erobert.

Bald nach diesem blutigen Tage erreichte Hanfried mit seinen jungen Kameraden die große Armee. Die Wege, die sie passirt hatten, waren oft grundlos gewesen. Aber es gab für sie keinen Aufenthalt. Auch der winterlichen Stürme, die sie zu bestehen hatten, durften sie nicht achten. Todtmüde und von Schnee und Regen bis zur Haut durchnäßt, langten sie gewöhnlich erst am späten Abend in ihrem Quartiere an und fanden oft nicht einmal die leibliche Erquickung, deren sie dringend bedurften. Denn die vorausgezogenen Schaaren hatten schon Alles aufgeräumt und die Bewohner des friedlichen Landes gaben den unwillkommenen Gästen nur, was diese von ihnen erpreßten. Da gedachte manches Muttersöhnchen gar schmerzlich der vollen Fleischtöpfe, die es daheim verlassen hatte, und selbst der wackere Hanfried war durch die unabläßigen Strapazen und Entbehrungen recht schlaff geworden.

Die verbündete Armee hatte sich getrennt, um auf verschiedenen Wegen dem Ziele entgegen zu ziehen. Man dachte an keine Gefahr, nachdem der Kaiser Napoleon so bedeutende Niederlagen erlitten. Das war jedoch die Kunst des schlauen Kriegers, daß er jeden Vortheil zu benutzen verstand und, gleich dem mächtigen Raubthiere, plötzlich mit einem Sprunge den geschwächten Feind überfiel, wann und wo es derselbe gar nicht vermuthete.

Der russische Vortrab hatte sich schon bis auf fünfzehn Stunden der Hauptstadt des französischen Reiches genähert. Paris erzitterte. Die wichtigsten Schätze wurden eingepackt, um sie in Sicherheit zu bringen. Da fiel plötzlich Napoleon — man wußte kaum, woher er kam! — den kühnen Schaaren in die Flanke

Digitized by Google

und trieb sie stürmisch zurück. Zwar drängte Blücher vorwärts, obgleich die jungen Krieger, die er führte, im Pulverdampf noch wenig erprobt waren; indessen konnte er dem gewaltigen Angriff der Feinde nicht widerstehen. Es schien, als ob Napoleon das ganze Heer vernichten wolle. Da gab es keine Rettung, als in der besonnenen Kriegskunst der verbündeten Heerführer und in dem festen Entschluß, sich muthig durch den Feind zu schlagen, der von allen Seiten das Häuflein bedrängte. In dichtgeschlossenen Reihen trat es seinen Rückzug an. Blücher war überall, wo die Gefahr am meisten drohte, bald bei der Vorhut, bald bei dem Nachtrab. So wild auch die Franzosen in dem offenen Felde stürmten, es wich kein Mann aus der Schlachtordnung, wenn er nicht von einer feindlichen Kugel getroffen niedersank.

Nach vier langen, schweren Stunden brach die Nacht herein. Aber noch in Etoges stand den heldenmüthigen Schaaren ein harter Kampf bevor. Eine Abtheilung französischen Fußvolkes war auf Seitenwegen zuvorgekommen und hatte das Dorf besetzt. Dennoch bahnte sich Kleist mit dem Bajonette einen Weg durch die Feinde, die aus allen Gassen und aus allen Häusern mit einem mörderischen Gewehrfeuer die tapfern Reihen begrüßten.

Endlich ward die alte Stellung erreicht. Die einzelnen Theile der großen Armee vereinigten sich wieder mit einander. Aber der vierzehnte Februar war ein heißer Tag gewesen; er hatte sechstausend Menschen das Leben gekostet.

Napoleon triumphirte: „Ich habe die Hauptstadt meines Reichs gerettet!“ Die Verbündeten boten ihm auf's Neue Frieden. Er aber rief in zorniger Verblendung und in ungebrochenem Uebermuthe: „Ha, was denken die Feinde? Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris.“

Es ist ein stockdunkler Abend. Dichte Schneeflocken wirbeln vom nächtlichen Himmel herab. Die taube Lore sitzt in ihrer Hütte und spinnt, während Annlies still den Abendsegen lies't. Der brausende Wind rasselt an dem morschen Fensterladen und unter dem Strohdach schreit ein Todtenkäuzlein, daß Annlies ängstlich zusammenschauert.

„Ich will mich in's Bett legen,“ spricht die Mutter. „Geh' du mal in die Spinnstube, Annlies. Du wirst mir noch ganz tiefsinnig, wenn du immer daheim bleibst. Schusterskäthe ist erst heute da gewesen und war unwillig, daß du gar nicht mehr in die Gesellschaft kommst. Geh' heute hin, Annlies!“

Diese sträubte sich zwar und wollte ihre Mutter in dem bösen Wetter nicht verlassen. Die alte Lore aber ließ nicht viel mit sich reden. Gerade weil sie taub war und die freundlichen Worte nicht hörte, konnte sie recht heftig werden, wenn ihr der Wille nicht geschah.

Annlies mußte sich fügen, wenn die Mutter nicht ernstlich böse werden sollte. Sie nahm ihr Spinnrad und ging zu Schusterskäthe. Dort hatten sich die Mädchen ihres Alters versammelt. Bald kamen auch die Burschen des Dörfchens dazu, wie es in den Winterabenden Sitte war.

Man erzählte sich abenteuerliche Geschichten, die meist zu den gegenwärtigen Kriegsläuften paßten. Annlies gab auch hin und wieder ein Wort zum Gespräch, damit ihre Schwermuth nicht zum Gespött werde, und beklagte, daß sie von Hanfried seit dessen Abmarsch auch nicht eine Sylbe gehört.

„Passiren doch aber sonderliche Dinge!“ sagte Christlieb Rebs, dessen Vater der reichste Bauer in Grundau war. „Gestern war der Pfarrer bei uns zur Spinnstube. Freilich — fügte er lachend hinzu — hat er kein Spinnrad mitgebracht, aber schöne Geschichten erzählt. Da kam er auch auf unsere Familie zu sprechen und sagte, daß eine seltsame Begebenheit von meinem Ur-Urgroßvater im alten Kirchenbuch geschrieben stehe*). Derselbe hat Michel Rebs ge-

*) Thatsächlich.

Digitized by Google

heißen und hat fast alle Schlachten des dreißigjährigen Krieges mitgefochten. Als Lieutenant hat er mit einem kleinen Commando von sechzehn Mann bei Eger in Böhmen den ganzen kaiserlichen Schatz, der siebzehn Tonnen Goldes betrug, und von fünfzig Musketieren nach Prag eskortirt wurde, zur Beute gemacht.

Seit jener Zeit hieß er in seinem Regimente „der Mause-Michel." — Nun aber kömmt erst die eigentliche Geschichte. Bei Salzwedel — ich glaub', so hieß der Ort — sollte einmal über einen verruchten Soldaten, der allerlei böse Streiche verübt hatte, Standrecht gehalten werden. Derselbe aber hatte meinen Ur-Urgroßvater als seinen Genossen angegeben, obgleich derselbe unschuldig war. Im Krieg wird jedoch kein langer Prozeß gemacht. Einer von den beiden Uebelthätern sollte todt geschossen werden. Doch welcher? Da entschied das Gericht, obgleich sich das ganze Regiment für den Mause-Michel verwendete, daß die Angeklagten mit einander würfeln sollten. Wer die wenigsten Augen werfe, habe das Leben verwirkt. Die Trommel ward zurecht gestellt, die Würfel beigeholt, mit dem sie um das Leben spielen sollten. Während deß luden sechs Kameraden ihre Musketen, um sofort die Execution zu vollziehen. Und sieh', als der leichtfertige Schelm den Würfel trotzig niederwirft, fallen sechs Augen. Als er darüber jubelt und die ganze Compagnie erschrocken dabei steht, nimmt auch Michel Rebs den Würfel und läßt ihn ganz verzagt auf die Trommel fallen. Er ist der Todeskugel gewärtig. Aber siehe! Der gerechte Gott lebt noch. Der Würfel springt mitten entzwei und es liegen sieben Augen auf der Trommel. Das ganze Regiment frohlockt: Das ist Gottes Gericht! und der nichtswürdige Ankläger wurde erschossen."

Was war das? Ein schriller Pfiff durch den heulenden Windsturm. Alle horchten hoch auf. Da erdröhnte das Fenster von einem schnarrenden Tone, daß die Scheiben klirrten und die Mädchen kreischend emporfuhren.

Man merkte bald, daß eine bekannte Hand sie necken wolle. Manche schimpften, Manche lachten. Schustersköthe aber rief durch die vom Frost geblümten Fensterscheiben: „Nur herein, wer 'n Kopf hat!"

Bald knarrte die Hausthür, und als man die Stube öffnete, lugte ein brennender Rothkopf grinsend herein. Es war Jörg Strammer aus Kirchhausen. Man hieß ihn kaum willkommen, denn Niemand mochte den losen Burschen leiden. Er aber sagte: „Wenn's erlaubt ist, will ich ein Stündchen bleiben. Vielleicht tobt sich das Schneewetter ab. Hab' Geschäfte hier gehabt, und als ich zufällig am Hause vorüberging und die schnurrenden Räder hörte, dacht' ich: „Halt, da ist Spinnstube! Sie werden dich ja wohl nicht hinauswerfen, wenn du eintrittst."

Dies sagte er mit höhnischem Lachen und setzte sich mitten unter die Mädchen, die scheu von ihm hinwegrückten.

Das von dem späten Gaste unterbrochene Gespräch wollte nicht wieder in Gang kommen. Jörg schlug ein Pfänderspiel zur Unterhaltung vor. Wie es scheine, meinte er, gehe es in den Grundauer Spinnstuben langweilig zu. Sein Vorschlag wollte jedoch keinen Anklang finden, obwohl einige Bursche ihm zustimmten. Da warf Jörg einen harten Thaler auf den Tisch und schrie: „Wenn kein Leben in Euch ist, so will ich's mal auf andere Weise angreifen. Holt Schnaps für das Geld! Schulzens Jörg will Euch bewirthen."

Ein Trunk wird selten versagt, mag er kommen, von wem es sei.

Als aber nun das volle Glas reihum ging, drängte sich Jörg immer mehr an Annlies. Plötzlich nahm er ihr den Spinnrocken weg, denn der Faden war gerissen und in die Spindel gelaufen. Er gebe ihn nicht eher zurück, bis sie ihn mit einem Kuß ausgelöst habe. Annlies sträubte sich hartnäckig, obwohl ihr von allen Seiten zugeredet wurde, sich der alten Spinnstubensitte zu fügen und den Spaß nicht zu verderben. Sie aber erklärte, den ganzen Abend keinen Faden mehr zu spinnen, wenn ihr Jörg den Rocken nicht gutwillig gebe. Da

Digitized by Google

winkte dieser mit den Augen einigen Burschen, die am fleißigsten in das wohlfeile Glas geguckt hatten, und eh' sich's Annlies versah, war sie von derben Armen umschlungen und Jörg drückte ihr, wie sie auch schalt und schmähte, einige Küsse in's Gesicht.

Annlies weinte, als man sie wieder frei ließ. Sie wurde aber ausgelacht, denn man war allseitig darüber einverstanden, eine so alberne Ziererei müsse bestraft werden.

Nun reichte ihr auch Jörg das Branntweinglas, das schon wiederholt an ihr vorübergegangen, ohne daß sie es mit den Lippen berührt hatte. Sie sollte trinken, mit aller Gewalt trinken. Als aber Jörg Anstalt machte, ihr das verhaßte Getränk, wie einem unartigen Kinde, einzuflößen, sprang sie entrüstet empor und schlug ihm das Glas aus der Hand, daß es klirrend zu Boden fiel und die Mädchen in der engen Stube schreiend auffuhren.

Jörg machte gute Miene zum bösen Spiel. Die Bursche aber beklagten den edlen Tropfen, der verschüttet worden.

Annlies wäre sofort nach Hause gegangen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, daß Jörg ihr folgen werde. Wartete sie aber bis zum allgemeinen Aufbruch, so konnte Nachbars Greth sie bis an ihr Hüttchen begleiten.

Die Flaschen wurden zu wiederholten Malen gefüllt und geleert, die Köpfe immer voller, die Späße immer derber. Endlich zog Jörg mit absichtlichem Gepränge seine Uhr hervor und verabschiedete sich, indem er mit kurzen Worten für die gute Aufnahme dankte und seinen baldigen Aufbruch mit dem weiten Weg entschuldigte, den er noch zurückzulegen habe.

Bald ertönte auch das Horn des Nachtwächters, das ortsübliche Zeichen, daß die Spinnstube geschlossen sei. Die Mädchen nahmen ihre Räder, verhüllten ihre Köpfe vor dem noch immer anhaltenden Schneegestöber und gingen, von ihren Burschen begleitet, nach Hause.

Christlieb hatte sich zu Nachbars Greth gesellt und Annlies schloß sich Beiden an. Ihr Hüttchen lag jedoch noch immer eine Strecke von Greth's Wohnung entfernt. Da sie jedoch von Jörg nichts mehr befürchten durfte, schritt sie getrost demselben zu. Und sie erreichte es ungefährdet.

Neben der Hausthür stand ein dicht verwachsener Hollunderbusch, den die Schneeflocken in ihren weißen Mantel gehüllt. Als nun Annlies mit dem Schlüssel, den sie aus einem Hühnerloche hervorgeholt, bedächtig öffnete, schien es in dem Busch zu rauschen. Erschrocken drehte sie sich um. Alsbald aber war sie von zwei kräftigen Armen umfaßt, die sie durch die offene Thüre in die dunkle Hausflur drängten.

Annlies schrie laut auf und schlug mit derben Fäusten um sich. Jörg aber — denn er war es, der dem Mädchen aufgelauert hatte — ließ sie, vom Branntwein halb berauscht, nicht aus den Armen. Die taube Lore schlief ruhig in ihrem Kämmerlein und die andern Häuser des Dorfes waren zu entfernt, als daß die schwache Stimme des geängsteten Mädchens durch den Sturm hinübergedrungen wäre.

Jörg gab ihr die süßesten Worte, daß sie doch in Ruhe ihn anhören solle. Er habe es nicht übel mit ihr vor und könne nun einmal nicht von ihr lassen. Der Hanfried werde sie auch längst vergessen haben, denn bei den Soldaten heiße es: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen.

Annlies war entrüstet über solche Frechheit und maß und wägte die Reden nicht, die sie ihm zürnend zurückgab und es gelang ihr durch das sittliche Uebergewicht, dem auch der böse Mensch nicht zu widerstehen vermag, ihn zu bestimmen, daß er sich entferne.

Sie schlug die Thüre in's Schloß und warf sich auf die Kniee, preßte die heiße Stirne an die kalte Mauer und schluchzte lange in leisem Gebet. Endlich suchte sie ihr bescheidenes Lager.

Digitized by Google

Aus dem unruhigen Schlummer schreckte Annlies in einem schweren Traum empor. Es war ihr, als ob sie auf einem unübersehbaren, leichenbesäeten Schlachtfeld stehe. Zahllose Todtenköpfe stierten sie aus hohlen Augen an. Da erhob sich eine riesige Gestalt inmitten des großen Leichenfeldes. Es schien Hanfried zu sein. Aus einer weiten Brustwunde strömte das Blut. Er winkte, daß Annlies zu ihm komme. Diese aber ward von einem scheußlichen Ungeheuer mit Löwenklauen festgehalten, daß sie nicht Athem schöpfen und kein Glied regen konnte. Und als sie dem Ungeheuer in's Antlitz sah, war es Jörg. —

Wochen gingen vorüber. Jörg machte fast täglich den Weg nach Grundau, selbst im tiefsten Schnee und in der grimmigsten Kälte. Aber er konnte seines Opfers nicht wieder habhaft werden. Annlies verließ nur in den dringendsten Nothfällen ihre Hütte. Abends saß sie hinter Schloß und Riegel und spann mit ihrer Mutter um die Wette, wie träge auch die langweiligen Stunden dahinschlichen. Nicht selten hörte sie vor ihrem niedern Fenster ein Geräusch, aber sie hütete sich wohl, dasselbe zu öffnen. Endlich wagte Jörg auch zu klopfen und zu rufen und bat mit den süßesten Schmeichelworten, daß sie doch nur einmal mit ihm reden solle. Vergebens.

Dieser ungewohnte Widerstand steigerte seine flüchtige Neigung zur rasenden Leidenschaft. Er hatte gar keinen andern Gedanken, keinen andern Wunsch mehr als die unnahbare Annlies. Alle Leidenschaften, denen er sonst fröhnte, traten vor dieser in den Hintergrund. Er ging in kein Wirthshaus, er kümmerte sich um keine Dirne, er schien fast tiefsinnig geworden zu sein.

Dieß fiel sogar seinem Vater auf, der sonst froh war, wenn ihm Jörg nicht in den Weg trat. Er fragte, was ihm fehle. Jörg gab ihm trotzig zur Antwort: „Will 'ne Frau nehmen, wenn Ihr nichts dawider habt."

Der alte Strammer stutzte, dann lachte er. „Dazu brauchst Du wahrlich nicht so ein grimmiges Gesicht zu machen. Und wer ist denn, wenn ich fragen darf, die Auserwählte?"

„Lore's Annlies in Grundau."

Der Schulze stand, als habe ihn der Schlag gerührt. Jeder Blutstropfen wich aus seinem runzeligen Gesichte. Er ballte die Faust und wollte auf Jörg losschreiten. Dann besann er sich eines Anderen, rief mit heiserem Gelächter: „Der Junge ist verrückt geworden!" und ging von dannen, als ob ihm ein Märchen erzählt worden sei.

„Ho, ho!" schrie Jörg ihm nach, „wollen doch sehen, wer der Gescheidteste ist."

Da sah er den Juden David mit seinem schmutzigen Quersack über die Straße gehen. Ein Gedanke zuckte, wie ein Blitz, durch Jörg's Gehirn. Er rief ihn heran und hielt im Pferdestalle eine lange, geheimnißvolle Unterredung mit ihm.

Als David von dannen ging, reichte er ihm die knöcherne Hand und sagte verschmitzt: „Gott's Wunder! wollen's schon mache. Ich bin ein ehrlicher Mann, die Annlies bekommst Du zur Frau. Aber fünfzig Kronenthaler; anders geht's nicht."

Jörg nickte ihm zu und legte die Hand auf den Mund. —

In den nächsten Tagen verbreitete sich das Gerücht, Konrad's Hanfried sei in Frankreich todtgeschossen worden. Man wußte nicht, woher das Gerede kam, aber es ging von Haus zu Haus, von Mund zu Mund.

Annlies erschrack zu Tode, als sie die Kunde vernahm. Sie glaubte zwar noch nicht daran, aber sie brach doch in Thränen aus und schluchzte: „Ach, mein Traum! mein Traum!"

Nächsten Morgens kam David zur alten Lore, um diese für Jörg's Wünsche zu gewinnen und wenn sie auch anfangs ihn abwies, so verstand der Jude doch, gestützt auf die Todesnachricht Hanfried's und die guten Verhältnisse der Strammer'schen Familie, die alte Frau für seinen Plan zu gewinnen. Sie übernahm es, mit ihrer Tochter zu reden.

Annlies aber wies den Antrag mit Entschiedenheit zurück. Nie werde sie

Digitized by Google

einem Manne, und wenn er der reichste wäre, ihre Hand reichen, den sie verachte, wie Jörg.

Und weder die einschmeichelnden Worte, noch die harten Vorwürfe ihrer Mutter verwochten ihren Entschluß zu ändern.

An demselben Tage — die Frühlingssonne schickte ihre ersten lächelnden Grüße zur Erde — machte sich Annlies in ihrer Bedrängniß auf, um mit Hanfried's Vater Rücksprache zu nehmen. Das Gerücht vom Tode seines Sohnes war auch ihm zu Ohren gekommen, und eine tiefe Trauer lag auf der ganzen Familie. Indessen mochte er noch nicht an die Wahrheit dieses Gerüchtes glauben. So lange der Schulze die rückständigen zweihundert Thaler nicht auszahle, dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben. Denn es werde sich der alte Geizhals nicht eine Minute eher von seinem Gelde trennen, bis er dasselbe gar nicht mehr halten könne.

„Weißt Du aber, was wir thun wollen?" sagte Konrad, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Wir gehen zum gnädigen Herrn nach Unkenrode und lassen uns erzählen, was er von den Kriegsaffairen weiß. Der schenkt uns reinen Wein ein."

Gesagt, gethan.

Herr von Unkenrode war in freudiger Aufregung, als die Beiden zu ihm kamen.

„Konrad!" — rief er seinem Schnitter zu, indem er ein Zeitungsblatt in der Hand hielt und mit hastigen Schritten in der Stube auf und ab ging — „Konrad, sie haben ihn."

Konrad hielt seinen Pelzbartel in den gefalteten Händen und fragte verwundert: „Wen denn, gnädiger Herr?"

„Nu, wen anders, als den übermüthigen Kaiser der Franzosen! Sie haben den Adler in seinem eigenen Horste angegriffen."

„Und mein Hanfried?"

„Dein Hanfried? — Nun, der wird auch mitgeholfen haben. In der Zeitung steht freilich kein Wort davon," setzte er lächelnd hinzu.

Konrad erklärte nun dem gnädigen Herrn, warum sie eigentlich zu ihm gekommen.

Dieser rückte sein gesticktes Hausmützchen von einem Ohr auf's andere, setzte sich auf das Sopha und sagte: „Darüber kann ich Euch freilich keine Auskunft geben. Indessen darf man solchen Gerüchten nicht voreilig glauben. Aber erzählen will ich Euch, wie es in Frankreich hergegangen ist und wie sich unsere Truppen so wacker gehalten haben. Sollte Hanfried nicht wiederkehren, nun so ist er für das Vaterland gestorben, und das ist ein schöner, ehrenvoller Tod.

Annlies wischte sich bei diesen Worten die Augen, der Herr von Unkenrode aber freute sich, daß er Jemanden hatte, dem er die Kriegsneuigkeiten der letzten Wochen mittheilen konnte. Er nöthigte seine Gäste zum Sitzen und begann:

„In den ersten Tagen des März drang Blücher rastlos vorwärts, nachdem er durch rasche Entschlossenheit die Stadt Soissons genommen hatte. Napoleon eilte ihm nach und erreichte nach schweren Verlusten das tapfere Heer, das sich auf den Höhen von Laon eine feste Stellung gesichert. Dennoch wagten am neunten März die Franzosen den Angriff. Mit abwechselndem Glücke wogte der Kampf den ganzen Tag hindurch. Als aber die Nacht das Feld bedeckte und der Feind schon seine Lagerfeuer angezündet hatte, drangen die Preußen auf's Neue vor und sprengten ihn mit unwiderstehlichem Ungestüm in die Flucht. Ein lustiger Siegesjubel drang durch die Nacht; ich hätte mögen dabei sein!"

„Der rastlose Blücher eilte dem französischen Heere nach und drohte es zu vernichten. Da wendete sich Napoleon gegen Schwarzenberg, der mit seinen Schaaren am Aube-Flusse stand. Am zwanzigsten März kam es bei Arcis zu einem blutigen Gefecht. Die Feinde wichen. Napoleon aber stellte sich mit gezücktem Degen an ihre Spitze und trieb sie muthig in den Kampf. Sein Pferd wurde von einer Kugel getroffen und gegen den Lanzenangriff eines Kosaken

Digitized by Google

konnte er sich nur dadurch retten, daß er ihm seine Pistolen in's Gesicht schoß. Am folgenden Tage standen beide Heere in Schlachtordnung gegenüber. Es sollte zur Entscheidung kommen. Siehe, da löst'te sich plötzlich die französische Schlachtreihe auf; die Heeresmassen zogen sich ohne Schwertstreich zurück. Napoleon hatte einen andern Kriegsplan entworfen. Er wollte durch unablässige Einzel-Kämpfe die verbündete Armee aufreiben. Das ganze Land war durch heimliche Botschafter in Aufruhr versetzt und schnitt die Zufuhren ab, so daß Napoleon, während er selbst am Rand des Abgrundes schwebte, in stolzer Verblendung alle Friedensunterhandlungen abbrach."

„Die Verbündeten aber beschlossen in guter Zuversicht, schnurstracks nach Paris vorzudringen. In Euern Händen, ihr Krieger! — redete Fürst Schwarzenberg die kampfesmuthigen Schaaren an — liegt jetzt das Schicksal der Welt; auf Euch sind die Blicke von ganz Europa gerichtet. Vorwärts mit Gott!"

„Und die Krieger, die in den letzten Monaten unerhörte Mühseligkeiten ausgestanden hatten, jubelten laut: „Nach Paris!" Nun ging es im freudigen Wettlauf gegen die Hauptstadt, die noch vierzig Stunden entfernt war. Die Märzsonne schien erquicklich vom heiteren Himmel hernieder; die Regimentsmusiken spielten lustige Weisen auf; alles Ungemach war vergessen. Und sieh', am neunundzwanzigsten März, nachdem sie noch einige Kämpfe siegreich bestanden, lag „die Hauptstadt der Welt" vor ihren freudigen Blicken."

„Dieß hatte sich Napoleon nicht versehen. Als ihn die Schreckenskunde erreichte, eilte er seinem Heere voraus und vernahm aus weiter Ferne den Donner der Schlacht, die eben vor Paris geschlagen wurde. Der Kampf war hartnäckig und lange unentschieden. Als aber die Gefahr immer näher und näher rückte, nahmen des Kaisers Anhänger, die bis jetzt noch die Stadt vertheidigt hatten, Reißaus. Bald stand das ganze Bundesheer auf den Höhen, die es erobert hatte, und wollte nun mit gefälltem Gewehr die Schlagbäume sprengen. Da bat die stolze Stadt um Schonung und ergab sich den kühnen Siegern!

„Am letzten Tage des März hielten die verbündeten Herrscher ihren Einzug in Paris." —

Wiederum waren einige Wochen vorübergegangen. Immer günstiger gestalteten sich die Nachrichten aus Frankreich. Aber Hanfried ließ nichts von sich hören und sehen. Nur der Jude hatte wiederholte Versuche bei der alten Lore gemacht. Wie aber auch diese zuredete, Annlies wies jedes Anerbieten mit standhafter Treue zurück.

Am ersten April des Jahres 1814 hatten die verbündeten Herrscher das französische Volk aufgefordert, eine andere Regierung zu wählen, da sie mit Napoleon nicht unterhandeln würden. Und siehe, schon am folgenden Tage erklärte der Senat, im Namen von ganz Frankreich, dessen Absetzung. So geht es, wenn man sich auf Menschen verläßt!

Napoleon hatte sich in sein Lustschloß Fontainebleau geflüchtet. Dort traf ihn die Schreckenskunde wie ein Donnerschlag. Er war vernichtet. Tausend Pläne durchkreuzten seine sturmbewegte Seele. Als ihm aber seine Soldaten, auf deren Schwert er all' seine Hoffnung setzte, den Gehorsam aufkündigten, da war sein Trotz gebrochen und ein Strom von Thränen — vielleicht die ersten, die er geweint! — entstürzte seinen Augen. Gott hatte gerichtet. Nicht einmal seinem Sohne, dem Könige von Rom, konnte er die Krone retten.

Am sechsten April ward das alte Königsgeschlecht zurückgerufen und am zwanzigsten desselben Monats verließ Napoleon, nach einem schmerzlichen Abschied, das französische Reich, um sich auf der Insel Elba an der italienischen Küste niederzulassen, die man ihm großmüthig zum Wohnsitz angeboten hatte.

Nun war der Mann beseitigt, der mit ehernem Fuße über die Erde gegangen und Tausende und Abertausende durch seinen unersättlichen Ehrgeiz unter die Erde gebracht hatte. Am dreißigsten Mai schloß Europa mit Frank-

Digitized by Google

reich den ersten Pariser Frieden unter den günstigsten Bedingungen, die das eroberte Land nur erwarten durfte.

Die verbündeten Heere zogen siegesfreudig der Heimath zu, überall von begeistertem Jubel empfangen. Freilich standen auch Viele an den Straßen, mit starren Blicken die vorüberziehenden Reihen musternd, und wenn sie die nicht fanden, welche sie mit klopfendem Herzen suchten, brachen sie in lauten Jammer aus. Ach, der Triumphzug war theuer erkauft! Tausende und aber Tausende schliefen in fremder Erde, um nimmer wieder aufzustehen. Sie waren der Ruhmsucht eines unersättlichen Eroberers, sie waren aber auch der Freiheit des deutschen Vaterlandes zum Opfer gefallen. Friede ihrer Asche, Ehre ihrem Gedächtniß!

Annlies weinte Tag für Tag. Hanfried kam nicht wieder. Sein Vater war in die Stadt gegangen und hatte sich bei den rückkehrenden Kameraden nach ihm erkundigt. Er war nach dem nächtlichen Kampfe in Etoges vermißt worden. Den Einzug in Paris hatte er nicht mitgefeiert. Es litt keinen Zweifel mehr, Hanfried war todt. Die Seinigen betrauerten ihn und verfolgten Strammer's Jörg, für den er sich geopfert hatte, mit gehässigen Blicken. Der alte Herr von Unkenrode aber tröstete Hanfried's Vater, er solle stolz darauf sein, daß er einen so wackeren Sohn erzogen, der mit seinem Blut die tausendjährige Eiche der deutschen Freiheit getränkt habe.

Eines Tages kam der Jude David zu Konrad und holte aus seinem Quersack einen ledernen Beutel, der mit harten Kronenthalern gefüllt war.

Es war Strammers Blutgeld, das er dem alten Konrad zuschickte, ohne darum gemahnt worden zu sein. Nun war keine Hoffnung mehr an Hanfried's Rückkehr. Der jammernde Vater mochte das Geld nicht berühren. Es war, als ob es ihn an die Finger brenne. Aber der Jude ließ nicht nach, bis er es in den Tischkasten geworfen und eine Empfangsbescheinigung ausgestellt hatte.

Wie aber war der filzige Schulze dazu gekommen, gutwillig die nicht unbeträchtliche Summe auszuzahlen? Drehte er doch sonst jeden Pfennig zwei- und dreimal in der Hand herum, bevor er ihn von sich gab.

Jörg war nicht auf den Kopf gefallen. Er hatte einst seinem Vater erzählt, daß ein blessirter Franzose sich zum Unkenteich geflüchtet habe. An demselben Abend war sein Vater heimlich fortgeschlichen und in keuchender Hast, als ob er von einem bösen Geiste getrieben werde, zurückgekehrt. Jörg, der es aus dem Pferdestalle mit angesehen, war darüber stutzig geworden. Er kletterte leise am Fenster empor und gewahrte, wie sein Vater eine volle Geldkatze schmunzelnd in seiner Bettlade verschloß.

Jörg hatte genug gesehen. Er reimte sich die Geschichte zusammen, wie sie ohngefähr war. Kein Laut davon kam über seine Lippen, aber er hatte nun seinen Vater in der Hand. Hatte er ihm früher kein gutes Wort gegeben, so mußte der Alte jetzt vollends nach der Pfeife des Sohnes tanzen. Jörg sagte ihm zwar niemals, was er wisse; wenn er jedoch seinen Willen durchsetzen wollte, so spielte er nur mit höhnischem Lachen auf den Unkenteich an. Der Alte stutzte, ballte die Faust — und that, was sein Sohn verlangte.

Als derselbe seine Hand nach Annlies ausstreckte, hatte es freilich einen schweren Kampf gekostet. Mit leisen Anspielungen vermochte Jörg den harten Sinn des Vaters nicht zu beugen. Er mußte ihm geradezu drohend entgegentreten. Da aber Jörg von Ketten und Banden sprach, da er sogar mit verruchter Schadenfreude seinem Vater den Galgen vormalte, brach dieser, wie ein geknicktes Rohr, in sich selbst zusammen und lallte mit heiserer Stimme: „Mach zum Teufel, was du willst, du ungerathener Bursche!“ Dieß war Strammers Jawort.

Jetzt hatte denn auch Jörg getrieben, daß an Handfried's Vater die noch rückständige Einstandssumme abbezahlt werde, denn er berechnete gar wohl, daß damit auch der letzte Hoffnungsfaden reiße, der etwa noch an Hanfried's Rückkehr geknüpft sei.

Nun begannen Jörg's Bewerbungen um Annlies, die eine Zeitlang geruht

Digitized by Google

zu haben schienen, mit neuem Eifer. Je höher die Sonne stieg, desto weniger konnte sich das trauernde Mädchen hinter Dach und Fach verschlossen halten. Ihre Geis meckerte nach grünem Futter. Die Mutter trieb sie, hinauszugehen in Wald und Feld, um einen Korb voll jungen Grases heimzutragen. Dies wiederholte sich öfters, und es konnte nicht fehlen, daß der auflauernde Jörg Gelegenheit fand, mit ihr zu sprechen. Aber er war so bescheiden, so schüchtern geworden, daß sie ihn kaum wieder erkannte.

„Hast dich noch nicht besonnen, Annlies?“ fragte er sie eines Tages, als er ihr im Feld begegnete. „Du weißt, daß ich nicht von dir lassen kann. Hättest du nicht ein Herz von Stein, bei Gott — bei Gott!“ —

Er konnte nicht weiter reden, so ergriffen schien er zu sein. Dabei sah er so gutmüthig aus, als ob die lautere Wahrheit aus ihm spräche.

Annlies war gerührt und konnte sich nicht enthalten, ein freundliches Wort zu sagen, wenn sie auch auf seine Rede nicht einging. Dieß nahm er wohlgefällig auf, ohne jedoch einen Finger nach ihr auszustrecken. Als sie mit ihrem belasteten Korbe weiter ging, rief er ihr nach: „Leb wohl, Annlies. Wenn du bei deinem Sinne bleibst, spring' ich in den Unkenteich.“

Das Mädchen zuckte zusammen, als sie diese Drohung hörte. Sie glaubte zwar nicht, daß er Ernst machen werde, aber es that ihr doch wohl, daß sie von dem reichsten Burschen geliebt und begehrt sei.

Mit dem wiederkehrenden Sommer verrichtete sie ihre Schnitterarbeit in Unkenrode, nach wie vor. Die mit ihr zum Tagelohn gingen, verspotteten sie nicht selten wegen ihrer stillen Traurigkeit. Sonst war sie die lustigste Dirne der ganzen Schaar, und wenn Alle die Köpfe hingen, Annlies hatte immer ein scherzhaftes Wort auf ihren Lippen. Jetzt trug sie, um den Bräutigam trauernd, ein schwarzes Kopf- und Brusttuch; das Feuer ihrer Augen war erloschen und ihr Mund verstummt.

Dann kam wohl bei der gemeinsamen Arbeit auch die Rede auf Strammer's Jörg, wie er ein ganz Anderer geworden, seitdem er sein Auge auf Annlies geworfen, — dies war im ganzen Dorfe kein Geheimniß mehr — und wie man es gar nicht begreifen könne, daß sie das dargebotene Glück nicht mit beiden Händen festzuhalten suche. Wer wisse, ob jemals ein Anderer komme, denn die armen Mädchen seien nicht Jedermanns Kauf; wenn sie aber eine alte Jungfer geworden sei, werde sie ihre Widerspenstigkeit schon bereuen.

Während Annlies in Unkenrode arbeitete, schlich auch der Jude öfter zur tauben Lore. Es war eine schwere Aufgabe, mit ihr zu verhandeln. Aber David war eben so schlau als unermüdlich, wenn es galt, ein Geschäft zu machen. Lore war mit seinem Vorschlage einverstanden und versprach, „das alberne Zieräffchen“, wie sie ihre Tochter nannte, schon noch „zur Räson zu bringen.“

Ehe sie jedoch diesen Vorsatz ausführen konnte, wurde sie von einer schweren Krankheit darniedergeworfen. Annlies pflegte ihre Mutter getreulich. Da sich aber die Krankheit in die Länge zog, mußte sie die Arbeit in Unkenrode aufgeben. Wovon nun leben? Die Summe Geldes, die Hanfried zurückgelassen hatte, war theilweise verausgabt, weil eine nothwendige Reparatur der baufälligen Hütte nicht länger hinausgeschoben werden konnte, wenn sie den armen Leuten nicht über dem Kopf zusammenbrechen sollte. Jetzt ging Annlies zum Doctor und zum Apotheker, und konnte nicht mit leeren Händen kommen. Auch brauchte die kranke Mutter zuweilen eine kräftige Suppe, während sie sich sonst mit einem Stückchen Brod oder mit einem Teller voll Kartoffeln begnügt hatte. So wurde denn ein Thaler nach dem andern aus der Sparkasse geholt, und Annlies fragte sich mit Angst und Sorgen, was da werden solle, wenn der letzte Groschen verausgabt sei.

Da konnte es nicht fehlen, daß die Rede zwischen Mutter und Tochter öfter auf Jörg's Bewerbung kam. Die alte Frau sagte mit thränenden Augen, daß sie nicht eher sterben könne, als bis Annlies Ja gesagt, und sie dadurch die Beruhigung gewonnen, daß sie nicht verlassen sei.

Digitized by Google

Annlies schluchzte und wies auf ihr schwarzes Halstuch.

„Alles hat seine Zeit," sagte die Mutter mit schwacher Stimme, „auch deine Trauer um Hanfried. Und wenn du eine Wittwe wärst, so legtest du nach einem Jahre die Trauerkleider ab. Bald ist ein Jahr herum, seit Hanfried die Muskete nahm. Wirst du dann Ja sagen, wenn Jörg dich haben will?"

Die Mutter legte ihre abgezehrten Hände auf den Kopf der Tochter, die sich zu ihr niedergebeugt hatte.

Da aber Annlies schwieg, sagte Lore auf's Neue — und ihre Stimme war ängstlich und zornig geworden: „Wirst du Ja sagen, daß ich ruhig sterben kann?"

Annlies hob ihren Kopf empor, schaute die Mutter mit starren Thränen schweigend an und — nickte leise.

„Gott sei Dank!" sagte Lore mit einem tiefen Seufzer und faltete die Hände zum stillen Gebet. —

Bald vernahm der spionirende Jude die frohe Kunde, die er schleunigst Jörg hinterbrachte.

Am nächsten Tage schickte derselbe kräftige Speisen und ein Fläschchen Wein, damit sich die alte Lore erquicke und stärke.

Abends kam er selbst. Die kranke Mutter empfing ihn mit herzlichem Gruß. Annlies schlich in die Küche hinaus und weinte.

Als sie aber von der Mutter in das Stübchen gerufen und feierlich gefragt wurde: ob es dabei verbleibe, was sie ihr versprochen habe? knickte Annlies fast zusammen. Da richtete sich ihre Mutter ächzend empor und blickte sie mit stieren Augen an. Und Annlies lispelte kaum hörbar: „Ja!"

Jörg wollte sie in seiner Herzensfreude umarmen. Sie aber drängte ihn mit feierlichem Ernst zurück und sprach: „Noch nicht. Erst wenn das Trauerjahr zu Ende ist."

Der ungeduldige Bräutigam versuchte ihr „die Grille" auszureden. Vergebens. Auch nicht einmal zu einer festlichen Verlobungsfeier konnte er Annlies bereden. „Es bleibt dabei, was ich gesagt habe!" Damit beruhigte sie ihn.

Jörg und Annlies galten nun als Brautleute und wurden von allen Seiten beglückwünscht. Annlies schwieg, Jörg lächelte dazu. Die taube Lore schien von Neuem aufzuleben. Aber es war nur das letzte Flackern des erlöschenden Lichtes. Eines Morgens war sie sanft entschlummert und Annlies drückte ihr weinend die Augen zu.

Der alte Strammer, mit dem Annlies nach ihrem stillen Verlöbniß noch kein Wort geredet hatte, war zur Leiche herübergekommen. Dieß that dem Mädchen wohl; und als er zu ihr sagte: „Thut mir Leid, daß du betrübt bist!" reichte sie ihm herzlich die Hand und schluchzte: „'s ist Gottes Wille gewesen."

Nach der Rückkehr vom Friedhofe sagte der Schulze: „Kannst nun mit uns nach Kirchhausen geh'n. Was willst du in deinem Häuschen allein? Es ist jetzt Michelstag, und wie mir Jörg gesagt hat, wollt ihr nach dem Neujahr Hochzeit machen. In Gottes Namen." Dabei zwinkerte er mit seinem lebenden Auge, daß man nicht wußte, ob er lache oder weine.

Gegen den vorherigen Wegzug aus ihrem Häuschen wehrte sich Annlies auf das Entschiedendste.

Der Schulze meinte zwar, in *seinem* Hause dürfe das schon sein, aber Annlies blieb bei ihrem Entschlusse; ja, sie verbat sich auch Jörg's Besuche in ihrer einsamen Hütte so ernstlich, daß der alte Strammer vor dem Mädchen Respekt bekam. „Die hat Haare auf den Zähnen," dachte er bei sich selbst, und wird meinem Jungen schon den Kopf zurecht setzen."

Und *Hanfried*? — Seine militärische Laufbahn war eben so trübselig als kurz. Nach fast übermenschlichen Strapazen waren die jungen Rekruten zur großen Armee gestoßen, als sich dieselbe bald darauf trennte. Hanfried war der

Digitized by Google

Blücher'schen Heeresabtheilung eingereiht worden, die Napoleon durch eine kühne Seitenschwenkung zum Rückzug trieb. Völlig erschöpft, vermochte er sich auf dem anstrengenden Marsche kaum noch in der Linie zu halten. Es war Nacht geworden und die Lichter eines Dorfes blickten herüber. „Gott sei Dank!" seufzten die müden Krieger, die fortwährend von den blänkelnden Franzosen beunruhigt wurden, „nun wird uns doch wohl die lang ersehnte Rast gegönnt werden."

Aber in dem Dorfe — es war Eloges — hatten sich bereits die Feinde festgesetzt und empfingen die heranziehenden Preußen, wie wir bereits erzählt, mit einem so mörderischen Feuer, daß sich dieselben kaum durchzuschlagen vermochten.

Und in derselben Nacht und in demselben Dorfe war's, da Hanfried von einer feindlichen Kugel getroffen, zwischen seinen Kameraden niedersank. Sie vermißten ihn kaum, denn Jeder hatte mit sich selbst zu thun. Und nicht einmal ein Schmerzensschrei entfloh seinen Lippen. Als er sich auf dem Boden wälzte, griff er stöhnend nach dem Herzen, denn ein warmer Blutstrom entquoll seiner Brust. Das Getümmel des Kampfes tobte um ihn her, — er hörte es nicht. Die Sinne waren ihm geschwunden. —

Als der Morgen dämmerte und die Soldaten abgezogen waren, öffnete sich da und dort eine Thüre, und es dauerte nicht lange, so füllten die Bewohner des Dorfes alle Gassen, um sich für die Schrecken der Nacht durch willkommene Beute zu entschädigen.

Hier ächzte ein Verwundeter und flehte um einen Tropfen Wasser. Da lagen die Todten mit stieren Augen und aus ihren verzerrten Zügen grinste noch der Schmerz des letzten Kampfes. Dort lugten Einzelne aus den Schuppen heraus, in die sie vor dem feindlichen Grimme und vor dem nächtlichen Froste sich gerettet hatten.

O, der Krieg ist ein Ungeheuer, vor dessen grausigen Blicken des Menschen Brust versteinert oder — verblutet!

Mitleidige Frauen jammerten und weinten, wenn sie rings die Todtenernte sahen, die des Krieges Schwert gemäht; hartherzige Männer jubelten, wenn ein werthvoller Fund in ihre Hände fiel.

Die Leichen wurden fortgetragen und mitsammen Freund und Feind in eine tiefe Grube gebettet.

Auch Hanfried war in einem Strohlager gefunden worden, in das er sich eingewühlt hatte. Man zog ihm eine silberne Uhr aus der Tasche — sonst trug er nichts Werthvolles mit sich.

Als man ihn aber emporraffte, zuckte noch ein Krampf durch seine Glieder, daß ihn die erschrockenen Träger niederwarfen.

Ein junger Mann, den sie Gerard nannten, beugte sich über ihn, der wieder Zeichen des Lebens gab, und sagte mitleidig: „Er ist noch nicht todt."

„Wird's auch nicht lange mehr machen. Sollen wir ihm den Gnadenstoß geben? Es ist ein Deutscher!"

Als einer der Träger so sprach und drohend die Hand emporhob, worin er die erbeutete Taschenuhr hielt, griff Gerard hastig nach dem Band, das um die Uhr geschlungen war. Ehe er's jedoch erfaßte, schaute er dem Krieger, der fast leblos vor ihm lag, noch einmal in das bleiche Angesicht.

„Wahrhaftig, er ist's!" rief er aus. „O mein Retter!"

Damit kniete er nieder und hob den schweren Kopf empor und fühlte nach dem leise schlagenden Herzen.

Darauf bat er die Umstehenden, daß sie den Verwundeten vorsichtig in sein Haus tragen möchten, denn es sei der ehrliche Bursche, — er habe ihnen ja die Geschichte schon oft erzählt — der ihm in Deutschland das Leben gerettet.

Die versammelte Menge ward von einer lebhaften Theilnahme ergriffen, als sie dies hörte. Denn Gerard war einer der angesehensten Bewohner des Dorfes und von Allen gern gelitten. Man vergaß, daß sein unglücklicher Freund den preußischen Kriegsrock trug. Zehn Hände waren bereit und geschäftig, den Verwundeten in Gerard's Haus zu tragen.

Digitized by Google

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß die Wunde nicht tödtlich sei. Doch habe der starke Blutverlust den armen Burschen bis zum Tode erschöpft. Wenn er das Leben, trotz der kalten Nacht, die er hilflos unter freiem Himmel gelegen, davon bringe, so müsse Gott ein Wunder thun.

Und er that dieses Wunder.

Hanfried wurde mit sorglicher Liebe gepflegt. Noch an demselben Tage schlug er die Augen auf und eine stille Verklärung lag auf seinen bleichen Zügen, als sich Gerard mit freundlichen Worten über ihn beugte. Ob er ihn erkannt habe, wußte man nicht.

Bald aber schloß er die Augen wieder, von wilder Fieberhitze durchglüht. Die Wunde war verbunden worden und erregte keine Besorgnisse. Dagegen schien sich eine langwierige Krankheit zu entwickeln, die sich leider! zu einem gefährlichen Nervenfieber gestaltete. Die wochenlangen Strapazen, die ungenügende Verpflegung, der anstrengende Marsch, die aufregenden Kämpfe und zuletzt die schwere Wunde: es war kein Wunder, wenn auch der kräftigste Körper solchen Einflüssen erlag.

Wochenlang schwebte Hanfried am Rand des Grabes, aber er wußte nichts davon. Bald phantasierte er in rührenden Klagen von der fernen Heimath, bald kos'te er mit Aunlies, als ob er sie in den Armen hätte, bald sang er einen Kriegsmarsch, wie wenn er dem Feind entgegen rücke. Meistens lag er jedoch in einem träumerischen Halbschlummer und achtete auf nichts, was um ihn her vorging.

„Aber, Susette! — sagte die Mutter des Hauses, eine alte biedere Wittwe, zu ihrer einzigen Tochter, die dem Kranken gerade wieder einen Löffel voll Arzenei einflößte — „mein Kind, du wirst nicht rasten, bis du selbst darnieder liegst. Gönnst du dir doch Tag und Nacht keine Ruhe, den armen Burschen zu pflegen, und siehst mir schon so elend aus, daß ich mich recht um dich ängstige."

„Nicht doch!" erwiederte die Tochter mit heiterem Lächeln. „Gott wird schon helfen. Hat er nicht meinem Bruder das Leben gerettet? und wollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?" —

Endlich, endlich schlug Hanfried eines Morgens nach ruhigem Schlummer die Augen auf und blickte verwundert, aber mit klarem Bewußtsein, um sich her. Als er die französischen Laute hörte, womit Susette ihn anredete, schrack er zusammen und rieb sich die Stirne, als ob er nachdenken wolle, was mit ihm geschehen sei. Er konnte sich der letzten Vergangenheit durchaus nicht erinnern und richtete verschiedene Fragen an Susette, welche diese aber nicht beantworten konnte, weil sie die deutsche Sprache nicht verstand.

Jetzt trat Gerard zur Thür herein und gewahrte die erfreuliche Veränderung, die mit Hanfried vorgegangen. „Gott sei Lob und Dank!" rief er aus, indem er an das Krankenbett trat und dem Genesenden die Hand entgegenstreckte. Dieser schaute freudig empor. Ein verklärtes Lächeln zuckte über sein bleiches Gesicht. War es ihm doch manchmal im Traume gewesen, als ob der französische Soldat vor ihm stehe, den er am Unkenteiche gefunden. Nun war der Traum zur Wirklichkeit geworden!

Indessen ging es mit Hanfried's Genesung recht langsam vorwärts. Als er jedoch so weit erstarkt war, daß er wieder ein zusammenhängendes Gespräch führen konnte, theilten sich die beiden Freunde ihre Erlebnisse mit.

Gerard war, nachdem ihn Hanfried auf den Heimweg geleitet, in rastlosen Nachtmärschen dem vorausgezogenen Heeren nachgeeilt. Die Entbehrungen, die er dabei erlitten, die Gefahren, die er bestanden, — er konnte Stunden lang davon erzählen. Endlich war es ihm nach tausendfachen Mühseligkeiten gelungen, die französische Grenze zu erreichen, ohne dem nachsetzenden Feind in die Hände zu fallen. Er meldete sich bei seinem Regimentscommando und ward zum Unterofficier befördert.

Auf dem langen Marsche hatte er der Wunde, die er bei Kirchhausen davon getragen, keine Aufmerksamkeit geschenkt. Sie war aber schlimmer geworden

Digitized by Google

und verursachte ihm fast unerträgliche Schmerzen. Da bat er um Urlaub, daß er die langwierige Heilung in seinem nahen Heimathdorfe abwarten könne. Sie wurde ihm gewährt, bis er genesen sei. So war er nach Etoges gekommen, wo seine Familie ein ansehnliches Bauerngut besaß, und durch Gottes wunderbare Fügung der Retter seines Retters geworden.

Seitdem war Friede geschlossen. Obgleich er, ein treuer Soldat, seine Genesung gemeldet, so hatte man bis jetzt ihn doch nicht wieder einberufen.

Die Uhr, die er einst Hanfried geschenkt, war das Erkennungszeichen geworden. Er gab sie ihm zurück, nachdem er sie um doppelten Preis eingelöst, und sagte herzlich: „Wollte Gott, du könntest bei uns bleiben, Hanfried! Meine Mutter ist alt, und wenn ich wieder unter's Gewehr treten muß, wer soll die Wirthschaft besorgen? Ich will Dich wie meinen Bruder halten. Bleibe bei uns!"

Hanfried aber schüttelte wehmüthig und sagte: „Ich kann nicht." Was ihn aber in die Heimath zog, das sagte er nicht. Wenn er jedoch vor dem Hause saß, um frische Luft zu schöpfen, und die letzten Strahlen der Abendsonne ihn umspielten, sang er leise vor sich hin:

„Nein, ich will dich nie vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Sollte ich auch unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein;
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein,
Das ein Lied thut wiegen ein!"

So kam der Sommer herbei. Aber Hanfried war noch immer nicht kräftig genug, um an den weiten Heimweg denken zu dürfen. Er wurde in dem lieben Hause immer heimischer. Mit Gerard's Kleidern angethan, ging er allmälig hinaus in's Feld und unterzog sich leichten Arbeiten, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte.

Susette, die ihn so treulich gepflegt, hing wie eine zärtliche Schwester an ihm. Ja, aus ihren feurigen Augen blitzte zuweilen eine Leidenschaftlichkeit, daß dem ehrlichen deutschen Blute vor der französischen Schwesterliebe fast bange ward. Wenn er von der Heimath sprach, hielt ihm Susette den Mund zu und schien sich immer mehr in den Glauben hineinzuleben, daß er nimmer scheiden werde.

Und doch nagte eine unauslöschliche Sehnsucht an seinem treuen Gemüth. Wie reizend auch Susette war, wie lockend sie ihm auch in die Augen blickte, er konnte seine Annlies nicht vergessen, und wenn ihm Gerard sein ganzes Bauerngut hätte abtreten wollen.

Gegen den Herbst hin fühlte sich Hanfried wieder vollkommen hergestellt. Die Rosen blühten auf seinen Wangen frischer als je. In dem schmucken Rocke, den er trug, und mit dem Schnurrbärtchen, das ihm gewachsen, war er ein gar stattlicher Bursche, der einem so raschen Blute, wie es durch Susette's Adern rollte, wohl gefallen mochte.

Gerard verhehlte sich nicht, wie die Neigung seiner Schwester allmälig zur Leidenschaft wuchs. Als nun die Blätter von den Bäumen fielen und Hanfried sich ernstlich zur Heimkehr schickte, sagte Gerard in einer traulichen Stunde: „Hanfried, meine Schwester liebt Dich. Nimm sie zum Weibe und bleibe bei uns!"

Dieser aber entgegnete rasch: „Mein lieber Freund! schon morgen schlägt die Trennungsstunde. Dein Wort beschleunigt sie. Ich habe eine Braut daheim zurückgelassen, die mich mit Thränen erwartet. Soll ich ihr untreu werden?"

Gerard drückte ihm schweigend die Hand.

Hanfried schied, von herzlichen Segenswünschen, von heißen Thränen begleitet. Seine Montirung ließ er in Etoges zurück, damit er ungefährdet die Heimath erreiche. Dagegen hatte ihm Gerard die Taschen gefüllt, daß er nicht Mangel leide, und Susette schluchzte ihm nach: „Wenn es dir daheim nicht gefällt, kömmst du wieder."

Digitized by Google

Hanfried nickte und schwenkte sein Taschentuch zum letzten Gruße. Als er aber um die Ecke des Hauses getreten, drückte er es vor die Augen, daß der ihn bis zur nächsten Stadt begleitende Gerard seine Thränen nicht sehe. —

In Kirchhausen war ein fröhliches Treiben. Grelle Musiktöne und wildes Jauchzen schallten weit über das Dorf hinaus.

Da schritt ein Wanderer die Straße herab. Er hinkte, und gönnte sich doch keine Rast. Leuchtend waren seine Blicke auf die Kirchthurmspitze gerichtet, die durch die kahlen Bäume ihn gar traulich grüßte. Als einzelne Trompetenstöße sein Ohr erreichten, stutzte er. Was sollte das sein. Er rechnete an den Fingern hin und her. Richtig! es war Kirchweih im nahen Dorfe, und um so hastiger schritt er nun demselben zu.

Sollte er mitten auf den Anger treten und seinen Jugendfreunden entgegenrufen: Seht, da bin ich wieder? — Nein, es trieb ihn in des Vaters Hütte, an des Vaters Herz.

Der alte Konrad griff verlegen an seinen Bartel, als der fremde Herr mit militärischem Gruße vor ihm stand. Aber nur einen Augenblick. Dann fiel er mit jubelndem Ausdruck: „Hanfried! mein Hanfried!" dem Sohne in die Arme. Und als nun seine Geschwister und bald auch Nachbarn und Freunde das kleine Stübchen füllten, hörte Konrad nicht auf, zu jubeln: „Seht, er war todt und ist wieder lebendig, er war verloren und ist wiedergefunden worden!"

Als der erste Freudenrausch vorüber war, fragte Hanfried nach Annlies. Da verstummten Alle und sahen sich einander an, als wüßten sie nicht, was sie antworten sollten. Hanfried erschrack. „Sie ist doch nicht krank, oder gar — ? Das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

„O nein, sie ist gesund, aber — ihre Mutter ist todt."

Dieß beklagte Hanfried aufrichtig, ohne jedoch von der Nachricht ergriffen zu sein. Als er aber weiter forschte, — nun, da erfuhr er nach mancherlei Abschweifungen Alles, was sich in seiner Abwesenheit begeben hatte.

Hanfried saß stumm und starr. Er wollte nicht glauben, was er gehört. Sein Vater aber tröstete ihn und entschuldigte Annlies. „Sie hat wahrlich nicht anders gekonnt. Hab' die Arme oft bedauert, da sie nicht Ja sagen wollte und zuletzt doch mußte. Und noch immer will sie von Jörg nichts wissen. Sie ist nicht 'mal zur Kirmeß heraufgekommen, obgleich Strammer, wie mir Nachbar Velten sagte, zweimal nach ihr geschickt. Sie trauere um ihre Mutter, hat sie sagen lassen."

„Jörg — fuhr Hanfried's Bruder fort — ist wüthend darüber geworden. Und da ist er zum Tanz gegangen und hat's in früherer Weise getrieben."

„Nein!" fuhr Hanfried wild empor, „der Bube darf Annlies nicht haben!"

Sein Vater suchte ihn zu beruhigen und die Geschwister wollten ihn mit sich zum Tanze nehmen. Hanfried wies auf seine wunden Füße und blieb daheim. Aber mehr als die Füße schmerzte ihn sein wundes Herz.

Er saß bei seinem Vater und erzählte, was ihm begegnet war. Dieser wurde nicht müde, zu fragen und zu hören, bis die Dämmerung hereinbrach.

Als sie nun so im Zwielicht saßen, horch! da huschten flüchtige Füße über den Hof. Die Thür ward aufgerissen und — Annlies lag an Hanfried's Brust. Er aber wußte nicht, ob er das laut weinende Mädchen umschlingen oder von sich stoßen sollte.

Als sie die Sprache wieder fand, sagte sie mit freudezitternder Stimme: „Nun ist Alles gut. Ich hab' Dich wieder und ein Centnerstein ist mir vom Herzen gewälzt. Und wenn Schulzens Jörg mir Alles böte, ich mag ihn nicht."

Wie von dem ersten Sonnenstrahl das Frosthäutchen schmilzt, das eine rauhe Frühlingsnacht auf den Bach gelegt, so schmolz Hanfried's Groll vor der warmen Liebe, womit Annlies ihm entgegen kam. Ehe der Mond aufging, waren sie wieder ein Herz und eine Seele.

Annlies erzählte, wie Nachbars Greth in Kirchhausen zum Tanz gewesen.

Digitized by Google

Da habe sich die Nachricht verbreitet, Hanfried sei wiedergekommen. Schnurstracks wäre sie nach Grundau gelaufen und hätte es ihr gesagt, und sie sei fast in Ohnmacht gefallen. Nun habe sie sich aufgemacht, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Grethe wahr geredet. Sie sei gelaufen, daß ihr fast der Athem ausgegangen, vollends als sie am Unkenteich den Jörg gesehn, der spornstreichs nach Grundau zu marschirt. Sie habe einen Umweg genommen, daß sie ihm nicht begegne. Als er sich aber auf der Höhe umgedreht, habe er sie durch eine Lichtung des Erlenbusches erkannt. Da hätte sie gehört, wie er laut gerufen: „Annlies, Annlies, wart' doch. Ich will mit dir reden." Sie aber hätte nicht darauf gehört und sei nur um so flüchtiger geworden, als ob ihr ein Gespenst auf die Fersen trete, und habe mit dem letzten Athemzug Konrad's Hütte erreicht. Ob ihr Jörg gefolgt, wisse sie nicht."

Die Kirchmeß ging vorüber, während Hanfried seine wunden Füße pflegte. Jörg hatte sich recht lustig gemacht und schien sich um Annlies nicht mehr zu kümmern. Dennoch lebte diese in steter Angst und Furcht und wagte ohne schützende Begleitung ihr Häuschen nicht zu verlassen.

„Wart, dem Dinge wollen wir bald ein Ende machen!" sagte Hanfried. „Ich will zum Pfarrer gehen und das Aufgebot bestellen."

Annlies hatte Bedenken, ob der alte Strammer den Trauschein herausrücke.

„Das muß er wohl! Ich zahle für Dich zweihundert Thaler Einzugsgeld, die ich redlich mit meinem Blute verdient habe. Mein Vater hat sie in die Sparkasse gelegt und kann sie jeden Tag holen."

Hanfried machte sich auf und ging zum Schulzen. Jörg, der vor der Scheuer stand, durchbohrte ihn fast mit seinen giftigen Blicken. Hanfried ließ sich das nicht anfechten und trug mit kurzen Worten dem alten Strammer sein Begehren vor.

„Was?" schrie dieser ihm zornig entgegen: „Du kömmst schon wieder mit den alten Mucken? Hoho! denk' nur nicht, daß der alte Strammer mit sich spaßen läßt. Das Geld, das du zahlen willst, hast du noch gar nicht verdient. Ich bin ein Esel gewesen, daß ich's deinem Vater gegeben habe. Deine Militärzeit ist noch nicht abgelaufen. Wer weiß denn überhaupt, wo du gesteckt hast? Kostet mich ein Wort beim Commando, und es nimmt den Ausreißer beim Kopf und —"

So lange hatte Hanfried zugehört, obgleich ihm das Blut in allen Adern kochte. Jetzt donnerte er dem alten Sünder zu: „Genug, Herr Schulz, wenn's Maß nicht überlaufen soll! Von Euch laß ich mich am allerwenigsten so behandeln. Und nun, ein Wort so gut wie zehn: Soll ich den Trauschein kriegen oder — damit trat Hanfried ihm näher und sprach mit leiser Stimme, aber zornsprühenden Augen — oder sollen Dinge an den Tag kommen, die im Unkenteich begraben liegen?"

Strammer ward so weiß, wie seine Stubendecke. Ein leichtes Fröstein zuckte durch seine Glieder. Daß der Franzose gerettet war, wußte er nicht. Wie ein Gespenst schlich das Verbrechen des Mordes ihm auf Tritten und Schritten nach.

In seiner Herzensangst schien es ihm doch gerathen, mildere Saiten aufzuspannen. Er that, als habe er Hanfried's Rede nicht gehört, und stammelte mit bleichen Lippen: „Nur nicht aufgebrauf't! Will sehen, was ich thun kann. Vielleicht macht sich's"

Damit aber ließ sich Hanfried um so weniger abfertigen, als er merkte, daß er das wunde Fleckchen getroffen habe. Er werde nicht eher von dannen gehen, erklärte er mit runden Worten, bis er das Verlangte in Händen habe.

Strammer trippelte von einer Ecke der Stube in die andere. Da aber Hanfried abermals vom Unkenteich murmelte, trat er wie zerknirscht zu seinem Schreibpult und nahm die Feder in seine zitternde Hand.

Hanfried stand hinter ihm und belauschte jeden Zug.

Plötzlich entsank ihm die Feder und er bückte sich ächzend auf den Schreib-

Digitized by Google

tisch nieder, indem er die Augen mit beiden Händen bedeckte. Hanfried lugte ringsum, was geschehen sei. Aber er hatte nicht bemerkt, daß über dem Pult ein Spiegel hing. Als nun Strammer unwillkürlich seinen Blick erhob, grinste Jörg's Rothkopf durch das Schubfensterchen, das in die Küche mündete, und seine geballte Faust streckte sich drohend dem Alten entgegen.

Was da zu thun? Strammer stand zwischen zwei Feuern. Jörg und Hanfried, beide schienen um sein Geheimniß zu wissen. Er hätte mögen in die Erde sinken.

Endlich erhob er seinen grauen Kopf und murmelte: „Wollen's schon machen".

Noch einmal tauchte er die Feder ein und bekritzelte langsam und bedächtig das Papier, das vor ihm lag.

Draußen entstand ein Gepolter, als ob der Hauskater Schüsseln und Teller zu Boden werfe.

Strammer aber gab das zusammengefaltete Papier dem drängenden Bräutigam und sagte finster: „Nun mach', daß Du fortkommst, und laß mich in Ruhe!"

Hanfried ließ sich dieß nicht zweimal sagen und ging.

Den hereinstürmenden Jörg beschwichtigte der Schulze mit den Worten: „Hab' meinem Schreiben kein Siegel beigedrückt. Es gilt nicht."

Wenn aber auch das nicht gewesen, Hanfried stand noch immer nicht am Ziele.

Da er zum Pfarrer kam und das Zeugniß vorlegte, machte ihn dieser auf die Mängel desselben aufmerksam. „Der Herr Schultheiß weiß doch sonst, was dazu gehört. Ich begreife nicht, warum er mir jetzt ein so unzuverlässiges Papier schickt. Muß doch wohl nicht Alles in Ordnung sein."

Darauf fragte er, ob Hanfried noch militärpflichtig wäre. Dieß fiel demselben wie ein Stein auf's Herz. Allerdings war seine Dienstzeit noch nicht abgelaufen. Aber er hatte sich nach seiner Rückkehr noch nicht einmal beim Commando gemeldet und wähnte, daß man ihn vergessen habe.

Als er dies dem Pfarrer mittheilte, bedauerte dieser, das Aufgebot nicht vornehmen zu dürfen, bevor Hanfried einen Trauschein seiner Militärbehörde bringe.

Abermals in seiner Hoffnung getäuscht, entfernte sich der Bräutigam. Was blieb ihm anders übrig, als sich wieder zum Dienste zu stellen, ob auch Annlies heiße Thränen weinte? Im Stillen aber tröstete er sich mit der Hoffnung, daß man ihm nach den vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die er bestanden, die ersehnte Freiheit schenken oder doch wohl die Erlaubniß geben werde, Annlies zur Frau zu nehmen.

Das Jahr 1815 war herbeigekommen.

Da geschah es nicht lange hernach, daß Hanfried in die Stadt ging, um sich schweren Herzens in der Kaserne zu stellen.

„Gut, daß du freiwillig kommst!" sagte der Feldwebel. „Da liegt schon die Ordre, womit du sträflich eingezogen werden solltest. Deine Rückkehr ist unter allerlei bedenklichen Vermuthungen zur Anzeige gebracht worden".

Hanfried ahnte, wer ihm diesen Streich gespielt. Als er jedoch treulich berichtete, was seit dem Gefecht in Etoges ihm begegnet sei, und diesen Bericht durch schriftliche Zeugnisse, die er aus Frankreich wohlweislich mitgenommen, erhärtete, kam er mit einem gelinden Verweise davon, weil er sich nicht alsbald nach seiner Rückkehr gestellt. Aber an Heirathserlaubniß war nicht zu denken, und noch weniger an Entlassung.

„Dem Frieden, den wir mit Frankreich geschlossen", sagte der Feldwebel, als ihm Hanfried seine Bitte nochmals vortrug, „traue ich nicht. Napoleon sitzt zwar auf der Insel Elba, aber die unruhigen Köpfe der Franzosen sind mit ihrem alten Regentenhause schon nicht mehr zufrieden. Wer weiß, wie bald das Wetter wieder losbricht, und da ist jeder Arm willkommen, der wacker dreinschlagen kann."

Indessen ward dem Hanfried auf besondere Fürsprache Urlaub verwilligt. Doch durfte er sich nicht aus seinem Heimathdorf entfernen, um zu jeder Stunde, wann die Trommel rufe, zum Abmarsch fertig zu sein.

Ach! und sie rief nur allzubald.

Napoleon Bonaparte war am 26. Februar 1815 mit einer Schaar verwegener Menschen von der Insel Elba entwichen und am 1. März an der französischen Küste gelandet, um seinen Thron von Neuem zu besteigen. Mit stolzer Zuversicht rief er aus: „Mein Adler wird von einem Kirchthurm zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er sich auf die Thürme von Paris niederläßt". Und er schien recht zu haben. Freudetrunken schlossen sich die wankelmüthigen Franzosen dem entthronten Herrscher an. Die alte Königsfamilie mußte entweichen. Napoleon hielt am 20. März seinen Einzug in Paris, nachdem er kaum zehn Monate in der Verbannung gelebt hatte.

Die Bundesfürsten, die noch in Wien versammelt waren, sprachen in tiefster Entrüstung die allgemeine Völker-Acht gegen Napoleon aus und erklärten ihn feierlich vor aller Welt als einen Störer des europäischen Friedens, obgleich er wiederholt versicherte, daß er seinen Ruhm forthin nur in der Beglückung seines Volkes suchen wolle, da Waffenglanz und Waffenehre doch ein eitles Ding sei.

Indessen wußte man schon, was man von solchen Versicherungen zu halten hatte. Die Krieger, die noch unter den Waffen standen, eilten schnell den Grenzen Frankreichs zu; die schon entlassen waren, ergriffen mit herzerhebender Begeisterung das Schwert von Neuem.

Auch Napoleon rüstete sich zum verzweifelten Kampfe und hatte in wenigen Monaten ein ausgesuchtes Heer um sich versammelt. Aber sein Schwager Murat, der prahlerische König von Neapel, war unterdessen von den österreichischen Truppen aus seinem Reiche vertrieben worden, nachdem er das Bündniß treulos gebrochen, das er mit Europa's Herrschern geschlossen.

Jetzt ward Hanfried zur Fahne berufen. Da half kein Zögern und Klagen. Doch schied er nicht eher, bis Annlies ihr Häuschen verkauft und am Herde seines Vaters ein sicheres Obdach gefunden.

„Der Herr der Heerschaaren ist mit mir gewesen", tröstete er die jammernde Braut, „und er hat mich wieder in deine Arme geführt. Vertrauen wir, daß er auch ferner seine schützende Hand über mich hält; und wenn wir wieder zusammen kommen, dann soll uns keine Macht der Welt mehr trennen."

Jörg hatte sich nicht um Annlies gekümmert, seitdem Hanfried zurückgekommen.

Mit ihm war er niemals zusammengetroffen, er schien ihm geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Dagegen hatte er sich wieder in die Arme des Lasters geworfen und wüstete ärger, denn zuvor. Darum traute ihm Hanfried nicht und brachte Annlies in den Schutz seiner Eltern.

Hanfried trug wieder die Muskete. Das Bataillon, in welchem er stand, hielt mit fliegender Fahne und klingendem Spiel seinen Ausmarsch. Es sollte sich abermals dem Feldmarschall Blücher anschließen, der sich in den Niederlanden festgesetzt hatte, während die Engländer unter Lord Wellington sich bis zur Nordsee ausdehnten und Fürst Schwarzenberg an den französischen Grenzen stand. Den Raum zwischen den Preußen und Oesterreichern sollten die Russen füllen, die noch auf dem Marsche waren.

Hanfried's Bataillon hielt sein erstes Nachtlager in Kirchhausen, wo die Heerstraße vorüberführte. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als es dort eintraf. Aber es hatte doch schon einen anstrengenden Marsch zurückgelegt, denn es war in früher Morgenstunde aufgebrochen und die Junisonne brannte heiß auf die schweren Tornister.

Viele Dorfbewohner waren der anrückenden Schaar entgegengegangen, auch Annlies. Als sie Hanfried's ansichtig wurde, streckte sie mit wehmüthiger Freude die Hand nach ihm aus. Er aber winkte sie zurück, weil er nicht aus Reih' und Glied treten durfte. Nachdem sich das Bataillon, von der neugierigen Dorf-

Digitized by Google

jugend umtos't, aufgelös't hatte, nahm Hanfried seine Braut unter den Arm und ging in des Vaters Haus. Jörg stand von Ferne und sah ergrimmt dem Schauspiel zu. Dann geleitete er die Offiziere, die im Schulzenhause Quartier nahmen.

Hanfried und Annlies feierten selige Stunden. Als der Abend längere Schatten warf, sprach Hanfried zu dem Mädchen: „Laß uns noch einen Spaziergang machen, daß ich Abschied nehme von der heimathlichen Flur. Wer weiß, wann ich sie wiedersehe!"

So gingen sie denn hinaus und lenkten ihre Schritte dem Unkenteiche zu, wo sich ihre Herzen zuerst erschlossen. Es war ein wonniger Abend. Kein Lüftchen regte sich. Die Blümlein streckten ihre matten Köpfchen dem Nachtthau entgegen. In den Büschen und Bäumen zwitscherten die Vögel und vom Unkenteich herüber tönte der melancholische Schlag einer Nachtigall.

Bald hatten sie das traute Plätzchen erreicht und setzten sich auf die morsche Holzbank, welche dicht am steilen Ufer stand. Der Teich war im Frühjahr vom wuchernden Schilfe gereinigt und die überhängenden Erlen- und Weidenbüsche waren abgehauen worden. Nur im Rücken drängte das Gesträuch bis an die Bank hinan, und ein Kranz breitästiger Linden umschatteten den heimlichen Ruhesitz. Wie ein glänzender Spiegel breitete sich das Gewässer aus. Schon blinkten einzelne Sterne wie goldene Lichtlein aus dem tiefen Grund herauf. Bald stimmten auch die Röhrlinge und Frösche in den seichten Lachen, wo sie Herberge genommen, ihr eintöniges Concert an, mit Unkenrufen schauerlich vermischt.

Hanfried und Annlies hatten sich noch Tausenderlei zu sagen. Sie achteten auf nichts, was um sie her vorging. Dunkle Wolken stiegen am nächtlichen Himmel empor und ballten sich zu einem schweren Wetter. In der Ferne grollte schon der Donner.

Jetzt trieb Annlies doch zur Heimkehr. Da war's, als ob sich in den Büschen Etwas rege. Sie lauschten. Todtenstille, — nur daß einzelne Windstöße durch die Linden fuhren. Und nun umschlangen sie sich noch einmal und schwuren sich Treue auf Leben und Tod.

Dann erhoben Beide ihre Stimme und sangen in die Nacht hinein:

„Ja, ich will dich nie vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Sollte ich auch unterdessen
Auf dem — — "

Ein gewaltiger Stoß — ein lautes Krachen der morschen Bank — ein gellender Aufschrei, mit Hohngelächter gemischt — ängstliches Plätschern im Teich — und Todtenstille. Jetzt trat der Mond hinter dunkeln Wolkenmassen hervor und beleuchtete das Gewässer, auf dem sich weite Kreise zogen. Der Unkenruf war verstummt.

Nach dem Dorfe zu aber flog eine Gestalt, als ob sie von einem bösen Geiste gejagt würde.

Hanfried und Annlies kamen nicht nach Hause. Als des andern Morgens die Trommeln zum Abmarsch wirbelten, — Hanfried fehlte in Reih' und Glied.

Die Soldaten zogen fort, in Konrad's Hütte blieb der Schmerz um die Vermißten.

An einem der nächsten Tage wurden ihre Leichen, fest verschlungen, an's Ufer getrieben. Sie waren im Tode vereint.

Niemand dachte eines verbrecherischen Bubenstücks. Die alte Bank sei gebrochen und die Liebenden, vom schroffen Felsenvorsprung hinabgetaumelt, hätten im Weiher ihr Grab gefunden. So glaubte das ganze Dorf und folgte mit ungeheuchelter Trauer den beiden Särgen, die in ein gemeinsames Grab gebettet wurden.

Nur Strammer's Jörg hatte gemunkelt, daß Hanfried das Kanonenfieber und seine Braut mit sich in's nasse Grab gezogen habe. Aber man glaubte ihm nicht.

Digitized by Google

Er war am selben Abend nicht daheim gewesen.

Indessen war seit jenem Unglücksfalle doch eine auffällige Veränderung mit ihm vorgegangen. Es schien doch, als ob er sich Annlies' Tod recht zu Herzen nehme. Anfangs war er still und menschenscheu umhergeschlichen, dann aber hatte er je mehr und mehr der Flasche zugesprochen und war Tag für Tag betrunken.

Dem alten Konrad fuhr ein Stich durch's Herz, so oft er den Rothkopf sah. Er wußte selbst nicht, warum. Plötzlich dachte er daran, wie einst der Schulze den französischen Soldaten ausgeplündert. Sollte Jörg? — Es überlief ihn eiskalt.

Als er einmal in der Schenke zufällig mit ihm zusammentraf und mit eigenthümlicher Betonung des Unkenteiches erwähnte, fuhr Jörg, wie von einer Schlange gestochen, hastig empor und eine dunkle Röthe übergoß sein verzerrtes Gesicht. Konrad heftete einen langen, bedeutsamen Blick auf ihn, den Jörg nicht aushalten konnte.

Er schlich davon und — des andern Tages war er verschwunden. Sein Vater bejammerte nicht etwa den vermißten Sohn; daß ihm „der Hallunke" hundert Thaler in einer ledernen Geldkatze mitgenommen habe: dieß war es, was er schmerzlich beklagte und kaum verwinden konnte.

Der alte Konrad aber, der von dem harten Schlag, der ihn getroffen, fast zusammengebrochen war, — er konnte es nicht lassen, den schweren Verdacht, welchen er auf Jörg geworfen, seinem Nachbar Velten heimlich mitzutheilen und daran die Geschichte zu knüpfen, wie der einäugige Strammer einen Franzosen beraubt und in den Unkenteich gestoßen.

Was er gehört, offenbarte der Nachbar heimlich seiner Frau, und — in den nächsten Tagen ging's von Mund zu Mund. Es war ein öffentliches Geheimniß geworden, von dem zuletzt auch die gerichtliche Behörde Notiz nahm.

Jörg ward mit Steckbriefen verfolgt, sein Vater aber zum Verhör geladen. Aber siehe! an dem Morgen, da er sich stellen sollte, fand ihn die Magd — todt in seiner Kammer. Jörg war verschollen.

Napoleon war mit einer wohlgerüsteten Armee von hundertfünfzigtausend Mann und vierhundert Geschützen aufgebrochen, um den Feind an seiner schwächsten Stelle anzugreifen, wo das englische und preußische Heer zusammenstieß. Mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrach er den rechten preußischen Flügel, um ihn von den Engländern abzuschneiden, und warf sich am 16. Juni auf das Dorf Ligny, welches fast den Mittelpunkt der feindlichen Stellung bildete. Mit beispielloser Erbitterung ward fünf Stunden lang um jeden Garten, um jede Gasse, um jedes Haus des unglücklichen Dorfes gekämpft, das bald in lichten Flammen stand. Als schon die Dämmerung einbrach, stürmte der alte Blücher, des eigenen Lebens nicht schonend, an der Spitze seiner Reiter in den mörderischen Kampf. Sein Pferd ward von einer Kugel durchbohrt und stürzte zusammen. Der heldenmüthige Greis, vom gewaltsamen Sturze betäubt, wäre verloren gewesen, wenn Einer der vorüberjagenden Feinde ihn bemerkt und erkannt hätte.

Andere Heereshaufen hatte Napoleon gegen Quatrebras gesendet, wo der tapfere Herzog von Braunschweig, an der Spitze seiner schwarzen Husaren von einer tödlichen Kugel getroffen, den Tod des Helden starb. Auch der Erbprinz von Oranien war von den Feinden umringt. Aber die Niederländer schlugen sich durch und retteten ihn. Da riß der Prinz den Orden, den er auf seiner Brust trug, herab und warf ihn mitten unter seine treuen Krieger. „Kinder, rief er, ihr habt ihn alle verdient!" Und sie nahmen das Ehrenzeichen und hefteten es an ihre Fahne.

Der übermüthige Kaiser der Franzosen triumphirte, aber wieder zu früh! Das verbündete Heer, von stürmischen Regengüssen verfolgt, schien seinen Rückzug anzutreten. Napoleon vermaß sich, die Preußen in den Rhein zu jagen, und

Digitized by Google

hatte nur Sorge, daß ihm die verhaßten Engländer entschlüpfen würden. Aber siehe! am Morgen des achtzehnten Juni stellte sich Wellington zur Schlacht, obgleich er nur achtzigtausend Streiter den hunderteundzwanzigtausend Franzosen entgegenführen konnte. „Ha, nun habe ich sie, diese Engländer!“ jubelte Napoleon, als er ihrer auf den fernen Höhen ansichtig ward. Nun entbrannte die entscheidende Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance. Wellington, in wiederholter Gefahr, überwältigt zu werden, kämpfte mit unerschütterlicher Todesverachtung. Und als seine Reihen schon sehr dünn geworden, setzte er sich mit heldenmüthiger Entschlossenheit auf die Erde und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fuß breit von dannen weichen. Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden?“

Napoleon überschaute von einem Hügel bei dem Weierhofe Belle Alliance (der schöne Bund) das wogende Schlachtfeld und schickte, als zehntausend Engländer bereits in ihrem Blute schwammen, einen Siegesboten nach Paris.

Horch! da donnerten die preußischen Geschütze im Rücken des Feindes. Wellington, der sich kaum noch halten konnte, rief mit freudethränenden Augen: „Gott sei Dank, da ist der alte Blücher!“ Und er war's! Durch grundlose Wege war er aufgehalten worden, dem Bundesgenossen schnell zu Hilfe zu kommen. Endlich stürmten die Preußen von den benachbarten Hügeln herab. Napoleon rückte mit seiner Garde vor. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Preußen und Engländer drangen im Sturmschritt vorwärts, bis die Franzosen in wilder Verzweiflung riefen: „Rette sich, wer kann!“

Es war Nacht geworden. In unaufhaltsamer Flucht und gänzlicher Auflösung wälzten sich die Trümmer des geschlagenen, fast vernichteten Heeres der französischen Grenze zu. Der ritterliche Gneisenau, dem in diesen Tagen zwei Pferde unter dem Leibe getödtet und der Degengriff von einer Kugel zerschmettert worden, setzte in der mondscheinhellen Nacht mit seinen Geschwadern nach.

Im Städtchen Genappe, wo der Kaiser Athem schöpfen wollte, hatten sich die Franzosen verrammelt. Aber die siegbegeisterten Preußen drangen muthig vor. Napoleon mußte aus seinem Wagen springen und Hut und Degen im Stiche lassend sich auf's Pferd schwingen, um sich durch das nächtliche Getümmel in stürmischer Flucht zu retten.

Der Weg nach Paris stand den siegreichen Heeren offen. Durch List und Gewalt wollte sie der Feind zurückhalten suchen. Umsonst! Am siebenten Juli mußte Frankreichs Hauptstadt abermals die Thore öffnen.

Napoleon, der seine Krone zum zweitenmale niedergelegt, versuchte auf einem Schiffe nach Amerika zu entkommen. Da ihm dieß nicht gelang, gab er sich den Engländern gefangen. Darauf wurde er weit hinaus in das große Weltmeer, wohl achthundert Meilen von Europa, auf eine einsame, unwirthbare Insel, St. Helena, in strengen Verwahr gebracht.

Vandamme hatte am zweiten Juli noch einmal gewagt, sich den vordringenden Feinden bei Issy entgegen zu werfen. Unter ihm focht ein deutscher Rekrut, den man in Frankreich aufgefangen hatte. Da er keine Uniform trug und mit verzweifelnder Angst um sein Leben bettelte, schenkte man ihm dasselbe unter der Bedingung, daß er in die französischen Reihen trete. Er verstand sich gern dazu. Bei allen Gefechten aber war er stets der Erste, der Reißaus nahm. Die härtesten Strafen machten ihn nur immer muthloser.

Als er nun bei Issy schon vor Beginn des Kampfes auf einem versteckten Pfad dem andringenden Feind entgegenschlich, ward er von den französischen Vorposten ergriffen und als Deserteur nach kurzem Standrecht zur Kugel verurtheilt.

Er zerzaus'te sein rothes Haar, er wälzte sich auf dem Boden; aber der Korporal Gerard, welcher den Vorposten führte, commandirte: Feuer! und sechs Kugeln durchbohrten seine Brust.

Als man seine Montur öffnete — Gewehr und Tschako hatte er bei seinem

Digitized by Google

Fluchtversuche abgeworfen —, fand man um seinen Leib eine lederne Geldkatze geschnallt, die jedoch bis auf wenige Thaler ihres Inhaltes entleert war.

Gerard nahm sie in die Hände; er erkannte sie als die, welche ihm, als er verwundet an jenem Teiche in Deutschland lag, mit Gewalt entrissen worden war.

Der Condor.

Von Dr. G. Hartwig.

Mit Abbildung.

Wäre ich doch ein Dichter, um mit glänzenden, seiner würdigen Farben den Flug des Condors zu schildern: denn wahrlich er ist wunderbar! Von den Bergebenen der Anden sieht man hoch, in unermeßlicher Ferne den königlichen Vogel nur noch wie ein schwarzes Pünktchen am dunkelblauen Himmel erscheinen; und ein Paar Stunden darauf senkt er sich zum Meere hinab, und mischt sein Geschrei mit der donnernden Brandung. Kein lebendes Wesen steigt willkürlich so hoch; keines durchstreift in so kurzer Zeit alle Klimate des Erdballs; nun über eisigen Einöden schwebend, die noch keines Menschen Fuß betreten, und dann wieder über Gestade hinstreifend, wo ewig grüne Palmen im warmen Windhauch sich wiegen; — nun im Hochgebirge das neugeborne Junge der Vicunna mit den mächtigen Klauen zerreißend, und dann wieder am Fett des gestrandeten Seethieres sich sättigend! Welche wunderbare Ansichten, welche prachtvolle Naturscenen entfalten sich vor seinen Augen: könnten wir doch die Großartigkeit des Gebirges und des ungemessenen Oceans, so wie er, mit einem einzigen Blicke umfassen!

In den Spalten der höchsten Felskuppen bringt er die Nacht zu, doch sowie die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Bergcolosse in rosenrothem Schimmer erglänzen lassen, während tiefe Finsternisse noch auf allen Thälern ruhen, reckt er den Hals empor, schüttelt den Kopf, neigt sich über den Rand des Abgrundes, schlägt mit den Flügeln und taucht in's Luftmeer hinab. Sein erster Flug ist durchaus nicht kräftig, er senkt sich, als ob er dem Gesetze der Schwere gehorchte; doch bald schwingt er sich stolz in die Höhen und schwebt fast ohne Flügelschlag majestätisch durch die verdünnte Atmosphäre dahin. Schön ist es, ihn zu beobachten, wie er ohne sichtbare Anstrengung über Berg und Fluß seine weiten Kreise zieht, zuweilen wagerecht den Biegungen der Küsten und Promontorien folgend, und dann wieder steigend und steigend, bis er dem Blicke kaum noch erreichbar ist, oder sich ganz in der Ferne des Aethers verliert.

Doch so wie von jener ungemessenen Höhe sein bewunderungswürdig scharfes Auge tief, tief unter sich eine Beute erspäht, schießt er mit furchtbarem Flügelgetöse pfeilschnell durch die Lüfte herab, und wehe dem gewöhnlichen Aasgeier, der ihm den Bissen streitig machen wollte, wenn es je einem so niederen Gesellen einfallen könnte, sich mit ihm zu messen!

Auf seinen einsamen Wanderungen durch das peruanische Hochland stieß einst Tschudi auf ein todtes Maulthier. Als er näher kam, störte er drei riesige Condore auf, die mit ihrem auf Meilen geschärften Blicke die köstliche Beute gefunden und sich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz schüttelten die Könige der Lüfte das gekrönte Haupt, und indem sie Feuerblicke aus den blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen, und schwebten, Verderben drohend, in immer kleineren Kreisen über dem Haupte des Reisenden, während einer mit wüthendem Gekrächze die Beute vertheidigend in der Nähe blieb, bis Tschudi, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutsam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war.

Nach den Berichten von Humboldt und d'Orbigny soll aber der Condor selten so kriegerisch gesinnt, sondern vielmehr ein erbärmlicher Feigling sein, der

Digitized by Google

Digitized by Google

sich durch den Stock eines achtjährigen Hirten in die Flucht jagen läßt. Weit entfernt, sich auf ausgewachsene Schafe und Lamas zu werfen, oder sogar, wie von früheren Reisenden behauptet worden ist, Menschen und Ochsen anzugreifen, scheint er sich nur von Aas und sterbenden Thieren zu nähren, oder wehrlose Lämmer und Kälber zu rauben. Auf diese Weise richtet er in den Schaf-, Ziegen-, Lama- und Rindviehheerden beträchtlichen Schaden an, so daß die erbitterten Hirten ihn verfolgen und erschlagen, wo sie nur können. Ihn zu schießen ist schwer, denn Rehposten gehen nicht durch die Federn, und selbst Kugeln, wenn sie schief anschlagen, bleiben wirkungslos. Die Eingebornen bedienen sich daher nie der Flinte, um den Condor zu erlegen, sondern stellen ihm Fußeisen und Schlingen, werfen ihn mit der Steinschleuder, oder fangen ihn mit den Wurfkugeln. In der peruanischen Provinz Abancay versteckt sich ein mit Schnüren versehener Indianer unter einem frischen Kuhfell, an dem noch einige Stücke Fleisch hängen. Bald versammeln sich die Condore und während sie gierig am köstlichen Fraße zerren, bindet er unbemerkt ihre Füße fest. Dann kriecht er plötzlich hervor; und die aufgescheuchten Vögel entfalten vergebens ihre Schwingen; denn andere Indianer eilen herbei, werfen ihre Mäntel oder den Lasso darüber hin und tragen die gefangenen Condore nach dem Dorfe, wo sie für die Stiergefechte aufbewahrt werden. Eine Woche vor dem grausamen Feste wird dem Vogel nichts zu fressen gegeben, dann bindet man ihn am bestimmten Tage auf den Rücken eines Stieres, nachdem dieser vorher mit Lanzen blutig gestochen wurde. Das Gebrüll des von dem heißhungrigen Geier zerfleischten, wüthend hin und her rasenden Thieres, welches eben so vergebens wie der gefesselte Prometheus seine marternde Bürde abzuschütteln strebt, belustigt die viehische Menge.

In der Provinz Huarochirin gibt es auf der Hochebene einen großen, natürlichen, ungefähr 60 Fuß tiefen Trichter, der in seiner oberen Mündung etwa 80 Fuß Durchmesser hat. Am äußeren Rande dieses Erdsturzes wird ein todtes Maulthier hingelegt. Die Condore kommen, stoßen beim Herumzerren das Thier hinunter, folgen ihm in gieriger Eile, und vermögen dann nicht wieder, beim Uebermaß der genossenen Speise und dem durch den engen Raum gehinderten Anlauf, aus dem 15 Fuß weiten Boden des Trichters sich zu erheben. An dieser Stelle sah Tschudi die Indianer 28 Stück der wehrlosen, ängstlich kreischenden Vögel mit Stöcken erlegen.

Aehnlich ist der von Humboldt beschriebene und überall wo der Condor vorkommt, in Peru, Bolivien und Chili gebräuchliche *Pallisadenfang*. Ein getödtetes, schon in Verwesung übergehendes Stück Rindvieh wird dicht umzäumt, die Condore schaaren sich zusammen, und da sie, wie eben bemerkt, in dem engen Raume nicht wieder auffliegen können, werden sie von den eindringenden Landleuten bald durch Knüttel erschlagen, bald durch ausgeworfene Schlingen lebendig gefangen.

Solche gefesselte Condore werden nicht selten nach Valparaiso und Callao gebracht, dort für ein Paar Piaster an die Schiffer verkauft und finden so ihren Weg nach Europa. Im Antwerpener zoologischen Garten habe ich oft Gelegenheit gehabt, den großen, wohl 5 Fuß vom Schnabel bis zum Schwanzende langen Vogel zu sehen und dessen schönes tief schwarzblaues, atlasglänzendes Kleid mit den perlgrauen *mittleren* Schwung- und *großen* Deckfedern zu bewundern. Merkwürdig ist es, wie gut er die Gefangenschaft verträgt. Denn gerade von diesem Hochflieger sollte man erwarten, daß er am allerwenigsten sich in die Kerkerluft an der schlammigen Schelde finden würde. Ein Beweis seiner niedrigen Natur, die unbekümmert um die großartige Freiheit der Bergwelt sich glücklich fühlt, wo es nur Aas zu fressen gibt!

Gerne vergleicht man die Thiere, die durch Aehnlichkeit der Eigenschaften und Lebensweise sich auszeichnen, und wer dächte nicht bei der Betrachtung des Condors an den mächtig beschwingten Albatroß, den königlichen Vogel des hohen Meeres. So wie *jener* hoch über den himmelanklimmenden Spitzen der Anden sich wiegt, so schwebt *dieser* im brausenden Sturm ruhig und gelassen über

dem empörten Ocean, erhebt sich ohne das Wasser mit den Flügelspitzen zu berühren mit den steigenden Wogen und senkt sich dann wieder in den nahen Abgrund hinab. Staunen wir dort über die Flügelkraft, welche den Condor oft binnen einigen Stunden von der brandenden Küste bis in die obersten Luftregionen trägt; über die Stärke der Brust, welche eine so bedeutende Verschiedenheit des atmosphärischen Drucks verträgt; so bewundern wir hier die unermüdlichen Schwingen, gegen welche der Orkan vergebens seine Wuth ausläßt.

Wie der Condor bedarf auch der Albatroß eines Anlaufs, um auffliegen zu können, und wenn er sich vom Meere erheben will, so sieht man ihn laufen und mit den Flügeln auf's Wasser schlagen, bis er den gehörigen Schwung bekommen und eine Welle von hinreichender Höhe gefunden hat, von deren Kamm er alsdann wie von einer Felsenkante aufspringt, um seinen majestätischen Flug über eine weite Strecke des Oceans von Neuem zu beginnen. Beide Vögel endlich, so königlich in ihren Bewegungen, nähren sich auf dieselbe unedle Weise, und wenn der Condor aus unbegreiflichen Fernen, so daß man nicht weiß, ob man mehr die Schärfe seines Geruchs oder seines Gesichts bewundern soll, sich auf das gefallene Lastthier herabläßt, so wittert der Albatroß meilenweit den todten Wal, der langsam auf der oceanischen Strömung forttreibt und versammelt sich bald in großen Schaaren um die riesige Leiche.

Eine Feldwache in den Aropylen.

Erzählung aus dem spanischen Kriege von G. Heusinger.

Das blutige Tagewerk in den Aropylen war vollbracht. Mit der untergehenden Sonne donnerten die letzten Kanonenschüsse gegen die fliehenden feindlichen Colonnen, und in immer weiterer Entfernung hörte man das Gewehrfeuer unserer leichten Truppen, welche die Franzosen bis in die Gebirgsschluchten hinein verfolgten. Die Signalhörner riefen die nach verschiedenen Seiten hinschwärmenden Reiter zurück. Auf staub- und schweißbedeckten Pferden hatten sich die Husaren, manche aus nicht beachteten Wunden blutend, in den ziemlich bedeutend gelichteten Gliedern wieder geordnet. Kaum war der Rapport nach abgehaltener Musterung an den Brigadegeneral abgeschickt, als der Brigadeadjutant heransprengte und eine Feldwache vom Regiment verlangte. Der Dienst stand an mir. — Indessen war die Nacht beinahe eingetreten und obgleich der vom General entsandte Offizier einen des Weges kundigen Maulthiertreiber bei sich hatte, konnten wir doch nur langsam den bezeichneten Punkt erreichen. Der Weg war hin und wieder durch zerbrochene und umgestürzte Pulverwagen, Heergeräth aller Art und durch gefallene Pferde und Menschen bedeckt, deren Glieder sich oft noch regten, wenn sie im Vorüberreiten berührt wurden.

Zwar konnte man in der Dunkelheit den grausigen Anblick nicht deutlich mehr erkennen, aber das Ohr wurde desto schmerzlicher von den herzzerreißenden Tönen des Jammers und der Verzweiflung der schwer Verwundeten und durch das Röcheln der im Tode Zuckenden berührt.

Nachdem ich die Vedetten nach der erhaltenen Weisung ausgestellt hatte, und unser Wachtfeuer angezündet war, schleppten sich mühsam viele Verwundete herbei; andere wurden von den Kameraden, deren Verletzungen leichter waren, zum Feuer getragen in der Hoffnung, Hülfe bei uns zu finden. Einige von ihnen gaben den Geist auf, sobald meine Leute die trockenen Lippen von Feind und Freund mit den in den Feldflaschen vorhandenen Weinresten benetzt hatten.

Mein Husar hatte mir während dem, so gut es die Umstände gestatteten, eine Abendmahlzeit aus den am Morgen empfangenen Rationen bereitet. Wir theilten sie miteinander wie den Wein, von dem er vorsichtig eine Flasche extra im Privat-

Digitized by Google

futteral aufbewahrt hatte; dann lagerte ich mich in den Mantel gehüllt nicht weit vom Feuer unter einen dichtbelaubten Baobabbaum, dessen von Fruchtschoten schwere Zweige fast bis auf den Boden nieder hingen und sich so zum Dache über mir wölbten. Die nach dem wilden Toben des Tages jetzt in der Natur eingetretene Stille, die nur ab und dann durch den Klagelaut eines der sich bei uns eingefundenen Verwundeten unterbrochen wurde, oder durch das Scharren eines Pferdes, wenn ihm der Futterbeutel vom Kopfe gefallen war, machte einen eigenthümlich feierlichen Eindruck. Ueber mir segelten lichte Wolken durch den Aether, während der jetzt aufgegangene Mond die Spitzen der starren Felsschluchten, welche das weite Todtenfeld umgrenzten, geisterhaft beleuchtete.

Wie so ganz anders als die Gefühle, welche den Krieger während der Schlacht bestürmen, sind die Empfindungen, wenn sie vorüber! Gefühle, welche mehr als leerer Wahn sind, Großmuth und Menschenliebe, treten an die Stelle der Ruhmsucht, des falschen Ehrgeizes und des unnatürlich aufgestachelten Zornes. — Davon gaben an diesem Abend auch die Rauhesten unter meinen Leuten die sprechendsten Beweise, indem sie mit einer sonst nicht an ihnen gekannte Theilnahme, auch die zu uns gekommenen Feinde so gut als thunlich verbanden, sie mit Speise und Trank verpflegten und ihnen Trost einsprachen. So zog ein Ungar, der sich bei jeder Gelegenheit durch seine tollkühne Verwegenheit auszeichnete, der am Morgen gleich zu Anfang der Schlacht nicht zehn Schritte von uns einen polnischen Lanzenreiter vom Pferde gehauen hatte, sein Hemd aus, um einen französischen Grenadier, dem eine Granate den Schenkel bis auf den Knochen zerschmettert hatte, damit zu verbinden. Der schwer Verwundete aber starb noch während der Nacht.

Längere Zeit sah ich, hin und wieder zum zweckmäßigen Beistande Anweisung ertheilend, diesen schönen Beweisen der reinsten Menschenliebe zu. Endlich fühlte ich mich ermüdet, doch kämpfte ich möglichst gegen den Schlaf an. Zwar hatte ich die Augen geschlossen, aber nur, um, wie man es wohl zu thun pflegt, wenn man seinen Gedanken ungestört nachhängen will; indessen wurden meine Vorstellungen und die Bilder, die mich in so widersprechender Weise bestürmten, in mir verworrener und ich schlief zuletzt ein. Doch dauerte diese Ruhe nur kurze Zeit. Wechselnde Traumgesichte umgaukelten meine Seele, deren eins, indem ich mich in die Heimath versetzt sah, mir ein so treues Bild dort erlebter Ereignisse vorführte, daß ich davon tief ergriffen erwachte.

Rasch fuhr ich auf, indem ich horchend meine nächste Umgebung überblickte. Das Feuer war frisch geschürt worden, die nächsten Gegenstände deutlich zu erkennen; ich vernahm nichts als das leise Rauschen der vom Nachtwinde bewegten Zweige; hin und wieder einen von einem Verwundeten ausgestoßenen Seufzer und zwischendurch das Schnauben eines Rosses, wenn es etwa das Aechzen eines seiner in der Nähe verendenden Kameraden vernahm. Eben kam auch der Unteroffizier von seiner Patrouille zurück und machte seinen Rapport. Das vollendete die Enttäuschung und führte meinen Geist schnell in die Bahn der irdischen Dienstbarkeit zurück.

Der Wachtmeister meldete, daß er vom Feinde nirgends etwas gesehen habe als einzelne seiner Wachtfeuer, die in der Entfernung von etwa zwei Stunden auf einem Gebirgsrücken zu erkennen wären. Uebrigens wolle er mir noch anzeigen, daß er beim Abreiten nicht sehr weit von unserm Platze, zwischen einem Hügel und einer diesen begrenzenden Baumgruppe, Schmerzenslaute und Wehklagen in deutscher Sprache vernommen habe. In gewissenhafter Erfüllung seiner Dienstpflicht wäre er ohne weitere Nachforschung anzustellen mit seinen Leuten vorübergeritten und gebe mir nun anheim, ob ich Mannschaft abschicken wolle, um einem vielleicht noch zu rettenden Landsmann Hülfe zu bringen. — Aus den vielen ihm bekannten in der Gegend umherliegenden Helmen und andern Rüstungsgegenständen, — schloß der Wachtmeister seinen Bericht, — wäre er auf die Vermuthung gekommen, daß der Verwundete dem westphälischen Cheveauxlegersregimente angehöre, welches bei einer der feindlichen Reiterdivisionen die Schlacht mitgekämpft hatte.

Bei Erwähnung jenes Regimentes fühlte ich mich wie von einem elektrischen

Digitized by Google

Schlage berührt. Es dienten in demselben mehrere meiner Jugendfreunde, unter andern auch der Verlobte meiner Schwester, der nach der Aussage eines Reiters dieses Regiments, der vor einiger Zeit auf Vorposten von den Unsrigen gefangen wurde, das letzte Depot von Osnabrück den Chevauxlegers nach Spanien zugeführt hatte.

Der Mond schien so hell, daß die Gegend weit hin zu übersehen war, und der vom Wachtmeister bezeichnete Hügel war so nahe, daß ich das Piket unter dem Befehl des erprobten Unteroffiziers zurücklassend, sogleich zu Pferde stieg und in Begleitung von zwei der eben zurückgekehrten Husaren der erwähnten Stelle zuritt. Ich erkannte jetzt den Platz. Es war die äußerste Abdachung einer Hügelreihe, welche sich zum Tormessflusse hinabsenkt, einer der wichtigen Punkte auf unserem äußersten linken Flügel vor dem Dorfe der Arapyles, um welche man auf beiden Seiten, in der größten Erbitterung mit wechselndem Erfolge gekämpft hatte bis es der unerschütterlichen Tapferkeit der englischen Garden und der leichten Division unter Campbells und Altens Anführung gelang, sich gegen die drei Mal wiederholten stürmischen Angriffe der feindlichen Reiterei zu behaupten.

Das erste, worauf wir stießen, war ein demontirtes Geschütz. Eine unserer Batterien hatte in dieser Gegend, heftig vom Feinde erwidert, ein wirksames Feuer gegen diesen unterhalten. Vergebens blieb der wiederholte Versuch seiner Cavallerie sie zu nehmen, aber auch eine nicht geringe Anzahl der Unsrigen hatte auf der verhängnißvollen Stelle den Tod gefunden. Unter einem großen Haufen niedergestreckter Engländer schlief auch ein britischer Staabsoffizier den Todesschlaf. Roß und Reiter schienen von derselben Geschützkugel niedergeworfen; er lag, den Zügel in der Hand, am Pferde niedergesunken, während er mit der Rechten noch fest den Säbel hielt. Ich beugte mich zu ihm nieder; Muth und Todesverachtung, durch welche der Offizier im britischen Heere allgemein bekannt war, hatte selbst der ihn rasch überkommene Tod nicht ganz aus den schönen, nicht sehr entstellten Zügen zu verwischen vermocht. Es schien, als habe er in den letzten Augenblicken des Lebens, unwillig über die sich verzögernde Entscheidung, die Seinigen noch zu einer letzten Anstrengung befeuert, wobei er selbst erliegen mußte in dem Augenblick als ihm der Sieg gewiß war.

Etwas weiter links von dieser Gruppe erreichten wir den erwähnten Hügel. An dessen Fuß lagen in dichten Massen die feindlichen Kürassiere, die während ihrer wiederholten Angriffe von unserem Kartätschenfeuer niedergeschmettert worden waren. Ihre Helme und Harnische strahlten auch jetzt im Mondenscheine weit hin, fast so wie sie uns am Morgen im Strahle der aufgehenden Sonne entgegenschimmerten, als sie in langen Reihen über die Berge herabzogen. Jetzt leuchteten sie als die Trophäe des so blutig von uns errungenen Sieges. Erkaltet waren jetzt die Herzen wie das Erz, welches die Brust umschloß, die noch vor wenigen Stunden so ungestüm geschlagen hatte. Auch von dem deutschen Regimente, von dem es bekannt war, daß es an der Schlacht Theil genommen, bedeckten viele Pferde und Reiter den blutgetränkten Boden.

Sobald ich jetzt selbst ganz in der Nähe wiederholt das Wimmern vernommen hatte, stieg ich ab und schritt dem Baume zu, von wo die Klagetöne in einzelnen Pausen, aber nur noch sehr matt herüberhallten. Wir fanden bei näherer Untersuchung, daß sie von einem schwer verwundeten Offizier der Chevauxlegers herrührten, der anscheinend schon dem Verscheiden nahe war. Das dunkle Haar des schwer Getroffenen bedeckte, feucht vom Nachtthau und vom Blute, welches schon halb erstarrt einer Kopfwunde entropfte, einen Theil des Gesichts. Die rechte Hand preßte krampfhaft eine Wunde in der Brust, aus der sich das Blut nur noch langsam in eine Lache ergoß, die sich davon neben dem Körper gebildet hatte, während die Linke vergebens bemüht war, das immer herabsinkende Haupt zu unterstützen. Sobald der todtwunde Offizier unsere Ankunft bemerkte, deutete er, unfähig zu sprechen, durch eine matte Handbewegung an, daß er zu trinken wünschte. Ich hielt ihm meine Feldflasche an die trockenen Lippen, und hatte die Freude zu sehen, wie er hastig einige lange Züge that,

Digitized by Google

worauf die erlöschenden Lebensgeister auf einige Augenblicke zurückkehrten. Aber schon nach wenigen Minuten, in denen ich mich der Hoffnung, dem Verwundeten das Leben zu erhalten, hingab, wich der Schimmer der leichten Röthe, welche seine Wangen gefärbt hatte, der früheren Leichenblässe. Bei dem Scheine einer kleinen Taschenlaterne, die ich stets während eines Nachtpikets bei mir führte, bemerkte ich, wie die in seinen Zügen vorgehende Veränderung nichts Gutes bedeutete. Mit einer letzten Kraftanstrengung zeigte er auf eine aus der Brusttasche der Uniform etwas vorstehende Brieftasche, dann mit einer hastigen Bewegung in die Ferne.

Ich hielt diese von dem Officiere gemachten Zeichen für einen Wink, das Portefeuille nebst dessen Inhalt in das Vaterland des Sterbenden zu befördern und beugte mich zu ihm nieder, um das Taschenbuch zu mir zu nehmen und zugleich die Lage des Schwerleidenden etwas bequemer zu machen. Bei dieser Bewegung wurde mein Gesicht und die ganze Gestalt des Officiers dem Schein der Laterne ausgesetzt, die ich einem meiner Husaren zum Halten gegeben hatte. Mühsam, doch aufmerksam schien er in meinen Zügen zu lesen, dann ergriff er plötzlich meine Hand, drückte sie matt und wollte sprechen; aber seine Anstrengung, sich mir verständlich zu machen, blieb erfolglos.

Diese wiederholte Anstrengung verursachte, daß das Blut auf's Neue heftig aus der Brustwunde strömte. Wie erleichtert athmete er plötzlich hoch auf, dann aber dehnte er sich, kaum vernehmlich meinen Namen flüsternd, weit zurück in meinen Arm, den ich ihm zur Unterstützung untergeschoben hatte; das verworrene Haar fiel bei dieser Bewegung zur Seite und die bleichen Züge waren deutlich zu erkennen. Da überkam's mich eiskalt, es war, als wollten meine eigenen Pulse aufhören zu schlagen; nicht etwa weil ich in diesem Augenblick einen Todten mit brechenden Augen in meinem Arme hielt — nein, in diesem Moment hatte der Tod alle seine Schrecken für mich verloren — sondern — weil ich in dem von mir umschlungenen Todten den theuersten meiner Freunde wiedererkannte, der selbst unter den Schauern des Todes noch freundlich zu mir aufblickte. Er war es, der Verlobte meiner geliebten Schwester, dessen treues Herz in diesem Augenblick mit den letzten Blutstropfen, die ihm entquollen, zu schlagen aufgehört hatte.

Lange starrte ich bald den vor uns liegenden Todten, bald meine Leute an, um mich zu überzeugen, was wahr an diesem schrecklichen Bilde sei, ob der Hingeschiedene wirklich mein Freund Schomberg oder ein Anderer sei, der ihm täuschend ähnlich war. Aber ein Blick auf den Ring an der Hand des Todten, auf den mich einer der neben mir stehenden Reiter aufmerksam machte, bezeugte nur zu schnell die Identität des Verschiedenen, es war der Verlobungsring, den er von meiner Schwester erhalten, und weitere Aufklärung gab schon das erste Papier, welches ich aus der Brieftasche nahm. Es war der letzte Brief, den er von meiner Schwester vor seinem Ausmarsche aus Osnabrück erhalten hatte.

Nachdem ich dem Todten die Augen zugedrückt und die erste heftige Bewegung niedergekämpft hatte, machte ich den mit Erstaunen und Rührung mich anblickenden Reitern über die Persönlichkeit des Hingeschiedenen und so viel als nöthig über die Ursache meiner ihm bewiesenen besonderen Theilnahme die erforderliche Mittheilung. Dann erhob ich mich von dem blutfeuchten Rasen, auf den ich neben dem Todten in die Kniee gesunken war, und dankte im Stillen Gott, daß er mich dem Freunde nicht unmittelbar mit den Waffen in der Hand entgegengeführt hatte. Unser Regiment war glücklicher Weise am Tage zuvor der Division Packenham beigegeben worden.

Schon begann der Morgennebel sich zu theilen und als Vorläufer des kommenden Tages zogen am östlichen Horizont rosige Wölkchen über die goldgesäumten Gipfel des Guadaramagebirges, da durfte ich nicht länger säumen, wollte ich gegen den theuren Todten auch noch die letzte Pflicht erfüllen. Mit Hülfe einiger vom Wachtfeuer herbeigeholter Reiter, machten wir nicht ohne Mühe ein Grab unter dem schönsten der nahestehenden Olivenbäume. Nachdem

Digitized by Google

ich eine Locke vom blutenden Haupte des Freundes geschnitten und den Ring der Schwester zu mir genommen, legten wir ihn hinein und neben ihn den englischen Staabsoffizier, den meine Leute unterdessen herbeigetragen hatten. Wer konnte es wissen, ob er nicht derselbe war, der die Mannschaft befehligte, welche meinem Freunde Schomburg den Tod gegeben hatte. Beide ruhten jetzt im Tode versöhnt, friedlich neben einander im Schatten der symbolisch sich auf das Grab herabneigenden Zweige des Oelbaums. Sobald wir das traurige Geschäft vollendet und auf dem Hügel ein roh aus Baumzweigen geschnitztes Kreuz gesteckt hatten, ritten wir nach unserer Lagerstelle zurück. Es war die höchste Zeit, denn wenige Minuten nach unserer Vereinigung mit dem Trupp brachte eine Ordonnanz den Befehl, mich mit dem Regimente zu vereinigen.

Prachtvoll stieg eben die Sonne über die hohen Gebirgskämme; die Vögel begrüßten mit ihrem Gesang das glänzende Gestirn, dessen erste Strahlen das weite von Geschützkugeln durchfurchte und von den Hufen der Rosse zerstampfte Leichenfeld beschienen, auf dem so viele Tausende des Lebens beraubt umherlagen, welche am vorhergehenden Morgen von Hoffnung auf Sieg und Ehre erfüllt die Sonne so lebensfroh und kräftig, die meisten mit Sang und Klang begrüßt hatten. In ernstem Schweigen zogen unsere Colonnen einige Stunden später aus den verlassenen Lagerstätten über den Schauplatz der Vernichtung. Krächzende Raubvögel senkten sich tiefer und tiefer von den Felsen herab, um nach unserem Abzuge ihr schreckliches Mahl an den Todten zu beginnen, die in Spanien im glücklichsten Falle mit einigen Baumreisern bedeckt in den Furchen untergebracht wurden, welche die Fuhrwerke und Frachtkarren seit uralter Zeit in den Felsenboden eingeschnitten hatten.

Bei Alba angelangt sprengte die britische Reiterei noch einmal über den Tormes und der tapfere General v. Bock *) machte mit der schweren Brigade der königlich deutschen Legion noch einen so glänzenden Choc, daß die Nachhut des Feindes fast aufgerieben und zweitausend Gefangene gemacht wurden.

Von jetzt an rückten wir auf der Straße nach Valodolid langsamer vorwärts und längs des Weges verloren sich allmälig die Spuren der kürzlich hier vorgefallenen Schlachten. Die Bivouaks wurden, vom schönsten Wetter begünstigt, wieder die Tummelplätze der unverhaltenen Freude und der ausgelassensten Fröhlichkeit. Nichts mahnte mehr an die in den letzten Wochen ausgestandenen Beschwerlichkeiten. Es ist dies eben die den Kriegern vom Himmel verliehene große Gabe, daß wenige Tage der Ruhe hinreichend sind, sie über die ausgestandenen Leiden schnell hinweg zu führen. Unter Tausenden war ich vielleicht der Einzige, der den Tag in den Aropylen nicht so leicht zu vergessen vermochte. Das dort Erlebte hatte einen zu tiefen, zu traurigen Eindruck auf mich gemacht! Ist er doch heute noch nicht erloschen und meine Gefühle sind so lebendig bei der Erinnerung an jene Zeit, als hätte sich vor wenigen Tagen das hier Erzählte zugetragen. Erst nachdem wir wieder in die Stellung von St. Christoval zurückgekehrt waren, fand ich Gelegenheit, meiner armen Schwester und den Aeltern des gebliebenen Freundes das traurige Ereigniß in den Aropylen brieflich mitzutheilen. Es geschah durch zwei auf Ehrenwort entlassene gefangene westphälische Offiziere, von deren Einfluß auf die Volksbewegungen in Deutschland, die eben damals durch den Tugendbund verbreitet wurden, man sich große Erfolge versprach, sobald sie rechtzeitig auf dem Schauplatze eintreffen würden, wo nun bald nacheinander Staatsmänner, Krieger und Sänger erschienen, um das Volk durch ihr Vorbild zu großen männlichen Thaten zu entflammen.

*) Ging auf der Fahrt nach England, um die fast gänzlich aufgeriebenen Regimenter zu rekrutiren, mit dem Stamm der beiden schweren Dragonerregimenter unter.

Digitized by Google

Von den Irrlichtern.

Von August Vogel.

Der Frühling, — diese Zeit der lebendigen Thätigkeit im dunklen Schooße der Erde, — das ist auch die Zeit der Irrlichter und von diesen sonderbaren Kindern des Frühlings möchten wir den geneigten Leser, so gut wir es verstehen, unterhalten. Bekanntlich wird das Dasein der Irrlichter von einigen Naturforschern geradezu geleugnet, das heißt, weil sie selbst noch keine derartige Erscheinung zu sehen Gelegenheit hatten, bezweifeln sie es überhaupt, ob es dergleichen giebt und halten die Erzählungen hierüber für Täuschungen oder Betrug. Wir wollen nun gleich von vornherein versichern, daß wir an Irrlichter glauben und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir sie oft in stillen Nächten gesehen haben, auf den feuchten Wiesen eines einsamen Dorfes, wo die ehrlichen Bauern von diesen unheimlichen Flämmchen gar schaurige Geschichten zu erzählen wußten. Wir gönnen den unschuldigen Irrlichtern ihr kurzes Flackerleben.

Furcht, Aberglauben und Vorurtheile haben natürlich das Ihrige dazu beigetragen, die Angelegenheit der Irrlichter etwas zu verwirren und durch Uebertreibungen ihr Wesen in das Gebiet des Mährchenhaften zu ziehen. Abgesehen von der Menge Fabeln, welche von den Irrlichtern erzählt werden, sind sie kleine Flämmchen, die an Orten, wo thierische Körper verwesen, auf sumpfigen Wiesen, auf Kirchhöfen, auf Schlachtfeldern, Richtstätten, des Nachts gesehen werden; sie haben meistens eine hüpfende Bewegung. Die Gestalt dieser Flämmchen wird uns höchst mannigfaltig beschrieben und es giebt beinahe keine Form, in der man sie nicht schon erblickt haben will.

Nach älteren Berichten erscheinen sie in den verschiedensten Gestalten als Schwert, Spieß, Schild, Mensch, Löwe, Thurm, Schiff, Ampel, Pfeil, Fackel und Schlange, ungefähr wie man in den Wolken ja auch die vielfältigsten Gestalten erkannt hat. Man erzählt von feurigen Männern und Kindern, von springenden feurigen Geisen, welche vor dem nächtlichen Wanderer hintreibend, ihn scheinbar geleiten oder verfolgen und in ihrem Zick-Zacklaufe, nicht nur Pferde, sondern auch die Menschen erschrecken, so daß Roß und Reiter gegen Felsen, Flüsse und Abgründe hingedrängt werden. Ja es begiebt sich auch, behauptet ein alter Beobachter der Irrlichter, daß diese Feuer krachen und ein Gestohn von sich geben, so der menschlichen Stimme gleicht, ohne daß man sie zu verstehen vermag. Man hat daher vermuthet, es seien der Verstorbenen Seelen, durch diese Feuer umgeben, damit sie geläutert und gefegt werden und betrachtete diese kleinen Feuererscheinungen als die schadenfrohen Vorboten von Pestilenz und viel anderem Unglück.

Wir wollen nur einige wenige Beispiele von Irrlichterbeobachtungen aus dem vorigen Jahrhundert erwähnen. Robert Fludd hat ein Irrlicht verfolgt, zu Boden geschlagen und eine schleimige Materie wie Froschlaich gefunden. Dieselbe Erfahrung ist auch von Chladni gemacht worden. An einem warmen Frühlingsabend des Jahres 1781 erblickte er in der Dämmerung, kurz nach einem Regen, in einem Garten bei Dresden viele leuchtende Punkte im nassen Grase hüpfen, welche sich nach der Richtung des Windes bewegten, und deren einige sich an die Ränder des Weges setzten. Sie flohen bei der Annäherung, und es war schwer, sie zu erhaschen. Diejenigen, welche er fing, schienen gallertartige modernde Pflanzentheile zu sein. Dorham erwähnt eines Irrlichtes, welches um eine modernde Distel hüpfte, bei der Annäherung aber entfloh.

Unter den Thatsachen neuerer Zeit sind Kastner's Beobachtungen zu erwähnen, welcher an einem sumpfigen Orte in der Gegend von Heidelberg Irrlichter oft und anhaltend gesehen zu haben versichert. Er erblickte dieselben einige Fuß über der Erde, ähnlich dem etwas verstärkten Leuchten der Johanniswürmchen.

Digitized by Google

Die hüpfende Bewegung schien bei einigen auf optyscher Täuschung zu beruhen und von mehreren in ungleichen Entfernungen schnell entstehenden und erlöschenden Flämmchen herzurühren, bei andern dagegen eine bogenförmige Bewegung unverkennbar zu sein. Mit dieser Beschreibung stimmen vollkommen die Beobachtungen überein, die wir selbst vor einigen Jahren auf einer sumpfigen Wiese in der Gegend von Aschaffenburg wiederholt zu machen Gelegenheit hatten.

In den morastigen Wiesen am Po um Bologna wurden früher wenigstens, Irrlichter von einer Höhe von 12 Fuß beobachtet. Eine pyramidale Feuererscheinung von großer Ausdehnung und ähnlicher Höhe im Mai 1821 in der Gegend von Brienne beschreibt Dr. Don. Das Feuer erstreckte sich über eine sumpfige Wiese am Ausgange eines Waldes und wird mit dem Schauspiele verglichen, welches man bisweilen des Abends wahrnimmt, wenn die Sonne hinter einer rothen Wolke untergeht, die von einer dunklen Zone umgeben ist. Einzelne Flammen drangen überall hervor aus den Löchern, welche durch das Hindurchgehen der Heerden in dem Moraste entstanden waren.

In der neuesten Zeit scheinen sich diese Feuer immer seltener hervorzuwagen, was wohl damit zusammenhängt, daß Sümpfe und Moräste durch die überall thätige Cultur mehr und mehr verschwinden.

Wenn die angeführten Beobachtungen auch hinreichen, um das Vorkommen der Irrlichter als Naturerscheinung festzustellen, so sind sie doch bei weitem nicht hinlänglich, um eine Erklärung ihres Entstehens zu gewähren.

Die eigentliche Erklärung der Erscheinung ist wohl deshalb so schwierig, weil die Veranlassung dazu eine sehr verschiedene sein kann. Wie oft mögen Leuchtkäfer als Irrlichter beschrieben worden sein! Die bei Rio Janeiro beobachteten Lichterscheinungen erinnern sehr an Alles, was von Irrlichter erzählt wird. Der berühmte Reisende v. Martius hat gezeigt, daß dieses Leuchten bei Nacht durch Tausende von Leuchtkäfern (Elater phosphoreus, noctilucus) gleich Sternen bedingt war. Warum sollte nicht der Erde entströmende Sumpfluft durch einen electrischen Funken entzündet werden können? Im Innern der Erde sind offenbar die Bedingungen zu einer brennbaren Luftart, Phosphor und Wasser, vorhanden. Diese kann sehr wohl durch eine locale Temperaturerhöhung emporsteigen und sich von selbst entzünden. Diese Verbrennungen sind sogar von kleinen Geräuschen begleitet und diese mögen es wohl sein, welche Aberglauben und Furcht in das Gestöhn menschenähnlicher Stimmen umzuwandeln beliebte. Außerdem bemerkt man ja bisweilen deutlich ein Leuchten verwesender thierischer Körper, z. B. an faulenden Eingeweiden, an Schellfischen u. s. w.

Wie leicht übrigens Täuschungen im Finstern möglich sind, so daß auch vorurtheilsfreie Beobachter, namentlich wenn sie mit den Lokalverhältnissen einer Gegend nicht ganz vertraut sind, sich irren, ist zu bekannt. Oft erscheinen Lichter aus sehr entfernten Häusern ganz nahe, und so mögen denn auch wohl mehrere Stunden entfernte Hirtenfeuer als Irrlichter bisweilen beschrieben worden sein.

Jedenfalls giebt es eine Menge Verhältnisse, welche die Erde benützen mag, Irrlichter zu erzeugen. Warum sollte auch die reiche Natur, die uns doch alljährlich mit so vielen bunten Wundern ihrer stillen Thätigkeit überrascht, nicht im Stande sein, hie und da in zwanglosen Zeitabschnitten ein armes Flämmchen zu Tage zu fördern?

Gewiß aber ist das Irrlicht eine ganz harmlose Naturerscheinung und es bleibt eine unverantwortliche Verläumdung, daß unsere Vorfahren sie als Vorboten von Pestilenz und Theuerung verschrien haben.

Digitized by Google

Dies und Das.

Ein Pfälzisches Wirthshaussprüchlein theilt W. H. Riehl in München in seinem vortrefflichen Buche: „Die Pfälzer" (Stuttgart 1858) mit. Es lautet:

„Lieber Gast, komm' g'schwind herein,
„Hast Du Geld, hab' ich guten Wein,
„Hast Du keins, kannst Du drüben einkehren,
„Dort ist ein guter Brunn' mit zwei Röhren.

Es steht an einem Dorfwirthshause bei Kaiserslautern angeschrieben. Ich kann ein Andres zufügen, das nicht unwürdig sich d'ran reihen mag. In dem Rheinischen Dorfe Manubach bei Bacharach stand an dem Hause eines Schneiders (bekannt unter dem Namen: der alte Schneiderpeter) dieß Sprüchlein an der Wand zu lesen:

„Wer will borgen,
„Der komm' morgen;
„Heut' ist der Tag,
„An dem ich nicht borgen mag!

Ganz nahe dabei an derselben Wand stand noch Eins, das den humoristischen Schneider kennzeichnete. Es hieß:

„Will Einer borgen Hos' oder Rock,
„Stoß' ihn darnieder der wilde (Hier stand ein Geisbock gemalt, der die Vorderbeine erhoben, den Kopf mit den Hörnern gesenkt, stoßbereit war.)
„Daß er fällt mit der Nas' in den Dreck.
„Drum wer borgen will, bleibe weg!

Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren dieser Sprüche noch so lebendig, als hätt' ich sie heute gelesen. Als der Schneider, von dem die Leute sagten, er habe sein Handwerk aus dem Fundamente verstanden, denn er habe bisweilen — den Latz hinten hin gemacht, gestorben war, ließ leider der folgende Hausbesitzer die beiden Reimlein, sammt dem Zunftwahrzeichen in seiner Kampflust übertünchen.

Unberufen! Das Wort hören wir oft aus dem Munde recht wackerer Leute (die Barbiere gebrauchens gar häufig), wenn sie sich ihrer Gesundheit rühmend erfreuen; wenn sie von ihrer Familie Wohlseyn, von ihrem Familienglücke, von ihrem Glücke in Summa, reden. Es ist gewiß wahr, was das Sprichwort sagt: „Uebermuth ist niemals gut." Wenn es also bei solchen Aeußerungen eine Warnung an die eigne Seele wäre, die etwa, anders und so, hieße: Ueberhebe dich nicht! — so wär's Etwas, das man bei einem ehrlichen Christenmenschen als recht heilsam ansehen könnte; aber das ist's nicht, sondern in der Regel ein ächt heidnischer Aberglaube; denn es setzt voraus, daß feindliche Mächte auf die Worte des Menschen tückisch lauerten, um schnell das feindselig zu zerstören, dessen das unbewachte Menschenherz, sich erfreuend, gerühmt. Rühme dich nicht des morgenden Tages, sagt die heilige Schrift, denn du weißt nicht, was sich noch heute begeben mag. Ja, ja du Christenherz, das ist die rechte Warnung vor Selbstüberhebung und Uebermuth, der ist strafbar! Aber wenn das Herz dankbar gegen Gott, sich über seine Gesundheit, sein Glück äußert, wer verargte es ihm? Und dann noch solchen heidnischen Aberglauben hegen? — Weißt du denn nicht, daß in Gottes Rath und Willen dein Geschick ruht? Daß seine Vorsehung Alles regiert, fügt, ordnet, leitet. Kein Haar von deinem Haupte fällt, ohne den Willen dessen, der sie alle gezählt hat? Fort mit diesem heidnischen: Unberufen! Lies Psalm 37, 4 und 5 und denke an Paul Gerhard's herrliches Lied: Befiehl' du deine Wege ꝛc. und du wirst das Wort nicht mehr gebrauchen in dem strafbaren Sinne! —

Man kann überall lernen und es ist recht gut, wenn man's thut. So möcht' ich, zum Beispiel, manchem gestrengen, empfindlichen, anspruchsvollen, dünkelhaften Eheherrn das Beispiel vorhalten, welches ein feiner und gewiegter Beobachter der Indianer in Nordamerika von dem Verhalten des Indianers in seinem Wigwam oder Hütte gegen seine Frau beobachtet. Er sagt: „In der Hütte ist er (der Indianer nämlich) ein milder, umsichtiger Mann, der weder „schilt, noch widerstreitet. Er kann in der That als Gast seiner Frau betrachtet werden, obgleich man ihn oft fälschlich als ihren Tyrannen darstellt. Sie ehrt ihn durch ihre Aufmerksamkeit und Rücksichten als Herrn der Hütte (was auch zu beachten!). Er ist ein Mann von „wenig Worten: zankt sie, so lächelt er, (damit käme man freilich bei Mancher quer an!) ist „er mißvergnügt, so wandert er in den Wald; das ist das Reich, in welchem seine Stimmungen „das Recht haben, zu herrschen, das Gebiet, in welchem sein Stolz und seine Mannhaftigkeit „ihn über die Thorheiten des Streites und Wortwechsels erheben." Das Letztere verdiente auch nachgeahmt zu werden und würde gute Früchte tragen, mein' ich!

Von giftigen Thieren wissen wir, Gott sei Dank! in unserm lieben, schönen Vaterlande kaum Etwas zu sagen, aber desto mehr die andern Welttheile, die Gott vielleicht mehr gesegnet hat, als den Unsern (?). Man hat diese Thiere unter den Schlangen, Kröten, Insekten zu suchen, — aber daß es auch giftige Fische gibt, das wissen manche Leser nicht. Nun, in den Meeren an der Südspitze des heißen Welttheils Afrika gibt es einen wirklichen giftigen

Digitized by Google

Fisch, nach dessen Genuß der Mensch mit allen Erscheinungen einer heftigen Vergiftung stirbt. Dieser Fisch (Tetraodon Honkongi) ist von schlanker, länglicher Gestalt; die Haut ist dick, schlaff, schleimig und mit kleinen, hervorragenden Knötchen versehen, namentlich am Unterleibe; den Bauch kann er wie eine große Blase aufblasen. Der Kopf ist kurz, breit und flach und die untere Kinnlade ragt Etwas vor die obere, und beide sind scharf und schneidend. Kopf, Rücken und Seiten sind braungrün und mit grünlich weißen Flecken marmorirt. Ein breiter schwefelgelber Streifen läuft auf beiden Seiten dem Fische von der Unterkinnlade bis zum Schwanze und gibt ihm ein seltsames Ansehen. Er soll übrigens ein unheimliches Ansehen haben, wie alle giftigen Thiere und selbst die Giftpflanzen.

Spiegel kannte man schon in dem tiefsten Alterthume, denn der Mensch ist ja von je und je ein eitles, selbstgefälliges Wesen gewesen, das seines Antlitzes, das es, mit Grund oder Ungrund, trägt nicht viel aus — für schön hielt, sich erfreuen und sonstihn auch sehen wollte, wie der Putz es liebreizend mache. War doch das klare Wasser der Erste Spiegel und ein glänzender Gegenstand gewiß sein Stellvertreter. Als Spiegel bediente man sich glänzender Gefäße, gläserner Becher u. d. GL, bis man eigens Spiegel bereitete. Zuerst aber waren es kleine, runde oder eiförmige Metallspiegel, Platten, die man mit dem schon im Alterthume berühmten Smirgel von der Insel Naxos glänzend und glatt schliff und sie dann in einen künstlichen Rahmen faßte, der einen Griff hatte, um ihn nach Belieben zu benützen. Man bediente sich dazu einer Metallmischung aus Zinn und Kupfer. In späteren Zeiten, wie uns der Schriftsteller Plinius berichtet, hatte man sie auch aus Silber und sogar, als die Prachtliebe jedes Maß im alten Rom überschritt, aus Gold- und aus den Edelsteinen, wie Rubin und Smaragd. Der Kaiser Nero bediente sich eines Smaragdspiegels. Der glänzend schwarze Obsidian diente zu denselben Zwecken, wahrscheinlich auch Lava überhaupt. Die Metallspiegel wurden in der Stadt Brindisi gemacht. In Tyrus und Sidon wurden indessen auch schon in früher Zeit Glasspiegel gemacht, mit dunkler Hinterlage und vornehme, üppige Frauen besaßen, wie uns der Römer Quintilius berichtet, Spiegel, in denen sie ihre ganze Gestalt betrachten konnten. Was die aber mögen gekostet haben? —

Das verdient dankbare Anerkennung, daß man endlich einmal daran denkt, Versuche zu machen, nützliche Pflanzen und Thiere anderer Welttheile bei uns heimisch zu machen.

Wenn man so lange, leider zu lange, nur schöne Pflanzen, schön blühende, aufsuchte, um sie für die Gewächshäuser vornehmer und reicher Blumenfreunde nach Europa zu führen, schöne und merkwürdige Thiere erlegte, um sie auszustopfen und in unsern Museen aufzustellen, so drängte sich Einem die Frage auf, warum denken die Vereine und unsere Fürsten nicht daran, dem verarmenden Europa neue Nahrungsstoffe und Nützliches überhaupt zuzuführen? — Endlich hat man diesen hochwichtigen Gedanken in Frankreich und England aufgefaßt, und Deutschland macht sich hin und wieder auch langsam auf, um — hintenach zu schleichen, wie ein altersmüder Greis. —

Man nennt diese Gesellschaften, die sich zu diesem Zwecke gebildet haben: Acclimatisirungsvereine, was auf deutsch etwa heißen würde; Gesellschaften, die es versuchen, die nützlichen Pflanzen und Thiere anderer Welttheile an unser Clima, an unsere heimathlichen Witterungsverhältnisse zu gewöhnen. In Paris besteht eine solche, welche in dem Walde von Boulogne, bei Paris, fünfzehn Hektaren Landes angewiesen erhalten hat, um ihre nützlichen Versuche zu machen. Nun, sie hat schon Manches geleistet, was unsrer Aufmerksamkeit werth ist. Sie hat in Frankreich bereits ein sehr nützliches Thier eingeführt, nämlich den tungusischen Büffel, auch Jack genannt, der eine treffliche Wolle und ein schmackhaftes Fleisch liefert; aus dem Pflanzenreiche besonders eine Yamswurzel oder Frucht, die eine nahrhafte und wohlschmeckende Speise gibt und reichlich austrägt; frische Kartoffeln aus Südamerika, um unsre unentbehrliche Knollenfrucht uns gesund wieder zu geben, wenigstens die, seit zwei hundert Jahren gewanzte, ausgeartete, leider bedenklich krank gewordene Kartoffel mit Gottes Hülfe zu ersetzen, zu erneuern; eine Pflanze Naricus Sorgho, um Zucker daraus zu bereiten, wozu sie besonders geeignet ist, und eine nicht von Maulbeerblättern, sondern von Blättern der, auch für die Wollentuchbereitung nützlichen Kardendistel sich nährende Art Seidenwürmer.

Gutes genug, für's Erste, und wenn es sich, wie kaum zu bezweifeln ist, bewährt, sehr viel des Guten für die Menschheit.

Die Keimfähigkeit alten Waizens, die man in England vielfach bezweifelt, oder wenigstens angezweifelt hat, ist doch durch Versuche, welche man in Frankreich angestellt, namentlich ein Herr Drouillard, außer Zweifel gesetzt. Unsere Leser wissen, daß die alten Aegypter ihre Todten, besonders wenn sie vornehmen Standes waren, einbalsamirten, wodurch die Leichname und die Gewebe und Tücher, mit denen man sie umwickelte, hart wie Holz wurden und von den scharfen Stoffen, mit denen man sie einrieb, so durchdrungen wurden, daß kein Vergang darin zu sein scheint, und auch kein zerstörendes Insekt daran geht. Nun fand man in den Händen dieser einbalsamirten Leichname, die man Mumien nennt, Waizenkörner, die gewiß mehr als ein Tausend Jahre hinter sich hatten. Man legte diese Körner in Oel und dann in Wasser und — sie keimten, und entwickelten, nach den Erfahrungen des Herrn Drouillard, eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Von fünf Körnern Mumienwaizen, welche er in Töpfe pflanzte, erhielt er je das 1200ste Korn. 1854 erhielt er 61½-fältigen, und, in Reihen gepflanzt, 313-fachen Ertrag; 1855 endlich einen 556-fältigen.

Digitized by Google

Die Spelunke.

Einige Kapitel aus der Chronika des ehrsamen Meisters Sebastian Fabian von der Stadt Bacharach am Rheine.

Anno 1721.

Von W. O. v. Horn.

Kapitel 1.

Der Altmeister der löblichen Schusterzunft allhier, Philipps Ott, so in der Rosengasse wohnte, (da lebt' er noch), war meines Vaters, seliger, Gevattersmann und Special und ein ehrenvester Bürgersmann, der viel alte Geschichten wußte und hat einstmals meinem Vater, seliger, eine Geschichte erzählt, so er von seinem Großvater gehört. Dazumalen war ich, Sebastian Fabian, noch ein kroppig Büblein und verstund weitaus nicht, was die Alten redeten, aber es ist mir, da ich immer neugierig und kurios gewesen auf alte Geschichten, im Sinne geblieben, zumal der Name Spelunke, da ich hernachmals wohl einmal gehört: Hier hat die Spelunke gestanden, und hab' ich dann, da Meister Ott's Gebeine schon moderhaftig sein mochten, meinen dreiundneunzig Jahre alten Vater darnach gefraget. Der alte Mann war bis an sein Ende bei Sinnen, und war voller alter Geschichten, die er merkwürdig genau erzählete, hat mir auch dazumal die Geschichte der Spelunke erzählt, und wie ich denn Alles aufgeschrieben, was ich gehört, abgeschrieben, was ich gefunden, woraus meine Chronica endlich erwachsen, so hab' ich auch diese Geschichte aufgeschrieben, wie folgt:

Hinter dem Saalbau standen seiner Zeit, und namentlich um das Jahr 1695 nach unseres Herrn Geburt, sieben Häuslein, so alle nicht groß gewesen, (ich hab' in meinen Tagen nichts mehr davon gesehen) auch höchstens zwei niedrige Stockwerk hoch; und wendeten ihre Vorderseit' dem Saal zu. Selbiger aber, (den ich wohl kannte), war ein mächtig und hoch Gebäu, dahinter sich die Häuslein verkrochen, also, daß weder Sonne, noch Mond jemals in ihre kleinen Fensterlein hinein scheinen mochte. Standen auch viel zu nahe am Saal, und war nur ein Reuel zwischen selbigem Baue und den sieben Häuslein, und zwar ein enger Reuel, darinnen es selten sauber war.

Es ist Einem vorgekommen, als ob sie sich recht daran schließen wollten, die sieben Häuslein, um Schutz bei'm Herrn Saalschultheis oder wie er früher geheißen, zu suchen. Und war auch so in der That.

Jedermänniglich ist es bekannt, daß man all mein Lebtag anders nicht gehöret, als daß der Saal ein kaiserlich Gebäu gewesen, so einmal ein Kaiser dem Erzbischofe von Cöln geschenkt, so sein eheleiblicher Bruder gewesen, früher aber allezeit kaiserliche Vögte darinnen gehauset.

Nun hatte der wohllöbliche Rath der Stadt sich das Recht erworben, mehr nicht, denn sieben Juden in der Stadt zu dulden. Die Juden aber waren kaiserliche Kammerknechte, allzeit nur dem Kaiser zinsbar und pflichtig, und von ihm allewegen, wo möglich, geschützet.

So wohnten denn die sieben Hebräer seit unvordenklicher Zeit in den Häuslein hinter dem Saale, die, besonders Eins, so alt schier sein mochten, wie der Saal selber, und sollten, wie ich in einer lateinischen Urkund der Stadt, so in der eisernen Kammer lieget und mir unser ehrwürdiger Pfarrherr, der Dr. Krollius, übersetzet in's Deutsche, (ein greulich und grausam gelahrter Mann, selbiger Pfarrherr, auch Doctor der Weltweisheit) früherhin Ministeriales darin gewohnet haben, was soviel sagen will, als solche, die in kaiserlicher Majestät absonderlichen Diensten gestanden. Da solche aber später in dem Saale selber einquartieret worden, so nisteten sich die Hebräer hinein und behielten sie und wurden später, ich weiß nicht wie, ihr Eigenthum.

Digitized by Google

Eins dieser Häuslein hatte den bedenklichen Nachnamen empfangen: die Spelunke, und soll ihn mit Recht getragen haben, weilen es ein abscheulich uralt Nest gewesen. Meister Otts Großvater hatte es ihm also beschrieben: Mauern hatte es, wie eine Vestung, war aber dazu vieler zu klein; Fensterlein, daß sich Gott erbarm, kaum einen Schuh breit und einen hoch (da hätt', mein ich, der Amtschreiber nicht hinausgucken können, von wegen seines Simmer-Kopfes!) und sahen jene Mauern schwarz und rußig aus, als hätt's sieben Jahr in der Harst gehänget (gleich meines Nachbars Zinkgref Schinken).

Nach dem Schreckensjahr 1689 (wie lange, weiß ich nicht) war aus dem Lande Polen, allwo man die Juden verfolget (was ich, Sebastian Fabian, für gottlos, unchristlich und schandbar halte!) ein Jüd in die Spelunke gezogen, so Afrom ben Barack geheißen, ein stiller, braver Jüd, so reich sollte sein. Der wohnte drin mit seiner Frauen, die berühmt war ihrer großen Schönheit wegen, und einem Töchterlein, so etwa unter einem Jahr alt sein mochte. Der Afrom führte ein gottesfürchtig Leben und handelte mit Fellen, nämlich, Kalb-, Hammels-, Geisen- und Zicklein-Fellen, und Pelzwerk, als Hasen-, Fuchs- und Edelmarder-, Buchmarder- und Steinmarder-, Iltis- und Wiesel-Bälgen, davon er oft die Spelunke voll gestopft hatte bis unter die morschen Sparren des alten Daches, darinnen, wie der Schieferdecker Wehriegel soll gesagt haben, kein Nagel mehr hielt, wenn man eine Lai festmachen wollte.

Solches Fell- und Rauchwerk kaufte er auf, bis Bingen hinauf, und bis Boppard hinab und bis Kirchberg hinaus, und führte es allemal zur Meßzeit mit dem Meßschiff gen Frankfurt am Maine, allwo er ein Heidengeld dafür soll gelöset haben. Lebte still vor sich und schlecht und recht, und hatte Jedermann in der Stadt Respect vor ihm, weil er kein Schacherer gewesen.

Damals durfte kein Jüd, wie es auch in der Judengasse zu Frankfurt gewesen, anders wohnen, als in selbigen sieben Häuslein und ihrer auch nicht mehr, denn sieben Hausgesäß. Solches war hart und grausam und ich, Sebastian Fablan, bin weit in der Welt herumgekommen auf meiner Wanderschaft und hab's nirgends so funden, als in Frankfurt und etzlichen andern Städten, und freuete mich, daß solches nicht mehr allhier war zu meiner Zeit. Dürfen jetzt im Churpfälzer Land die Hebräer wohnen, wo sie wollen und auch in unsrer Stadt, wo es ihnen gefällt. Ich denke, das ist christlich gehandelt!

Item — ist das Jahr 1689 kommen mit allen Greueln und Schrecken, und hat der Pfalzvergifter Montal, so an der Mosel auf der Veste Montroyal hauste, das Schloß sprengen, die Thürme abbachen und ausbrennen, die Mauern niederreißen und hernachmals die Stadt anstecken lassen, und so der Goupilliere nicht menschlicher gewesen, als der Henkersknecht, der Montal, es wäre selbiges Mal kein Haus stehen geblieben von der ganzen Stadt.

Als sich nun die Lohe heraufwälzete von der Münz und dem Zehntethor her und von allen sieben Thorthürmen die Flammen aufstiegen und die Minen losgingen, so das Schloß in die Luft sprengeten, da floh der arme Afrom ben Barack mit seinem Kinde und seiner schönen Frau, deren Stunde nahe war und wollte zum Münzthor hinaus, da er dachte, die Unholde möchten auch den Saalbau in die Luft sprengen. Und seine Frau wankete mit einem Bündelein hinter ihm drein. Kamen die armen Eheleute bis auf die Obergaß und sahen das Feuer, so vom Zehntethor herwogete, sahen aber die Fleischgasse und das Fleischthörchen noch frei und eilten solche hinab, das Freie zu gewinnen.

Etwan in der Hälfte der Fleischgasse, nicht weit vom Spital, wohnte ein armer Schuster, so Willem Winzberger hieß. Just vor der Thüre des armen, braven Mannes stürzte das junge Weib des Afrom ben Barack zusammen und konnte nicht weiter. Ach, da rang der Mann die Hände und rief: Herr, du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, verlaß uns nicht zur Stunde des Jammers! Und die hellen Thränen rolleten ihm aus den Augen. Tritt der Willem Winzberger heraus und sagt: Afrom, verzag' nit; unser Herrgott lebt noch!

Digitized by Google

Komm' ſetz dein Kind nieder, und faß' dein Weib mit mir. Wir tragen's in mein Stüblein und Gott wird weiter ſorgen! Das haben ſie gethan und der liebe Gott hat ſelber dem Feuer Einhalt gethan, was kein Menſch hätt' fertig bringen können und alle zuſammen nicht. Das arme Weib aber iſt ſchier einen Monat krank gelegen, nachdem ſie es wieder in die Spelunke getragen, da das Feuer aufgehört, und iſt dann eines Knäbleins geneſen, aber darüber geſtorben. Da war das Leid groß und gewaltig in der Spelunke, aber es ſollte noch größer werden, denn das Büblein konnte ſeine Beine nimmer gebrauchen, ſondern ſie hingen ihm herab, wie Lappen; lernte nimmer laufen und mußte getragen werden bis in's Alter. Darnach ſah man den gebeugten Afrom niemals mehr lachen und wenn er am Sabbattage eines Sabbaterweges ſpazieren wollte oder halb ſo weit, ſah man ihn ein Wägelein ziehen, darinnen ſaß das Büblein, ſo blühte wie eine Roſe und munter um ſich ſchauete, aber konnte die Beine nicht brauchen, und das bildhübſche Schweſterlein drückte hinten am Wägelein, und wer es ſah, hatte Mitleid und Erbarmen.

Zu derſelbigen Zeit lebte Einer in Bacharach, lediger Weiſ', ein alter Junggeſell, ſo Valtin Claudi hieß, war Bartſcheerer und Judenzwicker, Stadtpauker und Drehermeiſter, von dem galt das Sprichwort: Vier Handwerk', fünf Verderben, denn er war ein armer Schelm, aber eine ehrliche Haut, wie man allhier ſagt, und trübte kein Waſſer. Den Valtin hatten alle Leute lieb, denn er half gerne, wo er konnte und dachte immer an ſich erſt hintendrein, wenn Andere die Eier ausgehoben, und kriegte dann, natürlicher Weiſ', und wie es die Leute machen, keine Schale; ja man konnt' von ihm ſagen, wie mein Vater, ſeliger, von mir zu ſagen pflegte (da lebt' er noch): Wenn's einmal Hirſebrei regnet, dann hat gewiß mein Baſtian keinen Löffel! Hat Recht gehabt, und bin in der Welt ein armer Mann blieben!

Item, der Valtin war allezeit ſo ein halber Maſchores bei dem Afrom geweſen, und hatte ihm geholfen an ſeinen Fellen und Rauchwerk; hat ihm, da ſein Weib litt, getreulich und mit ſonderlicher Lieb die Kinder verſorget, wie es beſſer kein Weib konnte, in Summa, war dem guten Afrom mehr ein Freund, denn ein Maſchores, und nahm ihm für ſelbige treue Huth, Wartung und Pflege keinen Albus ab.

Da ſagte Afrom: Valtin, ich hab Niemand, als dich. Komm' und wohne bei mir, unten im Hauſe. So liebt Niemand meine Kinder, wie du, ich alleine ausgenommen. Es ſoll dich Nichts koſten! So zog denn der Valtin Claudi, der ohnedem miethsweiſe wohnte, zu dem Afrom in die Spelunke und hauſten mit einander, doch ein Jeglicher auf ſeine Fauſt, und lebten wie Brüder, und iſt gewiß ein ſeltener Fall geweſen, daß ein Jüd und ein Chriſt Ein Herz und Eine Seele waren, aber ſchön war's und fein und lieblich, das muß ich ſagen, und dem lieben Gott im Himmel muß es wohlgefallen haben! Wohl uzten die Leute, und Gazvögel hat's in unſrer Stadt allezeit geben, ſind auch noch da — aber der Valtin Claudi war Keiner von denen, die ſich uzen und Maſchores nennen ließen, hat ihnen gleich das Maul voll geben, daß ſie gerne ſtill ſchwiegen, denn er war nicht auf die Naſe gefallen, da er zur Welt kam!

Da ſaß er denn manche Dämmerſtunde oben in der Spelunke bei dem Afrom und plauderte mit ihm von der guten Rahel, die geſtorben war, und die kleine Hulda hörte der Mutter Lob und auch das arme Iſaachen horchte ſtille zu, und alle Viere hatten ſich lieb, und Valtin half dem Afrom getreulich an ſeinem Fell- und Pelzwerk und wenn er in die Meß reiſete und oftmals vier Wochen ausblieb, pflegte er die Kindlein, wie eine treue Mutter.

Kapitel 2.

Das Huldachen war ſieben Jahr alt und das arme Iſaachen vier, da war wieder einmal der Afrom gen Frankfurt mit dem Meßſchiff gereiſt, und hatte viele Waaren im Schiffe, alſo daß er dabei ſein mußte. Grade zu der Zeit

Digitized by Google

herrschte eine arge Krankheit in der Stadt und starben die Leute jählings dahin. Da erkrankte des armen Schusters Willem Winzbergers Weib und starb, und des andern Tages, da Valtin nach dem Manne sehen wollte, dem Afrom viel Guts gethan in allerlei Weise, da fand er auch ihn als eine Leiche und den Jacob, sein Büblein, dabei, so etwa acht Jahr alt war, und weinte laut, da Niemand kam und ihn besuchte oder ihm zu essen brachte, dieweil sie sich vor der Seuche fürchteten. Dem guten Valtin schrie das Herz. Er nahm den Buben an der Hand und führte ihn heim zu den Judenkindern, die ihm freundlich waren, und er, der gute Valtin, eilte auf's Rathhaus, da die Rathsherren saßen, zeigte das Elend an und sagte: Lasset die braven Leute ehrlich begraben; das Büblein soll mein Sohn sein und ich will es groß ziehen mit Gottes Hilfe, zu einem ehrlichen Christenmenschen! Solches versprachen alsbald die Väter der Stadt, und belobeten höchlich Valtin Claudi's Barmherzigkeit, so er an dem Büblein thät. Führten's beiderseits aus, nämlich der Rath ließ die Eheleute Winzenberger stattlich beerdigen und von dem Pfarrherrn die Leichenred' thun, so den Text hatte: Vater und Mutter verlassen mich, aber du Herr nimmst mich auf, wie solches stehet: Psalm 27, Vers 10 fast mit solchen Worten, und die Leichenred' machete Vieler Augen trübe und naß; aber Valtin Claudi hielt das Büblein bei sich und war es selbigem bald wohl bei dem goldtreuen Valtin und bei den Judenkindern, mit denen er einträchtig spielte, und ihnen allerlei Stücklein erzählte, denn darin war, wie Meister Ott versicherte, sein Vater Meister gewesen.

Kam endlich der Afrom heim und Valtin passet ihm auf und zieht ihn herein in sein Stüblein. Der Afrom fragt schnell und eifrig: Wie stehet's um die Kindlein?

Herrlich, gelobt sei Gott, saget der Valtin, aber ich hab' Euch Etwas zu vertrauen, das mich angehet.

Wirst doch nicht heirathen wollen? — fraget erschrocken der Afrom, da er das ernste Angesicht des Valtin siehet.

Behüt mich Gott in meinem Alter vor Thorheit, spricht der Valtin, aber es ist doch deß Etwas!

Wie? Valtin, ruft der Afrom — deß Etwas? Was ist's denn? Rede!

Nun, spricht der Valtin lächelnd, ein Weib hab' ich nicht und mag ich nicht, aber einen Sohn hab' ich gekriegt!

Der Afrom wußte aber daraus nicht klug zu werden und bat den guten Valtin, daß er ihm das Räthsel deute, und der hebt also an, ihm zu erzählen, wie es gegangen mit den guten Leuten in der Fleischgasse, nahe dem Spital, und der Afrom höret ihm zu mit gefalteten Händen und thränenden Augen, und jammert: Ach, warum mußte ich ferne sein, daß ich ihm nicht konnte vergelten, was er an meiner Rahel gethan!

Als aber Valtin sagete: Ich hab's gethan, so wie ich konnte, da fragte der treue, gute Afrom nicht weiter, sondern fiel dem alten Valtin um den Hals und küssete ihn vor Freude und Dankbarkeit. — Gott lohn' und vergelt' dir's, du mein Jonathan, rief er aus, denn du hast gethan nach meinem Sinne, Willen und Herzen! Gott lohn's dir!

Ueber solchem Erzählen und Danken hatte aber der Afrom vergessen, was Valtin von einem Kinde gesagt, das er sollte gekriegt haben. Das fällt ihm wiederum ein und er fragte hastig: Was ist's aber mit dem Kinde?

Ey ja doch, sagte da Valtin freudiglich. Ihr wisset doch, daß der Winzberger sein Jaköbchen hatte? Sehet, das arme Waisenkind fand ich, jämmerlich weinend, bei den Leichen seiner guten Aeltern. Da dacht' ich: Sie haben die gute Rahel aufgenommen in ihrer Noth, darum soll auch ihr Kind einen Vater finden — in mir, dem alten, armen Valtin!

O du mein Bruder! rief da der Afrom, das hat dir der Herr, der der Waisen Vater sein will, in's Herz gegeben. Er vergelte dir's ewiglich! Ich will des Kindes Vater sein und für es sorgen.

Digitized by Google

Da richtet sich der Valtin Claudi seiner Länge nach auf und rufet: Holla! Langsam! — Sehet, hier an den Wänden herum hängen die Käfige, darin ich meine Distelfinken, Blutfinken, Buch- und Stockfinken hege und pflege. Das waren meine Kindlein bis anhero. Die liebten mich, wie ein Thierlein lieben kann, und ich hatte sie lieb. Da nahmet Ihr mich in's Haus, und ich fand Eure Kindlein, die ich liebe und die mich lieben — aber sie sind nicht mein, sie sind Euer, das muß ich mir doch alle Tage sagen. Nun hab' ich den Buben. S' ist ein schöner, prächtiger Bub, und in den wenigen Tagen hab' ich ihn lieb gewonnen, wie mich selbst, ja noch weit mehr, und er hat mich lieb, wie ein Kind seinen Vater, und Ihr wollet mir das Kind nehmen, weil Ihr reich seid und ich arm bin? Nein, das thuet Valtin Claudi nicht, und wenn er arbeiten müßte, daß das Blut unter seinen Nägeln herausträte! Ich will hungern, wenn es sein muß, um ihn zu speißen; ich will wachen, wenn er schläft, für ihn wachen an meiner Drehbank, aber das Kind ist mein!

Als er so redete, da rieselte es aus seinen Augen über die Runzeln in seinen Backen, daß ein steinern Herz sich hätte erbarmen und doch wieder auf-jauchzen mögen über solche Liebe und ihr reiches Maaß!

Der Afrom stand vor ihm und sah ihn mit Augen an, daraus die Liebe leuchtete und fackelte und doch auch wieder die Traurigkeit, daß er dem treuen Herzen hatte so wehe gethan, ohne es zu wollen. Aber als endlich der Valtin schwieg, weilen ihm die Stimme brach und er mit dem Wammesärmel die Thränen wegwischen mußte, weilen er in dem dunkeln Stüblein nichts mehr sah, da faßte der Afrom seine beiden Hände und rief: Valtin, Valtin, wie thuest du an deinem besten Freunde Unrecht! Wie hast du falsch verstanden was ich meine! Setze dich! Sieh' ich vergesse meiner Kinder, die meiner Seele Schätze sind, um dir das Leid zu nehmen, dazu dich ein Irrthum verleitet!

Endlich setzte sich der Valtin und der Afrom redet also zu ihm: Valtin, sagt er, du weißt, daß Niemand übler dran ist, denn ein Jüd, so er einem Christen will Gutes thun. Gleich sagen sie, wenn es Einer ist, der die Kinderschuhe ausgetreten hat, er will ihn zu seinem Maschores machen und ihn auspressen, wie man auspresset eine Weintraube unter der Kelter; und so es ein Kind ist: er will einen heimlichen Jüd aus ihm machen und seine Seele erschacheren. Gott behüte mich und alle meine Brüder vor solchen Gedanken! Man wird es uns mit Grund und Fug und Recht nicht können nachsagen, und wollte Gott, wir könnten nicht sagen, daß die Christen hätten Judenkinder erschachert! Gott verzeih's ihnen — aber wir fluchen ihnen nicht! Und wir wissen, daß ist gewesen ein Judenkind aus Mainz, das ist worden gestohlen und ist geschmattet worden und hat's der arme Vater nimmer gesehen und ist der armen Mutter das Herz gebrochen drüber. Also ist das Kind kommen gen Rom und ist geworden Cardinal. Und als er Cardinal war, hat er lassen kommen seinen Vater gen Rom. Der war schier neunzig Jahr alt und meinet, nun müsse er sterben; aber der Cardinal hat ihn kommen lassen in sein geheim Gemach und ist ihm um den Hals gefallen und hat ihn geküßt und der Alte wußte nicht, wie ihm zu Muth war, bis er seinen Sohn erkannt an einem Muttermahl, so er an der Schulter hatte, und hat ihn geherzt und gesegnet und der Sohn hat ihn, reich beschenkt, gen Mainz bringen lassen und dort hat er auf dem Todesbett bezeugt, was ich gesagt. —

Aber, sagt an, sprach Valtin, wozu erzählt Ihr mir das?

Valtin — weil der Alte meint', er müsse sterben zu Rom; weil wir keine Kinder stehlen wollen, und nicht suchen Judengenossen, weißt'; aber weil sie es uns nachsagen und uns gleich des Aergsten beschuldigen, damit sie an uns können, sieh', darum segne ich deine That, daß du das Büblein nahmst und es Gott also geleitet, daß sie keine Handhabe finden an mir. Dir soll bleiben das Büblein und seine Lieb will ich dir nicht stehlen, aber das mußt du mir lassen, daß ich ihm heimlich und hehlig Kleider und Schuhe und Hemden stelle, daß ich am Kinde vergelten kann, was die Aeltern haben gethan an meiner Rahel. Gott segne sie!

Digitized by Google

Da hat es ordentlich ein geistig Streiten gegeben, sintemal der Valtin das nicht wollte zugeben, bis sich der Afrom also aufs Bitten und Flehen legte, gleich als ein kananäisch Weiblein, daß des Valtin Herz weich wurde und hats zugeben, und darauf sind sie hinauf, wo die drei Kinder spieleten, und das Isaachen dem Aette rühmte, wie der Jakob so schön mit ihm spiele und allerlei Stücklein erzähle, daß ihm keine Stunde lang werde seit er sei im Hause bei dem guten Valtin.

Da war denn Niemand glücklicher als Afrom den Barack, und hat die schönen Geschenke, so er, als ein Meßstück, mitbrachte seinen Kindlein, in drei Theile getheilt, daß der Jakob auch Eins habe und waren allesammt glücklich.

Nun konnte Afrom sonder Sorgniß seinen Fell- und Rauchwerk- oder Pelzhandel noch weiter ausdehnen, und wußte, daß seine Kinder versorgt wären. Waren es auch; aber Niemand fragete nach den Stücklein, so der Jakob denen beiden Judenkindern erzählete, die ohnehin, da sie ganz aufwuchsen ohne Lehr, sintemal kein Bager allhier in Bacharach durfte sich aufhalten, Nichts lernten von Gottes Wort und göttlichen Dingen und wußten Nichts als ihre Gebete, die sie der Afrom gelehrt und die heiligen zehn Gebote, die wir ja auch im Heidelberger Katechismus haben. Nun war der Jakob ein gar sonderlicher Bub; hatte seine Freud' nicht am Spielen mit den Buben seines Gelichters, sondern an Gottes Wort und erzählete den Kindern Alles, was er gelesen in der Bibel, so Valtin heilig hielt und ein theures Erbstück war seines Vaters seliger. That's aber sonder Absicht, und nur, weil es so wohlgefiel den beiden Kindern und sie so andächtig zuhörten, wenn sie alleine waren, zumal Sonntags. Und gab Niemand mehr Acht, als das liebe Huldachen, so wirklich schön war, wie ein leibhaftiger Engel. Bracht's auch dahin, daß der stille Jacob des Valtinvetters Bibel herauf holete und daraus vorlas die fünf Bücher Mosis und so weiter alle die heiligen Schriften des alten Testamentes und sodann auch, ohne Arg, die des Neuen bis zu Ende. Darüber ist denn manch Jährlein hingegangen, und der Jakob ist darauf zu dem Pfarrer beten gegangen. Mußte auch das Dreherhandwerk und das Bartfegen und Zwicken lernen und das Paukenschlagen. Begriff solches Alles leichtlich, da er vom lieben Gott empfangen hatte einen mächtig und grausam guten Kopf.

Waren damals die Kinder herangewachsen und Jakob vierzehn Jahre alt, da er confirmirt und zum Tische des Herrn vorbereitet wurde. Und war der Jakob so still und erst und war es dem oft so weich um das Herz, wenn er seiner Aeltern gedachte, und des heiligen Schrittes, den er thun sollte. Das fiel der lieben guten Hulda aufs Herz und sie wollte ihn gerne trösten, dieweil sie ihn nicht konnte also traurig sehen. Da hat er ihr dann seine Lehr erzählt und sie hat aufgehorcht wie eine durstende Seele, und hat immer, wo sie konnte mit Jakob alleine reden, geforscht und gefragt und der Bub hat ihr treuherzig und aus gläubiger Seele Alles gesagt, was er selber wußte, und hat ihr, da sie es verlangte, seinen Heidelberger Katechismus gegeben, darinnen sie heimlich las, und ihn auswendig lernte, und wo sie sein Wort nicht verstand, hat sie ihren lieben Jakob gefragt und er es ihr ausgelegt, so gut er es vermocht. Das aber thaten die Kinder heylig und ahnete solches der Valtin nicht und nicht der Afrom, dieweil die Kinder eine Scheu trugen, es ihnen zu sagen.

Um diese Zeit nun mußte Hulda die Haushaltung führen und Jakob mußte im Handwerk rechts und links angreifen, dieweil der Valtin sprach: Kobeschen, es ist Zeit, daß das Spielen aufhöret. Ich werde alt und baufällig, und kann der liebe Herr im Himmel mich einmal so plötzlich von dir nehmen, wie vormals deine guten Aeltern, Gott hab' sie selig! Was soll dann aus dir werden? Kannst du aber dein Aderlaßmännlein, so im Pfälzer Kalender auf dem letzten Blatte stehet, recht verstehen, und weißt den Schnepper recht zu setzen bei dem Aderlaß und den Schröpfschnepper zu gebrauchen, und einen Bart gründlich zu scheeren, auch einen Judenbart fein zu zwicken, daß er glatt wird wie eine Mägd-

Digitized by Google

leinwange; kannst deine Pauken schlagen und stimmen bei den Stadtpfeifern und auch einen Weinkrahnen und ein Spinnrad drehen, dann kann ich ruhig sterben, denn du kannst dich redlich ernähren! — Da sagte Kobes mit Thränen: Verhüt' es der Herr in Gnaden, daß ihr mich solltet verwaisen lassen abermals! Aber, Valtinsvetter, der ihr mir Vater seid und Mutter, ich seh' es wohl ein, wie gut und treu ihr's mit mir meinet, und stelle mich euch zu Gebot, mit Leib und Seele, dieweil, wie es im Katechismus heißet: Gott mich durch eure Hand regieren will! —

Da hat ihn der alte Valtin gesegnet und ist von da ab tüchtig mit ihm in's Zeug und Geschirr gegangen, von Morgens an, da der Tag grauet, bis in die Nacht, da der Thau sinket, und ist wenig Zeit geblieben, daß die Kinder droben und Er sich sahen, es sei denn, daß er am Freitag Mittag um drei Uhr den Afrom, so er daheim war, zwickete, und des Sonntag Nachmittags, da er denn bei ihnen saß und ernste und fromme Gespräche mit ihnen pflog. Aber je und dann blickte einmal, wenn der Valtin abseits war, ein holdselig Gesichtlein durch die viertels geöffnete Stubenthüre und der Jakob ließ das Treten an der Drehbank und blickte in das herrlich schöne Gesichtlein einen Augenblick. Dann ging leise die Thür wieder zu und es war vorbei. Und damit waren sie wohl zufrieden, bis der Sonntag Nachmittag kam, wo sie so selig bei einander saßen, die dreie, die sich lieb hatten.

Das ging Alles fein und gut, bis das Mädchen, die Hulda, siebzehn Jahre alt war und der Jakob neunzehn und Jeder, der sie kannte, sagen mußte, das Mägdlein sei die Perle der Stadt und etwas schöneres könne doch kaum am ganzen Rheine, von der Schweiz, da er entspringen soll, bis hinab in Holland, wo er, wie ich selber gesehen, theils im Sande verläuft, theils in's Meer strömt, gefunden werden, und der Jakob sei ein Prachtbursch. Da traf es sich einmal, daß sie sich auf der Treppe im Halbdunkel der Dämmerung begegneten, wo dann im Scherzen Keines weichen wollte, bis der Jakob das Mädchen umfaßte und an sich drückte und küssete, und von da ab war's Anders, denn das Mägdlein wich ihm scheu aus, aber sie trafen sich doch wieder und die Küsse mußten süß sein, denn einst traf sie der Valtin, wie sie so traulich bei einander standen. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, daß sie sich lieb hatten, und nahm den Jakob vor und redete ihm in's Gewissen und sagte: Sie ist eine Jüdin und du kannst und darfst sie nimmer als dein ehelich Gespons heimführen. Da ist's besser, du gehest auf die Wanderschaft — denn den Lehrbrief hatte er und hatte auch sein Gesellenstück gemacht — und zwar, je ehender, desto besser für dich und sie — denn bei so jungem Blute heißt's: Aus den Augen, aus dem Sinn! d'rum frisch dran und gehe schon morgen, ehe der Tag grauet und ich begleite dich gen Sant Gewehr. Ich muß nemlich nacher Kirchberg, allwo mein Vetter mich zum Path bei seinem Bübleln gerufen hat!

Der Jung war zerschlagen und getroffen bis in's Herz. Der Valtinsvetter hatte ihm die Augen geöffnet und er schauete in einen Abgrund, so tief, so tief, wie es nur einen geben mochte. Aber er war verständig genug, zu erkennen, was ihm noch weiter der Valtinsvetter sagte, nämlich, daß, wenn die Lieb' tiefer möchte wurzeln, das gute Kind, die Hulda, elend würde und er selber. Ist sie einmal eines Andern Frau, also schloß der Valtin, so ist's vorüber und so du nach Jahren heimkehrest, so ist's auch bei dir vergessen und Euch Beiden ist geholfen von Grund aus.

Der arme Jakob saß in der Ecke und weinte schier laut, denn es that ihm Stöße gegen das Herz, daß er meinte, es stieße ihn das Leid entzwei und wär ihm schon recht gewesen, wenn solches geschehen wäre, sintemal die ganze Welt ihm widerlich erscheine und der Tod ein rechter Arzt ihm werden möchte in solchem unsäglichem Wehe. —

Nun stirbt sich's in jungen Jahren so leicht nicht, wie so ein Flaumbart meint, wenn ihm das Leid das Herz preßt. Allgemach kam er auch zur Einsicht, und er packte seine paar Siebensachen in des Valtinvetters alt Felleisen und

Digitized by Google

macht sich fertig. Der Valtin hatte auch noch dieß und das zu machen und zu ordnen und hatte, da es Freitag war, die Juden noch zu zwicken. That das und meinte, der Jakob sähe das Mägdlein nicht mehr. — Aber fehlgeschossen! — Die Lieb' weiß Wege, die ein anderer nicht kennet und findet, und während er den Afrom in der Stube zwickt, dem er aber gar Nichts sagen kann, da das Isaachen dabei war — welches freilich ein Isaac geworden war, aber so hilflos, wie als Kind — finden sich die Zweie und schütten ihre Herzen aus und der Jakob sagt der Hulda Alles, was ihm so väterlichen Sinnes der gute alte Valtin gesagt. Da schluchzet das Mägdlein und ruft halblaut aus: Ach, ich bin ja keine Jüdin mehr, denn ich glaube an Jesum Christum und was hindert's, wie es dort heiße, daß ich getaufet würde? Einen Juden nehm' ich nicht und keinen, als dich! Und damit eilte sie hinweg und als später ihr Vater ihr rufet, liegt sie im Bette und sagt, sie sei krank und habe entsetzliche Kopfpein und war auch so.

So war denn mit einem Male in die Spelunke Jammer über Jammer gekommen, und Afrom ahnet Nichts; aber als der Tag noch ferne war und noch die dunkle Nacht über der Stadt lag, ging leise die Thür unten auf und zweie traten hinaus und als der Eine, der am Saale herabging, sich noch einmal nach der Spelunke umschauen thät — sah er oben am Fensterlein eine weiße Gestalt — und presste die Hand auf das Herz — denn er wußte wohl, wer es gewesen. —

Und sie wanderten stille am Rheine hin, da der Pilgerpfad hinziehet, und Keiner mochte reden, nur hörte der Alte wohl ein leises Weinen; dachte aber — besser jetzt, als später! — denn er wußte nicht, wie es um des Mägdleins Seele stand.

Als nun endlich die Morgenluft stark und scharf zu Berge wehete und es hell wurde über den Bergen oberhalb der Lorelai, da hob der Valtin zu reden an und nachdem er den Jungen getröstet, sagte er, daß er in seinem dicken Bündel eine Last Weinkrahnen trage, so er an der Mosel wolle feil bieten und würde wohl vor vierzehn Tagen nicht heimkehren in die Spelunke.

In Sant Gewehr machten sie Abschied und der arme gebeugte Jakob küßte seinen zweien Vater und bedankte sich viel Tausendmal für alles Liebs und Guts, so er von Valtin empfangen, riß sich los von dem alten Manne, der wie ein Kind weinte, und schritt der Stadt unten hinaus, während der gute Valtin die Höhe gen Bibernheim hinauf stieg, an der Vestung vorüber und seinen Weg gen Pfalzfeld nahm, um nacher Kirchberg zu kommen, allwo er sollte am Sonntag Gevatter stehen. —

Dem alten Valtin war das Herz also schwer, wie es ihm niemals gewesen, weilen der Jung ihm an's Herz gewachsen war, also, daß er es selber dermaßen nicht meinte, und auch nimmer geglaubt hätte. Setzte sich im Sant Gewehrer Wald mehr denn einmal an einem alten Baume nieder, da die Wurzel zu Tage lag, und ihm als Sitzbank dienen mochte, und weinete, wie eine Mutter weinet, wenn ihr Kind ihr genommen worden.

Legte er sich Alles vor Augen, was seit gestern geschehen war, so warf er sich's vor, daß er große Schuld trage an des Jungen schwerem Leid und an dem des ihm auch lieben Kindes, der Hulda. Er sagte sich: Konnt es anders kommen, und ich bin blind gewesen, daß ich nicht sahe, wie es kommen thät? Mußte es sich vorwerfen, daß er nicht früher gewehret! Und solches brach ihm schier das treue Herz und es war ihm bange, heimzukommen, und das arme Kind zu sehen, das ja auch so schwer trug an seinem Leid. Und er dachte auch an den armen Afrom, der doch mußte dahinter kommen, wenn er sahe die verweinten Augen des Mägdleins, die's doch nicht hehl halten konnte, da doch ein Mann sich eher mag selber beherrschen, denn ein Weib. Endlich faltete er seine Hände und kniete im stillen Walde unter freiem Himmel nieder und betete und empfahl alles Leid dem lieben Herrn im Himmel. Das Gebet machet stark.

Digitized by Google

Ist daher aufgestanden und fürbaß geschritten, als wollt' er noch am selbigen Tage zur Pfalz Simmern hinausschreiten in das Churtrierſche Land. Kam um fünf Uhr Abends, rack und müde, gen Kirchberg, allwo ihn sein Vetter und Gevatter herzlich willkommen heißen; blieb allda fünf Tage und zog dann mit den Krahnen, die er fürtrefflich zu drehen verstand, hinab gen Zell an der Mosel und wandert von Ort zu Ort bis gen Trarbach und weiter gen Berkessel und als er zu gutem Markte seine Waare verkauft, macht er wieder gen Kirchberg, und erst am sechszehnten Tage nach jenem Freitage, da sich das Leid begeben und jenem Samstage, da sie selbander zum Zehntenthor hinausgewandert, schicket er sich zur Heimkehr an und es lieget auf seinem Herzen, schwer, wie der Schloßberg, und war ihm insgeheim, als zöge es ihn mit tausend Seilen nach der Spelunke, und aber tausend Seile hielten ihn zurück von dem dunkeln Häuslein, wo ihm die Last nicht sollte und konnte vom Herzen genommen werden.

Dem armen Jakob aber war es nicht weniger traurig. Er dankte seinem Gotte, daß er, je weiter von Bacharach, je fremder wurde und ihn Niemand kannte und auch Niemand ihn fragte: Warum bist du so traurig, Gesell? —

Wenn auch dem Valtin das Herz gepreßet war, ihm war es das noch viel mehr. Er mußte nur an die schöne Hulda denken, und an ihr Leid, und daß er sie nimmer sehen konnte, und an ihre letzten Worte von ihrem Glauben an Jesum Christum.

Das Alles, und seine Trennung ist ihm wirre durcheinander im Kopfe gegangen und er meinte, warum ihn doch der gute Valtinsvetter hinausgetrieben in die wilde, weite, fremde Welt, und er wär' doch so gerne geblieben?

Erst am zweiten und dritten Tage seiner Reise hat sich der Sturm mehr und mehr gelegt und es ist gewesen in seiner Seele, wie es oftmals am Himmel ist, da ihn dichte Wolken eingehüllt Da bricht denn einmal hier und da ein recht heller Sonnenschein heraus, allwo eine Lücke in dem Gewölke ist, und scheinet recht grell auf ein Stücklein Land, das dann im hellen Glanze liegt; aber alsbald sinket er wieder in die dunklere Färbung und das Sonnenlicht bricht an einer andern Stelle durch und scheinet dort auf ein ander Fleckſein ebenso helle, denn zuvor auf das, was es früher beleuchtet, bis denn allmähliglich die Wolken sich verziehen, der Himmel blau wird, und die Sonne nun überall hin gleich helle ihr Licht fallen läßt.

Freilich hat mein Gleichniß einen Hauptfehler, nämlich den, daß solches am Himmel und an der Erde weit schneller geschiehet, denn in einer todtwunden Menschenbrust, da Leid und Trübsal dunklere Wolken machet, als wie sie droben am Firmament hinziehen, wohin sie der Wind wehet. Dennoch aber ist es fast so gewesen.

Sobald sein Herz ruhiger geworden, hat er so Einzelnes sich hervorgeholt und hat's betrachtet. Da ist es ihm denn zu allererst zur Erkenntniß gekommen, daß er auf die Wanderschaft gemußt, weil es so von der Zunft bestimmt ist, und je früher er wandern ging, desto eher er zur Meisterschaft gelangen könnte und — — da fiel denn wieder so ein gewaltig erhellender Lichtstrahl auf — Hulda. Ja, ja, sie stand vor seiner Seele in aller ihrer wunderbarlichen Schönheit und war ihm, als sie sich zuletzt von ihm losgerissen und die wundersame Frage ausgesprochen, fast vorgekommen, wie die Prophetin ihres Namens in der Bibel, so ein unbegreiflicher Glanz war ausgestrahlt aus ihren großen Augen; aber der helle Strahl ist auch gefallen auf ein Wort, das Valtin ausgesprochen und das er nicht bedacht — auf das Wort: „Jüdin!" Und wie er darauf fiel, wich er alsbald, und es wurde stichdunkel vor seinen Augen — denn — seine Thränen füllten sie. — Und so ist es ihm wechselnd gegangen, bis er in die uralte Stadt Cöln hineinschritt und der Mangel am Zehrpfünig ihn zwang zu fragen: Wo ist die Herberge für Dreher und was dazu zünftig ist und in Holz arbeitet, als Schreiner und dergleichen? Solche zeigte man dem traurigen Gesellen und fand er alsbald Arbeit und blieb allda, bis er sich Etwas

Digitized by Google

verdient, dann zog er über den Rhein hinüber in's Reich, und hatte sein Wesen kürzer oder länger, bald in dieser, bald in jener Stadt, und war gerne gesehen von den Meistern und noch lieber von den hübschen Meisterstöchtern, die sonderlich Gefallen fanden an dem bildschönen, fleißigen, braven und stillen, aber so innerlich betrübten Gesellen, und Manche hätte ihn gerne getröstet — wenn sie sein Leid gekannt. Und da er ein so geschickter Drechsler war, auch wohl einmal als Feldscheerer reisete, und als solcher fürtrefflich bestand, wurde es ihm bisweilen nahe gelegt, er solle bleiben, weilen es sich machen könnte, daß er durch die Heirath mit einer Meisterstochter leicht ein Bürgerrecht möchte überkommen, wo dann für ihn gesorgt seie nach Wunsch. Aber das Alles verfing nicht bei dem Gesellen. Er lächelte nicht, wenn ihm eine hübsche Meisterstochter zulächelte, als wollt' sie sagen: Gefall' ich dir denn nicht? Hab' doch schon vielen Andern gefallen, an denen ich aber kein Gefallen fand! — Er vernahm Nichts von solchen Gedanken, die er, auch ohne daß sie sich verlautbaret, leicht hätte vernehmen und verstehen können; er dankte, wenn ein Meister ihm vorgedachte Aussicht eröffnen wollte, und sagte, so er stärker drängte: Man wartet meiner daheim! Sagte er aber solches, dann kamen ihm die Thränen in die Augen, und der Meister hatte Mitleid mit ihm, schüttelte den Kopf und dachte: Was wohl dahinter stecken mag? — Was aber dahinter steckte, das errieth in fünf vollen Jahren Keiner und Keiner kam dahinter, aber sein Leid blieb sich gleich und nach Bacharach kam keine Botschaft, kein Brieflein in die stille Spelunke und von dannen bracht kein Vöglein einen Gruß. — Als aber die langen fünf Jahre um waren, da stand eines Tages auf der Holzbrücke, so die Stadt Schaffhausen mit dem Dörflein Feuerthalen einiget, ein junger Gesell, und blickete traurig in den Rheinstrom, der sich durch die Brücke dränget, und hinabfließet aus dem mächtigen Bodensee und weiter und weiter und endlich auch vorüberströmet, da, wo die dunkeln Mauern und die Thürme ohne Dachwerk stehen und droben das zerstörte Schloß und Sanct Werner's leere Mauern, nämlich an Bacharach. Das denket der Gesell und ein tiefer Seufzer löset sich aus seiner Brust und es ist, als rüfe's ihm zu aus den Wellen, da Eine die Andere dränget: Komm mit, Gesell, dahin, wo du daheime bist, und wo der alte Valtinsvetter deiner Liebe harret — und —! O mein Gott, seufzt der Gesell und fähret mit der Hand über seine Augen, die feucht geworden waren. Aber von da an hat er keine Ruhe mehr und das Herz brennet ihm in der Brust und die Erde an seine Sohlen, und er muß fort. Das Heimweh hauset in seiner Brust, das er nicht bezwingen kann! Nein, das bezwinget Keiner, als — der Tod. Der bezwinget's, wenn er das arme Herz bricht, das daran langsam dahinwelkt. Auch ich, Sebastian Fabian, hab's einmal gekriegt, als ich in Schlesinge.. war, das selbige Mal Oesterreichisch war, aber ich hab's nicht gekriegt wie der Jakob Winzberger, sondern weil mir's dort verleidet war. Als ich aber von dannen zog und gen Hamburg kam, da fand ich einen Landsmann, einen Schneider, so aus Caub war, und der hat mich kuriret dadurch, daß er mit mir von der Heimath redete. Item, der arme Jacob fand keinen Landsmann und einem Anderen mocht er sein Leid nicht erschließen. Glaub' er wäre des Todes gewesen, wenn er nicht alsbald gen Bacharach gemacht hätte.

Kapitel 3.

Daß nicht verwirret werde die Geschichte so ich erzählen will, wie sie der Altmeister Ott meinem Vater, seliger, erzählet und selbiger mir, da er nahe seinem seligen Ende war, so muß ich des alten Valtin Claudi gedenken, der von Kirchberg gen Simmern ging und da der Landstraße nach über Argenthal, Ellern, Rheinböllen, über den Landgraben (lässet Dichtelbach rechts liegen) und am Eckwalde vorbei hinunter nach dem zerstörten Schlosse Staleck. Daß es ihm gar nicht geheuer gewesen, hab' ich schon im zweiten Kapitel erzählet, wußte aber gar nicht warum, obwohlen zum Leid Ursach genug da gewesen, wußte

Digitized by Google

aber doch nicht, warum es ihn innerlich zog und auch wiederum innerlich zurückgestoßen.

So ist er denn endlich auf der Landstraße gegen dem Schlosse über angekommen. Denket in seinem Sinne: Geh' übers Schloß hinunter über Sanct Werners Treppe, und durch das Kirchhofsthor auf die Obergaß! Warum wolltest du über Narven (heißet eigentlich Nauheim) den weiten Weg umgehen? Gedacht, gethan! Schreitet er so vor sich hin und tritt endlich unten in das Schloß, allwo man durch das Fenster rechts (war solch Gemach des Commandanten Wohnung) so weit hinauf siehet, bis gen Dreieckshausen (Dreckshausen sagen sie, heißet aber ursprünglich Trechlingshausen), und wollte eben an solcher Aussicht sich erfreuen, da schreiet Eine laut und rufet: Alle guten Geister loben ihren Meister! Und will davon laufen. Er aber fasset sie beim Rocke und rüttelt und schüttelt sie und ruft: Ei, Frau Gölzin, ist Sie denn verrückt oder des Teufels (Gott behüt' uns!)? — Meint Sie denn ich wär' ein Gespenst, das bei hellem Tage umgehe? Ich bin ja der lebendige, leibhaftige Valentin Claudi aus der Spelunke! Ja, ja, Spelunke! Ach, du lieber Gott! Alle gute — ! — Weib, ruft da der Valtin, dem denn doch bei solcher Narrheit das Läuslein über die Leber lauft, Weib — ist Sie denn wirklich närrisch geworden? Sehe Sie nur her, ich lebe ja! — Da endlich fasset das gänzlich vergeisterte, alte Weib so viel Muth, daß sie sich umsieht und fraget, als ob sie den Kopf vollständig verloren hätte: Ist Er denn nicht todt, Valtinsvetter? Hat ihn der Jud Afrom denn nicht todtgeschlagen und in den Rhein getragen? Gott im Himmel! ruft Valtin aus; vor sechzehn Tagen noch grundgescheidt und *heute* grundverrückt!

Was? ruft die alte Gölzin von dem Markteck, die allezeit ein Mäulchen hatte, scharf wie ihres Mannes Schneidmesser, damit er die Faßbauben füget, sintemalen er ein Küfer — Was? Er alter Narr, will mich närrisch heißen? Er Maschores und Dreiviertelsjud; Er Spelunken-Unke! Geht in der Welt herum Gassaden und Gott weiß warum und wo, und läßt der Zeit den armen Jüd foltern und hängen, den ehrlichen Afrom! —

Solche Schimpfreden rollen über die Zunge in altgewohnter Weise, wie ein Kiesel über einen Berghang. Der Valtin hält sich die Ohren zu und rennet, was er rennen kann, den Bergpfad hinab, die Treppe Sanct Werner's hinab, bis auf die Obergaß und immer meint er, noch die Stimme des Weibes zu hören, die klinget, wie eine helle Trompete, so einen Riß gekriegt.

Aber — seine Gedanken haben sich doch aus dem Gewirre ein Weniges geordnet. Foltern — Hängen — Jüd Afrom — Todtschlagen — solche Worte klingen entsetzlich in seinem Kopfe, und das stehet ihm steif in seinen Gedanken, daß es heißen müßte, *er* sei todt geschlagen!

So rennet er denn keuchend und von Angsttropfen bedecket, über den Markt hinüber nach dem Rathhaus. Er siehet wohl, wie ihm das abergläubische Volk mit Schreien und Entsetzen ausweichet, aber was kümmert ihn solches? Er rennet die Treppe hinauf und reisset die Saalthüre auf, allwo der Vierthäler-*Rath* zum Blutgerichthegen zusammensitzet und in Ketten der arme Afrom aus der Spelunke, gegen den, da er nicht wollte gestehen, nunmehr sollte peinlich vorgegangen werden mit Daumschreiben und Juden-Bock, — so man den „Spanischen Bock" heißet — mit einschließen und so weiter, sintemalen es mir grauelich wird und eine Gänsehaut übers Fell laufet, so ich daran gedenke, zu geschweigen, daß ich sollte davon reden! —

Vergießet nicht unschuldig Blut! rufet Valtin in den Saal hinein, daß es wirket, wie wenn ein Blitz hinein gefahren wäre, aber ganz verschiedentlich — denn Afrom stürzete ohnmächtig zusammen; die Rathsbürgermeister aber allesammt, wie auch der Herr Saalschultheis und Landschreiber, so alle Beide beiwohnen mußten, da der Vierthälerrath ein peinlich Blut- und Halsgericht hegete — sprangen von ihren Sitzen auf und ihre Haare sträubeten sich empor,

Digitized by Google

und ihre Augen waren aufgerissen, gleich als Kalbsaugen im Tode — nur der dickköpfige, rothhaarige und buckelige Stadtschreiber Firnekohl, der der Ankläger des guten Afrom gewesen, kroch unter den Tisch, weilen er glauben mochte, der wiedererstandene Valtin kriege ihn dorten nicht.

Es war dorten im Saale eine greueliche Verwirrung und vor dem Saale stand das Volk in Haufen, die Gesichter kreidebleich und mitten drinne mit ihrer ranzigen Trompetenstimme und gewaltiglichem Herumwagiren mit den gelben, dürren, langfingerigen Händen — die alte Gölzin, so ihnen das Abenteuer im alten Schlosse erzählet und noch nicht recht im Klaren ist, ob's ein Scheinen gewesen oder der leibliche Valtin Claudi aus der Spelunke. Als aber droben im Saale der greuliche Spektakel entstehet, da stäubt schreiend das Volk aus einander und luget an den Ecken, ob der Gottseibeiuns nicht herausfahre mit Gestank, wie er pfleget, und mit sich nehme Jud oder Stadtschreiber — !

Ich sehe aber wohl, daß ich allhier abbrechen und ein neu Kapitel anheben muß, alldieweilen ich noch nicht erzählet habe, wie das Alles gekommen, was ich in Capitulo 3, so aber eigentlich nur ein Kapitelchen geworden, erzählet habe. Will daher in

Kapitel 4,

kund thun, was sich begeben, da in jener Nacht, wo Jakob mit dem Valtin schweren Herzens von dannen ging und Huldа, die arme, die nicht geschlafen, sie hörte hinausschleichen und die Arme nach dem geliebten Jakob hinausgebreitet in die dunkle Nacht. Leider aber mußte das arme Mägdlein bei der innerlichen, mächtigen Aufregung sich in jener Nacht verkältet haben, denn, als sie nicht aufstund, wie gewöhnlich, das Sabbathgebet aufzubeten, und alsdann das Morgenbrot mitzuessen, ruft der Vater, und als er keine Antwort erhielt, wohl aber, da er an die Kammerthüre sein Ohr lehnet, ächzen höret, reißet er voll Grauen die Thüre auf und findet sein schönes Kind in heftiger Fiebergluth und Irrereden und Fabuliren. Voller Angst und Entsetzen will er hinabrennnen um den Valtin zu rufen, daß er dem Kinde Ader lasse, aber seine Thür findet er verschlossen und auf sein Rufen gibt Niemand eine Antwort. Da tritt er wider die morsche, alte Thür, daß sie krachet und aus dem Schloß springet, eilt zum Bette und — findet es leer! — Da überkommet ihn ein Entsetzen, daß er nicht mehr weiß, was er thuet und laufet in das Nachbarhaus, so auch ein Judenhaus war, und wo die Frau Behle hieße, die aber gut stund und sich eine Schabbesgoje hielte. Die kommt mit der Schabbesgoje herüber und siehet das Elend, und in selbigem Augenblicke gehet der Firnekohl, der in vorherigem Capitulo beschriebene Amtsschreiber, vorüber, der oft vorüberlaufet in der letzteren Zeit, alldieweilen er sich vergucket hatte an dem bildschönen Judenmädchen, dem Huldachen, dem ohnehin die jungen Bursche der Stadt also zu Gefallen liefen, daß es seit einem Jahre nicht mehr eines Sabbatherweges in des lieben Herrgotts frischer und freier Luft gegangen. Der horchet und lauert und höret dies und das und eilet und macht ein Gerede, der Valtin Claudi und der Jakob Wimberger seien Beide in dieser Nacht verschwunden und das Huldachen krank und irrsinnig geworden. Und überall setzet er hinzu: Ja, so ein Jud! — und Nichts weiter und weiß recht gut, was er damit erzielet.

So ein Funke in's Stroh fähret, giebt's eine heillose Flamme, die, wenn sie um sich greifet, Alles zerstöret, was sie findet, und je länger er geheimnißvoll fortglimmet, desto sicherer ist die Wirkung, wenn nun mit einem Male die Flamme ausbricht.

Grade so war's und so mußte es der Stadtschreiber — ist ein Spitzbube gewesen, den nach dieser Geschichte der Rath abgedanket und das Volk zur Stadt hinausgetrieben auf Nimmerwiederkommen, und ist ein Landstreicher worden und Bettler und hernachmals elendiglich gestorben in einer Scheuer zu Ebenkoben, wie anher berichtet worden, welchen Bericht ich in der eisernen Kammer gefunden, allwo der Stadt Papiere, Urkund und Dokumente verwahret werden —

Digitized by Google

der Stadtschreiber Firnekohl intendirt oder eingeleitet und beabsichtiget haben, damit er Etwas wider den Jüd' fände, um zu dem hülflosen Kinde zu gelangen, als er saget: Ja, so ein Jüd'! — Was er damit ausdrücken wollte, das wußte eigentlich doch Niemand, aber die Welt lieget im Argen, und meinet, glaubet und nachredet Hundert Mal lieber das Aergste, denn irgend ein Gutes. So hat denn Jeder sein Meinen an solche Worte anklammern können und hat's auch gethan und ehe der Schabbes vorüber war, lief schon von Haus zu Haus das Gerücht, der Jüd' Afrom habe Beide, den ehrlichen goldtreuen Baltin Claudi und den grundbraven Jakob Winzberger gemöpst, was ein, in der Stadt Cöln üblich sein sollendes Wort ist und soviel heißen soll, als heimlich todtschlagen, und haben die Rheinschiffer solches Wort allhier eingebürgert. Das haben sie sich anfänglich in's Ohr geflüstert, aber Sonntags schon laut zugerufen und als Sonntags Nachmittags der lange Gunkel aus der Krahnengaß, so ein heftiger Judenfeind war, dieweil er ihnen viel Geld schuldig war, damit er hinter dem Rücken seiner bösen Frau seine Sauf- und Würfelschulden (Knöchelschulden, sagen sie im gemeinen Leben) bezahlt, da ihm seine Kameraden an den Krips wollten, sage ich, der lange Gunkel, so ein großmäuliger Mensch war, in der Ros in der Marktgaß beim Schoppen saß mit seinem Gelichter, dazu auch der Stadtschreiber Firnekohl gehörte, sagte er bei jedem Schluck: Justicia ist nicht bloß blind, sondern auch taub und ihr Schwert rostig und ihre Wange mit Judengold verderbt. Justicia aber heißet: die Gerechtigkeit. Solche spitze Rede und Sticheln kann endlich der Stadtschreiber nicht mehr überhören und fraget, was er denn eigentlich damit sagen wolle? Da bricht denn der lange Gunkel durch Zaun und Gehege, und saget frei und frank: Der Jude Afrom den Barack in der Spelunke habe den Baltin Claudi und den Jakob Winzberger, weilen dieser um das schöne Huldachen herumkaressiret, todtgeschlagen und in den Rhein getragen und darüber sei das Huldachen irrsinnig geworden; aber darnach krähe allhier kein Hahn, alldieweilen wohl der Jüd', der reich sein solle, das Züngelein in der Waage der Gerechtigkeit festgestellet und die Augen und Ohren verstopfet habe. Das sollte unser Einer gethan haben! rief er aus, der säße fluggs in Ketten und Banden und die alte Folterkammer im Saalbau sollte Arbeit kriegen, wie sie lange keine gehabt, aber so ein Jüd', — da hat sich scheinbarlich der Stadtschreiber Firnekohl heftig ereifert und des Vierthälerraths Parthei ergriffen und gehalten.

Der Gunkel aber blieb bei seinem Worte, bis endlich der Stadtschreiber aufstehet und saget: Nun sei es aus. Er müßte es nun anzeigen. Dabei aber, wie zornig er sich auch anstellen mag, lachet sein Herz und er eilet zum Landschreiber und Saalschultheis und an selbigem Abende noch, da das schöne Huldachen wieder gewaltiglich fabuliret, wird der kummerherzige Afrom den Barack geholt von den beiden Stadtweibeln und in Ketten geleget. Es war ein Glück, daß das kranke Mägdlein solches nicht erfuhr! Aber das hülflose Isaachen jammerte, daß ein steinern Herz sich hätte erbarmen müssen! — Ein Judenherz ist allezeit barmherzig. Das hab' ich — Sebastian Fabian — allezeit wahr funden, wo ich auch in der Welt herumkommen bin, das zeigt sich auch recht klärlich an der alten Behle, denn sie hat alsbald ihr eigen Häuslein verschlossen, und ist mit ihrer Schabbesgoje oder Christenmagd, so von Hanschhausen, des Gabriel Hempen Tochter und ein rechtschaffen Mägdlein war, herübergezogen in die Spelunke, dem armen Isaachen zum Troste, der armen Hulda zur Pflege und daß das Hauswesen bleibe in Ordnung und Sicherheit.

Schon am Montage kam der Vierthälerrath zusammen, um zu beginnen, den Blutbann zu hegen gegen den Mörder Afrom den Barack und trat gegen ihn als ein peinlicher Ankläger auf der Stadtschreiber Firnekohl, und gibt zu Protokoll, was er selber gehört am Morgen des letzten Schabbes und was der lange Gunkel aus der Krahnengasse ausgesagt schimpflich am gestrigen Nachmittag im Gasthaus zur Rose in der Marktgaß, in Gegenwart seiner, des Stadtschreibers, des Peter Heeb, des Zimmermanns, des Friedrich Gölz, des

Digitized by Google

Küfers, des Adam Scheib, des Bäckers, des Ulrich Link, des Rothgebers und Peter Bastian, selbstgleichen Gewerbes vom Holzthor, alle ehrbare, achtbare und wohlbeleumundete Bürger allhiesiger und allsodahiesiger Stadt und legete auf das Wort: allsodahiesiger Stadt, einen besonderen Nachdruck, weilen damit bezeichnet werden die Bürger und Geschlechter, so von Alters her in Ansehen gestanden in der Stadt und Bürgerschaft. —

Die wurden als Zeugen vernommen und der lange Gunkel geholt, dem der Saalschultheis sein freches Maul stark eingerieben, der aber hier, wie alle Großmäuler vor der Schmiede alsbald sich entschuldigt mit Trunkenheit und geschmeidig geworden wie ein Halskragen, so man ihn etliche Tage umgehabt, auch wenn er wohl gestärket gewesen.

Das Ende vom Liede aber ist gewesen, daß man, wie schon erzählet, Afrom holet und in Ketten schlägt, da er nicht sagen kann oder will, wohin der Valtin und der Jakob abhanden gekommen. Wäre auch schon alsobald auf des Rathschreibers Antrag peinlich befraget worden, das heißt in die Tortur gerathen, wenn nicht Pancratius Schmelzeisen, des Raths, dagegen einen Protest erhoben, sintemalen man doch erst müsse nach den Abhandengekommenen forschen und ihnen vierzehn Tage lassen wiederzukommen. Da ist es denn noch unterblieben, aber an dem Tage sollte es endlich auf das Betreiben des Stadtschreibers geschehen, als Valtin in die Sitzung hineinstürmte und der Schrecken unter sie fuhr, wie ich des Weitläufigen bereits erzählet.

Eine geraume Zeit hat es gedauert, bis der Rath wieder zum Verständniß gekommen und der Afrom wieder zu sich, daß man hören konnte, was der Valtin zu Protokoll gäbe.

Derselbige hat denn Alles erzählet, und Nichts verhehlet, was ihn bestimmt, den Jakob sofort auf die Wanderschaft zu schicken, wobei der Stadtschreiber roth und weiß wurde. — Und als das vorüber war und des Afroms Ketten fielen, trug der Saalschultheis an auf Strafe für den Ankläger und ist der Stadtschreiber abgesetzt, gleich darauf von der Bürgerschaft fortgejagt worden, der lange Gunkel aber hat auch die Platte geputzt, und hat sich selbst exilirt, das heißt, sich aus den Reifern gemacht, so lange bis etwa möchte Gras gewachsen sein über die erschreckliche Geschichte. Des Afrom Ehre und Glimpf ist vom Rathe öffentlich bekannt gemacht worden, und ist er, nachdem er dem Valtin um den Hals gefallen, von diesem und dem Herrn Saalschultheis, unter Ehrenvortritt der beiden Stadtweibel nach der Spelunke begleitet worden.

Wunderbarer Weise hatte sich der schönen Hulda Krankheit an diesem Tage gebrochen, und hatte nach einem langen Schlafe die Augen aufgeschlagen und als sie Valtin und ihren Vater an ihrem Bette gesehen, den zwei Beiden ihre Hände dargereicht und gelächelt, daß ihnen die Thränen bei solchem Lächeln ausgebrochen. Afrom aber hat niemals seinem schönen Kinde einen Vorwurf über seine Liebe zu dem Jakob gemacht, sondern gethan, als sei Nichts geschehen. Der Valtin aber hat auch geschwiegen, und das Mägdlein hat sein Leid in seine stille Brust verschlossen, und sich gewöhnet an den Gedanken, der Jakob kehre nimmer wieder. —

Wie aber ein Leid selten allein kommt, und eine so tiefe Kränkung selten ohne Folgen bleiben mag, so war's denn auch in der Spelunke. Der gute Afrom fing an zu kränkeln und der alte Valtin, der viel in ärztlichen Dingen erlebet und erfahren, erkannte schon frühe, daß eine Abzehrung auf dem Wege sei, die sich denn auch, trotz aller Tränke, die Valtin verordnete, allmählig heran rückte und als das zweite Jahr seit der fälschlichen Einkerkerung vergangen und der Frühling nahete, da sagte Valtin: Was der März nicht will, das nimmt der April, und wischte sich die Augen. Es kam denn auch wirklich so und am 28. April selbigen Jahres trugen sie den Afrom zu Grabe und ist geschehen, was niemals vorher — und meines Wissens, niemals nachher, daß nämlich der Vierthälerrath, der Herr Landschreiber und der Herr Saalschultheis, sammt gemeiner Bürgerschaft ihm das Grabgeleite gaben bis an das Stadtthor und daß ihm auf der Marktkirche geläutet

Digitized by Google

wurde, mit allen, selbst mit der großen Glocke, so vier Männer ziehen müssen — und ist in aller Munde ein Ausspruch gewesen, dieser nämlich, er sei der wahre Israeliter gewesen, in dem kein Falsch gewesen sei.

Von da an ist in der Spelunke ein eigenthümlich stilles Leben gewesen. Der Valtin war immer oben, bei den ihm so lieben Kindern Afroms, und lebte mit ihnen und besorgte Alles und es ergab sich, daß sie sehr reich waren.

Hulda aber blühte wie eine Rose, aber es war doch nicht wohl anders, als daß ein tief Leid in der Seele wohnte. Was sie aber thaten und trieben, erfuhr kein Mensch, denn Niemand kam zu ihnen und mit Niemanden haben sie in Verkehr gestanden, und fragte Einer den alten Valtin, so sagte er in seiner groben Weise: Kehr vor deiner Thür! und schnitt somit Alles ab. Die schöne Hulda aber hatte viele Freier aus Israel, die sich durch die alte Behle an sie machen wollten; doch das schöne Mägdlein wies Alle ab und zurück, daß es am Ende hieß, sie wolle als Jungfrau sterben und Keiner es mehr versuchete, bei ihr anzukommen, und die Spelunke war denn also auch innerlich, nämlich durch die Einsamkeit ihrer Bewohner, eine Spelunke geworden, allwo man oft wochenlang keinen Menschen aus- und eingehen sah — und — wie anfänglich die Leute sich viel kümmerten um die Spelunke, so schienen sie nun ihrer ganz zu vergessen, zumal da der alte Valtin seine Kundschaft ganz und gar aufgab, und Niemanden mehr rasirte, auch Niemanden zwickte als den armen Isaac, der zum Mannesalter heranreifte, so elend, in seinen Beinen nämlich, wie er als Kind gewesen, war aber sonst blühenden Angesichts und kerngesund und konnte bei solcher Pflege, wie er sie von Hulda empfing, ein steinalter Mann werden. —

Aber nahe dem Ende des dritten Jahres, da alle Drei den guten Jakob als todt betrauerten, kam es, daß man wiederum viel in Bacharach von der Spelunke zu reden anfing; wenn nämlich oftmals der Pfarrherr der reformirten Gemeinde in das Haus ging, so sagten die Leute, der gute Valtin muß elend und maßleidig sein, weilen er geistlichen Zuspruch verlanget, denn kein Mensch vermuthete, was denn eigentlich der Zweck der Besuche mochte sein. War aber nichts Anderes, als daß Hulda und Isaac, die alle Tage in der Bibel und in dem Heidelberger Katechismus lasen, noch besonders in den Gründen des heiligen Evangeliums wollten belehret sein, da ihnen Erbauung im Herrn Noth that, aber keine geboten war; da sie Trost bedursten, und keinen hatten und fanden. Das währete etwa einen ganzen Winter und zu Ostern taufte sie der Pfarrherr, nachdem sie ein herrlich Bekenntniß abgelegt vor dem Pfarrherrn und den Aeltesten der Gemeinde allein in der Kirche, weil Hulda nicht gerne mochte, daß die heilige Handlung öffentlich vor den Leuten möchte vollzogen werden und Isaac nicht konnte; da war denn die Spelunke wieder ein Ort, davon man sprach in den Spinnstuben und Wirthshäusern. Aber am heiligen Osterfeste sah man die schöne Hulda mit heiliger Andacht zu des Herrn Tische kommen und dem armen Isaac reichte der Pfarrherr das heilige Mahl in dem Häuslein, dieweil er nicht konnte zur Kirche gehen, und allsonntäglich erblickete man die schöne Hulda in der Kirche in tiefer Andacht, und wenn sie heim kam, legete sie die Predigt ihrem lieben Bruder aus, wie es vielleicht keiner aus der ganzen Gemeinde gekonnt hätte.

Von jetzt an war der alte Valtin erst recht mit ihnen ein Herz und eine Seele, da auch der Glaube nicht mehr zwischen ihnen stand; aber ach, wie oft seufzete der gute Valtin tief auf, er sagte jedoch nicht warum, er seufzte und die Seufzer galten seinem Jakob. Von ihm redeten sie oft mit schwerem Herzen, denn es war kein Zweifel bei ihnen, er sei todt.

Kapitel 5.

Einstmals, da Valtin Morgens an der Thüre der Spelunke stand, und nach dem Wetter ausschauete, kam ein fremder Bursch den Reuel heraufgegangen und schien ein Handwerksbursch zu sein, kam zu ihm, bot ihm einen guten Morgen und fragte: Ist das Häuslein hier die Spelunke? Er lachete aber dabei nicht, sondern

Digitized by Google

blickte ganz ernst in des alten Baltins Angesicht. Dieser bejahete solche Frage — und da dies geschehen, fuhr der Wanderbursch fort: Wenn das ist, so seid ihr vielleicht der Baltin Claudi? —

Gesell, fuhr da der alte Baltin auf und blickete ihn scharf an, Gesell, deiner Rede nach bist du nicht am Rheine daheim und auch kein Pfälzer, sag' an, woher du weißest, daß dies Häuslein allhier die Spelunke heißet und ich Baltin Claudi?

Das will ich Euch nicht Hehl haben, Meister Claudi, fuhr da der Gesell fort; bis gen Niederheimbach bin ich mit Einem gewandert, der mir ein getreuer Kamerad war, seit wir Zweibeide die Stadt Wien, da der Kaiser wohnet, verlassen haben. In Niederheimbach aber ist er geblieben und saget zu mir: Geh' gen Bacharach und frage nach dem Saal, und so man dir den Bau zeiget, so gehe um ihn herum, so wirst du in einen schmalen Reuel kommen, da die Juden wohnen und zu oberst wirst du ein Häuslein finden, so man die Spelunke nennet. Da frage nach dem Drehermeister Baltin Claudi, und so du ihn findest, so sag' ihm: In Niederheimbach sitzet Einer, der des Weltlaufens müde ist, möchte ihn noch einmal sehen, ehe er sich in der Stadt Heidelberg setzete, möchte aber nicht selber kommen, weilen er fürchtet, es möchte eine alte Wunde aufbrechen. So du ihm das sagest, falls er noch lebet, so wird er Alles verstehen und kommen. Komm' du aber zurücke und sag mir', wie du es funden hast. Will er aber mit dir gehen, so bringe ihn mit. —

Gerechter Gott, ruft da der alte Baltin aus. Ist's der Jakob Winzberger, der mir das sagen läßt? Da thät der Gesell lächeln und saget: Ja Meister, der ist's, der Euch lieb hat, wie ein Kind seinen eheleiblichen Vater und hat keine Ruhe mehr draußen in der Welt, weil er sich vorgestellt, Ihr könntet in seinen Tagen Noth leiden! — Da fasset der alte Baltin des Gesellen Hände und drücket sie mit heißen Thränen und fraget ängstlich: Ist er etwa krank oder mangelt's ihm?

Nein, nein, sagte der Gesell, ich hab es Euch ja gesagt, warum er nicht waget zu kommen. Es muß wohl eine alte Liebe sein, die er noch im Herzen trägt und es muß sein, wie es in dem alten Liede heißt: Hast Du was Liebes und darfst es nicht lieben? Einen Zehrpfennig hat er sich ersparet, der ist reichlich, und will sich in der Stadt Heidelberg setzen und Euch zu sich holen! — Da verstehet's erst recht der Alte und saget: Gesell, geh' die Untergasse hinauf bis an's Ende. Dort stehet ein Haus, heißet: zum güldenen Rad. Dortselbst kehre ein und iß und trinke auf meine Kosten und harre, bis ich komme. S'wird ein halbes Stündlein währen, dann gehen wir selbander! Das thut der Gesell, aber der Baltin geht in sein Stüblein neben der Thür, rechts, waschet sich die Thränen aus den Augen und gehet dann hinauf, muß sich aber mächtig zusammennehmen, denn er zittert fast sehr. — Droben aber saget er: Kinder, ich muß meinen Rock haben, meinen Hut und mein Meerrohr, denn ich hab von dem Alten Wendel zu Niederheimbach eine Botschaft gekrieget. Der hält sich an's Aderlaßmännlein im Kaländer, und der, der ihm die Ader zu lassen pfleget ist krank; bittet mich daher, eiligs zu kommen und ihm die Ader zu lassen. Da ist's Eile und ich befürchte ein Schlimmes, wenn ich nicht komme! Der Mann aber ist von meiner Wanderschaft her mir ein guter Freund! —

In solcher Weis' fällt es weder Hulda noch Isaac auf und der alte Baltin hält sich standhaftiglich, wie ein Held und war ihm doch — um das Herz, daß er hätte jauchzen und doch auch wieder weinen mögen.

Endlich gehet er und sie drücken ihm die Hände und bitten, daß er nicht allzu spät möge wiederkehren, damit nicht Sorg und Angst in ihre Herzen käme.

Drunten nimmt er aus seinem Schränklein Geld, daß er heute möge zehren und die Zechen bezahlen könne, und gehet dann schnellen Schrittes den Reuel hinunter und verschwindet den Augen der treuen Hulda, die ihm liebevoll nachschaut, und sich dann zu Isaac wendet und spricht: Mir ist es wunderlich zu Muthe, mein Bruder. Hast Du gesehen, wie seine Hände zitterten, und doch ist er dahingeschritten so tapfer, wie man's einem Manne nicht sollte zutrauen,

Digitized by Google

der die Fünf und Sechzig schon auf dem Nacken trägt. Wenn's ihm nur nicht schadet! Den alten Wendel aber muß er absonderlich lieb haben, und ich habe doch den Namen niemals gehört: — Isaac aber (denn sie hatten alle Beide in der heiligen Taufe ihre Namen behalten, sintemalen es biblische Namen gewesen, die der alte Pfarrherr sehr liebete) hatte nichts Auffälliges an ihm beobachtet und redete es jener lieben Hulda, die wohl eine Holdselige war, aus, ohne es aber dahin zu bringen, daß sie ihrer Unruhe hätte absagen können.

Den Gesellen hat der Valtin richtig im güldenen Rade angetroffen und sind sie rüstig zugeschritten und waren noch vor dem Mittagglöcklein in Niederheimbach. Da ist denn der Jakob an seines Pflegevaters Brust gefallen, und haben Beide geweint vor seliger Freude, daß sie sich wieder hatten.

Darauf aber hat denn der gute Valtinsvetter anheben müssen zu erzählen von jenem Schabbesmorgen an, da sie zum Zehntethor hinausgewandert, bis zu Afroms Tode. Da ist denn dem guten Jungen das Herz oftmals bis zum Zerbersten schwer worden, und als Valtin von Afroms Tode redete, da hat Jakob geweint, denn er hatte den braven Israeliten lieb gehabt von Herzens Grund. — Aber eine Frage drückte ihm schwer das Herz ab, und Valtin wollte sein Herz prüfen und sagte fast Nichts von Hulda, und Jakob konnte vor Angst die Frage nicht verlautbaren, sintemal er fürchtete Solches zu hören, was ihn tief beuge — und doch nicht anders sein konnte. Endlich fasset er sich den Muth und spricht: Ach Ihr redet nur von Einer nicht, und Ihr wisset doch, wie es mir um's Herz ist? Um's Herz? fragte scheinbar, als erschrecke er über solche Rede, der alte Valtin. Trägst du denn noch die Lieb zu dem Judenmägdlein, das du doch nicht freien darfst? —

Da schweiget Jakob, aber er leget den Arm auf den Tisch und den Kopf darauf und schluchzet schier laut, daß solche Liebe das Herz des alten Mannes gewaltig beweget.

Jakob, sagt er, höre mich an! Sie hat alle Anträge abgewiesen und ist ledig geblieben. —

Da weinet lauter der arme Jakob. Ach, sagte er, so darf ich meine Vaterstadt nimmer wiedersehen! Ach, Valtinsvetter, ich hab's versucht, die Liebe zu dem Mädchen aus meiner Brust herauszureißen, aber — es hat mir nicht wollen glücken, und Ihr sehet, wie es um mich stehet. Folget mir doch, ich flehe Euch an, nach Heidelberg, wo ich mich setzen will — daß ich doch Jemanden habe, den ich liebe!

Indeß aber war es denn doch aus mit dem Zurückhalten des alten Valtins und er hat seinem Jakob Alles gesagt, was geschehen, wie sie sich ihm schon offenbaret als eine Christin, da der gute Afrom noch gelebt, dem sie aber das Herzeleid nicht habe machen wollen — in Summa er berichtet ihm Alles.

Aber solchen Wechsel und solche Wandelung von tiefstem Leide zur höchsten Freude ist mir nicht gegeben, zu beschreiben. Und nun wollt' er auch mit gen Bacharach, aber auch daß es nicht zu viel Aufruhr in der Stadt gebe, wollt er erst gegen Nacht mit Valtin heimkehren, was der auch gut findet.

Nun kommt denn auch der treue Kamerad wieder, der den Valtin geholt, und saßen zusammen bis die Nacht sich über den Rhein zu breiten beginnt. Da nimmt der Kamerad, so ein Schuster war, Abschied und setzet nach Lorch über und Valtin und Jakob treten ihren Weg gen Bacharach an, da es schon dunkelte. In der Spelunke aber war, als die Nacht kommen wollte und der gute Valtin, den Bruder und Schwester wie ihren zweiten Vater liebten, noch nicht da war, eine große Angst und Noth. Hulda hatte keinen Frieden. Wenn dem alten Manne etwas Menschliches begegnete unterwegs und hätte keine Hülfe? sprach sie, und wiederholte das so oft, daß sie mit ihrer Angst auch Isaac ansteckte und er endlich sagte: So geh' denn in des Herrn Jesu Christi Namen ihm entgegen! Schleuß die Hausthür hinter Dir zu und nimm den Schlüssel mit Dir. Der Herr wird ja bei mir sein, daß mir kein Uebel begegnet! — Da küsset sie den Bru-

Digitized by Google

der und eilet, sich in ihr Mäntelein zu hüllen, und den Weg anzutreten. Als sie nun dahin kommt, wo das alte Kloster, so Fürstenthal geheißen, stehet, da höret sie Stimmen und Eine darunter, die ihr die Brust zuschnüret und das Herz presset, daß ihr der Athem stocket und ihre Beine also zitterten, daß sie sich an den Weg setzen muß.

Darauf kommen denn die Wanderer näher. Der Mond war unterdessen aufgegangen und sie erkennet des alten Valtins Gestalt und — das Auge der Liebe ist scharf — auch die seines Mitwanderers. — Aber auch sie sehen alsbald die Frauengestalt.

Ach, sagte Valtin, sollt' es nicht meine Hulda sein, die ihre besorgte Liebe nicht rasten ließ? Da erhob sich das Mädchen und mit zitternder Stimme sagte sie: Ja, ich bin es!

Hulda! rufet da Einer und: Jacob! die Andere — und dann umarmen sie sich und Dreie weinen vor Freude! —

Und nach langer Zeit stehet die Spelunke einmal wieder Glückliche und wenn's sein könnte, wär' Isaac der Glücklichste gewesen.

Es hat nicht lange gewährt, da hat ein Paar am Altare gestanden und der alte Pfarrherr hat ihre Ehe geseguet und die Leute in der Stadt meinten, seit unvordenklichen Zeiten habe ein schöneres Paar den Segen des Herrn nicht empfangen, und in einem Sessel war auch Isaac in das Gotteshaus getragen worden an dem Ehrentage seiner geliebten Schwester. Von da an datirete ein neues Leben in der Spelunke und war ein Leben in Frieden, in Liebe, in Treue, in Gottesfurcht und in einem Glücke, das kein Sturm mehr erschütterte — bis der gute, von Allen geliebte und geehrte Valtinsvetter das Zeitliche segnete und bald darauf Isaac ihm folgte. Da haben sie Beide neben einander gelegt und dann zog Jakob seine Hulda an sein treues Herz und sagte: Nun müssen wir uns Alles sein!

Nach etwa einem Jahre aber zogen sie nach Heidelberg, allwo Jakob in der Mittelbadgasse sich ein Haus kaufte, und mit seiner Hulda und seinen zwei Kindern still und glücklich lebete.

Die Spelunke aber war also baufällig geworden, daß sie mußte abgerissen werden von Grunde aus und kaufte sie ein Leinenweber Namens Corneli, der sich, als die entsetzlich dicken Mauern abgebrochen waren worden, ein recht hübsch, bürgerlich Haus auf die Stelle baute, darinnen, zu meinen, Sebastian Fabian's, Zeiten, noch dessen Sohn, der auch ein Weber worden ist, gewohnet hat.

Von der Spelunke aber blieb Nichts übrig und wäre selbst das Andenken derselben verschwunden, wenn nicht der Altmeister Philipp Ott aus der Rosengasse meinem Vater seliger, die Geschichte erzählet und dieser hernachmals mir, daß ich sie aufschreiben konnte und einverleiben meiner Chronica.

Vom Cap.

Von E. Heusinger.

Die Capstadt. Der Tafelberg. Leben in der Capstadt. Naturerzeugnisse. Eine Pantherjagd. Die Boers und die Kaffern.

Mit einer Abbildung.

Seitdem einige tausend unserer Landsleute nach Auflösung der englisch-deutschen Legion theils freiwillig, theils durch Verhältnisse gezwungen, welche ihnen die Rückkehr nach Deutschland verleideten, auf dem Caplande im fernen Afrika ein neues Vaterland suchten, hat jener Landstrich für recht Viele in der Heimath ein neues Interesse gewonnen. Nachrichten über Afrika, wie man sie sonst nur von Zeit zu Zeit durch naturforschende Reisende erhielt, kommen uns jetzt durch die ausgewanderten Legionäre, unter denen sich nicht wenige Männer von Bildung und guter Beobachtungsgabe befinden, in kurzen regelmäßigen Zwischenräumen

Digitized by Google

Die Panther-Jagd

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Händen. Die Verwandten zu Hause, deren Wißbegierde mit der Theilnahme an dem Schicksale ihrer entfernten Lieben durch jeden neuen Brief gesteigert wird, denken mit Sehnsucht schon wieder an den nächstfolgenden, um den Vettern und Basen von den Hottentotten, von Löwen und Elephanten neue Geschichten erzählen zu können.

Ich selbst habe nun zwar keine Verwandte in Caffraria, wohl aber sehr liebe Bekannte, wackere Offiziere, deren Namen wie früher in braunschweigischen, auch später in schleswig-holsteinischen Diensten einen guten Klang hatten, die durch den unglücklichen Ausgang der holsteinischen Sache in ihren Erwartungen getäuscht, in die englisch-deutsche Legion eintraten und sich, leider nochmals in ihren Hoffnungen — kriegerischen Ruhm und Ehre zu erwerben, bitter betrogen, jetzt so gut es geht sich als Ackerbauer und Jäger ein Loos zu begründen versuchen.

Einer dieser Herren ist so freundlich, mir dann und wann Berichte über das dortige Leben, über Reisen und Jagdabenteuer, so wie sie zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt beitragen können, in so schmuckloser Weise zu geben, daß man die Wahrheit auf den ersten Blick daraus erkennt. In der Erwartung, daß er den Lesern der „Maje" willkommen sein wird, will ich den ersten Bericht nach der Ankunft meines Freundes auf dem Cap im Auszuge mittheilen, und so mit den später von dort erhaltenen Nachrichten fortfahren, insoweit sie etwas besonderes, d. h. für den Leser der Mittheilung Werthes enthalten.

Meine Ungeduld, das neue Land, wohin ich mich gleichsam wie in einem Traume versetzt sah, näher kennen zu lernen, vermag ich nicht zu beschreiben. Alles schien mir vom Tage meiner Ankunft wichtig und der Untersuchung werth, und ich begann schon mit den Augen die unermeßlichen Einöden zu erforschen, in die ich mich in wenigen Tagen hinauswagen wollte.

Zuerst zur Capstadt. Sie liegt am Abhange des Tafel- und Löwenberges, letzterer so genannt nach der Aehnlichkeit, die er mit der Gestalt eines ausgestreckten Löwen haben soll, die er jedoch mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit hat. Sie dehnt sich amphitheatralisch von einer Anhöhe bis in die Nähe der Meeresküste. Die Straßen sind mit wenigen Ausnahmen breit und gerade, aber nicht überall gleich gut gepflastert. Die Häuser sind fest, durchgehends von gleicher Bauart, im Ganzen schön und im Innern bequem und geräumig. Viele sind mit Rohr gedeckt, um bei den starken am Cap herrschenden Winden durch Einsturz eines schweren Daches Unglück zu verhüten. Die geräumigen Zimmer sind nicht mit modischer Pracht, sondern anständig einfach ausgestattet. Das Hausgeräth aber zeigt überall Geschmack. Man erblickt in sehr vielen Häusern massives Silbergeschirr, besonders aber schöne Gemälde und hohe Spiegel, mitunter in silberner Einfassung, wie man sie noch heute bei den reichen Mynheers der holländischen Städte erblickt, von wo die meisten der ersten Colonisten herüber gekommen sind.

Der Eingang der Stadt von der Seite des Castels gewährt einen prachtvollen Anblick; dieser Theil enthält auch die schönsten, fast alle öffentlichen und der Regierung gehörenden Gebäude. An der einen Seite erblickt man den schönen Garten des Gouverneurs in seiner ganzen Länge; an der gegenüberliegenden die Springbrunnen, deren Wasser aus einer Spalte des Tafelberges herabkommt, die man sowohl von der Stadt als von der Rhede wahrnehmen kann. Das Wasser dieser prächtigen Brunnen ist vortrefflich, und hinlänglich sowohl die Einwohner als die einlaufenden Schiffe Jahr aus Jahr ein damit zu versorgen.

Im Allgemeinen sind die Männer am Cap stark und wohlgebildet, die Frauen schön und zart gebaut. Die letztern sind stets nach den neuesten europäischen Moden gekleidet, indessen liegt in ihrem Auftreten etwas Gesuchtes, wohl in Folge des mangelnden großweltlichen Verkehrs, wohin man den häufigen Wechsel der zur See ankommenden fremden Herrn doch nicht eben zählen darf. Es

Digitized by Google

fehlt ihnen an Gelegenheit, große Städte und deren Gebräuche zu sehen, um die sie unsere europäischen Damen mit Recht beneiden. Man hört hier mitunter von Aerzten behaupten, daß das Stillen der Kinder, welches in vornehmen Familien häufig durch schwarze Frauen, meist Negerinnen, besorgt wird, einen Einfluß auf den langsamen Bildungsgang der Mädchen ausübe. Gewiß aber ist es, daß reiche Leute auch ihre Söhne schon früh zum Erziehen nach Europa schicken, weil es sowohl an tüchtigen Privatlehrern als an öffentlichen Schulanstalten nach Art der deutschen, im Verhältniß zur Bevölkerung noch sehr gebricht.

Fast alle jungen Damen sind musikalisch. Sie lieben Spiel, Gesang und Tanz leidenschaftlich; es sind diese aber auch ihre einzigen Talente. In der Regel ist in der geeigneten Jahreszeit zweimal wöchentlich Ball. Die Offiziere der Garnison und die der ankommenden Schiffe verschaffen den Schönen der Capstadt dieses Vergnügen aber auch noch außer der gewöhnlichen Zeit.

Kaffeehäuser und Hotels trifft man nur wenige; dagegen kann man fast in jedem bürgerlichen Hause Logis nebst Beköstigung erhalten, wofür man einschließlich der Bedienung — wenn man nicht zu hoch hinaus will — 4 Shilling bis einen Dollar täglich bezahlt. Der gewöhnliche Wein ist leichter Bordeaux, den man die Flasche wie bei uns für einen Gulden haben kann; ich habe jedoch für bessere Sorten auch drei Gulden bezahlt. Das am Cap gebraute Bier, obgleich ganz gut trinkbar, wird wenig beachtet; destomehr Bier wird von Europa eingeführt, besonders aus Deutschland, denn nicht die Hälfte des importirten sogenannten Porterbiers und Ale hat England gesehen. Hamburg ist der Hauptplatz der Ausfuhr für starke Biere nach überseeischen Plätzen. Der Preis ist verschieden; indessen erhält man die Flasche zwischen 14 und 24 kr. nach unserm Gelde. Spirituöse Getränke aller Art machen in der Capstadt einen bedeutenden Handelsgegenstand aus und man hat berechnet, daß die Mannschaften der anlegenden Schiffe für 30—40,000 Dollars gebrauchen einschließlich der Fässer, welche mit auf die Reise genommen werden. Die Trinkgelage mit anzusehen, die von den Matrosen aller Nationen bald in den Kneipen, bald auf den Plätzen gehalten werden, haben für den Neuling ein nicht geringes Interesse, indem er daraus lernen kann, wie wenige Tage für John Bulls kräftige Söhne, doch auch die Franzosen nicht ganz ausgenommen, dazu erforderlich sind, drei — vier Pfund Sterling, welche ihnen hier auf halbem Wege der Reise von ihrem Gehalte ausgezahlt werden, in Bier- und Branntweintrinken und in Tanzvergnügen bis auf den letzten Pence zu verwenden. Daß es nun bei solchen Gelegenheiten nicht ohne blutige Köpfe abgeht, versteht sich von selbst! Denn was würden die Kameraden von einem Seemann sagen, der etliche Tage seinem Vergnügen nachgehend am Lande gewesen wäre ohne Püffe und Rippenstöße ertheilt und empfangen zu haben, natürlich nach allen Regeln der Kunst!

Es ist mit geringen Ausnahmen noch wie zur Zeit, als die Holländer Herren in der Capstadt waren, Sitte, Jedem der in's Haus tritt ein Sopje anzubieten; das ist gewöhnlich ein Gläschen Arrac, Franzbranntwein oder Genever. Zum Morgentrank aber wird der letztere vorgezogen. Ehe man sich zu Tische setzt, fordert es der Gebrauch, ebenfalls ein Sopje anzubieten, statt dessen wird auch wohl ein Glas gewürzter oder durch Wermuth gebitterter Wein gereicht, um den Appetit zu reizen.

Ueber Tisch wird Bordeaux und Constantiawein getrunken. Sobald der Nachtisch aufgetragen ist, entfernen sich die Frauen und begeben sich entweder in ein angrenzendes Zimmer oder, wie bei gutem Wetter fast immer geschieht, auf den Balcon des Hauses. Hier nehmen sie Moselwein mit Selterserwasser, dann Kaffee, während den Männern frische Flaschen und Cigarren vorgesetzt werden, worauf das Spiel beginnt. Nach einer letzten leichten Erfrischung, die um 10 Uhr Abends gereicht wird, begibt man sich gewöhnlich zufrieden mit dem Erlebten nach Hause.

Diese Lebensweise ist dieselbe in allen Häusern, mit dem Unterschiede, daß

Digitized by Google

bei den weniger Wohlhabenden Landwein und Bier über Tisch getrunken wird.

Fische kommen fast täglich auf die Tafel und gibt es deren am Cap eine große Auswahl von bestem Geschmack. Unter ihnen werden besonders geschätzt der Rooman, ein mittelgroßer Fisch von schöner rother Farbe, der frisch aus dem Wasser genommen in allen möglichen Farben schillert; der Klepris, ohne Schuppen, der zwischen den Felsen nahe an der Küste gefangen wird, kommt im Geschmack der deutschen Schleie gleich; der Steenbraas und die Stompneus (Stumpfnase) kommen der erste in Gestalt und Geschmack den in der Nähe von Helgoland gefangenen Butten nahe, ist aber größer, und die letztere Gattung gleicht einem großen deutschen Karpfen, jedoch ist das Fleisch consistenter. Austern gibt es nur in der Nähe der Falsobay; Hummer habe ich noch nicht gesehen; eine kleine Muschelart, das sogenannte Meerohr (Haliotis) wird durchgehends gegessen.

An Wildpret ist eine große Menge vorhanden, darunter Gazellen, Steinböcke, eine große Art Rehe, auch Hasen, die aber weniger gut schmecken als die so viel beliebten deutschen Lampen. An Federwild gibt es Rebhühner, Bekassinen, Wachteln, in großen und kleineren Gattungen und im Ueberfluß, aber man muß jetzt schon viele Meilen von der Capstadt darnach gehen.

Alle unsere Obstsorten gedeihen nur höchst mittelmäßig am Cap. Wohl sind die Weintrauben ungleich größer und süßer als die unsrigen; dagegen taugen Aepfel und Birnen nicht viel, lassen sich auch nicht aufbewahren. Ganz vortrefflich sind Citronen, Orangen und die violette Feige, auch gedeiht die Banane in ziemlicher Vollkommenheit. Außer Artischocken und Spargeln, welche nicht gut am Cap fortkommen, sind alle übrigen europäischen Küchengewächse dort einheimisch geworden, man entbehrt davon keins; sie sind sämmtlich bis zu der dem Norddeutschen so unentbehrlichen Kartoffel in Fülle verbreitet. Ohne den Süd-Ost, welcher hier 3—4 volle Monate ununterbrochen weht, würde man zu jeder Jahreszeit frische Gemüse haben können, statt derer, welche man in Erdgruben und guten Kellern aufbewahrt. Um die Gartenfrüchte gegen die Gewalt dieses verheerenden Windes zu schützen, hat man einen Theil der Beete mit dichten Buchhecken umpflanzt.

Einer ähnlichen Vorkehrung bedient man sich bei jungen Obstbäumen, die aber unerachtet dieses Schutzmittels niemals auf der Windseite Aeste und Blätter treiben, und sich fast durchgehends nach der entgegengesetzten Seite neigen. Sie erhalten dadurch ein trauriges Ansehen, und ihre Fortpflanzung wird aus dieser Ursache sehr beschwerlich.

Ich bin Augenzeuge von der Wuth dieses Windes gewesen; in Zeit von 24 Stunden fand ich die am schönsten cultivirten Gärten völlig zerstört und wie mit Besen gekehrt. Dieser Wind herrscht von Januar bis April an der ganzen Spitze von Afrika, und eine ziemliche Strecke landeinwärts anhaltend, wenn auch nicht täglich mit gleicher Heftigkeit, doch an andern Tagen wiederum orkanartig. Reisenden werden mehr als einmal die Wagen umgeworfen und es bleibt ihnen dann nichts übrig, als sie mit Stricken an einen starken Baumstamm zu befestigen, um ferneres Umwerfen zu verhüten.

Die Vorboten dieses Windes erkennt man vom Cap aus an einer kleinen Wolke, die sich an der Spitze des Tafelberges und zwar nach der Seite des Löwenberges hin zeigt. Die Luft wird bald nachher um ein merkliches frischer; nach und nach nimmt die Wolke an Umfang zu, und wird endlich so groß, daß der ganze Tafelberg davon bedeckt ist. Die Einwohner sagen dann, wie die Leute bei uns vom Blocksberge — „der Alte setzt die Perücke auf." Diese Wolke zieht sich schnell und mit großer Heftigkeit über der Capstadt zusammen, so daß sie über derselben wie fest gebannt zu ruhen scheint. Der mit der Erscheinung noch unbekannte Fremdling glaubt nicht anders, als daß eine Sündfluth aus ihr hervorstürzen und alles was lebt ersäufen würde. Je näher sie jedoch dem Fuße des Berges kommt, je mehr löst sie sich auf und verdunstet; bis man nach einer Stunde nicht weiß, wo das Ungethüm geblieben ist. Der übrige Himmel ist währendem klar und rein, und

Digitized by Google

nur der Tafelberg und die Stadt wird hier die Zeit wie mit einem ungeheueren Trauermantel eingehüllt und muß das schöne Sonnenlicht gänzlich entbehren.

Ich habe diese Erscheinung das erste Mal mit Aufmerksamkeit beobachtet ohne es mir hinreichend erklären zu können. Das nächste Mal, als ich mich weit jenseits des Tafelberges befand, habe ich das merkwürdige Schauspiel vom Anfang bis zu Ende genau verfolgen können. Der Wind zeigt sich anfänglich nur schwach; er scheint eine Art von Nebel mit sich zu führen, den er gleichsam von der Oberfläche des Meeres ablöst. Nach und nach sammelt, sich dieser Nebel und wird durch den Widerstand des Tafelberges auf der Südseite zusammengepreßt. Diese Massen häufen sich in ihrem Drange über den Berg zu kommen mehr und mehr an, und übereinanderrollend gelangen sie endlich auf die Spitze des Berges, wo sie dann der Capstadt in Gestalt einer kleinen Wolke sichtbar werden; doch werden sie durch den frischen Wind, den man an den Seiten des Tafelberges und auf der Rhede einige Stunden vorher wahrnimmt, ebenfalls angekündigt.

Diese Erscheinung dauert am Cap gewöhnlich drei Tage nach einander; der Wind aber stürmt nun ohne nachzulassen fort; zuweilen hört er so plötzlich auf, daß man nicht weiß, wie einem geschieht und neugierig gespannt ist, welche Natur-Erscheinung jetzt stattfinden wird. Aber es tritt nun eine plötzliche Gluth ein, von der die Luft fast zum Ersticken angefüllt wird. Wenn dieser Fall während seiner drei monatlichen Dauer mehrere Male eintritt, wird er als ein Vorbote vieler Krankheiten angesehen.

Ist dieser Wind besonders heftig, so suchen die Schiffe die hohe See zu erreichen; indessen wird die Tafelbay um die Zeit seines Herrschens möglichst von den Seefahrern vermieden. In der Stadt kann man zu Zeiten kaum von einer Straße zur andern gelangen, und so schnell man auch bei den ersten Stößen Fenster, Thüren und Läden verschließt, so dringt der Staub doch bis in die Kleiderschränke und Koffer. So beschwerlich übrigens dieser Wind für die Capstadt ist, so hat er doch das Gute, Stadt und Umgegend von den bösen Ausdünstungen zu klären, die durch die Menge von Unreinigkeiten hervorgebracht werden, die sich entweder auf natürlichem Wege am Strande anhäufen oder von den Einwohnern dahingebracht werden. Die Luft wird besonders durch die Ueberbleibsel des geschlachteten Viehes verpestet, welche die Schlächter die böse Gewohnheit haben nach dem Strande zu bringen. Dazu gehören die Eingeweide, Füße und Köpfe des Rindviehs die hier zu Lande weggeworfen, für unsere ärmeren Landsleute in Deutschland manche kostbare Mahlzeit abgeben würden. Die Krankheit, die am meisten am Cap gefürchtet wird, ist eine Art Bräune, der die gesundesten und kräftigsten Menschen oft nach 2—3 Tagen unterliegen.

Die Regenzeit beginnt am Cap gewöhnlich zu Ende des April, dauert aber nicht so lange, als es in den tropischen Ländern gewöhnlich der Fall ist. In der Stadt spürt man sie viel mehr als in der umliegenden Gegend, und ist der Grund dazu ein ganz einfacher. Der Nordwind bringt nämlich am Cap dieselbe Wirkung hervor, wie bei uns der Südwestwind. Dieser drückt die Wolken zusammen, die sich dann über der Stadt weg zwischen dem Tafelberge, dem Teufels- und dem Löwenberge sammeln und daselbst entladen. Es regnet während dieser Zeit unaufhörlich am Cap, obgleich man in einer Entfernung von zwei Meilen von der Stadt trocknes und überaus angenehmes Wetter hat. Zuweilen gießt es in Strömen zwischen der Tafel- und Falsbay, ostwärts von der hohen Bergkette, die von dort bis an die Spitze von Afrika hinabzieht, während die Westseite dieses Landstriches die reinste Luft hat und kein Wölkchen am Himmel zu sehen ist. Man soll das an der Küste von Malabar fast täglich sehen; am Cap aber ist das Schauspiel um so bewunderungswürdiger, als man es auf so engem Raume wahrnimmt. Es können z. B. zwei Freunde zu gleicher Zeit vom Cap nach der Falsbay gehen; derjenige, welcher seinen Weg um die östliche Seite des Berges nimmt, wird ganz wohl thun, einen tüchtigen Regenschirm mitzunehmen; der andere, der westlich um den Berg geht, mag sich mit einem leichten Sonnenhute versehen. Da, wo sie

Digitized by Google

beide zusammenkommen, wird der eine lechzend und von Schweiß triefend, der andere hingegen vom Regen fast aufgelöst und halb erfroren am Ziele ankommen.

Der Tafelberg, obgleich er auf den ersten Blick, von der Bay aus gesehen, dicht an der Stadt zu liegen scheint, ist eine gute Meile davon entfernt. An seinem Fuße liegen weit umher zerstreut eine Menge nicht unbedeutender Felsblöcke, die früher dazu gehörten und im Laufe der Zeit sich davon abgelöst haben. Seine Basis besteht aus reinem Granit, und bis zur Spitze scheint der ganze Berg aus horizontalen Schichten von Granit und Erde zu bestehen. Seine Höhe mag etwa 3600 Fuß über der Meeresfläche betragen. Er macht einen großartigen Eindruck, wenn man zur See ankommt. Vom Lande aus gesehen, fällt der Brocken und die Heinrichshöhe, die ich, von Schierke oder von Oderbrück am Harz aus gesehen, in gewisser Hinsicht mit der Ansicht des Tafel- und Löwenberges vergleichen möchte, fast eben so stattlich in's Auge.

Man kann den Tafelberg nur von einer Seite ersteigen, und zwar auf der Seite des großen Spaltes, aus dem das Wasser, welches die Springbrunnen in der Capstadt versieht, hervordringt. Der Weg ist beschwerlich; besonders in der Nähe des Gipfels, wo die Spalte sich bedeutend verengert und beinah senkrecht wird. Vom Fuße bis zur Spitze bedarf ein guter Steiger wenigstens zwei volle Stunden, wie dies auch bei dem Ersteigen des Brockens der Fall ist. Der obere Theil des Tafelberges stellt eine Plattform von beträchtlicher Ausdehnung dar, die hin und wieder mit pyramidenartigen Felsstücken bedeckt ist, welche wild übereinander geworfen den Ruinen einer unermeßlichen Stadt gleichen. Hie und da wächst Strauchwerk aus ihren Fugen, welches die Täuschung noch größer macht. Wind und Wetter haben die Spitzen einzelner dieser natürlichen Pyramiden abgerundet, so daß sie in ihrer kegelförmigen mitunter säulenartigen Gestalt auch Abwechselung in den großartigen Anblick bringen. Dazwischen findet man viele runde Quarzkiesel, wie man sie an den Ufern der Flüsse findet. Man sollte sich fragen, wann die Natur hier ihre große Arbeit begonnen und wie lange sie gedauert, um alle die seltsamen Erscheinungen zu Stande zu bringen!

In der Mitte der Platte ist ein weites Wasserbehältniß; das Wasser darin aber trüb und schlammig. Aus diesem Bassin aber entspringt das Wasser, welches durch die Spalte herunter und auf dem langen Wege völlig geklärt in die Stadt fließt; es hat etwa 400 Schritte im Umfang und versammeln sich gern Bekassinen an seinem Rande, die nicht sehr scheu sind, weil sie nicht oft in ihrem hochgelegenen Reviere gestört werden. Regen und Nebel mögen wohl zum Ansammeln dieses Wassers beitragen; indessen muß es doch wohl auch seine eigenen, nie versiegenden Quellen haben, da es auch in der trockenen Jahreszeit nur wenig abnimmt. Außerdem giebt es noch einige Höhlen auf dem Berge, aus deren Innern an den Seiten des Berges kleine Bäche ausströmen, die sich mehremale in andere Schluchten verlieren, ehe sie am Fuße des Berges wieder zum Vorschein kommen, um die umherliegenden Grundstücke der Gärtner und Ackerbauer zu befeuchten, die ihre reichen Erndten zu hohen Preisen an die Stadtbewohner und die vor Anker gehenden Schiffe verkaufen.

In den Wohnungen dieser Landbewohner herrscht eine Reinlichkeit, wie sie nicht viel größer in den niederländischen und holsteinischen Bauergehöften angetroffen wird. Die Geschirre für das Viehfutter sind so blank wie die Kochgeräthe. Alles spiegelt und glänzt bis zum Feuerherde, dessen Hinterrand mit glasirten Steinen ausgelegt ist. Der mit rothen Backsteinen gepflasterte Fußboden wird zu wiederholten Malen des Tages abgekehrt und frisch mit Sand bestreut. Man sieht auch an der Pflege, die sie den Tulpen und Hyacinthen angedeihen lassen, daß sie die ächten Nachkommen der ersten holländischen Ansiedler sind. Es ist zu bedauern, daß die Cultur, die seit fast hundert Jahren nur langsam weiter im Innern des Landes vorgedrungen ist, daß sie sich allzulange an die Nähe der Capstadt gehalten hat. Je weiter man sich davon entfernt, je mehr mahnen die Fortschritte an die erste Zeit der Farmer in den Vereinigten Staaten. Die Colonisten arbeiten besonders da, wo

Digitized by Google

die gebahnten Wege aufhören, und das ist schon in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt der Fall, mehr um die eigene Erhaltung, besonders um die Fortpflanzung ihrer Heerden, deren Produkte sie in gewissen Zeiten ziemlich mühselig auf mit vielen Ochsen bespannten unbehülflichen Wagen zu Markt bringen, als um Absatz von Korn und Gemüse zu erzielen.

Der Tafelberg ist der Aufenthalt einer Geierart Vultur, perenopterus von den Naturforschern genannt. Der Südostwind zwingt diese Vögel zuweilen den Berg zu verlassen. Weht dieser sehr heftig, so treibt er sie mitunter bis in die Straßen der Capstadt, wo sie mit Knüppeln erschlagen werden. Auch Paviane findet man auf dem Berge, die zuweilen die benachbarten Landhäuser besuchen und den Gartenfrüchten großen Schaden zufügen. Es wird Jagd auf sie gemacht, wenn sie es zu arg treiben. Da sie jedoch ihre nächtlichen Raubzüge stets unter Vorausendung einzelner Kundschafter ausführen, welche sich an einzelnen Stellen des Grundstücks zeigen und wieder verschwinden, um an einer andern zu erscheinen, während die übrige Bande dadurch gedeckt ihren Raub ziemlich sicher vollführt, so ist es schwer, ihrer habhaft zu werden.

Wer zum erstenmal den Tafelberg durch die erwähnte Spalte ersteigt, glaubt anfänglich von einem plötzlichen Regenschauer überfallen zu werden, wenn das Wetter über ihm auch noch so klar ist. Es ist eine Art künstlichen Regens, der durch die zahllosen Wassertropfen hervorgebracht wird, welche im unaufhörlichen Fall von den obern auf die untern Felsen schlagen, sich in dieser Weise wieder in eine Menge kleiner Tropfen zertheilen, die, je näher sie dem Fuße des Berges kommen, einen dichten feinen Staubregen bilden. Dieser ist am Morgen weit fühlbarer, als während des Tages, welches durch die Kühle der frühen Morgenstunden und den Nachtthau leicht erklärlich wird, sobald man darüber nachdenkt. Auf einem Drittel der Höhe bildet ein breiterer Abfluß des Wassers, indem es in ziemlich beträchtlicher Höhe über einen Felsen herabstürzt, einen schönen Fall. Von der Stadt bis zu diesem schönen Punkte ist es ein sehr beliebter Spaziergang; da der Weg bis dahin noch nicht steil ist, wird er auch von Damen fleißig besucht, um sich der weiten malerischen Aussicht in das Land und dabei einer kleinen Erfrischung zu erfreuen, wie man das im lieben Vaterlande überall, wo es Berge giebt, so gern zu thun pflegt.

Vom Tafelberg auf den Teufelsberg zu gelangen ist unmöglich, obgleich letzterer ein Theil des ersteren ist; die Spitzen beider Berge sind wahrscheinlich durch Erdbeben von einander getrennt. Zum Löwenberge kann man vom Tafelberge gelangen, seinen Gipfel jedoch kann man nur durch Seile erreichen, ein gefährliches Unternehmen, welches bis jetzt nur von einigen wagehälsigen Naturforschern ohne großen Nutzen für sie unternommen worden ist. Auf dem erreichbaren Plateau des Löwenberges steht der Telegraph, von dem die ankommenden Schiffe der Stadt signalisirt werden.

Nicht gar weit vom Tafelberge liegt der so vielgerühmte Weinberg von Constantia. Kaum der zehnte Theil des Weines aber, der unter diesem Namen in den Handel kommt, wächst auf Constantia, welches jetzt einer englischen Gesellschaft gehört.

Woher die ersten Reben gekommen, die den vortrefflichen Wein erzeugen, — darüber sind die Meinungen getheilt; einige sagen aus Burgund, andere aus Madeira, noch andere sogar aus Persien. Soviel ist gewiß, daß dieser Wein am Cap getrunken vortrefflich ist; daß er durch den Transport viel von seiner schönen Blume verliert, und daß er nach fünf Jahren nichts mehr taugt. Die halbe Ohm, 82 Flaschen, echter Constantiawein kostet gegenwärtig von 150—200 Dollars auf dem Platze.

Die ganze Gegend zwischen der Tafel- und Falsobay und noch darüber hinaus ist mit Landhäusern wie übersäet, die dem Landstriche einen heitern, lebensvollen Anstrich verleihen. Es wird hier besonders Gemüse- und Weinbau getrieben. Die Weinberge hier herum, die ein dem Constantia ähnliches Gewächs hervorbringen, sind im Besitz von Engländern, die das schöne Produkt so ausbeuten, wie in der

Digitized by Google

Gegend von Oporto, wo es ihnen gelungen ist, sehr viele Weinfelder in Erbzins zu bekommen. Diese Herren verstehen es, den Wein dem Constantiawein fast ähnlich zu machen, und versenden ihn unter diesem Namen.

Außer diesen sämmtlich süßen Weinsorten bringen einige Bezirke der Colonie auch herbe Weine hervor, die sehr gesucht werden. Die besten dieser Gattung sind die von Perl, Stellenbosch und Drakenstein. Ein dem spanischen Vino de Rota ähnlicher, fast vollkommen so guter Wein, wird in der Nähe der genannten Orte gewonnen. Wer am Cap diese Weine kaufen will, muß sich an die Landleute selbst wenden; denn bei den Weinhändlern wird er sicher betrogen. Diese wissen recht gut, daß sich die hiesigen Weine nicht sehr lange halten und suchen diesem Uebelstande durch eine starke Beimischung von Branntwein zu begegnen.

Der ordinäre Landwein, der am Cap gewonnen wird, erscheint auf den Tafeln der Großen fast nie. Der tägliche Tischwein ist Bordeaux, der auf französischen Schiffen eingeführt wird.

Die Bezirke und Orte Stellenbosch, Drakenstein, Fransche-Honk, Perle, Hottentotten-Holland, liegen zwischen dem Cap und der Bergkette, die man östlich vom Cap bemerkt. Obst, Wein, Gemüse sind die vorzüglichsten Produkte jenes gesegneten Landstriches. Stellenbosch ist ein artiges Städtchen, wohin manche Capstadtbewohner in der guten Jahreszeit sich begeben, um ihre dortigen Besitzungen unter ihrer Aufsicht bestellen zu lassen. Es hat zwei Kirchen, zwei Pfarrer und einen Ober- und Unterrichter. Letztere bilden die erste Instanz, können aber nur bis 50 Dollars entscheiden; wichtigere Sachen gehen an das Obergericht in der Capstadt.

Das Fransche-Honk, französischer Winkel, gleichfalls ein hübscher Ort, liegt zwischen den Bergen von Stellenbosch und Drakenstein, und hat seinen Namen von den französischen Flüchtlingen, welche sich zu Ende des 17. Jahrhunderts dort niederließen. Der Boden ist gut und bringt reichliches Korn und ziemlich guten Wein hervor. Hier wird das beste Brod in der ganzen Colonie gebacken; nicht weil das Korn vorzüglicher ist, als in anderen Gegenden, sondern weil sich die vorzügliche französische Backart unter den Emigranten vom Vater auf den Sohn erhalten hat. Dies ist aber auch das einzige, was die Leute aus dem Vaterlande, aus dem sie in so grausamer Weise vertrieben wurden, beibehalten haben. Die Sprache haben sie verlernt, nur an den Familiennamen erkennt man das Land ihrer Abstammung; unter anderen hört man den berühmten Namen „Malesherbes" in mehren Familien. Uebrigens unterscheiden sich die Bewohner von Fransche-Honk durch ihr dunkles Haar von den Einwohnern aller übrigen Colonien, die fast durchgehends blond sind.

Hottentott-Holland hat seinen Namen von den früher hier heimischen Hottentotten erhalten, nachdem es von den Holländern urbar gemacht wurde. Der District bringt vorzügliche Gemüse, Früchte und alle Sorten Getreide hervor. Dieser Landstrich wird nördlich von Stellenbosch, östlich von einer Hügelkette, westlich von der Falsobay und gegen Süden durch einzelne Berge begrenzt, die aber wie die Thäler durch altholländische Colonisten angebaut sind.

Die ersten Berge, welche man von der Tafelbay aus entdeckt, heißen die Tiegerberge. Auch dort trifft man viele schöne Landsitze und Besitzungen an, die eine Fülle von Korn liefern. Diese Anhöhen bieten besonders zur Erndtezeit, von der Stadt aus gesehen, einen Anblick, der an die schönsten Gegenden von Deutschland erinnert. Man nennt sie mit Recht die Kornkammer der Colonie. Indessen ist auch die entgegengesetzte Seite dieser Anhöhen gleich gut bestellt, und erstreckt sich der Kornbau von hier noch etwa gegen 20 Meilen in das Innere des Landes. Aber die dem Cap zunächstliegenden Güter sind den Besitzern bei weitem die einträglichsten, wegen der Leichtigkeit, mit der sie nicht allein ihr Getreide, sondern Gemüse, Früchte, Eier, Milch, Butter und Käse, überhaupt alle Lebensmittel für den täglichen Gebrauch zu jeder Stunde absetzen können. Dies ist ein unberechenbarer Vortheil, den die entlegeneren Meiereien entbehren, und den leider auch die

Digitized by Google

arme Legion, bei der großen Entfernung des ihnen zum Colonisiren angewiesenen Landstriches, der ohnehin nicht zu denen gehört, welche zur Urbarmachung besonders geeignet sind, schwer betrifft. Diejenigen der neuen deutschen Colonisten, die es nach Jahre langer angestrengter Arbeit einmal dahin gebracht haben, etwas von ihren mühsam erzielten Früchten zu verkaufen, werden bis dahin, daß nicht genügende Landstraßen gebaut sind, ihre Produkte zu Schiff nach der Capstadt oder nach dem nächsten kleinen Seehafen abzuführen genöthigt sein.

Man findet selbst auf den Gütern, welche den Hottentottenstämmen nahe liegen, noch viele Neger als Arbeiter angestellt, weil sie fleißiger sind und mehr Ausdauer besitzen als die Hottentotten, die nicht selten zu einer Zeit, wo die Feldarbeit sich häuft, heimlich den Dienst verlassen und sich nicht wieder blicken lassen. In solchen Fällen kann der Brodherr noch von Glück sagen, wenn er unbestohlen davon kommt.

Die Neger von Mozambique und von Madagaskar werden für die besten Arbeiter gehalten und sind sie außerdem auch der Herrschaft mit großer Treue ergeben. Man sieht auch Malayen; sie werden für die anstelligsten und gewandtesten Arbeiter gehalten; aber sie sind auch unter allen die gefährlichsten, da es ihnen als nichts Besonderes erscheint, ihren Herrn zu ermorden, wenn sie glauben, daß er ihnen Unrecht gethan hat.

Die Creolen wurden vordem auf dem Cap am meisten geschätzt, besonders wenn sie ein Handwerk erlernt hatten. Ein guter Koch wurde z. B. mit hundert Dollars und darüber jährlich gelohnt.

Wenn man nicht die vielen gelben, braunen und schwarzen Arbeitsleute auf den Colonien umhergehen sähe und die verschiedenen Sprachlaute vernähme, mit denen man bei dem Eintritt in das Thor eines oder des anderen der vielen das Cap umgebenden Meiereien vom Hauswirthe begrüßt wird, so sollte man auf den ersten Blick glauben, in eine niedersächsische, friesische oder holländische Bauerschaft versetzt zu sein, denen sie sowohl wegen der zerstreut umherliegenden Höfe, die ringsum von schattenden Bäumen umgeben sind, als in der Bauart der Häuser täuschend ähnlich sind. Die Häuser sind alle entweder von rothem, gebranntem, oder von weißem Kalkstein solid erbaut. Sie sind einstöckig, haben vorn am Giebel das große Einfahrtsthor, an den beiden langen Seiten eine kleinere Thür. Diese wie die Fensterladen sind grün angestrichen. Die Fensterscheiben spiegelblank; und wenn man die saubere Hausfrau halbversteckt von schneeweißen Vorhängen emsig an einer weiblichen Arbeit beschäftigt sieht, kann man sich gar leicht einen richtigen Begriff von der wie im Zimmer so im ganzen Hause herrschenden Nettigkeit und Behaglichkeit machen. Die Behäbigkeit dieser glücklichen Landwirthe leuchtet überall hervor. Sowie sie selbst gewöhnlich recht stattliche, wohlgenährte Figuren sind, so zeigt auch das aalglatte Vieh, Ochsen, Kühe und Pferde, daß es ihnen an gutem, nahrhaftem Futter nicht gebricht. Im besonderen Ansehen stehen bei den Herrschaften treue fleißige Dienstboten. Sie machen dabei keinen Unterschied unter Farbigen oder Weißen. „Wer uns das Brod verdient, dem gebe ich es reichlich wieder" — hört man die alten Baase wohl sagen, und auch darin sind sie der Sitte der Vorfahren getreu geblieben. Es wird noch manch liebes Jahr verstreichen, ehe die neu angekommenen deutschen Colonisten es so weit gebracht haben, Dienstleute halten zu können. Es gebricht ihnen allen an Geld zum Bauen; bis jetzt arbeiten sie schwer, um nur das Leben zu fristen, und hat es einer oder der andere durch einen Glücksunfall zum kleinsten Fortschritt gebracht, muß er gewärtig sein, daß ihm die räuberischen Kaffern, die ihn für einen ihrer Erbfeinde, für einen Boer halten*), das Häuschen über dem Kopf anstecken, und mit dem wenigen theuer angeschafften Vieh in den Busch flüchten, um es dort zum eigenen Gebrauch zu tödten oder an einen entfernt wohnenden Colonisten zu verkaufen.

Die Robbeninsel, etwa 2 Meilen vom Cap entfernt, deutlich von der

*) Die ersten holländischen ländl. Ansiedler.

Digitized by Google

Stadt aus zu erkennen, liegt im Angesicht der Falsobay. Sie hat ihren Namen von der Menge Seehunde, die in der Nähe der Insel angetroffen werden. Die Insel ist nicht sehr groß und hat flache Ufer. Sie dient als Strafanstalt für Verbrecher. Ein erprobter Unteroffizier mit 30 Mann bildet die Besatzung. Die Beschäftigung der Sträflinge besteht darin, täglich eine gewisse Menge Kalksteine zu brechen. Außerdem beschäftigen sie sich mit der Fischerei und dem Gartenbau, wodurch sie sich Tabak und andere Bedürfnisse verschaffen. Mit Erstaunen sieht man die dort erzielten Gartenfrüchte, besonders Blumenkohl, von noch viel größerem Umfange und viel zarterm Geschmack, als die berühmten großen Köpfe, die von den Vierlanden nach Hamburg und aus dem fetten sogenannten alten Lande nach Bremen gebracht und von da weithin verführt werden. Auch die violette Feige gedeiht vortrefflich auf der kleinen Insel. Das Brunnenwasser ist so gut als in der Capstadt, welches um so mehr zu bewundern, da die Insel flach und dem Meere fast gleich liegt.

Es giebt eine Menge schwarzer, aber völlig unschädlicher Schlangen auf der Insel. Sie erreichen eine Länge von 5 Fuß und ernähren sich von Pflanzen und Insekten. Rebhühner und Wachteln sind in Menge vorhanden und kann ein guter Schütze deren täglich Dutzende schießen.

Die Wachtel auf der Robbeninsel ist in nichts von der Wachtel auf dem Cap verschieden. Jedoch ist es sehr merkwürdig, daß die letztere ein Zugvogel ist, während die Wachtel auf der nur wenige Meilen entfernten Robbeninsel niemals auswandert. Die genaueste Beobachtung hat ergeben, daß ihre Zahl immer ziemlich dieselbe ist und sich zu keiner Zeit vermindert. Nimmt man nun an, daß diese Wachteln und unsere europäischen ganz dieselbe Art Vögel sind, so kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die europäische Wachtel nicht, wie man noch ziemlich glaubt, über das Meer ein- und auswandert. Wenngleich Reisende behaupten, große Wachtelzüge auf der See angetroffen zu haben, so dürfte dies immer nicht entscheidend sein, wenn man bedenkt, daß Staare, Finken, Hänflinge und kleine Eulen 70 Meilen von der Küste entfernt auf den Segelstangen bemerkt wurden. Diese Vögel, welche bekanntlich nicht über das Meer ziehen, waren höchst wahrscheinlich durch ein Unwetter von ihrem Wege verschlagen auf das Meer gerathen. Gleiches kann sich unter Umständen auch mit den Wachteln ereignen*).

Man könnte schon die weite Seereise der Wachteln aus dem Grunde für zweifelhaft halten, weil diese Vögel auf dem Landwege von Europa nach Afrika gelangen und eben so wieder zurückkehren können. Denn da die Wachteln auf der Robbeninsel es nicht wagen, den kleinen Raum der sie von der Küste trennt zu überfliegen, wie viel weniger sollten diese Vögel es wagen, einen so weiten Weg über die See zu unternehmen. Die Wachtel ist bekanntlich von schwerem Fluge; die Kleinheit ihrer Flügel steht mit der Schwere ihres Körpers in keinem Verhältniß, und ist daher zu einem lang anhaltenden Fluge wenig geeignet. Jeder Jäger weiß aus Erfahrung, daß eine Wachtel, die einige Male von den Hunden aufgejagt ist, zum Weiterfliegen unfähig, gewöhnlich mit den Händen ergriffen wird.

Außer der in Europa und in Afrika einheimischen Wachtel, giebt es auf dem Cap noch einen anderen Vogel, der kleiner als unsere gewöhnliche Wachtel, mit Unrecht Wachtel genannt wird. Er hat nämlich nur drei Zehen an jedem Fuße, die alle nach vorn gerichtet sind und daher das deutlichste Unterscheidungszeichen abgeben. Er wird von einzelnen Naturforschern die dreizehige Wachtel genannt. Nach Andern, welche der Sache näher gekommen zu sein scheinen, bestimmt dieser Vogel ein eigenes Geschlecht, welches den Uebergang zum Zwergtrappen macht, — Otis tetrax — dem er hinsichtlich der Zehenbildung am nächsten kommt.

*) Es ist dies nicht richtig. Auf Sicilien weiß man genau, wann die Wachteln halbtodt von Müdigkeit von ihrem Fluge über das Meer von Afrika her ankommen und tödtet Millionen mit Stöcken, da sie so müde sind, daß sie nicht entfliehen können.

Digitized by Google

Eine eigene Gesellschaft schickt jährlich zweimal einige Mannschaft nach der Robbeninsel, um Seehunde und Pinguine zu tödten. Es wird aus dem Fett beider Thiere Brennöl gewonnen; es geben dessen die Pinguine eine sehr bedeutende Menge. Der Pinguin — Diomeda demersa — hat eine Höhe von zwei Fuß, trägt aber seinen Leib nicht wie andere Vögel, sondern aufwärts in schnurgerader Richtung. Dieses giebt ihm ein wunderliches Ansehen, welches um so lächerlicher wird, da ihm die kurzen Flügel die ihm nur beim Schwimmen dienen, ohne Federn schlaff an der Seite herabhängen. Sie halten sich in großen Gesellschaften zusammen und erwarten die entgegenkommenden Menschen in gravitätischer Stellung, ohne aus dem Wege zu gehen. Ihre Eier, die sie in Felslöcher und in deren Ermangelung in harte Gruben an der Küste legen, gleichen im Geschmack den Eiern unserer Gänse.

Man trifft die Pinguine am häufigsten auf der kleinen unbewohnten Insel Saldanha. Dieses Eiland scheint der Wohnplatz aller gefiederten Schwimmbewohner dieses Theiles von Afrika zu sein und es bietet sich dem dort landenden Reisenden ein Anblick dar, der ihn das erste Mal in das größte Erstaunen versetzt. So wie sein Fuß das Innere betritt, erhebt sich eine undurchdringliche Wolke dieser Vögel, die etwa 40 Fuß hoch über ihm gleich einem ungeheuren Baldachin schwebend bleibt. Die Mannigfaltigkeit des Gefieders ist eben so merkwürdig, als das durch sie verursachte die Sinne fast betäubende Geschrei. Da sieht man Seeraben, Seemöven, Seeschwalben, eine Art kleiner schwarzer Schwäne in bunter Mischung durch einander kreisen, und ihr Gekrächz ist so mißtönend, daß man sich mitunter die Ohren zuhalten muß, besonders wenn man den Nestern zu nahe kommt, die sie mit so blindem Eifer vertheidigen, daß man sie mit den Händen greifen kann. Die Brütezeit versammelt diese Legionen von Wasservögeln in verdoppelter Zahl auf der Insel, und ihr Lärm ist um so schrecklicher, wenn sie Eier oder Junge zu vertheidigen haben. Sie stoßen dann wie Harpyen auf die Menschen herab; Flintenschüsse verscheuchen sie so wenig als Steinwürfe; sie werden dadurch nur noch grimmiger, um so mehr, da man fast keinen Schritt thun kann, ohne entweder Junge oder Eier zu zertreten, mit denen der Boden wie überſäet ist.

Die Beschreibung einer Pantherjagd, die mir mein Freund mittheilte, ist so interessant, daß ich sie dem Leser nicht glaube vorenthalten zu dürfen, um so weniger, da man daraus die Unerschrockenheit des Mannes kennen lernt, der zwar in den Harzgebirgen und im Thüringerwald manchen wilden Eber, manchen stattlichen Hirsch und anderes kleines Wild in großer Zahl erlegt hatte, der aber hier zum ersten Male mit einem der gefürchtetsten Thiere der afrikanischen Wildniß zusammentraf. Ich lasse ihn wieder selbst erzählen.

Eines Abends, als ich früher als gewöhnlich mit meinen beiden Hottentotten von einem in die Nachbarschaft unternommenen Ausfluge zurückgekommen war, fand ich bei meinem damaligen Wirth einen benachbarten Colonisten, den ich noch nicht bei ihm gesehen hatte. Dieser Mann, ein gemüthlicher englischer Anbauer, war gekommen, um unseren Beistand wegen eines Panthers in Anspruch zu nehmen, der sich seit einiger Zeit in der Gegend aufhielt und fast jede Nacht einige Stück Vieh und zwar die besten raubte. Herrn Wilsons Gesuch kam mir erwünscht, und ich sagte meine Hülfe bereitwillig zu. Es war mir lieb einer solchen regelrechten Jagd beizuwohnen, um mir für vorkommende Fälle einmal selbst helfen zu können.

Die Jagd wurde für den folgenden Tag bestimmt, und wir gaben uns Mühe, noch einige junge Leute aus der Nachbarschaft dazu zu bereden. Ich bemerkte jedoch, daß nur einige wenige Lust zu der Parthie bezeigten; ich suchte daher die Furchtsamen zu beschämen, und dadurch bekam ich sie endlich fast Alle. Wir suchten nun so viele Hunde als möglich zusammen zu bringen, und Jeder bewaffnete sich doppelt und dreifach. — Ich gab dabei viel auf meine mitgenommenen Suhler Doppelbüchsen. Darauf trennten wir uns, und ich suchte mich durch einige Stunden Schlaf für das bevorstehende Stück Jagdarbeit zu stärken.

Digitized by Google

Mit Tagesanbruch erreichte ich mit meinem Wirth und dem ganzen Jagdgefolge die Ebene. Wilson und seine nächsten Nachbarn und Freunde erwarteten uns. Die Zahl der Jäger belief sich auf achtzehn und eben so stark war auch die Anzahl der Hunde, schöne und kräftige Thiere. Während der Nacht hatte der Panther wieder einen fetten Hammel aus Wilsons Heerde geholt. —

Einer meiner Flintenläufe war mit dem stärksten Jagdschrot geladen, der andere mit Rehposten; außerdem hatte ich die gute deutsche Kugelbüchse mitgenommen, die mein neben mir gehender Hottentott trug. Die Ebene war ziemlich frei, hin und wieder einzelnes Gebüsch, welches wir vorsichtig und genau abstreiften.

Nachdem wir eine Stunde gesucht hatten, stießen wir auf den Hammel, den der Panther erst zur Hälfte verzehrt hatte. Da wir nun auf der Fährte waren, konnte auch der Panther nicht allzuweit entfernt sein. Bald bemerkten wir, daß die Hunde, die bis dahin ziemlich zerstreut über die Ebene trotteten, sich sammelten und dicht geschlossen auf ein etwa 200 Schritt von uns entferntes starkes Dickicht zu liefen und es umkreisten, wobei sie nach Leibeskräften bellten und heulten.

Ich stieg rasch vom Pferde, welches ich dem Hottentotten zu halten gab, um mich der Dickung zu nähern, wobei mir ein etwa 50 Schritt davon entfernter Hügel gute Gelegenheit gab. Indem ich so vorsichtig weiter schritt, bemerkte ich bei einem Blick nach rückwärts, daß keiner meiner Jagdgefährten mir folgte. Nur John Atkinson, der Sohn meines Wirthes, ein Coloß von einem Menschen, war der einzige, welcher herankam und mir versicherte, daß er mit Gefahr seines eigenen Lebens mich nicht verlassen würde. Indessen ließ mich die auf seinem Gesicht sich abspiegelnde Angst mit Recht vermuthen, daß der riesige Bursche nur wenig Vertrauen zu sich selbst habe und daß er, um ihn zur That zu vermögen, des Beistandes und des Zuspruches eines etwas unternehmenden Mannes bedürfe. Er schien mit einem Worte sich bei mir sicherer zu fühlen, als bei seinen Landsleuten, die sich größtentheils in der Ebene verlaufen hatten und sich in bescheidener Entfernung hielten.

Alle hatten mich schon vorher gewarnt, im Fall ich dem Panther so nahe käme um von ihm gehört zu werden, ja nicht den Ruf Sa, sa! erklingen zu lassen, wie das wohl auf Jagden in Deutschland, z. B. bei dem wilden Eber gebräuchlich um ihn anlaufen zu lassen oder um die Hunde zum Angriff zu ermuntern. Dadurch, sagten mir die Jäger, würde das Thier zur höchsten Wuth aufgestachelt und fiele den zuerst an, der den Ruf ausspräche.

Da ich mich jedoch auf freiem Felde befand, und von dem Panther nicht überrascht werden konnte, schrie ich ohne Aufhör: „Sa, Sa", sowohl um den Hunden Muth zu machen, als auch um das Thier selbst aus seinem Schlupfwinkel zu locken. Mein Geschrei blieb indessen ohne Wirkung; der Panther sowohl als die Hunde fürchteten sich eins um das andere. Der eine wollte die Dickung nicht verlassen und die andern wollten nicht hineinspringen, wiewohl unter ihnen mehrere waren, die, wären sie eben so muthig gewesen als sie stark erschienen, dem Panther ein gut Stück Arbeit gemacht haben würden. Meine treue Hündin Diana, die ich aus England mitgebracht hatte, wiewohl schwächer gebaut als alle anderen, war immer voran und wagte sich tiefer in das Dickicht, als die übrigen. Es war, als flößte ihr meine Stimme Vertrauen ein. — Endlich erhob der Panther ein schreckliches Gebrüll, und jeden Augenblick erwartete ich, daß die Hunde ihn hoch machen würden, aber statt dessen wichen sie bei jeder Bewegung der Bestie zurück; manche liefen mit dem Schwanz zwischen den Beinen davon.

Nachdem ich einige Schüsse auf's Geradewohl in den Busch abgefeuert hatte, verließ das Ungeheuer endlich sein Lager. Sein Erscheinen war für die meisten meiner Jagdkameraden das Signal zur Flucht. Selbst John Atkinson, der vermöge seiner herkulischen Stärke das Thier hätte in seinen Armen erdrosseln können, verlor die Geistesgegenwart und retirirte zu den übrigen; ich blieb mit meinem treuen Hottentotten allein auf dem Platze. Der Panther ging, um sich nach einem andern Busche zu begeben, vielleicht 50 Schritt an uns vorüber und wir ermangelten nicht, drei Schüsse auf ihn zu richten.

Digitized by Google

Das Gesträuch war nicht so dick, als das erste, auch nicht ganz so hoch, — aus dem Schweiß,*) dessen Spur auf der Erde sichtbar war und mehr noch aus dem Eifer, mit welchem die Hunde jetzt auf ihn eindrangen, vermuthete ich, daß einer meiner Schüsse getroffen habe. — Der Panther wurde auf's Neue durch die Hunde verbellt; indessen verging mir die Geduld; um der Jagd, die nun schon nahe an zwei Stunden gedauert hatte, ein Ende zu machen, entschloß ich mich kurz, das Thier von hinten anzugreifen, und begab mich so geräuschlos als möglich nach der entgegengesetzten Seite, in der Hoffnung, ihm da einen Schuß beizubringen, während er nach vorn die Hunde abwehrte. Meine Vermuthung war richtig, der Panther hieb in einer sitzenden Stellung wüthend mit den Pranken nach den auf ihn einbellenden Hunden, ohne sich scheinbar um anderes in seiner Nähe zu kümmern. Da verändert ein Augenblick die Sachlage. John, der sich endlich seiner Feigheit schämen mochte, ritt langsam gegen den Hottentotten heran, der mein Pferd hielt, und dieses begrüßte durch ein lautes Wiehern, den lange vermißten Gefährten.

Auf dieses Geräusch sprang der Panther, ohne ferner die Hunde zu beachten, mit einem gewaltigen Satze gegen mich herum, und ich gestehe, daß seine auf mich gerichteten glühenden Augen, der vorgestreckte Hals und der halbgeöffnete Rachen mich für einen Augenblick verblüfften, jedoch fühlte ich eben so bald wieder die Nothwendigkeit, etwas zu thun, um seinem Sprung zuvorzukommen, der unfehlbar mein Tod gewesen sein würde, da mir jeder Beistand in der Nähe fehlte. Meine Hand wurde wieder fest, und der Blick, der eine Secunde lang, wie durch einen leichten Nebel getrübt worden war, wieder sicher; ich legte meine Doppelbüchse an feuerte beide Schüsse nach demselben Ziel und griff, ohne nach der Wirkung auszusehen, nach der neben mir liegenden Jagdflinte. Diese Vorsicht erwies sich jedoch überflüssig, denn als ich jetzt zielend auf das Thier anschlagen wollte, war es im Dickicht verschwunden. Obgleich ich meiner beiden Schüsse ziemlich gewiß war, so wäre es doch allzu verwegen gewesen, mich sogleich auf die Suche zu begeben.

Da sich der Panther nicht weiter sehen und hören ließ, nahm ich für gewiß an, daß er, wenn nicht todt, doch tödtlich verwundet sei. Ich rief daher den sich jetzt etwas nähernden Jägern zu, mit mir vereint in dicht geschlossener Reihe in das Gebüsch einzudringen, denn wenn er noch lebte, mußten ihn natürlich unsere zugleich auf ihn abgefeuerten Schüsse vollends tödten. Die Herren blieben jedoch in bedeutender Entfernung halten, mir allein das Ende des Jagdabenteuers in großer Bescheidenheit, d. h. Furcht zu überlassen. Jetzt befahl ich meinem Hottentotten, zu Pferde den Strauch, von der Seite wo ich geschossen, zu erforschen, während ich mich gegenüber postirte, um ihm, falls er sich zeigen sollte, noch einen Schuß anzubringen. Der tapfere Hottentott war kaum einige Schritte in das Gebüsch eingedrungen, als er mir zurief: Der Tiger, — wie die großen Panther auf dem Cap genannt werden — läge lang gestreckt am Boden. Um sich jedoch zu vergewissern, ob das Thier wirklich verendet, schoß er noch einmal sein Gewehr auf ihn ab.

Voller Freude über einen so glücklichen Ausgang sprang ich hinzu und mein braver brauner Bursche schien meine Freude zu theilen. Wir schleppten den Panther, der mir sehr groß erschien, auf's Freie und ich betrachtete ihn mit großer Genugthuung, da die Erlegung der gefürchteten Bestie mein Probestück war. Er maß von der Schwanzspitze bis zur Schnauze 7 Fuß, also ein ganz respektabler Gesell, wie auch von den Anderen anerkannt wurde. Die Hottentotten nennen den Panther Tiger, obgleich deren am Cap nicht gefunden werden, auch Garou oder Gama, gefleckter Löwe.

Man fürchtet den Panther am Cap mehr, als den Löwen. Der Löwe verkündigt seine Annäherung durch ein donnerartiges Gebrüll, und giebt dadurch gewissermaßen das Zeichen zur Vertheidigung, es liegt im Vertrauen auf seine Stärke eine gewisse Großmuth bei seinem Angriff. Der Panther dagegen vereinigt List mit

*) In der Jägersprache das Blut der wilde Thiere.

Digitized by Google

Grausamkeit; kein Geräusch bezeichnet seine Annäherung, er schleicht heran, bemächtigt sich seiner Beute durch einen gewaltigen Sprung und trägt sie davon, ehe man seine Anwesenheit vermuthet hat.

Die Boers, (Bauern) alte Colonisten und die Kaffern.

Die Boers beschreiben die Kaffern als grausam und blutdürstig, um die Räubereien und Ungerechtigkeiten, die sie sich seit langen Jahren bis zur heutigen Zeit schuldig gemacht haben, als eine Art von Wiedervergeltung zu entschuldigen. Unter dem Vorwande, daß ihnen Vieh entwendet worden, haben die Colonisten, wie unter der schwachen holländischen Regierung auch noch unter der englischen, ganze Kafferstämme ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts niedergemetzelt, sich ihrer Heerden bemächtigt und ihre Wohnplätze zerstört. Da ihnen diese Art, ihren Viehstand zu vermehren, leichter erschien, als selbst Vieh zu züchten, so hat es Jahre gegeben, wo sie an zwanzig tausend Stück den Kaffern geraubten Viehes unter sich vertheilt und die zu dessen Vertheidigung sich bewaffnenden Kaffern auf grausame Weise getödtet haben. Es sind Fälle vorgekommen, wo diese verthierten europäischen Nachkommen Gefangene um eine Wette zur Zielscheibe gemacht haben. Dergleichen Unmenschlichkeiten sind aus der holländischen auch in die englische Zeit des Caps hinübergegangen. So sehr sich die britische Regierung in der Bevormundung ihrer überseeischen Colonien im Allgemeinen auch vor andern durch Menschlichkeit auszeichnet, ist sie bislang noch nicht im Stande gewesen, ein Mittel gegen die auf natürlichem Wege zwischen den Kaffern und den Colonisten stattfindenden Feindseligkeiten ausfindig oder für die Dauer wirksam zu machen. Spricht man in der Capstadt über die von den Boers gegen die Kaffern verübten Raubzüge, so hält man die Sache für zu unbedeutend, um darauf einzugehen, oder man giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß die auf solche Weise mit den Kaffern beschäftigten Boers nicht Zeit hätten an ihre eigene Unabhängigkeit zu denken. Daß jedoch mehr als einmal solche Gedanken in ihnen aufgestiegen, zeigen die in der Letztzeit zwischen der Regierung und den alten Colonisten vorgekommenen Reibungen, welche auch die neuesten an den Grenzen vom Gouvernem getroffenen Maßregeln hervorgerufen haben.

Oft genug sind die, von den Colonisten gegen die Kaffern geübten Unterdrükkungen in der Capstadt bekannt geworden. Man hat sie zur Rechenschaft gezogen, aber die Boers würdigten die Abgesandten keiner Antwort, sondern fuhren fort, nach wie vor auf die zerstreuten Kafferstämme ihre Anfälle auszuüben, die jederzeit, bald hier bald dort ein blutiges Ende nahmen um in der nächsten Zeit wieder ihren Anfang zu nehmen.

Als Leute von der Legion, die man mit ihrer neuen Ansiedelung zwischen die Boers und die Kaffern als eine Abwehr der letztern mitten hineingeschoben hat, gegen einzelne der alten Colonisten ihre Verwunderung darüber aussprachen, daß die Regierung nicht größere Truppenabtheilungen gegen sie ausgesandt habe, um sie ihren Anordnungen fügsam zu machen, erhielten sie etwa folgende Antwort: „Aus solchem Versuche würde nichts Gutes entstehen, sobald über die Verschiedenheit der Ansichten die Waffen eine Entscheidung bringen sollten. Die Boers würden wie ein Mann dastehen; sie würden die Hälfte der Truppen, die uns der Gouvernem zur Execution zu schicken beliebte, tödten, sie einsalzen und durch die andere Hälfte an ihn zurückschicken, mit dem Bescheid, so mit Allen zu verfahren, die sich in ähnlicher Weise wieder würden bei ihnen sehen lassen." —

Die Folgen längerer Nachsicht gegen die Boers in ihrer gegen die Kaffern bewiesenen Grausamkeit kann übrigens mit der Zeit für die englische Regierung sehr bedenkliche Folgen haben, sobald diese sich mit den benachbarten Völkern verbinden, die gleichfalls schon Klage gegen die alten Colonisten führen. Die Kaffern haben das natürliche Recht für sich, was sie täglich mehr erkennen, seitdem die Anfänge der Cultur durch die Missionäre zu ihnen gekommen; außerdem haben die Stämme noch die ungleich schwereren Bedrückungen zu rächen, die sie unter der phlegmatischen holländischen Regierung erlitten und die sie den Engländern und allen Europäern schwer nachtragen. Jeder Aufschub, ein umfassendes mildes, aber

Digitized by Google

auch kräftiges Regierungssystem vom Cap bis an die äußersten Grenzen vom britischen Kaffraria eintreten zu lassen, bringt der englischen Capcolonie Gefahr.

Die Schwankung hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß die Regierung es mit den Boers, der eigentlichen europäischen Bevölkerung in einer Zeit nicht verderben will, wo sie durch die Kriege in Indien und bis allerletzt noch in China nicht über eine Macht auf dem Cap verfügen konnte, hinlänglich stark, um 20,000 wohlbewaffneten Boers, durch Vortheile, wie die Wildnisse sie ihnen gewähren, doppelt geschützt, mit Nachdruck und Hoffnung entgegenzutreten.

Es scheint keineswegs unmöglich, daß die Colonisten sich einmal gänzlich unabhängig machen und ihrerseits der Hauptstadt Weisungen ertheilen werden, wie sie deren bis dahin von dort erhalten haben. Es bedarf zu diesem Unternehmen eines Mannes von Kopf, der es versteht, das Vertrauen sämmtlicher Colonisten im Innern zu gewinnen, und der in einer Allen verständlichen Sprache die Vortheile gänzlicher Unabhängigkeit zu schildern vermag. Die vielen Häfen und sicheren Ankerplätze an beiden Küsten würde in kurzer Zeit die Industrie der europäischen Nationen dort hinziehen. Im Besitz eines ergiebigen Bodens, der von Natur schon so reich ist an Produkten aller Art, würde die Bevölkerung gar bald steigen und die Vortheile eines ausgebreiteten Handels in ihre Hände bringen.

Die Regierung scheint dieß, eingedenk des Abfalles ihrer nordamerikanischen Besitzungen wohl einzusehen, und aus diesem Grunde läßt sich die Gelindigkeit erklären, mit der sie die Colonisten auch trotz der letzten von ihnen verübten Excesse behandelt. Die bedauernungswürdigen Reste der deutschen Legion wurden auf den äußersten Posten gestellt, um dadurch den Klagen der Boers gegen die Einfälle der Kaffern vorzubeugen; manche derselben sind bereits auf diesem verlorenen Posten den Hassagayen (Wurfspießen) erlegen; sie fielen hinterlistig ermordet, statt auf dem Felde der Ehre zu sterben, wie sie es sich vielleicht wohl gedacht hatten. Unterdessen beobachtet die Regierung mit mißtrauischen Blicken die Boers, während diese ein Privilegium, einen Freiheitsbrief nach dem andern ertrotzen. Man kennt wie in der Capstadt, auch im Geheimenrath der Königin die Menschen vollkommen genau; sie gleichen, in den Wäldern und Prärien von Afrika geboren, genau den Virginiern und den Kentuckymännern von Nordamerika, die als unvergleichliche Büchsenschützen hinter Busch und Felsen versteckt den Engländern im Befreiungskriege die besten Leute im Vordertreffen immer auf den ersten Schuß tödteten. In der Wildniß hart und rauh erzogen, kann es nicht leicht Jemand in körperlicher Stärke mit ihnen aufnehmen. Von Jugend auf gewohnt, den reißenden Thieren aufzulauern und sich ihrer zu bemächtigen, sind sie vorzüglich zu einem ersten Angriff, oder zu einem Hinterhalt geeignet. Im offenen Felde taugen sie weniger; sie kennen den wahren Muth noch nicht, der durch das Ehrgefühl erzeugt wird. Der Muth ist bei ihnen eine Folge des Bewußtseins ihrer körperlichen Stärke oder der List. Anders verhält es sich eigenthümlicher Weise mit den Frauen. Diese sind aus Ueberlegung eben so kühn als beherzt. Sie lenken ihr Pferd mit vieler Gewandtheit, kein Hinderniß ist ihnen beim Ueberspringen zu groß. Sie sind so gute Schützen als die Männer, dabei unermüdlich, und weichen bei der größten Gefahr nicht zurück. Es sind mit einem Worte Amazonen, und da sie ebenso schön gebaut und sehr häufig auch schön von Gesicht sind, gewährt eine solche junge Frau, wenn sie das lange blonde Haar gewöhnlich nur leicht in einen Knoten geschürzt, das geröthete Gesicht umflatternd zu Pferde einherjagt, einen wahrhaft großartigen Anblick.

Es giebt Frauen unter diesen Colonisten, die, wenn der Mann gestorben, mit großer Umsicht dem Haushalte und der Meierei vorstehen; die, wenn reißende Thiere die Heerde beunruhigen, zu Pferde steigen und sie erlegen oder wenigstens verfolgen, bis sie die Gegend verlassen. Mein Freund hat in einer Colonistenwohnung an der äußersten Grenze ein etwa 20jähriges Mädchen kennen gelernt, die ihren Vater häufig zu Pferde begleitete, wenn er an der Spitze seiner Leute gegen die Busch-Kaffern auszog, die seine Wohnung beunruhigt hatten. Das

Digitized by Google

Mädchen ließ sich durch die Hassagayen der Feinde nicht schrecken; wo sie einen einzelnen gewahr wurde, schoß sie ihn ohne Barmherzigkeit nieder.

Es ist hier noch eines Falles zu gedenken, welcher den Muth der Colonistenfrauen auf entschiedene Weise herausstellt. Die Geschichte war noch im Munde aller seiner Kameraden, als mein Freund nach langem Umherschweifen seine Station wieder erreichte.

Eine Wittwe, welche mit zwei Söhnen von 17 und 19 Jahren einen einige Meilen von der Station gelegenen Hof bewohnte, wurde in einer dunklen Nacht durch das klägliche Gebrüll ihres Rindviehes aufgeweckt, das in einer geringen Entfernung vom Gehöft in einer hohen Umzäunung eingestellt war. Das Gebrüll der Ochsen hatte das ganze Haus wach gemacht; Alle griffen nach den Gewehren und gingen den von den Thieren ausgestoßenen Angstlauten nach. Bei dem Schein der Laterne erkannte man einen Löwen, der die Umgatterung übersprungen und eine gräßliche Niederlage unter den armen Thieren anrichtete. Um der Wuth der wilden Bestie Einhalt zu thun, blieb nichts übrig, als sich dem Platze zu nähern und den Löwen zu tödten oder zu verjagen. Es wollte jedoch so wenig einer von den Knechten als von den dienenden Hottentotten das gefährliche Werk unternehmen; auch die Söhne hatten keine große Neigung weiter vorzugehen.

Da ruft die unerschrockene Frau, die Leuchte hoch zu halten und als sie den Löwen, obgleich nur undeutlich beim schwachen Laternenschimmer erkennt, schreitet sie mit dem Gewehr in der Hand dem Platze zu, wo sie das Unthier mit der Kugel sicher erreichen zu können glaubt. Der Schuß fällt, aber der nur leicht dadurch verwundete Löwe schwingt sich jetzt mit einem furchtbaren Satze über das Geflechte, stürzt sich auf die Frau und reißt sie nieder. Auf ihren Ruf stürzen die Söhne herzu und erblicken sie unter den Pranken des fürchterlich brüllenden Thiers. Die Furcht der Jünglinge schwindet in ihrer Verzweiflung über den Anblick der Mutter; sie tödten ihn, aber zu spät, durch zwei Schüsse über dem Körper der am Boden liegenden Heldin. Außer der tiefen Wunde, wodurch der Löwe die Brust bis auf den Knochen zerfleischt hatte, hatte er ihr im eigenen Todeskampf eine Hand dicht über der Handwurzel abgebissen. Die Frau starb, ohnerachtet kein Mittel zu ihrer Rettung von einem sehr geschickten Arzt der Legion unversucht blieb, noch in derselben Nacht, tief beklagt von ihren Nachbaren, Kindern und dem Hausgesinde, dem sie stets eine gute Herrin gewesen war.

Was aber ein solches Volk eng in sich zusammengeschlossen vermag, wenn es gilt für die errungenen Freiheiten fortzukämpfen, um neue zu erringen, wie es überall in den durch Europäer gegründeten überseeischen Colonien seit nahe einem Jahrhundert der Fall gewesen ist, das scheint die englische Regierung wohl zu erkennen. Daher ihre Langmuth mit den Boers. Es ist nicht leicht zu bestimmen, was das Rechte ist. Missionäre, Naturforscher, welche vom Cap über den Orangefluß und Klaarwater vorgedrungen, so auch Offiziere der Legion, denen wohl ein Urtheil nach fast zweijährigem Aufenthalt in Kaffraria zuzutrauen ist, scheinen der Meinung zu sein, daß die Boers mit den Kaffern, so wie es die Nordamerikaner zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges mit einzelnen indianischen Völkerstämmen gethan, Friede und Freundschaft schließen würden, sobald ihnen dazu der rechte Augenblick und rechte Mann gekommen ist. —

Vorläufig müssen die Herren Boers allerdings darauf bedacht sein, mit den Kaffern Freundschaftsverträge zu schließen, die von beiden Seiten gewissenhaft gehalten werden müssen, um das verlorene Vertrauen wieder herzustellen. Dieß aber wird gelingen, sobald man mit den Nachbaren als mit Menschen umgeht, die zwar starrsinnig sind in Vertheidigung ihres vaterländischen Bodens, denen es aber an vielen guten Eigenschaften keineswegs gebricht. Ich habe einzelne ihrer Häuptlinge kennen gelernt, mit denen ich wegen zwischen ihren und unseren Leuten auf der Grenze unserer Stationen stattgefundenen Streitigkeiten zu unterhandeln hatte, und sowohl diese selbst als die Aeltesten des Stammes, in ihrer anscheinend wilden Umgebung zugänglich, liebreich, gastfrei und sehr anstellig gefunden. — So schließt mein Bekannter seinen ersten allgemeinen Bericht über die dortigen Zustände.

Digitized by Google

Das Eisen im Orient und Occident.

Von A. W. Grube.

I.

Das Eisen ist zwar nicht das kostbarste, wohl aber das werthvollste aller Metalle, und wie es fast instinktartig nach seinem hohen Werth von den rohesten Völkern erkannt und gewürdigt wird, sobald sie mit diesem Metall Bekanntschaft machen: so ist es seit den ältesten Zeiten von den Kulturvölkern eifrig gesucht und verarbeitet worden. Aber es mußten Jahrtausende vergehen, bis man dahin gelangte, das Eisen aus seiner Verbindung mit den vielen elementarischen Stoffen, mit denen es vereint ist, auszuscheiden; das in den größten Massen auf Erden vorhandene Metall auch in den größten Massen darzustellen und für alle möglichen Verhältnisse des Lebens brauchbar zu machen, dieß ist nicht dem Orientalen, sondern dem Abendländer gelungen.

Da das Kupfer viel leichter zu schmelzen und zu bearbeiten war, und sich bereits gediegen in der Natur vorfand, so vertrat in den ältesten Zeiten das Erz (eine Mischung von Kupfer und Zinn) vielfach die Stelle des Eisens. Nicht Eisen, sondern Erz ward zu Rüstungen, Waffen, Gefäßen und Geräthschaften aller Art verarbeitet. In der Stiftshütte der Israeliten waren die Haken und Nägel von Erz, denn für solche Dinge wäre das Eisen zu kostbar gewesen. Man konnte es ja nur aus jenen zerstreut sich vorfindenden Stücken von Meteoreisen, der einzigen Form worin es gediegen vorkommt, und den nahe der Erdoberfläche gelagerten, leicht erkennbaren Eisenerzen gewinnen. Daß man übrigens das Eisenerz schon früh auszuschmelzen verstand, beweisen Bibelstellen wie 5. Mos. 4, 20, worin Aegypten mit einem eisernen Ofen verglichen wird, aus dessen Gluth der Herr sein Volk errettete. In 5. Mos. 28, 48 wird die angedrohete Knechtschaft „ein eisern Joch" genannt — solche Vergleiche setzen schon allgemeine Bekanntschaft mit dem Eisen voraus. Aus andern Stellen der Bibel erhellt, daß die Israeliten schon frühzeitig eiserne Aexte zur Bearbeitung von Holz und Steinen, eiserne Sägen, Ketten und Fesseln gebrauchten. Richt. 4. 12, 13, ist von 900 eisernen Streitwagen des Sissera die Rede, und 5. Mos. 3, 11 wird vom Riesenkönig Og zu Basan gesagt, daß er ein eisernes Bett besessen habe. Vielleicht war es von Basalt, der 20pCt. Eisen enthält und in einem Theile des Ostjordanlandes, im heutigen Hauran, das Hauptgestein bildet. Man haut dort (nach Burckhardt) Thüren aus Basalt, und in den Ruinen finden sich Sarkophage von demselben Stein. Daß in der Sinai-Halbinsel, in Palästina und am Libanon viele Eisenerze gefunden worden, ist durch Rußegger's Forschungen erwiesen; in den Libanon-Distrikten gibt es gegenwärtig noch erhebliche Eisengruben. Die Tyrier holten ihr Eisen bereits aus Spanien und Arabien; ein so schätzbares Naturprodukt wurde gewiß auch nach Aegypten eingeführt, das daran Mangel litt und schon des Brennmaterials willen, das zur Eisengewinnung erfordert wird, in den Eisenarbeiten nicht floriren konnte. Ob die großartigen Bauwerke der Pyramiden und Tempel, die aus hartem Granit gehauenen Obelisken, die kunstreich ausgeführten Skulpturen und Reliefarbeiten ohne eiserne Werkzeuge ausgeführt werden konnten, oder ob man die Instrumente von Kupfer und Erz so zu härten verstand, daß sie dem Stahl nahe kamen, ist noch immer nicht mit Sicherheit entschieden.

Die Phönizier brachten die Kunst der Bearbeitung des Eisens auf die Inseln des Mittelmeeres und nach Griechenland; bekanntlich hielten die Griechen den ersten Schmied so hoch, daß sie ihn unter die großen Götter des Olymps versetzten. Besonders schätzten sie das Eisen aus dem Lande der Chalyber am Pontus; diese eisenreichen Thäler an den Gestaden des schwarzen Meeres, wo noch zu Strabo's Zeiten Spuren von Eisenschmelzwerken vorhanden waren, und W. Hamilton im Jahre 1837 das dort wohnende Volk der Schmiede besuchte, waren

Digitized by Google

aller Wahrscheinlichkeit nach ein Centrum der Eisengewinnung, die sich von dort auch auf das Hochland Armeniens und nach Erzerum verbreitete — Gegenden, deren Eisenprodukte in ganz Persien und in der Türkei berühmt sind. Eben diese Chalybes sollen auch zuerst aus den guten Eisenerzen den Stahl (der im Griechischen und Lateinischen chalybs heißt) bereitet haben.

Der berühmte harte, feine und elastische Stahl, aus welchem die damascener Säbelklingen gemacht wurden, machte lange Zeit die Stadt Damaskus zu einem Mittelpunkt des Handels mit dieser Waare, bis Timur (Tamerlan) auf seinen Eroberungszügen nach Syrien vordrang, und die Schwertfegerzunft nach seinem centralasiatischen Paris, nämlich nach Samarkand, versetzte. Aechte Damascenerklingen müssen daher mindestens 450 Jahre alt sein; sie sind immer noch im Orient zu haben, aber zu sehr hohen Preisen.

Ehe die Eisenarbeiter dahin gelangten, das Eisen zu Stahl zu veredeln mußten sie bereits viele Erfahrungen in der Bearbeitung des Roheisens gemacht haben, und wenn uns Ktesias (Leibarzt des jüngeren Cyrus und dann des Artaxerxes Mnemon) in seiner Geschichte Persiens erzählt, daß er vom Perserkönig Artaxerxes ein Schwert erhielt, welches aus indischem Stahl gefertigt, nach seiner Beschreibung so vorzüglich war, daß es mit den Damascenerklingen gewiß wetteifern konnte: so läßt dieß eine Faktum schon auf eine hohe Ausbildung der Schmiedekunst im alten Indien schließen. Indisches Eisen wurde schon in ältester Zeit als vorzüglich von Persern und Römern gekauft, und der indische Stahl unter dem Namen Wuz bekannt, ist noch heutzutage der härteste und beste. Es bedurfte erst der großen Fortschritte europäischer Naturwissenschaft und lange fortgesetzter Experimente, bis es den Engländern nach Anleitung ihres großen Physikers Faraday gelang, Stahl von gleicher Güte zu erzeugen. Der seiner Zeit berühmte Seeräuber Angria sagte von den englischen durch ihn erbeuteten Säbelklingen, sie seien gut genug, um Butter zu zerschneiden. Aus dem indischen Wuz werden Meißel, Feilen, Sägen, kleine flache Klingen ꝛc. gearbeitet; Instrumente, die so hart sind, daß man Glas, Stein und Eisen damit schneiden kann. Zur Herstellung größerer Klingen schweißt man diesen Stahl mit gewöhnlichem Eisen zusammen.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Eisenbearbeitung durch jenen kaukasischen Volksstamm, der aus dem Hochlande Irans (Persiens) nach Indien einwanderte und sich zuerst am oberen Indus festsetzte, nach Hindostan gelangte. Diese Arier, welche, von lichterer Hautfarbe und schlankerem Wuchs, als die höheren herrschenden Kasten mit den kleinen schwärzeren Ureinwohnern in schroffen Gegensatz traten, waren eine ebenso intelligente wie kunstfertige Race; ihre Felsentempel, halb unterirdisch aus hartem Gestein ausgehauen, erforderten jedenfalls die besten Werkzeuge von hartem Metall.

Es ist durch neuere Sprachforschungen entschieden, daß die Zigeuner der Sanskritfamilie angehören. Bekanntlich sind sie sehr träge und lässig in anderen Arbeiten, doch vortreffliche Schmiede, und es ist interessant zu sehen, wie unter den Handwerkern dieses Volksstammes im siebenbürgischen Hochlande die Schmiede bei Weitem die vorherrschenden sind. Die Sichelschmiede in Jakobsdorf sind die besten im ganzen Lande und machen bedeutende Geschäfte; aber auch Schmiedearbeiten der verschiedensten Art werden von den Zigeunern stets gut und schnell besorgt. Sie thaten den künftigen Schmiedemeistern so großen Abbruch, daß sich diese im Jahr 1853 bei der Handels- und Gewerbekammer Siebenbürgens beklagten — eine Beschwerde, die aber vom damaligen Civil- und Militär-Gouvernement zurückgewiesen wurde.

Wer einen Zigeuner ein Hufeisen schmieden sah, weiß wie einfach die Zurüstungen und Werkzeuge dieser Orientalen sind, und doch wie schnell sie mit ihrer Arbeit zu Stande kommen. Die Werkstatt des indischen Schmiedes ist wandelbar; sein Amboß ist ein Stein, vor welchem der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während seine Gehülfen durch zwei grobgemachte Blasebälge das

Digitized by Google

Feuer unterhalten, das vor einer Steinplatte, die man senkrecht in die Erde gestellt hat, angemacht ist. Mit den Kohlen wird das vom Reis abgefallene Hülsenstroh vermengt, und dieß gibt dem Feuer eine solche Kraft, daß man ein Drittel Zeit weniger braucht, als wenn mit Kohlen allein gearbeitet wird.

Dr. Hooker fand am Südabhange des Himalaya, im Nonkrim-Thale, noch eine von jenen ursprünglichen Eisenwäschen, die an eine Stelle des Aristoteles erinnern, worin derselbe von den (schon oben erwähnten) Chalybern berichtet, daß sie auch aus dem Sande ihrer Flüsse das Eisen genommen hätten. Der englische Reisende erzählt: „Atmosphärische Abschwemmung und Witterung haben auf die Bildung des unteren Theiles des Nonkrimthales ohne Zweifel einen großen Einfluß gehabt; es ist durch einen 200 Fuß hohen Hügel abgesperrt, der aus runden Granitblöcken zusammengesetzt ist, die wie bei einer Gletschermauer übereinander gehäuft sind. Der Granit ist sehr weich und löst sich in einen groben röthlichen Sand auf, von dem der Bogapanifluß seine Farbe hat. Um den Eisensand zu gewinnen der mit dem Flußsande gemischt ist, leiten die Eingebornen Wasser über die Sandmassen, wodurch das Leichtere abgeschwemmt wird; das Zurückbleibende kommt in Tröge, in denen das Erz dann vollends ausgeschieden wird. Das Schmelzen geschieht auf eine sehr einfache Weise bei Kohlenfeuer, das durch einen großen doppelten Blasebalg angefacht wird, den zwei auf der Maschine stehende Personen handhaben, indem sie die Klappen mit den Händen aufziehen und mit den Füßen wieder niedertreten. Weder Schmelzofen noch ein Fluß des geschmolzenen Metalles ist vonnöthen. Das Feuer wird an der einen Seite eines aufgerichteten Steines angezündet, in welchem dicht am Boden ein kleines Loch angebracht ist. An diesem Loche ist der Blasebalg befestigt; aus jedem seiner beiden Fächer geht ein Rohr von Bambus in ein größeres Rohr, durch das die Luft auf das Loch im Steine und an das Feuer geleitet wird. Das Erz wird in Klumpen von der Größe einer doppelten Faust zusammengeschmolzen und ein solches Eisenstück zeigt eine sehr rauhe Oberfläche. Um die Reinheit des Metalls zu zeigen, spaltet man den Klumpen bis über die Hälfte."

Die Jakuten in Sibirien wissen mit ähnlichen Mitteln so vortreffliche Messe und Dolche, Aexte und andere Geräthschaften zu schmieden, daß sie sich damit auf einer europäischen Industrieausstellung sehen lassen könnten. Ihre Werkzeuge springen selbst bei der stärksten Kälte nur höchst selten, — eine Vollkommenheit, deren sich die beste englische Art kaum rühmen darf.

Merkwürdiger Weise können die Japanesen, die sonst in allen mechanischen Künsten so sehr geschickt sind, keine tüchtigen Messerschmiedewaaren zu Stande bringen. Ein Barbier eines der Schiffe von der letzten amerikanischen Flotille, welche nach Japan segelte, erklärte, daß ein Rasirmesser, welches er in der Stadt Hakodadi gekauft hatte, weder recht schneide, noch sich durch Schleifen schärfen lasse. Und doch verstehen sich die Japanesen wieder recht gut auf das Carbonisiren des Eisens (die Verbindung mit Kohlenstoff), und ihre gut polirten scharfen Säbelklingen beweisen, daß sie harten guten Stahl haben.

Die Chinesen gewinnen ihr Eisen aus Körnern oder Nieren, auch aus Magneteisen, da dieses meist nahe an der Oberfläche gefunden wird; sie waschen das Erz und schmelzen es dann in flachen Oefen mit Holz- oder Steinkohlen. Ein großer Blasebalg wird von vier bis sechs Männern in Bewegung gesetzt. Das flüssige Metall läuft in Sandformen ab, wenn man bloß Gußeisen haben will; soll aber Schmiedeeisen erzeugt werden, so gräbt man einen zolltiefen runden Raum von einigen Fuß im Durchmesser in den Boden gerade vor den Ofen, und umgibt diese Vertiefung mit einer kleinen einen Fuß hohen Mauer. Auf diesen Steinrand stellen sich mehrere Männer mit Stäben von Pfirsichholz, und wie das flüssige Metall ausläuft, schlagen sie darauf los, trennen es in Würfel, die dann gehämmert und in runde Barren geformt werden. Dieß ist freilich eine sehr unvollkommene Frisch-Methode, weßhalb auch das chinesische Schmiede-

Digitized by Google

eisen wenig Werth hat, während ihr Gußeisen vortrefflich ist. Den Stahl (Schu-kan) gewinnen sie, indem sie eine Stange Gußeisen mit dünnen Lagen von Schmiedeeisen umgeben, das Ende dieser Stange mit Thon belegen, das Ganze in einen Windofen thun und sobald die innere Stange zu schmelzen anfängt, es herausnehmen, hämmern, wieder erhitzen und abermals hämmern, bis es zusammengeschweißt ist. Das Roh- oder Gußeisen, welches in 100 Pfund etwa 5 Pfund Kohlenstoff hat und wegen dieses Ueberflusses zu spröde ist, hat dann denselben an das Stabeisen, welches fast ganz reines Eisen ist, abgegeben und so wird jene Mischung des Stahles erzeugt, der 1 bis 2 Procent. Kohle enthält. Immerhin bleibt dieß chinesische Verfahren der Stahlerzeugung noch sehr roh, und es ist charakteristisch, daß die Eisen- und Stahlwaaren dieses sonst so geschickten Volkes sehr mittelmäßig sind. Ihre Messer und Scheeren, Nadeln und Schlösser sind ziemlich plump, ihre Anker und größeren Maschinen von Eisen können sich mit den europäischen durchaus nicht messen.

Sehen wir also bei den Hauptkulturvölkern Asiens die Eisengewinnung im Zustande der Kindheit, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieß in noch größerem Maaße in Afrika der Fall ist. Doch ist in einigen Gegenden die Eisenerzeugung nicht unbedeutend, z. B. in Kordofan, wo viele Ortschaften den dort reich vorhandenen Raseneisenstein verschmelzen und (nach Rußegger's Bericht) gutes Eisen erzeugen. Der Schmelzproceß wird in kegelförmig zugespitzten (louischen) Gruben bewerkstelligt, nach uralter Weise. In der Landschaft Gurnia im Sudan traf Dr. Barth auf mehrere am Wege liegende Schmelzöfen von etwa 6 Fuß Höhe und 1½ Fuß im Durchmesser. Das Verfahren beim Schmelzen bestand darin, daß man auf den eisenhaltigen Stein eine Menge Brennholz häufte, dieses in Brand setzte und dann das schmelzende Metall durch 3 kleine Rinnen in ein Becken auslaufen ließ.

So zeigt sich überall der Orient als stillstehend, wir werden im Einzelnen überrascht durch fleißige und geschickte Arbeit, die, wenn man die Geringfügigkeit der angewandten Mittel betrachtet, oft bewundernswerth ist, aber ein unendliches Streben nach Vervollkommnung, ein rastloses Fortschreiten der Handwerk- und Kunsterzeugnisse an der Hand der Wissenschaft ist nur im europäischen und in dem aus diesem hervorgewachsenen amerikanischen Leben zu finden. Das Herkommen, die Ueberlieferung, die bloße Erfahrung hält auch in der Eisengewinnung und Bearbeitung den Orientalen gefesselt. Die Einen sind bei ihren Heerdfeuer, die Anderen bei ihrem in die Erde gegrabenen Oefen, die Dritten bei ihren manneshoch gemauerten Oefen stehen geblieben. Letztere waren schon im Alterthum bekannt, es bedurfte nur Eines Schrittes, um von diesen zu dem Hochofen fortzuschreiten, der mit künstlich verstärktem Gebläse eine massenhafte Gewinnung des Eisens ermöglicht, es bedurfte von Seiten der Chinesen nur eines Schrittes, um statt auf das flüssige Eisen mit Holzstöcken zu schlagen, den Druck schwerer Hämmer wirken zu lassen und durch Schlagen und Pressen das glühende Metall zu reinigen; aber diesen Schritt vorwärts hat der asiatische Mensch nicht gethan. In Indien sind die uralten Schmelzmethoden bis auf die neueste Zeit in Anwendung gebracht, und erst durch die Engländer sind Eisenwerke von größerem Umfange und nach europäischer Art zu Stande gekommen, wie auch die russische Regierung solche in Sibirien begründet hat. Und doch ist Indien so reich an Eisenerz! In den Provinzen Bengalen und Madras, im Nerbuddathal, in der Provinz Kumarn finden sich bedeutende Lager. Bei Tschandgar, im Nerbuddathal, gewährt das Erz 64 Procent Metall und liegt dazu in abgerundeten Klümpchen fast ganz auf der Oberfläche. — Die Tiefe der Schichten schwanket zwischen 6 Zoll und 10 Fuß, und neben den losen Massen in der Umgebung dieser reichhaltigen Mine ist der Boden auf Hunderte von Acres damit übersäet, jeder Fluß führt, aus den Adern, die sein Bett durchziehet, Theile von Eisenerz mit sich. Die Nerbudda soll innerhalb des Raumes einer englische Meile vier große Adern durchschneiden, deren eine 122 Fuß breit ist. Häufig findet man Steinkohlen oder anderes Brennmaterial in der Nähe der Eisenminen. — Dieß

Digitized by Google

ist besonders wichtig, da bei der Erzeugung des Eisens die Feuerstoffe fast noch entscheidender sind als die Nähe des Erzes, denn manche Eisenschätze müssen ungehoben bleiben, wenn es an ergiebigen Holz- und Kohlenquellen in der Nähe mangelt *). Wie gut sich das indische Eisen auch zu Bauzwecken verwenden lasse, dafür haben die Engländer den praktischen Beweis geliefert in der hübschen Hängebrücke bei Saugur. Der Hindu, der Malaye, Chinese baut Häuser und Brücken von Bambusrohr, das ihm noch zum guten Theil das Eisen ersetzt; der Tritt und Schritt des Europäers aber ist eisern, ja unsere ganze moderne Kultur mit ihren Bomben und Kanonen von Gußstahl, ihren Dampfmaschinen und Krystallpalästen und Eisenbahnen ist eisern. Und wie die Stahlarbeiten von Leeds, Sheffield und Solingen die Märkte des Orients mit ihren Waaren von Bagdad und Damaskus zurückdrängen, so muß auch der Bambus, dieß Symbol des orientalischen Despotismus und geistiger Knechtschaft, dem eisernen Zauberstabe des Europäers weichen und eiserne Arme der Abendländer werden die orientalische Welt umschlingen, um die übermächtige Natur zu fesseln und den ohnmächtigen Menschen freier und stärker zu machen. Denn: der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte! Unser Zeitalter ist das eiserne, aber nicht im Sinne des alten Dichters; bei allen Schattenseiten, die jeder Kulturepoche anhaften, ist das Ziel der gegenwärtigen Zeit das der alten Welt entgegengesetzte, nicht Unterjochung, sondern Befreiung der Völker im Materiellen und Geistigen. Wo die Engländer dieß Ziel den Hindus gegenüber aus den Augen verloren, da hat sich's auch bitter gerächt und sie müssen es wieder verfolgen ihres eigenen Vortheils willen. So wie Japan und China über kurz oder lang mit der europäischen und amerikanischen Civilisation in Verbindung treten müssen, wie der Telegraphendraht, das Dampfboot und die Eisenbahn sich als die wirksamsten Bindeglieder zwischen Orient und Occident erweisen werden: so wird auch das Eisen ein Hauptmittel werden, daß die uralte Hindukultur und das versumpfte Chinesenthum sich vor dem belebenden Hauch christlicher Gesittung nicht mehr verschließt.

II.

Der Gegensatz zwischen der Kultur des Morgen- und des Abendlandes kommt nirgends schlagender zum Bewußtsein, als im Hinblick auf die Erzeugung des Eisens; für die industrielle Macht und Größe gibt kein anderes Produkt solchen beweiskräftigen Beleg wie das Eisen. Das kleine gewerbfleißige Belgien gewinnt ebensoviel Eisen als das große halborientalische Rußland, die kleine preußische Monarchie erzeugt mehr Eisen als ganz Asien, und England mehr als die ganze übrige Welt. Herr J. Kenyon Blackwell schätzte in einer vor der Society of Arts (Kunstverein) am 19. Dez. 1855 gehaltenen Vorlesung die Eisenproduktion auf der Erde folgender Maßen:

Frankreich	750,000	Tonnen **)
Vereinigte Staaten . . .	750,000	"
Preußen	300,000	"
Oesterreich	250,000	"
Belgien	200,000	"
Rußland	200,000	"
Schweden	150,000	"
Andere deutsche Staaten . .	100,000	"
Uebrige Länder . . .	300,000	"
	3,000,000	"
Großbritannien . . .	3,500,000	"
Zusammen	6,500,000	Tonnen.

*) Die russische Krone bezog aus ihren Werken am Altai im Jahr 1852: 96000 Pud Gußeisen, 952 Pud Stahl u. 36,124 Pud 9 Pfund Stabeisen, zusammen 133,076 Pud (à 40 Pfund). Dieß ist im Vergleich mit den reich vorhandenen Erzen wenig, aber da zur Schmelzung Holzkohle verwandt wird und die schon sehr gelichteten Wälder geschont werden müssen, so ist die Zunahme der Eisenerzeugung gering.

**) Eine Tonne = 2000 Pfund (20 Ctr.).

Digitized by Google

Oder will man sehen, welche Entwickelungsfrische der europäischen Kultur innewohnt, so vergleiche man die Verhältnißzahlen Eines Landes. Im Jahr 1796 erzeugte Großbritannien nur 125,000 Tonnen; im Jahre 1806 schon 258,000 Tonnen; 1823 aber 450,000 Tonnen, 1830 schon 650,000 Tonnen und gegenwärtig das Fünffache dieser Summe, nämlich 3½ Million! Die österreichische Monarchie producirte an Roheisen im Jahre 1823 zusammen 1,253,782 Centner, 30 Jahre später, im Jahre 1854 schon fast das Vierfache: 4,733,197 Ctr., wovon nahezu 7 Theile zu Schmiedeeisen und Stahl und das Uebrige zu Gußeisen verwendet wurde.

Der Orientale kennt nicht den fabrikmäßigen Betrieb, weil er nicht die Naturkräfte und Maschinen in seinen Dienst zu nehmen versteht, wie der Europäer, In unseren Hüttenwerken wirken Hochöfen, Puddel-, Schweiß- und Cupolöfen. Walzwerke, Maschinenwerkstatt, Schlosserei ꝛc. Hand in Hand; die Massenproduktion, von den Maschinen unterstützt, gewährt Hunderten von Menschen Unterhalt, die keiner bestimmten Profession angehören, und doch wird Alles mit höchster Genauigkeit und Gleichförmigkeit ausgeführt. Der Orientale ist nicht über das Handwerk hinausgekommen, das Motto „mit vereinten Kräften" ist ihm unbekannt geblieben, weil er bloß die Menschenkraft verwendet, da, wo er mit den Naturkräften operiren sollte. Die Königin-Marienhütte zu Niedercainsdorf bei Zwickau — um auf ein naheliegendes Beispiel hinzuweisen — hat: 1) ein Verkochungswerk, das die Steinkohlen in coaks (Kochkohlen) verwandelt und aus einem großen Coaks-Schuppen nebst zwei Kohlenwäschen besteht, wo die abgehenden Flammen von 50 Coaks-Oefen, seit 1850 sechs Roßöfen und fünf Kalköfen, seit 1856 auch noch vier Ziegelbrennöfen und einen Dampfkessel feuern. Die Verkochung (Darstellung der Coaks) wird theils in Oefen, theils in Meilern (wie bei der Verkohlung des Holzes) betrieben. 2) Zwei Hochöfen, worin die Eisenerze mit Coaks geschmolzen werden; sie sind 45 Fuß hoch, im Kohlensack 12 Fuß, an der Gicht 6 Fuß weit. Hierzu gehören noch zwei Gebläse-Dampfmaschinengebäude mit zwei Kesselhäusern. Die Gruben, welche die Roth- und Braunsteinerze liefern, sind nur eine Meile vom Werke entfernt. 3) Ein Möllerhaus, worin die gerösteten und ungerösteten Eisenerze der bessern Schmelzung willen einen bestimmten Zusatz von gebranntem Kalk erhalten, ehe sie mit abwechselnden Lagen von Coaks in den Hochofen gelangen. 4) Eine Formerei und Gießerei mit zwei großen Cupolöfen, worin das Roheisen umgeschmolzen wird, um es in Formen zu bringen für den praktischen mannigfaltigen Gebrauch; da werden allerlei Maschinenräder und Maschinentheile, Dampfcylinder, Gasröhren, Gitterwerke, Koch- und Stubenöfen, Pfannen, Roste und Eisengußwaaren aller Art gefertigt; mitunter gehen Stücke von 350 Ctr. Schwere aus den Cupolöfen hervor, und durchschnittlich rechnet man auf die Woche 600 Ctr. an Gußwaaren. 5) Ein Schienenwalzwerk mit einem Dampfhammer, 20 Puddel- und Schweißöfen und einer Zunderwäsche; wöchentlich werden über 5000 Ctr. an Eisenbahnschienen und Materialeisen ausgewalzt. 6) Eine Maschinen-Reparatur-Werkstatt mit Kesselschmiede und 6 Schmiedefeuern, wo eiserne Brücken, Drehscheiben, Dampfkessel, Platten und Nägel zu den Eisenbahnschienen angefertigt werden. 7) Eine Modelltischler-Werkstatt. 8) Eine Schmiede und Modellschlosserei nebst Schlosserwerkstatt. 9) Eine Chamottziegelei mit neugebaueten Pochwerk, 4 Ziegelbrennöfen und einer Dampfmaschine, deren Kessel von den abgehenden Flammen der Coaksöfen geheizt wird. Die Chamottmasse gibt die feuerbeständigen Ziegel zu den Puddel- und Schweißöfen, sowie die Gestellsteine zu den Hochöfen. 10) Ein Zimmergeräthsschuppen für die Arbeit der Wagner und Zimmerleute. 11) Ein Kalk- und Steinbruch.

Bei der Verkohlung der Steinkohlen sind .	60	Arbeiter	
bei den Hochöfen gleichfalls	60	„	
bei der Formerei und Gießerei	130	„	
bei dem Schienenwalzwerk	600	„	
in der Maschinenwerkstatt	120	„	beschäftigt.

Digitized by Google

Außerdem gehören zur Königin-Marienhütte noch 40 Maurer und Handlanger, und in den Eisensteingruben arbeiten 600 Bergleute, während 40 Fuhrleute das Material umfahren. Rechnen wir dazu noch die Wohnhäuser mit den Beamtenfamilien, den Gasthof mit Schenk- und Backgerechtigkeit: so finden wir in und an dieser „Hütte" eine kleine Stadt.

Die großartige Cramer-Klett'sche Maschinenfabrik zu Nürnberg besteht aus 12 verschiedenen Werken, unter denen die große Schmiede mit 100 Schmiedefeuern nicht weniger denn 425 Fuß Länge hat! An Arbeitslohn werden jährlich 700,000 bis 800,000 Gulden ausgezahlt; der durchschnittliche Verbrauch von Rohmaterial ist

12,000,000	Pfund	Kohle
5,000,000	„	Gußeisen
6,000,000	„	Schmiedeeisen
600,000	„	Stahl
15,000,000	„	Drath
6,000,000	„	Rädermaterial und
950,000	Kubikfuß	Holz,

welches Material einen jährlichen Kostenaufwand von 5 bis 6 Millionen Gulden erfordert.

Und doch gehören diese Fabrikanlagen noch nicht zu den größten; England und Belgien hat deren noch umfassendere. In Indien oder auf Java wird wohl in Einer Nacht eine Hängebrücke von Bambus über einen nicht schmalen Fluß geschlagen, indem viele hundert Menschen Hand anlegen; aber im Verhältniß noch schneller — wenn man den soliden Bau berücksichtigt — werden auf unseren Schienenwegen eiserne Brücken über tiefe Abgründe, über Flüsse, ja über Meeresarme geschlagen! Die hängende Eisenbahnbrücke über den Niagarastrom ward am 17. März 1855 vollendet; am 18. März Morgens 10½ Uhr setzte sich der erste Zug von der britischen Seite her in Bewegung, fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit über die Brücke und eilte auf der New-Yorker Eisenbahn weiter. Er bestand aus einer Lokomotive mit Tender und 22 schwerbeladenen Güterwagen, welche die Brücke in ihrer ganzen Länge bedeckten. Die Schwere des Zuges belief sich auf etwa 700,000 Centner, aber trotz dieser ungeheuren Last und des furchtbaren Schneesturmes, der bei Eröffnung der Brücke wüthete, war nicht die geringste Schwankung zu bemerken. Solcher Siege der Kunst über die Natur darf sich der Orient nicht rühmen. In einer Höhe von 245 Fuß über den breiten Niagarastrom geworfen, in einer einzigen Spannung von 822 Fuß, auf der einen Seite auf die gewaltigen Katarakten, auf der andern zu den gefährlichen Wasserstrudeln herabblickend, welche den kühnsten Schiffer zurückscheuchten, bietet diese leicht und scheinbar allzu schwach dahängende Brücke den Anblick eines der stolzesten Werke, die je von Menschenhand ausgeführt wurden. Von den vier großen Ketten, die über vier steinerne Thürme gezogen und an ein massives Mauerwerk befestigt sind, ist jede, 10 Zoll im Durchmesser stark, aus 3640 Dräthen geflochten, so daß sie zusammen 14,500 Drähte enthalten. Von jeder Kette hängen wieder in einem Abstande von etwa 4 Fuß kleinere Drahtketten von 1½ Zoll Durchmesser; der Oberbau bildet nämlich eine doppelte Brücke, indem etwa 16 Fuß unter dem Beleg, über welchen die Eisenbahn führt, ein zweiter Beleg angebracht ist, der als der Weg für Fußgänger und Wagen aller Art benutzt wird.

Für einen Chinesen oder Japanesen, und wäre es auch der erfahrenste Meister in Eisenarbeit gewesen, mußte der Anblick jener Abtheilung der Pariser Industrieausstellung (1855), welche die Maschinen und Lokomotiven enthielt, etwas Ueberwältigendes haben; sein Anschauungskreis konnte ihm keinen Anhaltpunkt bieten für die ganz neue Welt menschlichen Kunstfleißes, die sich ihm da eröffnete. Für jene Maschinen, welche in Bewegung gesetzt werden sollten, hatte man außerhalb der Galerie über einen mächtigen, am Ufer der Seine errichteten Pfahlwerke sieben Dampfmaschinen von zusammen 300 Pferdekraft aufgestellt, welchen das Wasser mittelst einer hydraulischen Horizontalmaschine zugeführt

Digitized by Google

ward. Diese Dampfmaschinen setzten eine Welle von fast 1300 Fuß Länge in Bewegung, welche durch Kolben mit den aufgestellten Maschinen in Verbindung gesetzt war. Die Welle ruhete auf 60 gußeisernen Pyramiden von 18 Fuß Höhe, und darüber führte eine Galerie, damit von den Aufsehern jeder Punkt des riesigen Mechanismus leicht erreicht werden konnte. Die Dampf- und die Wasserröhre dagegen lag unter dem Fußboden. So war schon dieses Außenwerk eines der interessantesten Ausstellungsprodukte.

Sehen wir von den wundervollen und erstaunlichen Werken ab, welche die gegenwärtige Eisen-Industrie hervorbringt, und blicken zurück auf die Anstrengungen, welche die Industriellen gemacht haben, um das Eisen immer leichter und wohlfeiler zu gewinnen: so müssen wir auch die Ausdauer, den Scharfsinn und Unternehmungsgeist des abendländischen Volkes bewundern. Nach allen Ueberlieferungen machte man in Steiermark schon im 13. Jahrhundert von höheren Oefen mit stärkerem Gebläse Gebrauch, doch scheint der Uebergang von den mannshohen „Stückösen" zu den Hochöfen sich nur sehr allmählig verbreitet zu haben; im Elsaß und am Niederrhein kamen ein Jahrhundert später besonders hohe Oefen mit einem durch Wasserkraft betriebenen Gebläse in Aufschwung, und erst das 15. Jahrhundert sah die hierdurch ermöglichte Eisengießerei in größerem Maßstabe. Als dann im 16. Jahrhundert das grobe Geschütz im Kriegswesen seine Rolle zu spielen begann, und Kanonen, Stückkugeln, Mörser, nebenbei aber auch Oefen, Gefäße und sonstige Gegenstände für den Haushalt gegossen wurden: da gelangte der Hochofenbetrieb zu einer Ausdehnung, von der sich die Mauren in Spanien, die zuerst bei Belagerungen mit glühenden Kugeln schossen, nichts hatten träumen lassen. Da nun aber, wie schon oben darauf hingedeutet, die Gewinnung des Eisens keineswegs von dem in einem Lande vorhandenen Reichthum an Eisenerz, sondern von dem Reichthum an Kohlen abhängig ist, und England in dieser Beziehung besonders begünstigt war: so gewann die englische Eisenindustrie vor allen übrigen den Vorrang. Mit ihr wetteiferte das gleichfalls kohlenreiche Belgien; Frankreich gab manchen schätzbaren Beitrag in Verbesserung der Methode, und die empfänglichen Deutschen eigneten sich das Bewährte ihrer Vorgänger an, gingen dabei aber auch ihren eigenthümlichen Weg, so daß wiederum das Ausland auch von ihnen lernen konnte. Der Wetteifer mußte sich vor Allem auf die möglichste Ersparung von Brennmaterial richten. Man benutzte die aus den Hochöfen entweichenden Gase, welche einen großen Antheil an Kohlenoxyd-Gas enthalten, das bei der Umwandlung in kohlensaures Gas eine beträchtliche Menge Wärme entwickelt, um damit die Gebläseluft zu erwärmen; zugleich wußte man mit denselben Gasen noch so viel Wasserdampf zu erzeugen, um damit die Maschinerie des Gebläses in Bewegung zu setzen. In Frankreich, Westphalen und der preußischen Rheinprovinz machte man in dieser Weise Verbesserungen, während man in Belgien die Benutzung der Gichtflamme bei Coaks-Hochöfen aufgab, da man in den unmittelbar bei den Hochöfen gelegenen Coaksöfen die Gase genugsam gewann zur Dampferzeugung für Maschinenkräfte. Dieses System ward von denjenigen neueren Hochofenanlagen am Rhein und der Ruhr angenommen, wo die Oefen nahe bei den Steinkohlengruben liegen. In der Gegend von Glasgow in Schottland benutzt man gegenwärtig mit Erfolg auch rohe Steinkohlen bei dem Verschmelzen von Eisenerzen; solche Experimente erfordern aber ganz neue Anlagen, und es bleibt stets bedenklich an bestehenden Werken ganz neue Methoden einzuführen. Noch wichtiger sind die Ersparungen des Brennmaterials bei der Umwandlung des Roheisens zu Frischeisen (Stab- oder Walzeisen). Der Frischproceß besteht bekanntlich im nochmaligen Umschmelzen des aus dem Eisenerz ausgeschmolzenen Metalls, wodurch der größte Theil der fremden Bestandtheile, namentlich Kohle, verbrannt und in Schlacken verwandelt wird; durch wiederholtes Bearbeiten unter großen Hämmern werden die der Masse mechanisch beigemengten Schlacken ausgepreßt und die Metalltheile einander genähert. Lange Zeit benutzte man die alte Methode

Digitized by Google

der Frischherde und Hämmer; die Engländer erfanden die Puddling-Frischerei, wobei das Roheisen nur durch Einwirkung der Flammen, ohne mit dem Brennstoff in Berührung zu kommen, mit Hülfe von Walzwerken, die es zusammenpressen, in Schmiedeeisen umgewandelt wird. Die große hierzu erforderliche Kraftverwendung hat man gleichfalls den Dampfmaschinen übertragen und anfangs erzeugte man den dazu erforderlichen Wasserdampf durch besondere Feuerung, dann aber wußte man die aus den Puddel- und Schweißöfen abziehenden Gase auch zur Erzeugung der nöthigen Dämpfe zu benutzen. Die größeren Puddel- und Walzwerke der Rheinprovinz und Westphalens sind mit dieser zweckmäßigen und das ganze Brennmaterial schonenden Vorrichtung versehen; die Einrichtung der Dampfkessel für diesen Zweck hat mancherlei Verbesserungen erfahren, und England, Frankreich und Belgien haben in dieser Beziehung nichts Besseres aufzuweisen.*) Eine Erfindung, deren Ruhm den Deutschen allein gebührt, ist die des Gußstahls und seiner Verwendung als Geschützmetall. Alfred Krupp, Fabrikbesitzer zu Essen an der Ruhr, scheuete keine Mühe, um seiner Erfindung die größte Gemeinnützlichkeit zu geben. Ueber die Versuche, die mit einer 12pfündigen Granatkanone angestellt wurden, sprach der Chef der Braunschweigischen Artillerie sich also aus: „Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die aus westphälischen Erzen gewonnenen Krupp'schen Gußstahlrohre mehr leisten, als bis jetzt die besten Broncerohre, daß ihre Einführung in die deutsche Feldartillerie den größten Vortheil gewähren, ihre Aufnahme in die Festungs- und Belagerungs-Artillerie, sowie auch vorzüglich bei den Pirot-Schiffsgeschützen von großem Nutzen sein, namentlich aber auch dazu dienen würde, der deutschen Eisenindustrie Millionen zuzuwenden und uns in Beziehung eines wichtigen Kriegsbedürfnisses vom Auslande unabhängig zu machen.“**) England sah anfangs scheel auf diese Erfindung und bezweifelte ihren Nutzen, von Frankreich gingen aber alsbald große Bestellungen ein.

Mögen die Deutschen in Fabrikanlagen auch Andern den Vortritt lassen, so dürfen sie doch als Schmiede- und geschickte Eisenarbeiter es mit allen andern Nationen aufnehmen und sie werden auch in England und Frankreich gesucht. Ihre guten Eisenarbeiten machten sich schon zur Römer Zeit bemerklich, und unter den Longobarden wurden bereits zu Alboins Zeit treffliche Waffen geschmiedet. Die Capitularien Karls des Großen erwähnen ausdrücklich der Eisenschmiede, die sich in jeder Stadt und in jedem Dorfe fanden. Die steier'schen Eisenwaaren und die von Solingen waren schon im Mittelalter berühmt; in Bremen hielten schon 1392 zwei Kaufleute eine Niederlage steier'scher Waaren, die sie nach Preußen und Rußland versandten. Nach Erfindung des Schießpulvers fertigten die Grobschmiede auch Geschütz, und Hans Hofmann in Augsburg schmiedete im 16. Jahrhundert Röhren zu Falkonets von 2 bis 3 Centner Schwere und 7 bis 12 Schritt Länge. In Breslau wurde den Grobschmieden 1674 untersagt, andere als Waffen-, Huf- und Beschlagarbeit zu machen, da die Schlosserzunft die feineren Arbeiten für sich behalten wollte. Zum Schlosserhandwerk gehörten anfangs auch die Großuhrmacher, die Büchsen- und Windenmacher, Sporer, Plattner, Panzermacher, Zirkelschmiede, Nagel- und Bohrschmiede und Feilenhauer. Verwandte Zweige bildeten die Beil- und Sensenschmiede, die Ringschmiede (z. B. in Naumburg) die Helm- oder Haubenschmiede, die Sägeschmiede, die Messerschmiede und Schwertfeger. In der Nähe der Eisenhämmer arbeiteten die Löffelschmiede und Drahtzieher; die Klempner oder Flaschner verarbeiteten das Eisenblech. Von dem Kunstsinn und der Geschicklichkeit der Schlosser geben die trefflichen Thürschlösser und Beschläge, die Klopfer und Gitter, wie sie sich z. B. an den Thüren Nürnberger oder Augsburger Kirchen, am Freiburger Dom, an alten Rathhäusern der Städte finden, sprechendes Zeugniß. Die althochdeutsche Sprache ist reich an Bezeichnungen für die Werkzeuge und Waaren des Schmieds:

*) Vgl. den amtlichen preußischen Bericht über die Pariser Industrie-Ausstellung 1855.
**) S. A. A. Zeitung. Nr. 212, 1857.

hamar, hamer, bamor, Hammer — zanka, tange, taung, tang, Zange — anapoz, stedi, anavalz, onfilt, Amboß — essa, ässe, Esse — vihila. frol, fil, Feile — nagal, nail, Nagel — zuek, Zwecke — alles das sind ferndeutsche Worte, und ächt volksthümlich ist die alte Sage von Wieland dem Schmied, der, an den Fußsehnen gelähmt, sich ein Flügelkleid schmiedete und durch alle Lüfte entrann. Die Werkstätten der Schmiede wurden noch im Mittelalter „Wielandshäuser" genannt. Das Handwerk hat unter dem Aufschwung der Fabrik-Industrie und gefesselt von altem Zunftzwang, sehr gelitten; mögen nun die deutschen Eisenarbeiter wieder sich aufraffen, durch die Genossenschaft, um in dieser das leichtere Flügelkleid wiederzufinden, das sie von der Lähmung befreit!

Der Goldlaufkäfer.

Von Dr. Ph. Wirtgen.

Es war ein lieblicher Maimorgen. Durch die Weinberge von Coblenz stieg ich hinan, um auf der Karthause mich an dem „Blick in das Schönste", wie Göthe einst sagte, zu laben. Dann ging ich auf dem vielbetretenen Pfade über die Bergfläche, um von dem schon im Jahr 1613 errichteten St. Nicklas-Kreuze auf dem Leger Berge auch in das freundliche Moselthal zu schauen. Landleute von der Mosel, ächte „Musselmänner" mit Weib und Kind, kamen in Menge daher, um „die Stadt" zu besuchen und für die kleinen Sümmchen, die sie für den geringen Wein der vergangenen Jahre erlös't, einige Einkäufe zu machen. „Ein Feuerthier!" schrie plötzlich eine Frau. Rasch springt eine Knabe hinzu und tritt einen prächtigen goldenen Laufkäfer todt. „Armes Thier, rief ich aus, an einem so schönen Morgen dein so unschuldiges nützliches Leben lassen zu müssen!" Und auf den Knaben losfahrend, fragte ich: „Was hat dir das Thier gethan, daß du es schändlich tödtest?" Dumm und verblüfft sah der Junge mich an; aber die Mutter ergriff das Wort: „„Man kann besser beten, wenn man viele Feuerthiere getödtet hat!"" „O, heilige Einfalt! um besser beten zu können, tödtet ihr das schöne, nützliche Thier! Das ist denn doch noch gerade, wie Anno 1415!" — „„Ja, Herr, das muß wahr sein, sprach ein älterer Mann hinzutretend, unter dem Kreuze unseres Heilandes hat das Thier dessen Blut gefressen und deßwegen müssen sie alle getödtet werden; das habe ich schon oft gehört!"" Auf weitere Erörterungen konnte man sich mit den Leuten nicht einlassen, denn schon zog Einer den Anderen fort. Sie wollten keine Zeit mit einem Menschen versäumen, der seine Zeit an ein Thier verschwendete.

Ich schritt nach Westen fürbaß. Leute gingen und kamen und ich zählte die Laufkäferleichen auf dem Wege. Ich war noch keine Viertelstunde gegangen und ich hatte deren schon fünfzig gefunden, alle zertreten, worunter auch einige andere Arten, wie der gekörnte, der purpurfarbene Laufkäfer u. A. Dem ein und fünfzigsten Getödteten, einem kräftigen, schönen Thier, war nur der Hinterleib zertreten, der Vorderleib krümmte sich noch und die Freßzangen hielten eine Raupe fest. Raupen waren gerade eine Landplage. Mitleidsvoll blieb ich bei dem Thiere stehen und wollte ihm eben den Todesstoß geben, um es von seinen Leiden zu befreien, als wieder ein Trupp Wanderer daher kam. Ich rief sie herbei und machte ihnen bemerklich, welch' ein dummer Mörder eben vorüber gegangen sei. Die Leute besahen erst den Käfer, dann mich von unten bis oben, wie es mir schien, mit der wohlverdienten Verachtung für solche unnütze Bemerkungen und gingen dann lachend weiter.

Plötzlich kommt ein prächtiger Goldlaufkäfer in großer Eile auf mich zu, hebt Kopf und Brustſtück empor und bewegt seine Freßzangen, ohne eine Beute darin zu haben. Das war doch wunderbar! Ich nahm ihn auf meine Hand, auf welcher er ruhig sitzen blieb und hörte genau, wie er in gutem Deutsch mir seinen Dank aussprach für die freundlichen Worte, die ich seinem getödteten

Digitized by Google

Bruder geweiht. „Du bist der erste Mensch, sagte er, der Theil an unserem Schicksale nimmt. Wolltest du nicht die Oeffentlichkeit benutzen, um zu unseren Gunsten ein Wort an deine Mitmenschen zu richten?“ — „„Ach, mein verehrter Herr Carabus auratus, erwiederte ich, das habe ich schon oft gethan; ich habe über den Nutzen deines Geschlechtes schon in Vereinen geredet und für die Zeitungen geschrieben, aber wer hat darauf gehört? Die Leute, welche Zeitungen lesen, tödten euch nicht, und Diejenigen, welche euch tödten, lesen keine Zeitungen und besuchen auch keine Vereine. Und das ist leider die allergrößeste Mehrheit. Sie lernen wohl mancherlei wichtige Dinge in ihrer Jugend; aber von der großen Haushaltung Gottes in der Natur wissen sie Nichts, und ihre Freunde und Feinde im Thierreich kennen zu lernen, es müßte denn ein Wolf sein, davon ist nie bei ihnen die Rede gewesen. Sie tödten die Vögel, welche die Raupen fressen und lassen die Raupen ruhig auf den Bäumen das Obst fressen; sie tödten euch, ihr guten Laufkäfer, die ihr die Schnecken und Maden vertilgt und lassen die Schnecken und Maden leben, die ihre Feldfrüchte zerstören. Soll ich dir noch mehr von diesen Unglücklichen erzählen, die ihr ganzes Leben in Jammer und Noth verbringen, weil sie nicht gelernt haben und häufig auch nicht lernen wollen, sich vor Jammer und Noth zu schützen. Da wißt ihr euch besser zu helfen, ihr guten Laufkäfer, die ihr den ganzen Sommer hindurch thätig seid und es ist nur für euch zu bedauern, daß ihr euren Feinden so wacker helft, ohne es selbst zu wollen.““ — „Und du glaubst gar nicht, fragte er, daß auch uns zu helfen wäre?“ — „„Mit der Zeit vielleicht, nach langen, langen Jahren, wenn die Mehrzahl der Menschen erst durch Schaden klug geworden sein wird, — wenn die Mehrzahl erst gelernt haben wird, einen aufmerksamen Blick in die Natur zu werfen. Doch — da fällt mir ein guter Gedanke ein, liebster Carabus, und hoffentlich kann der noch einige Früchte tragen. Ich kenne einen sehr vortrefflichen Mann, der schon viel Schönes und Gutes geschrieben hat und besonders viel, was auch die Leute gebrauchen können, die dich näher kennen lernen müssen. Dieser Mann hat eine neue Schrift herausgegeben, die so recht zur Erhebung und Belehrung auch des Landvolkes dienen soll; dem will ich Alles mittheilen, was du wünschest.““ — „Ei, das ist ja ganz vortrefflich, rief der goldene Laufkäfer aus, das wird gewiß helfen! So grüße ihn denn schönstens von mir und sage ihm, er möge doch ja mit recht großer Schrift drucken lassen, daß wir Laufkäfer, die goldenen sowohl, als alle meine anderen Kameraden, in unserer Nahrung ganz allein darauf angewiesen seien, Schnecken, Maden, Raupen und überhaupt alle diejenigen Thiere zu fressen, die ihr Menschen, ob mit Recht oder Unrecht, das will ich nicht entscheiden, mit dem Ehrennamen Ungeziefer belegt. Wir sorgen also fortwährend für die Reinigung und und Erhaltung eurer Feldfrüchte und bringen euch nicht einmal den Nachtheil, den bei ihren ähnlichen Geschäften die Maulwürfe verursachen. Sage ihm dabei auch, wie es uns von den Menschen recht verächtlich erscheint, daß sie so wenig Aufmerksamkeit für die kleineren Dinge in der Natur haben. Sie tödten die, welche ihnen wohlthun und schützen diejenigen, so ihnen schaden. Würden sie im Großen auch so dumm sein, so hätten sich die beiden ältesten und heftigsten Feinde in Europa nicht vereinigt“ — — „„Lieber Freund, unterbrach ich ihn, Alles, was du unterwegen wünschest, das will ich herzlich gern sagen und schreiben, aber aus der Politik laß gütigst deine Klauen!““

Mit einigen freundlichen Worten des Abschieds lief er dahin; ich aber nahm mir vor, zum Nutzen und Frommen Aller mein Versprechen zu halten, was denn auch hiermit in aller Ordnung geschieht.

Ueber das große Geschlecht der Laufkäfer einige Worte beizufügen, möge mir hier noch gestattet sein. Der Goldlaufkäfer, Carabus auratus, gehört in die große Classe der Insecten, Gliederthieren mit drei Körperabschnitten (Kopf, Brust und Hinterleib), drei Fußpaaren und einer Verwandlung; man kennt von ihnen bereits an 100,000 Arten. Unter diesen gehört er in die Ordnung der Käfer, Insecten mit vollkommener Verwandlung, hornigen Vorderflügeln (Flügel-

Digitized by Google

decken) und beißenden Mundtheilen; von ihnen sind jetzt schon 30,000 Arten und in Europa allein 8000 Arten bekannt. Ueber den Bau der Insecten und ihrer Hauptabtheilungen, über ihren Nutzen und Schaden in dem Haushalte der Natur u. s. w., werden wir uns bei einer andern Gelegenheit aussprechen und halten uns hier zunächst an die Laufkäfer. Diese gehören in die große Sippschaft der Raubkäfer, welche langgestreckte Beine, an jedem Fuße fünf Glieder, fadenförmige Fühler und ganze, den Hinterleib bedeckende Flügeldecken haben; ihre Freßwerkzeuge sind sehr stark und ihre Nahrung besteht aus allen möglichen kleineren Thieren, besonders Maden, Raupen, Schnecken u. dgl., wodurch sie für unsere Gärten, Wiesen, Felder und Wälder so nützlich werden. Die Zahl dieser Käfer ist aber auch wieder sehr ansehnlich und allein in der preußischen Rheinprovinz finden sich nach Bach an 270 Arten; deßhalb theilt man dieselben auch wieder in mehrere Gruppen und diese in Gattungen ein. Die eigentlichen Laufkäfer gehören zu den größeren, von welchen keiner unter 7, die meisten 10—12, und manche 13—14 Linien lang sind, ja, der größte aller deutschen Laufkäfer, der Lederkäfer (Carabus oder Procrustes coriaceus) wird an 16 Linien lang. Von allen andern ihrer Ordnung unterscheiden sich diese Laufkäfer am leichtesten durch zwei starke Dornen an der Spitze der Vorderschienen. Ihre Flügeldecken sind meist schön gefärbt, grün, blau, purpurn, meist mit starkem Metallglanz, tief gestreift oder körnig, runzelig, chagrinartig, grubig, mit kettenförmig an einander gereihten Erhöhungen u. s. w. Der Goldlaufkäfer, Goldhahn, Goldschmied, Carabus auratus Linné, ist einer der raschesten und eifrigsten unter allen Arten, den man im Frühling und Sommer beständig auf Wegen, Feldern und Wiesen umher laufen sieht, um seine Nahrung zu suchen; seine Länge beträgt 10 bis 11 Linien; seine Flügeldecken sind oben goldgrün oder kupferröthlich mit drei stumpfen kupferrothen oder grünen Längsstreifen, deren Zwischenräume sehr fein runzelig oder fast glatt sind; die Taster am Munde, die vier untersten Fühlerglieder und die Beine sind roth. Er wohnt unter Steinen, in der Erde und ist im westlichen Deutschland bis zur Elbe, vorzüglich in der Rheingegend sehr häufig; jenseits der Elbe aber ist er äußerst selten und verschwindet fast ganz, während andere bei uns seltene Arten dort häufiger werden. Auch seine Larve ist eben so eifrig, wenn auch nicht so schnell, im Vertilgen kleinerer Thiere.

Eine auffallende Eigenschaft besitzen mehrere Laufkäfer, wie überhaupt verschiedene Arten dieser Ordnung, daß sie, wenn sie verfolgt werden, hinten aus dem Körper eine scharfe, ätzende, übelriechende Flüssigkeit ausspritzen. Höchst unangenehm wirkt dieser Stoff, wenn ihn der Lederkäfer ausspritzt; er ist fast betäubend und im Gesichte, wie das Brennen von Funken, noch längere Zeit fühlbar. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung der Bombardirkäfer, Brachinus crepitans und explodens, kleine schnelle Thiere mit dunkelvioletten Flügeldecken und einem rothen Halsschilde, welche gegen ihre Verfolger oft 20 bis 25 mal nach einander losschießen, was mit einem schwach hörbaren Knallen verbunden ist. Sind viele diese Bombardirkäfer unter einem Steine verborgen, und man deckt sie auf, so kann man die Explosionen deutlich vernehmen, wenn man das Ohr nicht viel über einen Fuß von ihnen entfernt hält, und den ausgespritzten Stoff sieht man wie ein feines Dunstwölkchen aufsteigen.

Mit welchen merkwürdigen Eigenschaften hat doch der allmächtige und allweise Schöpfer diese Thiere begabt! Schon deßhalb sollte man sie nicht so gleichgültig morden! Ueberhaupt würde eine genauere Kenntniß die Jugend von dem so abscheulichen Quälen der Thiere abhalten. Doch darüber ein anderes Mal!

Digitized by Google

Alte Thiersagen.

Von M. N.

Folge der freundliche Leser mir in das Gebiet der Thiersage, das ein so helles Licht auf das innerste Bedürfniß des Menschen wirft, selbst da, wo ihn noch alle Naturwissenschaft verläßt, sich auch ohne sie seine Aufschlüsse zu suchen. Meist betreffen dieselben — und wie könnte das auch anders bei noch kindlichen Völkern sein, denen nur die äußere Form die Pforte zur Natur ist — eigenthümliche Erscheinungen der Gestaltung, und zwar am liebsten der beweglichen Thierwelt. Von diesem Standpunkte sind die nachfolgenden Beiträge aufzufassen.

Eine dieser Mythen beschäftigt sich mit der Leibesgestalt der Ameise. Scheint es doch, als wenn er zerbrochen wäre und nur mit genauer Noth noch inmitten zusammenhinge. Welcher Umstand gab ihm eben diese Gestalt? Die Thiersage berichtet darüber Folgendes: In früheren Zeiten mußten die Bauern auf ferne Güter zur Arbeit gehen. Sie pflegten sich dann ihr Essen mitzunehmen und, wenn die Mittagsstunde kam, dasselbe auf dem grünen Rasen auszupacken und und zu verzehren. Viele Brocken blieben natürlich zwischen den Grashalmen liegen und die Bauern hatten nicht Zeit, sie aufzulesen, weil ihre Arbeit sogleich wieder begann. Nun sind aber die Ameisen emsig in Allem und äußerst peinlich, kein Körnchen mögen sie unbenutzt liegen lassen, sondern schleppen es schnell in ihren Bau. Das unordentliche, verschwenderische Leben der Bauern war ihnen daher schon längst ein Gräuel, und sie wurden zuletzt darüber so empört, daß sie insgesammt nach dem Himmel wanderten und die Bauern beim lieben Gott verklagten. Dieser erkannte in seiner Himmelssitzung, in Gegenwart aller Erzengel und Cherubim, der damaligen Sitte gemäß für Recht, daß, da die armen Bauern mit den Frohndiensten schon genug geplagt wären und sich nicht noch mit Auflesen der Brocken oder mit dem Mitbringen von Tischtüchern plagen dürften, die Ameisen Unrecht hätten und dies von Rechts wegen. Dazu nahm der liebe Herrgott die lästigen Querulanten beim Wickel und warf sie aus dem Himmel, daß sie durch alle Instanzen fielen und sich, auf die Erde gelangt, noch das Kreuz brachen. Diese eigenthümliche Succumbenzstrafe ist bei den Nachkommen jener klägerischen Ameisen bis auf den heutigen Tag geblieben.

Warum steht der Scholle das Maul schief? — Einst wollten die Fische sich einen König wählen und vereinigten sich, der sollte es sein, der am Schnellsten die Fluthen durchstreichen und dem Schwachen Hülfe leisten könne. Sie stellten sich demnach am Ufer in Reih und Glied und der Hecht gab mit seinem mächtigen Schwanze ein Zeichen, worauf alle zusammen aufbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Barsch und der Karpfen und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen. Auf einmal ertönte der Ruf: „Der Hering ist vor!" „Wer es vor?" schrie verdrießlich die glatte, mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wer es vor?" „Der Hering, der Hering", war die Antwort. „De nackte Hering?" rief die Neidische. Seit dieser Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

Vom Schellfisch wird Folgendes erzählt: Jedermann weiß, daß Petrus ein Meister im Fischen war. Eines Tages hatte er lange gefischt, aber nichts gefangen; erst beim letzten Zuge hatte er das Netz voll. Er zog die Fische heraus, den einen vor, den andern nach, und warf sie dann in seinen Eimer. Den letzten aber konnte er lange nicht bekommen: denn der sprang so schnell herum, daß es fast unmöglich war, ihn zu erreichen. Endlich gelang es St. Petrus doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch", sprach er, „ein wahrer Schelmfisch! Den Namen verdienst du und sollst ihn behalten!" Und von der Zeit an hieß der Schellfisch Schelm-

Digitized by Google

fisch und zum Wahrzeichen an der Aechtheit dessen sieht man noch heutzutage den Daumen St. Petrus oben auf dem Rücken des Fisches.

Woher die bunten Farben des Stieglitz kommen, ist dem Leser ja schon aus F. Kind's lieblichem Gedichte: „der Stieglitz" bekannt. Als der Schöpfer die anderen Vögel angepinselt hatte, waren ihm von den meisten Farben noch kleine Reste übrig geblieben. Er wollte sie doch auch noch anwenden und trug sie daher eine nach der andern, so weit sie reichten, auf dem Gefieder des Stieglitz auf.

Auf die Eigenthümlichkeiten der Eule beziehen sich mehre Sagen. Als die Vögel den anmaßenden Zaunkönig in seinem Baumloche gefangen gehalten und aushungern wollten, wurde die Eule als Wache davor gestellt; sie sollte den Schelm nicht herauslassen bei Todesstrafe. Als es aber Abend geworden und die Vögel von den Anstrengungen beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bette. Die Eule allein blieb bei dem Baumloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch schläfrig geworden und dachte: „ein Auge kannst du wohl zuthun; du wachst ja noch immer mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loche heraus." Also that sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern scharf auf das Astloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopfe heraus und wollte entschlüpfen, aber die Eule trat gleich davor und jener zog den Kopf wieder zurück. Dann that die Eule das eine Auge wieder auf und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zu machte, vergaß sie das andere aufzuthun und sobald beide Augen zu waren, schlief sie schnarchend ein. Der Kleine merkte das sofort und huschte hinaus. Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt vorzugsweise gern die Mäuse, weil diese solche böse Löcher haben. — Nach einer andern Sage wird die Eule von den andern Vögeln nicht aus Feindschaft und Haß, sondern aus Ehrfurcht umflattert. Denn sie hatte ihnen den wohlmeinenden Rath gegeben, sich nicht auf Bäume niederzulassen und von Zweig zu Zweig zu hüpfen. Diesen Rath hatten die Vögel verachtet. Als sie nun hier und da vom Vogelleim festgehalten wurden, bereuten sie, denselben nicht befolgt zu haben. Dies wäre der Grund, weshalb die Vögel, wo sie eine Nachteule sehen, in Menge heranfliegen und ihre Weisheit bewundern. —

Die Eule erinnert an die Fledermaus. Nach einer bekannten Fabel führten die Vögel einst mit den Vierfüßlern einen heftigen Krieg. Die Fledermaus, welche stets der siegenden Partei angehören wollte, begab sich immer zu denjenigen, welche sie im Vortheil sah. Unter den Vögeln bekannte sie sich zum Vogel, unter den vierfüßigen Thieren zur Maus. Als die Vögel und Vierfüßler endlich zum Frieden zurückkehrten, wurde beiden der Betrug offenbar. Die Betrügerin wurde verurtheilt und verbarg sich seitdem aus Scham in schwarze Finsterniß. Und dies ist der Grund, weshalb sie nur zur Nachtzeit ausfliegt.

Aehnlich ist die Sage vom prophetischen Kuckuk. In manchen Gegenden ruft man ihm zu:

Kuckuk, Bäckerknecht,
Sag' mir recht,
Wie viel Jahr ich leben soll.

Der Vogel, so erzählt man, sei früher Bäcker- oder Müllerknecht gewesen und trage darum ein fahles, mit Mehl bestäubtes Gefieder. In theurer Zeit habe er den armen Leuten von ihrem Teige gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal gerufen: „guck, guck!" darum strafte ihn der liebe Gott und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dieses Geschrei wiederholt. — Sonst hat der Kuckuk auch einen üblen Ruf. In der Redensart „der Kuckuk und sein Küster" ist unter Letzterem der Wiedehopf gemeint, ein Vogel, der gleichfalls durch Verwandelung seine Gestalt erhalten haben soll und der das Erscheinen des Kuckuks gewissermaßen anmeldet.

Digitized by Google

Daß das Pferd, selbst auf der fettesten Weide, ununterbrochen frißt, das Rind aber, bald gesättigt, mit Wohlbehagen gemächlich wiederkäuet, davon berichten die Lithauer Folgendes: Zu der Zeit, als die Thiere noch reden konnten, wandelte Perkunos, der Donnergott, einst in Menschengestalt auf Erden herum. Er traf zuerst auf das stolze Roß und bat dieses, ihm den Weg zum Flusse zu zeigen. Das Roß antwortete jedoch hochmüthig: „hab' keine Zeit, muß fressen.“ Ganz in der Nähe weidete ein Ochse; der hatte nicht sobald den Begehr des Wanderers vernommen, als er ihm zurief: „Komm, Fremder, ich will den Weg dir weisen.“ Da sagte Perkunos zum Pferde: „Weil du des Fressens wegen dir nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, sollst du zur Strafe nimmer satt werden;“ zum Ochsen aber: „du gutmüthiges Thier, sollst gemächlich deinen Hunger stillen und dann der Ruhe pflegen und im Wiederkäuen neuen Genuß finden, weil du bereit warst, mir zu dienen.“ Und dabei blieb es bis heute.

Dies und Das.

Handel mit Menschenhaaren. Viele unserer schönen Leserinnen, die sich der Zierde ihres schönen Haares freuen, werden bei dem Lesen der Ueberschrift erschrecken. Aber es ist eine Wahrheit, daß jährlich in London fünf Tonnen, jede Tonne zu hundert Zentnern, Menschenhaare eingeführt, beziehungsweise in den Handel gebracht werden. Es ist kaum glaublich, aber wahr, und meist ist es Frauenhaar. Woher man sie bringt? Wo Mädchen und Frauen ihr schönes Haar verkaufen? Ich weiß es nicht genau zu sagen. Doch aus einer Gegend Frankreichs ist es bekannt. In Paris sind Großhandlungshäuser, deren jedes durchschnittlich jährlich 200,000 Pfund Frauenhaare in den Handel bringen. Das südliche Frankreich liefert das Meiste und die Agenten dieser Handlungshäuser durchziehen das Land, um sie anzukaufen. Dieser Verkauf bei Mädchen und Frauen wird dadurch besonders begünstigt, daß die Volkstracht jener Gegenden den Frauen und Mädchen zum Gebote macht, Hauben von der mannichfaltigsten Form zu tragen durch die das Haar verborgen, also ganz entbehrlich wird. Besonders aber zeichnet sich die Bretagne in dieser Beziehung aus, wo Frauen und Mädchen jedes Alters enganliegende, den ganzen Kopf einschließende, das Haar gänzlich verbergende Hauben tragen. Darum durchziehen die Haarhändler diese Gegenden in allen Richtungen und suchen schöne Haare. Selten geben sie Geld dafür, vielmehr ist es ein Tauschhandel, indem die Händler Schmuck, Spitzen, Bänder u. dergl. für das schöne Haar geben. Ob das auch eine Deutsche thäte? Ich möchte gar gerne ein entschiedenes: Nein! aussprechen.

Elfenbein gab uns bis jetzt nur der Elephant in seinen ungeheuern Stoßzähnen. Wer hätte denken sollen, daß dieß schöne und nützliche Erzeugniß, das in so vielen Fällen der Kunst und dem Gewerbsfleiße dient, auch von einem Baume uns noch geboten werden würde, von einem Baume aus, der so wunderbaren und von dem gnadenreichen Schöpfer dem Menschengeschlechte zu so reichem Segen gegebenen Familie der Palmen? Um den Magdalenenfluß wächst dieser wunderbare Palmbaum in feuchten Thälern, wo er gruppenweise in kleinen Wäldchen zusammensteht, und kein anderes Gehölze aufkommen läßt, ja nicht einmal dem Grase an seinem Boden zu wachsen gestattet. Man findet ihn indessen auch in anderen Theilen Südamerika's, an den Küsten Darien's und in Peru. Er trägt Nüsse, deren dicke Schale vollkommen schneeweiß und dem Elfenbeine ganz gleich ist, es also für kleinere Gegenstände völlig ersetzt. Die Spanier nannten den Baum Palma de marsil oder Elfenbeinpalme. Die Nuß nannten sie: marsil vegetal oder Pflanzenelfenbein. Die Ausfuhr ist sehr stark nach England und die Nuß kostet dort nur einige Pence.

Camelien sind die Lieblingsblumen aller Gartenfreunde geworden. Sie wachsen in Japan und auf den Philippinischen Inseln wild. Sie wurden 1739 zuerst von Lord Petre in England eingeführt; allein der Apotheker Camel sammelte auf den Philippinischen Inseln zuerst Pflanzen dieser herrlichen Blume in größerer Zahl und brachte sie nach Europa. Der große Pflanzenkenner Linne, der sie zuerst bestimmte, nannte sie zu Ehren Camel's Camelia.

Die Hortensia wurde erst unter dem Kaiserreiche Napoleon's I. in Europa eingeführt und zu Ehren der Mutter des jetzigen Kaisers, Napoleon's III., welche bekanntlich Hortense hieß, Hortensia genannt. In Frankreich hat man sie zuerst blau gefärbt, dadurch, daß man Holzkohlenerde von Stellen nahm, wo Kohlenmeiler gesessen hatten, und sie hinein pflanzte. Das geschah zuerst völlig absichtslos, bis man den schönen Erfolg wahrnahm und nun ein Geschäft daraus machte, das Jeder mit leichter Mühe zum schönen Ziele führen kann.

Digitized by Google

Die Firnskuppe.

Eine Erzählung von H. S.

Wieder einmal hatte mich's hinausgezogen in die Bergmühle zu dem Bergmüller Friedrich Anton, der längst mein Freund geworden war. Kam er zur Stadt, so stellte er, wie er sich ausdrückte, auf ein Viertelstündchen das Wasser ab, um mich zu besuchen. Aber ich besuchte ihn draußen mehr, als er mich in der Stadt. Denn wenn ich auch wohl manchmal lieber zu Hause geblieben wäre, weil der Tisch hoch voll Arbeit lag, oder auch aus Bequemlichkeit: meine Jungens hätten's nicht gelitten. Auch meiner Frau war's lieber, wenn ich hinaus in die Bergmühle ging, als in's Casino, oder sonst in eine Gesellschaft der Stadt, denn sie behauptete, ich käme nie vergnügter nach Hause, als wenn ich aus dem Mühlengraben getrunken und von der Bergluft gezehrt hätte. Und ich gab ihr, der guten Seele, gern Recht in diesem Stücke, da sie hier wirklich Recht hatte. —

Aber diesmal hatten wir's nicht so gut getroffen. Der Bergmüller war unpaß. Das störte seine stille Heiterkeit nicht; aber er konnte nicht erzählen, denn er hatte es auf dem Brustläppchen, wie er scherzend sagte, und seine Stimme war rauh.

„Das geht ja aber doch all' mein Lebtage nicht!" hob er an, nachdem wir — es war eine Versammlung von wenigstens zwanzig Bekannten aus der Umgegend — eine Weile unter einander gesprochen, über's Wetter, über die Ernte und dergleichen, „das geht doch all' mein Lebtage nicht, daß ihr so mit trocknem Munde und leeren Ohren dasitzt! Ist denn Keiner da, der einmal meine Stelle vertreten könnte? Ich habe mich ordentlich darauf gefreuet, daß heute 'mal ein Anderer d'ran müsse; denn aufrichtig gestanden, ich habe mich oft schon geschämt, daß jeden Sonntag mein Maul gehen muß, wie ein Rädebeutel. Ihr habt euch so daran gewöhnt, daß ihr nicht merkt, wie der Rädebeutel alt wird und wie dann ein neuer vorgelegt werden muß; denn Flicken hilft nicht."

Er schaute auffordernd im Kreise um sich, aber Aller Blicke waren gesenkt. Nur an Einem, einem noch jungen Bauern, war einige Unruhe zu bemerken. Auf den heftete er seinen Blick und rief endlich: „Was gilt's Rudolph, du bist parat."

„Wenn's denn nicht anders ist," hub der Angeredete etwas verlegen an „so will ich versuchen, eine Geschichte zu erzählen, die dort in dem Dorfe Heckershausen passirt ist. Aber ob ich Alles genau berichten kann, weiß ich nicht, denn die Geschichte hat sich vor mehr als fünfzig Jahren zugetragen; ihr Alten seid so gut und helft mir aus, wo's fehlt, denn ihr müßt auch davon wissen."

„Fang nur an," sprach fröhlich der Bergmüller, „wir nehmen dir's gar nicht übel, wenn der Gamaschen auch nicht ganz paßt."

„Also wie gesagt," begann Rudolph, „es mögen fünfzig Jahre her sein, da wohnte in Heckershausen ein dicker Bauer, der zwar gern, wenn's kühl war, auf seinem dicken Bauche mit den Fingern trommelte und sich ordentlich was darauf zu Gute that, wenn Fremde verdutzt wurden bei seinem Anblick. Wenn's aber heiß war und die Sonne auf sein Bäuchlein schien, dann war's ihm weniger lieb; dann drückte er sich gern in ein kühles Eckchen. Aber wenn's gefroren war, dann war seine beste Zeit. Dann sah man ihn wohl in Hemdsärmeln Stundenlang auf dem Hofe und in den Ställen herumgehen und lachen, daß sein Bäuchlein sich schütterte, wenn er sah, wie die Weibsleute die Hände unter die Schürzen steckten und die Knechte in die hohle Hand hauchten. Am Schlachttage war neben der Wurstsuppe und dem Schlachtekohl das sein besonderes Plaisir, sich auf der großen Wage zu wiegen, wenn die Schweine gewogen waren. Zu seiner Beruhigung setzte er jährlich einige Pfund zu und fröhlich lobte er dann jedesmal seine Frau für die gute Pflege, die er von ihr gehabt.

Daraus könnt ihr schon schließen, daß Jörg, so hieß der Bauer, seinen Sinn so einigermaßen auf's Irdische gerichtet hatte. Er war ein dicker, stolzer Bauer, der alle Andere neben sich, wenn auch nicht verachtete, doch geringer schätzte

Digitized by Google

als sich selbst. Und wäre er allein auf dem Hofe gewesen, er würde wohl nur am Schlachttage viel Gäste gesehen haben, solche nämlich, die den Löffel mitbringen, im Stehen essen, ungeladen kommen, heute in dies Haus, morgen in jenes, wo's am Morgen gequickt hat.

Aber so war's auf Jörg's Hofe nicht; es war im Winter fast jeden Sonntag Nachmittag voll bei ihm; denn er hatte eine gar gute Frau, die gern sah, wenn auf den Bänken rings an der Wand her Nachbarn und Nachbars Kinder saßen, die Jörg's Grobheiten vertuschte und den Aufenthalt in ihrer Nähe möglichst angenehm machte. Aber der eigentliche Lockvogel war Jörg's Marie Sophie. Die ward eben in dem Jahre, von welchem ich erzähle, 20 Jahre alt. Ein schöneres Mädchen soll weit und breit nicht gewesen sein.

„Das ist wahr," fiel der alte Gieße ein, „ich habe sie gekannt. Sie war gewachsen wie eine Tanne, aber nicht etwa schmächtig, sondern stark und kernhaft, hatte schwarze Haare, die sie damals ganz gegen die Mode schon so trug wie jetzt unsere Mädchen, in der Mitte gescheitelt und hinten in zwei Zöpfe geflochten, die ihr so lang herabhingen wie die Röcke; blaue Augen und Zähne, daß sich jeder Bursche in Heckershausen damit gerne hätte ein Stück aus dem Backen beißen lassen. Dabei war Marie Sophie gesprächlich, freundlich gegen Jeden und so recht eine resolute Person in jedem Stück!"

Gieße gab diese Schilderung mit solchem Feuer, daß mehrere heimlich schmunzelten und gegenseitig sich in's Ohr zischelten, der möge ja wohl auch von der Marie Sophie in seinen jungen Jahren genarrt worden sein und in seinem Alter der Thorheit nicht vergessen haben.

Er bemerkte das und fuhr fort: „Wie ihr meint, ist's doch nicht! Wohl bin ich einige Male mit meinem Bruder Sonntag Nachmittags bei Jörg's gewesen, aber nur meinem Bruder zu Gefallen, der das Mädchen für sein Leben gern sah, dem's aber ging wie Allen, die dort an der Leimruthe hingen. Aber Rudolph fahrt nur fort!"

Ihr brauchtet Euch nicht zu schämen, Vetter Gieße, wenn's wahr wäre, was wir vermutheten; denn wer der Marie Sophie einmal in die Augen gesehen hatte, dem war's angethan. Viele Mädchen in Heckershausen sollen auch darauf geschworen haben, Jörg's Marie Sophie sei eine Hexe. So kam's denn, daß nicht blos die jungen Bursche von Heckershausen, von Weimar und Obervellmar regelmäßige Gäste in Jörg's Hause waren, sondern auch die jungen Herrn von Cassel kamen und schnüffelten, ob der Braten nicht etwa für sie sei.

Aber das war schwer herauszubringen. Marie Sophie war gegen alle freundlich, die Mutter gegen alle gastfrei und der alte Jörg wurde, wie es schien, allmälig manierlicher. Es that ihm gar zu gut, wenn so ein feines Herrchen sein Compliment vor ihm machte und fragte, wie befinden Sie sich, Herr Jörg? Es war so angenehm für ihn, wenn er in Hemdärmeln dasaß, aus dem Ulmer Kopfe dicke Dampfwolken ausstieß und mit den kräftigsten Redensarten um sich warf, während die feinen Herrn nur für ihn Ohren zu haben schienen und alle seine groben Späße belachten. Sie mußten auch regelmäßig mit auf den Hof und in die Ställe und da loben und rühmen, daß es eine Art hatte. Wenn das so eine Weile gedauert hatte, so daß einer kirre geworden war und endlich so durch die Blume ein Wörtlein fallen ließ von wegen der schönen Mamsell Tochter, von dem Wunsche, einmal dem Herrn Jörg näher zu stehen — alle Welt dann gab's aber ein Gesicht!

Besonders schlimm ging's einmal einem Musje Pastetenbäcker aus Cassel. Der kam auch mit solchen Redensarten angestochen, nachdem er kaum zum zweiten Male in Jörg's gewesen war. Wie? was? fragte Jörg, der gar nicht daran dachte, daß dies Mondscheingesicht solche Gedanken zu haben wagte, und als das Männlein nun gerade herausſprach, er wünsche des Herrn Jörg Eidam zu werden — —

Digitized by Google

Eine Weile war Jörg mausestill, denn es tobte zu arg in ihm, nur die Pfeife ging aus, die Augen funkelten und die Lippen bebten, dann aber faßte er den Pastetenbäcker an beiden Schultern, hob ihn in die Höhe daß er zappelte, schmackte ihn zur Erde und rief: wenn du noch eine Froschkeule wärest, daß man dich in einen Pfannkuchen backen könnte, dann wärest du doch etwas werth, aber so ein — — — — fluchend warf er ihn hinaus und die Thür hinter ihm her zu, daß die Fenster klirrten. So kam's, daß die Stadtherrchen allmälig wegblieben.

Aber auch der Schwarm der Bauernbursche wurde dünner. Die getraueten sich freilich nie so gerade herauszugehen. Hinten herum, das schien sicherer. Aber wenn dann eine Goth oder eine Base einmal abgeschickt wurde, hinzuhorchen, wie der alte Jörg auf Christoph oder Heinrich zu sprechen sei, so gab's immer so ziemlich denselben Bescheid. Schmunzelnd hörte er, wie der Freier angepriesen ward, er ließ das Alles gelten, am Ende aber hieß es: Base, oder Gothel, es muß sich doch Alles so ein Bischen passen! Aber dies Ding da, wovon ihr sprecht, paßt nicht! Seht, mein Marie Sophie kriegt mein Werk schuldenfrei und braucht Niemand etwas herauszugeben, hat keinen Bruder und keine Schwester, aber vier Hufen und sechs Gäule, wie sie der Landgraf nicht besser hat. Da will ich nun, daß mein Schwiegersohn dazu auch ordentlich paßt!

Der armen Anne Giedert, der Frau Jörg's, ward allemal bänglich, wenn der Jörg anhub, es muß sich doch Alles so ein Bischen passen. Dann drückte sie sich ab, machte sich in der Küche zu thun und suchte nur durch einen freundlichen Abschied an der Hausthür die Freundschaft der Weggehenden sich zu erhalten.

Daß der Freier weniger wurden, das betrübte die gute Frau freilich nicht, noch weniger Marie Sophie, denn keiner der Bursche hatte ihre Gunst und Liebe sich zu erwerben gesucht. Alle blickten nur auf den alten Jörg, denn aufrichtig gestanden, die Burschen waren damals nicht viel besser als jetzt. Die hübsche Marie Sophie leuchtete ihnen wohl in die Augen, viel mehr aber noch die vier Hufen und die sechs Pferde Jörg's."

„Ja, du hast Recht," sagte Gieße, seine Pfeife wegelegend, „es ist schlecht, so den Mammon und nur den Mammon zu begehren und eine lebendige Christenseele nur als Zugabe zu betrachten. Ganz Unrecht gebe ich dem Jörg nicht, wenn er spricht, es muß sich Alles ein Bischen passen. Passen muß aber vor allen Dingen Herz zu Herz, Seele zu Seele. Wenn dann auch eine junge Frau, die zu Hause eine kleine Küche hatte und in eine große kommt, die ersten 14 Tage mit dem Salzen der Suppe es nicht trifft, das lernt sich bald; oder wenn sie den Taglöhnern einmal statt Kaffee eitel Wasser in's Feld bringt, weil sie über dem großen Hauswesen die Gedanken nicht immer beisammen hat, das macht nichts. Ist das Frauchen nur reinlich, fleißig, fromm, dann hat's gute Wege und nach einem Jahre steht sie auf dem großen Hofe so frank und frei, als wäre sie d'rauf großgezogen und der Mann hat seine Freude d'ran. Neulich aber kam ich mit einer Gesellschaft von Cassel zusammen, das war gottvergessenes Volk. Das, worin sie übereinstimmten und wovon sie allein sprachen war: mit Gold könnte man jeden Schaden am Leibe und an der Seele zudecken! Ich bin sonst nicht neidisch, aber den Schlingeln habe ich so rechte Kratzbürsten zu Weibern gewünscht. Ich denke, dem Jörg geht's auch mit seinem Schwiegersohn so, oder eigentlich, es ging ihm noch schlimmer. Doch ich will dich nicht unterbrechen, Rudolph, fahr fort!"

Einen Burschen aber kannten Anne Giedert und Marie Sophie, der war anders, und der hatte es ihnen beiden angethan. Das war der Schäfer Martin, der in dem kleinen Häuschen neben der Kirche, Jörg's gegenüber, wohnte.

Martin war fünf Jahre älter als Marie Sophie; er war der Nachtmahlskamerad ihres einzigen Bruders gewesen, der in seinem sechzehnten Jahre an einer schleichenden Krankheit gestorben war. Während dieser Krankheit hatte ihn Martin fast allein gepflegt, ja der Kranke hatte nicht gelitten, daß er eine Stunde

Digitized by Google

von seinem Siechbette wich. Sein Bette hatte er sich vor des kranken Konrad Jörg's Bette immer auf die Erde machen müssen, damit er auch in der Nacht um ihn sei und in den langen schlaflosen Nächten ihm die Zeit verkürze durch Erzählungen, wovon Martin einen reichen Schatz von seiner Großmutter geerbt hatte. Als Konrad starb, wußte Martin auf so treuherzige Weise Vater, Mutter und Schwester zu trösten, wie sonst Niemand, und es war fast, als nehme Martin Konrad's Stelle im Herzen und im Hause Jörg's ein. Sein Vater war Jörg's Schäfer und Martin hatte im Winter die Schafe füttern und tränken helfen, im Sommer aber oft den Vater beim Pferch abgelöst. Jetzt aber wurde Jörg's Haus seine andere Heimath und der Platz am Tisch, wo früher Konrad gesessen, wurde ihm ein für allemal angewiesen; Konrad's Geschäfte hatte er schon während dessen Krankheit zum Theil besorgt und jetzt gehörten sie ihm, wie von Rechtswegen, zu.

Martin's Eltern sahen das und wenn sie's auch nicht gerade gern sahen, so mußten sie doch so thun, denn sie hingen ganz von Jörg's ab. Wenn Martin einmal wieder seinem Vater half, dann freute sich dieser und sagte „Martin, denk' nur immer daran, ein tüchtiger Schäfer zu werden und schlag dir alles Andere aus dem Sinn!"

Martin verstand seinen Vater nicht und fragte auch nicht weiter.

Bald aber sollte er die Worte des Vaters verstehen lernen —

Martin war etwa 19 Jahre alt, da wurde ihm plötzlich auf grauenhafte Weise sein Vater entrissen.

An einem schwülen Junitage war der Vater mit seiner Heerde an den Fuß der Firnskuppe gezogen, wo Jörg große Wiesen hatte, um, wenn's Noth thäte, auch beim Heuladen zu helfen. Und wie er erwartet, so geschah's. Denn das Heu war kaum dürr und in Walzern gesetzt, so erhob sich hinter dem Dörnberge eine schwere Wolkenwand, die immer näher rückend in einem starken Gewitter sich entladen wollte. Im Galopp kamen Jörg's Knechte mit zwei Wagen angejagt, Martin lud den einen Wagen, der Größknecht den andern und Martin's Vater half den andern Knechten und Taglöhnern gabeln und nachrechen mit Macht, während seine beiden Hunde die Heerde bewachten. Es gelang mit knapper Noth beide Fuder zu binden, ehe die ersten schweren Tropfen fielen und als Martin an dem Heubaum hing, eilte sein Vater, seine Heerde näher dem Walde an einen geschützten Ort zu treiben. Eben ging er unter einer mächtigen Eiche hin, als ein Blitz in dieselbe fuhr. Ein abgerissener Ast schlug ihm auf den Kopf, daß er todt niedersank. Martin hatte durch Sturm und Donner des Vaters Schrei gehört und war mit größter Eile dem Unglücksorte zugeeilt; alle Heumacher folgten ihm, während die Knechte mit den Heufudern so rasch als möglich davon fuhren.

Marie Sophie war zum ersten Male nach ihrer Confirmation mit in's Heu; deshalb hatten sie die Heumacher gehänselt, d. h. sie hatten ihr einen Blumenstrauß mit langen Flatterbändern an den rechten Arm gebunden. Sie folgte Martin auf dem Fuße, während die Bänder weit hinter ihr her im Winde flogen. Als sie unter dem Baume ankam, hatte Martin seinen Vater im Arme und suchte das Blut, welches aus der rechten Schläfe floß, mit seiner Hand zurückzuhalten. Marie Sophie riß die Bänder ab und band sie um das kraftlos hin und her sich bewegende Haupt.

Vergebens! Noch ehe sie mit ihrem Verbande fertig war, hauchte der Schäfer seinen letzten Seufzer aus. Aber die Kinder wollten nicht glauben, daß er todt sei. „Wenn das Blut sich stillt", sprach Martin, „dann erwacht der Vater aus seiner Ohnmacht." —

Und wer wagte es, den guten Jungen in seiner Hoffnung zu stören!

Freilich die Heumacher vermutheten gleich das Schlimmste, sie standen flüsternd umher. Ja es schien, als ob die Thiere begriffen, was hier vorgefallen. Die Schafe standen im Kreise mit langen Hälsen, die Hunde leckten

Digitized by Google

an den kraftlos herabhängenden Händen, nur Martin und Marie Sophie hatten Hoffnung. Martin saß und hatte den Vater im Arme, Marie Sophie hielt seinen Kopf; beide versuchten durch zärtliche Zusprache den Verwundeten wieder zu sich zu bringen. —

So saßen sie noch als Jörg mit einem leichten Wägelchen, in welches er ein Pferd hatte spannen lassen, angefahren kam, um den Verwundeten zu holen. Das Wetter war schnell vorübergebrauset, nur wenige Tropfen waren gefallen, desto furchtbarer hatten die Blitze gezuckt und die Donner gerollt. Deshalb hatte Jörg rasch aufbrechen und an den Ort des Schreckens kommen können.

Sorgsam wurde der Verwundete aufgeladen und behutsam heimgefahren; als man ihn aber vom Wägelchen in's Haus trug, war er schon starr und steif. Mutter und Kind vermischten ihre Thränen mit dem Blute des geliebten Todten und Jörg zog nur mit Mühe seine Marie Sophie mit sich in seinen Hof. —

Nachdem Martins Vater begraben, sprach Jörg mit der Mutter desselben, was nun werden solle und sie machten aus, daß Martin an seines Vaters Statt Jörg's Schäfer werden und denselben Lohn beziehen sollte. —

Der Tod des Schäfers war dem Jörg nahe gegangen, denn er war ein getreuer Mensch gewesen; und wäre Martin nicht eben so treu und anstellig in jeder Art gewesen, der Jörg hätte wohl manche schlaflose Nacht gehabt. Als es aber nun mit Martin als Schäfer sehr gut ging, der Flurschütz keine Bußen einzuschreiben und Niemand über das Abhüten und Schnäcken der Schafe zu klagen hatte, als Jörg sah, daß er sich bei Martin besser noch stand, als bei seinem Vater, da war's ihm doch im Grunde seines Herzens lieb, daß er auf gute Manier den Martin aus dem Hause los geworden war. Denn als er dort an der Firnskuppe seine Marie Sophie mit dem Martin bei der Leiche des Schäfers getroffen hatte, war ein böser Gedanke durch seinen Kopf gefahren: „wenn das Mädchen sich in den Jungen vergafft hätte!"

An eben diesem Tage war aber auch dem Martin ein ähnlicher Gedanke durch's Herz gegangen: „die Marie Sophie ist die beste Seele, die es giebt!" Was er weiter an diesen Gedanken reihete, darüber gab er erst viel später sich Rechenschaft. Jetzt füllte das Streben, ein treuer tüchtiger Schäfer zu sein, wie sein Vater, seine ganze Seele.

Aber er bracht's weiter als sein Vater; er hatte mehr Grütze als dieser. Bald war er kundig jeder Krankheit seiner Thiere und der Mittel dagegen, bald war er ein zuverlässiger Wetterprophet, und nach einem Jahre war er der geschickteste Viehdoctor weit und breit, so daß er mit diesem Doctorn weit mehr verdiente, als mit seinem Schafhirtenamte. —

Und noch Eins war's, wodurch er sich vor seinem Vater und vor den meisten seines Geschäfts, überhaupt auch seinen Kameraden auszeichnete: er trank keinen Branntwein!

„Ja, das ist wahr", fiel Gieße ein, „er hat, glaub' ich, nie einen Tropfen über seine Lippen gebracht und sagte, wenn ihm zugetrunken wurde — und das passirte natürlich immer, wenn er zu einem kranken Stück Vieh gerufen wurde — ich trinke nicht, denn der Branntwein ist ein Schurke; wenn man Branntwein getrunken hat, dann kann man nicht beten!

Dadurch wurde er nun in Stand gesetzt, seiner Mutter, deren Trost er war, auch so recht eine Freude und Stütze zu sein. Im nächsten Sommer schon ließ er sein Häuschen inwendig und auswendig zurechte machen, daß es aussah wie ein Puppenschränkchen; dann wurde um das Gärtchen eine Staketenwand gezogen und jede freie Stunde benutzt, jedes Plätzchen darin auf's Beste zu verwenden und wo ein Plätzchen war, was die Mutter zu Gemüse nicht wollte, mit einem Blumenstöckchen bepflanzt. Auch hatte er auf dem schlechtesten Eckchen eine kleine Baumschule angelegt, die ihm besonders viel Freude machte.

Seine Mutter wurde ordentlich stolz auf ihren Martin. Sie kleidete ihn hübscher als die Söhne der reichsten Bauern, wenn auch mit der größten Ein-

Digitized by Google

fachheit und Sparsamkeit. Er trug kurze weiße Hosen, an den Knieen mit gelben Schnallen, desgleichen weiße Gamaschen und darüber einen blauen Kittel, was damals noch eine Seltenheit war. Ueber den Kittel war der weiße Hemdkragen herausgeschlagen und dieser Kragen, das war seiner Mutter Hauptstück. Da sie eine geschickte Nätherin war, so staffirte sie den Kragen so schön sie nur konnte und kam ein Schmutzchen drauf, so war's ihr zuwider; Martin mußte schnell ein anderes Hemd anziehen, bis der schmutzige Kragen wieder in Ordnung gebracht war. Ein Halstuch trug er weder Sommer noch Winter, aber Sommer und Winter eine hohe schwarze Pelzmütze mit grünen Bändern.

Martin war groß und schlank geworden und wie Marie Sophie das schönste Mädchen war weit und breit, so war er der schönste Bursche. Und wenn er an der Spitze seiner Heerde durch's Dorf zog, zu beiden Seiten seine zottigen Gesellen, Strom und Wasser, dann guckte um manche Ecke ein Mädchengesicht dem stattlichen Martin nach. Er that zwar, als merkte er's nicht; aber er merkte es doch und deshalb drehte er sich manchmal schmunzelnd herum und überraschte mit freundlichem Nicken die Neugierigen, die da meinten unbemerkt ihn sich begucken zu dürfen. Die Burschen sagten ihm scherzend nach, er habe deshalb das schöne Schellengeläute sich angeschafft, um den Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Aber das sagten sie nur, ihn zu ulzen. Und nicht einmal recht ulzen mochten sie ihn, denn sie waren ihm alle gut, weil er allen gut war. Und eifersüchtig war nun 'mal keiner der Bursche auf ihn, denn das Scharmuzieren mit den Weibsleuten war seine Art nicht. Er war ein frommer, grundehrlicher und getreuer Mensch. Er machte es deshalb nicht so wie jetzt so viele und auch die Schäfer, die begierig jede Gelegenheit aufsuchen, um die Kirche zu umgehen. In der Woche sah man ihn sicher früher als die übrigen Schäfer nach dem Pferch gehen, sobald nur der Thau es erlaubte; darum war er auch an den besten Waideſtellen immer zuerst; aber Sonntags ging er nicht früher hinaus, bis die Kirche vorüber, und der Pfarrer Jordan, der damals in Heckershausen stand, meinte: es fehle ihm so die rechte Freude auf der Kanzel, wenn er den Martin nicht an seiner Stelle sehe.

Wenn aber auch einmal einer der Bursche oder ein Mädchen dem Martin meinte falsch sein zu müssen, länger als bis zum Sonntage Nachmittag dauerte die Falschheit nicht; denn nach der Nachmittagskirche waren alle bei Martin eingeladen und wer nicht etwa um den alten Jörg schwänzelierte, der kam sicher.

Aber wozu und wohin lud er denn ein? Ja, Meister Anton, wenn Ihr damals schon hier gewesen wäret, so könnte man sagen, Ihr hättet von Martin was gelernt. Kurz zu sagen: Martin war jeden Sonntag Nachmittag an der Firnskuppe unter der Eiche zu finden, unter welcher sein Vater vom Blitz war getödtet worden. Da saß er auf einer Wurzel, mit dem Rücken an die Eiche gelehnt, und überließ seinen beiden Adjutanten, wie er sie nannte, seinen Hunden seine Heerde, was er auch getrost durfte. Diese führten während des ganzen Nachmittags die Heerde um die Firnskuppe herum, denn damals war sie nicht wie jetzt mit niedrigem Gestrüpp bewachsen, sondern es standen einzelne alte Eichen da, wie auf dem Lohr noch jetzt.

Kaum aber saß Martin dort, oft schon früher, so kamen die Burschen und Mädchen von Heckershausen, Lieder singend, herangezogen und setzten sich, wie sie zusammen paßten, in den Schatten der großen Eiche um Martin her, und wenn einige Lieder gesungen, hieß es: Martin erzähle, erzähle!

Jetzt zieh'n unsere Burschen auch wohl hinaus auf's Lohr oder dort auf die Haide, aber die damals nach der Firnskuppe zogen, das war ein anderes Völkchen. Sie waren zuvor zwei Mal zur Kirche gewesen, nicht um ihre Kleider zu zeigen oder zu schlafen, sondern sie waren mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei und dienten dem Herrn mit Freuden. Damit war denn auch der Nachmittag gesegnet. Nicht die Geige und der Baß war ihnen nöthig zu ihrer

Digitized by Google

Fröhlichkeit noch auch der Branntwein und ein Wirth würde sich geschämt haben, nach Marketenderart ihnen nachzuziehen.

Deshalb waren auch ihre Lieder anders als die, welche jetzt unsere Burschen häufig singen und worüber jene alten vergessen sind. Ich weiß noch einige jener Lieder. Eins derselben, welches sie so oft sangen, wenn sie unter der Eiche von verschiedenen Seiten her angekommen waren, lautet:

In diesem grünen Wald
Wir wollen fröhlich singen
Hört, wie es wiederhallt
Und fröhlich thut erklingen.

Ach welche Lieblichkeit
Und holdseliges Leben
Die schöne Sommerszeit
Und helle Sonn' thut geben!

Dieweil die Vögel all'
In Luft und Frieden schweben,
Voraus die Nachtigall
Ihr Stimmlein thut erheben. —

Warum sollt uns denn nicht
Der Sang aus uns erfreuen?
Hört! Echo widerspricht
Und will uns überschreien.

Der Herr im Himmelsthron
Wollt seine Gnade geben,
Daß wir den Sommer schön
Noch oft mit Freud erleben.

Auch noch manche von Martin's Erzählungen ist bekannt. Ich will nur eine kurz mittheilen, die sich auf unsere Gegend bezieht.

Es war einmal eine Zeit, und die ist lange hin, da stand dort weder Weimar, noch hier Heckershausen mit der Bruckenmühle; denn das ganze Thal war ein See. Und von hier der Firnskuppe bis hinüber nach dem Stahlberge zog sich eine Höhe, die dem Wasser den Abzug wehrete. Dort aber auf dem Dörnberge stand die hohe Burg des Herrn von Dörnberg und auf dem Stahlberge die des Hans von Burg. Der Hans von Burg aber hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Gisela. Und der Junker von Dörnberg hatte das Mägdelein lieb. Und wenn er aus seiner Burg schauete und sah, wie hier auf dem Stahlberge aus dem Erker des Schlosses ein weiß Tüchlein wehete, dann hatte er keine Ruh und Rast, er eilte hernieder und fuhr in einem Kahn über den brausenden See zu seiner Braut.

Aber die Fahrt wurde ihm immer mehr verhaßt, denn um seinen Kahn schwamm jedes Mal giftiges Gewürm und grinzete ihn an mit wüthenden und höhnischen Blicken. Fuhr er vom Stahlberge zurück, so verschwur er's jedes Mal, je wieder den Nachen zu besteigen, sondern den Umweg über den Hangars und Galgenberg zu nehmen, damit er doch sicher auf seinem Rappen sei gegen das Geschmeiß der Tiefe. Aber es war, als hätt's ihm das Fräulein vom Stahlberge angethan, so daß er doch immer wieder hinabsteigen mußte zum Kahne, wenn das weiße Tüchlein flatterte vom Erker herüber.

Einmal aber brausete das Wasser so stark, daß keiner seiner Knappen ihm in's Schifflein folgen mochte, und auch er nicht einstieg, so lockend das Tüchlein auch flatterte.

„Ach", rief er aus, „die Hälfte meiner Güter gäbe ich darum, wenn der verfluchte See nicht wäre!"

Da drängte sich aus der Schaar seiner Diener ein Männlein hervor und flüsterte ihm zu: kommt diesen Abend dort auf den hohlen Stein, wenn Tag und

Digitized by Google

Nacht sich scheiden, dann sollt ihr wissen den Preis, um welchen Ihr trockenen Fußes zu Liebchens Schlosse gelangen könnt.

Kaum tauchte die Sonne hinter dem Dörnberge hinab, so stand der Junker auf dem bezeichneten Felsen. Niemand ließ sich blicken. Plötzlich aber stand das Männlein vom Morgen ihm zur Seite.

Schaut hinab in jenes Gründchen, raunte er dem Junker zu.

Tod und Hölle! brauſete der Junker auf, und sein Jagdspeer flog sausend von seiner Hand; denn er sah, wie auf einer freien Stelle im Walde seine schöne Schwester Jutta mit seinem Schäfer Kuno trauten Zwiesprach hielt.

So mächtig des Junkers Zorn auch war, sein Auge war gut und sein Arm sicher. Das Mägdlein war getroffen, ein Blutstrahl sprang aus ihrer Brust und nimmer blickte sie empor zur Sonne.

Des Junkers Zorn war verraucht. Er eilte hinab, sein Schwesterlein zu retten, wenn's möglich.

Aber er sah weder Schäfer noch Fräulein; auch das Männlein zu seiner Seite war verschwunden. Mühsam fand er spät erst sich wieder vor dem Thore seiner nahen Burg.

Der Schäfer stand am Morgen noch, wo am Abend die blutige That vor seinen Augen geschehen war. Aber die Geliebte war nimmer da, es war nicht zu sehen weder Speer noch Blut und er meinte endlich geträumt zu haben.

Aber da sang ein Vöglein vernehmlich diese Worte:

Lieb', wie die Rose so roth,
Stärker wohl ist als der Tod!

Der Schäfer schaute auf. Das Vöglein nickte ihm zu und sang weiter:

Und harrest Du treulich hier aus
Bis sieben der Jahre geschwunden
So führest Du froh in Dein Haus,
Die blühend den Tod hier gefunden!

Jetzt war's ihm klar. Jetzt wußte er, was geschehen, jetzt wußte er, was zu thun.

Er baute sich ein Hüttlein auf der Stelle und betete und weinete. Aber ein klein grau Männlein brachte ihm Brod täglich.

Und als er sieben Jahre geharrt und treu geliebt, da brauſete es im See und stürmte wie nie. Der Schäfer legte sich in seine Hütte, denn er meinte, der Untergang der Welt sei nahe und freute sich und betete voll Dank, denn nun hoffte er von dieser Erde erlöset und mit seinem Lieb auf ewig vereint zu werden.

Aber der Sturm schwieg und der Schäfer lebte noch. Er trat aus der Hütte und horchte, denn fernhin war ein Kosen und Rauschen der Wasser, wie er nie vernommen. Aber die Nacht war finster und kein Sternlein schien. Da auf einmal wurde es Licht um ihn, aus dem Felsen sprang eine Quelle, die er zuvor nie gesehen. Es war nicht Wasser, es war Blut. Und das Blut leuchtete in die Nacht hinein. Nebel erhob sich darüber und der Nebel wurde dichter, so daß er den Quell nicht mehr sah und aus dem Nebel trat Jutta ihm entgegen. Sie war so schön wie vor sieben Jahren, das graue Männlein, das ihn gespeist in der Zeit, führte sie an der Hand. Das Vöglein sang:

Liebe wie Rosen so roth,
Stärker wohl ist als der Tod.

Und das Männlein zeigte hinauf nach dem Dörnberge; denn eben war die Sonne aufgegangen. Aber das Schloß des Junkers von Dörnberg lag in Trümmern. Und das Männlein zeigte hinüber nach dem Stahlberge. Aber das Schloß, das dort gestanden, war nimmer zu sehen und der See war nicht mehr. Denn in dieser Nacht war er losgebrochen und hatte weggerissen, was zwischen Firnskuppe

Digitized by Google

und Stahlberg stand und das Schloß des Herrn von der Burg war mit hinweggespült.

Und von dem Junker und seiner Braut hörte man nimmer. Sie hatten Hochzeit gehalten in dieser Nacht. In dieser Nacht hatte sie verschlungen des See's Wogen. —

Kuno aber führte seine Jutta in seine Hütte und lebte lang und glücklich mit ihr. Und wenn auch die Hütte verfallen und das Dorf nicht mehr steht, welches um jene Hütte gebaut wurde, den Namen kennt man noch, er heißt „Süsen".

Wenn Martin so erzählt hatte, dann blickten seine Freunde, die Burschen und Mädchen ihn dankbar an. Es geschah wohl auch, daß sie einen Kreis um ihn schlossen, indem sie einander anfaßten, und eins der Lieder sangen, die er am liebsten hörte.

Klang aber die Abendglocke durch's Thal, dann verstummte der Gesang, die Hände falteten sich und herzlich dankten die jungen Leute dem Herrn auf dem Himmelsthron, daß er ihnen einen so schönen Tag gegeben.

Dann suchten sich zusammen, die auf dem Herwege sich nicht gefunden und zogen langsam und froh der Heimath zu, in der Regel die Mädchen voraus, die Burschen hinterdrein.

Martin hatte auch noch Wünsche auf dieser Erde. Die kannte Niemand als er selbst, Marie Sophie und ihre Mütter. Der alte Jörg ahnete so was. Aber er wollte nichts sehen; denn den Martin hatte er lieb, und was der wollte, das wollte ihm Jörg nicht geben, das war sein Marie Sophie.

Und wie schon gesagt, das Mädchen und seine Mutter waren ihm herzlich gut, nur getrauten sie sich nicht davon den Jörgen etwas merken zu lassen.

Wie hätten sie auch den stillen, schönen Jungen nicht lieb haben sollen, der eine Zeit war wie die andere? Im Sommer half er, sobald er vom Pferche kam, in Hof und Haus getreulich und sorgte immer am meisten für das, was die Frauen anging. Die brauchten nie beim Feueranmachen über grünes oder zu grob gespaltenes Holz zu klagen. Martin hatte immer in der Küche reichlichen Vorrath. An Wasser ließ er's auch nicht fehlen und wo er ihnen etwas an den Augen absehen konnte, das that er. Im Garten, auf den Jörg nichts hielt, da war erst recht sein Element und Marie Sophie hatte sicher Sonntags den schönsten Strauß. Den hatte ihr Martin gebunden.

Und im Winter war er nun gar unentbehrlich, da gab's zu haspeln für die vielen Spinnerinnen, die in Jörg's Hause die Räder dreheten, und vor allen Dingen Abends zu singen und zu erzählen und darin war Martin der Meister.

Wer aber meinen wollte, der Martin habe mit Marie Sophie unter Begünstigung der Mutter hinter des Vaters Rücken eine Liebschaft unterhalten, der würde sehr irren. Was die Beiden miteinander zu sprechen hatten, das sprachen sie, aber fern war ihnen, von Liebe zu schwatzen. Ja Martin wagte es niemals, Marie Sophie mit ihren Freiern zu ulken.

Und doch hatten sich die Beiden von Herzen lieb; und doch wünschten die Beiden sehnlich einmal ein Paar zu werden.

Aber ihnen war noch jene von den Vätern ererbte Sitte heilig. Nach ihr war es den Kindern nicht verstattet ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, ohne der Eltern vorher erlangte Einwilligung.

Und die Beiden, Martin und Marie Sophie, die so oft in Jörg's Hause, namentlich an den Winter-Sonntagen, wenn Fremde da waren, von Krieg und Kriegsgeschrei hören mußten, hatten auch ihre Gedanken darüber, ihre Hoffnungen und Aengste und tauschten sie aus, wenn sie ja einmal allein waren. Marie Sophie dachte immer daran, wie es dem Martin gehen würde, wenn die Franzosen wirklich kämen. Sie meinte, der wird gewiß zuerst gezogen zum Soldaten

Digitized by Google

und muß dann als Flügelmann zuerst in's Grab, denn auf den werden die Feinde wohl zuerst zielen.

Martin freute sich innerlich dieser Besorgniß. Doch sprach er gern dem Mädchen Muth ein. Ihn, einer Wittwe Sohn, habe ja der Landgraf auch nicht genommen. Und wenn der Bonaparte auch grausam genug sei, der armen Wittwe ihre Stütze zu rauben, droben im Himmel sei doch ein Herr, größer als König und Kaiser, dem habe er verschrieben Leib und Seele, und deß sei er gewiß, er werde es wohl machen. Sei eine Kugel für ihn bestimmt, nun, so könne er ihr nicht entfliehen, dann aber werde der Herr auf dem Himmelsthrone sorgen für seine liebe Mutter noch viel besser, als er's gekonnt. —

Ueber solche und ähnliche Dinge gab's also genug zu reden. Wozu sollten sie sich auch sagen, daß sie einander gern hätten? Das wußten sie ja, darüber bedurfte es keiner Worte. —

Aber es hat Alles seine Zeit. So kam auch für Marie Sophie und Martin die Zeit, daß sie reden mußten von ihrer Liebe.

Es war im Herbste. Ach und der Herbst war so schön. Unsere prächtigen Wälder hatten schon angefangen sich zum Winterschlafe zu rüsten, die Blätter waren gelb und braun und wenn der Wind durchzog, dann sank leise ein Blättlein nach dem andern nieder.

Zum letzten Male wollten die jungen Leute an der Firnskuppe zusammen kommen. Martin saß heute nicht unter der Eiche. Er war höher hinaufgestiegen. Und als nun singend die Kameraden herangezogen kamen, da rief er ihnen zu, hinauf zu kommen zu ihm.

Und wahrhaftig, da oben war's schön! Dadurch, daß das Laub schon dünner geworden, war die Aussicht freier. Deshalb hatte Martin seine Kameraden heute hier oben auf die Spitze der Firnskuppe bestellt. Als sie nun sämmtlich angekommen, trat er auf das höchste Felsstück und zeigte ihnen die ganze schöne Gegend. Vorn in der Mitte liegt Cassel, d'rüber und d'runter erscheint die Fulda als ein bald breiteres, bald schmäleres Silberband, welches unter der Sohre herausflatternd, dort unten beim Sandershäuser Berge verschwindet, um bei Minden sich mit der Schwester Werra zur Weser zu vereinigen. So zeigte und nannte Martin alle Höhen und Thäler, Städte und Dörfer seinen Zuhörern und knüpfte an jeden Ort eine kurze Beschreibung oder Erzählung.

Endlich aber lud er ein zum Sitzen und erzählte nun die Geschichte der Firnskuppe selbst. Die ist, wie ihr wißt, hohl. Es soll da ein feuerspeiender Berg gewesen sein, der aber nicht mehr brennt, seitdem das Wasser, welches den See bildete, abgelaufen ist; denn ein feuerspeiender Berg kann nur brennen, wenn in seinem Grunde auch Wasser genug ist. — Das wußten sie nun schon alle, denn sie alle hatten wohl schon an dem Loche, welches die Gelehrten Krater nennen, gestanden und Steine hineingeworfen. Die sprangen von Fels zu Fels, von Absatz zu Absatz, immer schwächer wird der Schall und endlich hört er ganz auf. Martin hatte mit einem Faden schon längst die Tiefe gemessen, die über 150 Fuß betrug.

Und doch, hob er an, so tief auch der Krater ist, dennoch ist einmal einer hinabgestiegen ohne Leiter, ohne Strick, ohne Laterne, blos mit seinen Händen an den Felszacken sich haltend und ebenso wieder herausgekommen.

O Martin, rief Marie Sophie aus, das kann ich nicht glauben! Was sollte um Gottes Jesus Willen eine Christenseele bewegen können, hinabzusteigen in dieses offene Grab. Nein, erzähle davon nichts, es gruselt mir.

Als sie noch sprach, kam einer ihrer Knechte und brachte ihr die Nachricht, es sei ein Gast in ihres Vaters Hause angekommen und deshalb solle sie sogleich nach Hause kommen.

Ungern hörte Marie Sophie diese Nachricht. Als aber das Sticheln und Ulzen anfing von wegen des Freiers, der wohl gekommen sein möchte, schlug sie

Digitized by Google

ein Schnippchen, und nach einem freundlichen Blicke auf Martin, drehte sie sich auf dem Absatz herum und flog hinab dem Dorfe zu.

Dem Martin aber war die Butter vom Brode gefallen. Marie Sophie war ihm noch nie schöner vorgekommen als heute, und seine Erzählung sollte eigentlich nur für sie sein. Nun hatte sie nichts davon hören wollen und war so weggerannt, als wenn's mit dem Freier gar sehr pressire. — Martin war verdutzt und verdrießlich; aber um nicht gezwungen zu werden, begann er dennoch seine Erzählung. Aber sie war trübe und wehmüthig. Er erzählte, wie ein Bursch ein Mädchen geliebt, das ihm aber der Vater nicht geben wollte, und wie der Bursch von einer Zigeunerin erfahren, hier in der Firnskuppe wachse auf dem Grunde der Höhle ein Kräutlein, welches bei Neumond gepflückt und dem Widerstrebenden heimlich beigebracht, jeden Widerspruch hebe. Der Bursch habe in toller Liebe sich hinabgewagt, habe aber das Kräutlein nicht gefunden. Der Vater des Mädchens habe aber gedacht: ist der Mensch aus Liebe zu deiner Tochter zu solcher Verwegenheit fähig, so fängt er am Ende etwas Tolleres noch an und habe seine Einwilligung zur Heirath der Liebenden gegeben.

Treue Liebe, hatte Martin hinzugesetzt (und dies war's, was Marie Sophie besonders hören und beherzigen sollte), überwindet jedes Hinderniß. Aber es ist Verrücktheit, ein solches Wagestück zu begehen, wie ich eben erzählte. Unser Herr Gott kann die Menschenherzen lenken wie Wasserbäche, und wenn wir mit kräftigem Gebete zu ihm rufen, so haben wir keine Zaubersprüche, keine Zauberkräuter und nichts dergleichen nöthig. Erhöret aber der treue Herr nicht, nun so soll unser thörichtes Herz nicht murren, niemals widerstreben, sondern in Geduld und Ergebung sich fassen! Denn wie's der Herr macht, so ist's am besten!

Martins Stimme war weich geworden. Es war ihm schwer um's Herz. Er wußte nicht warum.

Nur langsam gewannen die jungen Leute, von Martins Wehmuth angesteckt, ihre Munterkeit wieder. Dann aber wurden sie, wie das so oft geschieht, um so munterer und ausgelassener in ihrer Freude und Lust. Martin in ihrer Mitte zogen sie hinab dem Dorfe zu, gefolgt von der Schafheerde. Laut schallte der Gesang und manche Mutter schaute stolz hinter dem Fenster, als die jungen Leute vorüberzogen, wenn sie sah, wie ihr Sohn oder ihre Tochter fröhlich in der Mitte der lustigen Sänger einherging.

Marie Sophie stand auch hinter dem Fenster. Aber ihre Augen waren voll Thränen. Es war wirklich ein Freier dagewesen, ein reicher Bauer aus Zwerenn, aber auch ein rechter grober Klotz, dem man ansah und anhörte, wie ihm nur gelegen sei an des Mädchens Vermögen, darum hatte er auch um Mutter und Tochter sich wenig bekümmert, dem Jörg aber ganz absonderlich gefallen.

Der war mit ihm nicht nur in den Ställen gewesen, sondern auch im Garten, um allein zu schmusen. Und beim Abschiede hatte der Herr Freier gesagt, also es bleibt dabei, nächsten Sanntag erwarte ich Euch! Der Marie Sophie und der Mutter hatte er nur die Hand gedrückt.

Als die drei wieder in der Stube waren, schob Jörg seine Mütze von einem Ohr zum andern, räusperte sich, pfiff, aber, so sehr er auch darnach rang, er konnte keinen Anfang finden zu dem, was er zu sagen hatte.

Er stand auf, ging nach der Stubenthür, und als er sie schon geöffnet hatte, fragte er: „Nun Marie Sophie, wie hat dir denn der Herr Freudenstein gefallen?"

„Darauf habe ich ihn gar nicht angesehen!"

„Ei, aber warum denn nicht?"

„Es wird dem Herrn Freudenstein wohl einerlei sein, ob er mir gefällt oder nicht."

„Das glaub' du nur ja nicht", entgegnete Jörg, der wieder in die Stube zurückgetreten war, als er ein Gespräch in Gang gebracht hatte, „das glaub' du nur ja nicht! Dem liegt viel daran, dir zu gefallen!"

Digitized by Google

„Davon habe ich nichts gesehen."

„Aber er hat's mir gesagt."

„So?"

„Ja, er hat um dich angehalten und ich habe ihm mein Wort gegeben. Bis Sonntag fahren wir nach Zweren und wenn Alles so ist, wie er sagt, so ist heute in 14 Tagen Weinkauf!"

„Da wolle doch der liebe Gott vor sein!" rief die Anne Giebert aus, „daß du dich mit dem blutfremden Menschen schon so weit eingelassen hättest! Jörg, versündige dich nicht so schwer, daß du dein einziges Kind verkaufst!"

„Verkaufen? Wer spricht denn von verkaufen? Freien soll das Mädchen!"

„Ja freien, aber wen?"

„Wen? Nun den Nicolaus Freudenstein aus Zweren!"

„Das ist der Name des Mannes, der heute hier war. Mehr aber weißt du nicht von ihm."

„Oho! Die Freudensteins über Cassel hinauf sind lauter reiche Leute und die in Zweren vorab!"

„Weiter weißt du also nichts von ihm und deshalb sage ich, es ist ein blutfremder Mensch, dem du, weil er reich ist, dein Kind geben willst; das nenne ich verkaufen! Fürchtest du denn keine Sünde?"

„Ist das Sünde, wenn ich will, daß mein Mädchen gut ankomme? He! War es etwa eine Sünde von deinem Vater, daß er dich mir lieber gab als einem Taglöhner und Leinweber oder Schäfer?"

„O du harter Mann! Laß meinen ehrlichen Vater im Grabe ruhen!" rief Anne Giebert im höchsten Schmerze, „und höhne nicht meine Geschwister. Sie haben noch nie Mangel gelitten bei ihren braven Männern, daß sie aber nicht den hundertsten Theil der bösen Worte haben hören müssen, wie du mir sie hast zu hören gegeben, das weiß Gott, der meine Seufzer und Thränen wohl gesehen hat!"

Dem Jörg wurde warm und verlegen hatte er die Thierklinke wieder ergriffen, um sich zu trollen. Hätte nur Anne Giebert verstanden, zur rechten Zeit zu schweigen. Es geht vielen Weibern so, daß sie durch vieles Reden verderben, was sie durch kluges Schweigen hätten gut machen können. Als sie sah, daß der Jörg das Reißaus nehmen wollte, da dachte sie, halt, jetzt ist's Zeit und sie fuhr fort:

„Dazu dachte ich mein einziges liebes Kind nicht aufgezogen zu haben, daß ihm wie mir aufgerückt werden sollte des Mannes Reichthum. Ich gäbe es viel lieber einem armen Knechte, ja dem Schäfermartin auf der Stelle, als so einem reichen Sehtihrmich! Denn ein solcher Mann, der bedenkt, daß das Vermögen von der Frau herkommt, sucht ihr gute Tage zu machen!"

„Aha!" unterbrach Jörg hohnlachend seine Frau, „da liegt der Hase im Pfeffer! Also der Schäfermartin gefällt der Mamsel Tochter und deren Frau Mutter! Daher kommen diese Triller! Das wäre mir's Rechte, wenn ich nach Cassel käme und der Rinmann oder der Schlott oder ein anderer Bäcker fragte mich mit Hohn „nun Herr Jörg, was macht denn Ihr Schwiegersohn, der Herr Schäfermartin? Nein, den Hohn ertrüge ich nicht! Was müßten die Leute denken! Gewiß hieße es allerwegen, daß Marie Sophie hat den Schäfermartin freien müssen. Und das soll nicht gesagt werden, so wahr ich Jörg heiße!"

Unter diesen Worten war er an den Tisch getreten, an welchem Mutter und Tochter saßen und hatte darauf geschlagen, daß das Haus zitterte! Kirschbraun vor Wuth, setzte er noch hinzu:

„Und was ich gesagt habe, dabei bleibt's! Bis Sonntag fahren wir nach Zweren! Damit Basta!"

Damit ging er hinaus. Knechte und Mägde sahen ihm den Zorn an und wichen ihm aus. Er aber ging in den Garten und blieb sitzen bis es dunkel war.

Als das Abendbrod auf dem Tische stand, ging Marie Sophie, ihn zu suchen.

Digitized by Google

Als sie ihn im Garten sitzen sah, rief sie von weitem; denn sie getrauete sich nicht in seine Nähe.

„Komm hierher, Marie Sophie!“ rief Jörg, und als sie vor ihm stand und voll Trübsal und Kummer die Augen zu Boden schlug, sprach er in seinem sanftesten Tone: „Nicht wahr, mein Mädchen, du nimmst gern den Freier, den ich dir ausgesucht habe?“

Marie Sophie schluchzte ohne aufzublicken.

„Mädchen!“ fuhr Jörg noch weiter fort, „wäre es denn möglich, daß du dich in den Schäfer Martin vergafft hättest!?“

„Ach Vater, lieber Vater,“ preßte Marie Sophie hervor, „ich habe ja nie ein Wort von Freien mit Martin gesprochen; aber es haben ihn ja alle Leute gerne und Ihr vorab. Und da habe ich mir gedacht, wenn er wirklich mich haben wollte, Ihr würdet ihn gern als Eidam annehmen!“

„Sieh, mein Kind, du bist doch verständiger, als deine Mutter! Der Martin ist auch verständig und deswegen denkt er nicht daran, mein Eidam zu werden. Und nun sieh,“ fuhr er wieder zornig werdend fort, „dem Freudenstein habe ich mein Wort gegeben, das muß ich halten. Und deshalb sage ich dir, ich drehe Jedem den Hals herum, wer mir widerspricht!“

„Jetzt geh hin und eßt; ich will nicht! Laß die Thür auf, daß ich nachher in's Haus kommen kann, jetzt kann ich noch nicht. Mir ist zu warm.“

Das Gesinde mußte den herrlichen Eierkuchen und standhaften Kartoffelsalat allein essen, denn auch die Hausfrau und die Tochter hatten keine Lust zum Essen.

Als der Tisch abgeräumt, die Knechte in den Ställen, und die Mägde in der Küche waren, fiel Marie Sophie der Mutter laut weinend um den Hals, indem sie schluchzend ausrief: „Mutter, liebe Mutter, helft mir! Ach, Ihr habt's ja ausgesprochen, wie es ist: ich habe den Martin lieb, und wenn ich einen Andern nehmen sollte, ich ginge lieber in's Wasser, wo's am tiefsten ist! Ach ich habe mich schon so gesorgt und geängstigt, wenn ich daran dachte, Martin müsse Soldat werden und in den Krieg ziehen. Ich hätte mein Leben keine Ruh und keine Rast gehabt. Aber wie viel schrecklicher wäre es, wenn ich einen Mann freien müßte, den ich nicht leiden kann, und müßte dann den Martin täglich sehen! O Mutter, liebe Mutter, helft mir!“

Die Mutter weinte auch. Sie wußte aber keinen andern Rath, als zu warten und Gott zu vertrauen. „Und dann,“ setzte sie hinzu, so schwer's ihr auch wurde, „bedenke das Gebot, welches die Verheißung hat: ehre Vater und Mutter, daß dir's wohl gehe im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“

„Ach liebe Mutter, Ihr seid mein Zeuge, wie Gott mein Zeuge ist, daß ich's gehalten habe mit Freuden; aber daß es wohl Niemand besser gehalten hat und halten werde als Martin, das wißt ihr auch. Aber sagt der Apostel nicht auch, ihr Väter reizet Eure Kinder nicht zum Zorn!?“

„O, liebes Kind, rede nicht so! Das ist ein Wort des Apostels, dessen Kinder sich niemals gegen ihre Eltern bedienen dürfen.“

„Aber wie, meine liebe Mutter, hat denn nicht der Vater uns selber in dem Glauben bestärkt, daß ihm Martin lieber wäre, als die Andern, die da kamen. Die hat er alle bald abgefertigt, aber Martin durfte aus- und eingehen und mit mir sprechen, wie und wann er wollte!“

„Nun, daraus ist noch nichts zu nehmen. Den Martin mag er wohl leiden als treuen Knecht und Schäfer, und hat sich an ihn gewöhnt; aber davon hat er doch nie etwas merken lassen, daß er ihm lieb sei als Eidam!“

„Ach, wenn ich doch arm wäre, wie Bachpeters Trine! Dann wäre ich doch nicht so unglücklich. Ach, mein armes Herz!“

Weinend eilte sie in ihre Kammer und am andern Morgen waren ihre Backen blaß wie die getünchte Wand und ihre Augen roth und trübe.

Die Mutter sah es und es ging ihr an's Herz, aber Jörg wollte nichts bemerken.

Digitized by Google

Ehe noch Martin auf den Hof kam, war Marie Sophie mit den Mägden in's Feld gegangen. Aber er erfuhr von den Knechten, wie viel Uhr es geschlagen hatte.

Er sollte es noch deutlicher erfahren, denn kaum hatte ihn Jörg auf dem Hofe gesehen, so rief er ihn herein.

„Martin," redete er ihn an, „du kannst dich um einen andern Dienst umsehen, denn zu Martini ist dein Jahr bei mir aus!"

„Was habe ich denn gemacht, Vetter!" fragte Martin voller Bestürzung.

„Als Schäfer warest du mir gut, aber daß du um die Marie Sophie herum scharmuziereſt, das will ich nicht haben. Und da ich nun bald einen Eidam kriege, so ist's am besten, du gehst!"

„Ach Vetter, das ist nicht wahr, was Ihr da sagt!"

„Das ist nicht wahr?" rief Jörg im Zorne, „wenn du dich im Spiegel sähest, du würdest nicht so lügen können, denn du wirst ein Mal über's andre Mal roth und blaß. Und die Marie Sophie hat's ja selbst gestanden!"

„Was hat Marie Sophie gestanden?"

„Nun, daß sie dich gerne hat und du sie, und daß Ihr so dumm seid zu glauben, ich würde Ja dazu sagen!"

„Ja, das ist etwas Anderes. Gern und lieb habe ich Euer Marie Sophie, lieber als mein Leben; aber ich hab's ihr noch nicht gesagt. Ich habe Euch nun 6 Jahre treu gedient und Ihr habt mir noch nie ein unverzoren Wort gegeben, Ihr habt mich noch nie auf einer Lüge oder Untreue ertappt. Und so würdet Ihr mich auch gehabt haben als Eidam. Aber — —"

„Was aber?"

„Ich wollte sagen, was Euch aber ein Anderer sein wird, das weiß man nicht. Ach, Vetter, habt Barmherzigkeit, macht uns nicht alle unglücklich! Da es nun einmal so weit ist — so gebt mir Marie Sophie, und ich will Euch alle Drei auf den Händen tragen!"

„Dazu ist's zu spät!"

„Ach Du lieber Gott, verkauft doch Euer Kind nicht!"

„Willst du wohl gleich zum Loche 'naus, du frecher Bursche! Du wagst zu sprechen von verkaufen! Nimm dich in Acht!"

Martin war schon hinaus bei den letzten Worten. Seufzend that er seine Arbeit; sie war ihm aber noch nie so sauer geworden.

Als er dann nach dem Pferche mußte, machte er einen Umweg nach dem Lande hin, wo, wie er wußte, Marie Sophie arbeitete.

Diese sah ihn von ferne, warf Alles von sich, eilte ihm entgegen und warf sich ihm in die Arme. Sie achtete nicht darauf, daß die Mägde sie sahen, daß die Nachbarn im Felde sie verhöhnen würden, sie fühlte nur Eins, die Liebe zu Martin und die Angst, ihn zu verlieren.

Jetzt zum ersten Male sprachen sie von ihrer Liebe. Martin nur schüchtern, gleichsam abwehrend, Marie Sophie aber heftig und dringend. Er sollte ihr ein Mittel angeben, wie sie dem verhaßten Bewerber sich entziehen könne; er sollte helfen, retten.

Martin suchte das Mädchen zu beruhigen, wiewohl sein Herz selbst der Beruhigung so sehr bedurfte; er erzählte, was zwischen Jörg und ihm eben vorgefallen. Aber dadurch machte er's nur schlimmer. Er ermahnte zum Gebete, aber Marie Sophie wollte nichts davon wissen. Endlich sank das Mädchen erschöpft nieder. Martin rief die Mägde herbei, daß sie Marie Sophie heimbrächten; er selber ging zum Pferche. Mit welchen Gedanken, läßt sich ermessen. —

Marie Sophie war ohnmächtig geworden. Die Mägde trugen sie heim und legten sie in's Bett. Jörg war nach Cassel gefahren, um dem Genärgele der Weibsleute, wie er es nannte, aus dem Wege zu gehen.

Anne Giebert rief ihrer Schwester Tochter, die sie zur Taufe getragen hatte, um bei Marie Sophie zu bleiben, während sie das Hauswesen besorgte.

Digitized by Google

Als Marie Sophie wieder zu sich gekommen war, erzählte sie ihrer Wärterin, die zugleich ihre beste Freundin war, was vorgefallen.

„Ach Du Welt!“ erwiederte das Mädchen, „das ist doch gar zu curios; das ist ja ganz die Geschichte, die uns Martin gestern erzählt hat.“ Und nun wiederholte sie, was wir schon wissen. Marie Sophie horchte auf, als sie hörte, daß auf dem Grunde der Firnskuppe ein Kräutlein wachse, welches die Kraft habe jeden Widerspruch zu beseitigen.

Zitternd hörte sie zu. Bald überzog brennendes Roth ihr Gesicht, bald lagerte sich Todesblässe darauf. Sie schloß die Augen, faltete die Hände, legte sich auf die Seite und hörte nichts mehr.

Als die Erzählung geendet, fragte Marie Sophie, „haben wir denn nicht dieser Tage Neumond?“

„Das soll wohl sein, denn der Herr Pfarrer hat ja auf nächsten Mittwochen den Bettag angezeigt.“

„Ach, hole mir den Kalender, der unter dem Spiegel hängt.“

„Ja, richtig, diese Nacht ist Neumond. So, häng' den Kalender wieder hin.“

„Ach, liebes Lieschen,“ begann nach einer Weile Marie Sophie, „willst du mir einen Gefallen thun?“

„Zehn für einen!“

„Aber willst du mir's auch versprechen zu verschweigen, was ich dir sage, es möge kommen, was da will!“

„Ach liebe Marie Sophie, ich verspreche dir Alles in die Hand. Werde nur wieder gesund.“

„Dann komm diesen Abend, wenn's dunkel wird an die Linde. Jetzt aber gehe nach Hause, mir ist besser, ich will aufstehen.“

Lieschen ging heim, Marie Sophie stand auf. Aber sie war wie eine Träumende. Bald saß sie in der Stube, bald ging sie in die Küche, bald in den Garten, bald in die Ställe. Die Mutter fand das natürlich und so kam der Abend heran.

Als es dämmerte band sich Marie Sophie ein Tuch um den Kopf und ging auf die Stubenthür zu. Plötzlich aber blieb sie stehen, kehrte zur Mutter zurück und umarmte sie laut weinend. Dann eilte sie hinaus.

Die Mutter weinte auch. Sie meinte Marie Sophie werde hinüber gehen in Schäfermartins Haus.

Marie Sophie war auch hinüber gegangen, war Martins Mutter weinend um den Hals gefallen, aber ohne ein Wort zu sagen durch die Hinterthür in den Garten gegangen.

Aus Martins Garten führte eine Pforte nach der Linde. Da pflegten sich Sonntags nach der Kirche die jungen Leute zu versammeln, wenn sie nach der Firnskuppe gehen wollten. Dorthin hatte Marie Sophie Lieschen bestellt und wurde schon erwartet. Das Mädchen, meinte Marie Sophie, habe den Martin irgend wohin im Felde bestellt, und es solle die Marie Sophie dahin begleiten. Schweigend ging deshalb Lieschen an ihrer Seite. Als sie aber das Feld verließen, fragte es, „hat denn Martin seinen Pferch da oben?“

„Wie kommst du darauf?“

„Nun, ich meinte du wolltest zu ihm und ihm erzählen, was passirt ist.“

„O, der weiß Alles!“

„Wohin willst du denn?“

„Ach liebes Lieschen, wohin kann ich denn anders wollen, als in die Firnskuppe! Muß ich denn nicht das Kräutlein holen, das dadrinne wächst?“

„Ach da sei doch der gerechte Gott vor! Du wolltest hinabsteigen in das offene Grab? Mir hat's gestern den ganzen Tag gegruselt, als wir nur in der Nähe saßen! Ich bitte dich um alles in der Welt bleib' hier! Ich gehe nicht mit! Ach Gott, laß dich halten!“

Lieschen hatte sich bei diesen Worten an Marie Sophiens Arm gehängt,

Digitized by Google

um sie zurück zu halten. Aber Marie Sophie schritt unaufhaltsam weiter und schleppte Lieschen, die leichter und schwächer war, mit sich fort. — Aber sie konnte doch, da es steiler bergan ging nicht weiter. Sie setzte sich nieder, weinte still und rang ihre Hände.

Lieschen lag vor ihr auf den Knieen und suchte mit den himmelsbesten Worten sie zu bewegen umzukehren und dem Herrn ihre Sache anheim zu stellen.

Aber Marie Sophie hörte nicht. Sie faltete die Hände und blickte in den dunkeln Himmel hinauf. Dann plötzlich sprang sie auf und eilte wie ein gehetztes Reh durch die Eichen der Kuppe zu. Lieschen wollte hinterher, aber es hing ihm wie Blei an den Füßen; sie wollte rufen, aber ihr Hals war wie zugeschnürt. Sie warf sich auf die Knie, um zu beten, aber sie konnte nichts über die Lippen bringen; im Herzen nur rief sie „Herr hilf! Herr hilf!"

Horch, da naheten Schritte! Außer Athem keuchte eine Gestalt vom Dorfe herauf, sie kam näher, es war Martin.

Eine unerklärliche Angst hatte ihn den ganzen Tag über gequält. Seine Thränen hatten ihm keine Linderung verschafft; hinter jeder Hecke hatte er sich auf seine Kniee geworfen und gebetet, aber er hatte keine Ruhe gefunden. Seine Angst wurde von Stunde zu Stunde größer; er hatte sich durch vernünftige Vorstellungen, daß keine augenblickliche Gefahr ihm oder Marie Sophie drohe beruhigen wollen. Nichts half. Als er seinen letzten Hurtenpfahl eingeschlagen, kam ein Kamerad pfeifend aus dem Walde daher. Martin war's als erscheine ihm ein tröstender Engel. Ach Konrad bleib' eine Stunde beim Pferche, ich muß nur noch einmal nach Hause. Er wartete die Antwort nicht ab, denn er wußte Konrad that ihm die Liebe, und eilte nach Hause. —

„Ach Mutter, wo ist Marie Sophie?" rief er todtenbleich als er in seine Stube trat.

„Die wird ja wohl wieder heim sein," erwiederte die Mutter, „vor einer halben Stunde war sie hier!"

„Zu Hause ist sie nicht, da war ich schon, wo ist sie hin von Euch?"

„Sie ging durch das Gärtchen nach der Pforte zu, ich meinte ihr hättet euch etwa bestellt unter die Linde; dann sah ich Jemanden bei ihr!"

Fort stürzte Martin nach der Linde und als er hier Niemanden fand, mit banger Ahnung immer in größerer Hast der Firnskuppe entgegen.

„Ach Gott sei gedankt! rief ihm Lieschen entgegen, er erhört Gebete!" Eile Martin, die Marie Sophie steigt in die Firnskuppe, um das Wunderkräutlein zu pflücken, von dem du erzählt!"

„Allmächtiger Gott", stieß Martin hervor, „sei uns doch gnädig und barmherzig! Sein Herz schlug hörbar, doch in rasenden Sätzen sprang er den steilen Kopf hinan und stand an dem grausenhaften Loche. Da hing an einem Felsenzacken Marien Sophiens Tuch, von ihr war nichts zu sehen. Mit letzter Anstrengung und in Todesangst rief er „Marie Sophie!" Er lauschte — keine Antwort. Er bückte sich zur finstern Höhle: „Marie Sophie!" — keine Antwort! Die Augen wollten ihm aus dem Kopf treten. — Horch! vernahm er nichts? Ja, es war ein schwerer Seufzer, der von dem Grunde der Höhle aufstieg!

„Großer Gott! rief Martin aus, jetzt hilf mir; es gilt nicht mehr meiner Liebe, es gilt eine arme Seele zu retten!"

Lieschen, die eben auch herannahete, rief er zu: eile heim und laß' alle unsere Kameraden kommen und Lukenseile mitbringen, so viel sie können. Marie Sophie ist hinabgestürzt; ich steige hinab, sie zu retten.

Und schon stieg er hinab.

Lieschen eilte, was sie konnte, um den Auftrag auszurichten. Aber wie sie auch jammerte und bat, es wollte Anfangs Niemand glauben, sie mußte erzählen und wieder erzählen und eine Stunde verging, ehe die Kameraden mit den Lukenseilen sich auf den Weg machten. Das ganze Dorf war allmälig in Alarm

Digitized by Google

gekommen. Eine Laterne nach der andern schwebte dem Walde zu. Auch der alte Pfarrer Jordan hatte sich aufgemacht, um mit seinem Rathe bei der Hand zu sein.

Als er auf der Firnskuppe ankam, schauderte auch er und tiefe Wehmuth ergriff sein Herz. Da standen die Burschen und Mädchen, besinnungslos die Einen, laut weinend die Andern. Auf ihr Rufen in die Tiefe keine Antwort.

„Ach, rief Lieschen aus, auch Martin ist hinabgestürzt! Ich habe gesehen, wie er hinabstieg!"

Jordan ließ sofort die Luckenseile an einander binden und in die Tiefe hinablassen.

„Faß' das Seil an Martin, daß wir dich heraufziehen!" rief man hinab. Aber es kam keine Antwort und das Seil wurde nicht erfaßt.

„Wer von euch wagt es nun, sich hinab zu lassen und den armen Martin heraufzubringen in seinen Armen? fragte Jordan.

„Ich! Ich! Ich!" riefen alle.

Jordan wählte den Stärksten und Besonnensten der Bursche aus, dann kniete er mit ihm nieder, entblößete sein schneeweißes Haupt und betete so inbrünstig für die Armen da drunten und für den, der sein Leben daran wagen wollte, sie zu retten, daß Alle um ihn her sich auf die Kniee warfen und lautes Schluchzen sich erhob. Vor Thränen konnte Jordan kaum Amen sagen. Dann stand er auf, legte dem treuen Curt die Hand auf's Haupt und sprach: „Der Herr sei mit dir; er thue Befehl seinen Engeln über dir, daß sie dich auf ihren Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest!"

Dann wurde ihm das Seil unter den Armen um die Brust befestigt und er hinabgelassen.

Lautlose Stille trat ein; jetzt hörte man leise Seufzer aus der Tiefe.

Bald rief Curt: „Ziehet!"

Sorgsam wurde das Seil mit seiner Last heraufgezogen und nach einiger Zeit der bangsten Erwartung kam Curt zum Vorscheine, in seinen Armen Martin haltend.

Lauter Jammer der Kameraden erhob sich, als sie den Todten sahen. Denn für todt mußte man ihn halten, da sein Kopf hinten über und seine Arme kraftlos herabhingen. Und wie war er entstellt! Eine tiefe Spalte zog sich quer über den Kopf und klaffte weit; die Augen waren halb geschlossen und vor dem Munde stand blutiger Schaum.

Sanft wurde er niedergelegt in's weiche Moos. Jordan suchte ihm Wein einzuträufeln, den er vorsorglich mitgebracht hatte; aber es war vergebens. Nur von Zeit zu Zeit hob ein Athemzug seine Brust und ein schwerer Seufzer drang aus seinem Munde.

Als Curt nach kurzer Rast wieder hinabgelassen wurde, unterbrach die ängstliche Stille den lauten Jammer und das unterdrückte Schluchzen an Martins Seite.

Aber siehe! Marie Sophie war nicht todt! Sie hatte ihre Arme fest um Curt's Hals geschlungen, und ihre Augen waren weit geöffnet. Als man sie niederließ fiel Moos und Erde aus ihrer Hand und vernehmlich rief sie „Martin! Martin!"

Als sie ihn nicht fand, flogen ihre Augen irre im Kreise der weinenden Kameraden umher. Endlich fanden sie, was sie suchten. „Martin!" rief das Mädchen mit durchdringender Stimme, mit unsäglichem Schmerze, und stürzte über den Leichnam des Geliebten.

Und siehe! Martin öffnete noch einmal die Augen, seine Arme umschlangen die Geliebte. Dann hauchte er in einem langen Seufzer seine Seele aus. Man hob Marie Sophie auf — auch sie war todt.

Tief erschüttert standen Alle. Da ergriff der alte Jordan das Wort. Er wollte strafen, aber er konnte nicht. Mit zitternder Stimme betete er: „Herr, behalte ihnen ihre Sünde nicht! Herr, führe uns nicht in Versuchung! Ach Herr, Herr, sei uns gnädig und barmherzig! Amen."

Digitized by Google

Dann ließ er Aeste abreißen und zwei Bahren machen. D'rauf wurden die Verunglückten gelegt und neben einander in's Dorf getragen.

Es war ein jammervoller Zug, dem lautes Weinen folgte. Am meisten machte das arme Lieschen dem Pfarrer zu schaffen: ich trage die Schuld an diesem Unglück; ach, hätte ich der Marie Sophie die Geschichte nicht erzählt! Ach, meine arme Gothel!" so jammerte das Mädchen unaufhörlich und wollte sich nicht trösten lassen.

Als man vor Jörg's Hof kam, war dieser soeben auf seinem Wägelchen von Cassel angelangt. Man erzählte ihm, was geschehen war. —

Einen furchtbaren Blick warf er auf die Leichen, dann sank er zurück ohne einen Laut von sich zu geben.

Man mußte ihn in's Haus tragen. Der Schlag hatte ihn gerührt; aber er lebte noch. —

Als nach drei Tagen die Schüler vor seiner Thüre sangen:

Was Gott thut, das ist wohlgethan
Es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an,
Will ich ihm halten stille — —

da that er einen lauten Schrei. Der Schlag hatte repetirt und todt sank er zurück.

Martin und Marie Sophie wurden in ein Grab gesenkt. Hinter der Kirche in Heckershausen, da ist ein breites hohes Grab. Darin ruhen Martin und Marie Sophie. Nicht weit davon liegt Jörg. Die beiden verlassenen Mütter haben auch nicht lange ihre Kinder überlebt. Ihre Gräber sind zu beiden Seiten der unglücklich Liebenden.

Lieschen hat die Gräber gepflegt bis der Gram auch sie in ein frühes Grab legte.

Nachtleben in der Natur.

Von Dr. Meyer-Merian.

Mit Abbildung.

Wenn die Sonne hinter den Bergen untergegangen und im Walde ein Vögelein um's andere aufhört zu singen, sich in's Nest duckt und den Kopf unter die Flügel verbirgt, das Abendroth blasser wird und am dämmernden Himmel da ein Stern und dort einer hervortritt und auf die stille dunkle Erde schaut, da sagen die Menschen es sei Nacht geworden. Auch sie beschließen ihr Tagewerk und pflegen bald der Ruhe.

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt!"

so singt vor dem Einschlafen hier und dort andächtig noch eine fromme Seele. Und wirklich, wie das Treiben der Menschen, so scheint auch das Leben und Weben der Natur stille zu stehen und einzuschlummern, bis am folgenden Morgen die Sonne wieder das Zeichen giebt zum Aufwachen und zum Aufstehen und Weitergehen mit frischem Muthe und erneuter Kraft, die inzwischen der liebe Gott seiner Creatur im Schlafe gegeben, wie so manches Andre auch noch.

Es scheint das wohl so. Aber wie die Kinder träumen und selbst im Schlafe fortwachsen, — und da noch am allerbesten, — so bleibt auch alles andre Leben nicht stille stehen in der Nacht und gar Manches außer Mond und Sterne, was sich den Tag über fein im Verborgenen gehalten, kommt in der Dunkelheit erst recht hervor und führt sein besondres Leben, wenn dies gleich die allgemeine Ruhe nicht sonderlich stört.

Digitized by Google

Lith Anst v. J. Leonhardt Mainz

Das Nachtleben der Natur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wer hat sich nicht schon in die Unendlichkeit wie in den Frieden der fern und nahe flimmernden Sternenwelt verloren? oder gedankenvoll den stillen Lauf des Mondes verfolgt? Wem, der in der Nacht noch einmal zum Fenster hinausgeschaut, hat nicht schon der frische kecke Nachtwind die Wangen angehaucht? Wer hat den Bach nicht lauter murmeln, die Kronen der Bäume nicht kräftiger rauschen hören als bei Tage? Der luftige Wind, der vielleicht den Tag über stille gelegen, während der Mensch im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, hat sich erst beim Sonnenuntergang aufgemacht und ist weit, weit, vom fernsten Himmelsrande her, über die Berge gezogen und durchschweift die Felder und Matten oder schüttelt Baum und Busch und stört damit hin und wieder eine tagesmüde Creatur muthwillig aus dem ersten Schlummer auf. Und recht wie ein Segen des Himmels, der allein immer wacht und nie ermüdet, sei's im Sonnenglanz oder unterm Sternenzelt oder auch im triefenden Wolkenmantel, senkt sich der Thau hernieder. Ein sorgsamer Gärtner tränkt er alle die Halme und Blumen und Blätter und richtet die Köpfe wieder empor, die sich vor dem Blicke der stolzen Sonne tief zu Boden gebeugt.

Ja, auch auf der Erde selber geht trotz Stille und Dunkelheit so manches Merkwürdige vor. Wie ein orientalisches Märchen tönt die Erzählung von den Wundern einer Nacht des Südens in unser Ohr. Schauer und Pracht, Majestät und Schrecken, ringen da miteinander, sei es im Dickicht eines Urwaldes oder in der Wildniß der unabsehbaren Prärie, auf der endlosen Fläche des Wüstensandes, wie in der lauen Fluth schilfbegrenzter Riesenströme. Wenn dort während der sengenden Gluth des Tages die Schlange zusammengerollt im Schatten üppiger Pflanzen lag, in Schluchten und Wäldern verkrochen Löwe und Jaguar, so wird's mit dem Untergang der Sonne überall lebendig. Schnell ist der letzte Rest der Dämmerung entschwunden, am Himmel steigen die Sterne auf wie Signale für die lauernden Ungeheuer, daß nun die Erde ihnen gehöre. Ein dumpfes Brüllen erschallt in der Ferne, von da, von dort dröhnt schauerliche Antwort, vor derem Schalle die schwächeren Thiere erzittern, die jungen Stämme, das niedre Gebüsche krachen und rauschen, in weitem Bogensprunge schnellt ein langgestreckter dunkler Leib durch die Finsterniß: ein rauhes Gebrüll, ein Paar funkelnder Augen verrathen die Riesenkatze, den Tiger, den Panther, der seine Beute erhascht hat. Abgestoßenes grimmiges Knurren, das Knicken der Aeste, dumpfe Schläge, ein kurzes Röcheln verrathen wohl auch den Kampf auf Leben und Tod zweier mächtiger Feinde, die auf ihrem Raubzuge sich begegnet. Hoch in den Kronen der uralten mächtigen Bäume wird es lebendig: das Geschrei aufgescheuchter Vögel, das klägliche Geheul geängsteter Affen vermehrt das unheimliche Leben, das in der undurchdringlichen Wildniß die hereingebrochene Nacht begrüßt. Durch die Gebüsche summen unzählige Insekten, schwirren wie schießende Sterne Leuchtkäfer in der Luft. Zahllose Mosquitos schwärmen durstig nach frischem warmem Blute, durch die Savanne schnarrend die Heuschrecke. Riesenblumen öffnen ihre rothen Kelche, die der Tag geheimnißvoll verschlossen. Die prächtige Yucca Amerika's entfaltet ihre Schönheit keinem andren Lichte als dem des Mondes, in seinem Scheine erglänzen ihre durchsichtigen Blüthenblätter, die am Tage matt erschienen, gleich hellem Silber, sogar die aloeförmigen Blätter, die schlaff herabgehangen, starren bei Nacht empor und schließen sich um den Stengel zu einem Fächer.

Doch nicht nur in der üppigen Welt des Urwalds oder der Prärie regt und bewegt sich tausendgestaltig das nächtliche Leben; auch dort aus dem öden weiten Schooße der Wüste, deren gelber Sand und verwitterter Felsen nur die Tags eingesognе Sonnengluth wiedergeben, gellt das Gelächter streifender Hyänen, das Geheul der Schakalheerden, die nach Raub ausziehen oder nach einem Sumpfe, ihre schlaffen Kehlen mit der trüben Lache zu erfrischen. Im hohen Schilfe des sumpfigen Flußufers ertönt ein furchtbares Schnauben, ein Brüllen wie von Ochsen: es plätschert in der lauen Fluth, Alligatore spielen in den

Digitized by Google

Wellen, krabbeln an's Ufer hinan. Ekelhafter Moschusgeruch verräth die schwarzgrünen kalten Leiber, denn nur die leuchtenden bleiernen Augen der scheußlichen Ungethüme sind in der Dunkelheit der Nacht und des Röhrichts sichtbar. Der Nachtreiher erhebt sein eintöniges Froschgeschrei (Qua-Qua), gespenstisch tutet die Sumpfeule und die Wasserkröte, der Glockenfrosch stimmten mit ihren melancholischen Tönen in das unheimliche Nachtconcert ein.

Wie im gemäßigtern Norden das Leben nicht so üppig, das Blut von Menschen und Thieren langsamer durch die Adern fließt als unter der Tropensonne, und weder solche Farbengluth noch solcher Formenreichthum die Sinne bezaubert, so bricht denn auch seine Nacht nicht wie eine wilde Mohrenfürstin herein, sondern wie eine ernste ruhige Königin betritt sie gemessenen Schrittes mit mildem Scepter ihr friedliches Reich. Wir finden da nicht diese blutrothen lechzenden Rachen, dieß Zorngebrüll des Königs der Thiere, nicht die von der scheitelrechtstehenden Sonne ausgekochten Triebe und Leidenschaften, die in Riesenleibern wüthen, weder diese Gluth noch diese Finsterniß. Hie und da ein einsamer Laut, ein Schrei, ein Huschen, leises Rauschen macht das Gebot der Ruhe nur noch bindender, wenn es gleichwohl Zeugniß ablegt von verborgnem geheimnißvollem Leben. Wir müßten diesem Leben mehr mit Fleiß nachgehen, als daß es uns mit seinen Schrecken überwältigte; darum aber ist es nicht minder merkwürdig und auch nichts weniger als dürftig. Denn nicht allein daß die Katze der Jagd und dem Abenteuer nachschleicht und die Eule ihre Ritze in dem alten Thurme verläßt, während sonst alle Welt schläft, macht das Nachtleben unsrer Zone aus. Unsre Aufgabe ist es, die dunklen Wege aufzufinden, darauf dasselbe aus der Verborgenheit seiner Bestimmung nachgeht und so seine besondre Stellung im unendlichen Gebiete der Schöpfung ausfüllt. Versuchen wir, dieselbe wenigstens theilweise zu lösen!

Die höchsten Wipfel der Tannen und Eichen glühen nicht mehr im grünen Golde der untergegangenen Sonne, kein rothes Wölkchen am offnen Himmel spiegelt deren Scheidegruß wieder, der purpurne Horizont ist kälter und kälter geworden, an den fernen Bergzügen ist der violette Verklärungsschimmer erloschen, frostig, einförmig, ohne Schatten wie ohne Licht steht Alles und scheint zu trauern oder zu sterben. Nur die Sterne hoch über dem dämmernden Streifen am Horizonte zeugen noch tröstlich und verheißungsvoll von der mütterlichen Sonne. Ein Stück Nacht liegt an dem Berge der Wald, stumm und regungslos wie eine schwarze Decke Wiese und Saatfeld in der Ebene. Wo wäre da ein besondres Leben?

Im Halme, in der Blüthe, in jedem Blatte! und zwar ein eigenthümliches, ja mannigfaltiges Nachtleben.

I.

Schon ganz äußerlich und das gleichgiltigste Auge überraschend, zeigt beim Eintritte der Nacht die **Pflanzenwelt** auffallende Veränderungen.

Viele Blumenknospen zwar, wenn sie einmal aufgebrochen, bleiben ihre ganze Blüthezeit hindurch bis zum Abblättern Tag und Nacht geöffnet. Bei andern dagegen legen sich mit dem Eintritte der Nacht die feinen Blättchen gegeneinander, schließen sich gleichsam wieder zur Knospe, wie das geöffnete Auge zum Schlafe. So der Mohn (papaver nudicaule), die hemerocallis (fulva), welche dann erst der künftige Morgen wieder aufweckt. Zu diesen eigentlichen Tagblumen im Gegensatze stehen nun aber die Nachtblühen, die gerade Nachts sich aufschließen, während sie den Tag über geschlossen zu schlummern geschienen, wie das Leimkraut (silene noctiflora) und die Nachtkerze (oenothera). Die Wunderblume (mirabilis jalappa) und die Zaserblume (mesembrianthemum noctiflorum) öffnen ihre Blüthenkelche gegen 6—7 Uhr Abends, nach drei Stunden später die Purpurwinde (convolvulus purpureus) die ihren und behalten sie offen bis in den folgenden Morgen hinein. Wohl noch bekannter ist wie die prächtigen Blüthenblätter der großblumigen Cactus Abends zwischen 7 und 8 Uhr sich auszubreiten beginnen und nach kurzer

Digitized by Google

Dauer ihrer Herrlichkeit, bald nach Mitternacht schon, wie von Todeshauch angeweht zusammensinken und verwelken.

Es kann überhaupt der Schlaf der Pflanzen zwar verschieden sein, die Blüthe Mittags schon einschlummern, am späten Morgen noch nicht erwacht sein, — die verschiedene Individualität der Pflanzen greift da in den Einfluß von Tag und Nacht ein, — das aber gilt immer, daß Schlaf und Wachen zusammen 24 Stunden dauert und somit der große Gegensatz von Tag und Nacht im Leben der Natur dennoch anerkannt wird.

Wir begegnen indeß noch Wundersamerm, indem wir den Einfluß der dunkeln Nacht mit der noch dunklern Wetterprophetin sich compliciren sehen; denn schließt die sibirische Gänsedistel (sonchus sibiricus) Nachts ihren Blüthenkopf, so wird der kommende Tag ein heitrer sein, bleibt er dagegen geöffnet, so ist auf nahen Regen zu zählen.

Hier ist auch noch einer andern Eigenschaft zu erwähnen, welche mit dem Scheiden der Sonne selbst bei Blüthen geweckt wird, die vielleicht schon während des Tages geöffnet gestanden: der Entwicklung eines besondern starken Riechstoffes. Wer hätte nicht schon vom poetischen Dufte der Nachtviole wenigstens gehört oder gelesen? Minder berühmt, wenn auch nicht minder stark, ist der Geruch des Kranichschnabels (pelargonium triste), der der Siegerwurz (gladiolus tristis), der zweiblättrigen Orchis, des Leimkrauts (silene nutans), die alle den Tag über kaum oder gar nicht genuftet.

Ungleich bedeutsamer noch als dieser Einfluß auf die Blüthen sind indeß die Veränderungen zu denen der Eintritt der Nacht in den Blättern der Pflanzen den Anstoß giebt.

Nicht bloß um des reichen Gebietes willen, — man denke nur an einen einzigen Wald, — das von dem Einflusse beherrscht wird, mehr noch, weil ein ganz entscheidendes Moment für das Leben und Gedeihen der Pflanzenwelt darin gleichsam seine Verkörperung findet.

Wenden wir uns zunächst dem mehr Einzelnen und Aeußerlichen zu:

Mit dem Einbruche der Nacht sucht der Vogel das Nest auf und biegt den Kopf unter seinen Flügel; andere Thiere ziehen sich in ihre sichere Lagerstätte zurück und legen die von der Anstrengung des Tages ermüdeten Glieder zur Ruhe bequem, bis beide der Schlaf in seinem unsichtbaren Netze gefangen nimmt und ihre Sehnen, ihren Willen und ihre Begierden entstrickt, um sie mit neuer Kraft zu tränken. Aehnlich die Pflanze. Nur ist es hier der Reiz des Lichtes, der durch seine Wirkung, — nicht auf Nerven und Muskeln und Willen, sondern auf Zellen und Gefäße, die Pflanze so ermüdet, daß sie die erschöpften Kräfte muß wieder sich ansammeln lassen. Die äußerlich sichtbare Folge hiervon ist nun eben die Veränderung des Blätterstandes während dieses Schlafes. Als nächste Veranlassung hiervon scheinen wiederholte und genaue Untersuchungen (Dutrochet) einen Saftandrang im Zellgewebe darzuthun, bald an der obern, bald an der untern Blattfläche, der auf äußern Reiz hin (wie Wechsel der Tageszeit) erfolgt. Er wird vermittelt durch die Gefäße (Tracheen), welche aus dem Stengel durch den Blattstiel steigend, — nachdem sie hier einen Wulst gebildet, als Adernetz im Blatte sich verbreiten.

Schon 1563 beobachtete diese Erscheinung der bei Nacht wechselnden Blattstellung der Portugiese Gracias del huerto (Leibarzt eines Vicekönigs von Goa) an der Tamarinde, von der er schreibt, „ihre Frucht verhülle sich des Nachts zum Schutze gegen die Kälte in ihre Blätter". Erst Linné, und selbst ihm nur mit Hülfe des Zufalles, war es vorbehalten, das Allgemeine dieser Thatsache zu entdecken.

Die meist sehr zart gebauten und zusammengesetzten Blätter biegen sich mit dem Einbrechen der Nacht entweder herab, wie bei der gelben Balsamine, oder richten sich, wie die der Gartenmelde, empor und schmiegen sich an den Stengel oder Blattstiel so an, daß die untere Seite aufwärts gekehrt ist, während doch

Digitized by Google

den Tag über die Blätter ausgebreitet ihre Oberfläche dem Lichte zugewendet. Die Blätter von Malvaceen rollen sich gar mit ihren Rändern um den Stengel und die Aeste, wobei sie häufig noch die Blüthen wie ein Mantel schützend umschließen. Bei den zusammengesetzten Blättern bleibt der gemeinsame Blattstiel meist in seiner gewohnten Lage, während dagegen die Stielchen der einzelnen Blättchen durch Zusammenlegen und Auf- oder Abwärtskehren ihre Stellung verändern. Beim Steinklee (melilotus) richten sich die einzelnen Blättchen auf und wenden ihre oberen Flächen gegeneinander, beim Incarnatklee (trifolium incarnatum) neigen sie mit ihren Spitzen zusammen, wogegen die Theilblättchen der Sauerkleearten sich so zurückschlagen, daß umgekehrt die unteren Flächen sich nähern und an den gemeinsamen Blattstiel anlegen. Es findet hierin eine große Mannigfaltigkeit statt. Jeder aber, der schon Wicken, Klee, Sauerklee, Akazienarten zum Trocken eingelegt, weiß nur allzuwohl von der Beharrlichkeit zu erzählen, womit sich deren zum Schlafe gefaltete Blätter der Bemühung, sie auseinander zu breiten, widersetzen.

Wie mannigfach und abweichend indeß die Veränderung der Blattstellung bei den schlafenden Pflanzen sein mag, es wiederholt sich in derselben doch immer nur diejenige Lage, welche einem früheren Lebensabschnitte eigen war: das abwärts gerichtete Blatt hebt sich jugendlich empor, das flache wird wieder concav, das bereits convere flach, als wollte der Schlaf durch dieß Zurückdrängen in eine vorhergegangene Periode die zu rasche Abwicklung des Blattlebens anhalten, bis mit zunehmendem Alter, wo das Bedürfniß des Schlafes immer mehr schwindet, das Blatt dann rasch dem Tode verfällt. Es ist damit die Lage des Kindes verglichen worden, das im Schlafe ebenfalls der früheren Fötuslage sich nähert, während der erwachsene Mensch, dem älteren Blatte entsprechend, mehr die gestreckte Lage einnimmt. Die verschieden alten Blätter derselben Pflanzen zeigen alle diese Abstufungen, indem des Nachts die obersten jüngsten beinahe zur Knospe wieder geschlossen sind, während ihr Extrem die untersten ältesten, die auch am ersten absterben, kaum eine Lageveränderung wahrnehmen lassen. Zwischen beiden liegen die verschiedensten Zwischenstufen, dem ausgesprochenen Gesetze getreu. Allerdings übt nicht allein das Alter auf den tiefern oder leisern, kürzern oder längern Schlaf einen Einfluß, sondern auch die eigenthümliche Natur der Pflanze, ihre zartere oder derbere Substanz, weßhalb denn z. B. die meisten immergrünen und lederartigen Blätter, wie Nadelholz-, Buchs-, Lorbeer-, Hortensie-, Myrthenblätter in ihrer Jugend kaum eine Spur von Schlaf zeigen.

Da die Blumenblätter und selbst die Fruchttheile nichts als weiter gebildete, veredelte Stengelblätter sind, so ist alles von diesen Angeführte auch für sie gültig: sie verhalten sich, dem Schlafe gegenüber, nicht anders, als wie die jüngsten und zartesten Blätter.

Sind auch bei diesen verschiedenen Lagen die Stielchen der kleinen Blättchen (Theilblättchen) so gewunden und gebogen, wie sie im wachen Zustande ohne gewaltsame Verletzung nimmer zu drehen wären, so ist hier die besondere Pflanzenbildung wohl zu berücksichtigen, der Pflanzenschlaf aber bleibt, wie der der Thiere, doch immer ein Zustand der Abspannung, der erholungsbedürftigen Ruhe. Es schließt dieß passive Verhalten auch keineswegs eine entschieden ausgesprochene Thätigkeit aus, wie sie sich dargibt, wenn der Thätigkeit der Blätter während der Nacht nachgefragt wird und es ist dieselbe allerdings merkwürdig genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen.

Die Feuchtigkeit, welche die Wurzel als Nahrungssaft der Pflanzen einsaugt, steigt durch Zellen und Gefäße ununterbrochen hinauf bis in die Blätter, in denen hauptsächlich das überflüssige Wasser und die zur Ernährung untauglichen Luftarten ausgeschieden und der Luft zurückgegeben werden. Ebenso aber findet durch andere Kanäle wieder der Rückfluß des so gereinigten und zur Nahrung tauglich gemachten Saftes statt, abwärts und zurück bis in die Wurzeln. Diese Luft, welche die Blätter bei Tage aushauchen, ist besonders reich an Sauerstoff,

Digitized by Google

der sowohl von den Pflanzenbestandtheilen selbst herrührt, als aber auch von der durch die Wurzeln und Blätter aufgenommenen äußern Luft. Diesem Aushauchen von Sauerstoff bei Tage steht entgegen das Abgeben von Kohlensäure während der Nacht. Der Verlust von Kohlenstoff bei der nächtlichen Ausscheidung hat bei mehreren Pflanzen zur Folge, daß der Sauerstoff in ihnen vorwaltet und sich sogar dem Geschmacke wahrnehmbar macht, ohne sich in Wirklichkeit zu vermehren. Darauf stützt sich die Erscheinung, daß die Blätter mancher Fettpflanzen (verea pinnata) des Tags fast geschmacklos sind, früh Morgens dagegen einen entschieden sauren Geschmack besitzen, den ihnen dann der Sonnenschein allmälig wieder benimmt, indem er den Sauerstoff der Pflanze entbindet.

Der Gegensatz dieser abweichenden Erscheinungen bei Tage und bei Nacht wird aber wohl noch von der Verschiedenheit ihrer Bedeutung überwogen. Wir erblicken nämlich nicht weniger darin, als die Ergebnisse zweier ganz verschiedener Lebensverrichtungen, die sich ungefähr zu einander verhalten wie die Verdauung der Thiere zu ihrer Athmung. Der Verdauung des Thieres entspräche bei der Pflanze das Ausscheiden des Sauerstoffes, also die vorwiegende Tagesthätigkeit, während Nachts die Pflanze ebensowohl Sauerstoff aus der Luft verschluckt, um mit diesem ihren Kohlenstoff zu Kohlensäure zu verbinden, als daß sie diese dann aushaucht, wie entsprechend im thierischen Athmen geschieht. Die Aehnlichkeit von Pflanze und Thier liegt demnach am meisten in der beiderseitigen Athmung ausgedrückt. Durch diese Verschiedenheit in den Lebensthätigkeiten der Pflanzen und ihre Bedeutung ist aber zugleich die große Wichtigkeit des dabei so wesentlichen Einflusses der Nacht hinlänglich in's Licht gesetzt, eines Einflusses, der geradezu über die eine der beiden Hauptpulsadern alles organischen Lebens entscheidet. —

II.

Wie das Leben des Thieres überhaupt ein freieres, selbständigeres ist, als das an die Scholle gefesselte der Pflanze, so behauptet es sich auch gegenüber dem Einflusse der Sonne, zugleich damit der Nacht, in einer gewissen Unabhängigkeit. Diese Freiheit hindert aber keineswegs die Unterordnung unter die Gesetze der Natur im Großen und Allgemeinen, gegentheils trägt sie dazu bei, die Weisheit dieser Gebote nur in höherem Lichte leuchten zu lassen. Ein solches hat der Schöpfer in dem Gesetze des Schlafes der Natur zur Handhabung anvertraut. Es ist ein Räthsel. Wie weise nicht ist da die Wahl der geheimnißvollen Hüterin, die in dunkelm Schooße den Schlaf hält und die vor ihr zagende Creatur liebevoll damit bedeckt!

Was die Ermüdung in den Theilen des Nervensystems, das ist der Schlaf beim Gehirn und ebenso eine Folge von dessen anhaltender Thätigkeit. Wo diese Thätigkeit mit dem Tage in der Natur zusammenfällt, ist die Nacht die Zeit des Nachlasses, d. h. des Schlafes, und wo umgekehrt, fällt die Ruhe, der Schlaf auf den Tag. Dieser Gegensatz fehlt nie, und wie tief er begründet ist, zeigt gleich die Unregelmäßigkeit, welche im thierischen Körper sich äußerst, wo er einseitig verrückt wird: ist es ja bekannt, wie langes Wachen nicht nur die Pulsschläge häufiger macht, sondern einen Mangel an Ernährung, Abmagerung zur Folge hat, wie gegentheils zu vieles Schlafen die Vegetation und vorwiegend die Fettbildung begünstigt. Darum schläft auch das neugeborene Kind am meisten, und erwacht, wenn es Nahrung bedarf. Umgekehrt werden Erwachsene durch reichliche Nahrung schläfrig.

Kann auch willkürlich, bezüglich des Schlafens und Wachens, Tag in Nacht und Nacht in Tag verwandelt werden und liegt die Ursache des nächtlichen Schlafes oder Wachens des Thieres großen Theils in diesem selbst, so ist doch eine harmonische Uebereinstimmung dieses Wechsels beim Thiere mit dem Tag und der Nacht der Erde nicht zu verkennen, eine Uebereinstimmung, die ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß des erstern vom letztern in sich schließt. Dieses wird auch meist schon durch die organische Anlage der Thiere bestimmt ausge-

Digitized by Google

sprochen, die entweder für die Reize des Tages oder die schwächern der Nacht berechnet sind. Denken wir nur an's Auge und Ohr der Nachtthiere, z. B. der Katze, der Eule.

Durch den Schlaf wird weit überwiegend das Leben betroffen, welches das Thier von der Pflanze unterscheidet und das Gehirn, die Bewegungsnerven und Muskeln zu seinen Organen zählt. Die Sinne merken beim Schläfrigen nicht mehr auf die umgebenden Eindrücke, die Vorstellungen verwischen sich, der Willenseinfluß hört auf die Muskeln zu beherrschen, darum sinken die Augenlider unter einem Gefühle von Ermüdung, der Kopf wird vom Nacken nicht mehr getragen, die Erschlaffung breitet sich allmälig über den übrigen Körper und seine Glieder aus, bis er sie zuletzt im Schlafe vollständig bindet. Nicht so die Theile, welche die Ernährung vermitteln, den Darmkanal mit seiner Verdauung, das schlagende Herz mit seiner Blutbewegung, die Häute mit ihren Absonderungen u. s. w. Auch die Athmenbewegungen gehen im Schlaf ihren ungestörten Gang fort. Freilich einiger Einfluß zeigt sich auch hier, indem selbst das organische Leben im Schlafe Erholung zu finden scheint, macht ja das Herz darin weniger Schläge, als im wachen Zustande und ist der Athem des Schlafenden langsamer als der des Wachenden.

Näher in die Natur des Schlafes einzugehen und die Geheimnisse der Traumwelt aufzuschließen, wie verlockend das ist, wir müssen es uns versagen, um nicht noch weiter von dem geraden Wege abgeleitet zu werden, der uns durch das dunkle Gebiet des Nachtlebens dem Ziele zuführen soll.

Gilt das vorhin Gesagte zunächst von den höher organisirten Thieren, so hat doch Aristoteles schon den richtigen Satz aufgestellt, der Schlaf sei ein Gemeingut *aller* Thiere, mag das Maß und die Dauer von Schlaf und Wachen noch so verschieden und unregelmäßig sein, namentlich bei den Kaltblütigen. Denn wo man bei Thieren kein bestimmtes periodisches Wachen und Schlafen wahrgenommen hat, ließ sich doch eine zeitweise Abspannung und Ruhe beobachten, scheinen z. B. Insekten und Spinnen nicht selten wie aus einer Art schlafsüchtigem Zustande sich plötzlich aufzuraffen.

Wie bindend das Gesetz des Schlafes, schon das Angeführte deutete es mehrfach an, daß in der Anwendung dieses Gesetzes große Mannigfaltigkeit und Freiheit herrschen, die es keineswegs nur auf die Nacht beschränken. Dadurch wird denn ein reicher Beitrag an das Nachtleben in der Natur gewonnen. Denn wie wir bei den Pflanzen den Nachtblüthen begegneten, so finden wir hier eine ganz ansehnliche Gruppe Thiere, die der Ruhe und dem Schlafe entweichen, welche die Nacht über das laute Leben und Treiben des Tages hingebettet. Zum Theil sind es Diebs- und Raubgelüste, welche sie ihren einsamen nächtigen Weg schleichen lassen, nach dem fremden Neste, wo zu arglos ihr Opfer dem allgemeinen Frieden vertraut. Andere, furchtsamere wagen sich erst in der Dunkelheit hervor und gehen, von ihrem Mantel verborgen und geschützt vor der Gewaltthätigkeit der Mächtigen, ihren stillen Gängen nach.

Verfolgen wir die leisen Fußstapfen dieses Nachtlebens, aber machen wir uns auf den Weg, noch bevor die ernste Stille der Nacht der Welt das tiefe Schweigen auferlegt hat: Schon erblaßt das scheidende Licht in die aschgraue Dämmerung, ein unsichrer Nebel scheint die durchsichtige Luft zu erfüllen, schwarz werden die Umrisse aller Gestalten, die Einzelheiten auf ihrer Fläche löschen aus, am Baume fließen die Blättergruppen mit ihrer mannigfaltigen Färbung, ihren tausend Formen immer dichter zur schweren dunkeln Masse zusammen, nichts tritt mehr hervor, *nichts* zurück, alles Entferntere verschwimmt und verschmelzt mit der Erde mehr und mehr, nur die Theile, die über den Horizont in den lichtern Aether ragen, heben sich silhouettenartig davon ab. Die Verhältnisse gehen verloren, das Kleinere scheint groß, das Nahe ferne, trügerisch im letzten Nachtschimmer.

Während dieser Umwandlung des Tages in die Nacht sind die heiteren Sänger verstummt, der Streit der zankfüchtigen Spatzen ist beigelegt, ihre Nasch-

Digitized by Google

sucht wie ihre Neugier sucht keine Nahrung mehr, die Schwalbe ist von der Streiferei heimgekehrt und auch die muntersten der Vögel ducken sich im verborgenen Neste. Aber auch das schwere Geflügel der Höfe hat sich unter der Führung des stolzirenden Hahnes, des kräftigen Enterichs unter das sichere Obdach zurückgezogen, welches ihm sein eigensüchtiger Wohlthäter bereit hält. Schon lange sind die Heerden der Rinder, Schafe und Ziegen gemessenen Schrittes, wie im Gefühle ihres vollendeten Tagewerkes, nach den Ställen gezogen, oder wo sie im Freien übernachten, hoch auf den Alpen, da haben die zerstreuten Thiere sich gesammelt an ihren geschützten Nachtquartieren, stille stehen oder liegen sie umher, gruppenweise im thaufeuchten Grase, das fröhliche wie das begehrliche Gebrüll ist verstummt, selten nur ertönt noch bei lässiger Bewegung eine vereinzelte Schelle.

Dagegen aber beginnt sich's zu regen und zu bewegen im heimlichen Gebüsche, im Saatfelde, im Röhricht und zwischen den Schollen, über die unser Fuß wandelt. Da, dort kriecht's aus der Verborgenheit der Erde hervor, huscht's vorüber, fliegt's durch die Nachtluft, stumm oder mit einem kurzen Schrei, einem eintönigen Rufe. Es ist das Gethier der Nacht, dessen Stunde gekommen und das sich aufmacht, unter dem Schutze der Dunkelheit der reichern Hälfte seines Daseins sich zu erfreuen. Vor Allen indeß begegnen wir noch einer Gruppe, die gleichsam als Vorläufer der eigentlichen Nachtthiere eine Mittelstellung einnimmt. Das eigentliche Element derselben scheint der Uebergang vom Tage zur Nacht, die Dämmerung zu sein, indem für sie einestheils wie bei den Nachtthieren, der Reiz des vollen Tageslichtes zu heftig ist, anderntheils (und damit nähern sie sich den Tagthieren) ihre Körperbildung doch nicht zart und empfindlich genug ist, um durch den so geminderten Reiz der tiefen Nacht hinlänglich zur Entfaltung ihrer vollen Lebensthätigkeit angespornt zu werden. Für diese Thiere scheint dann eben die Dämmerungsstein, das Zwielicht, — und da gar nicht ausschließlich nur das abendliche, — den ihnen angemessensten Reiz zu enthalten. Wie sie beim beginnenden Dunkel munter, wach werden und ihre Schlupfwinkel verlassen, darin sie den Tag über geschlafen, oder doch träge geruht, so wieder suchen sie dieselben auf, sobald die Nacht einmal zur vollständigen Herrschaft gelangt ist.

Als das sprichwörtlich gewordene Sinnbild dieses Mittelzustandes von Tag und Nacht gilt schon seit ältester Zeit die Fledermaus und hat zu mancherlei, nicht immer schmeichelnden, Anspielungen sich herleihen müssen. Und in der That, wie sie nicht dem Tage und nicht der Nacht angehört, so steht sie auch zwitterhaft zwischen den Vierfüßlern und den Vögeln, zwischen Erde und Himmel. Aus Ritzen und Spalten, den Winkeln dunkler, spinnwebbehangner Schuppen und Dachräume, aus verlassnen Gewölben und Thürmen, darin sie den Tag über mit zusammengefalteten Flügeln sich versteckt und höchstens in einer Rauchkammer am Specke besondre Rührigkeit entwickelt, — aus solchen finstern Verstecken flattert im Zwielicht dieß merkwürdige Thier gespenstischen Fluges seiner Beute nach, den Mücken und Schmetterlingen und Käfern, die, gleich ihm, an die Dämmerung gewiesen sind. Gelegentlich trägt auch auf solchem Spazierfluge eine Mutter ihr Junges am Halse mit sich und hascht gleichwohl gewandt hier und da ein Insekt, dort wieder eins. Ohne sich während der kurzen Dauer ihrer Regsamkeit mit dem Verzehren der Beute die Zeit zu verkürzen, sammelt sie vielmehr dieselbe bis zu gelegenerem Augenblicke in ihren Backentaschen an. Denn beim vollem Einbruche der Nacht ist sie ja schon wieder verschwunden und birgt sich in sicherm Schlupfwinkel vor den Nachstellungen ihrer gefährlichsten Feinde, den Katzen und Eulen.

Andere Vertreter dieser Thiergruppe stellen sich indeß weit zudringlicher uns vor Augen. Erinnern wir zunächst nur an den leidigsten der Frühlingsboten, den Maikäfer, der gefräßig sich über die Lenzluft mit ihren Blüthen und Düften hermacht und trotz der ihm gestatteten Frist, häufig genug noch den Herbstsegen mit vorweg nimmt und seinem Bauche opfert. Stumpf und unbehilflich hängt

Digitized by Google

er den Tag über an den zarten Blättern der Büsche und Bäume und frißt sie bis auf die nackten Rippen ab. Eine rechte Landplage sehen wir ihn in den sogenannten Maikäferjahren zu viel Tausenden auf den blühenden Obstbäumen wie an den Kastanien, Pappeln und Linden unserer Spaziergänge haften. Ein Schütteln des Stammes stürzt die Schmarotzer haufenweise in's Gras herunter, wo sie zuweilen die Flügel zu einem matten Flug ausspreiten, meist aber unbehilflich liegen bleiben. Kaum indeß bricht der Abend herein, so raffen sich die schweren Thiere auf, ihre stumpfe Sinnlichkeit tritt zurück, wie von einem höhern Zuge erfaßt lüften sie die harten Flügeldecken, die zarten feinadrigen Unterflügel entfalten sich und erhabnen Hauptes steigen sie in die blaue laue Abendluft hinauf. In stoßweisem Fluge geht es bald hier bald dort hinaus und ohne sich lange vorzusehn prallt einer in seiner selbstvergessnen Schwärmerei hier an einen Baumstamm, dort gegen eine Wand, gelegentlich auch wider die Stirn eines Menschen und stört so hie und da durch sein Schwärmen und seine Art des Lenzes sich zu freuen den Naturgenuß empfindsamer Spaziergänger.

Etwas bescheidener, namentlich auch in Betracht der Kopfzahl, in der er seinen Besuch abstattet, ist der Nachfolger des Maikäfers, der geschmeidigere blonde Brachkäfer, wie sehr sonst in Gestalt und Sitten beide Vettern sich ähnlich sehen. Hingegen von einem ganz andern Schlage zeigt sich der schwarzblaue, glänzende Roß(Mist-)käfer. Das kraftvolle Thier, das Tags auf staubiger Landstraße den Unrath durchkrochen, verläßt Abends ebenfalls seine unsaubere Werkstätte, zu einem schwerfälligen Fluge im gewichtigen Panzerkleide sich aufraffend. Recht vergnüglich surrt er dabei zu seinem Kunststücke und läßt sich nicht beirren, ob er auch nach einer Weile wieder in den Staub kollere. Ruhig, selten und anspruchslos, wenn gleich plumper, knolliger und bäuerischer als der Maikäfer, fällt er wohl nie lästig, es geschähe denn etwa einmal gleichfalls durch eine unsanfte Begegnung, welche ihm indeß um so eher nachzusehen ist, als er die Reise unternommen einen morgenden schönen Tag zu verkünden.

In den Wegen unsrer Gärten, über die Beete weg, auf Aeckern, begegnen wir noch einem andern Käfer, der bei allem Bestechenden seines Aeußern doch eine viel weniger harmlose Natur ist. Eilfertig, im Eifer immer, läuft er schußweise seinen Weg vor sich her, über Steinchen, Hölzchen und andere Hindernisse kräftig hinweg, als müsse dieses, jenes Nothwendige noch schnell besorgt werden. Er steht wohl plötzlich stille, stutzt oder besinnt sich, rennt vor einer drohenden oder eingebildeten Gefahr wohl auch auf die Seite zurück, obschon er kräftig und entschlossen genug aussieht. Es ist der ungeflügelte, goldschillernde Laufkäfer, der seinem Jagdvergnügen obliegt und räuberisch und grausam über Raupen, Engerlinge und auch Schmetterlinge, als seine Beute, herfällt, sogar selb dritt, viert den größern Maikäfer angreift, von hinten ihm mit dem Kopfe unter die Flügeldecken dringt, sie an der Wurzel abbeißt und nun den Rumpf herausfrißt. Aber auch die Hand, die ihn anfassen will, mag sich vorsehen, weil er mit seinen beißzangenförmigen Oberkiefern gar empfindlich zu packen und zu kneipen versteht. Durch diese seine Liebhaberei arbeitet er zwar dem Menschen in die Hände, indem er dessen Garten vom Ungeziefer befreit, und auch sein grüngoldnes Kleid müßte ihn empfehlen, geiferte und spritzte er nur nicht gar zu leicht bald seinen schwarzgrünen und ätzenden Saft heraus und verbreitete er nicht, selbst bei der bloßen Berührung einen so widerwärtigen Geruch.

Es ist wahr, die Sympathie für alle diese Thiere der Dämmerung ist bei uns nicht groß, verstehen sie doch eigentlich nur unsrer Bequemlichkeit sich lästig zu machen. Dieß aber verzeihen wir ihnen, selbst neben wirklichen Diensten, weniger als manchem vollendeten Räuber seine nächtlichen Unthaten. Gleichwohl erfordert es die Gerechtigkeit, daß wir auch die Lichtseite in unserm dunkeln Gemälde nicht ganz vergessen:

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugendzeit her des gewaltigen gelb und braun gefleckten und gebänderten Schmetterlings mit dem geheimnißvollen

Digitized by Google

Todtenkopfe auf dem dicken Rücken? — an diesen Stolz jedes angehenden Sammlers, der wie ein König mitten in den Schmetterlingssammlungen thront und alle seines Geschlechts verdunkelt? Oder wer weilte Abends noch im Garten und sah nicht um die Blüthen den dickleibigen, langgerüsselten Taubenschwanz stets an gleicher Stelle mit so unendlich raschen Flügelschlägen sich erhalten, daß es schien, er stehe in der Luft stille und er sei leicht zu erhaschen, bis er bei der Annäherung pfeilschnell von dannen schoß? Beide, und mit ihnen der Wolfsmilchschwärmer, der Weinvogel, das Abendpfauenauge, die Oleander-, Liguster-, Weiden-, Pappel- und Lindenschwärmer, all' diese kräftigen Schmetterlinge von zarter, gefälliger Färbung schwirren und schweben während der Dämmerung um die starkduftenden Blumen, mit den vorgestreckten Rüsseln ihre ätherische Nahrung suchend. Der helle Tag wie die dunkle Nacht verweisen auch diese kraftvollen und energischen Falter über ihre Grenzen in die Morgen- und Abenddämmerung hinaus. Während ihnen im heißesten Sonnenscheine die bunten, leichten Tagschmetterlinge voranschweben, die von Blume zu Blume flattern, folgen ihnen in der Nachtdunkelheit mit leise schwirrendem Fluge die Nachtfalter: die Pfauenaugen, die Eulen, der Bär, das Ordensband, deren Raupen sogar auch theilweise nur des Nachts ihrer Gefräßigkeit fröhnen und ebenso der berühmteste aller Schmetterlinge, der Seidenwurm.

Aber wenn wir mit letzterm uns nun dem eigentlichen Nachtleben zuwenden, suchen wir es dann, um seine reiche Mannigfaltigkeit anschaulicher zu machen, in der freien Natur selber auf, nicht in irgend ein System gezwängt, nein, in der bunten Fülle der Freiheit, welche, unnachahmlichen Reizes voll, das Gesetz durch des Gesetzes Geist überwindet.

Treten wir zuerst in die zwiefache Nacht des Waldes:

Zum Glücke ist heutzutage der gefräßige Nimmersatt, der Mörder von Hause, Isengrin, in der Fabel bekannter als in unsern Umgebungen. Wir brauchen deßhalb dem gefährlichen Gesellen nicht nachzugehen durch den knarrenden fußtiefen Schnee der Decembernacht nach dem sandigen Waldsaume hin, von dem aus der Bösewicht im dicken, struppigen Pelze seine Gewaltthätigkeiten planiert, während alle Welt in die warme Stube oder in das Obdach einer Höhle, eines schützenden Winkels vor den Eisnadeln des Nordwindes sich flüchtet. Machen wir einen minder gefährlichen und beschwerlichen Gang durch den dichtbelaubten Wald einer Sommernacht: Dunkel und nächtig ist Alles, unförmliche schwarze Massen liegen die Büsche umher, hängt das Laub der Bäume herunter. Nur wo eine Lichtung sich öffnet oder zwischen den Kronen vom Monde ein Dämmerschein hereinfällt, da zeigt sich in der allgemeinen Finsterniß eine unsichere Helle, fällt ein matter Wiederschein von den glänzenden Blättern, die wie schauernd in der Nachtluft rauschen und sich bewegen. Nächtliche Stille, Dunkel und eine Auswahl heimlicher Verstecke, daneben gerade so viel oder wenig unsicheres Licht als zum Täuschen erforderlich, — das ist so recht das Element, darin die Diebe gedeihen. — Wir begegnen darum gewiß auch zuerst dem Diebe der Diebe, dem Fuchse, der in seinem bösen Gewissen mißtrauisch aus dem Busche schleicht, welcher ihn den Tag über verborgen. Er hat weder einen einfachen Gang noch einen geraden Weg. Wohl ist's ihm um eine Mahlzeit jetzt zu thun, aber ein paar Mäuse, eine Blindschleiche, Heuschrecken sind doch auch gar zu magere Kost, für solchen Imbis verschwendet er weder so viel Zeit noch solche Vorsicht, wenn er sie auch im Vorbeigehen mitnehmen mag. Vögel und Eier im Neste, oder noch besser in den Netzen des Vogelstellers, den Dohnengängen, findet er schon weniger unter seiner Würde und er ist guter Haushalter genug, um das, was er nicht frißt, in Büsche zu verschleppen oder für magere Zeiten in die Erde zu verscharren. Eilig und gewandt eilt er am langsameren Dachse vorüber, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den schwerfälligen ehrlichen Narren, der mit einer Maus, einem Frosche, die er in der Dunkelheit überraschte, sich zufrieden giebt. Und sonderlich freundlich grüßt ihn dieser auch nicht, er gedenkt in seinem

Digitized by Google

zähen und mißtrauischen Sinne der argen Neckereien, durch die ihn der Arglistige aus dem wohlausgeführten, mühsam gegrabenen Baue vertrieben. Darum geht ein Jeder in der Dunkelheit seiner Wege, denn Reinecke mag trotz aller Tücken sein Fell weder den starken Kiefern und scharfen Zähnen, noch den Sichelklauen des im Kampfe muthigen Dachses bloßstellen, und dieser, obwohl ungesellig und furchtsam, weiß wohl, daß er mit seiner plumpen Geradheit doch nur da an den Galgen käme, wo der Schelm seinen Hals aus der Schlinge zöge und ihn auslachte. Reinecke nähert sich dem Waldrande, von wo man das Licht im abgelegenen Bauernhofe blinken sieht, er sondirt die Gegend und sein Spitzbubenauge hat im Hofe auch sogleich eine Hühnerleiter entdeckt. Eine Hühnerleiter aber steht selten vergeblich da, gewöhnlich sind auch Hühner in der Nähe. Hühnerfleisch, findet er nun, wäre ein ganz schmackhafter Braten, auch für ihn, und er ist Menschenkenner genug, um der Vermuthung Raum zu geben, die nachlässige Magd, welche die Leiter Abends stehen gelassen, könnte auch vergessen haben, das Thürlein zu schließen oder wenigstens nur bis auf eine Spalte, durch die er seine spitze Schnauze zu stecken und sich selber weiter zu helfen vermöchte. Er will's versuchen und unter der Obhut seiner verschlagenen Vorsicht führt ihn seine räuberische Gier über die natürliche Grenze seiner Furchtsamkeit hinaus.

Vor dem Holze draußen trifft er schon einen Waldgenossen, der sich gleichfalls aus dem Dickicht gewagt, indeß an seinem neuen Gefährten kein sonderliches Gefallen zu finden scheint, im Gegentheil, sofort das Panier gegen ihn erhebt. Es ist nun freilich bloß das Hasenpanier. Ueber Stauden und Stöcke entweicht der jugendliche *Lampe* die Anhöhe hinan und viel gejagt und geplagt, wie sein Schicksal einmal ist, verdankt er auch diesmal seinen empfindlichen Ohren und gewaltigen Läufen, mit hundert spaßhaften und listigen Kreuz- und Quersprüngen, die er aus purer Angst macht, das theure Leben. Erst wenn das Feld wieder rein gekehrt ist, wagt er sich, weniger klug als überaus furchtsam, auf seinen höchst verwegenen nächtlichen Raubzug zurück gegen die Krautköpfe, den saftigen tiefen Klee und zittert und fährt zusammen, wenn nur ein Blättlein sich rührt, ein Halm bewegt, an den Niemand als er selber gestoßen, trotz den Haaren, die er nicht nur auf den Zähnen, sondern sogar im Rachen trägt, ein vollendeter Hasenfuß.

Aber bleiben wir noch einen Augenblick in dem nächtigen Walde und suchen uns mit Vorsicht den Weg durch die Finsterniß.

Da funkeln von einem Baumaste herunter zwei glühende Kugeln, die unruhig und wild sich nach uns zu kehren scheinen. Es sind die leuchtenden Augen der *wilden Katze*, die dort oben den Vögeln nachstellt, welche, im Neste überrascht, schlaftrunken gegen die Mörderin vergebens sich sträuben und mit den schwachen Flügeln schlagen. Scheu und grimmig zugleich blickt sie nach der drohenden Gefahr, denn selbst ein überlegner Feind würde die Schärfe ihrer Krallen wie ihrer Zähne schmerzvoll empfinden. Sie ist nach ihrer Bildung das ächte wirkliche Nachtthier: der düsterbraunen, gemischten Farbe, dem schleichenden, leisen Gange nach, mit ihrer lauernden List, vor allem aber in Ansehung des scharfen Gehörs, des reizbaren Auges mit der langen Pupille, die sich im Sonnenlichte fast ganz schließt, während die Tagkatzen durch runde Pupillen sehen.

Aber sie ist nicht allein; dort aus der Felskluft funkelt noch ein anderes starres Augenpaar, ja es erhebt sich selbst, leuchtet jetzt schwefelgelb aus der Luft, schwebt vom Dunkel des Dickichts leise, geräuschlos, in nächtigem Schatten hinaus nach der Waldlichtung. Wirklich, gleichfalls ein runder Katzenkopf scheint es, der auf gewaltigen Schwingen dahinfliegt. Aber er gehört der einsiedlerischen *Eule* an, die nach jungen Hasen, Vögeln, Mäusen auszieht. Auch ihre Farbe ist düster und sanft, der Flug mit den weichen Schwungfedern unhörbar, Auge und Ohr groß und empfindlich, die Pupille, ähnlich der Katze, länglich. Ein durchdringendes Geschrei macht das Nachtthier der Furcht und dem Aberglauben nur noch schreckhafter.

Digitized by Google

Während Räuber und Mörder im Dunkel des Waldes hausen und aus seinem Schutze hervorbrechen, die heilige Stille der Nacht zu mißbrauchen, oder naschsüchtige Hasenfüße böses Gewissens ihre heimlichen Pfade schleichen und über ihr eignes Geräusch erschrecken, — kurz, während die thierische Leidenschaft der Natur wach ist, ertönen im Vorwalde aus einem Weißbuchen-Gebüsche mit einmal weich, schwellend, aus tiefster Brust melodische Töne. Es ist der Gesang der Nachtigall. Voll und unerschrocken schallt er durch die Finsterniß, denn Mondschein und Nachtigallen sind in der Natur nicht so unzertrennlich wie in der Lyrik oder dem Romane. Das Schweigen rings erhebt noch die Gewalt der Töne und macht den Gesang, der ursprünglich wie die Macht der Poesie selber, desto überwältigender. Das gute Gewissen der arglosen Sängerin kennt keine Furcht und hat nichts zu verheimlichen. Unbekümmert um die Welt, in der Fülle ihres Gesanges aufgegangen, bedarf sie auch keines Bewunderers noch Beifalls. Die Mannigfaltigkeit des Nachtigallenschlages ist bekannt, man hat, die kleinen Variationen nicht gerechnet, 24 verschiedene Strophen unterschieden. Was darin besonders ergreift, das ist die Harmonie in dem anmuthigen Wechsel vom Weichen, Schmelzenden bis zum Gellenden. Denn während einzelne Strophen melancholische Töne hinziehen und wie leise ersterben lassen, schmettern andere rasch eine Reihe scharfer Töne hin. So weiht gleichsam die Königin des Gesanges die entheiligte Nacht wieder und drückt ihr, neben dem Stempel der feierlichen Ruhe, den der tiefen Poesie auf, deren Macht jetzt auch das Herz sich beugt, welches aus dem Geräusche des Tages die edleren Accorde vielleicht nicht herauszuhören vermocht.

Verlassen wir nun den Wald und folgen der Fährte des verschlagenen Fuchses und des lüsternen Hasen in das offene Feld, in die bebaute Nähe der menschlichen Wohnungen, denn auch vor den Umwandlungen der Cultur scheut das Nachtleben nicht zurück, vielmehr scheint ihr künstlicher Boden es noch erst recht anzulocken. Wir begegnen ihm in den Saatfeldern und auf den Matten, die sich in weiten Strecken hinziehen, auf den Brachäckern, den Gemüsepflanzungen wie an den Hecken und Wegen, welche diese durchkreuzen, bis in die eingefriedeten Räume der Krautgärten und die noch engern der Höfe und Stallungen.

Aus den buschigen Waldungen, darin sie sich des Tages versteckt gehalten, streicht von März bis in den Weinmonat die Schnepfe Abends und Nachts auf Wiesen und Aecker, dort unter Regenwürmern, Maden und Schnecken ihre Nahrung zu suchen und kehrt früh Morgens wieder in's Holz zurück, meist in kleinen Gesellschaften. Die großen, nach hinten stehenden Augen kennzeichnen sie hinlänglich als Nachtvogel. Etwas später im Jahr, Anfangs Mai, stellt sich noch ein anderer Zugvogel ein, der die Frucht- und besonders die Waizenfelder bewohnt und Nachts durch seinen eigenthümlichen Schlag sein Wachsein verräth. Wer kennt nicht die Wachtel und ihren Ruf? Ist sie auch kein vollkommener Nachtvogel, so stellt sie doch ihre Wanderungen, und sogar theilweise zu Fuße, des Nachts an, bis sie Anfangs Weinmonats mit günstigem Nordwestwinde über'm mittelländischen Meere das wärmere Clima Afrika's aufsucht, wenn sie nicht etwa in Rom oder Sardinien überwintert. Wie ihre Streitlust bereits den Griechen und Römern bekannt war und zu Gefechten benützt wurde, so beschrieb andererseits der Psalmist schon ihre Reisen (Psalm 78, V. 26—29) „Er ließ wehen den Ostwind unter dem Himmel und erregte durch seine Stärke den Südwind, und ließ Fleisch auf sie regnen wie Staub und Vögel wie Sand am Meer und ließ sie fallen unter ihr Lager allenthalben da sie wohneten."

Aus Busch und Feld verirrt sich auf ihren nächtlichen Streifzügen noch näher zu den Stätten der Menschen und selbst nach den offenen Plätzen der Städte und bis in die Ställe der Bauernhöfe hinein die unheimliche, vom Aberglauben gefürchtete Nachtschwalbe. Der Volksmund nennt bekanntlich diesen vollständigen eulenartigen Nachtvogel, der nie bei Tage seinen Schlupfwinkel verläßt, auch Ziegenmelker, obschon er auf seinem schwirrenden Fluge nicht der

Digitized by Google

Ziegenmilch halber nach den Ställen sich verirrt, sondern lediglich in der Hitze seiner Jagd nach Mistkäfern, die einmal dort ihren Aufenthalt nehmen.

Doch nicht einzig die beschwingten und flüchtigen Bewohner der Lüfte wagen sich in das von menschlichem Fleiße und Witze beherrschte Gebiet, aus der Wildniß in die Nähe unserer Wohnungen. Im gemeinen Igel begegnen wir einem ziemlich unbehilflichen Vierfüßler, der gleichsam ein freiwilliges Mittelglied bildet zwischen den Thieren der freien Natur und den zahmen Hausthieren, ja durch seine nützlichen Eigenschaften diesen vielleicht noch bestimmter sich einreihte, wenn neben einigen lästigen Eigenschaften nicht gerade wieder sein ausschließliches Nachtleben ihn entfernte, denn das ist wahr: in dem feindlichen, drohenden Stachelkleide steckt die friedlichste Seele der Welt. Läßt er sich indeß, trotz seines zurückhaltenden Wesens, kirren, und würde er bei seiner Liebhaberei für Mäuse und Schaben den vortrefflichsten nächtlichen Küchenhüter abgeben, seine geringe Reinlichkeitsliebe und ein widerlicher Geruch schließen ihn dann doch wieder aus von einer zu befreundeten Stellung beim Menschen. Und dann wie unbeweglich schwer er bei Tage erscheint, der Gefahr nicht entflieht, sondern in sich zusammengerollt sie erwartet, Nachts ist er die Beweglichkeit selber, ein sehr unruhiger und unbequemer Nachbar, der nicht nur die flinke Maus einholt, sondern sicher auch jeden Stubenvogel erhascht, in dessen Bereich der Zufall ihn vielleicht geführt. So treibt sich denn der stachligte Geselle meist in den Gärten draußen, in Zäunen herum, versteckt sich auch unter Brunntröge, in Scheunen und Ställe, noch lieber in den Milchkeller und geht in der Dunkelheit auf Wegen und Stegen Insekten, Regenwürmern nach, ohne indeß Wurzeln, Obst und besonders Trauben gering zu achten. Wenig wählerisch, macht er sich selbst, bei gehörigem Appetit an eine sonst nicht sehr einladende Kröte, die den unförmlichen warzigen Leib mühsam mit den dünnen kurzen Schenkeln auf der Straße fortschiebt, auf die sie des Nachts aus Hecken oder Mauerlöchern gekrochen. Vergebens bläht sich und geifert und schwitzt der edle bewegliche Klumpen einen scharfen Duft aus, vergebens blicken die Klotzaugen des dicken Kopfes den stachligten Feind zornig an. Diesem schmecken ihre Schenkel, die ja auch von andern Schleckmäulern häufig genug statt Froschkeulen verspeist werden, viel zu gut, als daß er sich von so ohnmächtiger Wuth zurückschrecken ließe. Und so fällt denn der kleinere Räuber, während er mit herausgeschlagener Zunge Gewürm und Insekten erhascht, oder zwischen den Kinnladen zerdrückt, dem größern und stärkern Räuber zur Beute.

Noch eines andern Thieres, das nicht minder träge und wenn weniger widerlich, dafür schädlicher ist, der Schnecke, bleibt hier zu gedenken. Wer hat nicht auf Weg und Steg die oft fast spannenlange graue, gefleckte oder rothe nackte Wegschnecke angetroffen und die Richtung ihres Laufes an dem glänzenden Schleimstriche hinter ihr her bemerkt, wenn ihm auch Zeit und Geduld gefehlt, den langsamen Gang des Thieres selber zu beobachten? Wer hat nicht die Klagen der Landleute und Gärtner gehört über die Plage der zahllosen Ackerschnecken, welche die junge Saat zerstören und die Kohl- und Salatstauden und Setzlinge aller Art bis auf die Rippen kahl fressen? Während diese gefräßigen Thiere Tags unbeweglich liegen, meist noch unter Steine, Holz und Erdklumpen vor den Sonnenstrahlen sich verkriechen, entfalten sie Abends und während der Nacht eine unheilvolle Rührigkeit, die zu oft nur allen menschlichen Fleiß und alle Mühe vereitelt und das Sprüchwort von der Schneckenlangsamkeit bis zum kommenden Morgen vollständig in seiner Giltigkeit aufhebt.

Aber wie das belebende Sonnenlicht in die Erdrinde hineindringt und die erstarrte Thierwelt, die sich vor dem Winterfrost in die wärmere Tiefe geflüchtet, mit ihren Strahlen erweckt und an die Helle des Frühlingstages herauflockt, so zeigt sich auch die geheimnißvolle Macht der Nacht noch unter die Erdoberfläche und deren Schlüfte und Klüfte, bis in die Tiefe der schwarzen Kruste hinein wirksam. Da drunten, wo nie ein Lichtstrahl hinabdringt, wo die harte Erd-

Digitized by Google

rinde eine unüberwindliche Scheidewand gegen die dem Leben geweihte Oberwelt bildet; in der Tiefe und Finsterniß des Grabes beginnt sich's beim Eintritte der Nacht zu regen, zu den gleichen Zwecken, mit denselben Leidenschaften, von den nämlichen Kämpfen, darin auf der freiern, reichern Oberfläche das Naturleben sich entfaltet. Ellentief unter dem Rasen, unter der Scholle des Ackers bewegt sich der Regenwurm und windet sich aus dem Gefängnisse des schwarzen harten Grundes hervor. Aus seiner Grabesnacht steigt er in die mildere, freundlichere Erdennacht hinauf und wenn dem augenlosen Wurme auch da kein Stern leuchtet, im Thaue der Nacht, in dem leichten Elemente der elastischen Luft findet er Ursache genug, sich eines unbeengtern, höhern Daseins zu freuen.

Nicht minder rührig indeß zeigt sich auch sein geschworner Todfeind, der Maulwurf, der in weichem Sammtkleide nebst seinem Weibchen, sonst behaglich genug, in unterirdischem, künstlich mit Laub, Moos und Gras tapeziertem, rundem Gewölbe haushält. Verlebt er den Tag zwar ziemlich zurückgezogen, so liegt er dafür Nachts, wenn's auf der unruhigen Erde droben stille geworden, mit den gewaltigen Schaufelarmen und dem beweglichen Rüssel um so emsiger seiner Arbeit ob, gräbt sich 5—6 Zoll tief unter'm Boden seine Gänge, wobei er den losen Grund mit dem Kopfe über sich wirft. Da er als geborner Meister sein Handwerk auswendig versteht, so würden ihm in seiner unterirdischen Werkstätte Tag und Nacht in so weit gleich sein, wenn nicht die Nacht, wegen der seltnern Störung durch Unberufene, ihren Vorzug hätte, trotzdem darin auch seine Feinde, der Marder, der Igel, die Eule wachen und ihm auflauern. Daß ihm noch neben diesen der Schermäuser mit seinen Fallen nachstellt, das geschieht mehr im Namen des Unverstandes als des landwirthschaftlichen Vortheils, da dem armen Thierchen die ziemlich unschuldigen Grundhaufen, welche es über'm Grase aufwirft, wohl hingehn dürften, in Betracht der schädlichen Regenwürmer, Engerlinge und Werren, die es in unterirdischem Kriege ritterlich vertilgt und dabei den Wurzeln der Gewächse nur sehr wenig Leid zufügt. Aber Unkenntniß und altes Vorurtheil setzen nur zu häufig alle die gelben abgestorbenen Stellen in Wiesen und Feldern auf seine Rechnung, während es die häßliche Werre (Erdkrebs) ist, die mit ihren Vorderpfoten zwar gleichfalls nur ihre Gänge gräbt, aber so hart unter'm Rasen hin, daß sie die Wurzeln der Pflanzen vorerst abbeißen muß, bevor sie ihre Tunnels zu Stande bringen kann. Tiefer, in geräumiger Höhle, liegt dann erst noch die rechte Bescherung des schädlichen Thieres, ein paar hundert Eier, aus denen mit der Zeit nicht geringere Zerstörer hervorkriechen. Aus ihren Gängen schlüpft mit Nachteinbruch die Werre auf die Erdoberfläche und ergeht sich in der Dunkelheit auf Wegen, Feldern und Gartenbeeten, bis der dämmernde Tag sie wieder in ihre Löcher scheucht, wenn nicht inzwischen Marder, Maulwürfe oder ein Nachtvogel sie wegfangen, der Fuß eines späten Wanderers sie zertritt.

Besser angeschrieben, und selbst zu musikalischer Berühmtheit gelangt, ist eine ziemlich nahe Verwandte der so verhaßten Werre, die von den Alten bereits gefeierte Grille. Allerdings ist dieser auch der sanfte zirpende Gesang der mißliebigen Base, wie sie ihn, (um der Wahrheit die Ehre zu geben), auf ihren nächtlichen Wanderungen hören läßt, zu Gute geschrieben worden. So wenig sonst Grillen angenehm sind, auch musikalische nicht, so haben doch die Hausgrillen (Heimchen), wie die Feldgrillen durch ihr bekanntes feines Zirpen, das etwas Stillfröhliches, in sich Vergnügtes und Zufriedenes, vielleicht auch ein wenig Eintöniges hat, neben dem Rufe des musikalischen Talentes, sich noch den der Häuslichkeit und Friedlichkeit erworben. Die nächtige Verborgenheit, darin die Thierchen sich produciren, mag dieses Urtheil der Welt befestigt haben und ferne sei es von uns, den poetischen Schleier zerreissen zu wollen. Würde aber plötzlich das helle Tageslicht auf die kleinen Künstler und ihr Treiben fallen, dann möchte nicht einzig der „Gesang" sich als ein bloßes Reiben der harten Flügelrippen an den Schenkeln herausstellen, sondern auch die Sinnbildlichkeit von

Digitized by Google

heimischer Häuslichkeit und Friedlichkeit arg genug bloß gestellt werden durch die feindselige Zornmüthigkeit, in der ein Virtuose gegen den andern mit dem Kopfe bockartig rennt, Männchen und Weibchen gelegentlich im Ehestreite Beine und Fühler abbeißen, wohl gar auffressen. Nicht minder hat, — um Alles zu sagen, — die dichterische Annahme, welche die Grille vom Himmelsthau sich nähren läßt, bei aller Wahrheit doch ihre sehr prosaische Kehrseite in den vielen zerfressenen Graswurzeln, und jungen Pflanzen, die wohl kaum zufällig bei einem häufigen Vorkommen der Grillen vom Landmanne bedauert werden.

Fleckenloser als der Ruhm dieser Musiker, wenn gleich weniger gefeiert, ist das stille Licht, welches das freundliche Johanniswürmchen aus einem Busche, einer Hecke oder von einem Halme des grasigen Straßenbodens in die laue Sommernacht hineinleuchten läßt. Es erhellt nicht, aber es erfreut. Wie ein Sternlein blinkt der bläuliche Schein aus dem irdischen Dunkel, wenn auch das unscheinbare Käferchen in Nacht verborgen bleibt und am Tage, selbst ohne daß es sich verkröche, dem Auge des Menschen kaum bemerklich fiele. Unzertrennbar ist übrigens der Lichtschein nicht, der dem Thierchen durch die durchsichtigen Leibesringe schimmert: die leuchtende Substanz läßt sich z. B. durch laues Wasser von dem Johanniswürmchen ablösen, wie anderseits dieses es in seinem Willen hat, das Laternchen heller scheinen oder aber erbleichen zu lassen. —

Wir sind dem Nachtleben aus dem Waldesdunkel in's freie Feld nachgegangen und sahen und hörten es überall, selbst unter unsern Füßen, in mannigfaltigem Reichthume sich regen und bewegen. Es fehlt noch das nasse Element des Wassers, um unser Bild von der Universalität des nächtigen Lebens zu vervollständigen. Denn schon wenn wir nur an die Ufer dieses für uns unzugänglichern Gebietes hintreten, spiegelt uns seine feuchte Fläche zwar dieselben Gesetze wieder, welche die Herrschaft der Nacht anderwärts aufgestellt, zugleich aber auch die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche dieselben wieder einräumen. Es gilt dieß von dem seichten Sumpfe wie von der Tiefe der Bäche und Ströme, ja der Unergründlichkeit des Meeres.

Am Ufer des Flusses, des Sumpfes begegnen wir dem scheuen, klugen Kiebitz, der zwar bei Tage in seiner beweglichen unruhigen Art auf dem Sande, im Schlamme hin und her bald fliegt, bald in eigenthümlicher Gangart rennt und mit dem dünnen, vorn aufgetriebenen Schnabel nach Würmern und Insekten hascht, gleich wohl aber noch den größten Theil der Nacht munter bleibt.

Träger, wenn gleich nicht minder scheu, steht einsam im Schilfe, den der Nachtwind flüsternd bewegt, der Nachtreiher und läßt sein Geschrei zeitweise ertönen. Indeß mit wahrer Ochsenstimme überbietet ihn, dem Unkundigen zum Schrecken, die faule dickhalsige Rohrdommel (der Moosstier), die der Tag an ihrem sumpfigen Standorte verborgen gehalten. In der Nachbarschaft hat sich ein Pärchen der Sumpfschnepfe eingefunden, das Männchen breitet den Schweif aus, läßt die Flügel hängen, beginnt zu pfeifen, legt den Kopf zurück und klappert mit dem Schnabel, — balzt. So unterbrechen hier, dort die verschiedenen Laute aus dem Röhricht die Stille der Nacht.

Von andern, noch flüchtigern Anwohnern der Sümpfe und Flüsse, die unter den Flügeln der Nacht ihr Wesen treiben, möge hier nur einer der unschuldigsten Vertreter, die merkwürdige Eintagsfliege, ihre Beachtung finden. Nachdem die sechsfüßige grünliche Larve dieses Thieres von den ersten warmen Frühlingstagen an auf dem Grunde der Gewässer in unzähliger Menge herumgekrochen und so ein mehrjähriges Leben unter verschiedenen Häutungen zugebracht, vollzieht es seine vorletzte Häutung, mit der es Flügel erhält, am Ufer. Mit der letzten Häutung aber erst hat es seine Vollkommenheit erreicht, der es nur so geringer Frist sich zu erfreuen vermag, denn das Ziel seines Lebens ist auch das Ende seines Daseins. Auf der Höhe des Sommers erheben sich in nächtiger Stunde viele Millionen der zarten weichen Insekten über das Bette des Stromes, flattern hoch und vergnüglich im vollsten Genusse des Lebens in der Luft herum, setzen sich überall

Digitized by Google

an, und nachdem die Weibchen ihre Eier in's Wasser abgelegt, ist auch die kurze Freude mit dem Leben bereits entschwunden. Die Fläche des breiten Flusses, ringsan die Wiesen und Aecker scheinen am andern Morgen von frischgefallenem Schnee bedeckt: es sind die unzähligen weißgeflügelten Leichen der Eintagsfliege, welche massenweise umherliegen. Die Sonne haben sie nie erblickt, weder Vorfahren noch Nachkommen gesehen und keine Speise wie kein Trank sie je erquickt. Ihre höchste Entwicklung, die Blüthe ihres Daseins, erschloß sich in der Verborgenheit der Nacht, dem Tage gehört nur das unreife Leben und ihr Tod.

Indeß auch unter den eigentlichen Wasserbewohnern, die durch ihre ganze Körperbildung an dieses Element und an kein anderes gebunden sind, finden wir genug, deren Lebensthätigkeit unter dem Einfluß der Nacht weit regelmäßiger sich zeigt als unter dem des Tages. Es ist aller Welt bekannt, wie der schlangenförmige zähelebige Aal Nachts, wenn es geregnet hat, Spaziergänge an's Land wagt, in die junge Saat, die Erbsenfelder oder in Heuhaufen hinein, von wo er Morgens, wenn man ihm die Rückkehr durch Bestreuen seines Weges mit Sand oder Asche nicht abgeschnitten, in's Wasser wieder zurückkehrt. Dieser ist aber nicht der einzige Fisch, der Nachts munter ist und seiner Nahrung nachgeht; vielmehr sind die meisten Fische Nachtthiere und während sie Tags sich ruhig halten, wohl gar schlafen, verfolgen sie in der Dunkelheit ihre Beute oder wandern (streichen) in langen Zügen, wie die Lachse, die Häringe, vom Meere bis zu den Quellen der Flüsse hinauf oder hinunter.

Auch der Krebs, der den Tag über ruhig in seinem Uferloche oder verborgen unter einem Steine, einer Baumwurzel gehockt, beginnt Nachts sich zu regen, läuft rüstig umher, klettert wohl an's Land und läßt sich selbst von den Feuern und Fackeln seiner Verfolger anlocken. Klugheit ist ohnehin nicht seine erste Tugend, räuberische Gier überwiegt diese jedenfalls, ist ja bekannt wie der Mensch, auf diese spekulirend, ihn nächtlicher Weise mittels eines Stückes faulen Fleisches, eines Frosches, in Netzen und Körben, ja in Reisbündeln, darein er kriecht, haufenweise fängt.

Einem viel gefährlichern und blutgierigern Piraten, der verheerenden Krieg unter die lautlosen Bewohner der Gewässer trägt, ist da weit schwerer beizukommen, dem Fischotter nämlich. Nachts, bei Mondschein besonders, liegt dieser stille am Ufer oder auf Steinen im Wasser. Aber weder um im Mondlichte zu schwärmen, noch um selbstvergessen dem heimlichen Gemurmel der Wellen zu lauschen. Auf die niedern, mit Schwimmhäuten versehenen Pfoten geduckt, lauert sein kleines scharfes Auge auf jede Bewegung, jeden Schatten im Wasser. Oder er taucht auch flugs auf die Wellen und fischt stromaufwärts als trefflichster Schwimmer, wobei nichts als die Nase aus der Fluth ragt. Wehe da dem Flossenträger, auf den er Jagd macht und den er unter den Uferrand treibt! Und mit einer oder zwei, und wären es die schönsten, Forellen begnügt sich der Unersättliche nimmer: während er die kleinern Fische im Wasser frischweg verzehrt, die großen aber an's Land zieht und bis an Kopf und Gräthen auffrißt, dauert seine Mordlust ungestillt fort, obschon sein Appetit längst befriedigt ist. Wie scheu, wie blutgierig, wie bissig der wieselähnliche Otter indeß ist, er kann nichts destoweniger zum Stubenthier gezähmt, zu Kunststückchen, ja selbst zur Fischjagd abgerichtet werden, so überlegen ist die Herrschaft des Menschen, auch dem kräftigsten Naturtriebe des Thieres gegenüber!

Kehren wir endlich nach all der nächtlichen Wanderung durch Wald und Flur und nachdem wir die Tiefen der Erde und des Wassers ergründet, in **unsere Wohnungen** zurück. Der Ruhe indeß dürfen wir auch hier uns noch nicht so ganz erfreuen: mit dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge werden wir selber in den eignen vier Wänden, wie friedlich und stille uns die bekannten Räume vorkommen, ebenfalls Spuren des Nachtlebens begegnen.

Und sehen wir nur recht zu, das eigene Haus, die innersten Gemächer spiegeln die Nachtgestalten der großen freien Natur draußen, zwar in verjüngtem Maßstabe, doch nicht in geringerer Mannigfaltigkeit wieder als die entlegenste Wildniß.

Digitized by Google

Von der First des Daches herab erschallen einsame klagende Töne. Wir lauschen in die nächtige Stille hinaus, ungewiß, ob wir nicht ein wimmerndes Kind gehört. Aber die Klagelaute schwellen kräftiger an, ziehen sich in's Schauerliche hinaus, ummenschliche Variationen mischen sich bei, während gedämpfte Töne wie grollend, drohend zu antworten scheinen. Ein zorniges Fischen, heftig abgestoßene Mißlaute unterbrechen das elegische Concert und Alles verräth, daß es von mündlichen zu thätlichen Erörterungen muß gekommen sein. Wir haben die Katze gehört, die auf ihren nächtlichen Fahrten über Dächer und Hohlziegel sich in Abenteuer verwickelt und auf diese Weise ihren gemischten Gefühlen Luft gemacht, dieselbe Katze, die vielleicht den Tag über wie die häusliche Sittsamkeit selber unter'm Ofen oder gar auf dem Schooße ihrer ältlichen Gebieterin geschlummert. Oder ein Gepolter, ein dumpfes Hin- und Herrennen auf dem Estrich, in einer Vorrathskammer, gemischt mit einem Geheule, wie man das nur dem wilden Jäger zuschreibt, schreckt den schlummernden Hausbewohner aus dem ersten Schlafe. Flocken Pelzes und andere Ueberreste bezeichnen am andern Morgen die Wahlstatt, auf der die Katzen des Hauses und der Nachbarschaft den aus ihren Verstecken hervorgekrochenen Mardern eine hitzige Schlacht geliefert. Denn wie ruhig auch Iltis und Marder am Tage sich halten, meist schlafen und das unerfahrenste Küchlein von ihnen nichts zu gefährden hat, Nachts erwacht in ihnen all ihre angeborne Lebhaftigkeit und List. Es ist dem Marder, um zu einem Huhne, ein paar Eiern zu gelangen, kein Brett zu schmal, kein Dach zu steil, ja nicht einmal die rauhe Mauer und fällt er gelegentlich haushoch herunter, so schüttelt er sich und springt davon. Wo nur erst der plattgedrückte Kopf durchdringt, da bleibt gewiß auch der übrige Leib nicht zurück und wehe dann dem armen Geflügel! Unbarmherzig wird Alles gewürgt, was zu würgen ist; blutdürstig beißt er den Hühnern die Köpfe ab und frißt sie, dann saugt er das Blut aus und trägt, was er fortbringen kann, in einen sichern Schlupfwinkel. Da begegnet ihm denn auf seinen nächtlichen Diebsgängen häufig genug der zornige Kater, die wehrhafte Katze und an ein friedliches Auseinanderkommen ist nun nicht mehr zu denken.

Weit ungleicher und darum geräuschloser ist der Kampf der Katze mit der Maus. Seine zitternde Furchtsamkeit läßt das schwache Thierchen nicht vor eingebrochener Dunkelheit und erst wenn Alles stille geworden, aus dem Versteck unter der Diele, hinter der Wandverkleidung hervor, seine Gänge und Gängchen nach Dem und Jenem abthun. Gewissenhaft benutzt es die Zeit der Ruhe, um mit scharfem Zahne sich irgendwo ein Eingangsthor zu einem Schlupfwinkel zu nagen oder ein Nest, eine Speisekammer sich herzurichten, darin sich die zugeschleppten Vorräthe aufbewahren lassen. Samen und Speiseresten sowenig wie Bücher und Getüche ist sicher vor der Maus und ihrem Zahne, versucht sie diesen doch selbst am metallischen Blei. So treibt sie geschäftig emsiges Wesen auf den Böden der Häuser, in den Ecken und über den Decken der Zimmer und nur ein Knistern des benagten Holzes, dann und wann das feine Rieseln des Mörtels, giebt dem Lauschenden ihre Anwesenheit wie ihre Thätigkeit zu erkennen. Indeß, während so das Mäuschen, von keinem Geräusche gestört, immer herzhafter nagt und maust, naht schon auf weichen Socken schleichend der geschworne Todfeind, mit den leuchtenden Augen die Spur des scharfen Ohres in der Finsterniß verfolgend. Ein kurzes banges Quicken verräth, daß der Sprung Meister Murners sein Ziel nicht verfehlt hat, — in das Ohr des leisesten Schläfer, aber ist von dem Kampfe und der Todesqual nichts gedrungen. Und am andern Morgen streicht Kätzchen wieder so schmeichelnd an den Knieen der Herrin hin, zieht es in der Ofenwärme die Pfötchen so weich unter dem glatten Pelze zusammen und kneift mit einer Theilnahmlosigkeit die Augen zu, daß keine Seele an die funkelnden Augen, die tückische List und die kalte Mordlust der verwichenen Nacht erinnert wird: der Tag hat den blutgierigen Räuber in einen traulichen Hausfreund verwandelt.

In seiner Virtuosität die Natur sich zu Nutze und unterthan zu machen, hat sich der Mensch noch eines andern Nachtthieres zu bedienen gewußt, dessen Natur-

Digitized by Google

eigenschaft ihm die eigene schlafen gezanzene Sorge und Wachsamkeit trefflich ersetzt. Wer dächte nicht sogleich an den Hund, seit undenklicher Zeit der treueste Freund, der gewissenhafteste Diener des Menschen, auch des ärmsten und verlassensten! Hat er den Tag über an der Kette im Sonnenscheine vor seinem Häuschen gelegen, oder in einem Winkel, unter der Bank gefaulpelzt, so weckt ihn die eintretende Nacht aus seiner Trägheit und ruft ihn auf seinen Wachposten, sei es liegend vor der Zimmerthür seines Herrn, sei es in dem Hofraum herumpatrouillirend, wo dann kein Fußtritt, kein Laut fern und nahe ertönt, dem er nicht seine Aufmerksamkeit widmete. Er spitzt die Ohren, knurrt leise oder schlägt laut an und schreckt durch drohendes Bellen den Nahenden ebensowohl hinweg als er seinem Herrn warnend Kunde giebt. Wehe dem Verwegenen, der Nachts in den Hof dringen wollte: mit wildem Gebelle und grimmem Zahne wirft sich ihm im Gefühle seines Wächteramtes derselbe Hund entgegen, der ihn bei Tage, ohne den Kopf nach ihm zu drehen, hart an der Schnauze vorbeigehen ließ. Allerdings macht auch hier ein übertriebener Eifer den guten Freund zuweilen lästig, besonders der unbetheiligten Nachbarschaft, namentlich wenn er sich halbe Nächte hindurch mit einem Amtsgenossen in der Ferne rechthaberisch um's letzte Wort streitet, wenn er, schlecht gezogen, für nichts und aber nichts und ohne alles Urtheil in die Nacht hinaus kläfft oder ihm gar einfällt, den guten Mond anzubellen.

Indeß, die Kämpfe von Katzen und Mardern hören doch endlich auf, indem die eine Partei unterliegend das Feld räumt, und der hartnäckigste Kläffer wird zuletzt müde, so daß dem Schlafbedürftigen wenigstens ein Theil der Nacht ungestört überlassen bleibt. Aber es liegen noch andere Feinde unserer nächtlichen Ruhe im Hinterhalt, die viel unabtreibbarer sind und lästiger fallen. Wie unbedeutend sie dem ersten Blicke erscheinen, mancher Schläfer muß an ihnen die Thatsache inne werden, daß die kleinen Leiden keineswegs am leichtesten zu ertragen sind.

Mag in unsern Räumen der Ohrwurm sich lebhaft rühren und selbst aus den Ritzen des Fenstersimses hervorkriechen, er stört uns den Schlaf damit nicht sonderlich, denn seine Kneipzange durchlöchert wohl die süße Traube, die Aprikose, sie zerbeißt die Triebe eines Nelkenstockes, dem Menschen hingegen ist sie nicht gefährlich, wie denn auch dem Vorurtheile, ja dem eignen Namen zum Trutze, nicht viele Beispiele werden namhaft zu machen sein, wo Ohrwürmer wirklich in Ohren hineingekrochen.

Von den verwandten, durch ihren heftigen Biß theilweise gefährlichern Tausendfüßlern werden wir, so lange wir auf dem Trocknen bleiben und nicht zu Schiffe gehen, kaum etwas zu erdulden haben, da sie nur im Dunkeln und Feuchten sich aufhalten. Ebensowenig, in unserm Klima, von dem Scorpione, der im Süden Nachts bei feuchtem Wetter mit erhobenem Schwanze aus seinem Schlupfwinkel rennt und den Spinnen, Asseln, Heuschrecken nachgeht, sie auszusaugen, und da gelegentlich auch der Wärme halber in menschliche Schlafstätten sich verkriecht. Deßgleichen belästigt der Fleiß der prophetischen Spinne, wenn sie die Nacht vor einem schönen Tage ein neues Netz webt oder ihr altes vergrößert, höchstens erst am folgenden Morgen die scheuernde Dienstmagd. Bedenklicher schon streift hingegen das menschliche Interesse die ausschließlich nächtige Rührigkeit der Schaben. Wenn ihre Unverschämtheit keineswegs uns neue Schuhsohlen von den Füßen wegfrißt, wie Bory de St. Vincent an der Tafel des Gouverneurs von St. Helena geschehen sein soll, so wird nichts destoweniger jede Hausfrau in das Anathema über die Verwüstungen der widerlichen und unzählbar sich vermehrenden Thiere einstimmen, nebenbei in die Klage, daß all' die gepriesenen Schutzmittel eben doch gar viel zu wünschen übrig lassen. Kleidungsstücke nicht minder als Brod, Fleisch, sogar Kunst und Wissenschaft in Gestalt von Gemälden und Büchern, sind nicht sicher vor der Zerstörung dieses Ungeziefers, das mit Virtuosenschnelligkeit einen gefüllten Kleiderkoffer in eine zernagte Lade mit schäbiger Kleie verwandelt. Und fatal genug, muß gerade

Digitized by Google

ihre Lichtscheu diesen Thieren zu ihrem Schutze dienen: beim ersten Lichtstrahl der sie trifft (wie auch beim leisesten Geräusche) flüchten sie sogleich in's erste beste Versteck, bestände dieß gleich nur in einem daliegenden Papierstücke. Doch auch das größte Unheil dieser Art vermöchte unsere Nachtruhe höchstens indirect zu beeinträchtigen, indeß ein weit harmloserer nächtlicher Zerstörer derselben mittelbarer und schärfer zu Leibe geht. Es ist dieser ein dunkles unansehnliches Käferchen, das am Holzmehl alter Möbeln und Wände sich erlustirt und an dem nichts drohend erscheint als der Name, welchen ihm der Aberglaube beigelegt. Wie manchem Schlaftrunknen hat sich nicht schon aller Schlaf vollständig in Angst umgewandelt, wenn er von seinem Lager aus das monotone Picken der Todtenuhr vernommen? Die Uhr seines irdischen Daseins schien ihm abgelaufen und die Geisteruhr die neue Zeitrechnung anzukünden!

Aber das ist ja ein lächerlicher Wahn; mag der Abergläubische mit solchem seine Ruhe sich stören, der Vorurtheilsfreie legt sich bei dergleichen Geräusch auf das andere Ohr und schläft weiter!

Indeß auch gegen die Ruhe des Aufgeklärtesten sind noch Pfeile genug gespitzt. Wer litt nicht schon in warmen Sommernächten auf dem Lande, besonders an Wassern, von den schmerzenden Stichen der Mücken (Schnaken), die bei schönem Wetter ihre blutige Nachtarbeit Abends mit so lustigem luftigem Reigen eröffnen, vor einem Regen aber gleichwohl ohne Tanz um so zudringlicher sich erweisen? Réaumur spricht von Leuten, die er an Seeküsten gesehen, deren Glieder durch häufige Mückenstiche ganz monströs aussahen. Und Humboldt in seiner Reise nach den Aequinoktialgegenden schreibt: „Am Tage waren es die Mosquitos, kleine Mücken, des Nachts die Zankudos, eine große, selbst den Eingebornen eine furchtbare Mückenart, welche uns schrecklich quälten. Die Hände fingen an uns zu schwellen und diese Geschwulst nahm zu bis wir am Ufer des Temi ankamen. Der gute Missionär Bernhard Zea, welcher sein Leben unter den Trangsalen der Moskiten zubringt, hatte sich nicht weit von der Kirche auf einem Gerüste von Palmstämmen eine kleine Wohnung errichtet, wo man freier athmen konnte. Wer die großen Ströme der Aequinoktialländer, den Orenoko und den Magdalenenstrom, nicht befahren hat, kann sich keinen Begriff davon machen, wie man ununterbrochen und zu allen Zeiten von diesen in der Luft schwebenden Insekten gepeinigt wird und wie es erklärlich ist, daß durch die zahllose Menge solcher Thierchen große Landstrecken beinahe unbewohnbar werden. Wie sehr man auch gewohnt sein mag, Schmerz ohne Klage zu dulden, und wie lebhaften Theil man auch an Forschungen nimmt, es ist dennoch unmöglich, daß man nicht stets durch die Moskiten zerstreut werde, die Gesicht und Hände bedecken, mit ihrem, gleich einem Stachel verlängerten Saugrüssel durch die Kleider dringen und in Mund und Nase fliegen, so daß man sogleich husten und niesen muß, wenn man im Freien spricht. Die Mückenqual ist deßhalb auch in den Missionen am Orenoko ein unerschöpflicher Gegenstand des Gesprächs. Wenn zwei Personen einander am Morgen begegnen, so sind ihre ersten Fragen: wie haben sich die Zakudos die Nacht über gehalten? wie stehen wir heute mit den Mosquitos? — ꝛc. ꝛc."

Sieht's bei uns nun auch nicht so schlimm aus, geschweige daß wir uns, wie die Anwohner der Mündung des Rio Unare, Nachts 3—4 Zoll tief in den Sand vergraben müßten, um vor den giftigen Insekten gesichert zu sein, so giebt uns gleichwohl manche schmerzhaft zuckende Beule, manches verschwollene Gesicht einen kleinen Beleg zu der Verwandtschaft unserer nördlichen Mücken mit jenen hitzigern der Aequinoktialländer. Dieselben sind auch zahlreicher, denn bei uns wird man schwerlich 3 bis 4 Klafter hohe Mücken-Wolken finden, davon ein Kubikfuß eine Million Thiere zählt, wie dieß Humboldt für einzelne Distrikte jener Gegenden berechnet hat. Wie wenig aber auch hier Schutz- und Trutzmittel helfen, das wissen selbst wir: durch jede Spalte, die unbeachtetste Oeffnung dringen diese blutdürstigen Ruhestörer und alles Wegscheuchen scheint ihre

Digitized by Google

Zudringlichkeit bloß zu steigern und sie gerade an die Stelle zu locken, wo sie ja am beschwerlichsten fallen.

Außer diesem luftigen Gesindel, dem doch nur eine höchst bemessene Zeit bei uns vergönnt ist, giebt es aber noch welches, das mit seinem Dasein viel ausdrücklicher auf den Menschen angewiesen und mit dessen äußerlicher Civilisation wenigstens insofern enger verflochten ist, als es bei einiger Vernachlässigung derselben sich ein bedenkliches Uebergewicht zu verschaffen weiß. Die Wanze, die Krätzmilbe, der Floh sind dergleichen Parasiten, die in Menschenblut schwelgen und besonders durch ihre nächtlichen Ueberfälle der Ruhe gefährlich werden. Die elastische Energie des Letztern ist allerdings nicht zu verkennen und nehmen wir das Mikroscop zu Hilfe und sehen diese Eigenschaft in eine ordentliche Rüstung von Beinschienen und Panzer gekleidet, den kleinen Kopf mit dreigliedrigem Saugrüssel bewehrt, so werden wir diesem Feinde nicht ausschließlich nur unsere Verachtung zuwenden können. Die eigenthümliche Flüchtigkeit dieses Thieres erschwert dem Ungeübten allerdings eine nachdrückliche Verfolgung und Vertilgung, wie anderseits durch Hausthiere, und namentlich Katzen, seiner Verschleppung Vorschub gethan wird. Das Waschen der Fußböden, wodurch das Einnisten des Ungeziefers in den Dielen verhindert wird, und Reinlichkeit der Wäsche sind neben dem Clima mit der wesentliche Grund, daß die Erfahrungen unserer Zone denen einer südlichen gegenüber an Fülle weit nachstehen, indem es dem abgehärtetsten und schlaftrunkensten Europäer unmöglich fallen würde, eine Nacht z. B. in der niedern Hütte einer afrikanischen Familie auszuhalten.

Dem flüchtigen und vereinzelten kecken Floh steht die widerlichere breite Wanze, die sich in Credit gesetzt hat, wo sie einmal sich eingenistet, von da sei sie nicht mehr zu vertreiben. Ein Bettstück, ein Kleid hat sie vielleicht wohin getragen, da sie früher nie war und in Folge dessen sind ganze Häuser, ganze Quartiere mit ihren Wohnungen in übeln Ruf gekommen und von den Miethsleuten gemieden worden. So sollen nach dem Edikt von Nantes die flüchtigen Hugenotten die Wanzen mit ihren Möbeln zuerst nach London hinübergebracht haben. Wohl die erste sichere Angabe über ihr Vorkommen stammt aus dem XI. Jahrhundert und bezieht sich auf die Stadt Straßburg. Alle die unzähligen und unfehlbaren Geheimmittel, die rationellsten und eingreifendsten Verdampfungs- und Gasentwicklungsprocesse der Chemie, — sie mögen wohl die Leichen der lästigen Gäste zu Tausenden auf die Fußböden hinstrecken, das nächste Jahr aber wird nichts desto weniger ein neues Contingent, das aus den in den tiefsten und feinsten Ritzen Verborgenen Eiern hervorgekrochen, auf die Wahlstatt rufen, den alten Kampf gegen die Ruhe des Menschen auf's hartnäckigste fortzukämpfen. Wiederholtes Aufstören der Kolonie, fleißiges Lüften, Weißen der Wände, Waschen, kurz Reinlichkeit sind die natürlichsten und auch wirksamsten Mittel gegen die ungeheure Vermehrung der Hausplage. Die Wanze ist nicht allein weit ekelhafter als der Floh durch ihren Geruch wie durch den platten krötenartigen Leib, der auf den dünnen Beinchen, einer lebendigen Borke gleich, sich fortbewegt, sondern es ist auch ihr Biß schmerzhafter, die folgenden Entzündungen und Beulen sind heftiger. Und nun denke man sich sämmtliche Fugen und Ritze einer Bettstelle, einen alten mit Tapeten schlecht ausgeschlagenen Alkoven, von Tausenden und Tausenden derartiger Geschöpfe in jeder Größe bevölkert, die am Ende alle wollen gelebt haben, und man kann das Opfer, das im Schooße einer solchen Umgebung seine Ruhe suchen soll, gewiß nicht lebhaft genug bedauern. Denn wie ruhig und regungslos die Wanzen bei Tage haufenweise hinter der losen Tapete sitzen, die Dunkelheit bringt unter die Kolonie eine krabbelnde Lebendigkeit, die man den plumpen Thierchen minder zugetraut hätte. Ein bekanntes Mittel, die Pein einer solchen Nacht zu mildern, ist, ein Paar Lichter anzuzünden, wo dann die lichtscheuen Quälgeister wenigstens einigermaßen in ihrem blutigen Eifer nachlassen.

Digitized by Google

Der Vollständigkeit und der Natur zu lieb, deren Schild am Ende ja nichts Anstößiges birgt, müssen wir noch von dem dritten hierhergehörigen, nächtigen Parasiten sprechen, der auch bei aller Schwärze der eben betrachteten Vorgängerin, nichts weniger als weiß erscheint. Wir meinen die Krätzmilbe.

Es ist dieser sonderbar ergangen: Während sie in uralten Zeiten im Süden und im Norden, den Grönländern sogar praktisch wohl bekannt war, kam sie im letzten Jahrhundert, namentlich der Gelehrtenwelt, förmlich abhanden und vor etlichen 30 Jahren noch stritt man sich in den Hörsälen von Paris über ihr Sein oder Nichtsein, während sie nicht allein beim gemeinen Volke selber vollauf schmarotzte, sondern von Italienern und Spaniern sogar tagtäglich sich fangen ließ. Gelehrte thürmten fast die Hälfte der menschlichen Erkrankungen auf dem breitgetretenen Boden einer schlecht oder zu schnell geheilten Krätze auf und jeden Schwindsüchtigen vorab, der ihnen vor Augen trat, mußte es Nacht's irgend einmal gejuckt, d. h. er mußte an Krätze gelitten haben um die Hypothese stützen zu helfen. Da fiel mit einmal das ganze hohe Gebäude dieser Nachtkrankheiten zusammen und darunter hervorkroch die beinahe mikroscopische Krätzmilbe, welche sich unläugbar als die alleinige Urheberin der Krätze herausstellte. Die Vernichtung des Thierleins, das bloß bei Nacht in der Bettwärme sich regt und in haarfeinen Gängchen unter der Oberhaut weiter bewegt, dadurch das unausstehliche Jucken vernrsacht und die Krankheit verbreitet (ansteckt), ist zugleich auch die mitlaufende Heilung der Krankheit selber.

Indeß, da hier diese nächtlichen Ruhestörer nur ein allgemeines naturhistorisches Interesse für uns haben, geben wir ihnen den Abschied, dabei wir den von ihnen Geplagten ein theilnehmendes Bedauern nicht vorenthalten wollen.

Die letzten unserer flüchtigen Schattenrisse haben uns aus dem großen Nachtleben der Natur in innern engern Kreisen bis in die nächste Nähe des Menschen geführt. Und so böte sich denn der Anlaß, endlich bei diesem selber, — dem Vereinigungsknoten so vieler Gegensätze, — zu fragen und zu forschen, ob seine Physiognomie nicht gleichwohl einzelne Züge trage, die eine Art Nachtleben beurkunden, trotzdem er ein Kind des Lichtes und nicht der Finsterniß geschaffen ist? Wir wollen indeß ausschließlich bei dem natürlich gesunden Menschen stehen bleiben und uns nicht in das unsichere Gebiet der Somnambülen und Mondsüchtigen hineinwagen, wo Täuschungen sich mit halberwiesenen Thatsachen um die Herrschaft streiten. Auch von dem poetischen Nachtleben, das der gute Mond und die stillen Sterne in so manch' zartbesaitetem Gemüthe von je erweckt und in zahllosen Liedern und Sonetten ausklingen lassen, sei hier nur ganz im Vorbeigehen die Rede, findet es sich doch seinem naturhistorischen Inhalte nach in dem allgemeinen Satze mitbegriffen, daß das Leben des cultivirten Menschen überhaupt allmälig tief in die Nacht hineingerückt worden, ohne daß wir dabei der Thaten und Gänge zu gedenken brauchen, die Dunkel und Verborgenheit suchen müssen und den Menschen mit dem Thiere, ja dem Raubthiere zusammenbringen. Der Gelehrte, wie die fleißige arme Nähterin arbeiten halbe und ganze Nächte hindurch, der Großstädter sitzt um Mitternacht im Theater, der Genußsüchtige dehnt seine Feste bis zum dämmernden Morgen aus. Allein dieß Alles sind auch keine naturgemäßen Zustände und der Tag muß nachher ebenso gewaltsam in Nacht verwandelt werden, als man gewaltsam die Nacht zum Tag verkehrte. Und doch, trotz aller Künstel und aller Hilfsmittel, will gleichwohl der Tagschlaf nicht so gründlich erquicken wie der der Nacht, denn die natürlichen Bedürfnisse weisen den Menschen einmal ausdrücklich auf den Tag an mit seiner Thätigkeit.

Diese bestimmte Anordnung hindert inzwischen nicht, daß bei der Stille und Einsamkeit der Nacht gleichwohl ein tiefes, mächtiges und wenn auch dunkles, doch wahres Leben im menschlichen Innern sich rege, das von des Tages Helle und Zerstreuung so oft zurückgescheucht wird. Hier kleidet die Nacht sich in das moralische Richtergewand und gleicht mit unbestechlicher Gerechtigkeit und

Digitized by Google

von keinen Sophismen beirrt, des Tages Ungleichheit aus. Wir denken hierbei nicht bloß an die Träume, weder an die lachenden noch an die schreckenden, die vor der schlummernden Seele gaukeln. Wir meinen überhaupt die Entfaltung jener Wunderblume, deren Wurzeln im Himmel gründen und die von dort in die Herzen der Menschen herabwachsen, und in der einsamen Stille der Nacht und des Busens ihre Knospe entfaltet. Der Mensch nennt diese Himmelsblume überhaupt und kurzweg „das Gewissen". Aber während ihrem geöffneten Kelche hier milder Friede wie süßer Wohlgeruch entströmt, in dem Leib und Seele beseligt entschlummern und, zu neuem Leben gestärkt, mit dem kommenden Tage wieder erwachen, drückt sie dort beim Erschließen Dornen und Stacheln mit Widerhaken in's Herzfleisch, welche brennende Wunden reißen und das schlummerlose Lager zur Folterbank umwandeln. Matt und bange entwindet sich am grauen Morgen der gehetzte Mensch dieser und sucht im berauschenden Opium der Tageslustbarkeit Betäubung des Schmerzes. — Indeß wir sind an die Grenzen des Nachtlebens in der endlichen Natur gelangt, vermessen wir uns nicht, den Schleier hier zu heben, der dem Auge den Blick darüber hinaus verwehrt in eine andere, unendliche Welt!

Karl XII., König von Schweden.

Von H. W. Stoll.

Während in den ersten Jahren des blutigen achtzehnten Jahrhunderts in dem mittleren und westlichen Europa der spanische Erbfolgekrieg wüthete, rang man in der andern Hälfte Europa's, im Norden und Osten, in furchtbarem Kampfe um den Besitz der um die Ostsee gelegenen Länder, um das Uebergewicht im Nordosten unseres Erdtheiles. Der Hauptheld dieses sogenannten großen nordischen Krieges war Karl XII., König von Schweden; denn sein großer Gegner, Peter I. von Rußland, war wohl ein ausgezeichneter Regent und Staatsmann, entbehrte aber aller kriegerischen Eigenschaften.

Das kleine und unfruchtbare, an Menschen arme Schweden hatte sich seit dem dreißigjährigen Kriege durch die Tapferkeit seiner Bewohner und die Herrscherkraft zweier seiner Regenten, Gustav Adolphs (1611—1632) und Karls X. (1654—1660), zu der ersten Macht im Norden und Osten Europa's aufgeschwungen; außer dem eigentlichen Schweden gehörten zu diesem Reiche die meisten Länder um die Ostsee, Finnland, Karelien, Ingermannland, Esthland und Liefland und in Deutschland ein großer Theil von Pommern und die Herzogthümer Bremen und Verden. Es war natürlich, daß die benachbarten Reiche, denen jene Länder im Laufe der Zeit entrissen worden waren, namentlich Rußland, Polen und Dänemark, einen großen Haß auf Schweden geworfen hatten und auf eine Gelegenheit warteten, wo sie das ihnen Entrissene wieder an sich ziehen könnten.

Eine solche Zeit schien gekommen, als nach dem Tode Karls XI. im Jahre 1697 sein Sohn Karl XII. zum Thron gelangte, ein Knabe von 15 Jahren. Die Herrscher der drei genannten Länder, Peter der Große von Rußland, Friedrich IV. von Dänemark und der seit Kurzem zum König von Polen erwählte August II., Kurfürst von Sachsen, schlossen im Jahre 1698 zu Kopenhagen ein Bündniß, das zum Zweck hatte, den jungen Schwedenkönig zur Zurückgabe aller von seinen Vorfahren ihnen entrissenen Länder zu zwingen; Rußland will Ingermannland und Karelien wieder gewinnen, August von Polen hofft Esthland und Liefland sich zurückzuerobern, und Friedrich von Dänemark hat es auf den Theil Schleswigs abgesehen, der dem Schwager Karls XII., dem Herzog von Holstein-Gottorp gehörte, und wünscht ebenfalls früher an Schweden verlorene Besitzungen sich wieder anzueignen.

Digitized by Google

Die Verbündeten hofften bei der Jugend ihres Gegners um so eher zu ihrem Ziele zu gelangen, weil dieser an den europäischen Höfen für einen sehr mittelmäßig befähigten und arbeitsscheuen Menschen galt; aber in dem Jüngling, der sich bisher so zurückhaltend und verschlossen gezeigt, und sich um sein Reich wenig zu kümmern schien, erwachte bei der sich zusammenziehenden Gefahr zum Staunen der Welt plötzlich eine Riesenkraft, die Alles vor sich niederwarf. Als die Nachricht von den Rüstungen der drei feindlichen Nachbarn nach Schweden kam und bei der allgemeinen Bestürzung sich im Reichsrathe schon Stimmen verlauten ließen von nothwendigen Unterhandlungen und Opfern, da erklärte der junge König, der bisher dem Reichsrathe fast gedankenlos beigewohnt, zur Verwunderung Aller, er sei nicht gewillt, einem rechtmäßigen Kriege schimpflich aus dem Wege zu gehen, sondern er werde an der Spitze seiner braven Truppen einem Feinde nach dem andern entgegengehen und die alte Furcht vor dem schwedischen Namen wieder herstellen. Der Krieg wurde sogleich beschlossen und Heer und Flotte schleunigst in Stand gesetzt.

Die Dänen hatten den Krieg eröffnet durch einen Einfall in Holstein, 12. März 1700. Gegen sie wandte sich Karl zuerst. Er ging gerade auf Kopenhagen los, bombardirte es und erzwang dann 5 Meilen von der Stadt unter dem heftigsten Feuer der Dänen die Landung. Der achtzehnjährige Heldenjüngling selbst sprang mit dem Degen in der Hand von dem Schiffe aus in's Wasser und eroberte an der Spitze seiner jubelnden Soldaten eine dänische Batterie. Der Feind war bald aus allen seinen Verschanzungen herausgeworfen und floh der Hauptstadt zu. Dies war die erste Schlacht Karls; obgleich die feindlichen Kugeln links und rechts seine Leute niederrissen, stürmte er ohne die geringste Spur von Furcht mit begeistertem Muthe stets vorwärts, des Sieges gewiß. An seiner Seite focht der Generalmajor Stuart; Karl fragte ihn, was das stete Pfeifen in der Luft bedeute. „Sire, das sind die feindlichen Kugeln, die uns um die Ohren zischen.“ „Gut,“ rief der junge König, „das soll künftig meine Musik sein.“

Als die Schweden auf Seeland festen Fuß gefaßt hatten und nun die Hauptstadt selbst bedrohten, bat der König Friedrich gedemüthigt und beschämt um Frieden. Vierzehn Tage nach der Landung der Schweden war der Friede zu Travendal abgeschlossen, 18. August 1700. Ein Kampf von einigen Wochen hatte den Feind gezwungen, dem Bunde gegen Schweden zu entsagen und dem Herzog von Holstein-Gottorp alles Eroberte wieder herauszugeben. Karl stellte seinem Feinde so gemäßigte Bedingungen, weil er eilte, sich auf den zweiten Feind zu werfen, auf Peter von Rußland, der mit einem großen Heere in Ingermannland und Esthland eingefallen war und nun die Festung Narva in Esthland belagerte.

Narva wurde von 500 tapfern Schweden unter Horn mit Erfolg gegen das zahlreiche Heer Peters vertheidigt, bis der König zum Entsatz herankam. Am 6. October landete er in dem Hafen von Pernau und marschirte gerade auf Narva los, in der Absicht, sofort den Feind anzugreifen. Er hatte allerdings nur 8000 Mann einem zehnmal größeren Heere entgegenzustellen; allein seine Tapfern, getragen von der Begeisterung des eben errungenen Sieges und der Freude an ihrem jungen heldenmüthigen Führer, fürchteten keine Zahl und betrachteten die rohen, ungeübten russischen Truppen als einen für einen schwedischen Krieger kaum zu beachtenden Feind, und der junge, kühne König an ihrer Spitze griff die barbarischen Horden der Russen trotz ihrer Uebermacht ohne Bedenken mit einer solchen Siegesgewißheit an, wie einst sein großes Vorbild Alexander, der junge Macedonierkönig, mit seinen Tausenden die Hunderttausende der asiatischen Barbaren.

Am 30. November kam es zur Schlacht, während Peter sich von seinem Heere entfernt hatte, um zu seinen 40,000 Mann noch 40,000 Mann Verstärkung zu holen. Es war ein trüber, rauher Tag; während der Wind den stöbernden Schnee den Russen in's Gesicht trieb, griff sie Karl mit Ungestüm an, er selbst Allen voran. Bei der ersten Salve der russischen Infanterie stürzte sein Pferd. „Die Leute

Digitized by Google

wollen mich im Reiten üben", rief er und warf sich auf ein anderes. Das weiße Pferd blieb in einem Sumpfe stecken, er arbeitete sich heraus mit einem Stiefel und jagt auf einem dritten Pferde im Sturme weiter in den verschüchterten Feind, der in 3 Stunden gänzlich besiegt ist. 80,000 Russen waren von 8000 Schweden geschlagen worden; alles Gepäck, die Kriegskasse, viele Gefangene, alle Fahnen, 145 Kanonen fielen den Schweden in die Hände. Am folgenden Tage ergaben sich noch 30,000 Mann. Karl jagte sie fort, da er nicht wußte, was er mit ihnen anfangen sollte und als Feinde sie zu sehr verachtete. Unter unendlichem Jubel zog der siegreiche König in seine befreite Stadt Narva ein. Als Peter die schmähliche Niederlage seines Heeres hörte, erröthete er, doch bald faßte er sich und sprach: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch öfter schlagen werden, aber endlich werden sie uns siegen lehren."

Nun galt es, den dritten Feind aufzusuchen, August von Polen, der, verstärkt durch russische Truppen, mit einem größtentheils aus Sachsen bestehenden Heere in Liefland eingefallen war. Am 8. Juli 1701 setzte Karl im Angesichte der Sachsen und Russen bei Riga über die Düna und schlug sie nach einem kurzen Treffen völlig in die Flucht, so daß ihm jetzt Kurland und Polen offen stand.

Innerhalb eines Jahres hatte Karl seine drei Feinde besiegt. Der neunzehnjährige „nordische Alexander" war die Bewunderung von ganz Europa, man erkannte ihn als den größten Kriegshelden seiner Zeit an. Und sein ganzes Wesen und Auftreten hatte in dieser Zeit, wo die meisten Fürsten Europa's nach dem Beispiele des französischen Hofes sich einer maßlosen ausschweifenden Verschwendung und unwürdigem Genusse überließen, etwas Seltenes und Staunenerregendes. Hoher edler Stolz, eine großartige Einfachheit und Mäßigkeit schmückten den jungen Helden. Er begnügte sich mit der einfachsten Kost. Man sagt, seine Hauptnahrung sei Butterbrod gewesen, verschmähte alle geistigen Getränke, hielt sich fern von dem Umgang mit Frauen, ging in der einfachsten Kleidung. Ein langer Soldatenrock mit messingenen Knöpfen bedeckte die schlanke Gestalt; dazu trug er gelbe Beinkleider, große Reitstiefeln und lederne Handschuhe mit mächtigen, bis zu den Ellenbogen reichenden Stulpen. Auch in der größten Kälte bediente er sich keines Pelzes. Alle Entbehrungen und Strapazen ertrug er gleich dem niedrigsten Soldaten. Auch in der heftigsten Kälte blieb er in seinem einfachen, von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu stark wurde, blos durch glühende Kugeln erwärmte. Dazu kam ein bescheidener, ernster und frommer Sinn, ein Erbtheil seiner trefflichen Mutter, Ulrike Eleonore von Dänemark; jeden Morgen und Abend wohnte er mit Andacht den Betstunden seines Heeres im Lager bei. Den besiegten Feind schonte er mit edler Großmuth; unter seinen eigenen Kriegern hielt er die strengste Mannszucht, doch zeigte er ihnen überall einen milden, menschlichen Sinn und belohnte königlich. Kein Wunder, daß seine Truppen mit Liebe und begeisterter Bewunderung an ihm hingen und ihrem Führer ohne Bedenken in allen Gefahren folgten, zumal da sie wußten, daß seine Tapferkeit, sein Muth und sein seltenes Feldherrntalent sie überall zum Siege führte.

Die Heldengröße Karls ist unbestritten. Zu siegen verstand er, er hat es gezeigt, wo ihm nur ein Feind gegenübertrat: aber die Früchte des Sieges zu pflücken verstand er nicht, das zeigte er in den nächsten Jahren. In den Kräften des Friedens, in der Begründung neuer Ordnungen übertraf ihn bei weitem sein großer Gegner Peter von Rußland, dem seinerseits, wie erwähnt, alle Feldherrntalente abgingen.

Von Haß getrieben gegen den schwelgerischen und verschwenderischen August von Sachsen und Polen, einen eitlen Emporkömmling in seinen Augen, der enorme Summen verwendet, um sich durch die Wahl auf den polnischen Thron unter die Könige Europa's einreihen zu lassen, rückte Karl im Jahr 1702, alle Anerbietungen seines Gegners verschmähend, in Polen ein, mit der Absicht, August zu stürzen und auf sein Kurfürstenthum Sachsen zu beschränken. Die Hauptstadt Warschau öffnete ihm die Thore und zahlte 100,000 Gulden, bei

Digitized by Google

Klissow schlug er die Sachsen, er nahm Krakau, nahm im folgenden Jahre Thorn, Danzig und Elbing, im Jahr 1704 Lemberg, trieb die sächsische Partei auseinander, wo sie sich ihm stellte, ließ August absetzen und den Woiwoden von Posen Stanislaus Leszczinsky zum König wählen, ohne jedoch in dem verwirrten Polenreich eine neue dauernde Ordnung gründen zu können; dann wendete er sich nach neuen Siegen und unerhörten Strapazen 1706 nach Sachsen selbst, um seinen Gegner zur Niederlegung der polnischen Krone und zur Anerkennung Leszczinsky's zu zwingen. Am 24. September 1706 wurde der Friede zu Altranstädt abgeschlossen. August trat die polnische Königswürde ab, erkannte Stanislaus an, löste das Bündniß mit Rußland. Zugleich lieferte er einen liefländischen Edelmann Patkul aus, der, als Liefländer ein Unterthan Karls, sich als einen gefährlichen Feind desselben gezeigt hatte, indem er bei der Abschließung des Bündnisses zu Kopenhagen besonders thätig gewesen war und sich zur Aufhetzung des liefländischen Adels gegen die schwedische Regierung hatte brauchen lassen. Patkul ward als Landesverräther durch das Kriegsgericht zum Tode durch das Rad verurtheilt, und die Strafe auf eine kannibalische Weise ausgeführt.

Karl blieb, um seinen alten Feind empfindlich zu strafen, mit seinem Heere ein volles Jahr in Sachsen, so nöthig es auch gewesen wäre, sich gegen Peter von Rußland zu wenden. Dieser kluge Herrscher, zu wenig von Karl beachtet, verstand die Zeit, wo Karl nutzlos in Polen und Sachsen herumzog, trefflich zu nützen. Er hatte schon in den Jahren 1702 und 1703 Ingermannland und einen Theil von Liefland und Esthland erobert und wandte Alles auf, sich während der Abwesenheit Karls in diesen Ländern festzusetzen. Am Ende des Ladogasees legte er die Festung Schlüsselburg an und gründete im Jahr 1703 am finnischen Meerbusen am Ausflusse der Newa die Stadt Petersburg, die er zur zukünftigen Hauptstadt seines Reiches ausersehen hatte. Die Anlage dieser Stadt auf feindlichem, noch nicht abgetretenem Boden war ein ungeheures Werk, da der morastige Boden erst durch aufgetragenen Grund befestigt und erhöht werden mußte. Auf 200 Meilen weit wurden Hunderttausende von Menschen herbeigeholt, um Tag und Nacht zu arbeiten; in ihren Bettlerlumpen trugen sie die Erde herbei, man hatte weder Karren noch Spaten. Tausende kamen um bei der übermäßigen Anstrengung, der schlechten Nahrung, in der sumpfigen Luft, ohne Obdach und Lager; aber stets neue Schaaren wurden herbeigetrieben. Und als nun bei solchem Eifer die Befestigungen und Häuser in unglaublich kurzer Zeit in Stand gerichtet waren, wang Peter eine Menge von Edelleuten, Kaufleuten und Handwerkern aus Moskau und andern Städten sich dort mit ihren Familien niederzulassen. Heute sieht man es der glänzenden Stadt nicht an, unter welchem Jammer und Elend ihr Grund einst gelegt worden ist.

Erst im Jahr 1708 rückte Karl gegen die Russen vor, welche einen Theil von Polen besetzt hielten. Er setzte über die Weichsel und zog gegen Grodno, wo Peter damals sich aufhielt. Bei seiner Annäherung zog sich das russische Heer zurück, und Peter eilte nach Petersburg. Unter unsäglichen Schwierigkeiten, welche schlechte Wege, Moräste und ausgetretene Flüsse ihm boten, verfolgte Karl die Russen unter dem General Schemeretef bis zur Stadt Uloloczin, wo sie sich hinter dem Flusse Bibitsch zwischen Morästen verschanzt hatten. Am 14. Juli Morgens 3 Uhr griff sie Karl an; er selbst sprang in den Fluß, seine Leute ihm nach, Mäntel und Flinten über dem Kopfe haltend; dann ging's aus dem Flusse in die Moräste hinein, dem fürchterlichsten Kanonenfeuer entgegen. Sieben Angriffe wurden zurückgeschlagen, da Vielen bei dem Durchwaten des Flusses Gewehr und Patrontasche naß geworden war; bei dem achten Angriffe flohen die Russen und wurden verfolgt bis Mohilew. Dann setzte Karl über den Dnieper und stand auf russischem Boden, kaum 12 Tagemärsche von Mos-

Digitized by Google

kau entfernt. Peter bot den Frieden an, aber Karl antwortete, in Moskau werde er ihm den Frieden dictiren.

Dieses Ziel hätte Karl wahrscheinlich erreicht, wenn er nicht plötzlich seinen Plan geändert hätte. Er, der sonst nur seinem eigenen Kopfe folgte und von Niemand einen Rath annahm, ließ sich jetzt von einem ihm unbekannten alten Manne irreführen. Dies war Mazeppa, der 70jährige Hetmann der Kosacken in der Ukräne, welche dem Scepter der Russen unterthan waren. Dieser Mann war durch merkwürdige Schicksale zu seiner hohen Stellung gekommen. Er war der Sohn eines armen polnischen Edelmannes. Als Page an dem Hofe des Polenkönigs Johann Kasimir hatte er ein Liebesverhältniß mit der Gattin eines polnischen Großen angeknüpft, war deshalb von diesem gefangen genommen und nackt auf ein wildes Pferd gebunden worden, das man dann frei laufen ließ. Das wilde, verschüchterte Pferd lief mit seiner seltsamen Last bis zur Ukräne, wo es von Hirten aufgefangen und Mazeppa befreit wurde. Er blieb in der Ukräne und erwarb sich durch sein kluges und tapferes Wesen solche Liebe und Achtung bei den Kosacken, daß sie ihn 1687 zu ihrem Hetmann erwählten. Zwanzig Jahre lang unterstützte er Peter von Rußland treulich und wurde von diesem zum Fürsten der Ukräne ernannt. Jetzt aber ging er damit um, sich durch Schwedens Hülfe von Rußland unabhängig zu machen, und forderte den König Karl auf, statt gerade auf Moskau loszugehen, seinen Weg südlich durch die Ukräne zu nehmen, er werde ihn mit Lebensmitteln und Geld hinlänglich unterstützen und 30,000 Mann Kosacken zu seinem Heere stoßen lassen. Karl ging auf den Vorschlag ein, obgleich seine ganze Umgebung ihm abrieth; aber, wie er einmal war, er beharrte mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit auf dem einmal gefaßten Vorsatze.

Von dieser Stunde an wich sein guter Geist von ihm und übergab ihn seinem bösen Geschick. Ohne den General Löwenhaupt abzuwarten, der mit 15,000 Mann von Liefland aus zu ihm stoßen sollte, wandte sich Karl sogleich nach Süden, der Ukräne zu. Der Marsch ging durch unbekannte, unwegsame Gegenden, durch wüste Steppen und ungeheure Waldungen, durch welche oft der Weg erst gebahnt werden mußte. Eine Menge Menschen und Vieh erlag den furchtbaren Anstrengungen, viele Kanonen mußte man in den Morästen zurücklassen, die kalte Nässe des Herbstes erzeugte zahllose Krankheiten. Löwenhaupt, der ihm nach Süden nachgezogen war und ihm 1000 Bagagewagen zuführen sollte, erschien endlich mit kaum 6000 Mann und ohne Wagen. Er war von einem unendlich überlegenen russischen Heere in drei Tagen sechsmal angegriffen worden und hatte sich endlich nach Verlust der meisten seiner Leute löwenmuthig durchgeschlagen.

Mazeppa, auf den man jetzt alle Hoffnung setzen mußte, erschien endlich in nicht besserem Zustande; er kam als Flüchtling ohne Geld und ohne Proviant, mit kaum 5000 Mann. Sein Empörungsversuch war ihm gänzlich mißlungen, die Kosacken hatten bei dem Herannahen eines starken russischen Heeres unter Menzikoff nicht gewagt seinem Aufrufe zu folgen. Mazeppa mußte flüchten, Menzikoff ächtete ihn, ließ seinen Namen an den Galgen schlagen und zerstörte seine Residenz Baturin. Trotzdem zog man weiter herab in die Ukräne unter steten Beunruhigungen der das Heer von allen Seiten umgebenden Russen. Da trat die ungeheure Kälte des Winters 1708/9 ein. Um nicht zu erfrieren, mußten die Reiter absitzen, mußten die Infanterieregimenter in stetem Laufe marschiren; trotzdem aber erfroren mehrere Tausende sich Hände und Füße, täglich fand man Erfrorene auf den Posten. Dann kamen die steten Angriffe des Feindes und der Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Noch war es möglich nach Polen zurückzukehren, und die nächste Umgebung des Königs und selbst Mazeppa baten ihn auf's dringendste. Allein der hartnäckige König wollte von einem solchen Zugeständnisse, sein Ziel verfehlt zu haben, nichts wissen und zog weiter gen Pultowa, die Hauptstadt des Landes. Da trat plötzlich Thauwetter ein, das dem Heere so gefährlich ward, wie die vorausgehende Kälte. Die Wege durch Sümpfe und Moräste waren fast ungangbar, jeder Bach war ein Strom geworden. Nirgends eine Erholung, nirgends ein

Digitized by Google

Haus, die Russen hatten Alles zerstört. Endlich kam man in die Nähe von Pultawa. Man hoffte es bald zu nehmen und in der mit reichen Vorräthen versehenen Stadt sich auszuruhen und zu laben. Aber in der Stadt lag eine Besatzung von 8000 Mann, und bald zog sich ein großes feindliches Heer um dieselbe zusammen. Peter kam selbst mit 65,000 Mann heran. Eine Schlacht war nicht zu vermeiden.

Am 8. Juli 1709 war die wichtige Schlacht bei Pultawa. Karl hatte der ungeheuren Zahl der Russen nur gegen 26,000 Mann entgegenzustellen, und zwar durch Hunger und ungeheure Strapazen geschwächte und aufgeriebene Leute. Zudem konnte er selbst sein Heer nicht commandiren, er hatte kurz vorher in einem Scharmützel eine bedeutende Wunde am Fuß erhalten. Rhenschöld übernahm das Commando in der Schlacht, während Karl sich von zwei Pferden in einer Senfte umher tragen ließ. Trotzdem focht das schwedische Heer mit seiner bewährten Tapferkeit; allein die menschliche Kraft hat ihre Schranken. Nach zweistündigem Kampfe erlag das Heer, das so Bewundernswürdiges gethan und gelitten. 9000 Schweden und Kosacken bedeckten das Schlachtfeld; Rhenschöld und mehrere andere hohe Offiziere wurden gefangen, alles Gepäck und die reiche Kriegskasse kam in die Hände der Feinde. Karl selbst, der in der Schlacht manchen Gefahren ausgesetzt gewesen war, bestieg ein Pferd um zu fliehen, das Pferd ward erschossen; da brachte man ihn in eine Kalesche, in der er, begleitet von ungefähr 1000 Mann, Hals über Kopf nach dem Dnieper hineilte, um sich auf türkisches Gebiet zu retten. Löwenhaupt sammelte den Rest der schwedischen Truppen, an 16,000 Mann, und suchte sie weiter zu führen, wurde aber von Menzikoff ereilt und mußte sich aus Mangel an Proviant ergeben. Man versprach die Truppen in ihrer Gefangenschaft anständig zu behandeln und nach dem Frieden auszuliefern; aber Peter war ungroßmüthig genug, das Versprechen nicht zu halten. Keiner der tapfern Krieger sah sein Vaterland wieder, viele starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler an den Landstraßen.

Auf den Feldern von Pultawa wurde für Jahrhunderte das Loos geworfen über die Geschicke des östlichen Europa's. Rußland ward von nun an die erste Macht im Osten und Schwedens Stern erblaßte. Der meisten seiner bisherigen auswärtigen Besitzungen in der nächsten Zeit beraubt, liegt es in der Folge in einem Zustande völliger politischen Unbedeutenheit darnieder.

Vom Dnieper eilte Karl zum Bog, der damaligen Grenze zwischen Rußland und der Türkei, und setzte über den Fluß, nachdem die ihm nacheilenden Kalmücken noch die Hälfte seiner Begleiter weggefangen hatten. Der Pascha von Bender nahm ihn auf's zuvorkommendste auf, und der Sultan von Constantinopel, Achmed III., schickte ihm die freigebigste Unterstützung, „damit er königlich leben könnte." Karl schlug in der Nähe von Bender ein Lager auf, das allmälig die Gestalt einer Stadt annahm, und wartete die Zeit ab, wo er mit Ehren wieder in sein Reich zurückkehren könnte. Sein Plan war, an der Spitze eines türkischen Heeres, das von ihm siegen gelernt, mitten durch Rußland nach Polen zurückzugehen, und zu dem Zwecke hatte er den polnischen Grafen Poniatowsky, den Vater des letzten Königs von Polen, nach Constantinopel gesandt, um die Türkei zu einem Kriege gegen Rußland zu vermögen. Poniatowsky wandte unermüdlich die genialsten Künste und feinsten Intriguen an, um zu seinem Ziele zu gelangen, und brachte es auch endlich, nachdem er zwei Großvezière gestürzt, dahin, daß Rußland der Krieg erklärt wurde. Peter kam dem Feinde zuvor und rückte in die Türkei ein, wurde aber mit seinem Heere am Pruth eingeschlossen, so daß er unrettbar verloren schien. Da fand Weiberlist noch einen Ausweg. Katharina, die Gemahlin Peters, die ihn auf dem Feldzuge begleitete, sammelte zu ihrem eigenen Schmucke alle Kostbarkeiten unter den Offizieren des Heeres und schickte sie dem türkischen Großvezier in's Lager mit der Bitte um Frieden. Das wirkte. Peter gab in dem Frieden am Pruth (23. Juli 1810) das den Türken früher abgenommene Asow zurück und zog ungekränkt ab.

Digitized by Google

Karl, der schon seinem Ziele nahe zu sein geglaubt hatte, war außer sich; er warf von nun an seinen ganzen Haß auf die Türken, „diese Hunde", und bemühte sich in seiner Verbitterung, uneingedenk der edlen Gastlichkeit, deren er noch immer genoß, die Türken auf alle Art zu beleidigen und zu kränken. Wie Alexanders des Großen Charakter durch das Glück verdorben ward, so verdarb den Charakter Karls sein Unglück. Seine Hartnäckigkeit verwandelte sich in kindischen Eigensinn. In maßloser Freigebigkeit verschleuderte er die Gelder, die ihm der Sultan zufließen ließ, und machte trotz mehrmaliger Aufforderung keine Miene, das türkische Gebiet zu verlassen; denn er hoffte noch immer, ohne bestimmten Grund, auf eine günstige Wendung seines Geschickes. Um mit Ehren abziehen zu können, erklärte er dem Pascha von Bender, brauche er eine halbe Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Er erhielt vom Sultan 1200 Beutel, d. i. 600,000 Thaler. Als er sie in Händen hätte, forderte er noch 1000 Beutel. Da gab endlich Achmed den Befehl, den König mit Gewalt zu vertreiben.

Ein ganzes Heer von Türken und Tartaren mit 10 Kanonen und 2 Mörsern rückte am 13. Februar 1713 gegen das Lager der Schweden, in dem sich noch etwas über 300 Mann befanden. Die Verschanzungen wurden erstiegen, der größte Theil der Mannschaft ergab sich; Karl aber vertheidigte sich in seinem Hause mit etwa 50 Hausgenossen auf's tapferste, so daß sich die Türken entschlossen, das Haus anzuzünden. Schon fielen die brennenden Latten auf die Häupter der sich Vertheidigenden herab, schon drohten die Balken niederzustürzen, da wirft sich Karl mit seinen Getreuen, den Säbel und die Pistolen in der Hand, aus dem Hause heraus, um sich durch die Türken zu einem etwa 50 Schritte entfernten festeren Hause durchzuschlagen. Jetzt ist er verloren; er stolpert, er fällt, die Janitscharen werfen sich auf ihn, nehmen ihn gefangen und führen ihn nach Bender. Darauf wurde ihm in einem Dorfe bei Adrianopel, dann zu Demotika ein Wohnsitz angewiesen, wo er noch ein ganzes Jahr blieb.

Fünf volle Jahre verbrachte Karl unnütz in der Türkei und verzehrte in eigensinnigem Trotze seine Kraft. Europa hatte ihn fast vergessen und der schwedische Reichsrath dachte daran, den Thron neu zu besetzen. Er trug Karls Schwester Ulrike Eleonore die Krone an; diese aber schickte erst zu ihrem Bruder, um deswegen anzufragen. Das weckte Karl aus seiner Erstarrung. Am 1. October 1714 brach er, noch reich vom Sultan beschenkt, von Demotika auf und wurde von einem zahlreichen türkischen Gefolge ehrenvoll bis zur Grenze geleitet. In der Walachei ließ er sein übriges schwedisches Gefolge zurück und ritt, blos von den Obersten Düring und Rosen begleitet, incognito weiter durch Ungarn nach Deutschland zu, in so furchtbarem Ritt, daß Rosen schon in den ersten Tagen ermattet zurückbleiben mußte und auch bald Düring ohnmächtig von dem stets weitereilenden König zurück gelassen wurde. Durch eine List, wodurch er den König aufhielt, holte er ihn wieder ein und bewog ihn nun, daß sie Nachts in einem Wagen und nur Tags zu Pferde weitereilten, über Ofen, Wien, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig nach Stralsund, einer damals noch schwedischen Stadt. In 14 Tagen hatten sie 280 deutsche Meilen zurückgelegt. Am 22. November in der Nacht um 1 Uhr langten sie in ihrer Vermummung vor dem Thore Stralsunds an. Karl kündigte sich als Kurier an; da der wachthabende Officier Schwierigkeiten machte, drohte er mit Aufhängen und ward eingelassen. Am frühen Morgen erfüllte allgemeiner Jubel die Stadt über die endliche Rückkehr des geliebten Königs.

Wie ganz anders fand Karl sein Reich, als er es zurückgelassen hatte. Seine Feinde hatten sich während seiner Abwesenheit von allen Seiten erhoben und zur Beraubung und Demüthigung Schwedens vereinigt. Peter hatte die Eroberung von Liefland, Esthland, Ingermannland, Karelien und Finnland vollendet, die Dänen waren zwar bei einem Einfalle in den südlichen Provinzen Schwedens schimpflich zurückgeschlagen worden, hatten sich aber der deutschen Herzogthümer Bremen und Verden bemächtigt, die sie an den Kurfürsten von Hannover ver-

Digitized by Google

kauften; der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., eroberte Schwedisch-Pommern; August II. endlich hatte sich wieder in den Besitz von Polen gesetzt und den von Karl eingesetzten Stanislaus vertrieben.

Karl gedachte nicht den Feinden ihre Beute zu lassen; doch woher die Mittel zu neuem Kampfe nehmen? Er war jetzt auf das arme Schweden allein beschränkt, und das war schon durch einen 14jährigen Krieg erschöpft. Das schwedische Volk, seit der Rückkehr seines großen Königs zu neuer Hoffnung belebt, machte seine letzten Anstrengungen. Zuerst warf sich Karl auf den kleinsten seiner Feinde, auf Preußen, um ihm Pommern wieder zu entreißen (1715); allein der Kampf endete mit dem Verluste der letzten Besitzungen an der deutschen Küste. Im folgenden Jahre griff er das den Dänen gehörige Norwegen an, um auf dieser Seite sich für andere Verluste zu entschädigen. Aber auch dieser Feldzug mißglückte. Am unglücklichsten aber endete der norwegische Feldzug im Jahr 1718. Karl hatte sein Heer, 27,000 Mann, in zwei Haufen getheilt; mit dem einen zog er selbst gegen die Festung Friedrichshall, den zweiten führte Armfeld gegen Drontheim.

Armfeld's Zug gehört zu den beschwerlichsten und traurigsten der Weltgeschichte. Nach unsäglichen Mühsalen war er über die norwegischen Gebirge bis vor Drontheim gekommen; doch war es unmöglich, die von drei Seiten von Wasser umgebene Festung mit seinen erschöpften Truppen zu nehmen. Auf dem Rückwege durch's Gebirg wurde er von der fürchterlichsten Winterkälte überfallen; zum Unglück mußte er über ein 8 Meilen langes Eisgebirge, das in dieser Jahreszeit noch von keinem menschlichen Fuße betreten worden war. Hier kletterten 10,000 abgemattete Schweden unter furchtbarem Sturme und Schneegestöber, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Kleidung im Eise herum und zogen noch ihre Geschütze mit sich fort. Das Entsetzliche ihrer Lage vermochte sie, bei ihren Feinden Mitleid zu suchen. Sie schickten einige dänische Gefangenen zu dem Commandanten von Drontheim und baten um Hülfe. Der sandte auf der Stelle 300 Schlittschuhläufer mit 150 Schlitten hin; allein die Hülfe kam zu spät. Fast das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen erstarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet, Andere lagen in Abgründen zerschmettert. Kaum 500 Mann sahen ihr Vaterland wieder.

Karl selbst belagerte unterdessen Friedrichshall. Am 4. Dcbr. wurden die Laufgräben eröffnet, am 9. Dcbr. eroberte Karl mit dem Degen in der Hand eine Hauptschanze. Am 11. Dcbr. ging er noch spät am Abend um 9 Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Siquier, zwei Franzosen, hinaus, um zu sehen, wie weit die Arbeiten in den Laufgräben gediehen seien. Er lehnte sich über eine Brustwehr, stützte den Kopf auf beide Arme und sah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Von der Festung her wurde dann und wann eine Kanonenkugel herübergesandt. Seine beiden Begleiter hatten sich entfernt; als um 10 Uhr Siquier mit mehreren Officiren zurückkehrte, kam ihnen Megret mit der Nachricht entgegen, der König sei erschossen. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt, Kopf und Handschuh blutig, die rechte Hand am Degen; eine Pistolenkugel war neben der rechten Schläfe hineingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgeflogen. Die Kugel konnte aus der Festung nicht gekommen sein.

Karl fiel als Opfer einer Verschwörung, welcher sich jene beiden Franzosen nur als Werkzeuge geliehen hatten. Der schwedische Adel schaffte den König, der die königliche Macht als eine unumschränkte ansah und handhabte, durch einen Mord auf die Seite, um sich selbst der Regierung zu bemächtigen. Er setzte nach Karls Tode, über dessen Ermordung gar keine Untersuchung angestellt wurde, dessen Schwester Ulrike Eleonore, und bald darauf deren Gemahl, den Erbprinzen von Hessen, auf den Thron, ließ sich aber jedesmal vorher wichtige Rechte der Krone abtreten, so daß die königliche Macht nur noch ein Schatten war. Und von der Zeit an hat der Adel in Schweden die Regierung

Digitized by Google

in Händen gehabt; aber selten ist eine Regierung schlechter und schmachvoller geführt worden, als von diesen nur auf ihren Vortheil bedachten schwedischen Großen. Auch den von Karl ihnen hinterlassenen Krieg beendeten sie in schmachvoller Weise. Sie traten die vom Feinde eroberten Provinzen für Geld ab, das sie für sich verwendeten. Hannover bezahlte für Bremen und Verden gegen 1 Mill. Thaler, Preußen für das schwedische Pommern gegen 2 Mill. Thaler. Zuletzt erzwang Peter von Rußland durch wiederholte Verwüstungen der schwedischen Küsten im Jahre 1721 den Frieden zu Nystädt, worin ihm Liefland, Esthland, Ingermannland und ein Theil von Karelien abgetreten ward. Finnland gab er an Schweden zurück.

Karl war 36 Jahre alt, als ihn die Mordkugel traf. Sich selbst hat er den glänzenden Namen eines großen Helden erkämpft, seinem Volke aber war er nicht zum Heile, sondern zum Verderben; denn es fehlte seinem gewaltigen, rastlos strebenden Geiste das Maß weiser Beschränkung und die sittliche Kraft der Selbstüberwindung.

Dies und Das.

Die Zahl der nordamerikanischen Indianer schätzte man, ehe sie mit den Weißen in Berührung kamen, auf 16 bis 17 Millionen Köpfe. Seitdem sind sie, überall von den Weißen zurückgedrängt, fast auf ein Drittheil dieser Zahl gesunken, und es ist, als ob sie das Verderben reißend angriffe, wo sie mit den Weißen in gesellige Berührung kommen. Und was haben ihnen die Weißen gebracht? Elend und Kummer! In den Kriegen mit ihnen mordete sie die europäische Ueberlegenheit, namentlich an den Feuerwaffen, dahin; die Blattern und die Cholera und andere Krankheiten, die sie nie kannten, haben sie von den Weißen bekommen. Und welche Verheerungen haben sie unter ihnen angerichtet? — Aber nichts hat in dem Maße entsetzlich auf ihre Vertilgung eingewirkt, als das — Feuerwasser, wie sie den Branntwein nennen. Diese Pest raffte und rafft sie heute noch auf entsetzliche Weise dahin. Denn der Indianer liebt ihn über die Maßen und im Rausche vergißt er Alles, was ihm die verhaßten Weißen Uebels zugefügt. Er giebt Alles dafür her, und oft den Ertrag seiner Jagden; das edle Pelzwerk sieht er in wenigen Tagen für Branntwein dahin gehen und — im schamlosesten Betruge des Weißen. Zwar hat der Congreß die Ausfuhr des Branntweins nach den Indianergebieten verboten; aber wer soll an den weiten Grenzen, in der großen Ferne, die heillos betrügerischen Kaufleute überwachen, welche die wilden Leidenschaften der Indianer ausbeuten, um auf die wohlfeilste Weise sie zu berauben? — Es ist schrecklich, aber es ist so: Der Weiße mordet die armen Indianer mit seinem Branntwein langsam, aber sicher hin! — Er betrügt ihn gewissenlos um den Ertrag seiner Jagden, der ihn ernähren soll, und wenn der Hunger und die Verzweiflung die armen Betrogenen hinrafft, wer kümmert sich d'rum? Seine Jagdgründe hat ihm der Weiße geraubt — und Alles, was einst seinem Leben Reiz verlieh. Und wenn er in wildem Zorne, im grimmigsten Hasse, seine Hand gegen den Weißen aufhebt, dann entsteht der Vertilgungskrieg, der ohne Erbarmen geführt wird!

Die Entstehung des Feuerberges Jorullo in Mexico. Alexander von Humboldt hat in seinen Reisen in Südamerika zuerst die Entstehungsgeschichte des Feuerberges Jorullo mitgetheilt und kommt im Vierten Bande seines „Kosmos" wieder darauf zurück. Manchem Leser der „Naje" dürfte eine kurz zusammengezogene Darstellung jener merkwürdigen Vorgänge und Erscheinungen höchst anziehend sein, die ich hier zu geben versuche.

In der Provinz Michuacan in Mexico zieht sich eine weite Hochebene hin, die ziemlich stark bevölkert, weil fruchtbar, niemals außerordentliche Zeichen einer vulkanischen Thätigkeit der Erde erlebt hatte. Es war im Jahre 1759, am 29. Juni, als die Bewohner der Hochebene zum ersten Male durch ein fortdauerndes, unterirdisches Getöse, mehr aber noch durch häufig wiederkehrende Erdstöße und Erdbeben erschreckt wurden. Ganz fremd wären ihnen diese Erscheinungen nicht, denn etwa dreißig Meilen von ihnen befand sich ein Feuerberg oder Vulkan, nur sie hatten diese Erscheinungen hier nicht erlebt, und auch keine Nachricht, daß ihre Vorfahren solche erlebt, hatte sich vererbt.

Zwei volle Monate dauerte, mit kurzen zeitweiligen Unterbrechungen, dieser Zustand fort, und, wie sich der Mensch nach und nach an Alles gewöhnt, so glaubten auch sie nicht an schlimmere Ereignisse, weil die Erdbeben nicht viel heftiger in dieser Zeit geworden und auch das unterirdische Getöse nicht stärker vernommen worden war. Am 27. September 1759 kehrten gegen Abend die Sklaven eines Pflanzers aus den Guayava-Pflanzungen zurück, wo sie diese wohlschmeckenden Früchte eingesammelt, und zeigten ihrem Herrn vulkanische Asche, mit der

Digitized by Google

ihre Palmblatthülsen bedeckt waren. Das machte den Pflanzer bestürzt, indessen beruhigte er sich doch wieder, denn gewöhnlich ist bei den Ausbrüchen der Feuerberge diese Asche das Letzte, was sie auswerfen. Hier aber hatten sich wahrscheinlich schon Spalten in der Oberfläche der Erde gebildet, aus denen die unermeßliche Kraft, die sich im Innern der Erde zu einem ungeheuern Ausbruche rüstete, diese Asche hoch in die Luft getrieben, aus der sie dann wieder zurück auf die Erde fiel. Am 28. September mehrten sich indessen bedenkliche Anzeichen mancherlei Art, wie sie dem starken Ausbruche eines Vulkans vorherzugehen pflegen. Plötzlich aber, gegen 3 Uhr Morgens am 29. September, erfüllte ein Donnern und Krachen die Luft und die Erde, wie es nie eines Menschen Ohr gehört — denn 70 Meilen von der Stätte des Ereignisses vernahm man es, als wäre man dabei — und mit einer Gewalt, die kein Mensch zu fassen vermag, wurde ein Berg aus der Erde herausgetrieben und aufgethürmt, nachdem in der Nacht die Erde weit und breit von Asche, über einen Fuß hoch, bedeckt worden war. Die Bewohner der Hochebene, in deren Mitte das entsetzenerregende, wunderbare Ereigniß sich zutrug, flohen so schnell sie konnten den nächsten Bergen zu und waren von hier aus Augenzeugen. Ein solcher, und ein sehr glaubwürdiger Mann erzählte, daß plötzlich furchtbare Flammen aus der Erde hervorgebrochen seien und mitten aus diesen Flammen habe sich ein ungeheurer Klumpen, eine unförmliche Masse emporgehoben, wie eine schwarze Burg, und sich zur Berghöhe emporgethürmt. Senkrecht, erzählten Andere, habe sich der Boden emporgehoben. Die Ebene habe sich aufgebläht und es seien Blasen erschienen, deren höchste und größte der Vulkan Jorullo sei. Diese aufgetriebenen Blasen, von kolossalförmiger, regelmäßiger Gestalt, nur sehr verschieden an Umfang und Größe, platzten und stießen aus ihren Mündungen kochend heißen Erdschlamm, der sich nach allen Seiten ergoß; unter diesem Schlamme befanden sich verschlackte Steinmassen, die auch weithin geschleudert wurden. Dabei zitterte stoßweise die Erde; der furchtbarste Donner hallte sinnbetäubend, und aus dem Jorullo stiegen Flammen auf. Steine wurden mit fürchterlicher Gewalt herausgeschleudert und Lavaströme ergossen sich in feuriger Gluth. Ringsumher rauchten viele kleine Auswurfskegel und noch lange dauerte die furchtbare Thätigkeit des in Einer Nacht 180 Toisen über der Fläche der Hochebene aufgethürmten Vulkans fort. Die kleinen Auswurfskegel, die sehr zahlreich auf der Hochebene, in der Nähe des Jorullo waren, und ihrer Form wegen von den Einwohnern der Gegend „Backofen" genannt wurden, waren im Jahre 1780 noch so heiß, daß man in den Spalten derselben Cigarren anzündete. Im Jahre 1803 bestieg Alexander von Humboldt den Hauptgipfel des Jorullo. Die fruchtbare Gegend war natürlich in eine schreckliche Wüste verwandelt.

Die Kälte und Gefühllosigkeit der Indianer gegen Weib und Kinder ist oft auffallend und abschreckend; allein das ist eben nur eine angenommene, von der Indianersitte erheischte Form, unter der das treuliebende Herz seine Stätte und seine von der Natur geheiligten Rechte und Gefühle hegt. Hier eine Thatsache, die keiner Erläuterung bedarf: Der junge Sohn eines berühmten Häuptlings der Tschippewä-Indianer war in einem, von den Kriegern dieses Stammes den Fuchs-Indianern, ihren erbitterten Feinden, gelieferten Treffen in Gefangenschaft gerathen. Als der Häuptling erfuhr, daß sein Sohn in die Hände der Feinde gefallen war, verfolgte er sogleich die Spur der Fuchs-Indianer und erreichte endlich ganz alleine ihr Lager. Er wußte, daß ein gräßlicher Tod das Loos seines geliebten Sohnes war, denn bereits war ein großes Feuer angezündet, in dessen Flammen er den Tod finden sollte. Ruhig und festen Schrittes tritt er in die Mitte seiner Feinde und redet die erstaunten Fuchs-Indianer würdevoll an, indem er sich an der Stelle seines Sohnes überliefert. „Mein Sohn, sagt er, hat erst wenige Winter gesehen; seine Füße haben noch nie die Pfade des Krieges betreten; meine Haare sind weiß; ich habe über den Gräbern meiner Familie viele den Schädeln Eurer Krieger geraubte Haupthaare (Skalps) aufgehängt; zündet daher lieber das Feuer um mich an und sendet meinen Sohn in meine Hütte zurück."

Der Tausch wurde angenommen. Der Sohn wurde frei gelassen und der Vater starb als Opfer väterlicher Liebe den entsetzlichen Tod in den Flammen, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben.

Die Dahlie, nach dem Naturforscher und Reisenden Dahl, der Knollen und Samen von der Hochebene von Mexico mit nach Europa brachte, ist ein recht anschauliches Bild davon, was des Menschen sorgliche Pflege über die Natur vermag. Humboldt fand sie, und auch Dahl, in ihrem natürlichen, heimathlichen Zustande kaum drei bis vier Zoll hoch. Sie bildeten weiße, gelbe und blaue große Sterne. Die Blume war schön und der, der dieß schreibt, erhielt von München aus, Anfangs der zwanziger Jahre den ersten Samen und zog sie in seinem Gärtlein ebenso, wie sie daheim waren, als einfache, weiße, blaue und gelbe Sterne, mit schönem orangengelben Mittelpunkt. Und was ist aus der Blume durch die Pflege geworden? Man sehe die reine gefüllte Kugelform und den unbeschreiblichen Reichthum der Farbenverschiedenheit! So hat sie die Pflege veredelt. Wollte Gott es erginge den Pflegern nach Innen ebenso! — Ist's? —

Digitized by Google

Das Bild der Mutter.

Von L. Baumblatt.

I.

Der alte Amtsdiener und Ausrufer Schildmann rührte behendig die Schelle, durch die in den meisten Orten des Rheinlands Alles verkündet wird, was zur öffentlichen Kenntniß gelangen soll. Die Vorübergehenden blieben stehen, schaarten sich nach und nach um den heisern Mann, während sich mehrere Fenster öffneten, durch welche eben so viele Leute sahen, die alle hören wollten, was es wieder gebe.

Nachdem Schildmann lange genug geschellt und seine Zuhörerschaft sich ziemlich vermehrt hatte, nahm er die Glocke mit dem hölzernen Griff unter den linken Arm, zog einen langen Zettel aus seinem alten dunkelblauen Dienstrock hervor und fing an vorzulesen, was heute Nachmittag präcis zwei Uhr alles im Hause der verstorbenen Eheleute Bruner gegen baare Bezahlung der öffentlichen Versteigerung übergeben werden würde. Da waren Mobilien aller Art dem Verkaufe ausgesetzt: Schränke, Betten und sonstige Hausgeräthe, auch Bücher und Bilder, so daß, wenn dem alten Schildmann zu glauben war, manches junge Ehepaar Auswahl genug gefunden hätte, um sich vollständig einzurichten.

„So geht's!" sagte eine dicke Obstfrau, die ruhig hinter ihrer Bank saß, auf der Aepfel und Birnen in schönster Ordnung aufgeschichtet waren, „so geht's auch den vornehmen Leuten manchmal! Der Herr Sohn wird blutwenig mehr antreffen, wenn er einmal wiederkommt."

„Der und wiederkommen!" entgegnete eine andere, „der Sausebraus sollte wieder hierher kommen? was wollte er denn hier machen? Ja, wenn's noch vor drei Jahren wär', als er noch auf der Schule war, da kam er alle halb Jahr auf mehrere Wochen, stolzirte mit der langen Pfeife und dem gestickten Tabaksbeutel auf den Straßen umher, daß es eine wahre Schand war, denn man hat's ja damals schon gewußt, wie's mit seinen Eltern steht. Ja, laßt euch nur die Kinder über den Kopf wachsen!"

„Ich wollt's ihm schon vertrieben haben!" sagte die erstere. „Ich hätte ihn kurz gehalten und ihm nicht mehr geschickt, als —"

„Du lieber Gott!" unterbrach sie die zweite, „nicht mehr geschickt! Ihr redet, wie Ihr's versteht, Frau Maierin! Da fragen die jungen Herren nicht darnach; sie machen Schulden, daß einem die Haare zu Berge stehen, und wer muß sie am Ende bezahlen? Die armen Eltern, die sich's am Munde absparen."

Aehnliche Gespräche wurden noch mehrere geführt, als der alte Schildmann die Marktstraße schon längst verlassen und eine andere Richtung eingeschlagen hatte, um von neuem zu schellen und auszurufen.

Die festgesetzte Stunde nahte heran und die Wohnung der verstorbenen Eheleute Bruner füllte sich allmälig mit Kauflustigen aus allen Ständen. Auch der alte Schildmann erschien wieder, und zwar jetzt in Begleitung des Beamten, der die Versteigerung abhalten sollte.

Nachdem die übliche Form beobachtet und die Bedingnisse vorgelesen waren, trat Schildmann an einen Tisch, holte einen Gegenstand um den andern herbei, zeigte ihn den Anwesenden und pries ihn als gewissenhafter Ausrufer über alle Maßen an. Wenn das höchste Gebot erreicht war, sah er noch einmal mit prüfenden Blicken umher, hob den Hammer in die Höhe und — schlug zu.

So ging es eine Weile ohne Unterbrechung fort: Kisten und Kasten hatten andere Herren gefunden, und die auf dem Tische stehende zinnerne Schüssel füllte sich nach und nach mit Silberstücken. Da kam ein Gegenstand an die Reihe, bei dessen Anblick es in der ganzen Versammlung todtenstille ward. Schildmann war nämlich an die Bilder gekommen, die ohne Unterschied ihres Werthes und ihrer Bedeutung nach einander von der Wand geholt und ausgeboten wurden. Da

Digitized by Google

war der alte Ziethen, neben ihm Friedrich der Große, Napoleon zu Fuß und zu Pferd, die Schlacht bei Waterloo, Columbus und mehrere andere Gemälde und Kupferstiche, besonders Jagdstücke. Alle hatten ihre Herren gefunden und waren zu geringen Preisen heimgeschlagen worden. — Jetzt hielt Schildmann ein Bild in der Hand, das er lange betrachtete, ehe er es den Steigliebhabern zeigte.

Es mochte manchem der Anwesenden dünken, als schicke es sich nicht recht für einen ordentlichen Ausrufer, einen für den öffentlichen Verkauf bestimmten Gegenstand so lange für sich zu betrachten — aber der alte Schildmann kümmerte sich wenig um derlei Bemerkungen.

Er war in seinem Dienste grau geworden, und die Denkmünze auf seiner Brust bezeugte, daß er diesem Dienste immer ehrenvoll nachgekommen war.

Er betrachtete also das Bild länger, als es sich geziemte. Aber es war unverkennbar, daß es etwas mehr als Neugierde sein müsse, was den alten Mann so sehr in dessen Anblick vertiefte; denn sein Auge ward feucht und er zerdrückte eine Thräne, während er den Kopf schüttelte.

Endlich zeigte er es der neugierigen Menge vor, war aber nicht im Stande, ein Wort zu reden. Seine Lippen bewegten sich zitternd und er mußte die Thränen abtrocknen, die über seine gefurchten Wangen flossen.

Das Bild ging von Hand zu Hand; aber kein Laut ward vernehmbar, wenn es nicht hin und wieder ein Seufzer war, der wie ein Klageton durch die Versammlung zog.

„Arme Frau!“ sagte ein Herr, der etwas entfernt in einer Fensterbrüstung stand und das Bild betrachtete, das die Runde um das Zimmer gemacht hatte, „arme Frau! Du dachtest wohl nie daran, daß es einst so kommen würde, und als du vor Jahren dem Künstler saßest, um dich für deinen Verlobten malen zu lassen, fiel es dir wohl nicht ein, daß dieses Zeichen deiner Liebe nach deinem Tode unter den Hammer kommen und vielleicht in die Hände eines Trödlers gerathen würde. Ja, ja, Zeiten und Umstände ändern sich sehr.“

„Nun Schildmann!“ sagte der Notär, „auf was beruht's? Die Zeit verstreicht nutzlos, fahren Sie fort!“

Und der Ausrufer folgte der Aufforderung des Beamten; er ließ sich das Bild wieder reichen und fragte, wer es anbieten wolle.

Doch bevor ein Gebot gethan wurde, richteten sich alle Blicke nach einer Ecke des Zimmers, von der ein lautes Schluchzen ausging. Dort saß ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, hielt beide Hände vor das Gesicht und weinte und schluchzte, daß es zum Erbarmen war.

Der Mann in der Fensterbrüstung näherte sich der Weinenden, stellte sich hinter die Lehne ihres Stuhls, nahm eine ihrer Hände und sagte mit weicher Stimme:

„Ihr Schmerz ist gerecht, gute Marie! Doch was nützt das Weinen, da es einmal so weit gekommen ist?“

„Mein Gott! mein Gott!“ jammerte das arme Kind, „die gute Frau, meine Wohlthäterin und Erzieherin, die in ihrem Leben so viel Gutes gethan hat, soll jetzt —“

Und ein neuer Thränenstrom unterbrach sie, während der Herr zum Notär ging und leise einige Worte zu ihm sagte.

„Es darf nicht sein!“ erwiederte der Beamte. „Es muß Alles dem öffentlichen Verkaufe ausgesetzt werden, da es eine Zwangsversteigerung ist und das Interesse der Gläubiger gewahrt werden muß.“

Und auf ein gegebenes Zeichen fuhr Schildmann fort und that, was seines Amtes war.

Doch das Mädchen hatte mit seinen Thränen alle Anwesenden so sehr gerührt, daß Niemand ein Gebot that. Vergebens hielt Schildmann das Bild in die Höhe, vergebens frug er, wer es anbieten wolle — kein Laut war vernehmbar, und schon sollte es auf die Seite gestellt werden, als der Herr an Marie's

Digitized by Google

Seite dem Ausrufer zunickte, dieser nannte das niedrigste Gebot, und nach einigen Augenblicken war das Bild zuschlagen. Der Herr zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, zahlte den geringen Preis, nahm sein Eigenthum in Besitz und gab es seinem Schützling mit den Worten:

„Da, Marie! Gott hat es doch gefügt, daß das Bild Ihrer Wohlthäterin in keine fremden Hände kam. Hier, nehmen Sie es, es soll von nun an Ihnen gehören."

„Dank, meinen innigen Dank, Herr Burkhard!" sagte das weinende Mädchen, indem es die Hand des gerührten Mannes ergriff und sie küßte. „Gott vergelte es Ihnen!"

Die Versteigerung nahm jetzt ungestört ihren Verlauf, und bis gegen den Abend war es leer und stille in der Wohnung der verstorbenen Eheleute Bruner geworden.

II.

Herr Bruner war über vierzig Jahre lang Forstmeister in dem Städtchen K.... gewesen. Er war ein ebenso treuer Diener seines Fürsten, als er ein liebender Gatte seiner zärtlichen Ehehälfte war. Das Elternpaar war nur mit einem Kinde gesegnet worden, und es mochte sein, daß beide ihrem einzigen Sohne Adolph, der schon in seiner frühesten Jugend ungewöhnlich viel Scharfsinn, aber eben so viel Ausgelassenheit an den Tag legte, etwas zu viel nachsahen. Adolph war aber bei alledem ein prächtiger Junge, und selbst fremde Leute verziehen ihm manchen Muthwillen, da er sie immer durch sein gutes Herz wieder zu versöhnen wußte. Er war schalkhaft und dabei gutmüthig, muthwillig und zugleich offen und treuherzig; zuweilen selbst ausgelassen und im nächsten Augenblick ein Kind tröstend, dessen Butterbrod er in den Sand geworfen hatte. Er wußte sein Ungestüm nicht zu bezähmen, beklagte es aber in mancher einsamen Stunde selbst, daß ihm die Vorsehung ein so wildes Temperament gegeben hatte. „Laßt ihn gehen!" sagte sein Lehrer oft, wenn wegen eines losen Streichs Klage über ihn geführt wurde, „laßt ihn nur gehen; er wird sich die Hörner schon noch abstutzen und dann ein recht ordentlicher Mensch werden." Und der Herr Lehrer mochte nicht Unrecht haben, denn als Adolph das Gymnasium mit Glanz absolvirt hatte, zog er als ganz ordentlicher Student auf die Universität, um Medizin zu studiren.

Obschon um mehrere Jahre jünger als Adolph, wurde Marie doch wie seine Schwester behandelt. Eine Doppelwaise, war sie von Forstmeisters als Kind aufgenommen worden, während Adolph schon ein rüstiger Knabe war. Die Eltern theilten ihre Liebe zwischen beiden Kindern und Adolph hatte das kleine Mädchen wegen seines sanften Charakters liebgewonnen. Wie manchen losen Streich des wilden Buben hatte Marie den Eltern verheimlicht! wie manche Zurechtweisung von ihm fern zu halten gewußt! Sie war sein schützender Engel und verdarb vielleicht dadurch mehr, als sie ahnen konnte. Ihre Pflegeeltern liebte sie aufrichtig und innig, und deren Sohn Adolph war ihr anfangs ein wilder und ausgelassener, aber doch immer ein lieber Bruder gewiesen, während er später ihr herzlieber Freund und unbewußt noch etwas mehr wurde.

Der stets heitere Jüngling, der wohl oft lose, aber nie absichtlich böse Streiche ausführte, ward durch das sanfte und ruhige Mädchen etwas gezähmt, und wenn er manchmal ungestüm in's Zimmer stürmte, Bücher und Mütze, Mantel und Zeichenbrett, alles durcheinander auf Tische, Stühle und selbst auf den Boden warf, so war es Marie, die es ruhig wieder aufnahm und jeden Gegenstand an seinen Platz brachte.

Diese Bereitwilligkeit, seine Unarten zu hegen, schien ihm anfangs eine Folge von Marie's Abhängigkeit zu sein; als er aber nach und nach einsah, daß das Mädchen dadurch jeden, wenn auch noch so leisen, Verweis von Seiten seiner Eltern verhüten wollte, so wurde er ihm nicht nur dankbar dafür, sondern gab

Digitized by Google

sich auch Mühe, seine Fehler zu vermeiden und aus Dankbarkeit etwas ordentlicher zu werden. Dies ging so, wie es bei einem solch ungestümen Gemüth eben gehen kann. Adolph war doch noch zu jung, als daß ihn der Ordnungssinn der sanften und ruhigen Mädchennatur hätte ganz bessern können, und als er das Elternhaus verließ, um die Hochschule zu beziehen, war er immer noch der lebenslustige, neckende und ausgelassene Jüngling, wie er früher der muthwillige Knabe gewesen war.

Doch bei alldem hatte sich, als er von seinen Lieben Abschied nahm, etwas wie Schmerz auf seinem Gesichte gezeigt. Er umarmte Vater und Mutter mit einem Ungestüm, in dem er unverkennbar zeigte, wie nahe ihm die erste Trennung von den geliebten Eltern ging, und als die Reihe an Maria kam, faßte er ihre beiden Hände, stellte sich vor sie hin und sah tief gerührt in das blasse Gesicht des holden Mädchens, dem die Thränen über die Wangen flossen und das kein Wort hervorbringen konnte.

„Lebe wohl, Schwester!“ sagte er endlich mit Rührung, „denke zuweilen an mich, so wie ich deiner immer in Liebe gedenken werde. Lebt alle wohl, auf baldiges Wiedersehen.“

Hierauf eilte er fort, um seinen Schmerz zu verbergen, bestieg den Wagen, der vor der Thüre stand, und fuhr seinem Bestimmungsorte entgegen.

Ohne Führer und ohne jede mahnende Stimme, die ihm zugerufen hätte, sich nur an jene Jünglinge anzuschließen, die mehr den ernsten Studien, als einem ausgelassenen Studentenleben anhingen, warf sich Adolph in einen Strudel der tollsten Zechgelage, und da er von jeher ein Freund jener Gesellschaften war, bei denen es lustig herging, so hatte er sich bei seinen Kameraden bald einen Namen erworben, so daß er als Meister in der Zechkunst galt, dem es Keiner nachzumachen wagte. Aber auch jetzt hatte ihn seine natürliche Herzensgüte nicht verlassen, und wenn er nach einer durchschwärmten Nacht am andern Morgen erwachte und wahrnahm, wie weit die Zeit schon vorgerückt sei und er dieses und jenes Kolleg versäumt habe, da beschlich ihn ein Trübsinn, er erinnerte sich seiner Eltern und seiner Freundin und nahm sich ernstlich vor, dieses Leben aufzugeben und ein ordentlicher Mensch zu werden. Er stund auf, setzte sich an seine Bücher, aber sein Hirn erglühte und brannte fieberhaft, so daß die Buchstaben im wilden Kreisel vor ihm herumzanten und er keinen vernünftigen Sinn herausbringen konnte. Er schlug die Bücher unwillig zu, kleidete sich an und eilte in's Freie, um frische Luft zu schöpfen und über sein wüstes Leben nachzudenken.

So verging der Tag, und der Abend kam heran. Und wieder zog es ihn zum Trinkgelage hin und der größte Theil der Nacht ward abermals beim edlen Gerstensafte zugebracht.

Daß er bei einem solchen Lebenswandel keine merklichen Fortschritte in seinen Studien machen konnte, versteht sich wohl von selbst, und als er nach dem ersten Semester das Elternhaus wieder besuchte, wurde die Freude des Wiedersehens durch sein blasses Aussehen sehr getrübt. Die besorgte Mutter fragte ihn, ob er krank gewesen sei, was Adolph verneinte. Der Vater mochte wohl den Grund zu den eingefallenen Wangen seines Sohnes erforscht haben, und er stellte ihn darüber zur Rede. Doch Adolph ging lächelnd darüber hinweg und versprach das nächstemal wieder rothe Backen mitzubringen.

Doch sein guter Genius schien von ihm gewichen zu sein. Bei seiner Rückkehr zu seinen Kameraden fing das alte Leben von neuem an und er wurde immer mehr in einen wilden Strudel hineingezogen, der ihn mit solcher Gewalt erfaßte, daß er sich nicht mehr loszureißen wußte. Die Folge davon war, daß seine Eltern von Kummer gebeugt wurden und vor der Zeit alterten. Dabei reichte auch das für ihn bestimmte Jahrgeld bei weitem nicht mehr aus, es häuften sich Schulden auf Schulden, und so kam es, daß, als er endlich seine Studien vollendet hatte, wozu er mehrere Jahre länger brauchte, als voraus-

Digitized by Google

gesehen werden konnte, sein Vermögen verschwunden war und nach dem Tode seiner Eltern von ihrer Habe nichts mehr für ihn übrig blieb.

So unerquicklich es auch sein mag, einen von Natur guten Menschen so tief sinken zu sehen, so konnten wir doch nicht umhin, dem Leser das Bild so vorzustellen, wie es sich uns in der Wirklichkeit gezeigt hat. Unser Adolph ist keine Erfindung, und Namen und Stand abgerechnet, hat sich die Geschichte wirklich so zugetragen, wie wir sie theils hier erzählt haben, theils in folgenden Zeilen noch erzählen werden. Vielleicht gewinnen wir aber durch den Verlauf derselben die Ueberzeugung, daß ein von Natur gutes Gemüth nie ganz zu Grunde gehen könne und der Schöpfer des menschlichen Herzens den Keim des Guten so kräftig in dasselbe gepflanzt habe, daß selbst die heftigsten Stürme es nicht immer vermögen, die einmal geschlagene Wurzel auszureißen und völlig zu zerstören. — Doch kehren wir vorerst zu Marie zurück und sehen, was aus dem verlassenen Mädchen geworden ist, das mit dem Tode seiner Wohlthäter den Verlust seiner zweiten Eltern beweinte.

III.

Als sämmtliche Habe der Familie in fremde Hände gekommen war, stand Marie einsam und verlassen da. Sie hatte weder Verwandte noch Angehörige, an die sie sich hätte wenden können, und die Lage des armen Mädchens war eine recht traurige. In diesem trostlosen Zustande war es wieder der Herr, der sich ihrer bei der Versteigerung so liebevoll angenommen hatte, dem sie jetzt auch ein Unterkommen verdanken sollte. Er lud sie ein, mit ihm zu kommen und es sich in seinem Hause gefallen zu lassen. Sie folgte dieser Einladung und begleitete ihren Wohlthäter in dessen Wohnung.

Dieser mitleidige Herr war Niemand anders, als der Lehrer des Städtchens, der selbst mit einem mäßigen Gehalte eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Marie war seine Schülerin gewesen und Burkhard hatte sie so lieb gewonnen, daß er den Entschluß faßte, das verlassene Mädchen zu sich zu nehmen, damit es das Wenige, das er hatte, mit ihm und den Seinigen theile. Seine Frau, eine gutmüthige und mitleidige Seele, hatte ihm selbst den Gedanken dazu eingegeben und dabei bemerkt, daß da, wo sich sechs Menschen satt essen, auch für den siebenten noch einige Bissen abfallen würden.

Burkhard war ein edler Mann, und als solcher bekannt. Ein wackerer und gediegener Lehrer, hatte er in der Schule des guten Samens gar viel ausgestreut, und außerhalb derselben durch seinen musterhaften Lebenswandel ein treffliches Beispiel für die Gemeinde gegeben, in der er schon über dreißig Jahre segensvoll wirkte. Wer diesen Mann in seinem Wirkungskreise sah, der mußte zugeben, daß der Lehrerstand das Wohl und das Weh des Volkes weit mehr in seinen Händen habe, als man es gewöhnlich zuzugeben geneigt ist. Burkhard war ein liebender, herzlicher und höchstens warnender Freund der ihm anvertrauten Jugend. Sein Wort war allen seinen Schülern ein unverletzliches, und sein reiches Gemüth ein unerschöpflicher Quell, aus dem der Segen ohne Ende floß. So stand er in der Mitte einer liebenden Bevölkerung, unter der er schon manchen Familienvater zählte, der seinen ersten Unterricht bei ihm genossen hatte.

Marie nahm das ihr gemachte Anerbieten dankbar an und wurde der Frau des Lehrers bald eine liebe Freundin. Adolph Bruner ließ nichts mehr von sich hören, und der Lehrer Burkhard hatte nur so viel erfahren können, daß er nach seinen vollendeten Studien eine Zeitlang unter der Aufsicht eines berühmten Arztes in einem großen Hospital verwendet worden sei, aber sein Vaterland schon längst verlassen habe, ohne daß sein jetziger Aufenthalt ermittelt werden konnte.

So verging ein Jahr um das andere. Die Zeit rollte dahin mit all ihren Leiden und Freuden, mit all ihren Mühen und Sorgen. Auch die Familie des

Digitized by Google

Lehrers Burkhard blieb vom letzteren nicht verschont, denn es kamen harte Zeiten, und die Preise der Lebensmittel stiegen zu einer unerhörten Höhe, während das Einkommen immer dasselbe blieb. Das waren freilich böse Zeiten für die Familie des Lehrers, und oft weinte Marie, wenn sie allein in ihrem Stübchen saß, daß sie die Last ihres Wohlthäters noch vergrößerte, ohne daß dieser es zugab, daß sie sich an Jemand anders wende, um ihre Dienste anzubieten. „Nein," sagte Burkhard, wenn er von diesem Vorhaben reden hörte, „nein, das können wir nicht zugeben. Was würde die Frau Forstmeisterin gesagt haben, wenn sie es hätte vermuthen können, daß Sie zu fremden und vielleicht herzlosen Menschen gehen müßten? Nein, Marie! noch hat es keine Noth, und wir haben bis jetzt nicht darben müssen. Sie bleiben und theilen mit uns, so lange es geht, und ich hoffe zu Gott, daß uns der Hunger nicht trennen wird."

So dieser brave Mann! Seine Frau vereinigte ihren Willen mit dem seinigen und behauptete, daß ihr Marie bei der Erziehung ihrer Kinder so viele Dienste geleistet habe, daß sie Alle noch deren Schuldner wären; Marie blieb also, und der Gegenstand wurde nicht weiter berührt.

Auch die schlimme Zeit ging vorüber, und Regen und Sonnenschein wechselten im nächsten Jahre so regelmäßig mit einander ab, daß die Flur wieder im reichsten Segen prangte. Mit der Wiederkehr der gnadenreichen Zeit thauten auch die Herzen der Menschen wieder auf, Noth und Sorgen waren verschwunden, und Hoffnung und Lebensfrische traten an ihre Stelle. Freudig begrüßte man die schwerbeladenen Kornfelder, und jubelnd sah Alt und Jung die hochgethürmten Wagen zu den Thoren hereinwanken und die Scheunen füllen. So geht's im menschlichen Leben! Freud' und Leid, Mangel und Ueberfluß, Sorglosigkeit und drückender Kummer wegen des Unterhalts seiner Lieben bilden zusammen eine Kette, deren Glieder unauflöslich aneinander hängen und sich gegenseitig unterstützen, ergänzen und kräftigen.

Solche Betrachtungen pflegte Burkhard oft anzustellen und sie im Kreise seiner Familie zum Gegenstand seiner Belehrung zu machen. So saß er auch eines Abends in deren Mitte und redete von Diesem und Jenem, und wie es nach seinem Dafürhalten zweckmäßig wäre, in den billigen Jahren Getraide aufzukaufen, es aufzuspeichern und zur Zeit der Noth um mäßige Preise wieder abzugeben. Zu seiner nicht geringen Freude fand er einige Tage nachher in der Zeitung, die er Abends vorzulesen pflegte, daß dieser Gedanke von seinem Fürsten selbst aufgegriffen und in's Leben gerufen worden sei. Er sprach noch viel über diesen Gegenstand und wollte das Blatt gerade aus der Hand legen, als seine Blicke auf einen Artikel fielen, der ihn besonders anzuziehen schien. Er las ihn aufmerksam durch, und es währte lange, bis er seinen Zuhörern erklären konnte, was ihn eigentlich beschäftige. Endlich sagte er mit einer Stimme, in der eine unverkennbar freudige Ueberraschung lag:

„Kinder, hört was ich euch hier vorlesen werde! eine Neuigkeit, die euch nicht weniger zur Freude stimmen wird, als sie mein Herz vor Wonne erbeben macht und es mit Dank gegen die Vorsehung erfüllt; doch hört!"

Und er las folgenden Zeitungsbericht:

„Vor einigen Tagen lief ein Schreiben mit der Anzeige bei unserem Hofe ein, daß einer unserer Landsleute mehrere Kisten mit den seltensten Naturerzeugnissen von Batavia aus an seinen Landesfürsten geschickt habe, um dessen reichhaltiges Museum damit zu ergänzen. Diese Nachricht wurde am Hofe freudig begrüßt, da sich in dem Verzeichnisse höchst seltene Gegenstände befinden. Der Name des Versenders ist: Doktor Bruner aus K...."

„Adolph Bruner!" riefen Alle wie mit einer Stimme aus, und diese plötzliche Nachricht hatte sie so sehr überrascht, daß Keiner ein weiteres Wort hervorbringen konnte. Marie insbesondere war so sehr erschüttert, daß sie Anfangs bebend zusammenfuhr, einen Freudenruf ausstieß, dann weinte und schluchzte und beide Hände auf ihr Herz preßte, das von der Freude erdrückt zu werden drohte.

Digitized by Google

„Gott sei gelobt!“ sagte sie endlich unter Thränen. „O wie danke ich Ihnen für diese Botschaft, Herr Burkhard!“

„Das ist freilich eine frohe Botschaft für uns Alle,“ bestätigte der Lehrer. „Seht Ihr's, Kinder? Ich hab' es ja immer gesagt, daß er seinen Weg noch machen würde. Nun ich freue mich, daß wir endlich doch erfahren haben, was aus ihm geworden ist. Also in Batavia! Das ist weit, sehr weit von hier.

Wie mag er nur dahin gerathen sein? Doch lassen wir alles Rathen und Vermuthen, da es uns doch zu nichts führen würde.“

Und der Lehrer hatte Recht. Es wurde weiter nichts verlautbar, und Marie mochte noch so sehr in den Zeitungen suchen und blättern — von dem Arzt aus Batavia war kein Wörtchen mehr darin zu finden.

IV.

Und wieder war eine geraume Zeit verflossen. Ostindien, und besonders die Insel Java, war von nun an das Hauptstudium Marie's, die nicht ermüdete, Batavia auf der Karte aufzusuchen und sich mit dessen Umgebung vertraut zu machen. Sie glaubte nicht anders, als sie müsse an irgend einer Stelle ihrem Jugendgespielen begegnen, wie er hier mit den Söhnen Indiens kämpfe, dort einen Panther erlege oder seine Kraft an einem Königstiger erprobe, und alle diese Gefahren traten so lebhaft vor ihre Seele, daß sie oft versucht war laut aufzuschreien, um Hilfe herbeizurufen, damit der Geliebte ihres Herzens beschützt und ermahnt werde, dieses gefährliche Spiel aufzugeben und an die Erhaltung seines kostbaren Lebens zu denken. Diese Gedanken umschwebten ihr Wachen und Träumen, und Burkhard hatte viel Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß Adolph ohne Zweifel schon lange genug in jenem Lande sei, um dessen Sitten und Gefahren kennen gelernt zu haben.

Kein Tag verging, ohne daß im Hause des Lehrers von dem Sohne des Forstmeisters geredet oder die Hoffnung ausgesprochen wurde, er werde auch im Städtchen einmal etwas von sich hören lassen, „Ich glaube es zuversichtlich,“ sagte Burkhard, „denn die Jugenderinnerungen verwischen sich bei keinem Menschen gänzlich, und sollte er auch einige tausend Meilen von seiner Heimath entfernt sein. Die Liebe zum heimischen Boden erlischt bei Keinem, am wenigsten bei einem guten Menschen, wie Adolph Brunner einer war, und es ohne Zweifel noch ist.“

Diese Worte thaten Marien unendlich wohl. Der Lehrer war längst einig mit sich, daß seine Schülerin in Adolph Brunner etwas mehr, als den Jugendgespielen oder den Sohn ihrer Wohlthäter verehre; er kannte Mariens Gefühle, ohne je ein Wort darüber zu äußern. Aber seine Liebe zu dem verstorbenen Forstmeister hatte ihn oft veranlaßt, Mariens Besorgnisse um ihren gemeinschaftlichen Freund zu theilen. Er hatte sich die besten Werke über Ostindien verschafft und Stunden lang an denselben gesessen, um die gesellschaftlichen Verhältnisse der dortigen Bewohner, die Zunahme ihres Bildungsgrades und die Vortheile zu erforschen, die dieses schöne Land der civilisirten Welt durch den Reichthum seines Bodens gewährt. So saß die Familie eines Abends beisammen, von ihrem Freunde redend und diesen und jenen Streich von neuem erwähnend, den der Knabe Adolph einst ausgeführt hatte — als sich ein fremder Herr ankündigte, der den Lehrer Burkhard zu sprechen wünschte.

Der Lehrer stellte sich ihm vor und fragte, womit er dienen könne.

„Ich komme,“ sagte der Fremde, ein fein gekleideter und etwa in den Vierzigern stehender hübscher Mann, „mich eines Auftrags zu entledigen, den mir ein Freund vor etwa einem Jahre gegeben hat.“

„Ein Auftrag an mich?“ frug Burkhard überrascht.

„Wenn Sie Herr Burkhard, der Lehrer im Städtchen K .... sind, so ist der Auftrag meines Freundes für Niemand anders, als für Sie, mein Herr!“

„Der bin ich! Ich bitte Sie Platz zu nehmen. Oder ist der Auftrag nur für mich und darf meine Familie kein Zeuge Ihrer Mittheilung sein?“

Digitized by Google

„Meine Instruktion sagt nichts davon, und ich glaube nicht, daß uns Ihre Familie stören wird. — Also zur Sache! Sie sind schon lange Lehrer dahier?"

„Auf Weihnachten werden's vierzig Jahre."

„Eine schöne Zeit! Da hat wohl schon mancher Ihrer Schüler sein Glück in der Ferne gesucht und die bei Ihnen gesammelten Kenntnisse in die weite Welt getragen?"

„Sie überschätzen mich, mein Herr! Ich kann nur das rohe Material liefern, aus dem die Hand eines Meisters das Kunstgebilde erst schaffen muß."

„Sie sind zu bescheiden, Herr Burkhard! Es ist wahr, Sie legen nur das Fundament — aber das Gebäude würde zusammenstürzen, wenn der Grundstein von einer ungeübten Hand eingefügt würde. Die ersten Eindrücke sind für ein ganzes Leben entscheidend, und das jugendliche Herz gleicht dem jungfräulichen Boden, in dem das Samenkorn tiefe Wurzeln schlägt und zur reichen Saat heranwächst. Wie manchen wilden Jungen werden Sie schon gezähmt, und wie manchen von Natur ungestümen Charakter schon gebeugt haben! Erinnern Sie sich keines solchen Meisterstücks, Herr Burkhard? reden Sie offen, erinnern Sie sich keines Schülers, dessen unbändiges Treiben Ihnen einst viel zu schaffen machte?"

„Mein Herr!" sagte Burkhard betroffen, „Sie redeten von einem Auftrage Ihres Freundes."

„Ja doch, Herr Burkhard! ich redete von einem Auftrage meines Freundes, und gerade deshalb wiederhole ich meine Frage, ob Sie sich keines Jungen erinnern, dessen Ausgelassenheit und Wildheit der Schrecken aller friedfertigen Menschen war und von dem Sie doch behaupteten, daß ein edles Herz in ihm wohne und er seinen Weg schon durch die Welt machen würde? — Nun? Sie reden nicht und sehen mich erstaunt an? Antworten Sie doch, Herr Lehrer!"

Doch statt aller Antwort ergriff Burkhard die Hand seines Gastes, der befriedigt lächelte, als er den Eindruck wahrnahm, den seine Worte auf alle Anwesenden gemacht hatten. Marie saß mit gefalteten Händen da und sah bittend zu dem Fremden hinüber, der zuweilen einen Blick auf das schöne Mädchen warf und beifällig nickte. Auf einige Augenblicke war es ganz stille in der Gesellschaft dieser Menschen, in denen so verschiedenartige Gefühle rege geworden waren:

Die Familie des Lehrers war überzeugt, daß ihnen ihr Gast Nachricht von Adolph bringen würde, während sich der Fremde an der frohen Hoffnung weidete, die aus allen Gesichtern hervorleuchtete. Endlich mochte er Mitleid mit den guten Menschen haben, denn er sagte:

„Sie antworten mir nicht, Herr Lehrer, und scheinen nichts von einem solchen Jungen zu wissen? Nun denn, so muß ich wohl Ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Erinnern Sie sich nicht mehr eines gewissen Adolph Bruner?"

„Gewiß, gewiß, mein Herr! Kennen Sie ihn?"

„Ob ich ihn kenne! Er ist ja der Freund, von dem ich redete und der mir Grüße an Sie mitgegeben hat."

„So waren Sie in Batavia?" frugen sie Alle wie mit einer Stimme.

„Nicht nur in Batavia, sondern in demselben Hause mit Ihrem ehemaligen wilden und ausgelassenen Zögling."

„O reden Sie! erzählen Sie! wir bitten Sie darum."

„Recht gerne, meine Freunde, denn deshalb bin ich ja hier. So hören Sie:

„Es sind bereits zehn Jahre, als Adolph Bruner und ich, zwei Universitätsfreunde, die Hochschule verließen, um in's praktische Leben einzutreten, und zwar er als Mediciner, ich aber als Droguist, denn mein Vater war Apotheker in der Universitätsstadt W... wo Adolph studirte. Wir waren Freunde geworden, was zu meinem Bedauern erst zur Zeit geschah, wo Adolph's Eltern bereits schon manchen Kummer wegen des Betragens ihres Sohnes erlebt hatten. Ich habe das frohe Bewußtsein, etwas zur Besserung des Wildfangs beigetragen zu haben. Durch die Verwendung meines Vaters, der bei der gelehrten Welt ein gewichtiges Wort hatte, wurde mein Freund in dem dortigen weltberühmten Spital als Assistent

Digitized by Google

angestellt, während ich meinem Vater in seinem Geschäfte beistand. Adolph Bruner besuchte uns oft und gewann die Zuneigung meines Vaters, der an dem offenen und gutherzigen Jüngling sein besonderes Wohlgefallen hatte.

„Da trat eine Veränderung in unsern Familienverhältnissen ein. Mein älterer Bruder übernahm die Apotheke und mein Vater gründete eine großartige Materialwaarenhandlung, bei der ich als thätiges Glied mitwirken sollte. Es wurde bestimmt, daß ich nach der Insel Java reisen solle, um dort die direkten Einkäufe zu besorgen und die Waaren unserm Hause zu schicken. Zu gleicher Zeit lief von der holländischen Regierung bei unserer Hochschule die Anfrage ein, ob nicht mehrere junge Mediciner Lust hätten, in deren Dienste zu treten und nach ihren ostindischen Besitzungen zu gehen. Es war ein Leichtes, meinen Freund dazu zu bereden, und so reisten wir wohlgemuth zusammen nach Holland, Adolph bestand in Utrecht ein glänzendes Examen und wurde als königlicher Arzt nach Batavia beordert.

„Seitdem lebten wir dort zusammen. Mein Freund genießt den Ruf eines tüchtigen Arztes und wird von der Familie des Generalgouverneurs hoch geachtet. Nach meiner Ueberzeugung wird er demnächst zum Oberarzt der Provinz ernannt werden."

„Da ward endlich die Sehnsucht nach der Heimath und nach meinen Lieben in mir rege, und ich faßte den Entschluß, sie einmal wieder zu besuchen. Mein Freund billigte mein Vorhaben und ich mußte ihm versprechen, seine Heimath aufzusuchen, um sich nach seinem Lehrer und dessen Familie zu erkundigen. Hier angekommen, bat ich den Wirth um Auskunft über Sie und ward von derselben so sehr befriedigt, daß ich mich freue, meinem Freunde so gute Nachrichten bringen zu können."

„Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Freundlichkeit", sagte der alte Mann, indem er sich die Thränen abtrocknete. „Erlauben Sie mir aber eine Frage: „Hat Ihr Freund Ihnen sonst nichts aufgetragen?

„Ich wüßte nichts", entgegnete der Fremde, indem er einen verstohlenen Blick auf Marie warf, die einer Bildsäule gleich dasaß und kaum zu athmen vermochte. „Ich soll ihm", fuhr der unerbittliche Herr fort, „genaue Kenntniß über Sie und Ihre Familie bringen. Nun, ich sehe, daß die Ihrigen wohl sind und meinen Bericht mit Theilnahme aufgenommen haben, und das wird meinem Doktor sehr viel Freude machen. — Doch", fuhr er nach einer Pause hat, nachdem er einen Finger an die Stirne gelegt hatte, als wolle er sich eines entfallenen Auftrags entsinnen, „doch weiß ich nicht, ob seine Beschreibung von Ihrer Familie genau zutrifft, denn wenn dieses Fräulein Ihre Tochter ist —"

„Nicht doch!" unterbrach ihn Burkhard, „Marie ist nicht mein Kind, sondern die Pflegetochter von Adolphs Eltern."

„Richtig!" fiel der Fremde wie aus einem Traume erwachend ein. „Er redete von Fräulein Marie und gab mir den besonderen Auftrag, bei Ihnen anzufragen, was aus der kleinen Gespielin seiner Jugend geworden sei."

„Nun, Sie können ihm sagen", entgegnete Burkhard lächelnd, „daß dieses kleine Mädchen zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen ist."

Marie erröthete über und über und verbarg ihr Gesicht in beide Hände, um ihren Schmerz nicht zu verrathen. Denn die kalte und zufällige Frage, was aus ihr geworden sei, hatte sie tief verletzt und schmerzlich berührt.

Der Fremde glaubte nun seinen Auftrag besorgt zu haben und verließ die Familie mit der Versicherung, daß er sie am folgenden Tage noch einmal besuchen würde, um etwaige Aufträge an ihren Freund entgegenzunehmen.

Dieser Auftritt brachte ein reges Leben in die einfache Behausung des Lehrers. Im Allgemeinen freute man sich aufrichtig über die erhaltene Nachricht von dem gemeinschaftlichen Freunde, während Marie einen tiefen Schmerz empfand und sich nicht trösten lassen wollte, daß er, dem ihr ganzes Leben gehörte,

Digitized by Google

seinen Freund nicht beauftragt hatte, sich vor Allem nach ihrem Schicksal zu erkundigen.

Das arme Mädchen war auf einmal aus seinen schönsten Träumen gefallen und fühlte sich recht unglücklich. Was konnten auch alle Trostworte und weltklugen Bemerkungen des Lehrers nützen, da ihr die unumstößliche Gewißheit gegeben war, daß der ferne Freund ihrer nur vorübergehend gedacht hatte?

Mit solchen Betrachtungen beschäftigt, brachte Marie eine schlaflose Nacht zu und kam erst am andern Morgen zu dem traurigen Bewußtsein, daß der Fremde heute wieder komme, um Aufträge der Familie für seinen Freund einzuholen. Was sollte sie beginnen? was ihm sagen lassen, da er ihrer kaum erwähnt hatte und wahrscheinlich auch keinen ihrer Grüße mit Freude aufnehmen würde? Auf Augenblicke kam ihr der Gedanke, um jeder Verlegenheit zu entgehen, sich nicht mehr sehen zu lassen; aber sogleich sah sie das Unschickliche eines solchen Betragens wieder ein und fügte sich in ihr Schicksal.

So rückte die Stunde heran, wo Adolphs Freund wiederzukehren versprochen hatte. Burkhard hielt einen Brief bereit, den er ihm mitzugeben beabsichtigte und der alle Vorkommnisse seit Adolphs letzter Anwesenheit in seiner Vaterstadt enthielt. Der Lehrer drang in Marie, auch einige Worte hinzuzufügen, was aber das Mädchen standhaft verweigerte. Es wurde darüber noch manches Wort hin und her geredet, als Burkhard hinausgerufen wurde. Er entfernte sich und kam erst nach etwa einer Viertelstunde wieder zurück. Er redete kein Wort und nahm seinen Platz wieder ein, den er kurz vorher verlassen hatte.

Aber bald darauf kam auch der Fremde, um die Aufträge der Familie in Empfang zu nehmen und sich hierauf, wie er sagte, für immer zu verabschieden.

„Ist das Alles?" fragte er, nachdem ihm Burkhard den Brief eingehändigt hatte.

„Alles!" entgegnete dieser lächelnd.

„Sonderbar!" bemerkte der Gast, „ich habe nicht anders gemeint, als ich müsse einen besondern Koffer bereit halten, um alle die Grüße und Wünsche und Neuigkeiten hineinzupacken, die ich von hieraus mitnehmen müßte. Statt dessen bekomme ich einen leeren Brief, der in meiner dünnen Schreibtafel Platz findet. Es scheint, daß die zehn Jahre der Trennung von ihrem Freunde nicht viel Neues gebracht haben. Was sagen Sie dazu Fräulein?"

„Sie mögen Recht haben, mein Herr!" sagte Marie mit tiefer Bewegung. „Die zehn Jahre der Trennung von unserem Freunde haben bei uns in der That nicht viel Neues erzeugt, denn noch heute gedenkt Mancher der Stunde, wo Herr Bruner seine Heimath verließ und den Seinen zurief: Gedenket meiner! Noch heute erinnert sich Mancher der Zeit, wo der Sohn des Hauses nicht anders wußte, als die Vorsehung habe ihm eine liebende Schwester gegeben. O, das war eine schöne Zeit, mein Herr! und Sie können Ihrem Freunde sagen, daß sie in manchem Herzen noch fortleben und es in unserem Städtchen heute noch wie ehemals Sitte sei, die Erinnerung an die Kindheit hoch zu ehren und heilig zu halten. Ja, sagen Sie das Ihrem und unserem Freunde und versichern Sie ihn, daß seine Schwester Marie ihres Bruders immer gedenken werde, selbst wenn dieser ihrer ganz vergessen haben sollte."

„Wer sagt, daß ich Deiner vergessen hätte, Schwester?" ward jetzt eine Stimme vernehmbar, während die Thüre ungestüm geöffnet wurde und ein junger Mann in's Zimmer trat. Es war Adolph Bruner, der Arzt aus Batavia!

Die Freude des unverhofften Wiedersehens wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle Anwesenden. Besonders war es Marie, die lange ihren Augen nicht traute und nicht glauben konnte, was doch so deutlich um sie her vorging. Der Doktor hielt ihre Hände in den seinigen, sah der Jugendgespielin liebevoll in die schönen blauen Augen, die sich nach und nach mit Thränen füllten, betrachtete

Digitized by Google

mit Wohlgefallen das schöne Mädchen, das zu einer liebreizenden Jungfrau herangewachsen war, und sagte dann mit einer weichen Stimme:

„Marie, meine vielgeliebte Schwester! verzeihe deinem undankbaren Bruder, daß er so lange nichts von sich hat hören lassen. Ich könnte dir manchen Grund zu diesem Schweigen anführen, will mich aber nur des einen bedienen, daß ich lange, sehr lange mit mir zu kämpfen hatte, um mit mir selbst so zufrieden zu werden, daß ich als vollkommen gebessert, selbst in Deinem Sinne gebessert, vor Dich hintreten und Dir sagen könne: Sieh, Marie, ich habe Deine Lehren gut angewendet, und Deine weibliche Sanftmuth hat so wohlthätig auf mich gewirkt, daß ich ein ganz Anderer geworden bin. Ich glaube dies jetzt von mir sagen zu können, und wenn ich meinem Freunde den Scherz erlaubte, euch auf seine Weise auf meine Ankunft vorzubereiten, so war dies keine Folge meiner früheren losen Streiche, sondern eine Laune meines Begleiters, der ich nachgeben mußte.

„Jetzt Marie, Gespielin meiner Jugend und meine liebe Schwester! jetzt bin ich wieder da. Wohl kann der heimkehrende Sohn nicht sagen, daß er in's Vaterhaus zurückgekehrt sei, denn das ist in fremde Hände übergegangen, und ich habe bereits von meinem Wirthe erfahren, wie alles gekommen ist. Das ist einmal vorbei und nicht mehr zu ändern, eben so wenig, als ich meine guten Eltern mehr überzeugen kann, daß ihr Sohn in der Schule des Lebens manche gute Lehren bekommen habe. Aber eine Bitte wirst du mir gewähren, Marie! Sieh, ich habe gar kein Andenken an meine Eltern, kein sichtbares Zeichen, das den Sohn an den Vater oder die Mutter erinnern könnte. Ich weiß aber, wie du in den Besitz eines Bildes gekommen bist, das mir in meiner frühesten Jugend schon so lieb war und das mich seitdem oft in meinen Träumen umschwebt hat. Hast du dieses Bild noch, Schwester! Zeig' es mir wenigstens, damit es mich willkommen heiße und ich mich an seinem Anblick ergötze."

Marie konnte vor Rührung nicht antworten. Sie trocknete ihre Thränen, verließ stillschweigend das Zimmer und kam bald darauf mit dem Bilde der Mutter zurück, das sie dem Sohne mit den wenigen Worten überreichte:

„Ihre und meine Mutter, Herr Doktor!"

Und von neuem perlten Thränen in ihren schönen Augen.

Adolph nahm das Bild der Mutter, betrachtete es mit Ehrfurcht und konnte lange den Blick nicht davon abwenden. Seine ganze Umgebung nicht mehr beachtend, schien es, als wäre er mit seiner Mutter allein im Zimmer. Er küßte das Bild zu wiederholten Malen und sagte dann mit zitternder Stimme:

„So sehen wir uns endlich wieder, geliebte Mutter! der wilde Knabe Adolph und die beste der Mütter, die so manchen Gram mit hinüber genommen hat. Wie oft hast du mir liebreiche Ermahnungen gegeben, die ich nicht hören wollte! wie manche Thräne magst du, edle Dulderin, geweint haben, wenn du von den losen Streichen deines Sohnes reden hörtest! Verzeihe mir, geliebte Mutter, verzeihe deinem Sohne, den erst die Erfahrung und die große Schule des Lebens zu bessern vermochten. Ich werde wieder gut machen, was gut zu machen ist, das verspreche ich dir beim Andenken an deine Asche."

Hierauf gab er Marien das Bild wieder zurück und sagte:

„Hier Marie, hier hast du deinen Schatz wieder, um den ich dich aufrichtig beneide."

„Nicht doch, Herr Doktor!" sagte Marie tief erschüttert. „Das Bild der Mutter gehört dem Sohne. Als es in meinen Besitz kam, als mir unser Freund dasselbe zum Geschenk überreichte, da war mein erster Gedanke der, es für Sie aufzubewahren, denn eine innere Stimme sagte mir, daß Sie einst wiederkommen würden. Ich trug es in mein Zimmer und wies ihm dort einen Platz an, von wo es mir Morgens bei meinem Erwachen in die Augen fiel. Wie freudig schlug mein Herz, wenn die ersten Sonnenstrahlen die edlen Züge beleuchteten, und sie mit einem Rosenschimmer umgaben! Ich brachte dann der Mutter meinen

Digitized by Google

Morgengruß, den sie mir freundlich zu erwiedern schien, und dann war ich den ganzen Tag über freudig gestimmt und fast so ausgelassen, wie Sie es einst waren. O ich verbrachte vergnügte Stunden in der Gesellschaft des Bildes! Ich erzählte ihm Manches aus früheren Jahren, von Ihnen, Herr Doktor, von mir, von der Liebe der Mutter zu uns Beiden, und dergleichen mehr. Jetzt wird es freilich anders werden; denn mit Ihrer Heimkehr muß ich mich von meiner Freundin trennen, die die Tochter verlassen wird, um in die Arme des Sohnes zu eilen."

„Marie, meine Schwester!" sagte Adolph mit ausgebreiteten Armen, „komm' an mein Herz, damit ich dir vor dem Bilde der Mutter den Bruderkuß auf die Stirne drücke."

Und er schloß das Mädchen mit Ungestüm an seine Brust, indem er mit begeisterten Worten ausrief:

„Geist meiner Mutter! sieh' auf deine Kinder herab und gib ihnen deinen mütterlichen Segen." —

„Marie", fuhr er dann in einem herzlichen Tone fort, „Gespielin meiner Jugend und meine aufrichtige Freundin! Du warst einst der warnende und beschützende Engel des wilden und unbändigen Knaben, sei auch fortan die Gefährtin des Mannes, der sich in deiner Nähe kräftig genug fühlen wird, das Leben mit seinen vielen Kämpfen heiteren Sinnes zu ertragen. Folge mir als mein trautes Weib nach jenem Himmelsstrich, wo es manche Gefahr zu bestehen, manchen Kampf zu kämpfen gibt. —

Sie aber, Freund meiner Jugend und mein und Mariens Lehren, Sie werden uns mit den Ihrigen begleiten. Sie haben des Guten genug geschaffen und sollen in unserer Nähe von Ihrem Tagewerk ausruhen. Ich habe eine Besitzung erworben, die mit einigem Fleiße eine Familie reichlich ernährt. Sie haben nur die Aufsicht über dieselbe zu führen, während Ihre Söhne Ihr Eigenthum bewirthschaften und bebauen werden. Ich habe außerdem ein reichliches Einkommen und werde mit Marien in Ihrer Nähe wohnen."

Und so kam es auch. Eines Morgens rührte der alte Schildmann die Schelle wieder und lud die Einwohner ein, sich recht zahlreich im Hause des Lehrers Burkhard einzufinden, um der dortigen Versteigerung beizuwohnen. Der Zudrang war ein ungewöhnlich starker, denn Jeder wollte in den Besitz von irgend einem Andenken an den scheidenden Freund und Lehrer kommen, den die Segenswünsche seiner Schüler und Gönner nach seiner neuen Heimath folgten.

Der Keller im Schloßfelsen von Sobernheim.

Eine Sage. Von W. O. von Horn.

Wer jemals an der schönen Stelle weilte, welche das Städtchen Sobernheim an der Nah in dem breiten, fruchtbaren Thalgrunde einnimmt, der entsinnt sich wohl auch einiger Mauerreste im Süden des Städtchens, jenseits der Nah auf einem kleinen Hügel gelegen, welcher das liebliche Thälchen der Igelsbach abschließt.

Es sind dies die Ruinen von Rohfels, einer kleinen Burg, von der fast durchweg die Kunde mangelt. Je weniger die Geschichte weiß, desto mehr berichtet die Sage.

Rohfels war, als es noch stand, der Sitz Mainzischer Vasallen, unter denen die Sickingen sich unstreitig durch ihre Raubsucht und Wildheit auszeichneten. Die ganze Umgegend (insbesondere die Bürger von Sobernheim) litt am meisten von ihnen, und es war nicht selten, daß sie die Leute vom Felde wegraubten sammt ihrem Viehe und sie erst wieder frei gaben, wenn sie schweres Lösegeld

Digitized by Google

erlegten. Wurden die kostbaren Weine von Monzingen oder Weiler nach dem Disibodenberg gefahren, wohin diese Orte zinspflichtig waren, so mochte das bei Tag oder bei Nacht sein, die Rohfelser lagen irgendwo im Hinterhalt, nahmen die Weine weg und führten sie nach Rohfels. Fiel es ihnen ein, so setzten sie dem Dorfe Meddersheim eine Contribution an, die es in Wein oder Geld entrichten mußte. Auf ihrem Schlößlein lebten sie in Saus und Braus und thaten nur, was Gott leid war. Sie hatten die besten Weine und sparten alle Kosten.

Ein Umstand aber war schlimm für sie; ihre Keller waren zu klein und lagen auch der Mittagssonne zu sehr ausgesetzt.

Daher geriethen sie denn auf den Gedanken, sich einen Felsenkeller zu verschaffen, der ihre Weine gut erhielte und ihrer mehr fassen könnte.

Nicht weit von Rohfels, wo der Fluß sich hinüber nach Nordosten wendet, steigt aus den Fluthen der hier tiefen Nah ein stattlicher Felsen empor, gegen die Nah hin eine senkrechte Felsenwand von bedeutender Ausdehnung bildend. Man nennt ihn seit undenklichen Zeiten den Schloßfelsen. In diesem Felsen entschlossen sie sich einen großen und weiten Keller aushauen zu lassen. Um aber leicht dazu zu kommen, faßten sie den gottlosen Entschluß, Leute vom Felde und Wege wegzufangen, und zu zwingen, daß sie gegen magere Kost arbeiteten, und sie nach einiger Zeit wieder laufen zu lassen.

Wie sie es beschlossen hatten, so geschah es denn auch.

Es war kein Reisender auf dem Wege, kein Bauer auf dem Felde, kein Bürger in seinem Hause mehr sicher, denn ehe sie sich's versahen, kamen die wilden Schnapphähne von Rohfels, schleppten sie weg auf ihre Burg und zwangen sie, an dem Felsenkeller zu pickeln und zu meißeln, und ließen sie nicht eher los, als bis sie vier Wochen gearbeitet hatten; dabei war die Kost schmal und wenn sie ruhen wollten, schwangen die Knechte unbarmherzig ihre Geißeln auf den Rücken der armen Leute. Waren die vier Wochen um, so ließen sie sie zwar laufen, aber ihre Angehörigen kannten sie nicht mehr, so waren sie abgemagert und elend. Viele erkrankten darauf und nicht wenige starben von den schweren Anstrengungen und Mißhandlungen, in dem Schlosse selbst oder nachher, wenn sie frei gelassen worden waren.

So war denn ein großes Nothgeschrei in der ganzen Gegend umher. Niemand getraute sich auf's Feld zu gehen, und Jedermann mied die Straßen, wo man wußte, daß sie aufpaßten und lauerten im Hinterhalte. Kein Mensch wagte es, sich gegen die argen Schnapphähne mit Macht aufzulehnen, denn sie waren im Stande und zündeten ganze Dörfer an, und vertilgten sie von der Erde.

Drei lange Jahre währte dies unbarmherzige Wesen; damit aber der Keller recht schön würde, so hatten die Ritter einen Baumeister und Steinmetzen von der Steinmetzhütte in Alten-Simmern sich geholt, der eben so wenig etwas werth war, wie sie, aber sehr geschickt. Der machte den Plan und leitete auch die Arbeit der armen, preßhaften Leute. Endlich war denn das Werk vollendet, aber auch so vortrefflich, wie man deren schwerlich eins zwischen Köln und Mainz fand. Es waren lauter Kreuzgewölbe, die auf mächtigen Pfeilern ruheten und waren herausgemeißelt aus dem rothen Sandstein, als hätten geschickte Männer sie so gemauert und verputzt.

Nun zwangen die Ritter die armen Leute aus dem Dörflein Igelsbach, daß sie die schönsten Eichen in dem Walde der Mönche vom Disibodenberg fällten, woraus denn mächtige Lager gezimmert wurden. Auf diese Lager wurden denn nun die Weine gelegt und die Sage ging ringsumher im Lande, wie herrlich der Keller sei, zu dem man durch einen breiten Gang gelangte, der aus dem Schlosse hineinführte; wie er im Sommer kühl und im Winter warm sei; aber daß die Weine noch köstlicher seien, welche die Ritter da liegen hätten von allen guten Jahrgängen. Die Ritter kamen von nah und fern, labten sich an dem köstlichen Weine; aber in den Keller ließen die Ritter von Rohfels keinen Andern, er mochte bitten, wie er wollte.

Digitized by Google

Um ihren Keller aber nun auch stets gefüllt zu haben, raubten sie noch viel mehr denn früher und verfuhren mit den Leuten noch viel gottloser. Bei ihren Gelagen aber überstieg der Frevel jedes Maß.

Da konnte es sich denn nicht fehlen, daß der Zorn Gottes sie treffen mußte.

Einst als wieder ein wildes Gelag in dem Teufelsneste war, und die Ritter und ihre Genossen sardanapalisch wirthschafteten, fluchten und würfelten — da zogen sich mächtige Wetterwolken am Firmamente zusammen.

Bald rollte der Donner schauderhaft und die Blitze zuckten am Himmel hin wie feurige Schlangen.

Statt daß ein fromm Gemüthe gebetet hätte, schrieen die trunkenen Ritter, als wollten sie das Rollen des Donners überschreien, und stießen frevelhafte und gotteslästerliche Reden aus.

Da zuckte ein Blitz vom Himmel herab, der Donner folgte auf der Stelle so hellgellend, daß die Leute in Sobernheim, Naudernheim und Meddersheim alsobald mit allen Glocken läuteten und meinten, es habe in ihrem Orte eingeschlagen; aber dem war nicht so, vielmehr war der Blitz in das Schloß Rohfels gefahren, hatte die Mauern zerrissen und zersprengt, daß die Decke der Halle einbrach, wo die Gotteslästerer saßen, und sie unter ihrer Last elendiglich begrub. Das Feuer verzehrte die Burg und Niemand löschte. Das Gewitter entlud sich über Rohfels in stetem Blitzen, daß man wohl sichtbarlich das Gericht erkannte, das über diese Höhle des Verderbens hereinbrach. Als das Wetter vorüber war, sah man von Rohfels nur noch rauchende Trümmer, in denen kein lebend Wesen sich mehr bewegte. Viele Leute behaupteten, man habe feurige Drachen vom Himmel herabfahren sehen, und das sei der gewesen, den man nicht gerne an die Wand male, noch weniger gerne nenne, der sich seine Leute geholt habe.

Es war wohl eine große Freude bei den Bewohnern der Umgegend, daß die Plagegeister sammt ihrer Räuberhöhle vertilgt seien. Daher strömte denn auch die Menge zusammen, um sich an dem Anblick zu weiden.

Als sie nun so dastanden und richteten, rief einer aus der Menge: Auf, laßt uns den Keller aufräumen, an dem wir, vier Wochen Jeder, unter Seufzen und Wehklagen gearbeitet haben, und den Wein kosten, den die Schnapphähne dort verbargen!

Dies Wort belebte die Menge. Wer konnte, holte sich Geräthe, und nun ging es an ein Räumen und Suchen nach der Thüre. Sie konnten das um so eher, als ein entsetzlicher Regen die Flammen verlöscht und die Gluth getilgt hatte.

All' das Suchen und Räumen, was sie lange Zeit fortsetzten, war umsonst; die Thüre blieb unentdeckt und bis auf den heutigen Tag hat sie Keiner gefunden, vielmehr haben Berggeister von dem Keller Besitz genommen. Die Ritter aber sind in greuliche, schwarze Hunde verwandelt, die den Wein hüten, bis sie erlös't werden, was erst dann geschieht, wenn ein Lahmer trockenen Fußes am Schloßfelsen durch die Nah geht, ein Blinder die Thüre findet und ein Bewohner des Nahthals hierher kommt, der nie einen Tropfen Wein getrunken, und alle drei am Tage Sanct Johannis, des Täufers, hier zusammenkommen, ohne daß sie sich kennen und verabredet haben. Das ist nun ein schlimmer Spruch, und ist wenig Hoffnung für die vom Fluche getroffenen Ritter. Trifft das einmal ein, so sind die Dreie die Erben des Weines im Felsenkeller. Die Berggeister aber dürfen wohl solchen, denen sie wohl wollen, von dem köstlichen Weine zu kosten geben, zum Aerger für die in schwarze Hunde verwandelten Ritter.

Einst begab es sich denn auch, daß ein gar armer Schelm aus Sobernheim, der sonsthin eine recht ehrliche Haut war, sich auf den Johannistag müde gearbeitet hatte auf einem nahen Acker. Die Sonne braunte glühend heiß vom Himmel herab und nirgends war Schatten, als unter den Weiden am Ufer der Nah, dem Schloßfelsen gegenüber.

Digitized by Google

Hätt' ich doch einen erquickenden Trunk! seufzte der Arme, dessen Zunge fast am Gaumen klebte; aber Niemand reichte ihm einen. Die plätschernden Wellen der Nah riefen ihm aber in's Andenken, daß er hier das Ersehnte leicht und wohlfeil haben könne, und die Augen blieben klar darnach. Er ging rasch zum Ufer. Als er sich aber bücken wollte, um mit der hohlen Hand zu schöpfen, da wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, es überfiel ihn eine unbegreifliche Mattigkeit, und taumelnd sank er am Ufer nieder und fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Alsbald trat ein gar seltsam klein Männlein zu ihm, faßte seine Hand, richtete ihn auf und führte ihn gegen den Schloßfelsen, wo Blöcke von ungeheurer Größe eine Brücke bildeten, die er niemals zuvor gesehen. Ohne Furcht schritt er mit dem freundlichen Männlein hinüber, und als sie vor der Felswand standen, schlug das Männlein mit einem silbernen Hammer wider das Gestein, daß es sich ohne Geräusch aufthat, und eine mächtige Thüre sehen ließ, vor der vier erschreckliche, schwarze Hunde lagen, die mit blitzenden Augen dem Sobernheimer die Zähne zeigten, und knurrten, daß es tönte wie ferner Donner.

Dem armen Schelmen lief eine körnige Gänsehaut über den Leib und es überfiel ihn ein Frost, daß seine Zähne aneinander schlugen, wie wenn ein Klempner hämmert.

Sei gutes Muthes, tröstete das Männlein seinen Schützling, sie thun dir nichts!

Alsobald zog es einen goldenen Schlüssel aus seinem Röcklein, der fast halb so groß, als es selber war, steckte ihn in das Schloß und die Thüre sprang auf. Wie erstaunte der arme Schelm, als er das weit in den Berg reichende schöne Kreuzgewölbe, aus Felsen gemeisselt, sah, gestützt durch mächtige Pfeiler, und umherliegend die mächtigen Stückfässer mit ungeheuren Reifen! Wie staunte er, als Lichtströme aus den glatt gemeisselten Steinwänden herausquollen und die Nacht dieser Felsen zu einem blendenden Tageslichte umgewandelt wurde! Wie seltsam wurde ihm zu Muthe, als das Männlein zutraulich fragte, von welchem Jahrgange ihm zu trinken beliebe und Jahre nannte, seit denen Jahrhunderte in dem Strome der Zeit dahin gebraust waren! Aber er hatte es niemals weiter gebracht, als zu einem Schöpplein, das sechs Kreuzer kostete, und nun wurde er gefragt, von welchem Jahrgange, das war ihm denn doch über alle Vorstellung.

Ich sehe schon, sagte das Männlein, du hast noch keinen Dreihundertjährigen getrunken, der in seiner eigenen Haut liegt, griff in eine Nische, darin ein Becher stand, der aus purem Silber war und einen Umfang hatte, daß es einem, der keine weite Gurgel gehabt hätte, wohl hätte bange werden können, wie es mit dem Leeren gehe, wenn es eben auf einen Zug zugemuthet würde. Doch der arme Schelm war keiner von den Enggurgeligen, und so wurde ihm das Herz nicht eben schwer dadurch, machte sich auch kein langes Kopfbrechen.

Das Männlein schlug einen silbernen Krahnen in ein gewaltiges Faß und bald perlte die goldene Fluth in den Pokal, daß schon von dem Dufte dem armen Schelm das Herz aufging, wie ein Schwamm im Wasser.

Das Männlein hielt nun den Pokal prüfend an seine Nase, wie einer, der etwas vom Weine versteht, sagte Prosit! und nippte einmal. Hierauf reichte er ihn dem armen Schelm, dem der Mund wässerte und sprach: Ehe du trinkest, sag' an, welche Gesundheit willst du trinken? —

Der arme Teufel erschrack. Auf welche soll ich? fragte er sich selbst. Trinke ich auf meine, so ist es unmanierlich; trinke ich auf die des Männleins, so ist das einer, dem es um die Gesundheit nicht zu thun ist, weil er die Krankheit nicht kennt. — Er war unschlüssig. — Doch da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Auf die Erlösung der Ritter von Rohfels will ich trinken, dachte er.

Noch immer hielt das Männlein den Becher an. Hör', sagte er, es ist Sitte bei euch Menschen da droben, daß der Wirth seinem Gaste zutrinkt. So

Digitized by Google

will ich das denn auch thun. Auf dein Wohl! sprach er und führte den Becher an seinen großen Mund, in dem seine goldene Fluth verschwand. Die Hunde draußen knurrten schauerlich und dem armen Schelm wurde es wieder schuckerig und kühl.

Das Männlein wurde nicht alterirt. Schnell war der Becher bis zum Rande vollgefüllt.

Nun? fragte das Männlein, wie hast du dich entschlossen?

Der arme Teufel rief: Ich trinke auf die Erlösung der Ritter von Rohfels!

Da gab's ein Halloh, daß ihm Hören und Sehen vergehen wollte. Die Hunde heulten entsetzlich und sprangen um ihn herum, die Fässer begannen sich von ihren Lagern zu wälzen, die Säulen, die das Gewölbe trugen, hüpften sammt dem Gewölbe, und das Männlein machte Bocksprünge über die Maßen und schrie einmal über das andere Mal: Bravo! — Er aber setzte den Becher an und trank — und trank — und der Becher wurde gar nicht leer — bis er endlich umsank und im seligen Taumel, Keller, Hunde, Männlein und die ganze Welt vergaß. —

Vom Kirchthurme ertönten sechs gewaltige Schläge, als der arme Schelm am Ufer der Nah unter den Weiden erwachte. Erstaunt richtete er sich auf und sah sich um. Alles war, wie er es gesehen, ehe die unerklärliche Ohnmacht über ihn gekommen. Die Nah rauschte am Schloßfelsen; die Wand desselben war unverändert. Die Brücke war weg und keine Spur mehr von einer Thüre zu schauen. Die Sonne neigte sich gen Westen und von Sobernheim her tönte Musik, denn es war just der zweite Tag des Johannismarkts im Städtlein. Alles war sonst stille und kein Mensch auf den Feldern. —

Der arme Schelm fühlte an seinen Kopf, ob's auch richtig in ihm sei; aber es fehlte ihm nichts. Hab' ich denn geträumt? fragte er sich. — Aber das war ja nicht möglich; denn der Wein hatte ja so herrlich geschmeckt — das Männlein hatte ja mit ihm geredet, und das Knurren, und später das entsetzliche Geheul der Hunde tönte noch mit allen Schrecken in seinen Ohren. Nein, das konnte kein Traum gewesen sein!

Indessen kam ihm denn doch die Sache mit jedem Augenblicke räthselhafter vor.

Während er so sinnend dastand, und es ihm schier vorkam, als sei es nicht ganz richtig in seinem Kopfe, da blickte er zufällig neben sich in das hohe und fette Gras — und sein Erstaunen und Schrecken erreichte den höchsten Grad, denn neben ihm stand der seltsam geformte Becher, den ihm das Männlein gereicht und war noch Wein darinnen. Rasch ergriff er ihn, stürzte den kostbaren Labetrank hinunter und eilte mit beflügelten Schritten heim zu Weib und Kind, denen er die Erlebnisse dieses Nachmittags erzählte. Den Becher aber verkaufte er um schweres Geld und seiner Noth war für lange Zeit ein Ende gemacht.

Es ist leicht zu begreifen, daß diese unerhörte Geschichte bald zu aller Leute Ohren kam und großen Rumor machte in der Stadt Sobernheim. Da gab es Leute genug, die auch Lust nach so einem uralten Tröpflein trugen und fast noch mehr nach solch einem Becher, wie ihn das Männlein dem armen Schelmen gelassen.

So war denn dazumal auch ein lüderlicher Finke in der Stadt, der Alles verspielt und vertrunken hatte und geneigt war zu allerlei Lumpenstreichen, der dachte bei sich: Willst's auch mal versuchen!

Als nun wieder Johannistag war, schlich er halb trunken hinaus und legte sich an die Stelle, wo der arme Schelm vor einem Jahre gelegen hatte. Alsbald schlief er ein; denn er hatte die Sonntagnacht verlüderlicht und heute war blauer Montag.

Kaum aber war er eingeschlafen, so erschien ihm wirklich das Männlein. Auch die Felsenbrücke lag in der Nah, wie sie heut vor'm Jahr der arme Schelm gesehen, aber die Steine lagen weit von einander, und grade vor der Felswand,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

wo die Nah am tiefsten ist, war ein so weiter Zwischenraum, daß man eben einen tüchtigen Sprung thun mußte, um hinüber zu kommen auf den Absatz des Gesteins vor der Felswand.

Das Männlein winkte ihm unablässig, stand aber drüben auf bewaldetem Absatz, und blieb da stehen.

Da blieb denn dem Bruder Lüderlich nichts anderes zu thun übrig, als von Felsblock zu Felsblock zu springen. Das ging denn auch ganz nach Wunsch, bis er an den letzten Block kam. Das Männlein reichte ihm seine Hand — und wie er die ergreifen wollte, glitt er aus und — lag im kalten Bade.

Er erwachte und lag wirklich in der Nah, denn er war in seinem unruhigen Schlafe herabgerutscht vom Ufer und so in das Wasser gerathen. Ein unmäßiges Gelächter erschallte jetzt drüben auf dem Schloßfelsen und als er hinaufsah, siehe, da saßen seine Genossen, die ihm aus Kurzweil gefolgt waren, und mit angesehen hatten, wie er im Traume die Hand ausstreckte und in die Nah fiel. Daß sie ihn aber belauschten, daran war er selber Schuld; denn er hatte unvorsichtig ausgeplaudert, was er vorhatte.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Dies Sprüchwort bestätigte sich vollkömmlich bei ihm, und er hätte viel darum gegeben, wenn er's gehabt, was er suchte, alsdann hätte er den lüderlichen Finken den Spott einstellen können.

Seitdem hat denn Keiner mehr von dem Weine im Schloßkeller getrunken — und die Drei, welche die Ritter erlösen sollen, sind auch noch nicht gekommen, und werden, allem Anscheine nach, noch lange auf sich warten lassen. —

Wiesbaden.

Von A. S.

Mit einer Abbildung.

Unter den Städten im Rheinlande ist wohl keine, welche in den letzten Jahrzehnten sich verhältnißmäßig mehr ausgedehnt hat und an Einwohnerzahl gewachsen ist, als Wiesbaden. Die Stadt, welche zu Anfang des Jahrhunderts kaum dreitausend Seelen zählte, hat jetzt über achtzehntausend. Zu diesem Wachsthum hat aber nicht allein die vermehrte Bevölkerung im Allgemeinen, die Stellung der Stadt, als Residenz und Sitz der obersten Behörden des Landes, haben nicht allein die seit Jahrtausenden berühmten und besuchten Heilquellen, sondern auch das milde Klima und die überaus anmuthige Lage beigetragen, durch die eine Menge von Familien aus allen Gegenden Deutschlands hergezogen worden sind, um bleibend hier zu wohnen. Und es ist in der That auch ein reizendes Fleckchen Erde, dies Wiesbaden mit seiner nahen Umgebung. Man muß nur auf der breiten, mit doppelten Kastanienalleen besetzten Biebricher Chaussee von der Höhe herabkommen, um sich von der Lage des Ortes bezaubern zu lassen. In der Tiefe, wo mehrere Thälchen sich vereinigen, liegt der Kern der Stadt, an den umliegenden Höhen, und die Thäler entlang winken freundliche, weiße Landhäuser in Gärten und zwischen Baumgruppen uns einladend entgegen; im Hintergrunde zieht sich in sanften Linien der waldesgrüne Taunus hin, welcher die Stadt, wie ein Lieblingskind in seinen schützenden Armen hält. Und wenn wir in derselben angelangt sind, wandern wir an schönen Plätzen vorbei, und durch freundliche und große Straßen, zuerst durch die schnurgeraden des neuen Theils der Stadt, und dann durch die lebhaften, überall mit eleganten Läden versehenen ihrer älteren Partie. Treten wir aber an ihrer östlichen Seite wieder hinaus, so nehmen uns unmittelbar vor ihr die anmuthigen Anlagen auf, welche mit ihren frischgrünen Rasenplätzen, mit ihren herrlichen Baumgruppen, klaren Teichen und plätschernden Fontainen der ohnehin schon schönen Umgebung der Stadt erhöhte Reize verleihen.

Diese Parkanlagen, welche gegenwärtig auf großartige Weise auf der ganzen

Digitized by Google

östlichen Seite der Stadt erweitert werden, sind der Mittelpunkt des Wiesbadner Kurlebens, nachdem die Kurgäste in der Frühe am Kochbrunnen ihr Wasser getrunken, und in der Trinkhalle und nahen Taunusstraße ihre nöthige Morgenpromenade gemacht haben. Tausende von Menschen, von den Eisenbahnen aus dem benachbarten Mainz und Frankfurt und der ganzen Umgegend hergebracht, bewegen sich Sonntags durch die schattigen Alleen der Wilhelmsstraße, durch die Colonaden hinter den Kursaal, um dort unter den Kastanien sitzend oder um den Teich und durch die nahen Anlagen wandelnd, das Auge an dem bunten Gewimmel zu erfreuen, um den Klängen der Kurmusik zu lauschen und die große Fontaine zu bewundern, von welcher der mächtige Wasserstrahl über hundert Fuß in die Höhe geworfen wird, um in seinem Staubregen, bald blendend weiß wie Schnee, bald in den durchsichtigen Farben des Regenbogens wieder herabzustürzen.

Der Kursaal selbst, mit seinen Säulenreihen auf der vorderen Seite, ist im Innern prachtvoll ausgestattet; besonders der Hauptsaal mit seinen Marmorsäulen und der sogenannte Reunionssaal mit seinen herrlichen Kronleuchtern und kostbaren Spiegeln. Außer diesem Baue, welcher ausschließlich zum Zwecke des Kurlebens, und leider auch des Spiels in ausgedehntem Maße errichtet ist, hat die Stadt in neuerer Zeit noch eine Reihe bedeutender Gebäude erhalten: das herzogliche Schloß auf dem Markte, weniger großartig in seinem Aeußern, als prachtvoll in seinem Innern eingerichtet; das in schönem Baustyle aufgeführte Ministerialgebäude, das sogenannte Schlößchen, in welchem sich alle öffentlichen Sammlungen von Wiesbaden befinden, die erst im Entstehen begriffene Gemäldesammlung, das weltberühmte Alterthumskabinet, die reiche naturhistorische Sammlung und die Landesbibliothek. Sodann sind außer einzelnen bedeutenden Gast- und Badehäusern noch das Theater und die katholische Kirche als beachtenswerthe Gebäude zu erwähnen. Den eigentlichen Mittelpunkt hat aber die Stadt in der neuen, beinahe vollendeten protestantischen Kirche auf dem Markte erhalten, einem stolzen Gebäude, von Backsteinen reinlich aufgeführt, mit dem alle andern Gebäude der Stadt hoch überragenden Hauptschiff und den fünf schlanken Thürmen, von welchen der Hauptthurm die Höhe von dreihundertfuß erreichen wird. Ihr Inneres wird eine ganz besondere Sehenswürdigkeit in den fünf in weißem Marmor ausgeführten Bildsäulen, Christus und den vier Evangelisten, erhalten.

Außer diesen bedeutenden Gebäuden besitzt Wiesbaden noch ein Bauwerk, welches in Deutschland fast einzig in seiner Art ist, die Grabkapelle, oder wie sie kurzweg genannt wird die griechische Kapelle, von der wir für den Leser der „Muse" eine Abbildung beifügen. Ihre Lage konnte wohl nicht besser gewählt werden; am Abhange des Neroberges, eines Vorsprungs des Taunus, mit der freien Aussicht auf die Stadt und die weit bis zum Odenwalde sich ausdehnende Rhein- und Mainebene im Vordergrund, zu beiden Seiten und nach hinten von schönem Buchwalde umgeben, erhebt sie sich zierlich und prächtig mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln, welche Doppelkreuze tragen, und mit vergoldeten Ketten verbunden sind. Der ganze Bau ist in hellgrauem Sandsteine nach russischem Kirchenstyl aufgeführt. So reich derselbe übrigens von außen erscheint, so ist doch die Pracht, der wir im Innern begegnen, ungleich größer. Der Fußboden ist von ausgelegtem Marmor, die Wände sind ganz und gar mit verschieden farbigem Marmor bekleidet, vier prächtige Marmor-Säulenpaare tragen die Hauptkuppel. Die nach Osten gelegene Altarwand ist mit herrlichen Gemälden verziert; die Wände der Kuppeln sind mit Freskobildern geschmückt; und wunderbar ist der Aufblick in die Kuppel selbst, aus deren Höhe das Auge Gottes in lichtem, reinem Himmelsblau, welches durch die Kuppelfenster noch lichter wird, herniederschaut. Auf der hinteren Seite enthält eine durch einen schweren Vorhang von dem obigen Raum getrennte Chornische den schon berühmt gewordenen Sorkophag mit der schlafenden Figur der Herzogin Elisabeth, vom verstorbenen Professor Hopfgarten in cararischem Marmor ausgeführt. Es ist ein wunderbarer Eindruck, den dies edle Kunstwerk nach all' der Pracht, die wir gesehen, auf uns macht: die Ruhe des Todesschlummers, die über die schöne Fürstin aus-

Digitized by Google

gegossen ist, gibt unserm Gemüthe eine feierliche Sammlung innern stillen Friedens, mit welchem wir aus dem Gebäude in die frische und freundliche Natur Gottes hinaustreten.

Die Baumwolle in der alten und neuen Welt.

Von A. W. Grube.

Die Baumwolle, welche gegenwärtig unter allen Handelsprodukten den ersten Rang behauptet, wie sie denn auch derjenige Stoff ist, der die Mehrzahl der Menschen kleidet, kommt aus der Fruchtkapsel eines zur Malvenfamilie gehörigen Pflanzengeschlechts, gossypium in der botanischen Sprache benannt. Von diesem gossypium, dem Baumwollenstrauch, ist der Baumwollenbaum (Bombax) der in Ost- und Westindien wächst, zu unterscheiden, dessen Fruchtkapseln gleichfalls Wolle enthalten, die aber ihrer Kürze willen nur zu Matratzen und groben Zeugen tauglich ist.

Der Baumwollenstrauch hat mehrere Arten und Spielarten, von denen die bemerkenswerthesten folgende sind: Goss. arboreum, das baumartige perennirende Strauchgewächs mit rothen Blüthen; G. herbaceum, das krautartige einjährige 3 bis 4 Fuß hohe mit gelben Blüthen; G. barbadense in Westindien, drei Jahre dauernd; G. hirsutum, das brasilianische, ausdauernd, ein bis an 20 Fuß aufwachsender Strauch; G. religiosum, mit naturgelber Wolle, aus der die ächten Nankings gewoben werden und die wahrscheinlich den Stoff zum Byssus der Alten gab.

Die Blätter der Baumwollenstaude sind breit, meist fünflappig, die gelbe oder rothe Blumenkrone ist fünfblättrig und hat einen doppelten Kelch; die vielen Staubfäden sind — wie bei den Malven — zusammengewachsen. Die Fruchtknoten entwickeln sich zu Kapseln von der Größe eines Taubeneis, worin die Saamenkörner — ähnlich wie bei unseren Weidenröschen (epilobium) und manchen Weiden- und Pappelnarten — von zarten Wollfäden eingehüllt werden, die beim Aufspringen der Kapseln zur Zeit der Reife hervorquellen, meistens weiß, in einigen Arten schmutzig weiß oder aber gelb sind. In der Zeit, wo sich die Kapseln öffnen, wirkt der Regen schädlich auf die zarte Wolle. Um mehr Zweige und folglich mehr Blumen zu bekommen, wird die Staude, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht hat, mit den Fingern abgedrückt; da immer neue Blumen sich öffnen, auch wenn ihre Vorgängerinnen schon zu Fruchtkapseln entwickelt sind, so gewährt ein Baumwollenacker einen schönen Anblick, denn aus dem dunkelgrünen Grunde der breitlappigen Blätter schimmern die hellen Blüthen und oft schneeweißen Fruchthüllen hervor.

Der Verbreitungsbezirk der Baumwolle ist sehr groß, viel bedeutender als der des Flachses. Nicht allein der ganze Gürtel der Wendekreise auf beiden Halbkugeln, sondern auch die an denselben grenzende temperirte Zone bis zum 40., hier und da bis zum 43. und 45. Grade nördlicher und südlicher Breite steht ihr offen. Sie liebt einen trockenen sandigen oder auch steinigten Boden, der jedoch schon angebaut sein muß und nicht zu sehr des Regens ermangeln darf. Wir begegnen ihr in Ostindien, Japan und China, Persien, Kleinasien, Syrien und Palästina, Cypern, Aegypten, an den Küsten und in der Mitte Afrika's, in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in der Krim sogar unter dem 45° n. Br. geschützt durch das nördlich vorlagernde höhere Gebirge, auf Sicilien, in Apulien und Calabrien, auf Malta, an der Süd- und Ostküste Spaniens. In der neuen Welt wird sie in Brasilien, Britisch-Guiana, Cayenne, Neugranada, Venezuela, Peru und Uruguay, auf den westindischen Inseln, im Süden der Vereinigten Staaten (Louisiana, Arkansas, Mississippi, Tenessee, Alabama, Florida, Georgia, St. Carolina), in Mexiko, Texas und Kalifornien gebaut. Ferner ist ihre Kultur auf Isle de France, Bourbon, den Philippinen, in Australien zu finden, so daß sie bereits den ganzen Umfreis der Erdkugel einnimmt.

Digitized by Google

Uralt wie die Hindukultur ist der Anbau der Baumwolle in Ostindien. Nach China ist die Baumwolle verhältnißmäßig sehr spät gekommen, im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; dort waren Pelzwerke und Seidenzeug die Hauptkleiderstoffe. Der Hindu aber kleidet sich noch heute fast ausschließlich in Baumwolle; seine feinen leichten kunstfertigen Hände wissen diesen Stoff zu den feinsten Zeugen mit Seidenglanz und Pergamentglätte, mit der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit des Spinngewebes und wiederum mit der Festigkeit starker Leinwand zu verarbeiten; wo wir zu unserer Bekleidung uns der Wolle, Haare oder Federn bedienen und selbst wo der Chinese den Seidenstoff und das Pelzwerk gebraucht, nimmt der Hindu bloß den Baumwollenstoff. Man rechnet auf jeden Kopf der Einwohner Hindostans 2½ Pfund Baumwollenzeug das Jahr; die Zahl der Bevölkerung beträgt aber nach ohngefährer Schätzung 170 Millionen.

Es ist sicher, daß auch in Aethiopien, Aegypten, Arabien und den Küstenländern des Persischen Meerbusens lange vor Christi Geburt Baumwollbau getrieben wurde. Im Nilthal, das so vorzüglichen Flachs erzeugt, blieb aber die Baumwolle mehr etwas Vornehmes, der Baumwollenstoff ein Luxusartikel, der zu Prachtkleidern verwandt wurde. So heißt es 1 Mos. 41, 42: „Und Pharao that seinen Ring von seiner Hand und gab ihn an Josephs Hand, und kleidete ihn mit weißer Seide ꝛc.“ Zu den Prachtteppichen, welche die Stiftshütte zierten, ward gleichfalls Byssus genommen: „Die Wohnung sollst du machen aus zehn Teppichen von weißer gezwirnter Seide, von gelber Seide, von scharlach und rosenroth“ (2 Mos. 26, 1), und von gleichem Stoff war der enge Rock und Turban des Hohenpriesters (2 Mos. 28, 39). Der Römer Plinius erzählt im 19. Buche seiner Naturgeschichte: „Der obere Theil Aegyptens, Arabien gegenüber, erzeugt einen Strauch, den Einige gossypion, die Mehrsten xylon nennen, daher auch die Zeuge, wozu er den Stoff gibt, den Namen xylinische führten *). Er ist klein und bringt eine der Bartnuß ähnliche Frucht, in welcher eine Flokke liegt, die wie Wolle herausgesponnen wird. Keine Zeuge sind weißer und weicher als diese, daher sich auch die ägyptischen Priester am liebsten damit kleiden.“ Wenn Herodot (2, 37) berichtet, daß die ägyptischen Priester nur linnene Gewänder trugen, wenn die Angaben der alten Geschichtschreiber über leinene und baumwollene Gewänder oft verschwimmen, gleich den hebräischen Namen in der Bibel für Flachs- und Baumwollenzeug, (Schesch, Buz, Bad, Pischthah, Rikmah und Khor): so darf uns dies nicht Wunder nehmen, da bei der Mannichfaltigkeit und Feinheit der Stoffe es noch heutzutage dem Laien schwer wird, das Richtige auf den ersten Blick zu erkennen.

Wo Kriegs- und Entdeckungsfahrten dem Blicke eine neue Kulturwelt eröffneten, zeigte sich auch die Baumwolle und das Baumwollenzeug. Wie das Alterthum nicht wenig erstaunte, als sich durch Alexanders des Großen Zug nach Indien die Kunde verbreitete, es gebe dort einen Baum, der Wolle trage; so ward Ferdinand Cortez, als er Mexiko eroberte, nicht wenig überrascht, die feinsten aus Baumwolle gewebten Tücher und Mäntel zu finden; er sandte sie nebst andern Merkwürdigkeiten an seinen Herrn, Kaiser Karl V. Kolumbus fand die Baumwolle bereits auf den westindischen Inseln und dem südamerikanischen Kontinent vor. Pizarro und Almagro berichteten von ihrem Gebrauch bei den Inka's in Peru. Deßgleichen trugen die Kaffern im südlichen Afrika schon Baumwollenzeuge, als (1516) die Portugiesen sie kennen lernten.

Es hat etwas Gewaltsames, wenn der Mensch dem Thiere die Wolle raubt; freundlicher bot der Baum oder Strauch in seiner von selbst sich öffnenden Fruchtkapsel den Wollreichthum dar, einen Stoff, der nicht erst die mühsame Arbeit des Röstens und Schlagens erforderte, ohne welche die Hanf- und Flachsfaser zum Verspinnen nicht tauglich wird. Die in die Baumwolle gehüllten ölreichen Saa-

*) Zu deutsch: Holz- oder Baumzeuge, wie wir die pflanzliche Wolle gleichfalls „Baumwolle“ genannt haben, welcher Namen freilich unbestimmter ist, als das arabische Koton oder Khotn, das in die romanischen und in die englische Sprache übergegangen ist.

Digitized by Google

menkörner zu entfernen, damit sie, zerquetscht, nicht den weißen Stoff verunreinigten, und die Pflanzenwolle auszubreiten und zu lockern: dies war die einzige leichte Arbeit, die dem Spinnen vorherging. Mungo Park, als er in Central-Afrika vordrang, sah, wie die Weiber der Mandingo's die Baumwolle dadurch zum Spinnen vorbereiteten, daß sie selbige auf einem Steine oder Holzbrett auseinanderlegten und dann mit einer eisernen Walze die Saamenkörner herausrollten. Nach dem Berichte Winterbottem's benutzten seit langer Zeit die Neger in Senegambien und Guinea die Baumwolle, ohne sich mit dem Anbau der Staude viel Mühe zu geben; sie spannen die Baumwolle an einer mit Lehm beschwerten Spindel, die sie mit einer großen Muschel oder hölzernen Schüssel herumdreheten, während sie den Faden zwischen dem Zeigefinger und Daumen der andern Hand hindurch laufen ließen. Mit großer Geschicklichkeit wußten sie ein zartes und gleichmäßiges Gespinnst zu erzeugen.

Das Weben verrichten bei den Negern die Männer; ihr kleiner und tragbarer Webstuhl ist so schmal, daß darauf nur Zeuge von 4 bis 6 Zoll Breite gewoben werden können. Mit ihren einfachen Mitteln weben sie doch fein; Dr. H. Barth rühmt namentlich die große Feinheit der Baumwollenstreifen von Gando; in Bambara traf er zwei Hände breite Baumwollenstreifen als das landesübliche Geld, wie denn auch auf dem Markte zu Agades mit Baumwollenzeug bezahlt wird. In Cazango, einem Bezirk von Angola, sind 1200 Stück Baumwollenzeuge, jedes 6 Fuß lang und 3 Fuß breit, der Jahrestribut, den die freie Bevölkerung der Regierung entrichtet. Mit Indigo weiß man im Sudan vortrefflich zu färben. Nicht allein die rohe Baumwolle, sondern auch baumwollene blaue und blaugestreifte Stoffe gehören zu den Waaren, die aus dem fruchtbaren Sudan nach dem nördlichen Afrika ausgeführt werden.

Die Einfachheit der afrikanischen Stoffe ist freilich sehr dürftig im Vergleich mit der Mannichfaltigkeit und Farbenpracht der Baumwollenstoffe des Orients. Wollte man die verschiedenen Zeuge, die sich von Indien, dem Mittelpunkt der Baumwollkultur nach den benachbarten Ländern, namentlich Persien verbreitet, und im Laufe von Jahrtausenden im ganzen Morgenlande zur Geltung gebracht haben, genau zählen, so würde man, die Verbindung mit Seide eingerechnet, über 124 bekommen. Von den luftigen zarten Mossulini's bis zu den weißen Perkals von der Küste Coromandel und den rothen Tüchern von Mazulipatnam sind so viel Uebergänge und Zwischenglieder, daß nur ein zarter Hindufinger in Verbindung mit dem geübten Auge des orientalischen Kaufmanns sie schnell unterscheidet. Eine geübte Hinduhand spinnt einen so feinen Baumwollenfaden, daß vier derselben zusammengedreht werden können, ehe die Dicke unseres feinsten Maschinenfadens erreicht wird. Die indischen Weber können ihren einfachen Webstuhl in jedem Raume, selbst unter einem Baume im Freien aufschlagen. Zwei Walzen ruhen auf vier in die Erde gesteckten Pfählen; quer durch die Kette laufen zwei Stöcke, die oben mit zwei Stricken an dem Baum befestigt werden, in dessen Schatten der Weber arbeitet, während nach unten zwei Stricke an den großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette auseinander und den Einschlag hinein bringt. Zu jeder besonderen Art Zeug wird aber auch eine besondere in dieser oder jener Gegend gut gedeihende Baumwolle verwandt. Das glänzende Weiß wird durch eigenthümliche Bäder und Beizen gewonnen, die durch Tradition von Jahrhunderten festgestellt sind. Bewundernswerth sind die frischen herrlichen Farben auf den mit Landschaften, Thieren oder Blumen bemalten Zitzen, — und doch werden diese Farben gewöhnlich von Kindern aufgetragen und die Pinsel der Hindu's bestehen nicht aus feinen Haaren (da die scharfe Beize in den Farben diese zerfressen würde), sondern nur aus einem dünnen zugespitzten Bambusrohr, an welchem sich ein Knäuel Baumwolle, mit der bestimmten Farbe getränkt, befindet. Diese Baumwolle drückt der Maler, so oft es nothwendig ist, zusammen, um die Farbe nach der Spitze des Rohres fließen zu lassen.

Digitized by Google

In Persien, wo ein Hauptfärbestoff — die Krapppflanze — besonders gut gedeiht, ist der Kattundruck zu großer Vollkommenheit gelangt. Buckingham schildert eine Druckerei zu Orfah: Eine Anzahl Männer und Knaben bilden eine Reihe längs der oberen Galerie eines Gebäudes. Sie kauern am Boden vor niedrigen, nur einen Fuß hohen Tischen; hinter jedem steht ein Kessel mit Farbe. An der linken Hand haben sie einen Holzblock von Gestalt und Größe einer Kleiderbürste, auf dessen Unterseite das Muster eingeschnitten ist. Der Block wird in die Farbe getaucht, auf das Zeug gesetzt, die linke Hand geballt, hält die Form fest und dann wird mit der rechten Faust ein Schlag darauf gegeben, so daß die Farbe sich abdruckt; da dies aber bei jeder Farbe und jedem neuen Muster sich wiederholt und auf Einen Schlag nur immer eine Fläche von 4 bis 6 Quadratzoll bedruckt wird, ist das Verfahren ziemlich langsam, obwohl es im Wesentlichen lange Zeit auch in unseren Fabriken nachgeahmt ward, bis die Engländer den Walzendruck erfanden, der allmälig auch auf dem Kontinent die hölzernen Model verdrängen wird.

Die Orientalen sind auch in der Weberei und Druckerei unsere Lehrmeister gewesen; sie hatten tausendjährige Uebung, sie haben eine billigere Handarbeit voraus — denn der Arbeitslohn in Indien und China beträgt nur den zehnten Theil des englischen —; und trotz alle dem und obwohl sie die Baumwolle an Ort und Stelle haben, ist es dennoch der europäischen Kultur gelungen, die altindische auch in dieser Beziehung zu überflügeln. Schon im Jahre 1832 führte England nach Indien und China für 1½ Millionen Pfund Sterling Baumwollenzeuge! Im Jahre 1836 sandte England nach Ostindien für 2,582,000 Pfund Sterling baumwollene Waaren, und China empfing in demselben Jahr 10 Millionen Ellen weißes Baumwollenzeug, 2½ Million Ellen gefärbtes Baumwollenzeug und 3 Millionen Pfund Garn.

Die Portugiesen waren die ersten Handelsleute Europa's, die baumwollene Zeuge nach Europa brachten; holländischer Gewerbfleiß ahmte sie nach, dann folgten die Deutschen, die (im sächsischen Plauen zuerst) Kattunfabriken errichteten; die Engländer kamen zuletzt, aber bald hatte ihr Scharfblick die Tragweite der Baumwollenfabrikation erkannt und ihr praktisches Genie die Maschinen und Werkzeuge erfunden, mit denen die fleißigste Weber- und geschickteste Spinnerhand keinen Wettstreit mehr wagen durfte. Richard Arkwright stellte im Jahr 1775 seine Baumwollmaschine auf, die noch durch Pferdekraft getrieben wurde; im selben Jahre machte aber auch James Watt die Dampfmaschine für die Industrie geschickt und zugleich erkannte man in den ungeheuren Steinkohlenlagern den größten unterirdischen Schatz Großbritanniens, der alsbald gehoben, das Land zum größten und angesehendsten der Welt machen sollte. Hatte doch schon der Erfinder der Spinnmaschine, der arme Barbier R. Arkwright, nachdem er ein Patent auf seine Erfindung genommen, in kurzer Zeit ein Vermögen von einer halben Million Pfund Sterling erlangt; er starb zu Crumford auf seinem fürstlich eingerichteten Schlosse 1792.

Mit diesen englischen Erfindungen wurde nicht allein der Sieg der Baumwolle über den Flachs entschieden — die in Deutschland einst so blühende Leinen-Industrie, die vielleicht für den zehnten Theil der Bevölkerung eine Nahrungsquelle war, erhielt den Todesstoß — es ging auch durch den Sieg der Maschine über die Handarbeit überhaupt eine völlige Umgestaltung des bürgerlichen und socialen Lebens vor sich. An der Spinnmaschine spinnt jetzt ein einziger Mensch in einem Tag so viel, als der Indier an seiner Spindel während des ganzen Jahres, gleichwie man jetzt Zeuge in zwei Tagen bleicht, wozu man früher sechs bis acht Monate gebrauchte. In der Grafschaft Lancashire wird jährlich zu Calicos so viel Baumwollengarn verwebt, als 20 Millionen Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu produciren vermöchten, und dennoch ist die Zahl der Spinner und Weber, die vor Anwendung der Dampfmaschine sich in England auf 50,000 belief, auf anderthalb Millionen gestiegen! Die neueren mules (Spinnräder) haben 1000 bis 1100 Spindeln, und Spinnereien mit 10,000 Spindeln sind nicht

Digitized by Google

blos in England, auch in der Schweiz, Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nichts Seltenes mehr. In diesen modernen Palästen von sieben Stockwerken Höhe und mit Sälen, in denen ein Bataillon bequem exercieren könnte, worin das Reinigen, Kämmen, Spinnen der Baumwolle, das Zwirnen, Aufrollen und Abhaspeln des Garns von den Maschinen bewerkstelligt wird, während in einem anderen Riesensaal Hunderte von Webstühlen klappern, gleichfalls vom Dampf in Bewegung gesetzt — in diesen Baumwollfabriken feiert die moderne Göttin Industrie ihre höchsten Triumphe. Das Eisen und die Steinkohle, das Gas und der Dampf sind dort vereint die gehorsamsten Diener des Menschen geworden, dessen Hand nur den reißenden Faden wieder anknüpft, der Maschine Stillstand oder Anfang gebietet und den Naturkräften blos das Pensum vorlegt, das sie verarbeiten sollen. Welche riesenhafte Dimensionen die Baumwoll-Industrie in England gewonnen hat, läßt sich schon aus folgenden Angaben ermessen:

Im Jahre 1750 wurden nur 3 Millionen Pfund Baumwolle nach England eingeführt, 1775 nur 5 Millionen, 1820 schon 152 Millionen, 1833 aber 300 Millionen und im Jahre 1856 — 1014½ Millionen! Keine andere Nation hat einen Stapelort, wie die Stadt Liverpool, wo ⅘ der gesammten in England verarbeiteten Baumwolle eingeführt wird, und eine Manufakturstadt wie Manchester, in deren Umkreis von etwa 12 engl. Meilen nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die alle mehr oder weniger mit der Baumwollindustrie in Verbindung stehen. Die Baumwollwaaren bilden gegenwärtig 30 Prozent vom Werthe der gesammten britischen Ausfuhr!

Es gehörte aber auch englische Zähigkeit und Ausdauer dazu, um die Fabrikation auf solchen Höhenpunkt zu erheben; denn mit jedem Jahr brachten Engländer neue Verbesserungen an ihren Maschinen an, neue Zeit-, Kohlen- und Kraftersparnisse, so daß trotz der theurer werdende Lebensmittel die Waarenpreise stetig sanken. Im Jahr 1814 war z. B. der Durchschnittspreis eines Stückes Calico in Manchester 24 Schilling 2 Pence, im Jahr 1833 schon 6 Schilling 2 Pence.

Indem auf solche Weise geschah, was Niemand vor 100 Jahren zu denken gewagt hätte, daß eine uralte Waarenströmung nicht bloß zurückgedrängt, sondern in die geradezu entgegengesetzte Richtung nach ihrer Quelle hin zurückgeworfen, — will sagen, daß auch in Baumwollenprodukten der Orient vom Occident abhängig wurde und England als die gebietende Macht erschien: ereignete sich andrerseits gleichfalls Etwas, woran England durchaus nicht gedacht hatte. Seine nordamerikanischen Kolonieen hatten sich die Freiheit und Unabhängigkeit vom Mutterlande errungen und letzteres dafür einen Ersatz in Ostindien gefunden. Die große ostindische Welt, dieses echte Baumwollenland, schien alle Mittel zu besitzen, um Englands industrielle Bedürfnisse befriedigen zu können. Aber es schien nur so. Bald zeigte sich's, daß der Landtransport aus dem Innern Ostindiens bis zum Hafen die Baumwolle sehr vertheuerte; und ferner, daß die indische Baumwolle für die Maschinen weniger brauchbar war, als die amerikanische, welche längere Faser hat. Dieser Umstand brachte alsbald den Anbau der Baumwolle in den Vereinigten Staaten in Aufnahme und knüpfte zwischen diesen und Großbritannien ein Handelsband, das England wieder von der neuen Welt abhängig macht. Von den 1400 Millionen Pfund *) Baumwolle, welche die ganze Erde etwa jährlich hervorbringt, liefern jetzt die Vereinigten Staaten allein an 1000 Millionen, wovon im Jahre 1855 die

*) Nach De Bowe produzirt Ostindien . . . . . 185 Millionen.
das übrige Asien . . . . . 110 „
Brasilien . . . . . 30 „
Südamerika (außer Brasilien) und Mexiko . 35 „
Westindien . . . . . 8 „
Aegypten . . . . . 25 „
das übrige Afrika . . . . . 34 „

Digitized by Google

ungeheure Summe von 681,629,424 Pfund auf England kam, während Ostindien in demselben Jahre nur 145,179,216 Pfund nach England sandte. Auch dies hätte im vorigen Jahrhundert sich Niemand träumen lassen; denn im Jahr 1741 wurden zum ersten Mal von Charlestown aus sieben Säcke Baumwolle nach Europa gesandt, und 1784 betrug die Ausfuhr 71 Säcke! Im Jahr 1785 kam von den Bahama-Inseln zum ersten Mal Saamen von gossypium arboreum, das durch die lange Faser sich auszeichnete und Sea-Island-Cotton genannt wurde, in die Gegend von Savannah, und die Aussaat gedieh vortrefflich auf den Inseln von Süd-Carlina und Georgia. Das Gebiet dieser Baumwolle ist aber so beschränkt, daß es kaum einen halben Grad auf der amerikanischen Ostküste (32° 10′ bis 32° 40′ n. Br.) beträgt, für die Region nämlich, in welcher die Länge und Stärke der Baumwollenfasern sich in vollster Güte entwickelt. Doch haben neuere Versuche auch im Innern der Halbinsel Florida ein erwünschtes Resultat ergeben. Ungleich weiter verbreitet ist der Anbau von Goss. herbaceum, dessen Gebiet von dem äußersten Süden der Vereinigten Staaten bis zum 35° n. Br. an der atlantischen Seite und bis zum 37° in den am Mississippi gelegenen Staaten geht. In Texas verhindert die Trockenheit der Hochebenen das Gedeihen der Pflanze, weßhalb dort die Nordgrenze südlicher ist, als in irgend einem andern Staate der Union. Dagegen hat der Norden Mexiko's in den Flußthälern, wie auf den Hochebenen, deren Regenmenge etwa der in den Vereinigten Staaten gleichkommt, guten Baumwollenbau, und nur die tierras calientes wegen ihrer großen Regenmenge im Sommer sind ihm hinderlich.

Im Jahr 1840 war der Ertrag des amerikanischen Baumwollenbaues
790,479,275 Pfund,
im Jahr 1850 987,637,200 „

Dieser Flor wäre nicht erreicht worden ohne die Million schwarzer Sklavenhände in den südlichen Staaten der Union, denn Pflanzen und Jäten der Baumwollächer erfordert des vielen Unkrauts willen, das neben dem gossypium sich einnistet, sehr viel Arbeit. Dasselbe England, das gegen die Sklaverei der Schwarzen und den Negerhandel eifert und große Anstrengungen macht, letzteren zu unterdrücken, ruht doch mit einem großen Theile seines Reichthums, mit dem gewaltigen Aufschwunge seiner Handels- und Industrie-Hauptstädte Liverpool und Manchester, ja mit dem Hauptnerv seiner Schifffahrt auf den Schultern der armen Schwarzen — gleichwie dasselbe New-York, das so leidenschaftlich gegen die Sklavenstaaten Opposition macht, ohne den schwunghaften Export der Baumwollballen von seiner Größe als Handelsstadt alsbald herabsinken würde.

Der englische Stolz, wenn er an dies Verhältniß denkt, wird gedemüthigt, und mit derselben Beharrlichkeit, womit der Engländer seine Baumwollfabriken in Flor brachte, arbeitet er nun daran, sich von Amerika unabhängig zu machen und in seinen Kolonieen den nöthigen Rohstoff zu gewinnen für seine Spinnereien und Webereien. Ein Neger in Amerika kostet seinem Herrn das dreifache von dem, was ein Hindu in seinem Vaterlande an Taglohn gewinnt! Sollte bei sorgfältigerem Anbau der Baumwollstaude nicht auch auf ostindischem Boden eine Baumwolle sich erzeugen lassen, welche an Güte der amerikanischen nahe käme? Mit Bildung eines Eisenbahnnetzes und Einrichtung einer Flußdampfschifffahrt (für die Korrektion des Godawery, dessen Stromgebiet allein schon 5800 Quadratmeilen beträgt, hat sich in Manchester eine Gesellschaft gebildet), würde auch der Preis der Baumwolle am Ort der Verschiffung um Vieles sinken und Manchester könnte z. B. mit Berar, dem Hauptproduktionslande im Dekan, in unmittelbare Verbindung treten.

Auch nach Afrika haben die Engländer ihr Augenmerk gerichtet, und das Interesse, welches die neuesten Reisen und Forschungen Barth's und Livingstone's erregten, war nicht wenig gehoben durch die Frage, inwieweit Land und Volk zu größerem Anbau von Baumwolle geschickt und für Einführung englischer Industrieprodukte geeignet sei. In einem Schreiben, welches der englische Consul

Digitized by Google

Campbell aus Lagos an der Bai von Benin, datirt vom 14. März 1857, an das englische Ministerium richtete, wird darauf hingewiesen, daß es keinen Stamm im Innern Afrika's gäbe, vom 16° nördl. Breite bis zum Aequator, der nicht Baumwolle baue und sich in meist selbstverfertigte Baumwollstoffe kleidete, daß aber manche nur 200 englische Meilen von der Küste entfernte Länder noch nie ein Stück Manchester- oder Glasgow-Stoff gesehen hätten. Nur in denjenigen Ortschaften, wo der Sklavenhandel möglichst niedergehalten, ist und die von den schiffbaren Flüssen Senegal, Gambia, Dscheba, Runez berührt werden, ferner in dem Küstenstrich von Sierra Leone sind engliche Fabrikate eingedrungen, die aber nur bei festlichen Gelegenheiten getragen werden. Blos einige feinere Zeuge finden ihren Weg nach Sego, wo sie von den maurischen Kaufleuten und den Würdenträgern Bambara's und der benachbarten Länder gekauft und mit Indigo blau gefärbt werden. In den vom Niger durchflossenen Ländern wird viel Baumwolle bereits angebaut, und aus allen genannten Gegenden könnten europäische Schiffe ihren Rohstoff an Baumwolle beziehen, während sie den Eingeborenen Baumwollenfabrikate dafür lieferten. Campbell räth, die Häuptlinge mit größeren Maschinen zum Reinigen der Baumwolle zu versehen. Der gemeine Neger, der gegen einen sehr geringen Tribut sich große Landstrecken zum Ackerbau erwerben kann, hat gegen den Eingeborenen Hindostans den Vortheil, daß er nicht unter der Botmäßigkeit eines Zamindars, der ihm den größeren Theil seiner Bodenerzeugnisse abpreßt, steht.

Wir wollen nicht weiter ausführen, was Australien für die Erzeugung großer Quantitäten Baumwolle werden kann; es genüge das Gesagte, um zu zeigen, daß kein Handelsartikel in solchem Maße wie die Baumwolle ganze Flotten in Bewegung setzt, die entferntesten Länder des Erdkreises verbindet, Millionen von Menschen eine Erwerbsquelle wird, tief in die socialen Verhältnisse der Völker eingreift und zugleich die Politik der mächtigsten Nationen bedingt.

New-Orleans.

Von E. Heusinger.

Wenn die Sonne sich begnügte, einen etwas schrägeren Strahl auf dieses schöne Louisiana, welches sie verzehrt, zu werfen, und im Mai ihren sengenden Lauf zu hemmen; wenn die Moräste mit den schlanken Bambusbüschen für ihre Schlangen, Chamäleons, Krokodile und Schildkröten, diese tödtlichen Augustausdünstungen, dieses Ungeziefer, die Plage der Colonie, behielte; wenn der Meschacebé, minder stolz, nicht jeden Frühling aus seinem Bette träte und sammt den Keimen einer gewaltigen Vegetation auch zugleich die der noch mächtigeren Fieber abzusetzen, so wäre New-Orleans zu jeder Zeit bevölkert wie eine europäische Hauptstadt, reich wie eine Stadt Ostindiens, heiter wie eine Stadt Italiens und prächtig wie eine des Orients.

Man denke sich ein ungeheures Kreuz, welches ohne Einförmigkeit, von regelmäßigen Häusern, mit Palästen unter flachen Dächern, bunten Zelten, Kirchthürmen und pyramidalischen Bäumen die wie Minarets emporragen, bedeckt ist; Tag und Nacht ein geschäftiges Gemurmel, Gesang am Kay, auf den Plätzen, auf den Schiffen; am Abend tausende von Lichtern, welche glänzen und auf dem Wasser sich widerspiegeln; dann ganz vorn, wie ein durchsichtiger Wald, eine dreifache Linie von Dreimastern, mit weitem Sparrwerk, welche Zuckersäcke und Baumwollenballen verschlingen und um welche halbnackte Schwarze und Matrosen mit rothen Hemden, nervigen Armen und rauhen Stimmen beschäftigt sind; Briggs und amerikanische Goeletten die stolz ihre Sterne auf azurnem Grunde entrollen neben schweren Schiffen, über deren schlanken Segelstangen hoch am Maste Albions weißes Kreuz fast über alle anderen Flaggen hoch emporragt, — und man bekommt eine Idee von der Stadt am Vater der Flüsse in der neuen

Digitized by Google

Welt. Die Morgenkanone donnert; über und über mit Segeln bedeckt, rosenroth wie der Flamingo, fahren, von fern schon den süßen Duft von Bananen, Ananas und Orangen zum Lande hauchend, die Brigantinen von Cuba in dem Hafen. Die Dampfschiffe kommen näher und halten in zahlloser Menge am Kay, wo sie stolz ihre von 3—400 Passagieren bedeckten Gallerien zeigen. Jene schwarzen Punkte, welche man auf der anderen Seite herannähern sieht, sind lauter Kentuckees, die ihre Aernten mit sammt dem Floß verkaufen, und dann in ihre Wildnisse zurückkehren, um auf's Neue jene Rafts hinabzuschiffen, welche nie wieder die Heimath sehen.

In der Mitte der Stadt, die ihre beiden Hauptvorstädte wie Flügel ausbreitet, liegt der Waffenplatz, ein stets versengtes Rasenviereck. Gegenüber die katholische Kathedrale ist ein ziemlich schönes Gebäude aus den Zeiten Ludwigs des XV. Auf der anderen Seite das steinerne Haus mit eisernen Gittern und dicken Riegeln, hinter denen sich schwarze und braune Gestalten bewegen, ist das Gefängniß (jail), in welches die Neger eingesperrt werden, die etwas verbrochen haben, doch werden auch weiße Verbrecher darin aufbewahrt, bis die Zeit der Assisen gekommen ist, vor welchen die Thatsachen klar oder für einiges Geld durch falsche Zeugen abgeschworen werden sollen.

Selbst an den noch nicht sehr heißen Frühlingstagen ist es fast unmöglich an den kühlen geräumigen Kaffeehäusern vorüberzugehen, ohne sich versucht zu fühlen, dort einen Augenblick auszuruhen, die Zeitungen zu lesen und ein Glas Eispunsch, Soda oder Bier zu genießen, während man eine ächte schwarz gesprenkelte Havanna-Cigarre raucht, deren herrlicher Duft alle öffentlichen Orte, alle Straßen erfüllt. Es ist ein besonderer Vorzug für die Stadt, daß man nur wenige Schritte zu gehen braucht, um Schatten unter einer Veranda, besonders aber Eis zu finden, das von Boston, Philadelphia, Providence und aus anderen Gegenden in ganzen Frachten zu Wasser ankommt.

Die Stadt ist im Viereck auf einer Ebene erbaut und hat mit dem Flusse parallel laufende Straßen, die rechtwinkelig von anderen durchschnitten werden, so daß alle die einzelnen Häusergruppen ein regelmäßiges Viereck bilden. Da New-Orleans oft von Feuersbrünsten heimgesucht wird, geht fast immer eines dieser Inselchen verloren. Die Magazine und Schaufenster sind glänzend und die Stadt besonders am Abend sehr lebhaft. Aber erst an den Kays erhält der Fremde eine deutliche Vorstellung vor dem ungeheuern Verkehre der Hauptstadt Louisiana's, vom westlichen Ende, wo die großen Fahrzeuge, die Dampfschiffe und die Flößen liegen, bis hinab zu den sauberen kleineren Küstenfahrern in der Nähe des Fleischmarktes. Man hört an den Kays eine unglaubliche Menge verschiedener Sprachen und alle Trachten der Welt sind dort vertreten. Hier Amerikaner und Engländer deren erstes Gespräch über Handelsangelegenheiten von dem schallenden Gelächter, der lebendigen Unterhaltung einiger Franzosen oder von dem lebhaften Patois von Hayti unterbrochen wird; dort das romantische Lied eines Spaniers zur Mandoline, oder die feurige Liebeserklärung eines Merikaners in der bunten Manta mit dem großen Sombrero; weiterhin ein Streit zwischen Matrosen, von denen jeder in seiner Sprache tobt und flucht, und unter denen man im Vorübergehen auch die blonden Landsleute aus dem deutschen Norden gar oft heraushört.

Mitten in diesem Tumult, in diesem Zusammenfluß von zwanzig Nationen, mitten in diesem wogenden Verkehr, der wie ein Vulkan brauset und kocht, weilt ernst und theilnahmslos der Indianer der Steppe. Ernst und regungslos sitzt er auf einem Steine, welcher die Menschenwogen theilt, wie ein Felsenriff die Ströme eines rauschenden Wasserfalles. Des Abends, wenn die Matrosen sich an Bord, die Neger in ihre Hütten, der Wilde in seinem Wigwam zurückgezogen, kommen die Spaziergänger zum Vorschein; die Frucht- und Orangenhändler erleuchten ihre Buden, die wie Feenpaläste strahlenden Kaffeehäuser und Restaurationen füllen sich mit Menschen.

Digitized by Google

Für den, welcher gern eine Stadt sieht, wenn sie schläft, oder vielmehr wenn sie träumt; für den, welcher gern sinnend am Ufer eines Stromes weilt, wo sich wie schlaftrunken die Schiffe vor ihren Ankern wiegen, wenn das leise Murmeln der Wogen, statt des Brausens der geschäftigen Menschen vernehmbar wird; für solchen ist die Terrasse mit ihren Lilla-Alleen, und vor allem die am Mississippi sich hindehnende Vorstadt ein köstlicher Spaziergang. Nichts ist reizender als die sie umgebenden Jasmingehäge, die großen Magnolien und Lorbeerbäume, welche sie einschließen. Etwas ferner gegen Osten die ungeheuern endlosen Wälder; zu den Füßen der stolz einherziehende Strom, oben der von tausend Flammen erglänzende Himmel, alles wie ineinander verschmelzend! Ein Meer von Gedanken überkommt dem Europäer, wenn er an solch einem Abend tausende von Meilen von der Heimath entfernt dieses Urbild überfliegt, von dem er früher nur eine schwache Ahnung hatte.

Nichts ist nach meinen Gefühlen erhabener, als der Anblick einer Stadt, welche im Angesicht solcher Unendlichkeit ruhig und schweigend geworden ist. Das ist es gerade, weßhalb die Städte, Flecken, Dörfer, ja die einfachsten Pflanzungen Amerika's einen so großartigen Charakter haben, der nur ihnen eigenthümlich ist; man fühlt rings um sich her die Atmosphäre der Urnatur, ein undeutbares Wogen zwischen Erde und Himmel, von dem das civilisirte Europa keine Erinnerung mehr hat.

Hinter der Stadt, nach dem Innern zu, hat man ein Bassin und einen Kanal gegraben, um mit den Seen Borgne und Pontchartrain in Verbindung zu kommen. Es ist der nächste Weg nach Florida, welchen auch die kleinen Fahrzeuge nehmen, die von Pensacola Bauholz holen. Die beiden großen Seen, auf denen die Engländer ihre Landung bewirkten, und auf denen sie ihre Kanonenboote manövriren ließen, werden jetzt zu Spazierfahrten in Canots benutzt. An den Ufern des Sees Maurepas, der am tiefsten in das Land hineinliegt, haben sich jene umherirrenden Indianer niedergelassen, welche einen Theil ihres Lebens auf den Kehrichthaufen der Stadt zubringen, sich um die Reste eines Knochens auf der Straße balgen und mitunter recht widerwärtige Excesse begehen. Man vertreibt sie, indem man ihnen einen Eimer mit Wasser über den Kopf gießt, und sie begnügen sich dann, ihren Kopf zwischen die Hände zu stecken, wodurch sie, wie der Vogel Strauß, sich den Blicken zu entziehen glauben.

Das Theater in Neworleans ist sehr besucht. Im Sommer aber, wenn alles was kann die Stadt verläßt, wandern die Schauspieler aus, um im Norden Vorstellungen zu geben. Die farbigen Leute aber, die selbst in der Kirche einen abgesonderten Platz haben, dürfen weder in die ersten Logen noch in das Parterre; das ist der Typus der amerikanischen Freiheit! Ein junger Mann hat in Europa eine glänzende Bildung erhalten, er ist reich, von guter Familie; ein junges Mädchen ist schön, reich, sorgfältig erzogen und oft weißer als die, welche mit Verachtung auf es niederblicken: das hilft alles nichts: ihre Voreltern sind Sclaven gewesen! Sie haben ihre Freiheit durch Geld, vielleicht durch eine That erkauft — hilft nichts, sie stammen von einem Afrikaner ab, der aus seinem Vaterlande geraubt, verkauft und mit Ketten beladen in Amerika ankam. Ein Bankerotteur, ein Verbrecher, der sich dem Gefängniß, dem glühenden Brandmark durch die Flucht entzog, kann sich mit Anstand nicht neben solches Gesindel setzen!

Die Milizen von Neworleans sind die schönsten in den Vereinigten Staaten, gut exercirt und steht besonders die Artillerie in großem Ansehen. Die Grenadiere tragen den französischen ähnliche Mützen. Daß noch etwas von dem kriegerischen Geiste ihrer Vorfahren in ihnen steckt, das haben sie in der tapferen Vertheidigung gegen den letzten Angriff der Engländer bewiesen. Es machte mir als Soldat viel Vergnügen, einem von der gesammten Miliz auf der weiten, hinter der Stadt sich ausdehnenden Ebene von Marigny ausgeführten Manoeuvre beiwohnen zu können. Es war im Mai; die Sonne blitzte auf den Helmen der Dragoner,

Digitized by Google

die aus reichen Pflanzern von den Küsten bestanden, und auf den Bajonetten der Infanterie; Schaaren bunter Schwetterlinge flatterten in den Lüften und oben im blauen Aether wiegten sich stolzen Fluges einige Adler als neugierige Zuschauer des kriegerischen Schauspieles, während die Colonnen sich in Schlachtlinie formirten. Das Ganze gewährte einen eigenthümlich großartigen Anblick. Das französische Commando wurde den tiradores spanisch, den riflemen, welche die Truppen der Vereinigten Staaten vorstellten, englisch wiederholt. — Letztere begannen die Schlacht unter den Latanen, unter denen sie sich versteckt hatten, wie ihre Eltern es einst bei dem Angriffe der Engländer gethan. Die regulären Truppen von drüben antworteten durch ein Rollfeuer; das Feuern wurde immer heftiger, die Kanonen donnerten dazwischen; zuletzt sprengte die Cavallerie vor; die Grenadiere avancirten im Sturmschritt mit gefälltem Bajonet; Trommeln wirbelten, Hörner schmetterten lustig drein; endlich verschwand alles in einer undurchdringlichen Staubwolke. Es waren wenigstens 5000 Mann unter den Waffen. Nach Verlauf von einigen Stunden wurde Halt und zum Sammeln geblasen. Die ganze Armee lagerte sich unter den Bäumen zu einem reichhaltigen Frühstück auf Kosten des Generales, nachdem er zuvor seine Zufriedenheit mit dem tapferen Benehmen der Neworleans-Miliz in einem sehr gehaltvollen speech ausgesprochen hatte, welches mit einem dreimaligen donnernden Hurrah für den energischen Befehlshaber erwiedert wurde.

Der Kanal, welcher ebenfalls Marigny heißt, weil er gegraben wurde, als Herr von Marigny Gouverneur war, hat den Zweck, das stehende Wasser abzuleiten und die Stadt so viel als möglich gesund zu erhalten. Neworleans ist ringsum von Morästen umgeben, und liegt zur Zeit des großen Wassers zehn Fuß unter dem Niveau des Flusses, so, daß wenn der Damm bricht, alles überschwemmt wird. Die Schiffe ragen alsdann über die Häuser empor, und die herrlichen Gärten der Vorstadt werden von den Fluthen des Mississippi zerstört. Der geringste Windstoß, das Schaufelrad eines Dampfbootes treibt die Wellen so hoch, daß sie kaum einige Linien vom Ueberfließen entfernt sind. Wenn einer jener im Sommer so häufigen Gewitterorkane um diese Jahreszeit losbricht, sieht man, wie die Schiffe bis in die Straßen getrieben werden, und dort stranden.

Oft ist ein starker Regen schon hinreichend, die Stadt zwei Fuß unter Wasser zu setzen; man hat schon Krokodile in den Straßen umherlaufen und Schlangen in Kaufläden dringen sehen. Als von 1829 –30 die aus Merico vertriebenen Spanier zu Hunderten starben, wurden oft Leichenbegängnisse durch die Fluth gestört und die Priester nebst den Leidtragenden zur Flucht genöthigt, während der Leichnam auf den Trottoir schwamm und gegen die Häuser stieß.

Skizzen aus der Südsee.

Von Dr. E. Hartwig.

Die Osterinsel — Salas y Gomez.

Einsam und verlassen, wie keine andere, erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken die Osterinsel majestätisch aus den Wellen der Südsee empor, denn erst fünfzehn Breitegraden weit nach Westen liegt Ducie, der nächste Ort, wo Menschen leben, und läßt man das Auge nach Osten und Norden über die Karte schweifen, so sind in noch größeren Fernen Juan Fernandez und die Galapagos die ersten bewohnbaren Länder, die ringsherum aus der ungeheuren Wasserwüste emportauchen.

Wie mögen Menschen nach diesem so verlorenen, so völlig abgeschiedenen Punkte gekommen sein? Welcher Zufall des Windes oder der Strömung mag die ersten Ansiedler dahin verschlagen haben? Und wie mag das Leben sich auf dieser beschränkten kleinen Welt gestalten, die so selten und nur im Fluge mit der großen fernen unbekannten Welt jenseits des weiten Oceans in Berührung kommt? Jahre und Jahre lang geht die Sonne auf und unter, und der Insulaner sieht nichts,

Digitized by Google

wie die wenigen Brüder um ihn her, die enge Heimath, die unbegrenzten Wassergefilde von der unendlichen Himmelskuppel überwölbt; und kein Wink aus der Ferne unterbricht die Einförmigkeit seines von den ewig auf- und niederwallenden Bewegungsfluthen der Menschheit so völlig abgeschiedenen Daseins. Da plötzlich, o Wunder, erscheint ein weißer Punkt am Rande des öden Meeres; er nähert sich dem Eiland und schwillt allmälig an zu einem Schiff von riesiger Größe mit Segeln und Masten, wie die kühnste Phantasie sie nimmer geträumt. Man denke sich die fieberhafte Aufregung; das unsägliche Staunen über die tausend neuen und fremden Gegenstände, welche diese Sendboten einer andern Welt begleiten; den plötzlichen Zuwachs von Ideen, den ein solcher Besuch hervorruft! Doch nach einigen Tagen, vielleicht schon nach einigen Stunden, entfernt sich schon die wunderbare Piroge der wunderbaren weißen Männer; und wie sie gekommen, verschwindet sie am Rande des Meeres. Aber wenn auch die Furche schnell sich glättet, die sie im aufgestörten Antlitz der Gewässer zurücklässt, so bleibt die Erinnerung ihrer flüchtigen Erscheinung noch lange im Gedächtniß der vereinsamten Naturkinder zurück, für die der Besuch eines Schiffes die Bedeutung eines großen historischen Ereignisses hat. Auch für uns knüpft sich ein romantisches Interesse an solche weit verschlagene Aestchen unseres großen Stammes, und gerne hören wir von ihren Schicksalen, ihren Sitten, ihren Anschauungen erzählen, denn die geheimnißvollen Bande des Mitgefühls verknüpfen uns mit allem, was auf dem weiten Erdenrunde nur Mensch heißt, und fesseln unsere Theilnahme nicht nur an die Geschichte großer, weitgebietender Völker und Länder, sondern auch an die armen Bewohner der kleinsten und verlassensten Inseln des Weltmeeres.

Ein Engländer, Davis, den man nicht mit dem großen Eismeerfahrer verwechseln darf, soll im Jahr 1686 die Osterinsel oder Waihu, wie sie von den Eingeborenen genannt wird, entdeckt haben; und erst 1722 folgte ihm der bekannte holländische Weltumsegler Roggewein, der ihr den Namen gab, unter welchem sie auch jetzt noch am meisten bekannt ist, und manches fabelhafte von ihr berichtet.

Die ersten glaubwürdigen Nachrichten über Waihu verdanken wir dem großen Cook und unserm berühmten Landsmann, dem Naturforscher Georg Forster, welche im März 1774 auf der Rhede an ihrer westlichen Seite ankerten.

Die kleine dreieckige Insel mit an pyramidenförmige Berge anlehnenden Winkeln, bot überall die Zeichen der vulcanischen Verwüstung dar. Der Boden war mit schwarzem Steingeröll und zerstreuten Felsmassen bedeckt, zwischen welchen einige verschrumpfte Grasarten wuchsen, die einigermaßen den traurigen Anblick des Landes verschönerten. Nur mit Mühe konnten die Europäer auf den unebenen Wegen fortkommen, während die Eingeborenen mit erstaunlicher Leichtfüßigkeit von einem Felsblock zum andern sprangen.

Doch trotz dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit sahen sie auch einzelne große Strecken anbaufähigen Landes, welche goldgelbe Kartoffeln, so süß wie Rüben, Bananen und Zuckerrohr hervorbrachten. Die zwischen den Steinen wachsenden Gräser wurden zum düngen benutzt, so wie auch um das junge Gemüse vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Der Südspitze der Insel gegenüber, welche steil und zackig aus dem Meere sich erhebt, liegen etwa in der Entfernung einer Viertelmeile zwei abgesonderte Felsen, von welchen der eine einer ungeheuren Säule gleicht. Schwärme von Seevögeln umkreischen sie und begleiten mit ihren krächzenden Stimmen die tobende Brandung.

Die Bewohner der Osterinsel sind bemerkenswerth als die letzten östlichen Ausläufer der großen polynesischen Menschenrace, welche bis nach Neu-Seeland und die Marianne im Westen die unzähligen Inselgruppen des Stillen Oceans bevölkert. Nach Forster sind sie mittlerer Statur und ziemlich mager. Ihre Farbe ist kastanienbraun, ihr Haar schwarz und gekräuselt. Sie gingen meistentheils vollkommen nackt und waren, wie alle ihre Stammverwandten, tätuirt oder mit unauslöschlichen Hautzeichnungen verziert. Nur einige trugen Gürtel aus mit der Curcuma-Wurzel schön gelbgefärbtem Tapatuch, demselben, welches auf Tahiti und den andern

Digitized by Google

westlichen Inselgruppen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums durch Klopfen verfertigt wird. Wahrscheinlich waren es die Häuptlinge, die Ersten des Landes. Besonders auffallend waren die großen Ohren dieser Insulaner, deren Lappen so ausgedehnt war, daß er fast bis an die Schulter reichte, und mit einem großen Loch durchbohrt, durch welches man vier oder fünf Finger mit Leichtigkeit stecken konnte. Eine sonderbare, für Zierde gehaltene Verunstaltung, die an dem entgegengesetzten Ende der polynesischen Welt, bei den Carolinern, sich wiederfindet. Ringe aus dem elastischen Zuckerrohr verfertigt und wie eine Uhrfeder aufgerollt, steckten in dem ungeheuren Ohrloch und hielten es in der Ausdehnung, welche wahrscheinlich die Mode, die alberne Göttin, erheischte, während weiße Dannen von Seevögeln die Oeffnung anfüllten. Die Gesichter der kleinen und zartgeformten Weiber waren mit hochgelbem Curcuma gefärbt und darüber mit weißen Streifen verziert. Man war erstaunt, unter den Eingeborenen, deren Anzahl auf etwa 700 geschätzt wurde, so wenige Frauen zu sehen. Wahrscheinlich hielten sie sich unter den hügelartig aufgeschichteten Steinhaufen versteckt, die man hier und dort wahrnahm, und an deren einen senkrechten Seite ein Eingang bemerklich war. Groß konnte der innere Raum keineswegs sein, doch hielt es Forster für wahrscheinlich, daß diese Höhlen, zugleich mit den elenden Hütten, die Bevölkerung zur Nachtzeit aufnahmen, und vielleicht konnten sie auch mit natürlichen Grotten, wie sie so häufig in den Lavaströmen vulcanischer Länder vorkommen, in Verbindung stehen. Das Wasser auf der Insel ist gewöhnlich salzig, und nur an der Ostseite derselben gibt es einen vollkommen süßen Brunnen. Wenn die Eingeborenen ihn zum Löschen ihres Durstes besuchen, benutzen sie ihn zugleich auch zum Waschen ihres ganzen Körpers; und findet sich eine größere Gesellschaft zu gleicher Zeit ein, so springt der erste mitten in das Loch, trinkt und wäscht sich dann ohne Umstände, worauf ein anderer seinen Platz einnimmt und so weiter. Man kann sich denken, daß diese Sitte den durstigen Europäern nur wenig behagte.

Die größte Merkwürdigkeit der Insel waren eine Anzahl riesiger Bildsäulen, längs des Seeufers aufgerichtet, von welchen jedoch nur wenige wohlerhalten waren. An der Ostseite der Insel sah man die Ruinen von drei steinernen Platformen, auf jeder von welchen einst vier jener mächtigen Statuen gestanden hatten. Von zweien waren sie jedoch gänzlich herabfallen und lagen zertrümmert auf der Erde. Eine dieser gestürzten Größen war 15 Fuß lang, und 6 über die Schultern breit; alle trugen auf dem Kopf einen großen Cylinder aus rothem Stein, vollkommen rund bearbeitet. Noch andere Bildsäulen wurden gemessen, die fast 27 Fuß lang und über 8 Fuß breit waren, und eine noch größere, welche stehen geblieben, warf einen Schatten, der die ganze, fast aus dreißig Personen bestehende Gesellschaft vor den Sonnenstrahlen beschützte. Die Arbeit war grob aber nicht schlecht, die Gesichtszüge ziemlich gut gebildet, die Ohren lang nach der landesgebräuchlichen Verunstaltung, das übrige aber glich kaum der menschlichen Form.

Unbegreiflich war es, wie Insulaner, denen alle mechanischen Hülfsmittel unbekannt, solche ungeheure Figuren aufrichten und dann noch deren Häupter mit den großen cylindrischen Steinen krönen konnten! Wie unverhältnißmäßig erschienen diese Denkmäler der Vorzeit zu der geringen Zahl und Dürftigkeit der gegenwärtigen Bevölkerung. So gab es also auch hier historische Räthsel zu lösen! So hatte also auch hier wie an so manchen andern, jetzt völlig verwüsteten Orten, eine reichere Vergangenheit geblüht!

Vierzig Jahre nach Forster erscheint der in unseren literarischen Annalen nicht minder berühmte Chamisso vor der Osterinsel. Ein Franzose von Geburt, aber ein echter Deutscher an Bildung und Gemüth; Naturforscher und Dichter in seltenem Einklang! Ein lieblicher poetischer Hauch umduftet seine Beschreibungen von der Südsee, ohne jedoch der Wahrheit jemals zu nahe zu treten. Als die Osterinsel aus dem Meere sich erhob (es war die erste, die er in der Südsee sah), die verschiedenartigen Felderheilungen von ihrem Culturzustande zeugten, Rauch von den Hügeln stieg, als näherkommend er am Strande der Cooksbai die Menschen sich versammeln sah, als zwei Boote vom Lande stießen und dem „Rurik“ entgegen

Digitized by Google

kamen, da freute Chamisso sich wie ein Kind, alt nur darin, wie er sich in seiner anmuthigen Weise ausdrückt, daß er zugleich sich auch darüber freute, sich noch so freuen zu können.

Mit Staunen betrachtete er diese vulcanische, steinbedeckte, wegen ihres Mangels an Holz und Wasser berüchtigte Erde, da sie ihm durchaus mit frischestem Grün angethan schien, überall und selbst an den steilsten Abhängen der Berge in gradlinigte Felder eingetheilt, die sich durch anmuthige Farbenabstufungen unterschieden und deren viele in gelber Blüthe standen. Auf einen solchen wohlthuenden Anblick war er durch die Beschreibungen seiner Vorgänger nicht gefaßt. Mit dem Fernrohr glaubte er auf der Südostküste einige der colossalen Bildsäulen unterscheiden zu können, die Forster's Bewunderung so sehr erregt hatten. In Cooks-Bai auf der Westküste, wo der Rurik die Anker fallen ließ, waren diejenigen dieser Büsten, die den Landungsplatz bezeichneten und die Lisianskoi noch gesehen hatte, nicht mehr vorhanden. Zwei Kanots (im Ganzen wurden nur drei auf der Insel gesehen) waren, jedes mit zwei Mann bemannt, den fremden Schiffern freundlich entgegen gekommen, ohne sich jedoch heranzuwagen. Schwimmende hatten das zum Sondiren ausgesetzte Boot umringt und den Tauschhandel mit ihm eröffnet. Hierauf ließ der Befehlshaber des Rurik, Capitain Kotzebue, (ein Sohn des wohlbekannten Theaterdichters) eine Landung versuchen und Chamisso bestieg ein zweites Boot, welches zu diesem Zweck vom Fahrzeug abstieß. Ein zahlreiches Volk erwartete die Fremden friedlich, freudig, lärmend, ungeduldig kindergleich und ordnungslos am Ufer.

Das Boot näherte sich dem Strande. Alles lief, jauchzte und schrie, doch bedrohliche Steinwürfe mischten sich unter die Friedenszeichen. Bei Spaniern vor ein paar Jahrhunderten hätte dieses sogleich zu einem Blutbade geführt; jetzt begrüßte man sich als Warnung mit einigen harmlosen Schüssen.

Endlich siegte die Neugierde über das Mißtrauen; es wagten sich die Schwimmenden haufenweise heran, der Tauschhandel eröffnete sich und ward mit Redlichkeit geführt. Alle mit dem wiederholten Ruf: Hoë! Hoë! begehrten Messer oder Eisen gegen die Früchte und Wurzeln und die zierlichen Fischernetze, die sie zum Tausch anboten. Chamisso trat mit einigen seiner Begleiter einen Augenblick an's Land. Welch ein Abstand zwischen ihm und dessen Bewohner; zwischen diesen beschränkten Wilden mit dem kleinen Gedankenhorizont und dem hochgebildeten, die räumliche und zeitliche Welt so weit überschauenden Weisen! Und doch näherte er sich ihnen wieder durch seinen schönen Menschensinn und lächelte sie freundlich als seine Brüder an. Ob vielleicht seine Phantasie einige verschönernde Züge in das Bild verwebte, welches die Wirklichkeit ihm darbot, aber diese als so elend geschilderten Menschen schienen ihm von schönen Gesichtszügen, von angenehmer und ausdrucksvoller Physiognomie, von wohlgebildetem, schlankem, gesundem Körperbau, das hohe Alter bei ihnen ohne Gebrechen. Das Auge des Künstlers erfreute sich an diesen Gestalten, eine schönere Natur zu schauen, als ihm die Badeplätze in Europa, seine einzige Schule, darbieten. Auf dem bräunlichen Grunde der Haut machte die bläulich breitlinigte Tätuirung, den Lauf der Muskel kunstreich begleitend, eine angenehme Wirkung. An Bastzeugen schien kein Mangel zu sein. Frische Laubkränze umwanden die bald länger, bald kürzer abgeschnittenen Haare; seltener erschien ein Kopfputz aus schwarzen Federn. Zierlich anliegende Halsbänder wurden bemerkt, die vorn mit einer großen geschliffenen Potellamuschel geschmückt waren. Keine muschönen entstellenden Zierrathen fielen auf. Wenn er die Berichte von Cook, Laperouse und Lesianskoi mit seinen eigenen Erfahrungen verglich, drängte sich ihm die angenehme Vermuthung auf, daß sich die Bevölkerung vermehrt und der Zustand gebessert habe, denn überall, wo es Fortschritt sieht, erfreut sich ein gutgesinntes Herz. Ob aber die wohlthätigen Absichten des menschenfreundlichen Ludwigs des sechzehnten, der diesem Volke unsere Hausthiere, nutzbare Gewächse und Fruchtbäume durch Laperouse überbringen ließ, erreicht wurden, mußte bezweifelt werden, denn Chamisso sah nur die von Cook aufgezählten Produkte, Bananen, Zuckerrohr, Wurzeln und sehr kleine Hühner. Als am Abend die Anker gelichtet wurden,

Digitized by Google

ruheten befruchtende Wolken auf den Höhen der Insel. Vielleicht hatten Cook und Forster sie nach lange anhaltender Dürre gesehen und so ein minder freundliches Bild von ihr davongetragen!

Später erfuhr Chamisso die vermuthliche Veranlassung des zweifelhaften Empfanges, der ihm und seinen Gefährten auf der Osterinsel geworden, und erröthete dabei, wie er sagt, über die Europäer, welche diese Menschen Wilde nennen.

Der Schooner Nancy aus Neu-London-Amerika beschäftigte sich 1805 auf Mas a fuera (Gruppe Juan Fernandez) mit dem Robbenfang. Da aber die Insel keinen sichern Ankerplatz gewährte, weshalb das Schiff unter Segel bleiben mußte und er nicht Mannschaft genug besaß, um einen Theil derselben zur Jagd gebrauchen zu können, beschloß der Kapitän nach der Osterinsel zu segeln, landete in Cookshai und raubte nach tapferer Gegenwehr 12 Männer und 10 Weiber. Drei Tage lang blieben die Gefangenen gefesselt; erst als kein Land mehr zu sehen war, wurden die Bande gelöst. Sogleich aber sprangen die Männer in's Wasser, und die Weiber, welche folgen wollten, konnten nur mit Gewalt zurückgehalten werden. Der Kapitän ließ das Schiff beilegen, in der Hoffnung, daß sie doch wieder an Bord Rettung suchen würden, bemerkten aber bald, wie sehr er sich geirrt, denn diesen mit dem Element vertrauten Wilden schien es nicht unmöglich, trotz einer Entfernung von drei Tagen dennoch die heimathliche Insel wieder zu erreichen, und auf jeden Fall zogen sie den Tod in den Wellen einem qualvollen Leben in der Gefangenschaft vor. Ein Boot wurde ausgeschickt, um sie aufzufangen, aber auch dieses war fruchtlos, denn sie tauchten allemal bei dessen Annäherung unter und die See nahm sie mitleidig in ihren Schutz. Kein Wunder also, daß spätere Schiffe und der Rurik verdächtig empfangen wurden; eher zu verwundern ist es, daß nicht bei dessen Annäherung die ganze Bevölkerung floh.

Auf den entfernteren Inseln der Südsee findet frecher verrätherischer Menschenraub noch immer häufig statt, und sogenannte Christen wiederholen dort, wo die Gesetze der civilisirten Völker machtlos sind, die früheren Excesse der Barbareskenstaaten im Mittelmeer. Wann wird endlich der Geist der Humanität den Eigennutz und die angeborne Grausamkeit des Menschen besiegen?

Von der wunderbaren Schwimmkunst der Polynesier sind manche Beispiele bekannt, welche uns zeigen, wie weit der Mensch es durch Uebung seiner Fähigkeiten bringen kann. Commodore Wilkes, der berühmte amerikanische Seefahrer, erzählt uns von einem Eingebornen der freundschaftlichen Inseln, der um vier Uhr Nachmittags über Bord fiel und bis zum folgenden Morgen schwimmend und treibend auf der Oberfläche blieb. Der Rettung nahe, wäre er fast noch das Opfer eines riesigen Haifisches geworden, dessen scharfbewaffneten Kinnladen er durch das zeitige Erreichen des Corallenriffs der Insel Ofalanga noch glücklich entrann. Ohnmächtig fand man ihn auf dem Strande liegen.

Von einem Tahitier, Namens Tamaha, berichtet Porter eine noch merkwürdigere That. Dieser wurde, etwa 20 englische (4 deutsche) Meilen von der Küste von einem Offiziere des „Essex" geschlagen, und warf sich sogleich verzweiflungsvoll in's Meer. Einen Tag und zwei Nächte blieb er auf dem Wasser, bis endlich eine Welle ihn auf den Strand von Noukahiwa warf, als gerade seine letzten Kräfte ihm versagen wollten.

Die Noukahiwier, sagt Porter, sind so vollendete Schwimmer, daß sie stets für eine Kleinigkeit bereit waren, ein Schiffstau dreißig Fuß unter dem Wasser an den Ring eines Ankers festzuknüpfen.

Während seines kurzen Aufenthaltes bei Uleai sah Kittlitz (Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka, 1858) bewundernswürdige Proben von der Tauchfertigkeit der Bewohner, die selbst unter den Karolineninsulanern sich auszeichneten. Ein junger Mensch, der noch nicht völlig erwachsen war — er schien ungefähr 15 Jahre alt zu sein — setzte ihn oft durch die Sicherheit in Erstaunen, mit der er Alles, was man über Bord warf, unter dem Wasser schwimmend auffing, ehe es noch in der geringen

Digitized by Google

Tiefe von neunzehn Klaftern, den Grund des Ankerplatzes erreicht hatte. Selbst sehr kleine, schwere Gegenstände, wie Taschenmesser und ähnliches Eisengeräth entgingen ihm nie, sobald man sie ihm vor dem Hinabwerfen gezeigt hatte. Wie der Blitz war er dann aus seiner Piroge, die vom Schiffe selbst noch durch das dazwischen liegende große Boot getrennt war; er schwamm unter dem Kiele des letzteren durch und kam nach einigen Augenblicken mit der ergriffenen Beute zum Vorschein.

Leider haben schon öfter die Südseeinsulaner ihre Schwimmfertigkeit auch zum Bösen benutzt. Tauchend erfassen sie das Ankerseil und schneiden es durch, damit der nach der Küste wehende Wind das Schiff auf den Strand treibe; oder befestigen auch wohl bei Meeresstille ein Tau an den Kabel, mit dessen Hülfe die am Ufer harrenden Gefährten das Fahrzeug an's Land schleppen. Gewöhnlich wird die Zeit vor Sonnenaufgang zu solchen verrätherischen Unternehmungen benutzt. So wie das Schiff das Ufer berührt, betrachten sie es als eine Prise, welches ihre Götter ihnen zugeschickt haben. Uebrigens machten noch im vorigen Jahrhunderte manche europäische Strandbewohner es nicht besser, indem sie bei stürmischem Wetter Feuer auf den Uferfelsen anzündeten, und dadurch die getäuschten Schiffer in's Verderben lockten! Seien wir also nicht zu eilig, Steine auf die Witter zu werfen!

Dreihundert und mehr Stunden im Umkreis leben, wie gesagt, keine Menschen um die Osterinsel, und dieser ganze ungeheure Meeresraum würde eine vollkommene ununterbrochene Wasserfläche darbieten, wenn nicht hundert Stunden nach Osten die nackte und niedrige Klippe Salas y Gomez aus den Wellen hervortauchte. Vermuthen lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulcanischen Lande der nahgelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar, und doch ist sie der Schauplatz eines regen tumultuarischen Lebens. Denn sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen — und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden. So hat auch die vollständige Verödung ihren Nutzen und Vögel und Seeschwalben erfreuen sich des nackten Gesteins, wie der Mensch der grünenden Flur. Man schaudert bei der Vorstellung des möglichen Falles, daß ein Schiff an diesem Felsen scheitern und ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte, denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr verlängern. In dem bekannten Gedichte „Salas y Gomez" hat Chamisso die Schreckniß einer solchen Lage meisterhaft geschildert.

Götz von Berlichingen.

Von H. W. Stoll.

Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand, war unter seinen Zeitgenossen einer der bedeutendsten, kühnsten und tapfersten Männer, und ist in unseren Tagen wohl der bekannteste und so zu sagen volksthümlichste Vertreter des alten Ritterthums, seit Göthe durch sein Drama „Götz von Berlichingen" ihn dem Herzen des deutschen Volkes wieder so traulich nahe gebracht hat. Sein offenes, treues Gemüth, sein einfaches, biederes Wesen, seine Kühnheit und Tapferkeit in jeder Gefahr zeigt uns einen ächt deutschen Mann von altem Schrot und Korn, den wir lieben und achten müssen, wenn wir auch nach unseren Anschauungen und Begriffen die Wege, die er wandelte, nicht immer gut heißen mögen. Das Leben dieses Mannes fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, in eine Zeit, wo das Mittelalter mit der werdenden Neuzeit im Kampfe lag, wo bei dem Zerfall der Kaiserlichen Gewalt des Mittelalters das alte Ritterwesen um seine Freiheit und sein Bestehen rang mit der aufstrebenden Für-

Digitized by Google

stenmacht, welche die Macht der Kleinen zu verschlingen und eine neue Ordnung zu begründen suchte. Götz war seinem ganzen Denken und Streben nach noch ein Vertreter der alten Zeit, und in diesen Kämpfen hat er in seinem ächtdeutschen Wesen all die Tugenden bewährt, welche eine Zierde des Ritterwesens der besten Zeit des Mittelalters gewesen sind.

Wir wollen über das Leben dieses merkwürdigen Mannes Einiges berichten, und zwar uns bei der Erzählung seiner Kämpfe und Abenteuer möglichst an seine eigene Darstellung in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung halten, weil aus dieser Geist und Sinn des Mannes am besten zu erkennen ist. Der alte Kämpe hat nämlich in den letzten Jahren seines Lebens, wo er zu müßiger Ruhe gezwungen war, mit großer Wahrheitsliebe seine Thaten selbst beschrieben, „seinen Nachkommen zu Ehren und Gutem und um seinen Mißgönnern, welche aus Haß und Neid oder vielleicht aus Unwissenheit seine Handlungen zum Aergsten oder Uebelsten auslegen möchten, zu begegnen."

Götz (Gottfried) von Berlichingen war im Jahr 1481 zu Jarthausen, einem Schlosse an der Jart in dem ehemaligen fränkischen Kreise, geboren und gehörte einem alten fränkischen Geschlechte an, das seine Besitzungen um den Odenwald herum hatte. Sein Vater war Kilian von Berlichingen, seine Mutter eine Freiin von Thüngen. Der junge Götz verrieth früh die Fähigkeiten, die ihn in der Folge auszeichneten, und die Knechte und Mägde des Schlosses wußten viel von den ersten Proben seiner Herzhaftigkeit, Entschlossenheit und Vorliebe zum Kriegshandwerke zu erzählen. Kaum 9 Jahre alt, bestürmte er seine Mutter mit Bitten, „ihn in die Fremde zu lassen, damit er auch in derselben etwas lernen möge." Er ward daher nach Niedernhall gebracht zu einem Verwandten, Kunz von Neuenstein, um in der dortigen Schule in die Wissenschaften eingeführt zu werden. Da jedoch der Knabe „nicht viel Lust zur Schule, wohl aber zu Pferden und Reiterei trug und sich dabei finden ließ", so kam er nach Verlauf eines Jahres zu seinem Vetter Konrad von Berlichingen, Ritter und Rath des Markgrafen Friedrich IV. zu Anspach (Onolzbach), damit er diesem als Knappe diene. Konrad von Berlichingen besaß als tüchtiger Geschäftsmann das Vertrauen seines Fürsten und wurde von diesem zu den wichtigsten Diensten verwendet: namentlich vertrat er oft die Stelle seines Herrn auf den Reichstagen. Merkwürdig, daß Götz seinen ersten Ritt in die Welt mit dem Vetter auf den Reichstag nach Worms (1495) machte, wo für das heilige römische Reich der ewige Landfriede beschlossen und das Reichskammergericht in Wirksamkeit gesetzt wurde, Einrichtungen, um welche sich Götz sein ganzes Leben lang wenig gekümmert hat. Götz verlor den trefflichen Führer seiner Jugend nur zu bald, noch ehe er von demselben zu den Geschäften des Staatsmannes hatte erzogen werden können; er hatte bisher in den 3 Jahren seines Dienstes nur die ersten Verrichtungen des Knappenstandes kennen gelernt und nur die glänzende Außenseite ritterlichen Treibens gesehen, wodurch er in seiner Neigung zum Waffenhandwerke bestärkt ward. Wäre er länger an der Seite jenes Mannes, dem zwar die Freiheit, aber auch Gesetz und Ordnung heilig war, geblieben, sein Leben hätte vielleicht eine ganz andere Richtung genommen.

Götz trat jetzt an dem Hofe des Markgrafen von Anspach als Knappe ein. In dieser Eigenschaft machte er als 16jähriger Krieger seinen ersten Feldzug, im Heere des Kaisers Maximilian gegen Frankreich, in dem er sich als einen muthigen Jüngling von männlicher Geistesgegenwart zeigte. Gestählter und mit größerem Selbstvertrauen, als er ausgezogen war, kehrte er nach Anspach an den Hof zurück, wo er unter seinen zahlreichen jugendlichen Genossen, welche dort zum Waffen- und zum Hofdienste erzogen wurden, an Muth und Uebermuth der Letzte nicht war. Es lag diesen jungen Edelknaben ob, „Ihrer fürstlichen Gnaden, wann sie speisen wollten, aufzuwarten." Da geschah es einst, wo Götz den Dienst bei Tische hatte, daß er sich an der für die Junghernen zurechtgemachten Tafel neben einem Polen zum Essen niedersetzte, der sein Haar, damit es fein glatt bliebe, mit Eiweiß gepicht hatte. „Zu allem Glück", erzählt Götz in seiner

Digitized by Google

Biographie, „hatte ich einen großen welschen Rock an, und wie ich denn neben ebenbemeldetem Polacken herausspringe und mit meinem Rock ein weniges fein hübsches Haar verwirre und verwische, versehe ich mich noch im Springen, daß er mit einem Brodmesser nach mir sticht, jedoch meiner fehlt, was mich nicht unbillig zu Zorn bewegt, so daß ich, wiewohl ich einen langen und kurzen Degen bei mir hatte, doch nur den kürzeren nahm und ihm um den Kopf schlug, nichts destoweniger aber sofort meinem Dienste nachging und auch des Nachts im Schlosse blieb, wie es Brauch war." Dieser Verstoß gegen die Hofgesetze forderte Bestrafung, und obgleich der Markgraf und seine Söhne dem jungen Verlichingen gewogen waren und die letzteren sich bemühten, ihm Verzeihung zu erwirken, so mußte doch der alte Markgraf, wollte er ein gutes Weib und die jungen Herren eine gnädige Mutter haben, seiner Gemahlin, einer Tochter des polnischen Königs Kasimir, zusagen, daß er Götzen wolle mit dem Thurm strafen. Doch gelang es den jungen Markgrafen, daß er schon nach ¼ Stunde wieder herausgelassen wurde; eine gleiche Bestrafung des Polacken aber, welche die Gönner Götzens forderten, ward nicht durchgesetzt.

Dagegen fand Götz bald Gelegenheit, sich an dem Polen, dem Schützling der Markgräfin, zu rächen. Ungefähr ein Vierteljahr nachher begab sich's, daß ein anderer Polacke und ein junger von Vollmershausen, Götzens Freund, sich mit der Stechstange übten; beide erboßten, griffen zur Wehr, und Götz warf sich dem unvorgesehenen Stoße des Polacken, der seinem Freunde gefährlich gewesen wäre, mit der Drohung entgegen: stößt du, so will ich dich über den Kopf hauen, daß dich die Pest ankomme! „Und wie er so den Stoß nicht vollführen konnte, ich aber zurücktrete und mich in Züchten halten will, denn es war mir vordem übel mit dem andern polnischen Lecker ergangen: läuft eben dieser, den ich damals am Hofe geschlagen, allein daher und will sich an mir rächen. Ich war eben auch allein, so daß wir fein Raum hatten, und auch er hatte keinen Gesellen bei sich, wie ich keinen bei mir, weßhalb ich nicht lange säumte, sondern auf ihn einrückte, ihn hinter sich trieb und in die Flucht warf, so daß er in des Herzogs von Lithauen, deß Diener er war, seine Herberg lief und entkam, sonst wollte ich ihm wieder einen oder etliche Streiche gegeben haben. Es ward aber dabei das Geschrei so groß, daß ich glaube, es haben hundert Menschen in den Fenstern und auf dem Markt zugesehen."

Götz hatte sich durch Muth, Geistesgegenwart und kriegerische Geschicklichkeit bisher so ausgezeichnet, daß der Markgraf ihn sich zum Leibjunker auswählte, als er 1499 dem Kaiser Hülfstruppen in den Schweizerkrieg zuführen wollte. Wer war froher als Götz, sich mit Helm und Speer bewaffnet zu sehen. „Auf seinem Helm war eine große Feder, die war weiß und schwarz und stand stracks über sich; und wo er im Dienste hinter seinem Herrn ritt, da trug er einen großen Spieß mit den Farben von Hohenzollern, weiß und schwarz bemalt, sammt einem großen Fahnen dran, der war auch weiß und schwarz." Der Feldzug fiel für das deutsche Heer wegen seiner schlechten Ordnung und Zusammensetzung unglücklich aus; doch erinnert sich Götz noch in seinen alten Tagen mit Freuden eines Gesprächs, das der Kaiser mit ihm, dem Knappen, geführt. Zu Konstanz war der Kaiser zu seinem Heere gestoßen. Götz, der ihn auf etlichen Reichstagen gesehen, erkannte ihn an seinen Gesichtszügen, denn durch seinen Anzug war er nicht kenntlich. „Er hatte ein kleines grünes altes Röcklein an und ein grünes Stutzkäpplein und einen großen grünen Hut darüber, daß ihn keiner für einen Kaiser gefangen oder angesehen hätte." Man stellte am frühen Morgen das Heer in Schlachtordnung, um die Schweizer im Schwaderloch anzugreifen. Wie er nun vor den Reihen gerüstet hielt, umgeben von mehreren Fürsten und Kriegsobersten, unter denen auch Markgraf Friedrich, so ersah er den Götz hinter seinem Herren halten mit seinem hohen, weißen und schwarzen Federbusch und dem großen Spieß mit der Fahne, und ritt hin zu ihm und fragte, wem er zustehe. Dieser antwortete: meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem Markgraf Friedrichen. Da hebt der König an und spricht: du hast einen

Digitized by Google

langen Spieß und einen großen Fahnen dran, reit mit dorthin zu jenem Haufen, bis daß die Reichsfahne mit dem Adler von Konstanz herauskömmt. Das that ich, erzählt Götz, dieweil ich den Kaiser kannte, und kam also neben Schenk Christoph von Limburg, neben dem hielt ich mit der Fahne, und währte dies ungefähr eine halbe Stunde, bis man Schenken Chr. v. Limburg den Adler der Reichsfahne in die Hand gab. Das war aber das erste und letztemal, daß ich im Felde den Reichsadler fliegen sah.

Mit dem Jahre 1500, wo er in einem Alter von 19 Jahren zum Manne herangereift ist, entscheidet Götz über seine künftige Lebensbahn. Statt Fürstengunst, Belohnung und Lebensgemächlichkeit im Hofdienste eines Großen wählt er das freie Leben eines Ritters mit seinen Gefahren und Mühen. Er verließ den Dienst des Markgrafen und legte zu Jarthausen den Harnisch an (sein Vater war schon während des erwähnten französischen Krieges gestorben); von jetzt an ist sein Leben ein steter Wechsel von gefährlichen Ritten und Strapazen, wilden Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Von Ehrgeiz getrieben und erfüllt von dem enthusiastischen Gefühle für Freiheit, für altdeutsche Sitte, Recht und gegebenes Wort, kämpft er rastlos auf eigene Faust, ohne Rücksicht auf die Anordnungen des Staates, für seine Selbstständigkeit, übt er Vergeltung und Rache, unterstützt seine gleichgesinnten Freunde, wirft sich auf zum Beschützer der Beleidigten und Bedrängten.

Den ersten Ritt, welchen Götz als selbständiger Ritter unternahm, machte er zugleich mit seinem Bruder Philipp im Bunde mit Hans von Massenbach, genannt Thalaker, von Börstel, der gleich Götz ein kriegerisches Leben den Ergötzungen an Fürstenhöfen vorzog und damals des Herzogs von Würtemberg Feind war. Sie versprachen ihm „mit drei Pferden ein Reis zu dienen." Sechs Reiter bildeten das ganze Kriegsheer gegen den mächtigen Gegner; aber im kleinen Krieg thaten sie durch Wegelagerung den Würtembergischen empfindlichen Schaden. Sie überraschten 11 Würtembergische Bauern im Walde bei Heilbronn, durchstreiften die Landstraße bis hart an die Thorschranken dieser Reichsstadt und schleppten Würtembergische Unterthanen, die den Wochenmarkt daselbst besuchten, mit sich hinweg.

Noch zwei Jahre stand Götz in Verbindung mit Thalaker, der sein Wesen immer ärger trieb, so daß zuletzt der ganze schwäbische Bund sich gegen ihn bewaffnete. Da hielt es Götzens Oheim, Neidhart von Thüngen, für räthlich, den jungen Neffen von der gefährlichen Verbindung dieses losen Gefährten abzuziehen, „denn er befürchtete, Götz möchte, indem er des Thalakers Reitern anhinge, einmal darüber aufschnappen (umkommen)." Durch das Versprechen eines Pferdes lockte er den jungen Kämpen zu sich nach Sottenberg im Frankenland und vermochte ihn durch eindringliches Zureden, daß er sich von Thalaker lossagte. Götz hatte das nicht zu bereuen; denn kurze Zeit nachher wurde ihm der Schauplatz größerer und schönerer Ehre, als er sich bei den Wegelagerungen Thalakers erwerben konnte, in einem Kriege des Markgrafen Friedrich gegen Nürnberg eröffnet (1502). In einer Schlacht vor den Thoren Nürnbergs zeichnete er sich so durch Muth und kluge Geistesgegenwart aus, daß durch sein Bemühen vorzüglich der Sieg gewonnen und ihm volles Lob öffentlich von seinen Oberen gezollt wurde. So erzählt Götz noch in seinen alten Tagen mit Wohlgefallen von einem Gespräche, das der Anführer in jener Schlacht, Paul von Absberg, im Beisein der besten und geschicktesten Ritter im Frankenlande mit Herrn Georg v. Rosenberg gepflogen. Als Rosenberg gesagt: „mein gnädiger Herr, der Markgraf, hat gute und willige Leute gehabt an jenem Tag, und wo man willige Leute hat, da kann man etwas ausrichten", antwortete Paulus von Stendan darauf: „Freilich hat mein gnädiger Herr willige Leute gehabt, es sind aber da zwei Berlichingen (Götz und sein Bruder Philipp) gewesen, deren ich nie zwei williger gesehen." Ich glaube übrigens noch jetzt nicht, fügt Götz hinzu, daß Herr Paulus v. Absberg gewußt hat, daß ich in der Stube dabei gewesen. Eine solche Besoldung war mir und meinem Bruder sel. lieber, als

Digitized by Google

hätte uns der Markgraf 2000 Gulden geschenkt, wiewohl wir wahrlich arme Gesellen waren.

Götz hatte von 4 Pferden, welche er dem Treffen zugeführt, als er heimkehren wollte, nur noch eins, und zwar das schlechteste; aber die Oberſten des Markgrafen boten ihm ihre Leibrosse zum Heimzug dar, und so kam er wieder zum Oheim gen Sottenberg, dem er derweil diente. Als er bald darauf einmal mit seinem Oheim vom Sottenberg herabgeritten war, bot sich ihm ein absonderlicher Kampf dar, den er in seiner Lebensbeschreibung „die Affenreuterey" überschrieben hat.

Ein Reiter des Amtmanns zu Solleck, der Aff genannt, hatte ihn, den Junker, zu Hammelburg in der Herberge, des süßen Weines voll und „mit viel Wind in der Nase" gehöhnt und Götz ihm gesagt: Wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht sei. Jetzt sah Götz den Affen und seinen Herrn bei dem Dorfe Obereschenbach am Gehölze halten. Sogleich sprengte er, seine Armbrust spannend, den Berg hinan auf sie los. Der Herr entwischte; auch der Aff begab sich auf die Flucht und wurde von Götz verfolgt. „Wie ich denn an ihn kam, mußte er durch einen tiefen Hohlweg dem Dorfe zu, und hatte ich noch weit bis zur Stelle, da der Hohlweg begann, ließ ihn daher in letzteren einreiten, und schoß ihn, jedoch über den Rücken weg. Nun wollt' ich zwar die Armbrust wohl wieder aufgebracht haben, dachte aber, er wird deiner nicht warten, weil auch er einen Pfeil auf der Armbrust hat: ließ es also, zumal ich keinen Menschen bei mir hatte, bleiben, und rannte ihm entlang des Hohlwegs nach. Da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufbrachte, wartete er meiner vor dem Thor, bis ich schier an ihn kam; dann schoß er her und schoß mich vorn auf den Krebs (Brustharnisch), daß der Pfeil zu Splittern ging, die mir über den Kopf hinausſprangen; ich aber werfe ihm zunächst meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, und, flugs mit dem Schwert heraus, renne ich ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde liegt. Aber er kam allemal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich also mit ihm im Dorf herum renne, steht da ein Bauer, der hat eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, — ich aber an ihn, ehe er noch zum Schuß kommt, und schlag' ihm den Pfeil von der Armbrust; hielt aber bei ihm, stieß das Schwert wieder ein und redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich stünde Herrn Neidhart von Thüngen zu, und wäre auch gut Fuldaisch. Indessen aber kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinſpießen, Haud-, Wurf- und Holzbeilen und Steinen, und umringten mich und bedrohten mich mit Werfen und Schlagen, daß mir die Beile und Steine um den Kopf flogen, und mich bedünkte, es rühre mir schon an die Pickelhaube. Einer aber kam daher mit einem Schweinſpieß; auf den renne ich zu, und indem ich eben das Schwert wieder gewinne, schlägt der Bauer her und trifft mich auf den Arm, daß ich denke, er hat mir den Arm entzwei geschlagen; wie ich aber nach ihm steche, fällt er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte, mich nach ihm zu bücken, in Summa: ich brach durch. Doch lief mir noch ein Bauer nach, der hatte ein Holzbeil, aber ich traf ihn, daß er neben an den Zaun fiel. Da wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn gar angestrengt, und ward mir schon Angſt, wie ich zum Thore hinauskommen möchte; auch war, wie ich demſelben zueile, gleich Einer da, der wollte das Thor zuſchlagen; aber ich kam doch hinaus, ehe er's zuſchlug. Und wie ich ein Weniges vor das Thor hinausgekommen, war auch der Aff schon wieder da und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich, und schrie: hier! hier! hier! und so schoß er wieder nach mir, daß ich den Pfeil sah auf die Erde prallen. Ich aber gleich wieder mit dem Schwert an ihn, und jage sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, aber ich ritt davon und Herrn Neidharten zu, der weit draußen auf dem Felde hielt. Wir sahen allenthalben den Bauern nach, aber es wollte keiner mehr an mich kommen. Als ich fast bei Neidharten war, rennt ein Bauer mit

Digitized by Google

dem Pflug daher und dem Sturm nach; den überfiel und fing ich, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie dem Affen, als er mich, wie vorgemeldet, schoß, nachgeworfen, hatte aber nicht so viel Weile, wieder nach ihr zu langen, sondern mußte sie im Weg liegen lassen." Das war die Geschichte von der Affenreuterey, welche vielleicht der Grund war, weßhalb sich unser 22jähriger Ritter in der nächsten Zeit von seinem Oheim trennte; denn wir sehen ihn und seinen Bruder Philipp bald wieder mit Thalafer und seinen Reitern Gefahr und Beute theilen. Doch war ihnen das Glück nicht immer günstig. Einmal lagen sie erfolglos ihren Feinden auflauernd, 14 Tage lang in den Hölzern und nährten sich von Brod und Käse, was ihnen ihre Freunde zukommen ließen.

Ohne uns weiter bei solchen abenteuerlichen Unternehmungen aufzuhalten, wollen wir zu dem für unseren Ritter so verhängnißvollen Bairischen Krieg im Jahre 1504 übergehen, welcher um die Lande des jüngst verstorbenen Herzogs Georg von Baiern-Landshut geführt wurde. Dieser hatte in einem Testamente den Hausverträgen zuwider, zum Nachtheil seiner Vettern, der Herzoge von Baiern-München, seinen Schwiegersohn Ruprecht, Sohn des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, zu seinem Erben eingesetzt, und letzterer hatte schon begonnen, mit bewaffneter Hand sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Da bietet der Kaiser Max gegen den Geächteten zu Gunsten der Herzöge von Baiern ein Reichsheer auf, zu welchem auch der Markgraf von Anspach sein Contingent stoßen ließ. In dem markgräflichen Heere befand sich auch Götz von Berlichingen, und er war überall ungerufen zu sehen, wo eine Gefahr zu bestehen und Ehre zu ernten war. Endlich kam man vor Landshut an, um den Herzog Ruprecht, der sich in der Stadt festgesetzt hatte, darin zu belagern. Täglich geschahen blutige Angriffe auf die Stadt, bei denen Götz sich durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit bei Freund und Feind Ruhm und Achtung erwarb. Eines Tages aber, wo die Belagerten einen Ausfall machten und die Nürnberger, auf Seiten des kaiserlichen Heeres, in der Hitze des Kampfes ihre Feldschlangen ohne Rücksicht auf ihre Freunde in das dichteste Handgemenge gerichtet hatten, ward Götz, der tief im Gefechte war, durch eine Kugel getroffen. Sie schlug ihm den Schwertknopf entzwei, daß ihm der halbe Theil davon in den rechten Arm flog und drei Armschienen traf. „Und schlug sich dieses Stück Schwertknopf so in die Armschienen, daß man es nicht mehr sehen konnte, und es mich wundert, dadurch nicht vom Gaul geworfen worden zu sein, denn die Armschienen blieben ganz und nur ihre Ecken standen, weil sich jene gebogen, etwas nach außen. Der Schwertknopf aber stack, wie gemeldet, in den Armschienen drinnen. Der andere Theil des Knopfs jedoch und die Stangen am Schwertheft waren zwar nicht entzwei, hatten sich aber gebogen, so daß mich täuschte, die Stange und der andere Theil vom Knopf hätte mir zwischen dem Harnisch und dem Armzeug die Hand abgeschlagen, und wäre mir nun der Arm hinten und vorn zerschmettert. Und wie ich darnach sehe, hängt mir die Hand noch ein wenig an der Haut und liegt der Spieß dem Gaul unter den Füßen." Der nämliche Schuß streckte seinen Gegner, Fabian von Walldorf, mit dem er eben kämpfte, todt zur Erde. Götz lenkte kaltblütig sein Pferd um und kam ungefangen von den Feinden hinweg zu seinem Haufen. Ein alter Lanzknecht führte ihn in's Lager. Dort löste der Arzt dem Tapfern die zerschmetterte Hand vom Arm, damit dem Brande vorgebeugt werde.

Am andern Tage in der Morgenkühle fuhr man den Verwundeten aus dem Lager, um ihn in die Herberge seines Vetters, Sigmund von Thüngen, zu bringen. Unterwegs aber stieß Christoph von Giech auf sie, ein Jugendgenosse von Götz, aber jetzt auf Seiten der Gegner, der während der Nacht mit seinen Reitern Wache gethan hatte; dieser ließ, ohne erkannt zu sein, seinen Jugendgenossen in seine Herberge nach Landshut bringen. Götz wähnte, in seines Vetters Herberge abzusteigen und ward rührend überrascht, als ihm der treue

Digitized by Google

Freund seiner Jugend als Bewohner des Hauses entgegentrat und ihm seine ganze Habe zu Gebot stellte.

Das Unglück Berlichingens ward bedauert von Freund und Feind. Hohe und Niedere kamen, um nach ihm zu sehen, so daß er zwei, drei Tage keine Ruhe hatte und „es gleich einer Wallfahrt zu ihm war." Selbst Herzog Ruprecht, gegen den er gedient, ließ ihm sein Mitleid bezeigen und kund thun, daß er ihn besuchen wolle. Da aber kam wieder Botschaft; die rothe Ruhr hatte den Herzog hinweggerafft, und sie raffte auch nebst vielen Andern zu seinem nicht geringen Schmerze Christoph von Giech hin, der ihm in so edler Weise seine Freundschaft bewiesen hatte.

Götz lag noch Monate lang in Landshut. „Was ich derzeit für Schmerzen erlitten habe, kann ein Jeglicher wohl erachten, und war das meine Bitte, so ich zu Gott that: wenn ich in seiner göttlichen Gnad wäre, so sollte er im Namen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann. Doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich irgend von meinem Vater sel. und alten Pfalzgräflichen und Hohenlohischen Knechten gehört hatte, der hätte auch nicht mehr denn eine Hand gehabt und doch eben so gute Dinge gegen den Feind im Felde ausrichten können, als ein Anderer. Der lag mir im Sinn, daß ich Gott anrief und gedachte: wenn ich auch zwölf Hände hätte, und seine göttliche Gnad' und Hilfe wollte mir nicht wohl, so wäre doch alles umsonst; derohalben ich auch vermeinte, wenn ich auch nicht mehr denn ein wenig einen Behelf hätte, es wäre gleich eine eiserne Hand, oder was es wäre, so wollt' ich dennoch mit Gottes Gnad' und Hülf' im Feld so gut sein, als irgend ein unverstümmelter Mensch. — Und nachdem ich nun schier 60 Jahre mit einer Faust Krieg, Fehden und Händel gehabt, kann ich anders nicht finden und sagen, denn daß der allmächtige, ewige und barmherzige Gott wunderbarlich und mit großen Gnaden bei und mit mir in allen meinen Kriegen, Fehden und Fährlichkeiten gewesen."

Nachdem endlich Götz um Fastnacht 1505 völlig genesen war, zog er gen Jarthausen, mit einer künstlich gearbeiteten eisernen Hand versehen. Berlichingens eiserne Hand wird noch von seinen Nachkommen aufbewahrt. Sie ist ganz von Eisen und einem Panzerhandschuh ähnlich, jedes Fingergelenk hat eine Feder, durch die es auf und zuspringt, und die sämmtlich durch einen großen Knopf zusammengehalten werden.

Bald nach seiner Rückkehr ging Götz seine erste Ehe ein mit einer Tochter Reinhards von Sarenheim; doch vermochten diese zarten Bande nicht den kriegslustigen, nach Abenteuern begierigen Mann für lange Zeit auf seiner Veste zurückzuhalten. Wir übergehen übrigens die kleineren Fehden, in welche er in der nächsten Zeit verstrickt war, und springen sogleich über zu dem Jahre 1509, wo Götz mit der Stadt Köln in Fehde gerieth.

Ein Bürger von Stuttgart, der Schneidermeister Hans Sindelfinger, hatte zu Köln bei einem Zielschießen den ersten Preis gewonnen, 100 Gulden; aber die von Köln hatten ihn darum betrogen und ließen ihn mit leeren Händen nach Hause ziehen. Die Hofleute des Herzogs Ulrich von Würtemberg nun suchten ihm zu seinem Rechte zu verhelfen und sprachen auch Götz von Berlichingen um seine Mitwirkung an. Der nahm sich auch des Betrogenen an und ward denen von Köln feind. Er zog mit einer geworbenen Mannschaft aus, um den Kölnern ihre Frachten und Kaufleute aufzufangen. Auf der Kölner Straße, die von Frankfurt aus über Königstein und Limburg mitten durch das heutige Nassau führt, hielt er 9 schwerbeladene Kölnische Frachtwagen an; weil aber seine und seiner Gehülfen Besitzungen zu fern lagen und er des alten kranken Philipp von Kronberg, der ihm seine Veste geöffnet, und des Grafen von Königstein schonen wollte, so ließ er die 9 Wagen wieder weiter ziehen. Kurz vorher aber hatte er zwei Kölnische Kaufleute, Vater und Sohn, so nach Leipzig in die Messe zogen, niedergeworfen und als Gefangene nach Jarthausen geführt. Da baten sie ihn, er möge Einen von ihnen die Reise nach Leipzig fortsetzen

Digitized by Google

lassen, wo sie ihre Güter und Waaren hätten, damit er nach Verkauf der Waare das Lösegeld zahlen könne. Götz entließ den Vater, weil der Sohn die Gefangenschaft besser ertragen könne, und nahm ihm das eidliche Versprechen ab, daß er nach beendigter Messe wieder kommen wolle. Ein Knappe Berlichingens sollte ihn in Bamberg erwarten und nach Jarthausen geleiten. Aber der Kaufmann brach seinen Eid und verrieth den Knappen an den Bischof von Bamberg.

Mit Köln söhnte sich Berlichingen durch Vermittelung des guten Grafen von Königstein auf einem Tage zu Frankfurt wieder aus, aber er war durch seine Feindschaft mit dieser Stadt zugleich in vier andere Fehden verwickelt worden, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Doch wollen wir von diesen blos die mit dem Bischof von Bamberg hervorheben, der ihm, wie oben gemeldet, den Buben zurückgehalten. Götz wollte durch einen wohlberechneten Streich den Bischof zur Genugthuung zwingen. „Ich erfuhr, schreibt er, daß der Bischof von Bamberg gen Göppingen zu dem Sauerbrunnen Wildbad geritten war und gegen den reißenden Stein baden wollte. Da hatt' ich es gut mit ihm im Sinn und wollt' ihm das Bad gesegnen und austreiben; beschickt' und bewarb mich auch schon zum Handel und befahl Einem, dem ich absonderlich vertraute und nichts vorenthielt, und der sich auch dünkte, aller Reiter Mutter zu sein, er solle mir etliche Pferde werben, wie er auch that. Aber als ihn derjenige, bei dem er geworben, gefragt: wer ist der, für den du wirbst, und wem gilts? eröffnete er ihm allen meinen Anschlag und nannte vielleicht den Bischof von Bamberg selbst, was nicht redlich von ihm war. Und wiewohl ihm derjenige, den er geworben, zugesagt, er wolle mir dienen, so ritt dieser, den er gewonnen und dem er alle Dinge gesagt und vertraut, alles dessen ungeachtet zu dem Bischof gen Göppingen und warnt' ihn, daß ich nichts mehr konnte ausrichten und all mein Anschlag verderbt und verloren war." Bald darauf aber warf Götz dem Bischof einen Bundesrath und einen einspännigen Reiter nieder, wodurch sein Bube wieder ledig gemacht und von Herzog Ulrich von Würtemberg ein Frieden zwischen ihm und dem Bischof aufgerichtet und die Sache verglichen ward.

Zu der Zeit, wo Götz mit den Kölnern in Fehde lag, kam er auch noch zufällig in einen andern Handel mit dem Bischof von Bamberg. Er zog nämlich von ungefähr vom Westerwalde herauf, wo er wahrscheinlich Kölnischen Kaufleuten aufgelauert, und gelangte sehr müde, nachdem er in 16 Tagen nicht zwei Nächte hinter einander geruht, unweit des Mains in eine Burg seines Vetters Eustachius von Thüngen, der gerade damals dem Bischof von Bamberg feind war. Das Schloß lag voll wehrhafter Ritter und Knechte, denn der Vetter hatte eben einen Anschlag gegen den Bischof vor. Götz vergaß seine Müdigkeit, versprach seine Mitwirkung und trieb noch selbst mit Eifer zur sofortigen Ausführung des Vorhabens. Um Mitternacht brach der Haufen auf, Götz stets unter den Vordersten; er war die Seele der Unternehmung. Man setzte durch eine Furth glücklich über den Main und nahm zwei Bambergische Schiffe, obgleich sie von einer zahlreichen bewaffneten Mannschaft besetzt waren. Sechzehn Wagen beluden sie mit allerlei Waaren und führten sie noch dieselbe Nacht hinauf zum Reussenstein.

Man kann sich denken, daß der Bischof dem Berlichingen nach solchen Vorkommnissen nicht hold war. Das dachte auch Götz, als er einst in Heidelberg mit ihm zusammentraf. Im Jahre 1511 nämlich feierte der Churfürst und Pfalzgraf Ludwig zu Heidelberg seine Vermählung mit der Schwester Herzogs Wilhelm von Baiern, und außer manchen Fürsten und Herren ritten auch viele junge Gesellen von Adel aus der Nachbarschaft, unter ihnen auch Götz von Berlichingen, zur Hochzeit, „ein armer Hause, Einer hatte ein Kleid an wie der Andere, das war nicht köstlich, weder Seide noch Sammt." Da geschah es dann, daß Götz und sein Schwager, Martin von Sickingen, in die Herberge zum Hirsch die Stiege hinaufgingen, und zwar Sickingen voran; „und wann man schier hinaufgekommen über die Stiege, da ist ein eisernes Geländer-

Digitized by Google

lein, daran stand der Bischof von Bamberg, gab meinem Schwager Martin die Hand, und gab sie auch mir. Und wie er mir sie gegeben, ging ich hin zu Graf Ludwig von Hanau, der zunächst dabei stand und mir ein gnädiger junger Herr war, und sagte zu ihm: der Bischof hat mir die Hand gegeben, ich glaube, er hat mich nicht gekannt, er hätte mir sie sonst nicht gegeben u. dgl. Solches hat nun, wie ich dafür achte, der Bischof gehört, denn ich rede laut; und ging er also wieder her zu mir und sagte: wohl hätte er mich nicht gekannt, als er mir die Hand gegeben. Da entgegnete ich: Herr, ich habe wohl gedacht, ihr habt mich nicht gekannt, drum habt auch anmit eure Hand wieder. Da lief das Männlein von mir hinein in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und Bischof Lorenz von Würzburg, beide meine gnädigste und gnädige Herrn, und war roth am Hals wie ein Krebs, so zornig war er darob, daß er mir die Hand gegeben, denn er wußte wohl, daß ich meinem Vetter Eustachius von Thüngen gedient, als ihm dieser die Schiffe auf dem Main niederwarf, auch hätte ich selbst zuvor zwei Händel mit ihm gehabt, die übrigens damals schon gerichtet und vertragen waren."

Diese feindliche Gesinnung zwischen dem Ritter und dem Bischof blieb auch in der Folge bestehen, und Götz bemühte sich, wo er konnte, dem Bischof seine Gesinnung zu bekunden. „Dachte, schreibt er gleich darauf in seiner Lebensbeschreibung, du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg, haben."

Im Jahr 1512 verwickelte sich Berlichingen in eine Fehde mit der mächtigen Reichsstadt Nürnberg, welche sich bis in's Jahr 1514 hinzog und den Ritter in große Gefahr brachte. Die Veranlassung zu der Fehde war folgende. Die von Nürnberg hatten einen Junker Jörg von Geislingen, einen Freund Berlichingens, der sich kurz zuvor in seine Dienste versprochen, auf der Jagd überfallen und ermordet, und einen Jugendfreund Berlichingens, den Junker Fritz von Lidwach heimlicherweise gefangen und weggeführt. Obgleich nun durch solche Unthaten der ganze Adelstand beleidigt war und die Verwandten der Ueberfallenen nach Hülfe und Rache schrieen, so war doch keiner da, „der der Katze die Schelle angehängt oder die Sache angegriffen hätte, außer dem armen getreuherzigen Götz von Berlichingen; der nahm sich beider an." Götz fand sich nicht allein in seiner eigenen Person durch die übermüthigen Städter verletzt, sondern er hielt es auch für seine Pflicht, den gemordeten Freund zu rächen, den Gefangenen aus seiner Haft zu befreien außerdem jedoch mag die Aussicht auf die Beute, welche in dem Streit mit der reichen Handelsstadt zu erringen war, auch das Ihrige zur Aufnahme dieser Fehde beigetragen haben; und diese Aussicht schaffte ihm eine Menge Bundesgenossen und Helfer zu Roß und zu Fuß. Sein bedeutendster Bundesgenosse war Hans von Selbi, der Ritter mit einem Bein. Rastlos bald hier und bald dort, verlegten sie den Nürnbergern alle Wege und Straßen, hoben ihre Wagenzüge auf, fingen ihre Kaufleute, die sich durch hohes Lösegeld die Freiheit wieder erkaufen mußten, sie plünderten, brandschatzten und verwüsteten bis vor die Thore der Stadt. Auch brannte Götz mit Hans von Selbig das Schloß und Städtchen Filseck aus, das dem Bischof von Bamberg gehörte, „also daß der Handel zwei Kappen trug."

Da gab es denn lautes Schreien und Klagen, und zwei Nürnberger Kaufleute, denen Götz und Selbig ihre Frachtwagen aufgehoben, eilten nach Augsburg, wo damals der Kaiser Max gerade einen Reichstag hielt, warfen sich ihm zu Füßen und klagten ihr Leid, wie Götz von Berlichingen und Hans von Selbig sie zu armen Leuten gemacht hätten. Da rief der Kaiser: „Heiliger Gott, heiliger Gott! was ist das? Der Eine hat eine Hand, so hat der Andre ein Bein; wenn sie denn zwo Hände hätten und zween Beine, wie wolltet ihr dann thun?" Dem Kaiser kam wohl Aerger an über die Unordnung im Reich, zugleich aber gedachte er auch mit Unwillen der Eigensucht der Reichsstädte und Fürsten, die nur ihren eigenen Vortheil stets kleinlich strebend im Auge hatten, für das gemeine Wohl des Reichs aber nie etwas übrig hatten. „Wie geht's

Digitized by Google

zu! rief er, wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, so soll man das ganze Reich aufmahnen und soviel zu schicken haben; wenn aber Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich viel gelegen, da es ein Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anderes betrifft, so kann euch niemand daherbringen."

Der ritterliche Kaiser — man nannte ihn ja den letzten Ritter — war dem kühnen Ritter mit der einen Hand gewogen, doch forderten die Gesetze des Reichs, daß er einschritt. „In Summa Summarum, sagt Götz, das Reich verordnete 400 Pferde gegen mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knechte; ich und mein Bruder kamen in die Acht und Aberacht; in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in der Luft, die sollten mich fressen, und ward uns alles genommen, was wir hatten, so daß wir nicht einen Fuß breit mehr behielten."

„Da war kein Feierns mehr!" Sie mußten fort von Haus und Hof und trieben sich unstät und flüchtig umher in Wäldern und fremden Burgen, nur von wenig Getreuen begleitet; doch wollte das Glück sie auch verlassen, der Muth verließ sie nicht. Götz that mit seinen Gesellen dem Feinde durch manchen kühnen Anschlag Abbruch nach wie vor, bald hier bald dort, so daß die Nürnberger, zumal da die Hülfe des Reichs säumig zusammenkam, der steten Plackereien müde wurden und auch der Kaiser mehrmals Commissarien schickte, um sie mit Götz auszusöhnen. Dadurch erlitt Götz, wie er sagt, mehr als 200,000 Gulden Schaden, da er aus Respect vor seinem allergnädigsten Kaiser zu solchen Zeiten Ruhe hielt und seine Anschläge, wodurch er denen von Nürnberg ihre Habe abzunehmen gedachte, aufgab. In dieser Weise wurde ihm einst ein Anschlag vereitelt, wo er denen von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, ja den Bürgermeister selbst sammt seiner großen goldenen Kette am Hals und dem Kürasbengel in der Hand, auch alle ihre Reisigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hülfe wollte geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben. Endlich im Jahr 1514 um Pfingsten brachten die kaiserlichen Commissarien zu Würzburg einen Vergleich zu Stande; Götz zahlte 14,000 Gulden Entschädigung und ward nebst seinem Bruder und seinen Helfern der Acht und Aberacht ledig. Götz sagt: „Wollte ich einen gnädigen Kaiser, gnädige Fürsten und Herren und gute Freunde im Lande Franken haben und behalten, so mußt' ich mich gegen allen meinen Willen und Dank vertragen lassen. Hätt' aber all mein Geld drum gegeben, wenn sich's nicht mehr als nur einen Monat länger verzögert hätte."

Götz kehrte nun wieder in seine Veste zurück, doch konnte er nicht lange die Waffen aus der Hand lassen. Noch im Jahr 1514 focht er mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen den sogenannten armen Conrad in Schwaben, und 1515 unternahm er für seine Person eine Fehde gegen den Churfürsten Erzbischof von Mainz. Dessen Bauern hatten den Bauern Berlichingens die Frucht abgeweidet, und da seine Räthe, welche mit Götz die Sache schlichten sollten, sich hoffärtig und stolz gegen den Ritter benahmen, schickte dieser voll Zorn dem Erzbischof den Fehdebrief, warb Mannschaft zusammen und that in der bekannten Weise dem Bischof Abbruch, wo er konnte. Unter anderm hatte er auch erfahren, daß ein Mainzer Bundesrath das Land hinaufziehe gen Ulm; er eilte ihm nach mit 6 Reitern auf Waldpfaden und Nichtwegen und erreichte ihn auf der Ulmer Straße. Er hieß seine Knechte sich an die Knechte des Mainzers machen und nahm es selbst mit diesem auf: „und wie ich also an ihn komm, hat er einen Knecht bei sich, der erkannte mich und sagte seinem Herrn: wahrlich, es ist der Götz! Ich war aber schon bei ihnen und nestelte mich an ihn fest; da wollte er viel taglichters machen (d. i. persönlichen Arrest halten bis zur Satisfaction), was mir aber nicht wohl gelegen kam, denn es war an dem Ort nicht recht geheuer, und schwiert' ich ihn darum ein wenig über den Kopf. Dabei hatte sich das Schwert gewendet, daß ich ihm irgend ein Aederlein traf, was also feindlich schweißte, daß mir Angst wurde. Doch gab ich ihm eine Blutwurzel in die Hand, worauf es wieder still stand. Nun bracht' ich ihn

Digitized by Google

an einen Ort, wo er meines Bedünkens wohl versorgt war." Der Gefangene wurde jedoch verrathen und befreit.

Nun gedachte Götz diese Gegend auf eine Weile zu gesegnen und anderwärts sein Heil zu versuchen; doch wollte er sich zuvor ein wenig rächen und brannte in einer Nacht an drei Orten, die waren Ballenberg, Oberndorf und das Schafhaus zu Krautheim. „Zwar brannte ich ungern, aber dennoch, und es geschah darum, weil ich dachte, der Amtmann von Krautheim würde über das Feuer rücken." Dabei gedachte ihn Götz zu überfallen, denn er hatte ihn im Verdacht, den ebengenannten Rathsherrn an seine Freunde verrathen zu haben. Götz wandte sich nun nach Sachsen; denn er hatte erfahren, daß der Churfürst von Mainz, der als Erzbischof von Magdeburg seinen Sitz in Halle hatte, 6 Domherrn gen Frankfurt beordert habe, um dem Hause Fugger 34,000 fl. zu überbringen, welche dieses dem Erzbischof zur Bezahlung des Palliums dargeliehen hatte. Ueber einen Monat lauerte Götz auf die geistlichen Herrn und hielt die Straßen durch den Thüringerwald, durch Frankenland, durch das Fuldaische und durch Hessen mit seinen Leuten besetzt. Aber die Raubgier und der Ungehorsam seiner im Hessenlande aufgestellten Leute, welche zwei Dörfer in dem zu Mainz gehörigen Amte Ammelburg plünderten, verderbten ihm den Anschlag. Als die Domherrn bei ihrer Ankunft zu Ammelburg das Geschehene vernahmen, eilten sie gleich in der Nacht weiter und entzogen sich der Schlinge. „Also erging es mir sehr übel, daß mir in solch kurzer Zeit so viele große Anschläge fehlschlugen und durch liederliche heillose Leute verwahrlost und rückgängig gemacht wurden."

Hierauf zieht der Rastlose nach Westphalen, um den Grafen Philipp von Waldeck, welcher Mainzischer Rath und Diener war, niederzuwerfen. Die Sache gelang ihm nach Wunsch. In der Nähe des Klosters Haina nahm er ihn sammt seinen Reitern gefangen, und als er nun desselbigen Tages mit seinen Gefangenen weiterzog bis etwa eine halbe Stunde tief in die Nacht, siehe, da fielen in der Nähe eines Waldes fünf Wölfe in eine Heerde Schafe und griffen sie an. Götz führte in seinem Wappenschilde einen Wolf mit einem Schaf im Maul; er freute sich daher dieses Zusammentreffens und hielt es für eine Bedeutung des Glücks, daß er und die Wölfe so miteinander angegriffen, und rief den Wölfen zu: „Glück zu, liebe Gesellen, Glück zu und allerwegen!" Seinen Gefangenen brachte Götz auf weiten Wegen durch 12 Fürstenthümer hindurch und das Gebiet von Nürnberg glücklich bis nach Jarthausen, wo er gefangen blieb, bis sein Sohn ihn mit 8900 Ducaten löste.

Götz spielte dem Erzbischof so schlimm mit, daß dieser eifrig den Frieden suchte, obgleich er früher gedroht hatte, Berlichingen solle sein Feind bleiben sein Lebenlang. Zu Schweinfurt wurde 1516 ein für Götz günstiger Vertrag geschlossen; denn er blieb im Besitz alles erbeuteten und erschätzten Gutes, so daß er im Stande war, sich von Conrad Schott von Schottenstein die Burg Hornberg am Neckar zu kaufen, wo er von jetzt an wohnte.

Gegen den oben genannten Schott von Schottenstein, einen nicht blos wegen seiner Macht, sondern noch mehr wegen seines bösen, tückischen Gemüthes gefürchteten Ritter, übernahm bald darauf Götz im Namen und Dienste des Pfalzgrafen Ludwig eine Fehde durchzuführen. Der Pfalzgraf glaubte den Krieg planmäßig führen zu müssen und ließ seinem Anführer Götz zu Heidelberg auf der Kanzlei schriftliche Verhaltungsmaßregeln einhändigen. „Den Zettel nun warf ich den Räthen wieder hin und sagte, ich wüßte nicht nach dem Zettel zu reiten, denn ich ritte nicht mehr heim gen Hornberg; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, und das steht im Zettel nicht; ich muß die Augen selbst aufthun und sehn, was ich zu schaffen hab'!"

Wir wollen aus dieser Fehde mit Rücksicht auf Göthe's Drama nur folgende Affaire anführen. Götz hatte erfahren, daß Valentin Schott, ein Vetter Konrad Schottens, der dessen Knechten gegen Götz Unterschleif gegeben, mit seinem Gesind nach Haßfurt zur Fastnacht reiten werde, und beschloß ihn unterwegs anzugreifen.

Digitized by Google

„Nun hatte ich in Allem 16 Pferde, darunter zwei Buben. Als wir denn so auf sie hielten, zogen sie daher, an 10—12 Pferde stark, wie wir's anfangs anschlugen, und weil ihrer nicht mehr waren, theilten wir uns, und gesellte ich Georg Gebsattel die besten Pferde zu, womit er bei einer Mühle über ein Bächlein sollte ziehn und jenen unter die Augen rücken; träfen letztere mit ihnen zusammen, so wollt' ich nicht weit davon sein, träfen jene aber zu mir, so sollten sie dergleichen thun. In Summa: ich rückte an ein Dorf und hinter eine Scheune und meinte, ich wollte Valentin Schott und den Erhard Truchseß, seinen Vetter, mit ihren Haufen vorbeiziehen lassen, ihnen aber dann auf dem Fuß nachfolgen, wie ich eben meinen Reitern Bescheid gegeben. Da wurden sie aber meiner hinter der Scheune gewahr und rückten bei dem Dorf auf einem Hügel zusammen, die Spieße auf den Beinen, die Armbrüste angeschlagen, wie denn Jeglicher gerüstet war. So zog ich nun Fuß für Fuß ihnen entgegen, und that solches darum, daß Georg Gebsattel und die übrigen Reiter, so ich von mir geschickt, desto eher mir möchten zur Hülf' und wir zum Handel kommen. Dabei ward mir die Weile nicht kurz, denn je näher ich ihnen kam, desto größer däuchte mir der Haufe zu sein und hatten sie in der That 24—25 Pferde. Darum hielt ich, während sie oben auf dem Hügel hielten, eine Weile unten. Da ich aber nicht kommen wollte, so kamen sie, und durchrennte mir Erhard Truchseß einen Knecht dergestalt, daß er mit seinem Rücken auf des Gauls Rücken lag; darob ich aber Erhard Truchseß alsobald auch vom Pferde stach, daß er mit seinem Federbusch im Dreck stack, was meines Erachtens unser größtes Glück war. Indeß war Einer bei ihm, der hatte eine Armbrust, schoß sie auf mich ab und warf sie nach mir, was ich nicht sah, denn ich hatte mit den Andern zu schaffen und konnte seiner nicht warten. Da geschah es, daß ich drei bis vier Mal mit den 10 Pferden und zwei Buben durchbrechen mußte, ehe denn die andern 6 Pferde zu uns kamen; darnach fingen wir sie alle, ohne die, so uns entritten. Hätten sie aber Alle gethan, wie der gute fromme E. Truchseß und ein Knechtlein, das bei Bernhard von Hutten gewesen, es wäre meiner und meines kleinen Häufleins übel gewartet worden; denn wenn ich schon einmal dies Männlein von mir gebracht und ich sonst an einem Andern war, so kam es von Stund an vor mich, hieb mich auch durch den Panzerärmel, daß es ein wenig fleischte, und hatt' ich doch sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein warten konnte. Dasselbe Männlein entbot mir darnach, wenn ich's zum Diener nehmen wollte, wollt' es mir ein Jahr umsonst dienen; nicht weiß ich, was es an mir ersehen. Da entbot ich ihm zurück, es solle kommen, ich wollt' es nicht umsonst begehren, sondern ihn halten wie einen andern Knecht. (Man vergleiche den Lerse in Göthe's Berlichingen.)

Mit dem Jahr 1519 begann das Unglück Berlichingens. Damals bekriegte der Schwäbische Bund den Herzog Ulrich von Würtemberg und trieb ihn aus dem Lande. Ehe jedoch der Herzog sein Land verließ, versammelte er die Hauptleute, die in seinem Dienste waren, unter ihnen auch Götz von Berlichingen, um sich und vertheilte die Burgen seines Landes zur Vertheidigung unter sie. Götz wurde das Schloß zu Möckmühl zugetheilt, und er war entschlossen es bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. In kurzer Zeit wurden alle Festungen, Schlösser und Städte im ganzen Würtemberger Lande erstiegen und gewonnen, mit Ausnahme des Asberg, der sich einige Tage länger hielt. Darauf zog eine Abtheilung des Bundesheeres unter Johann von Hattstein herab, um Götz „aus der Mausfalle von Möckmühl zu nehmen, wie denn auch schon andere Katzen mehr vor der Mausfalle lagen und auf das Mäuslein warteten, das sie verspeisen wollten." Götz hatte vorher in aller Eile, so gut wie möglich, seine Burg mit Frucht, Wein, Vieh und Geschoß zu versehen gesucht, hatte aber im Ganzen nicht viel auftreiben können, da das Städtchen Möckmühl selbst und die umliegenden Aemter auch von ihrem Herzog abgefallen und Götz Feind waren. Die wiederholten Aufforderungen des Feindes, das Schloß zu übergeben, gegen freien Abzug mit Roß und Waffen und allem Eigenthum wurden verworfen;

Digitized by Google

man wehrte sich aus allen Kräften, und als alle Kugeln verschossen waren, behalf man sich mit Fensterblei, Thornägeln, Zinn und Sonstigem, doch stellte sich bald ein Feind ein, gegen den man keine Waffen hatte, der Hunger mitsammt dem Durst. Es gebrach an Wasser für die Pferde und an Wein für die Mannschaft, den letzten Wein theilten die Pferde in Ermangelung des Wassers mit den Menschen; auch war fast aller Hafer und sonstige Frucht verzehrt. Da verstand man sich zur Capitulation. Die Belagerten sollten mit ihrer Habe frei abziehen. Kaum aber hatten sie die Veste verlassen, so fielen die Feinde treulos über sie her, erschlugen viele von ihnen und nahmen Götz nach langer Gegenwehr gefangen, jedoch unter der Zusicherung, ihm ritterlich Gefängniß zu Theil werden zu lassen. Götz kam in die Hände seiner Feinde, weil er sie nach sich selbst beurtheilte; wie ihm nichts heiliger war, als sein gegebenes Wort, so glaubte er auch, daß seine Freunde Treu und Glauben halten würden. Sonst wäre es ihm, wie er versichert, ein Leichtes gewesen, sich aus der Mausfalle herauszuziehen, wie er auch schon mehreren seiner Freunde herausgeholfen hatte.

Götz wurde nach Heilbronn gebracht und wohnte dort mehrere Wochen in einer Herberge in ritterlicher Gefangenschaft. Darauf kamen Abgeordnete des Bundes und legten ihm eine harte Urfehde vor, die er unterschreiben sollte; weigere er sich dessen, so solle er in den Thurm gelegt werden, bis er die Urfehde beschworen. Götz aber schlug die Urfehde stracks ab und wollte lieber ein Jahr im Thurme liegen, als sie annehmen. Er berief sich darauf, daß er in ehrlicher Fehde sei betreten worden und daß man ihm ritterliches Gefängniß versprochen habe. Da er sich nicht fügen wollte, befehligten die Heilbronner die Weinschröter, lauter wehrhafte Männer, in des Diezen Herberge, wo sich Götz befand, um ihn in den Thurm abzuführen. „Er aber zog flugs vom Leder und war mit der Wehr heraus; da schnappten sie wieder hinter sich und baten ihn die Bürger fleißig, er solle einstecken und Frieden halten, sie wollten ihn nicht weiter führen, denn aufs Rathhaus." Götz glaubte ihnen und folgte. Als sie ihn aber hinausführten, ging eben seine Frau, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt war, die Stiege hinauf; denn sie war in der Kirche gewesen. Da ging er zu ihr und sagte: „Weib erschrick nicht! sie legten mir eine Urfehde vor, die ich nicht annehmen und mich lieber will in den Thurm führen lassen; thu' aber also und reite hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Frundsberg in's Lager und zeig' ihnen an, das ritterliche Gefängniß, so sie mir zugesagt, wolle mir nicht gehalten werden; ich hoffe, sie werden als Redliche von Adel und Hauptleute wohl wissen, wie sie sich zu verhalten." Das treue Weib ritt in der Nacht in das Lager zu Sickingen und Frundsberg, Götz aber ward auf's Rathhaus und darauf in den Thurm geführt, wo er die Nacht über blieb. Am folgenden Morgen aber kam schon die Nachricht, daß die Hauptleute sich der Stadt näherten, wodurch die Heilbronner so erschreckt wurden, daß sie den Ritter sogleich wieder aus dem Thurm führten. Sickingen rückte mit 10,000 Bewaffneten heran und Frundsberg kam in die Stadt und nöthigte die Rathsherren zu dem Versprechen, Götz ritterliches Gefängniß zu halten, so lange der Krieg und seine Gefangenschaft währte, und bis er sich mit dem Bunde vertragen hätte.

Erst im Jahre 1522 erhielt Götz seine Freiheit wieder. Er mußte eine Urfehde beschwören, 2000 Gulden zuzahlen, seine Zehrung zu berichtigen und mit allen Bundesverwandten, klein und groß, so lange er lebe, Ruhe und Frieden zu halten.

Götz kehrte nach Hornberg zurück, mit der Absicht, sich ruhig zu verhalten; und er lebte auch zwei Jahre lang dort ohne eine Fehde, nur seinen Verwandten und Freunden und Unterthanen lebend und eifrig beschäftigt, die Lehre Luthers, der sein offenes freies Gemüth sich mit Liebe zugewandt hatte, in seiner Nachbarschaft zu verbreiten.

Bald jedoch kamen stürmische Zeiten, die Berlichingen wieder aus seiner

Digitized by Google

Ruhe herausrissen und in neues Unheil verstrickten. Im Jahr 1525 brach der sogenannte Bauernkrieg aus. Die Bauern, von ihren Herrn bisher in tiefster Rohheit gelassen und unmenschlich bedrückt, erhoben sich in einer Zeit, wo die verbündete Freiheit in religiösen Dingen auch den Gedanken an politische Unabhängigkeit wach rief, gegen ihre Bedränger, den Adel und die Fürsten, und machten durch die furchtbarsten Grausamkeiten das Wort des Dichters wahr, daß man nicht vor dem freien Mann, wohl aber vor dem Sclaven, wenn er seine Kette bricht, zu erzittern habe. Als die tollen Haufen von Stuttgart und Weinsberg her am Neckar herabrückten, raubend und sengend, mordend und verheerend, hielten die Ritter und Grafen aus der Nachbarschaft Götzens eine Zusammenkunft in einem entlegenen Walde bei Borberg, wo sich auch Götz einfand und den Rath gab, daß sie sich zu ihrer und ihrer Familien Sicherung an den Pfalzgrafen Ludwig anschließen wollten, an den er auch schon einen Brief habe abgehen lassen; wenn die Antwort komme, werde er ihnen Nachricht geben. Während Götz von Hause abwesend war, kam wirklich die Antwort von dem Pfalzgrafen, aber Götzens Frau hatte auf den Rath ihrer Mutter den Brief unterschlagen. Später, als Götz hinter die Sache kam, wies er die Schwiegermutter in gerechtem Zorne für immer aus dem Hause; aber der allzu leichtsinnige Gehorsam seiner Frau brachte Götz, wie er sagt, in all' das Unglück und den Unrath, so ihm begegnet.

Als die Bauern in der Nähe erschienen, beschieden sie ihn zu sich in ihr Lager nach Gundelsheim. „Ich zog hinauf, erzählt Götz, saß vorm Wirthshaus ab, und will eben hineingehen, was ich auch that, als Marr Sturm (Mainzischer Amtmann zu Krautheim) von den Bauern die Stiege herabkommt und spricht: Götz, bist du da? da sagt' ich: Ja, was ist die Sach? was soll ich thun? oder was wollen die Hauptleute mein? Nun hob er an: du mußt ihr Hauptmann werden. Worauf ich: um Gott nicht! das thu' der Teufel; warum thust du's nicht? thu' du's an meiner Statt. Da sprach er: sie haben mir's zugemuthet, ich hab' mich aber von ihnen losgeredet; wenn ich's aber meines Dienstes halber annehmen könnte, wollt' ich's thun. Wogegen ich wieder: aber ich will's nicht thun, jedoch nun selbst zu den Hauptleuten gehen; hoffentlich werden sie mich nicht hiezu zwingen oder nöthigen. Er hinwiederum sprach; nimm's an, meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns Allen, dem gemeinen Adel zu Gutem. Drauf ich noch einmal: ich will's nicht thun; und so ging ich zum Hauptmann selbst." Hier erhielt auch Götz guten Bescheid, und als er zu den andern Hauptleuten kam mit ihren Rotten, gaben sich auch alle mit seiner Weigerung zufrieden, nur die Hohenlohen'schen Bauern nicht. Diese nahmen sein Pferd beim Zaum, umringten und zwangen ihn zu dem Versprechen, am andern Morgen nach Buchen zu weiterer Unterhandlung zu kommen. Dort sagte Götz den Bauern, ehe er ihr Hauptmann sein und so tyrannisch handeln sollte, wie sie zu Weinsberg gehandelt und gethan, oder auch nur dazu rathen oder helfen, ehe müßten sie ihn todtschlagen wie einen wüthenden Hund. Sie aber entgegneten, das wäre einmal geschehen, wo nicht, geschäh' es nimmer. Es waren aber auch 5 oder 6 Mainzische Räthe, unter ihnen Stumpf, nach Buchen gekommen; diese baten Götz, er sollte solche Hauptmannschaft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hoher und niederer Ständ' im Reich zu Gutem annehmen, er möchte damit vielem Unrath zuvorkommen.

Nach langem Sträuben versprach Götz, auf einen Monat der Bauern Obrist-Feldhauptmann zu werden, wenn sie ihrer Obrigkeit und ihrer Herrschaft gehorsamen wollten mit Dienen und Frohnen, Recht nehmen und geben, wie es von Alters Herkommen wäre. Das ward versprochen und ein Vertrag darüber aufgenommen; aber in den nächsten Tagen kehrte sich der größte Theil der Bauern nicht mehr an den Vertrag und fuhr fort zu sengen und zu plündern. Da nun Götz den wilden Gesellen mit Ernst entgegentrat und Zucht und Ordnung zu halten suchte, wandten sich die Wüthendsten der Bauern gegen ihn und gingen damit um, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Unzufriedenheit mit dem

Digitized by Google

gestrengen Hauptmann und der Argwohn, er halte es mit den Feinden, wurde noch allgemeiner, als man das Schloß zu Würzburg belagerte, so daß man schon beschlossen hatte, ihm das Haupt abzuschlagen. Er wurde so überwacht, „daß, wäre auch Gott vom Himmel zu ihm herabgestiegen, sie ihn nicht hätten mit ihm reden lassen, außer es stunden 10—12 dabei, die uhörten.“ Indessen siegte der Schwäbische Bund im Lande Schwaben über die Bauern. „Da merkte ich wohl, daß ihnen die Katze den Rücken hinauflief.“ Sie brachen alsbald eiligst von Würzburg auf und nahmen ihren Rückzug durch den Taubergrund, wobei Götz Gelegenheit fand, zu entfliehen. Er hatte es übrigens trotz aller Gefahr nicht über sich gewinnen können, die Bauern eher zu verlassen, als bis seine versprochene Dienstzeit von einem Monat abgelaufen wäre.

Der Bauernaufstand ward grausam niedergeworfen; Götz aber saß wieder ruhig in seiner Burg. Da er eine ungünstige Beurtheilung seiner Stellung zu den Bauern zu befürchten hatte, so reichte er eine gründliche Vertheidigung an die Hauptleute des fränkischen Kreises ein, worin er darlegte, wie er nur gezwungen die Hauptmannschaft über die Bauern angenommen und unter eigener Leibes- und Lebensgefahr viel Unheil von weltlichen und geistlichen Fürsten, Grafen, Rittern und Herrn ferngehalten habe. Allein der Schwäbische Bund wußte ihn in treuloser Weise nach Stuttgart zu locken und in seine Gewalt zu bringen, so daß er eidlich geloben mußte, sich zu stellen, wann und wohin er beschieden würde. Obgleich ihm nun von verschiedenen Seiten angedeutet wurde, was der Bund mit ihm vorhabe, so ging doch Götz im Bewußtsein seiner Unschuld und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Gegner nach Augsburg, um sich zu rechtfertigen. Hier aber wurde er gefangen genommen und in den Thurm geworfen.

Zwei Jahre lang lag Götz zu Augsburg im Gefängniß. Da mußte er sich endlich im Jahr 1530 einer harten Urfehde unterwerfen, wodurch er in Hornberg gleichsam sein eigener Gefangener ward; er durfte die Markung nie verlassen, nie mehr ein Pferd besteigen, keine Nacht außer dem Schlosse zubringen. Außerdem mußte er einen heiligen Eid schwören, daß er sich an Niemand des Gefängnisses halber rächen, auch seine Freunde nie dazu benutzen und im Falle der Verletzung dieser Bedingungen sich zu einer Geldbuße von 25,000 Gulden anheischig machen wolle; auch wolle er wegen des zugefügten Schadens Mainz und Würzburg Genugthuung leisten. Die geistlichen Räthe, welche unter Berlichingen's Richtern saßen, hatten zu der langen Dauer seiner Untersuchungshaft und zu dem harten Urtheil das Ihrige beigetragen, weil sie ihn als Anhänger Luthers haßten.

Die Ehrlichkeit hatte Berlichingen in die ihm gelegte Falle geführt; mit derselben Ehrlichkeit hielt er auch in der Folge den beschworenen Vertrag. Elf Jahre lang lebte er in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Hornberg, mit friedlichen Beschäftigungen und dem Vergnügen der Jagd seine Zeit ausfüllend. Endlich hob Kaiser Karl V. 1541 jene harte Gefangenschaft wieder auf und gab dem Ritter Schutz- und Geleitsbriefe unter der Bedingung, daß er ihm seinen Arm in dem ausgebrochenen Türkenkriege leihe. Götz ward auch mehrere hundert Streiter, um sie dem Kaiser zuzuführen. Doch gelangte er nur bis Wien; die Verhältnisse hatten sich unterdessen so gestaltet, daß dem Ritter keine Gelegenheit mehr ward, seine Kampfeslust zu befriedigen.

Im Jahre 1544 machte der Greis in dem Heere des Kaisers noch einen beschwerlichen Feldzug gegen Frankreich mit. Nach seiner Rückkehr legte er für immer die Waffen ab. Das Alter machte seine Rechte geltend und forderte Ruhe. Die Erinnerung an die Kämpfe und Siege, die Freuden und Leiden der vergangenen Tage versüßten ihm in der friedlichen Zurückgezogenheit die letzten Jahre bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung noch manche stille Stunde. Im Jahre 1562 am 23. Juli starb er in einem Alter von 82 Jahren. Seine Leiche ward in die Familiengruft der Berlichingen in das Kloster Schönthal gebracht, wo noch heute auf dem Leichensteine seine ritterliche Gestalt in Stein gehauen zu sehen ist, in knieender Stellung, mit gefalteten Händen vor dem Gekreuzigten.

Digitized by Google

Dies und Das.

Ein englischer Offizier in Indien hatte es doch vor dem Empörungskriege so übel nicht! Bei einem herrlichen Solde, konnte er sich rühmen, zu haben

1) Zu thun — Nichts;
2) Der Ruhe zu pflegen: So viel er wollte;
3) War er ein Lieutenant: zehn; ein Kapitain: vierzehn; ein General: einige zwanzig Bediente.
4) Sein eignes Landhaus (Bungalow genannt);
5) Dabei einen großen, schönen Garten
6) Reisete er: Culi's-Lastträger, Verpflegung, Dienstleistungen aller Art überall frei, selbst Nahrungsmittel für alle seine Leute, Pferde und sich selbst auf den Nachtstationen und wo er bei einem Dorfe anhielt.

Es waren theure Freunde der Indier, die sie — wohlfeil an andre Freunde und Liebhaber abgegeben — wenn sie dagewesen wären. Daß die Gentlemens dabei auf dem hohen Pferde saßen und da herab befahlen — nun, das ging in den Kauf! —

Die Calmen oder Windstillen sind der Schrecken derer, welche in den Tropen schiffen. Wir wollen eine Beschreibung von einem Augenzeugen mittheilen. Plötzlich steht das Schiff wie festgemauert. Kein Lüftchen regt sich. Die Hitze ist erstickend. Das Meer liegt, soweit das Auge reicht, wie ein blendender Spiegel da, auf welchem der glühende, wolkenlose Himmel schwer zu lasten scheint. Seeleute und Reisende gerathen in eine dumpfe Gefühllosigkeit und Abspannung. Ueberall Nichts, als schwermüthige Gesichter, die den Himmel anstarren. — Ebenso plötzlich, wie die Calme eintrat, erscheint im Westen ein kleines, weißes Wölkchen. In weniger als einer Viertelstunde ist der Himmel von schwarzen Wolken bedeckt, und ein Gewitter da, das Blitz auf Blitz entsendet. Der Donner rollt, als wollte der Himmel einbrechen. Der Sturm tobt, wie rasend. Das Schiff kracht in allen Fugen. Der Regen stürzt herab, als wolle er das Schiff wegschwemmen. Blitzschnell ist es vorüber; der Himmel wieder indigoblau und die Luft ist so heiß, wie vorher und — die Calme, die Windstille wieder da, wie vor dem Gewitter! Oft dauert dieser Zustand vierzig und mehr Tage an, und es ist, als ob das Schiff gebannt wäre. Man mag sich denken, mit welchem Jubel die frische Brise begrüßt wird, wenn ihr Hauch zum ersten Male wieder die Segel bläht!

Ein Stücklein vom Schulwesen und Volksunterrichte in Frankreich bringen uns öffentliche und zuverlässige Berichte. In dem Departement de l'Arriège kamen anno 1858 2231 junge Männer zur Militärausbhebung. Davon konnten 1214, sage zwölfhundert und vierzehn, weder lesen, noch schreiben. Es kann's leicht Einer herausdividiren, daß das mehr als die Hälfte ist! 37 davon können nur lesen, aber nicht schreiben und es geht damit etwas holperig und langsam und am Stocken und Nachbuchstabiren fehlt's nicht. 925 von der Gesammtzahl können gut lesen und schreiben. Von den 55, welche übrig bleiben, schweigt die Geschichte, weil die Sache ein wenig zweifelhaft ist. Nun lieber Leser, wie gefällt dir das? Klagst du wohl einmal über den Schulzwang, so denk' an diese Thatsachen und frage dich, ob du nicht deiner Regierung die Hände küssen sollteit, daß sie deine Jungen und Mädchen Etwas lehren läßt, damit sie als brauchbare Christenmenschen in die Welt treten und nicht als Stöcke und Klötze? Gott ehre mein deutsches Vaterland! Trotz dem, daß unsere Jungen tüchtig lesen, rechnen und schreiben, können sie noch Etwas, nämlich Dreinschlagen, wenn's gilt, für Sitte, Zucht, Religion, Recht, Familie und Vaterland sich tapfer zu wehren. Auch gut und sehr gut, meine lieben Deutschen, denn wir können's brauchen!

Schwimmende Inseln werden unbedenklich Viele für eine Fabel erklären und haben Recht, wenn sie darunter Inseln sich etwa denken, die eben immer nur herumschwimmen ohne jemals Theile des festen Landes gewesen zu sein, und es auch ohne Ende bleiben. Nein, der Art gibt es auf der Erde keine; aber der in Südamerika reisende Professor Burmeister von Halle berichtet, daß die Gewässer des großen Flusses Parana in der jüngsten Zeit in einem ungeheuern Maße angeschwollen seien und wirkliche schwimmende Inseln aus weiter Ferne herabführten, auf denen Hirsche, Wasserschweine und Tiger bei einander seien, aber auch noch andere Thiere, ohne sich zu tödten, weil alle in gleicher Angst für ihr Leben sind. Die Indianer führen in ihren leichten Kanoes an diese langsam schwimmenden Inseln und tödteten nicht nur die eßbaren Thiere, sondern auch den amerikanischen Tiger oder Jaguar auf leichte, wenn auch, bei Letzterem, nicht ungefährliche Weise. Professor Burmeister weiß aber auch nach, wie durch das üppigste Wurzelgeflechte des Mangle-Baumes und anderer in diesem feuchtheißen Klima rasch wachsenden Holzarten, in die hinein das Wasser Erde und Schlamm wirft schnell sich solche zusammenhängende Massen am Ufer bilden, in deren üppigem Graswuchs die Thiere weiden, und ihr Todfeind, der Jaguar sie beschleicht, die sich dann, wenn die Gewalt des raschfluthenden Stromes sie losreißt, als schwimmende Inseln auf dem Wasser erhalten bis sie in das Weltmeer hineintreiben, das sie entweder in seinem Schooße begräbt oder irgendwo an's Ufer spühlt, wo sie sich festsetzen. Es ist doch ein Land der Wunder, dies uns noch so viel unbekannte, südliche Amerika, in dessen Inneres noch häufig kein kundiger Europäer eingedrungen ist, uns von seinen Naturwundern und Schätzen zu berichten!

Digitized by Google

Der Lindenbaum vor dem älterlichen Hause.

Eine Geschichte von W. O. von Horn.

I.

„Es gibt auf Gottes Erde keinen Raum, dessen Bild tiefer der Erinnerung eingeprägt wäre, der dem Herzen theurer sein könnte, als das Aelternhaus. Da haben wir an der Mutter Brust geruht in heiligem Frieden; da hat ihre Liebe uns gelächelt und die ersten Keime geistigen und gemüthlichen Lebens in uns geweckt, wie der Sonnenstrahl draußen die Blüthenknospe zum Enthüllen ihres innern Reichthums weckt; da war die Stätte unsrer Spiele, unsrer Freuden; da wohnte das ungetrübte Jugendglück, ein Frieden, den wir draußen nie wiederfinden, eine Liebe, die uns nie wieder lächelt. Dürfen wir fragen: Warum die schönsten Träume des späteren Lebens dort ihre Stätte haben? fragen: Warum im alternden Herzen die Sehnsucht, das Vaterhaus noch einmal zu sehen, aus weiter Ferne dahin zieht, und wo uns doch Alles an ein verlornes Paradies gemahnt, und nur Weh im Herzen bleibt, und der thränenschwere Blick sich abwendet, um auf Gräbern zu ruhen, die längst eingesunken sind?“

Das waren Worte, die ein Mann zu mir sprach, bei dem ich ein so tiefes weiches Gefühl nicht gesucht hätte, der aus weiter Ferne, wohin ihn seine Lebenswege geführt, altersgrau in das Dörflein zurückgekehrt war, nur noch einmal das Vaterhaus zu sehen, das nahezu eine halbe Ruine geworden war, wie er selber. Er saß bei mir in meinem Gärtchen und vor unsern Augen lag das alte, baufällige Schulhaus, die Stätte, zu der ihn noch einmal vor seinem Heimgange das Herz gezogen, und nahe, ganz nahe dabei lag die Kirche, und um diese der Gottesacker, wo die Gräber waren, von denen er gesprochen.

Es bedurfte nur weniger, theilnehmender, herzlicher Worte von meiner Seite, und er erzählte mir seinen Lebensgang, den ich hier wieder erzählen darf, denn er, der Letzte seiner Familie, ist nun auch hinübergegangen, dahin, wo alle Räthsel sich lösen.

Mein Vater, das wissen Sie, hob er an, war Lehrer im Dorfe lange Jahre. Meine Familie wohnte in dem alten Hause, in dürftiger Lage, wie es leider der Lehrer unverdientes Loos ist.

Ohne aber die nähern Umstände des Lebens meiner Aeltern zu schildern, muß ich einer Aeußerlichkeit gedenken, die in meinem Leben eine dauernde Bedeutung gewann, ja ich möchte sagen, an die sich mein Leben in Freud und Leid geknüpft. Es war der uralte, schöne Lindenbaum, der dort stand, wohin später ein Nachfolger meines guten Vaters in berechnender Klugheit das Birnbäumlein gesetzt, das, wie es scheint, nicht recht gedeihen will, weil ihm der gemüthliche Zauber abgeht, der die alte Linde, wie ein Heiligenschein, umgab.

Sie wissen, die Linde ist der geheiligte Baum der alten Deutschen gewesen, geheiligt, wie die Eiche, und es ist gewiß ein dunkler unbewußter Nachklang im Volksgemüthe, daß jedes Dorf seine Linde hat, vorab der Gottesacker, und daß noch nach Jahrtausenden diese Linde geheiligt ist, der Ruheplatz der Alten am Sonntagnachmittage, der Ort der Berathungen der Gemeinde, der Spielplatz der fröhlichen Kindheit; der Ort, wo am Sonntagabende der Gesang der Jünglinge und Mädchen so melodisch über das Dorf hin hallet. Vor meinem Vaterhause stand eine Linde. Sie hatte einen gewaltigen Stamm. Ihre Aeste ragten weit hinaus über das friedliche Dach. Eine kleine Welt von Singvögeln nistete in ihrem Blätterschatten, und kein muthwilliger Knabe wagte es, den Frieden dieser Nestlein zu stören, ob sie gleich Alle die Nester kannten und wußten, ob Eier oder Junge drinnen seien. Das that eben der heilige Schein, der die alte Linde und ihre Bevölkerung an Frühlingssängern hütete; ja es war, als sei es ein Dank des Volkes für den herrlichen Duft, den ihre Blüthen über das Dorf aushauchten.

Digitized by Google

Meine frühesten Lebensäußerungen scheinen mit dieser Linde in einer nahen Beziehung gestanden zu haben. — Unten an der Erde war, etwa in Sitzhöhe, eine Mauer im Achteck aufgeführt, die oben mit behauenen Sandsteinen belegt, und dadurch gegen das Abbröckeln durch die Kinder geschützt war. Hier bereitete der Lindenschatten in heißen Sommernachmittagen einen herrlichen Aufenthalt. War dann die Nachmittagsschule aus, so saß mein Vater da, und las, ausruhend von des Tages Last, in einem lehrreichen Buche, und „ich, so erzählte die treue Mutter, saß strickend daneben. Du lagst auf meinem Schooße, blicktest hinauf in's lichte Grün und strampeltest mit deinen Beinchen, arbeitetest mit deinen Händchen und krähtest vor Lust wie ein junges Hähnlein, und wolltest die Blätter ergreifen, die doch hoch über dir waren. Da ist es denn viel Hundertmal vorgekommen, daß dem Vater das Buch entsank; daß die Mutter das Strickzeug niederlegte, und daß wir Beide in seliger Aeltern freude unsere Blicke an dir und deinem Eifer und deiner Arbeit mit Händen und Füßen weideten und in unsrer Freude Alles um uns vergaßen."

Als ich die ersten Versuche willkürlicher Bewegung von Einem Orte zum Andern machte, stellte mich die Mutter an das Mäuerlein, das den Fuß der Linde umgab, also daß durch die Arme der Körper eine Stütze fand, und ich lernte laufen an der Umfangsmauer, fiel aber, weil ich oft hinaufschauen wollte in die grüne Belaubung, gar manchmal nieder, wo dann die Mutter wieder auf die Beine half, bis ich selbst solche Unglücksfälle beseitigen und mich wieder auf die Beine bringen konnte.

Es ist eine Erfahrung jedes Greises, daß je höher er auf der Stufenleiter der Jahre hinaufsteigt, desto tiefer er in die Kindheit erinnernd hinabschaut — ich wenigstens finde es so in mir, und ich glaube, daß es Jedem so ist. Da seh' ich mich denn nur — unter der Linde. Rings um mich spielen die Knaben meines Alters, Kinder der Nachbarn, die nun Greise sind oder dort um die Kirche ruhen. Steinchen waren unser Spielzeug. Man häufte noch nicht, wie heutzutage, das Spielzeug um die Kinder auf, das sie nicht glücklich, nur begehrlicher macht. Diese Steinchen waren genügend, uns froh und glücklich zu machen. Unter den Knäbchen aber erblicke ich ein kleines Mädchen, einen kleinen Engel mit blonden Ringellocken, blauen Aeugelein und einem lieblichen Gesichtchen, wie Milch und Blut. Es war Lieschen, des Nachbars Kind, gerade so alt wie ich. Sie war die Gebieterin der spielenden Schaar, denn dem Zauber ihrer Bitten, ihres Anblicken, oft geheimnißvoll flüsternden Geplauderß, konnte keiner der Knaben widerstehen, selbst der rauhborstigste darunter, der kleine Stoffel, fügte sich wie ein Lamm, während er sonst d'rein schlug, wenn man ihm nicht gehorchte. Das Mädel ist eine kleine Hexe! sagte oft lächelnd mein Vater zu meiner Mutter. Sieh' nur, wie sie die eigenwilligen Buben bändigt und beherrscht, bald schmeichelnd, bald schmollend!

Aber es war auch so! Sie gab die Spiele an, deren Seele sie war; sie konnte in großer Beweglichkeit jedem Steinchen eine Bedeutung, jedem Knaben seine Stellung im Spiele geben, und doch einigte sich Alles in ihrer Person und drehte sich um sie, wie um die Angel. Kein Wunder, daß ohne sie kein Spiel gedieh; daß ohne sie Alles auseinander fiel, und Jeder der durch sie vereinten Knaben seines Weges ging, weil eben keiner sich dem Andern fügen, so Jeder nur zum Herrschen, keiner zum Gehorchen da sein wollte. Fehlte Lieschen, fehlte Alles. Nun war es natürlich, daß wir Zweie am häufigsten zusammen waren, da unsre Thüren nur wenige Schritte auseinander lagen; daß wir darum auch in den Wintertagen, wo uns Schnee, Regen und Kälte in's Haus bannte, stets bei einander waren, und uns so unentbehrlich wurden, daß wir es, getrennt von einander, nicht aushalten konnten.

Aber wie oft sahen wir in den kalten Wintertagen hinaus nach unserer lieben Schullinde, wie sie im Dorfe hieß, ob sie nicht grüne, und wie ersehnten wir ihr erstes, zartes Grün? Und wenn dann die Knospen sprangen, die

Digitized by Google

Vögelein wieder kamen und ihre Neſtlein zu bauen begannen, dann hob die Luſt neu an und die Spiele, bis wieder der Herbſt unſre liebe Linde entblätterte, die Vögelein von dannen zogen und der lange, traurige Winter kam ohne Grün und ohne Leben und ohne rechte Freude.

So war's und blieb's Jahr aus, Jahr ein, und immer enger verwuchſen die Herzen, bis wir in die Schule mußten und Lieschen der Mutter half und ich beim Vater noch Extra-Unterricht empfing. Da waren denn nur die Abendſtunden uns gegönnt. Um die Linde herum ſaßen Lieschen's und meine Aeltern und plauderten traulich. Wir ſaßen dann auch in dem Ringe, aber zu äußerſt, und unſre Händen fanden ſich allemal und wir flüſterten oder Lieschen erzählte ein Mährchen, was ſie ſo meiſterlich verſtand, daß mein Auge und mein Ohr an ihren friſchen, rothen Lippen hing.

Oft putzte ſie auch Gemüſe am Abend und ich half ihr dann; aber der abſcheuliche Stoffel ärgerte uns allabendlich, denn er rief: Etſch! Etſch! Das Lieschen iſt dein Schatz! Darüber konnte ich raſend vor Zorn werden, und mancher Fauſtkampf entſtand daraus mit wechſelndem Glücke, denn war ich auch größer, als der Stoffel, ſo war er doch ſtärker als ich, und gab abſcheuliche Püffe.

„Laß ihn doch ſchelten", ſagte Lieschen begütigend; „er ärgert ſich, daß ich bei dir bin!" — Das war's eben. Ich erkannte das auch recht gut.

Hatte er einmal tüchtige Püffe von mir gekriegt, ſo wagte er ſich lange nicht an uns, aber dann warf er mit Steinen aus ſicherm Verſtecke und ſtörte ſo unſer trauliches Geplauder. Er war ein wilder, roher Geſelle, der bei den Aeltern allen Willen hatte. —

Die Zeit hat Flügel. Die Jahre eilten dahin. Das Mädchen reift früher zur Jungfrau, als der Knabe zum Jüngling. Ich meinte immer, es könne nicht anders werden, als es geweſen bisher, aber Lieschen ſagte: Es ſchickt ſich nicht mehr! Das begriff ich nur ſchwer, aber ich glaubte es, weil es Lieschen ſagte. Wir waren aber erfinderiſch, oder vielmehr Lieschen war es; denn wenn ich im Dunkel an der Linde lehnte, dann huſtete es leiſe unter ihrer Thüre. Ich antwortete dann ebenfalls ſo, und — huſch! war ſie bei mir oder ich bei ihr. Noch weiß ich nicht, wie es zuging, aber bald lag mein Arm um ihren ſchlanken Leib und ſie lehnte ſich an meine Schulter, und dann kam die Zeit, daß ich ſie beim Scheiden küßte, freilich mit ihrem Widerſtreben, aber ich merkte wohl, daß ihr Zorn nicht nachhaltig war, und wenn ſie auch heute Abend ſchalt, und raſch entfloh, morgen Abend war ſie doch wieder da. Das ſchritt Alles ſo allmälig vor.

Es währte ſo geraume Zeit, ohne daß es der grobe Stoffel ahnete. Endlich kam er dahinter, und nun verdarb er uns dieſe ſchönen Augenblicke auf alle erdenkliche Weiſe, und wir konnten uns unter unſrer Linde nur finden, wenn er abweſend war, was wir freilich jedesmal wußten und dann auch um ſo länger zuſammenſaßen und uns für das Verſäumte entſchädigten.

Ich war endlich zum Jünglinge geworden, und Lieschen zur blühenden, wunderſchönen Jungfrau, die Kinderſchuhe waren ausgetreten und der Beruf für das Leben trat in ſein gebieteriſches Recht ein. Mein Vater hatte mich wacker vorbereitet, um Lehrer werden zu können. Es war ſein Wunſch, daß ich es würde; aber nicht der meiner Mutter. Mein Vater ſah das Edle, das Erhabene des Lehrerberufes mit begeiſtertem Auge an — Bildner der heranwachſenden Geſchlechter zu ſein; ſie für das Leben in dieſer Welt zu befähigen, aber auch das Höhere zu pflanzen und zu pflegen, ſie für das chriſtliche Leben zu bilden, den Mängeln der häuslichen Erziehung nachzuhelfen und alſo ſittlich veredelnd einzugreifen und zu wirken — das begeiſterte ihn, und ein armes Leben, voll Entbehrung konnte ihm ſeinen Beruf in keinem andern Lichte erſcheinen laſſen. Dieſe ſchöne, edle Anſicht ſeines Berufs hob und trug ihn in allen beugenden, niederſchlagenden Erfahrungen ſeines Lebens. Die Mutter, die freilich die Noth aus erſter Hand und beſſer kannte wie der Vater, die Mutter war dagegen.

Digitized by Google

Was du gelernt, sagte sie, das hast du für alle Lebenswege, und wird dir nur nützen; aber du sollst mit meinem Willen kein so geplagter Mann werden, wie es dein armer Vater ist, um doch durch's ganze Leben zu darben. Wer kümmert sich um die Noth der armen Lehrer? Wer denkt daran, ihre Nothstände zu heben? Der Bauer möchte schmälern und abzwacken, wo und wie er kann. Es ist so seine Natur. Nein, werde du, was du willst, nur kein Lehrer. Was du dir dann erwirbst, ist dein; dein Fleiß, deine Treue findet erhöheten Lohn. Du bist unabhängig und frei. Es liegt ein schönes Ziel vor dir, das du erreichen kannst — und erreichen wirst, wenn du eifrig, thätig, strebsam bist, und Handwerk hat einen goldenen Boden. Ich weiß es von meinem Vater her, der Küfer und Bierbrauer war. Daß wir nicht ganz darben, das danken wir dem Erbe, das er mir hinterließ. Was können wir dir hinterlassen?

Ich — schwankte. Die Mutter, die aber mehr um mich war, als der Vater — siegte. — Ich dachte Lieschen einst ein besseres Loos zu bereiten.

Mein Vater gab es ungerne zu, daß ich bei einem Küfer und Brauer in die Lehre kam und zwar in der Stadt, die etwa drei Stunden entfernt war.

Der Abschied von den Aeltern war schwer, der von Lieschen noch schwerer. Aber die Zusage ewiger Treue unter der Linde — war ein Anker für meine Hoffnung, meine Liebe, meinen Glauben an sie und die geliebte Linde war Zeuge der Schwüre!

Von meiner Lehrzeit will ich nicht reden, sie war hart, der Meister grob und eklig, aber ich überstand sie. Hatte ich ja doch den Trost, daß ich in der Samstagnacht heimlaufen konnte. Freilich mußt' ich Montag Morgens um 6 Uhr im Brauhause sein. — Das that aber nichts. Ich sah die Aeltern, ich kos'te mit Lieschen unter der Linde. Der Hinweg war ein Leichtes, nur der Rückweg war schwer — freilich — Lieschen stand allemal unter der Linde, wenn ich ging, und ich drückte sie noch einmal an's Herz, ja sie begleitete mich oft eine Strecke auf dem Fußpfade im „Nußgrund".

Die Mutter wußte das Alles, sah es nicht ungerne, da Lieschens Vater auch nur dieß eine Kind hatte und ein sehr wohlhabender Bauer war. Sie hielt uns in steter Verbindung und hüthete mir das Mädchen ordentlich, daß es mir treu blieb. Lieschen war ein Bischen flatterhaft.

Nun stand aber eine längere Trennung in naher Aussicht.

Meine Gesellenwanderschaft kam. Das lag schwer auf dem Herzen, sehr schwer!

Ein Brauer muß wandern, muß hinaus in die Welt, besonders nach Sachsen und Baiern, in's Bierland; muß aber auch mit Wein umzugehen wissen; muß endlich die Branntweinbrennerei kennen lernen, und darum nach dem Branntweinlande, nach dem Norden. Da lag eine weite Ferne vor mir und eine Entfernung auf mindestens vier bis fünf Jahre.

Mit dem Abschied hielt's wohl schwer, wie Sie sich das denken können. Die Schwüre unter der Linde wurden erneuert. Die guten Aeltern segneten mich. Oft zu schreiben wurde gelobt. Thränen flossen, und flossen in Strömen — aber Alles half nicht — es mußte geschieden sein. Scheiden und Meiden thut weh! Das empfand ich ohne Minderung alle die Jahre meiner Wanderschaft; empfand es doppelt, da — im dritten Jahre meiner Wanderschaft Vater und Mutter mir starben. Ich war zu weit weg, um heimzugehen, denn ich war in Schlesien auf dem großen Gute eines reichen Grafen Brenner geworden, und stand mich sehr gut, und er hielt viel auf mich.

Der Bruder meiner lieben, seligen Mutter, ein grundbraver Junggeselle, den ich auch einmal zu erben hatte, verwaltete mein kleines Vermögen, und mit Lieschen unterhielt ich einen lebhaften Briefwechsel ein ganzes Jahr nachher noch. Der brach aber plötzlich ab. Nicht daß ich abgebrochen — o nein; mein Herz hing mit wandelloser Treue an dem Mädchen. Sie antwortete mir nicht mehr. Brief auf Brief sandte ich ab. Zuletzt kamen sie zurück ohne erbrochen zu sein. Ich war, wie vom Blitze getroffen.

Digitized by Google

Was war das? War sie todt? Es kam ein Leid über mich, das meine Lebenskraft verzehrte, und mich endlich auf ein langes, schweres Krankenlager warf. In meinen Fieberträumen sah ich die Linde, und unter der Linde sie als Leiche; dann in den Armen eines Andern. Sie werden mich fragen: Schriebst du denn nicht heim? Wohl schrieb ich an den Oheim; aber der war ein eingefleischter Hagestolz und Weiberfeind — er schnauzte mich derb ab, ohne auch nur ein Wort über Lieschen mir zu sagen; er schimpfte auf die Frauen und forderte, wenn wir Zweie gute Freunde bleiben sollten, von mir, das treulose Weibsvolk mir aus dem Sinne zu schlagen. Er mußte schwere, bittere Erfahrungen gemacht haben, und das hatte sein Herz verhärtet. Ich wußte davon Nichts, und wen sollte ich sonst fragen? — Das nagte am Herzen, bis ich endlich darniederlag an schwerer Krankheit.

Drei Monate war ich im Krankenhause zu Breslau, wohin mich der Graf brachte, und als die Macht der Krankheit gebrochen war, da blieb ein Zustand der Schwäche zurück, aus dem ich gar nicht herauskommen zu können schien.

Soviel war mir klar, daß Lieschen todt oder — das schien mir aus des Oheims grimmigen Aeußerungen über „das Weibsvolk" hervorzulugen — verheirathet sei an einen Andern.

Es verging der ganze Frühling und selbst mehr als die Hälfte des Sommers, ehe ich wieder auf das Gut des Grafen gehen konnte, der übrigens väterlich für mich gesorgt hatte. Ich blieb noch etwa ein Jahr bei ihm. Da starb auch mein Oheim, der Weiberfeind, und die Behörde rief mich zurück. Er hatte in der Stadt gewohnt, wo ich gelernt, und mich zu seinem Erben eingesetzt.

Als ich ankam zeigte es sich, daß er mir ein namhaftes Vermögen zu dem kleinen väterlichen Erbe hinterlassen hatte. Ich selbst hatte mir ziemlich viel erspart. So stand denn einer bescheidenen Geschäftseinrichtung nichts im Wege, zumal mein Lehrmeister alt war, keine Kinder hatte und seine Brauerei mir käuflich zu Gebote stand.

Lieschen? — O, ich wagte nicht nach ihr zu fragen. Ich zitterte vor der Wahrheit, die ich ahnete, ohne sie mir eingestehen zu können.

Da brach ich eines Tages auf, selbst hierher zu gehen. Sie können es sich denken, wie es mir zu Muthe war. Je näher ich der Gegend kam, desto beklommener es mir zu Muthe wurde, desto öfter ich mußte stehen bleiben, um nach Luft und Athem zu ringen. Es war mir so zu Muthe, wie es einem sein muß, der einem hochnothpeinlichen Halsgerichte entgegen geht, und doch klagte mich mein Gewissen nicht an; ich wußte mich frei von Schuld, und doch diese Angst, diese Bangigkeit vor der Entscheidung! Nun, wundern konnte es mich, später betrachtet, nicht. Galt es ja doch die Entscheidung des Lebensglückes! Galt es ja doch das Aufgeben der schönsten Hoffnung, des einzigen Glückes, das ich gedacht, gehofft, erstrebt.

In der Stadt kannten sie mich nicht mehr. Das war mir lieb, denn es gab mir die Bürgschaft, daß sie mich auch im Dorfe nicht kannten. Gerade zu in's Dorf gehen, das konnte, das mochte ich nicht.

Nun war ein Weg, ein Fußpfad, den ich gehen konnte. Um das Dorf nämlich steht ja ein Wald von hohen, prächtigen Nußbäumen so enge an einander, wie im Walde Tannen, Eichen oder Buchen, und unter ihnen ist Wiesengrund. Folgte man dem Fußpfade, so geleitet er an der ganzen östlichen Langseite des Dorfes hin, und hier und da führen Pfädlein von ihm ab in das Dorf, zwischen den Häusern und Scheunen hindurch, auf die Hauptstraße desselben. So ging denn auch zwischen den Wohnungen der Aeltern Lieschens und der Scheune, welche Stoffels Vater gehörte, ein solcher schmaler Pfad in's Dorf; die Bauern nannten ihn den „Lindenreuel", weil er gerade auf die Linde durchführte. Doch, was rede ich, Sie kennen ja das Alles so gut, wie ich selbst!

Den Pfad unter den Nußbäumen und den „Lindenreuel" zu wählen, um in's Dorf zu kommen, war mir eine Angelegenheit von Wichtigkeit, denn ich

Digitized by Google

mochte wo möglich Niemanden begegnen. Dazu war auch alle Hoffnung. Sie kennen ja den ehemaligen „Nußgrund“ und den Pfad, der freilich jetzt des Schattendunkels der Nußbäume entbehrt, die seitdem alt geworden sind und abgehauen wurden. Sie kennen dort den „Lindenreuel“, der ja heute noch so heißt. Es war um die Zeit des heißen Nachmittags, so gegen zwei Uhr wo, wie Sie wissen, die Leute alle in den Weinbergen oder auf dem Felde sind. Ich bog am Eingang des Dorfes links hinab nach dem „Nußgrunde“ und sogleich den Pfad hinauf. Als ich an den Eingang in den „Lindenreuel“ kam, sehen Sie dort! — lag mein armes, für mich leeres Vaterhaus vor mir und die Linde dabei! O, was tauchte da Alles auf!

Lieber Gott, sie war im Gipfel dürre geworden; sie starb von oben herab. Der Blitz hatte sie schon getroffen. Ich stand wie angefesselt, da unwillkürlich traten mir alle die Erinnerungen der Vergangenheit vor die Seele. Ich lehnte mich an die Wand der Scheune. Die Thränen drängten sich in's Auge. — Die Hände falteten sich leise und unbewußt.

Ging's der Linde anders, als mir und meiner Liebe und meinem Glücke? Dieser Gedanke drang wie ein Schwert durch meine Seele und preßte mir das Herz zusammen.

Es herrschte eine Todtenstille im Dorfe, hin und wieder nur durch ein gackerndes Huhn oder einem krähenden Hahn unterbrochen. Diese Stille war so recht dazu angethan, mich meinen Gedanken und Empfindungen ungetheilt hingeben zu können. — Die ganze Vergangenheit meines Lebens ging an mir vorüber, der Tod meiner theuern Aeltern, das Scheiden, die nun der Entscheidung nahende Ungewißheit wegen Lieschens — das Alles stürmte auf mich ein und erschütterte mein ganzes Wesen.

Da höre ich eine Thüre knarren. — Ach, ich kannte ja dies Knarren so genau! Ich hatte ja so vielhundertmal darauf hingelauscht. Es war das Knarren von — Lieschens Thüre.

Jetzt hörte ich rasche Mannestritte. Es war ein jugendlich schnellkräftiger Auftritt. Wer konnte das sein? — Kam er auf mich zu?

Doch nein! Ich sah eine schlanke, schöne, kräftige Gestalt an der Linde vorüber in's Dorf gehen. Es lag eine Hacke auf seiner Schulter. Er ging — das war sicher — in die Weinberge. Mich konnte er nicht wohl sehen, da er um die Linde bog und rasch fortschritt, und ich mich auch enge an die Wand drückte und an der Ecke ein Holunderbaum stand, der mich decken mußte. Aber ich erkannte ihn — und eine Todeskälte durchrieselte mein Gebein — es war — Stoffel! — Er, dieser rege, leidenschaftliche Mensch, ihr Gatte vielleicht? Armes Lieschen! dann mußte sie unglücklich sein, sehr unglücklich. Dann mußte sie zu der Verbindung mit ihm beredet, vielleicht gezwungen worden sein; dann — dann —. O! welche Reihe von Gedanken und entsprechenden Gefühlen durchliefen mein brennendes Gehirn, durchzitterten mein Herz!

Noch war ich ganz in ihrer Gewalt, ja von ihnen überwältigt, da knarrt die Thüre noch einmal in den so wohlbekannten Tönen, und, ein Liedchen trillernd, ein blühendes Kind mit beiden Armen tänzelnd, mit schwebendem Tritte, in der vollen Blüthe ihrer nun erst recht blendenden Schönheit — schreitet Lieschen der Linde zu und setzt sich dahin, wo so oft meine theure Mutter gesessen. Mir wandte sie den Rücken zu. Sie sang dem Kinde ein Schlafliedchen und wiegte es auf ihrem Schooße!

Ich faßte krampfhaft nach meinem Herzen. Der Athem stockte. Ich muß bleich gewesen sein, wie eine Leiche! — Die Beine zitterten, daß ich fürchtete, umzusinken.

Die Frage, die mein Herz gepreßt, sie war entschieden. Das Kind auf ihrem Schooße war ihr Kind. Sie war vermählt, das Weib Stoffels; sie war glücklich vermählt, denn sie blühte ja, wie eine junge Rose. Die Zufriedenheit

Digitized by Google

ließ sich ja von ihrem Gesichte lesen. Das Räthsel war gelöst. Mein Unglück war entschieden und unter der Linde.

Da saß die Treulose, die mir zugeschworen an dem Orte, wo sie saß!

Die Treulose! Das Wort, der Gedanke weckte mich. Zorn begann in mir zu kochen. — Meine klare Besinnung, aber auch eine Eiseskälte kehrte in meiner Brust ein, kehrte zurück, und mit ihr die Frage: Sollst du doch umwenden und so spurlos verschwinden, wie du gekommen? Aber das that's nicht! Gott vergebe mir, es erfüllte mich eine Sehnsucht nach Rache an der Treulosen, der ich nicht Herr und Meister werden sollte. Wäre die Linde nicht gewesen, die einst Zeuge der Schwüre gewesen war und die mich nun zu mahnen schien, ihr das zu sagen, ich glaube, ich würde mich ohne ein Wort entfernt haben.

Jetzt trat ich rasch vor und stand hinter ihr, am Stamm der Linde. Sie fuhr erschreckend auf. Sie ergriff ihr Kind und drückte es gegen die Brust, wandte sich um und — sah mir in's Auge.

Das währte nur eine Sekunde — dann stieß sie einen unterdrückten Schrei aus und nannte meinen Namen. — Sprachlos dann — stand sie vor mir. Die Rosen ihrer Wangen waren bleich.

Ein Gefühl erfüllte mich, für das ich kein Wort finde. — Aber soviel ist gewiß — mit dem Blicke in ihr schönes Auge war aller Zorn weg; das starrgewordene Herz schwoll. Es rannen brennende Thränen über meine Wangen. Ich erkannte, was ich verloren. Lieschen, sagte ich leise — die Linde war Zeuge deiner Schwüre. Sie ist dürre geworden und ihr Herz ist faul. Weißt du, woran das dich und mich mahnt? Ich komme mit dem freien, treuen Herzen wieder. — Du bist die Gattin eines Andern. Weißt du, daß es im schönen Mährlein heißt, an der Hand der Treulosen zerspringt der Ring der Treue, weil er nicht Zeuge der Untreue sein wollte? Du hast keinen Treuring von mir, aber die Linde war unser Zeuge — sie dörrt, der Blitz hat sie getroffen — sie will nicht der Zeuge der Untreue sein!

Diese Worte sprach ich kalt, tonlos, aber ich glaube, ich sprach sie schneidend.

Dann wandte ich mich und ging zum Lindenreuel zurück. Einen Schrei hörte ich. Er klang, wie der Ton aus einem zerrissenen Herzen. Ich wandte mich um — ich sah sie wanken — aber ich sah auch eine Nachbarsfrau herbei eilen, die sie auffing. — Sie sollte mich nicht sehen. Im Nu war ich um die Ecke und stürzte in fliegender Hast den Pfad durch den „Nußgrund" hinab, und rannte den Weg nach der Stadt, bis mir der Athem versagte und ich am grünen Raine des Weges mich niedersetzen mußte. Da saß ich lange, den heißen, schier schwindelnden Kopf in meine Hände gestützt. Niemand kam des Weges.

Endlich hörte ich Tritte.

Ein Mann blieb bei mir stehen und fragte theilnehmend: Fehlt Euch Etwas, guter Freund?

Es war ein Greis aus dem Dorfe hier, den ich wohl kannte. Ich beruhigte ihn und sagte, ich sei blos müde! Ich stand indessen auf und ging mit ihm.

Er sah mich scharf an und sagte endlich: Ich sollte Sie wohl kennen, Herr — er nannte meinen Namen. Er hatte mich erkannt, weil ich, wie er sich ausdrückte: „meinem Vater, wie aus dem Gesichte geschnitten, ähnlich sei."

Da war denn freilich um so weniger ein Zurückhalten, als der alte Leipoldt, wie er hieß, meines Vaters liebster Freund im Dorfe gewesen war.

Da hörte ich denn von der treuen, lieben Aeltern Krankheit und Tod mehr, als ich aus des Oheims Briefen vernommen, der immer so kurz und bündig gewesen war; da hörte ich die Geschichte des ganzen Dorfes während der Zeit meiner Abwesenheit; da hörte ich denn auch von Lieschens Verheirathung das Nähere.

Stoffel hatte sie von Kindheit an lieb gehabt, und näherte sich ihr immer mehr, seit ich weg war, und — nicht ohne von ihr begünstigt zu sein. Während

Digitized by Google

sie mir Briefe voll Liebe geschrieben, hatte sie ein Liebesverhältniß mit Stoffel eingeleitet.

Also überredet, gezwungen, nahm sie ihn nicht? fragte ich.

Gott behüte, rief der alte Leipoldt aus. Es war ihr freier Wille.

Wie behandelt er sie denn! fragte ich weiter.

Wie er sie behandelt? Herr — ich sage Ihnen, den Stoffel hält alle Welt für einen rauh- und widerborstigen, groben Menschen, aber das ist er nicht gegen seine Frau. Er trägt sie auf den Händen, er erfüllt jeden ihrer Wünsche. Es hat's, in Summa, keine Frau im Dorfe besser, als Lieschen.

Da zerrannen die Vorstellungen, die ich gehegt von ihrer Liebe und Treue in dem gewöhnlichen Leichtsinn, in der Leichtfertigkeit, die der Oheim Hagestolz so oft mit bittern Worten gestraft, und ich erkannte, daß es eigentlich meine Eigenliebe gewesen war, die hier alle die Einbildungen bereitet hatte. Das warf mich in mich selbst zurück und demüthigte mich, — aber das Mädchen sank tief bei mir und ich sagte mir, sie verdient den Schmerz nicht, den du um sie getragen hast.

Wir erreichten endlich die Stadt und ich beendete schnell meine Angelegenheiten, indem ich mein Vermögen flüssig machte, und die Gegend bald verließ.

In Schlesien bot sich mir eine Gelegenheit, mir eine Brauerei zu kaufen, und — dort blieb ich.

Ich kann es mir denken, fuhr er fort, daß Sie mich fragen möchten, ob ich mich vermählt? Ich sage einfach: Nein! In diesem Nein aber liegt ein verarmtes, vereinsamtes Leben. — Was mich bestimmte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Der Zug zu dem Orte aber, wo der Ausgangspunkt meines Lebens war, ist geblieben. Etwa zehn bis zwölf Jahre später kam ich noch einmal hierher. Nun war ich allen Leuten fremd, denn mein Haar war schneeweiß geworden, wie es heute ist. Die Linde war gestorben, wie meine erste und einzige Liebe. Von der Linde und Lieschen fand ich keine Spur mehr. Das nur hörte ich, daß sie ihrem Manne so lange zusetzte, bis er mit ihr und vier Kindern nach Amerika zog. Dort sind sie — verschollen. Das aber lege ich als Bekenntniß meines Innersten in Ihre Seele, daß ich Lieschen nie habe vergessen können; daß ich ihr vergeben habe; daß ich Nichts sehnlicher wünsche, als daß es ihr wohl gehen möge!

Er drückte mir die Hand und ging schweigend von dannen.

Etwa sechs Wochen später empfing ich die Anzeige aus Schlesien, daß er ein sehr bedeutendes Capital dem Dorfe vermacht, um aus den Zinsen die Besoldung des Lehrers soweit aufzubessern, daß er sorgenlos leben könne; ein zweites, um ein neues Schulhaus zu erbauen, und, daran geknüpft, die Bedingung, es müsse genau an die Stelle, wo die alte Linde gestanden, eine junge gepflanzt werden.

Alle seine Testaments-Verordnungen sind erfüllt worden.

Der kränkelnde Birnbaum wurde entfernt und die junge Linde grünt fröhlich und breitet schon ihre schattengebenden Aeste über spielende Kinder und ruhende Alte. Möchte kein Herz unter den Kindern sein, das eine ähnliche bittere Lebenserfahrung machen muß, wie der, dem die neue Linde ihr Plätzlein verdankt! — Möchte unter den ruhenden Alten kein Herz sein, das, wie das seine, treu und ächt, auf ein leichtsinnig zerstörtes Lebensglück zurückschauet!

Die Gesinnungen aber, die ihn bis an's Grab begleiteten, spiegeln seine Vermächtnisse ab. —

II.

Es war im Jahre 1846, als ich auf einer Erholungsreise in der Pfalz einen alten Freund von Anno 1817 besuchte. Nichts gleicht der Liebe und Herzlichkeit, die ich in der Familie dieses Freundes fand. Und die Erinnerungen! — Heidelberg und die Jahre 1816 und 1817 — braucht es mehr, um auszusprechen, daß in diesen Angaben etwas Großes und Schönes — ja Unvergeßliches einge-

Digitized by Google

schachtelt ist? Da sind acht Tage hingeschwunden, wie Festtage; aber es liegen auch Stunden einer gemüthlichen Besprechung in ihnen, die meist uns Beiden und den Genossen jener Zeit und ihren Geschicken galten. Von einer solchen habe ich zu berichten.

Der Hof vor dem Hause des Freundes war eine große, weite Verandah, deren Balkendecke, hin und wieder von kernhaften Eichenholzsäulen getragen, Rebstöcke überrankten, deren dichtes Laub den lieblichsten Schatten boten, während eine unaussprechliche Menge der großen blauen Trauben herabhing, welche man in der Pfalz vorzugsweise zu solchen Ueberdachungen verwendet, wenn gleich die Traube selbst nicht zu den allerbesten Sorten zählt. Die Rebsorte hat aber den Vorzug tüchtiger Ausdauer und des mächtigsten Rankens und Wachsens. Wahrebaumstammartige Rebstöcke, zu solchem Zwecke verwendet, sind durchaus keine Seltenheit.

Da tranken wir denn unsern Kaffee, rauchten unsere Pfeife, denn der Cigarre war der alte Bruder Studio von Anno damals durchaus abhold — und gaben uns dem süßen, gemüthlichen Nichtsthun, dem herzlichen Geplauder hin, das der Morgenländer „Kaf", der Italiener dolce far niente, zu deutsch: Süßes Nichtsthun, nennt, und für das der Deutsche nur den Ausdruck: „Gemüthlichkeit" hat, der freilich das ächtdeutsche Wesen bezeichnet, das in seinen ausländischen Bezeichnungen darum nicht liegen kann, weil ihnen — die Sache abgeht — und — das Gemüth.

Gegen uns über lag ein ächtes Pfälzer Bauernhaus, aus Holz gebaut, dessen Balken, Petten und Riegel roth mit schwarzen Einfaßstreifen, die Spiegel der Gefächer aber schneeweiß angestrichen waren. Zweistöckig, breit und lang dehnte sich das stattliche, Wohlstand ankündigende Haus hin, mit seinen hellen, mäßig großen, mit Blumen bestellten Fenstern und seinem rothen Ziegeldache hin, auf dessen Firste ein Taubenvolk vom buntesten Aussehen lungerte und auf einem festen Balken ein Rad befestigt war, darauf eine Storchenfamilie mit flügger Nachkommenschaft haushielt. Das Haus stand, wie alle ächten Bauernhäuser, mit dem breiten Giebel nach der Straße. Die ziemlich hohe Mauer, die sich von der Giebelecke weiter zog, hatte ein gewaltiges Bogenthor, darauf der Pfälzer etwas hält, weil es andeutet: Hier fahren hochgeladene Fruchtwagen ein! Wo die Mauer in scharfem Winkel hätte abbiegen sollen, nahm ihre Stelle eine lange, mächtige Scheune ein, die dem Hause gegenüber — nur durch den saubern Hof getrennt, hinab lief und unten, der Mauer an der Straße gleichlaufend, schlossen die großen Viehställe das längliche Viereck ab. Auch dieser Hof war hoch, wie das Hofthor von einem starken Rebendache überdeckt.

An einer Stelle aber wollte der Rebstock nicht gedeihen, es war nämlich da, wo eine mächtige, stolze Linde die Seite des Thores gegen die Scheuer beschattete. Die Rebe will ja die Sonne ungeschmälert haben, sonst kümmert sie und zieht sich zurück. Den nöthigen Schatten gibt sie sich selbst.

Eines Morgens, da wir wieder so da saßen, sagte ich zu dem Freunde: Schade, daß die Linde den schönen Rebstock da drüben an der vollen Ueberdachung des Hofes hemmt.

Die hat auch ihr Recht, sagte er, und ihre Geschichte hat sie auch. Es ist überdieß der Baum des Dorfes, die Linde, der geheiligte Baum des deutschen Volkes.

Diesen hat der alte Peter Adam, der Stammvater des dort drüben hausenden Geschlechtes, vor etwa hundertundsechszig Jahren gesetzt, dieser Peter Adam Büschler ist der Gründer des Wohlstandes der Familie, die in direkter Geschlechtsfolge sich erhalten hat.

Du sagtest, nahm ich das Wort, die Linde habe ihre Geschichte. Darf ich dich um Eins und das Andere daraus bitten, da du, wie ich voraussetze, sie kennst?

Ich will dir, du alter Geschichtenjäger, sagte er lächelnd, ein Bruchstück daraus mittheilen. Es ist zwar kein sehr heiteres, aber es spiegelt sich darin Manches aus dem Leben des Volkes ab.

Digitized by Google

Du siehst, hob er an, mein Nachbarhaus links ist auch ein stattlich Bauernhaus. Wenn „Peter Adams Haus“ seine Familie in einem und einem halben Jahrhundert nicht wechselte, so hat sie in diesem erheblichen Zeitraume dieses Haus schon drei- bis viermal gewechselt, und es geht im Volksmunde die fest geglaubte Rede: „Das Haus, aus dem ein Mörder hervorging, trägt den Fluch der bösen That bis an's Ende.“ Man sollte meinen, es wäre das ein Orakelspruch, ein unentrinnbares Urtheil des Geschickes, denn alle die Leute, die es bewohnt, sind „verdorben“ — das heißt: arm geworden, auch wenn sie in stetem Fleiße und in stiller Regsamkeit rangen, sich zu einem freieren Zustande emporzuschwingen. Die Begebenheit, welche diesem Fluche als Grundlage dienen soll, ist's, welche sich an die Linde knüpft.

Es mögen wohl etwa vierzig, vielleicht auch mehr Jahre her sein, da lebte in „Peter Adams“, wie man es kurzweg ausdrückt und „Haus“ im Sinne behält, ein dicker Bauer im holländischen Sinne des Wortes, in dem es bekanntlich „reich“ bedeutet. Hier zu Lande sagt man dafür auch „schwer“. Es war wieder ein Peter Adam Büschler, denn der Name ist in der Familie mit seltener Dankbarkeit fortgepflanzt worden bis auf den heutigen Tag. Er hatte mehrere Kinder, und unter ihnen, um es pfälzisch auszudrücken: d'Rose.

Wenn jemals ein Mädchen diesen schönsten Blumennamen mit Fug und Recht trug und er je bei Einer seine volle Bedeutung hatte, so war es bei ihr. D'Rose war eine Rose, frisch erblüht und übergossen von jenem zauberischen Blüthenschmelz, der die frischerblühte Rose so wundervoll auszeichnet. Sie war ein munteres, neckisches, aber sich ihrer bezaubernden Schönheit bewußtes, etwas gefallsüchtiges Ding, das es mit allen Burschen gut stehen hatte, von dem aber keiner sich einer Auszeichnung rühmen konnte, und der's konnte, that's nicht; es war ihm genug an dem seligen Geheimniß, das nur die Zweie — und die Linde kannten, sonst aber keine Seele ahnete.

In einem Dorfe ist das sehr selten möglich und es ist ein Beweis für die Schlauheit und Pfiffigkeit von Peter Adams Rose, daß Niemand dahinter kam.

Der Glückliche war der Sohn aus meinem Nachbarhause links. Mit seinen Aeltern ging's damals schon stark bergab und eine tüchtige Hypothek lag ihnen auf dem Halse wie eine erdrückende Last.

Hätte das Rose's Vater geahnet, der den Schatz kannte, den er in seiner Rose und in seiner „Kiste“ besaß, Himmel und Erde, das würde einen ganzen Rosenkranz von Flüchen abgesetzt haben, mit denen bekanntlich der ächte Pfälzer maulfix bei der Hand ist — ja noch mehr, ein Feuer, das bis zur Dachfirste aufgelodert wäre; denn einem Lumpenbuben gab Peter Adam d'Rose nie, die einen Mahlschatz mitbrachte, wie keine im Dorfe, der doch einem sogannten „armen Schelmen“ hätte auf gehende Beine helfen können.

Den beiden jungen Leuten war's nicht übel zu nehmen, daß sie sich lieb hatten. Von der Rose sagte ich dir, daß sie Eine und eine der Schönsten war, aber Deichlers Jakob war ein Bursche, wie ihn ein Maler schöner nicht hätte malen können, und wenn er von München heute in die Pfalz käme. — Gewachsen war er wie eine Tanne, aber stark und breitschulterig. Seine Gesichtsfarbe war etwas bräunlich, aber ungemein frisch und seine Wangen blüheten im frischesten Roth der Jugend, Gesundheit und Vollkraft. Seine braunen, großen Augen „braunten wie Brennglläser“. Seine Haare waren seidenweich, dunkelbraun, glänzend und lockig, und dabei war er flink, wie ein Eichhörnchen und ein Tänzer, nein, so gab's keinen von der Unterpfalz, die Mancher das Schinderhannesenland nennt, bis zum Reichswald bei Langenkandel!

Nun, d'Rose sah das ja alle Tage, und der Jakob die Schönheit Rosa's, und sie waren Nachbarskinder, die unter der Linde mit einander gespielt, bis das Spielen Ernst wurde und der erste Kuß das Siegel eines Bundes ward, von dem Jakob glaubte, „es beiße keine Maus einen Faden davon ab“. D'Rose meinte das auch, wenn sie in den schlau ausgewählten Stunden bei ihm unter der Linde

Digitized by Google

stand und ringsum alles im tiefen Schlafe lag, allein es gab Stunden, wo ihr auch Andre gefielen und ihr das altbayerische Schnaderhüpfel durch die Seele ging:

Drei Buab'n z'lieben —
Das weiß' i nit fern.
An'n lieb i, an'n küss' i,
An'n heirath' i gern!

Das ist freilich nicht löblich, nicht lauter, nicht sittig — aber wer kann in solch ein Mädchenherz hineinschauen? — Wer dafür Bürge werden? Zu welchen von den dreien der schöne Jakob gehörte, das wußte vielleicht d'Rose selbst nicht genau. Etwas leichtsinnig war sie, wenn auch sonst der Schatten eines Vorwurfs wegfiel.

Es ist eine schlimme Sache, wenn so ein eitles Mädchen von früh auf immer vom Reichthume, als dem höchsten Ziele menschlichen Strebens reden hört; wenn ihm diese Bedingung des Wohllebens, des sich gut und schön Kleidens oder „Putzens" dargestellt wird. Auch d'Rose legte darauf hohen Werth, weil sie d'ran gewöhnt war, allein diesen Maßstab an die Menschen zu legen — und — so wurde es zweifelhaft, wie es eigentlich mit dem armen Jakob und ihrem Herzen stand. Hing sie darum den Schleier um dies Verhältniß? Wer wußte es? — So viel aber ist gewiß, daß die Zweie vor den Leuten sich so benahmen, als gingen sie sich einander gar nichts an. D'Rose brachte dieses Verstellen meisterhaft fertig. Sie scherzte, lachte, tändelte mit Andern, aber wenn sie Abends dem Jakob die frischen Lippen küßte, sagte sie: Du bist's allein! Sieh' ich muß so thun. Weißt, mein Vater säh's nicht gern, wenn ich dich lieb hätte, und der darf nichts wissen, um aller Welt Güter nicht! —

Jakob war ein recht gutmüthiger Mensch, der aber, wenn er aufgeregt wurde, wild wie ein angeschossener Eber war, und dann Maß und Ziel gänzlich verlor. Er ließ sich schon beruhigen, aber einmal, wo sie Abends unter der Linde das wieder sagte, faßte er sie plötzlich bei der Hand und sagte heftig zu ihr: Wenn's dein Vater nicht gerne sieht, daß wir uns lieb haben, was soll's denn einmal geben, wenn wir uns heirathen können?

Es war gut, daß es stockfinster war, denn Jakob hätte gesehen, wie Rosa sich entfärbte, weil Jakob es so ernstlich meinte. Sie war so betroffen, daß sie eine Weile gar kein Wort heraus bringen konnte; als sie sich aber gesammelt, sagte sie flüsternd: Kommt Zeit, kommt Rath! Wir wollen uns keinen Kummer machen vor der Zeit! —

Mit diesen Worten schlüpfte sie zum Pförtlein und Thüre hinein, und schloß es leise zu.

Einen Augenblick stand Jakob sinnend da und fragte sich, wie er ihr Wort sich deuten solle? Er war aber auch keiner, der gerne nachgrübelte, vielmehr begnügte er sich gerne, wenn der Augenblick nur günstig war, und so blieb's ruhig in seinem Herzen, aber nicht lange.

Der Müller, welcher drunten im Thale wohnte, hatte einen Sohn, der als Mühlbursche gewandert und nun zurück gekehrt war, ein Prachtstück von einem Burschen. Dem gehörte, da er ein Sohn erster Ehe des Müllers war, und von seiner Mutter die Mühle herkam, die schöne dreigängige Mühle mit den Wiesen und Aeckern rund herum, die allein und an und für sich ein Bauerngut waren, das sich gewaschen hatte.

Diesem Müller hatte Jakobs Vater die Hypothek gemacht, die dieser jetzt kündigen mußte; denn wenn der Gottfried heirathete und die Mühle ganz sein wurde, dann mußte der Stiefvater aus der Mühle heraus, indem Gottfrieds Mutter schon lange nicht mehr lebte. Darum hatte der Müller sich umgesehen und eine Mühle im Westrich gekauft. Der Gottfried hatte auch nicht Ursache, aus Gefälligkeit gegen seinen Stiefvater noch lange ledig zu bleiben, denn er hatte ihn früher gar übel „traktirt". So war denn die Aufkündigung des in dem Gute seines Stiefsohnes reich gewordenen Stiefvaters recht bald zu erwarten, und Jakob

Digitized by Google

zitterte bei dem Gedanken, weil er nicht wußte, wo das hinaus sollte. Es sollte noch schlimmer kommen für den unglücklichen Jakob! —

Der Gottfried erschien Sonntags in der Kirche. Es war ein prächtiger junger Mensch, gekleidet wie ein Graf, nach der neuesten Mode, hatte einen stattlichen Backenbart und stellte einen Herren vor, wie es nur einem Müllerburschen möglich war, der nur hechtgraue Farbe an seinen Kleidern trug, oder „mehlgraue", wie man spottweise sagt.

Er stand auf der Orgel, wo auch Jakob in einer Ecke stand. Aller Mädchen Augen sahen nach ihm, auch Rose mit ihren großen, glänzenden Augen, die ein ganzes Herz zu heller Flamme anfachen konnten. Sie sah nicht einmal nach Jakob. Der Gottfried aber musterte die Mädchen, um — auf Rose zu verweilen. Man sah's, sie gefielen sich, und Rose's Vater, Peter Adam, hatte es auch weg und freute sich. Als sie aus der Kirche ging, begleitete sie der Gottfried bis unter die Linde, blieb dort bei ihr stehen und ihr schönes Gesichtchen glühte vor Lust und Freude, und sie sah gar nicht, daß Jakob vorüberging.

Als sie durch den Hof ging, tanzte ihr Füßchen auf dem harten Boden weil's inwendig musizirte! —

Liebhaber hast du genug gehabt, sagte der alte Peter Adam, mach' nun, daß der Gottfried ein Nehmer wird. Das war deutlich geredet und Rose lachte fröhlich auf und mochte denken: Der entgeht mir nicht! — Wenigstens konnte man das in ihren lachenden Zügen lesen. —

Drüben saß Einer und legte den Kopf auf den Arm, der auf der Tischecke ruhte, und die hellen Thränen träufelten auf die Erde. Er hatte heute mehr gesehen, als gut war. —

Abends, als der Schlaf aller Augen geschlossen, schlich er unter die Linde, aber er stand bis zwei Uhr nach Mitternacht, wo die Hähne zu krähen anhoben und — d'Rose kam nicht. Das war seit Jahren das erste Mal. Das war ein Absagebrief in einfachster Weise, ein Laufzettel in verständlicher Fassung, ohne Worte und doch beredt! — Und die Kirchweih war in acht Tagen! Die Kirchweih — nun, die eigentliche Bedeutung der Kirchweih ist längst abhanden gekommen. An den einstigen Weihetag der Kirche denkt kein Mensch, als der Pfarrer in der Predigt, und an die denkt Niemand mehr, wenn er aus der Kirche heraus ist. Das ist der Gang des gewöhnlichen Lebens. Nachmittags rasselt das „dürre Holz" — die Geige, die Clarinette schreit grell, die Trompete schmettert, der Baß brummt und die große Türkentrommel bummt — und es zuckt den Mädchen in allen Gliedern. Nun wird von 3 Uhr Mittags getanzt, oder, was bestimmter ist, gerasel, Wein getrunken, gejauchzt bis zum andern Morgen, dann wird einige Stunden geruht, und es geht von Neuem an. — Drei Tage dauert dieses Rasen, Gesundheit und Sittlichkeit zuwider. Auf diese Tage einer wilden Entfesselung aller Leidenschaften wird denn auch der alte Groll aufgespart und findet in wilder, oft von den allerschlimmsten Folgen begleiteter Prügelei seine Befriedigung! Es gibt Kirchweihen, wohin, wie auf neutralen Boden, alle hadernden Parteien der nahen Dörfer gehen, um eine Tracht Prügel zu geben, oder, je nachdem das Glück sich wendet, zu holen. Leider fehlen blutige Ausgänge solchen Raufereien nicht immer.

In den Häusern wird nicht nur alles bis zum kleinsten Winkel gefegt, sondern auch mit dem Besten, was das Haus umschließt, geschmückt. Hochauf thürmen sich die Kuchen; in Flaschen harrt der beste Wein der Lösung des Stöpsels und die Küche hat das Beste in den Topf gebracht, was man besaß oder zu haben war — denn es kommen die Verwandten, die Bettern und Basen, die Pathen und Gothen, die guten Freunde aus der nahen Stadt und „Milch und Honig fließt" in diesen Tagen.

Vorher aber muß dem Burschen die Tänzerin fest sein, die nur mit ihm und mit ihm allein, dann nur mit einem Andern tanzt, wenn er sie ihm für einen Tanz abtritt, und, in gehöriger Weise um Erlaubniß gefragt, diese ertheilt hat.

Digitized by Google

In der Mühle war es zu schneidend scharfen Auftritten gekommen. Der Gottfried hatte seinem Stiefvater förmlich gekündigt, weil er Peter Adams Rose heirathen würde. Von Seiten des Stiefvaters war nichts zu machen, als sich zu fügen. Am folgenden Tage wurde Jakobs Vater die Hypothek von vierzehnhundert Gulden gekündigt. Das war ein Blitz, der in's Mark, in's innerste Mark traf, und ein anderer hatte in das Herz des Sohnes geschlagen, denn am Abende des Tages, als in der Mühle die härteste Rede gefallen war, ging Gottfried, sorgfältig geputzt, im hechtgrauen Ueberrock in „Peter Adams".

Der brauchte keinen Freiersmann. Er war neumodisch und that's kurzer Hand selber ab, ob's gleich gegen des Dorfes Sitte und Herkommen war; aber was fragte einer darnach, der in Mainz auf den Rheinmühlen, in Mannheim und Köln gewesen war. Was kümmerte sich Gottfried um des Dorfes Sitte, wie alt sie auch war. Er war ja überdies seines Zieles sicher, das hatte er an der schönen Rose heraus, die ihm begegnet war, und, wie er den Peter Adam kannte, so wußte er es im Voraus, daß er kein Nein zu befürchten hatte, da er mit seiner Mühle in's Gewicht fiel. — In beiden Voraussetzungen hatte sich Gottfried nicht getäuscht. Er wurde, als er in das Haus trat, mit so viel Zuvorkommenheit von den Aeltern, mit so viel Freundlichkeit von Rose aufgenommen, daß er seiner Sache schon im Voraus gewiß war. Auf seinen Wunsch führte ihn Rose in den Garten, und dort gab's eine rasche Erklärung und Rose erröthete wohl; es zog wohl ein Gedanke an den treu liebenden Jakob durch ihre Seele — aber es war ein Wölkchen, das vor der Sonne vorüberzog, sie litt es, daß er sie an seine Brust zog und küßte und sie hauchte auf seine bestimmte Frage, ob sie sein Weib werden wolle, ein Ja so selig, als ob es keinen Jakob in der Welt gäbe. Jetzt eilten beide in's Haus. Jakob sah's, sah Rose's hochglühende Wange — und wußte, woran er war. —

Der alte Peter Adam war, wie es schien, sehr überrascht; meinte, man müsse das doch nicht so übereilen, aber, von Gottfried bestürmt, machte er auch ein kurzes, fröhliches Geschäft zu Ende, und gab sein Jawort. Nun wurde gesotten und gebraten, der Pathe und die Goth, noch einige Verwandte kamen, auch der Herr Pfarrer wurde gerufen und förmlich Eheverlöbniß gehalten. D'Rose war Gottfrieds Braut und am Kirchweihsonntag sollten sie zum ersten Mal aufgeboten werden.

Was wird aus mir? rief Jakob und raufte sein Haar in wilder Verzweiflung. Wir werden von Haus und Hof getrieben und Rose ist für mich verloren! Seine Sinne waren wirre. — Thränenströme flossen, aber sie beruhigten nicht. Immer wilder gohr es in seinem Herzen, immer rasender wirbelten Gedanken — einer wahnsinniger als der andere — Entschlüsse — einer frevelhafter, als der andere — in seinem Kopfe. Die Nacht kam. Er eilte hinaus. Er rannte durch Feld und Flur. Niemand sah ihn, Niemand begegnete ihm. Wohin er ging, wußte er selber nicht. —

Es schlug zwölf Uhr in langsamen Schlägen vom Kirchthurme, da fand sich Jakob unter der Linde vor Rose's Thüre, unter der Linde, wo sie ihm Liebe und Treue gelobt, wo er so glückliche Stunden mit ihr verlebt. Und seine Rose, die er mehr liebte, als sein Leben, hatte ihm Gottfried geraubt! — Da knarrte im Hofe die Hausthüre, Gottfried und Rose traten heraus. Sie begleitete ihn bis unter die Linde, an deren Stamme, ungesehen von ihnen, Jakob stand — zitternd an allen Gliedern — sinnverwirrt. —

Sie standen zwei Schritte von ihm, sie hätten hören können, wie fast stöhnend der Athem sich aus seiner Brust herausarbeiten mußte.

Er hörte ihr leises Kosen und Flüstern. — Endlich sagte Gottfried, gute Nacht, meine theure Braut! Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, dann ein wonniges: Gute Nacht von Rose's Lippen und sie sprang zum Thürchen im Hofthore, schlug es zu, schob den Riegel vor, eilte in's Haus und als sie die

Digitized by Google

Thüre schloß, verhallte ein Todesschrei unter der Linde — und — in's Herz getroffen sank Gottfried zur Erde.

Das blutige Messer flog in den nahen Brunnen — und Jakob lag wenige Minuten später in seinem Bette — und — es ist ein schreckliches Räthsel, wie es möglich war? — und — schlief bis an den Morgen.

Als Peter-Adams Magd zum Brunnen gehen und Wasser holen wollte, fand sie den Leichnam. —

Die Aufregung im Dorfe war entsetzlich. Nie war eine solche Freveltat verübt worden, seit das Dorf stand. Alles lief zusammen, auch Jakob, und Niemand ahnete, wie er zu dem Ermordeten stand, so ruhig, so völlig schuldlos war Miene, Wort, Benehmen. In Rose's Schule hatte er die Verstellungskunst gelernt. Nur ihr Auge sah ihn durchbohrend an, aber er ertrug den Blick und — was sie auch im Herzen dachte, denken mochte, ein Siegel lag auf ihrer Lippe. Sie brach es nicht! — Aber im Verlauf der gerichtlichen Untersuchung, in die selbst Rose gezogen wurde, begann das Gewissen seine schauerliche Arbeit in ihr. Sie wußte, wer der Mörder sei. Es war ihr kein Zweifel; aber sich, sich selbst mußte sie anklagen, die Schuld zu tragen, und in der That, sie trug eine Hälfte, sicherlich die größere Hälfte derselben. Sie ließ sich nicht mehr sehen unter den Leuten und, da Niemand ihr Verhältniß zu Jakob kannte, so schrieb man ihr bleiches, kummervolles Aussehen dem Schmerze um ihren Bräutigam zu. — Nur noch einmal hatte sie ihn unter der Linde gesehen. Sie standen stumm vor einander, als aber Jakob ihre Hand faßte und krampfhaft hielt, da schauerte sie zusammen, neigte sich gegen sein Ohr und stieß halblaut die Worte heraus: Laß meine Hand los! Es klebt Blut an der deinen! Ich schweige, aber wir sind geschieden auf ewig! — Jakob taumelte gegen den Stamm der Linde und ließ ihre Hand los. — Ja, sie waren geschieden auf Ewig! —

Aus der Untersuchung, die mit größter Sorgfalt angestellt worden war, ergab sich Nichts. Rose ging natürlich gereinigt von dem Verdachte daraus hervor. Es zeigte sich keine Spur, keine Handhabe, kein Verdacht.

Indessen hatte der schreckliche Tod des jungen Müllers für seinen Stiefvater keine rettenden Folgen. Die Mühle fiel an Gottfried's Verwandte mütterlicher Seite, davon Einer ein Müller im Zellerthale war. Er fand sich mit seinen Miterben ab und zog in die Mühle. Der Stiefvater verließ die Gegend und bezog die erkaufte Mühle. Er war in seines Stiefsohnes Habe ein reicher Mann geworden. Dennoch aber bedurfte er des Kapitals von Jakobs Vater, dem alten, tiefgebeugten Deichler.

Dieser lief die halbe Pfalz aus, um die vierzehnhundert Gulden auf sein Anwesen gegen hypothekarische Sicherheit zu erlangen. Es war aber kein Mensch zu finden, der es herschießen wollte, weil es nicht hinlängliche Sicherheit zu geben schien.

So blieb denn nichts übrig, als Hab und Gut zu versteigern. Das geschah denn gegen das Frühjahr; aber es zeigte sich, daß die Darleiher Nichts zu befürchten würden gehabt haben; denn der Deichler löste ein ansehnliches Kapital mehr, hinreichend, um — auszuwandern. Was blieb den Armen sonst übrig? Ihr Geld war zu wenig, ein Haus zu bauen und Gut zu erwerben; so blieb keine Wahl. —

Gegen Fastnacht — nach Gottfrieds Ermordung, waren die Auswanderer zum Zuge bereit. Es folgte ihnen viel Mitleid, denn sie hatten vorwurfsfrei gelebt — man wußte es ja nicht, wie es um Jakob stand. — Sie wurden noch reichlich beschenkt und zogen endlich von dannen. —

Seit dem heiligen Christfeste war Rose bei einer Base am Donnersberg. Jakob sah sie nicht wieder. Er zog nach Amerika mit seinen Aeltern und Geschwistern, und keine Botschaft kam nach dem Dorfe, wo die Linde stand. Rose blieb bei der Base am Donnersberg ein Jahr lang. Seit Jakob fort war, wurde sie wieder heiter. Die Rosen auf ihren Wangen kehrten wieder und mit ihnen

Digitized by Google

die volle Schönheit des Mädchens. Der Leichtsinn, der in ihrer Seele zu Hause war, trug seine Früchte wieder. Obgleich so schreckliche Erfahrungen sie gemacht, ob sie gleich sich sagen mußte, es liege eine schwere Schuld auf ihr — sie kehrte als Braut des ältesten Sohnes ihrer Base in's Dorf zurück, und wenn auch sein Vermögen dem Gottfrieds nicht gleich kam, es war doch ansehnlich genug, um den alten Peter-Adam zufrieden zu stellen, der fürchtete, seine noch so junge Rose möchte ihm als alte Jungfer sitzen bleiben.

Dieses Mal betrieb er Trauung und Hochzeit schnell und Rose war eine glückliche Frau; aber in das Vaterhaus wollte sie absolut nicht. Mit Händen und Füßen, wie man hier zu Lande sagt, wehrte sie sich dagegen. Wollte der Peter-Adam wohl oder übel, er mußte sich zufrieden geben und nun das Anwesen seinem Sohne aufsparen, der, ein rechter Spätling, nachgekommen war, als Rose schon confirmirt worden.

Was man im Dorfe von Rose hörte, das war Gutes. Es ging ihr sehr gut; ihr Mann war brav, geachtet, jetzt ein reicher Mann durch Rose's Habe, und trug sie auf den Händen. Sie hatte fünf blühende, schöne Kinder. Nur Eins verlautete, das nämlich: mit den zunehmenden Jahren sei ihre Munterkeit wie weggeblasen. Sie sei nicht mehr der Schatten von dem, was sie früher gewesen. Man kenne sie nicht mehr; sie laborire am Tiefsinn, man habe sie seit Jahren nicht mehr lächeln, zu geschweigen lachen gesehen. Duldsam, fleißig, liebevoll gegen Gatten und Kinder sei sie, aber man dürfe sie nicht allein lassen, sonst sitze sie in einer Ecke und weine trostlos, und Niemand wisse warum, weil sie Nichts sage, wie eindringlich auch ihr Gatte sie gebeten, ihr Herz vor ihm auszuschütten. Dieser Zustand könne nicht lange mehr währen, denn sie verzehre in ihrem Leide ihre Kraft. So war's auch. Sie erkrankte. In dieser Krankheit verlangte sie nach ihrem Pfarrer, einem würdigen Geistlichen. Der kam und blieb einen ganzen Tag bei ihr, nnd darauf wurde sie ruhiger, betete viel mit dem oft wiederkehrenden Pfarrer und hauchte getröstet ihre Seele aus.

Du wirst mich fragen, sagte der Freund, ob denn nicht wieder, da man doch diese Zustände kannte, im Volke der Verdacht erwacht sei, der sie einst in die gerichtliche Untersuchung bei Gottfrieds Tod verwickelt, und ob gerade der auffallende Umstand, daß sie nie mehr in das Vaterhaus zurückkehrte, diesen Verdacht nicht bestärkt habe? — Daran ist kein Zweifel, daß sie unter der Last dieses schrecklichen Verdachtes, nämlich Gottfrieds Mörderin zu sein, hinüberging zu ihrem Herrn und Richter. Dennoch waren wieder Viele, die das nicht gelten ließen, und sie hatten auch gewichtige Gründe für ihre Meinung. Der Pfarrer bewahrte das Geheimniß ihres langen Leides in seiner Brust; aber nach dem zu urtheilen, wie er, der keiner Menschengefälligkeit die Wahrheit am Grabe opferte, an ihrem Grabe gesprochen hatte, mußte dieser fürchterliche Verdacht gänzlich verstummen.

Mit dem Grase, das auf ihrem Grabhügel wuchs und ihn überzog; mit dem Einsinken des Hügels schwand auch dies Gerede, das man ohnehin nur in den allervertrautesten Kreisen und mit der ängstlichsten Vorsicht geführt hatte.

Sie stand vor ihrem Richter; die Menschen aber sollen nicht richten, damit sie nicht gerichtet werden.

Indessen ist es seltsam, daß erst nach ihrem Tode man erzählte, in welchem vertrauten Verhältniß sie mit dem armen, vielbetrauerten Jacob gestanden habe, daß es also doch mit dem Geheimniß dieser Liebe nicht so weit her war. Die es wußten, waren stille, brave Leute, die darum schwiegen, weil sonst der arme Jacob, dem sie die Treue gebrochen, am Ende noch in den Verdacht des Mordes würde gekommen sein.

Bei denen, die im Stillen der Sache nachgrübelten, und, sagte der Freund, zu diesen gehörte auch ich, kam durch diesen Umstand und seine Mittheilung doch

Digitized by Google

wieder ein neuer Verdacht auf, dieses Mal aber traf er den — Jacob. Ein unbedeutender Umstand nährte ihn.

Rose war schon eine Reihe von Jahren todt, da mußte der Brunnen einmal, weil das Wasser in einem sehr trockenen Jahre darin zu versiechen drohte, ausgefegt und vertieft werden. In dem Schutte, welchen man heraus schaffte, fand sich ein ganz verrostetes offenes Messer, dessen Stiel aus Elfenbein, dem Verderben im Wasser einen stärkeren Widerstand entgegengesetzt hatte, als das Eisen und der Stahl. Es war eines jener Messer, welche hinten an der Feder, in der Klinge eine Vertiefung haben, in welche die Feder anschlägt, und so die Klinge vor dem Zuschlagen schützt. Es war offenbar die Klinge aufgerichtet, und in der Elfenbeinplatte des Stiels waren die Anfangsbuchstaben von Jacobs Tauf- und Geschlechtsnamen sorgfältig eingeschnitten. Es unterlag keinem Zweifel und wurde von seinen Gleichalterigen und Freunden als sein Messer anerkannt. Die Klinge war lang und mußte spitz gewesen sein.

Wie war das Messer in den Brunnen gekommen in diesem Zustande? — Wäre die Klinge zugelegt gewesen, so hätte es ihm können aus dem Westensack gefallen sein, wenn er Wasser zog, denn es war damals noch ein Ziehbrunnen. Ich gestehe, daß es mich überlief, als ich das Messer in meine Hand nahm. Ich behielt es und sprach gelegentlich einmal mit dem alten Richter, der damals die erste Untersuchung geleitet. Er wurde sehr bedenklich, und als ich ihm die Liebe Rose's und Jakob's mitgetheilt, die jetzt erst offenkundig geworden, und ihn von Rose's Zustand vor ihrem Tode unterrichtet, sagte er: die Beweise reichen zwar nicht weit — aber ich fürchte, der eigentliche Mörder ist dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entwischt und lebt in Amerika, wenn er noch lebt. Lassen Sie mir aber das Messer hier. Wer weiß, wozu es noch einmal dienen kann. Das that ich, und im natürlichen Gang der Dinge ist es begründet, daß ich nach und nach die Sache vergaß. Sie sollte indeß nur zu bald wieder aufgefrischt werden!

In dem Herbste, welcher dem dürren Sommer folgte trat ein Ereigniß ein, das mit einemmal den Schleier wegriß, der auf dem Morde Gottfrieds so lange gelegen. Doch — ich muß das vorhergehen lassen, was aus späteren Bekenntnissen klar wurde.

Jacob war mit seinen Eltern und Geschwistern nach einer sehr mühseligen und gefahrvollen Reise endlich an Amerika's Küste gelandet.

Damals brauchte der deutsche Auswanderer noch nicht in die Wildnisse des fernen Westens zu ziehen, um eine ausgiebige Farm für weniges blankes Geld zu erlangen. Nicht weit von Philadelphia, im Lande Pennsylvanien fand Deichler eine wohl gelegene Niederlassung, die er bezahlen konnte. Es ging der Familie gut. Viel mußten sie arbeiten, viel mehr denn daheim; allein sie hatten, bei guter Absatzlage und sehr ergiebigem Boden, eine bessere, ja eine schöne Zukunft vor sich. Die Arbeit aber war besonders darin begründet, daß noch ein großer Theil ihres Gutes zu „klären" war, das heißt, daß noch der Wald mußte ausgerottet werden, um Aecker zu schaffen. Das war so recht willkommene Arbeit für den trübsinnigen Jacob. Er arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend; er arbeitete bis zur völligen Erschöpfung seiner Kräfte, um nur — die Gedanken zu verdrängen und den Schlaf zu finden, der ihn hartnäckig floh. Wie in Rose's Herzen, so hatte des Herrn Arbeit im Gewissen Jacobs angefangen. Der Dichter Paul Gerhard sagt:

Sein Werk kann Niemand hindern,
Sein' Arbeit kann nicht ruh'n — —

und wenn das im Allgemeinen von Gottes regierender, erhaltender, versorgender Wirksamkeit gilt, so hat es auch seine volle Bedeutung von dem, was im Inneren, im Gewissen, vorgeht, wenn eine Schuld so schwerer Art es drückt.

Die Arbeit, die sonst ein rechtes Heilmittel gegen das Weh in der Seele ist, konnte seinen Schmerz nicht heilen. Er arbeitete Tag für Tag in der

Digitized by Google

Sonnengluth und im Sturme, im Regen, wie im Schnee. Dabei sprach er kein Wort, keine Sylbe. Die Aeltern thaten Alles, ihn aus diesem Zustand zu retten, aber alle Mühe war erfolglos. So mußten sie ihn endlich in seinem Wesen gehen lassen. Seine Bejahung war ein Nicken mit dem Kopfe, sein Nein ein Schütteln desselben. Das war Alles. Kein Zeichen heiteren Sinnes sahen sie. Seine Miene war starr und finster. Der Nachbar auf der nächsten Farm hatte eine wunderhübsche Tochter. Der gefiel der stille, fleißige, schöne Jacob über die Maßen und sie ging ihm sichtlich zu Gefallen; aber es war als sähe er das Mädchen nicht; als merkte er nicht, wie lieb sie ihn habe. Er mied sie, wo und wie er konnte, und als das Nichts verfing, sagte er eines Tages zu seinem Vater:

Euere Farm ist nun im Stande. Alles Waldland ist geklärt. Der Stoffel führt den Pflug wie ein Alter. Ich möchte nun einmal weiter in's Land gehen, um es kennen zu lernen. Lasset mich gehen!

Das waren seit drei Jahren die ersten Worte, die er geredet. Vater und Mutter und Geschwister beschworen ihn zu bleiben; aber weder Worte noch Thränen änderten etwas in seinem Entschluß. Er versprach wieder zu kommen, aber sie mußten ihn ziehen lassen mit schwerem Herzem. Das Seine war schwerer.

Das Mädchen war trostlos, als sie hörte, er sei fort in's Land. Sie sah nun, daß ihre Hoffnung eitel war.

Sie hörten nie wieder etwas von ihm! —

Jahre lang mit Mangel, Noth und Elend kämpfend, durchstreifte er die Wildniß, aber das, was er suchte, fand er nicht — er fand keinen Frieden! Er kam nach Canada und nahm Dienst bei den Engländern, die damals im Kriege mit den Indianern waren. Jakob that Wunder der Tapferkeit, oder wie die Engländer sagten: der Tollkühnheit. Er suchte den Tod — und fand Auszeichnung und Ehre. Was kümmerte er sich um den Tand, der bei den Menschen so groß geachtet wird? Es war, als ob er unverwundbar wäre — denn aus allen Kämpfen, aus den wildesten und blutigsten, ging er ohne die geringste Verletzung hervor. Die Wunde, die kein Menschenauge sah, blutete und brannte fort, ja sie blutete und brannte schmerzhafter.

Was aber täglich lebendiger wurde, war der Zug nach der Heimat, der Zug dorthin, wo er das Verbrechen begangen, damit er sich dem weltlichen Richter überliefere und die Strafe leide, die in dem Worte liegt: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!"

So lange der Krieg dauerte, ging's nicht, daß er den Dienst verließ, und dieser kleine Krieg, bald hier, bald da an der weiten Grenze, dauerte viele Jahre, bis endlich die Stämme der Indianer sich zurückzogen in weitere Gebiete. Da nahm der „schweigende Deutsche", der „sprachlose Offizier", wie ihn die Soldaten nannten, seinen Abschied und eilte nach Boston, um der Qual seiner Seele ein Ende zu machen und nach Deutschland zurückzukehren.

Mit dem Eilen aber hatte es seine eigene Bewandtniß. Er mußte lange auf ein Schiff warten, und als er endlich an Bord war und das Schiff die hohe See erreicht hatte, wechselten Windstillen mit Stürmen und die Fahrt war eine der langsamsten und beschwerlichsten. Im Canale, an Englands Küste, das Land im Auge, ereilte sie einer der furchtbarsten Stürme, von denen der Canal zwischen England und Frankreich so häufig heimgesucht ist, und die die Schifffahrt in diesen treulosen Gewässern so gefährlich machen. Sie litten Schiffbruch und verloren Alles. Viele der Mannschaft verloren das Leben. Jakob rettete sich auf einen Felsen unfern der englischen Küste, und wurde nach vielen ausgestandenen Qualen, dem Hungertode nahe, gerettet von einem Fischerboote, das gerade an dieser Stelle keinen Verunglückten zu finden erwartete.

Dem tapferen Offiziere, dessen Name in England bekannt war, wurde geholfen. Er war der Gegenstand großer Aufmerksamkeit, aber er nahm sie theil-

Digitized by Google

nahmlos an. Seine äußere Erscheinung, sein eigenthümliches, schweigsames Wesen, sein klar ausgesprochener Lebensüberdruß erregte Aller Theilnahme.

Er war noch jung, das wußte man, aber sein Haar war schneeweiß, wie das eines Achtzigers. Seine Kraft war noch nicht gebrochen, aber seine Züge waren durchfurcht, seine Stirne in krause Falten gelegt. Sein Auge blickte düster. Es lag etwas Geheimnißvolles auf ihm, das Jeder ahnte, Keiner wußte, was Jeden zu ihm hinzog, und doch Keinen an ihn herankommen ließ.

Sobald es ihm möglich war, bestieg er ein Schiff, das in einem deutschen Hafen anlief.

Es war in den späten Herbsttagen, die, wie gesagt, dem dürren Sommer gefolgt waren, in denen das räthselhafte Messer im Brunnen gefunden worden war — an einem Sonntag Morgen. Wir kamen aus der nahen Kirche. Der alte „Peter-Adam", der sich in den Ausenthalt gesetzt und seinem Sohne Alles übergeben hatte, ging langsam, auf sein spanisches Rohr gestützt, neben mir und auf der anderen Seite ging sein Sohn. Der Nachbar dort war ebenfalls bei uns; die Frauen und Mädchen folgten in leisem, ernstem Gespräche. Als wir uns der Linde näherten, stutzten wir Alle über einen Anblick, der so unerwartet, so fremdartig war, daß dieß Betroffenwerden und Staunen Aller sehr natürlich war. —

Wider den Stamm der Linde hatte ein Mann seine beiden Arme übereinandergelegt, und auf diesen Armen lehnte sein Kopf also, daß das Gesicht dem Stamme zugewendet war. Die ganze Stellung wies auf eine tiefe Gemüthserschütterung hin, oder auf ein Uebelbefinden ernster Art. Der Hut des Mannes lag am Boden. Er war sehr gut gekleidet. Das Auffallendste aber war, daß die Gestalt höchstens auf einen hohen Dreißiger schließen ließ, und doch war das Haar völlig schneeweiß. Er schien an Nichts, was um ihn vorging, Theil zu nehmen.

Einige Augenblicke stand ich betroffen von der räthselhaften Erscheinung, dann aber trat ich an den Mann heran, legte sanft meine Hand auf seine Schulter, und sagte mit einer Stimme, die meine Theilnahme ausdrücken mußte: Kann ich Ihnen dienen, helfen, mein Herr? Ist Ihnen unwohl geworden? — Ich bin Arzt und wohne ganz nahe! —

Der Fremde drehte langsam sein Gesicht nach mir. In seinen Augen hingen Thränen; sein Gesicht trug den Ausdruck eines tiefen Seelenschmerzes.

Er wollte reden, aber als er die Leute sah, namentlich den alten Peter-Adam, verstummte er und sagte dann nach einigen Augenblicken zu mir: Wohlan, ich folge Ihrer menschenfreundlichen Einladung! —

Er faßte seinen Hut und ging fest und gehalten an meiner Seite zu meinem Hause. Dort erwartete mich das Ueberraschendste — das Bekenntniß dessen, was ich dir erzählt habe. Es war der unglückliche Jacob Deichler.

Nachdem er das tiefergreifende Bekenntniß abgelegt, sagte er: Ist hier irgend ein Gefährte zu haben, irgend ein Wagen, meine Beine tragen mich nicht mehr. Ich muß zum Richter. Ich will mich der strafenden Gerechtigkeit überliefern; ich ertrage es nicht mehr!

Ich selbst will Sie hinbringen, sagte ich.

Er drückte meine Hand fest und heftig. — Eine halbe Stunde später fuhren wir schon weg.

Ich kann kurz enden, sagte mein Freund, er überlieferte sich dem Gerichte. Er erkannte das Messer, als das Mordwerkzeug an. Der Prozeß wurde eingeleitet. Ich besuchte ihn noch einmal im Gefängnisse. Wunderbar war es, daß er jetzt heiter war.

Diese Ketten, sagte er, sind leicht gegen die Last im Innern!

Ich war, weil geladen des Messers wegen, vor Gericht. Dort erzählte er den ganzen Hergang, ja sein ganzes Leben. Milde waren seine Worte über

Digitized by Google

Rose, über Peter-Adam. Sich, nur sich, klagte er an, und forderte die schärfste Strafe des Gesetzes für seine That.

Alle Anwesende waren tief bewegt. Ich sah selbst in den Augen der Richter Thränen. —

Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Er wurde, da man seine That als ohne Vorbedacht verübt in dem wildesten Ausbruche der Leidenschaft ansah, nicht zum Tode, sondern zu zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt. Als ihm dies Urtheil verkündet wurde, sank sein Haupt auf die Brust; aber er unterwarf sich auch diesem Ausspruche.

Der Herr war barmherzig gegen den Büßer. Nur anderthalb Jahre trug er die Ketten. Seine Kraft mußte doch innerlich gebrochen gewesen sein. Er starb nach kurzer Krankheit.

Ich sah ihn nicht mehr. Gott sei seiner Seele gnädig! —

Amen! sagte ich aus Herzensgrunde.

Das Gespenst.

Von C. W. Stromberger.

Der alte Gern war brustleidend. Viele Jahre hatte er gedoktert. Nur als die zwei Arzneien, die ihm der Doktor in der Stadt und der Doktor im Nachbarorte verschrieben hatten, nicht helfen wollten, hatte er sich an den Hofschäfer gemacht. Der braute in den Nächten zwischen den Jahren einen Trank von Wachholderbeeren, und der Trank schaffte Linderung. Indeß der alte Gern war wie ein alter Kessel, es ließ sich ein Löchern an ihm flicken; das hielt aber nicht auf die Dauer. Weil denn der Mann viel Schmerzen und Beängstigung auszustehen hatte, war er oft gar verdrießlich und wunderlich. Seine Frau Margreth, eine rüstige Person, hieß ihn auch „den alten Narren". Wie sie denn ein rauh' Weib war, wünschte sie nicht nur heimlich, sondern vertraute es auch des Nachbars Ammichen, ihrer Schulkameradin, sie wollte, der alte Narr wäre todt. Das Ammichen hat's denn weiter gesagt, und so wußte das halbe Dorf, daß dem alten Gern das Leben nicht gegönnt, daß er seinen Leuten zuviel war. Was nun weiter gesagt wurde, von schlechter Kost und Aufwartung, war nicht ganz ohne; aber die Margreth beschwichtigte ihr Gewissen damit, jetzt laste alle Arbeit auf ihr und ihrem einzigen Sohne Hannhenrich. Dieser Hannhenrich, das einzige Kind, war ein großer starker Bursche, wie gewachsen zum Grenadier, eines Hauptes höher als seine Spielkameraden. Mit seiner Stärke und Größe stand aber sein Muth in gar keinem Verhältniß. Er ging gar nicht gern Abends allein, und was hätte er d'rum gegeben, wenn sein Schatz im Dorfe gewohnt hätte! Seine Anna wohnte aber in dem Weiler, der eine halbe Stunde entfernt lag.

Als er sich die Gelegenheit ausgemacht, war's Ende März; da lief er in der Dämmerung hin. Den Sommer über ging's auch gut. Hannhenrich fand immer Kameraden, die mit ihm liefen zur Gesellschaft, wenn es auch einmal einen Schnaps kostete. Nun kam aber der Winter und zwar ein harter Winter. Da fanden sich die Kameraden selten, am ersten noch Montags Mittags, so daß sie mit dem Abend heimkehrten. Zwei-, dreimal mußte Hannhenrich allein fort. Als er aber an die Waldecke kam, wo das alte Gemäuer stand, überkam ihn jedesmal eine große Angst; denn dort ließ sich ein schwarzer Vogel sehen, und wenn der durch die Bäume flatterte und ächzte, da war's ihm ganz gruselich; er fing an rasch zu gehen, denn er meinte der „Gottseibeiuns" schwebe hinter ihm her. Kam nun der Hannhenrich nach Haus und sah verstört und blaß aus, so rief ihn die Mutter auf den Hausflur, fragte ihn aus, was ihm denn

Digitized by Google

begegnet sei. „Mein guter Sohn“, sagte sie, „setz dich an's Feuer, ich koch' dir noch ein Schälchen Kaffee. Ich hab's gespürt, daß meinem Herzblut was zugestoßen ist. Ich hatte vorhin gar keine Ruhe. Der Vater war wieder so wunderlich, und es war ihm gar nichts recht. Ich hab ihn ausgescholten. Da fing er an zu schreien und zu weinen. „„Sei still, du alter Narr““, sagte ich. Darauf ward er still und legte sich in's Bett, und nun schnarcht und röchelt er, der alte Narr, daß ich's nicht drin in der Stube aushalten konnte. Ich mußte mein Spinnrad stehen lassen, und ging heraus und brannte Kaffee. Laß ihn schlafen den alten Narren.“

Der Sohn Hannhenrich sagte wohl einmal: „Mutter, scheltet nicht mit dem Vater. Die längste Zeit hat er hinter sich“. Wie jedoch Alles zur Gewohnheit wird, stellte auch er seine Bitte allmälig ein und hörte gedankenlos; trank aber etliche Schälchen Kaffee, das Gruseln verschwand und er und Mutter Margreth gingen zu Bette.

So war es fortgegangen zu Anfang der Winterzeit. Die Krankheit des alten Gern wurde schlimmer. Er überlebte noch Frühjahrs Anfang, starb aber in den ersten Tagen des April nach der Bauernregel: „Was der März nicht will, nimmt der April“. Der alte Gern wurde öffentlich beerdigt. Mutter und Sohn weinten sehr, auch die Verwandten. Der Sohn war wirklich ergriffen, auch war er von jetzt an für Alles verantwortlich. Margreth dachte an das viele Gute, das sie ihrem Manne angethan, — was aber nicht so weit her war —, und so hatte sie doch Thränen, wenn auch nur ihre eigene Gutthat und Tugend beweint wurde. Auf dem Tröster dachte man an die Jugendzeit des alten Gern, sein wunderlich' Wesen ward nicht vergessen; alle aber wünschten ihm die ewige Ruhe und tranken noch einmal Schnaps dazu. Das hörte auch Margreth, als sie gerade eine Schüssel voll Käse hereintrug; sie sah zerstreut um sich her, als glaubte sie nicht daran, daß ihr Mann Ruhe hätte. Das Gewissen machte ihr doch heimlich Vorwürfe, sie hatte auch die letzten Nächte nicht geschlafen und in dem Halbwachen meinte sie bei dem geringsten Geräusch, den alten Narren schnarchen zu hören. Der Tröster ging vorüber. Nur der Nachbar Konrad blieb noch und dessen Bleiben war bald erklärt. Er setzte Mutter und Sohn auseinander, der Hannhenrich müsse jetzt das Werk übernehmen, er hätte schon längst gesehen, daß der Hannhenrich seines Vetters Anna gern sehe und ihr zu Gefallen ginge; das sei ein braves Mädchen, man müsse jetzt die Sache betreiben, daß die Hochzeit sein könne in der Kartoffelärnte. Das leuchtete Mutter und Sohn ein.

Die Feldarbeit ging an. Das zerstreute den Sohn, der frühmorgens ausging und mit der Nacht heimkehrte. Die Mutter hatte das Kochen und Viehfüttern. Abends schrack sie oft plötzlich auf, sie meinte den alten Narren schnarchen zu hören und sah mehr als einmal nach dem Bette, ob ihr Mann nicht d'rin liege. So wurde sie geplagt von Furcht und Angst, weil sie ihr Gewissen verklagte. Die Kartoffelärnte kam; aus der Hochzeit ward noch nichts. Sie verschob sich wegen der Heirathspapiere, dann wegen Arbeiten, und so ward es abermals Weihnachten. Am zweiten Weihnachtstag waren sie aber doch proklamirt worden, und es konnte die Hochzeit nicht mehr lange dauern..

Nun war es Sitte, daß am letzten Abend des Jahres ein Abendgottesdienst stattfand, um 7 Uhr anfangend. Anna war herübergekommen. Nach der Kirche sollte sie Hannhenrich nach Haus führen. Es waren aber noch andere Mädchen aus dem Weiler mitgekommen. Hannhenrich konnte keinen Kameraden für den Rückweg finden. Deßhalb suchte er so lange an einem Vorwand, bis er einen hatte, und verabschiedete sich vor dem Dorfe von seinem Schatz, der mit den Mädchen und den Männern nach Haus zog. Was sollte Hannhenrich jetzt anfangen? Zu seinen Kameraden gehen, die ihm die Begleitung abgeschlagen, das wollte er nicht. Diesen sagen, er habe sich gefürchtet, dessen schämte er sich. Auf der Gasse herum laufen und in die Fenster sehen, das fürchtete er, würde seiner Anna erzählt und diese ihm falsch gemacht. „Ei, ich lege mich in's Bett“,

Digitized by Google

ſagte er endlich zu ſich. Wie er an die Thüre kommt, iſt ſie verriegelt. Er greift aber zum Drückerloch hinein und macht auf. Er riegelt wieder inwendig zu. Die Mutter Margreth fand er nicht zu Haus. Er wußte, daß ſie an den Abenden, wo er über Feld ging, mit dem Spinnrad in's Haus der Wäſchen Lene ging. Dort war ſie auch heute, und die Weiber waren im beſten Zug. Eben war das Geſpräch an dem Abendgottesdienſt und die Ellermutter, die Ammichen meinte, ſo kräftig hätte ſie den 103. Pſalm noch nicht auslegen hören, und das hätte ihr in's Herz geſchnitten, wie der Pfarrer geſagt, der liebe himmliſche Vater möge doch auch das Lob aller derer, die es in der letzten Stunde des Jahres ſagten, in Gnaden annehmen, ja auch das Lob deſſen, der ihn das ganze Jahr vergeſſen hätte. Ja, liebe Nachbarn, wenn doch das Wort Gottes die Herzen aller derer erfaßt hätte, die heute in der Kirche waren, es würde das neue Jahr für unſer Dorf gewiß „ein glückſeliges neues Jahr ſein!“ So zog das Geſpräch hin und her, Altes und Neues wurde aufgetiſcht und auch Kaffee getrunken. Zuletzt kamen noch Geſpenſtergeſchichten an die Reihe, als neueſtes Ereigniß wurde mitgetheilt, daß in des Pfarrers Stall eine Hexe gemolken habe, und das ſei Niemand anders geweſen, als die bucklige Thorbärbel, die am kleinen Häuschen des Niederthores wohnte. Der Frau Margreth wurde es bei dieſen Erzählungen recht unbehaglich zu Muth. Sie hatte ſchon lang aufbrechen wollen, ſie konnte aber heute gar nicht zum Entſchluß kommen. Es hatte ſchon elf geſchlagen, ehe ſich die Geſellſchaft trennte unter der Verſicherung, daß es auch im neuen Jahre beim Alten bleiben ſolle, und es iſt auch wirklich bei den Meiſten beim Alten geblieben in Bezug auf Neid, Mißgunſt und verſteckten Haß.

Frau Margreth trug ihr Spinnrad in der rechten Hand. Hie und da begegnete ihr eine Schaar ſingender Burſchen. In den meiſten Häuſern brannte noch Licht. In ihrem Haus war es dunkel. Sie kam an die Thüre. Wird der Hannhenrich daheim ſein? „Gewiß, der iſt noch bei der Anna! Und ſollte er auch ſchon im Dorf ſein, ſitzt er doch heute bei den Kameraden, ſo ordentlich er auch ſonſt iſt.“ Sie riegelt auf und riegelt zu. Das Spinnrad ſtellt ſie auf den Hausflur, geht an den Herd, ſtellt die Lampe herbei und will Licht machen. Ein Hölzchen geht aus. Da war's ihr in dem matten Schein, als ob die Thüre aufſtehe. Sie wagt kaum hin zu ſehen. Das Blut ſtockt, ſie athmet ängſtlich. Sie ſtreicht ein zweites an. Es geht wieder aus. Jetzt wallt das Blut und das Herz fängt an zu ſchlagen. Sie greift noch einmal zum Zündholz. Jetzt geht's, aber mit zitternder Hand iſt das Oellicht angeſteckt. Was nun? Die Thüre ſteht wirklich auf! Die Katze hat's vielleicht gethan! Wenn aber ein Geſpenſt — ſie faßt ſich zuſammen, nimmt ihr Spinnrad. Jetzt iſt es ihr, als hörte ſie ein Geräuſch. Sie geht, in der Linken die Lampe, in der rechten das Spinnrad, auf die Thüre zu. Sie tritt hinein. Was erblickt ſie, und hört ſie? „Der alte Narr“ liegt im Bett und er iſt's, er ſchnarcht fürchterlich, er hat ſeinen Kopf nach der Wand gedreht. Dies ſehen, das Schnarchen hören, bringt ſie in Verzweiflung. Sie wirft das Spinnrad in die Stube und das Licht dazu und ſchreit: „Feuer! Feuer!“ Sie ſtürzt hinaus auf die Straße. — Von dem Gelärm und dem Fall des Spinnrads war Hannhenrich, der das Schnarchen von ſeinem Vater, außer einem Nachlaß von Schulden, geerbt hatte, aufgewacht. Der iſt nun auch ſchlaftrunken, hört aber gleich, daß es ſeiner Mutter Stimme iſt, die „Feuer“ ſchreit, ſpringt auf, und läuft im Hemde hinaus, holt Zündhölzchen herbei um die Laterne, die in der Stube ſtand, anzuſtecken.

Margreth war auf die Straße geſtürzt und ſchreit „Feuer“. Die Nachbarleute laufen voll Angſt aus den Häuſern. Auf befragen, wo es denn brenne? — ſtößt ſie heraus. „Liebe Nachbarn, es brennt ja nicht! Mein alter Narr iſt wieder da! Er liegt im Bette und ſchnarcht!“ Das war nun den Nachbarn doch bedenklich; ſie holen alſo raſch Lampen und Laternen herbei, und einige kouragirte Männer gehen mit Vorſicht auf die Hausthüre zu. — Der Hannhenrich hatte unterdeß die Streichhölzer halb verſtrichen und endlich die Laterne

Digitized by Google

zum Brennen gebracht. Er hatte eben das Oellicht hineingestellt, und ärgerlich über die schlechten Streichhölzer faßte er die Laterne in der rechten Hand und ging mit großen Schritten auf die Hausthüre zu. In diesem Augenblick wollen die Nachbarn mit Laternen eintreten, — da sehn sie eine große Gestalt — weiß, im weißen Gewand, ein Gesicht, wie der alte Gern! Der Vorderste ruft: „Herr Jesus!“ — dreht sich um und drängt zur Thür hinaus. Die hinter ihm sehen jetzt erst die weiße Gestalt. Alle, vor Furcht und Angst, beben zurück, auch Margreth. Es stürzt Einer und da liegt der ganze Haufe über einander und drunter die Margreth und schreit und betet. Das ist ein Fluchen und Angstgeschrei durcheinander, und draußen auf der Straße steht alles voll Leute und auch diese heben an zu zittern. Und die weiße Gestalt, „der alte Narr“, wer kann's sonst sein? — schreitet vorwärts. Mit jedem Schritt näher wächst die Angst. Jetzt bückt er sich. Endlich spricht er: „Ihr Nachbarn, was ist denn passirt? Wo brennt es denn? Mutter, was wollt ihr denn?“ Und diese Worte fielen wie Thau auf ein lechzend Land. Ein Mann nach dem andern rafft sich zusammen und erkennt des jungen Gern Stimme. Die Mutter kann nicht sprechen vor Schrecken. Endlich ermannt sie sich und nun klärt sich denn eines nach dem andern auf. Das Gespenst war verschwunden. Aus der Angst wurde Lachen und Beschämung. Ein ganzer Haufe Volks war zusammen und der lustige Spaß war ein willkommener Unterhaltungsstoff. Unterdeß war es 12 Uhr geworden. Als die Glocke ausschlug ward es stille, denn mit dem letzten Glockenschlag hub der Singverein an zu singen vor dem Pfarrhaus. „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen, hilf das neue Jahr geht an.“ Dorthin zog jetzt die Menge und hörte die Lieder an. Darauf verlief sich ein Jeder nach Haus. Der Gespensterglauben hatte aber durch diese Neujahrsgeschichte einen empfindlichen Stoß bekommen und die alte Margreth verlernte ihre Furcht. Man sah sie aber bei der nächsten Beichte viel blässer als sonst, und sie ward stiller im Geist. Den jungen Eheleuten stand sie treulich bei, sie sprach nie mehr von „ihrem alten Narren“, sondern sagte dann immer: „mein Mann selig, Gott laß ihm die ewige Ruh.“

Gibraltar und die Einfahrt in die Straße.

Von E. Heusinger.

Schifft man aus einem nördlichen Hafen, zumal in der winterlichen Jahreszeit, nach dem Mittelländischen Meere, so freut man sich, wenn die wegen ihrer anhaltenden Stürme gar übel berüchtigte Bay von Biscaya hinter uns liegt. Aber erst dann überkommt den Reisenden ein behagliches Gefühl, wenn er das hohe Felsencap von St. Vincent erreicht hat, dessen thurmartige Warte schon lange erkenntlich war und nach Umschiffung des Vorgebirges noch längere Zeit in Sicht bleibt. Ein wärmerer Lufthauch und das tiefere Blau des Himmels bezeichnet mehr und mehr die glücklichen Regionen, wo der Winter seine Strenge verliert. — Aber auch die Weltgeschichte wird Veranlassung, daß man die Gewässer, auf denen das Schiff seinen Lauf jetzt verfolgt, mit höherem Interesse beobachtet.

Es ist der Theil des Oceans, auf dem Vasco de Gama im Jahre 1498, noch ungewiß wohin, in die leere Weite hinaus steuerte, um Ostindien zu entdecken, wodurch Lissabon reich wurde, indem der Welthandel von Genua und Venedig nun fast während eines Jahrhunderts ausschließlich in seine Hände kam. Es ist das Stück vom Meere, über welches der ritterliche König Sebastian in den Kampf nach Marocco zog, um nie wieder heimzukehren in sein Reich; dessen dem Menschen stets dienstbare Wogen Johann VI. auf der Flucht vor den eingedrungenen französischen Heeren nach den fernen Gestaden von Brasilien

Digitized by Google

trugen; dasselbe, auf denen Don Pedro, sein ältester Sohn, als ein enthronter Kaiser in das väterliche Königreich heimkehrte, um es für die kaiserliche Tochter zu beschützen gegen den jüngeren Bruder Don Miguel, der schon die verwegene Hand darnach ausgestreckt hatte. Fährt man diese Küsten entlang, die sich hin und wieder in blauen Höhenzügen deutlich erheben, dann wieder verflachend hinter Duft und Meeresschaum verschwinden, erhält man zum ernsten Denken gar vielen Stoff, während sich für die Einbildungskraft durch das Ausmalen der hinter den Bergen verborgenen schönen Landschaftsbilder ein weites Feld eröffnet.

Flach und öde erscheint das Land, sobald man sich den Küsten von Andalusien nähert. Nur einmal treten sie wieder schöner in den scharfen Umrissen der Gebirge von La Rota hervor, bis sie in den Dünen auslaufen, auf denen die schöne Stadt Cadix mit ihren langgedehnten, blendend weißen Häuserreihen, als sei sie aus dem Meeresgrunde heraufgewachsen, ein überraschend schönes Bild darbietet. Den Anblick der ächt spanischen Gebirgsnatur, ernst und strenge anzuschauen, fast wie die ganze stolze Haltung seiner Bewohner, die an die Volksstämme erinnert, welche vor Jahrhunderten in diesen Theilen von Spanien heimisch waren, gewähren die vereinzelten hohen Vorgebirge von Trafalgar und und La Plata. Es sind die berühmten Punkte, deren Namen den großen Nelson verherrlichen und der Nachwelt die Erinnerung an den blutigen Seekampf auf ewige Zeiten erhalten werden, in welchem die englische Flotte die bedeutend überlegene spanisch-französische Armada bis auf wenige Schiffe vernichtete.

Sowie man nun aus diesem weltberühmten Meeresstriche in südöstlicher Richtung der Meerenge von Gibraltar zusteuert, wird man bei hellem Wetter im Cap Spartel die afrikanische Küste gewahr. In gewissen Jahreszeiten und bei geeignetem Winde empfindet man schon hier den eigenthümlich warmen Luftstrom, wie er aus den Steppen zu den Nachbarländern zieht, und z. B. in Sicilien, unter dem Namen Sirocco, Menschen und Thieren, obgleich seine Glut durch die Reise über das Meer schon bedeutend abgekühlt ist, oft mehrere Tage lang sehr lästig wird; in Oberitalien und Tyrol nicht minder, und sich als Föhn in der Schweiz ankündigt.

Auch die Strömung nimmt jetzt sichtbar in ihrem Drange nach Osten zu, je mehr die Wasser durch die einander mehr und mehr nähertretenden Welttheile eingeengt werden. Man bemerkt den rascheren Zug der Wellen deutlich am Kiel und am Buge des Schiffes, hauptsächlich an dessen Spiegel, wo die durch den Druck des Fahrzeuges verursachte Glätte nicht mehr wie sonst bemerkt wird, je tiefer das Schiff in das Becken eindringt. Als ein solches aber muß es dem Unkundigen erscheinen, weil hüben und drüben, auf der afrikanischen Küste ostwärts von Tanger, und von Tariffa auf der europäischen Seite, die am äußersten Horizont sich aufthürmenden Gebirge sich dermaßen vor- und ineinander schieben, daß ein Neuling schon in den nächsten Stunden ein weiteres Vorsegeln für unmöglich halten möchte.

In einer ruhigen Nacht vernimmt man jetzt bald von der einen, bald von der anderen Küste das Donnern der die Felsenwände peitschenden Brandung, je nachdem es von dem oft wechselnden Lufthauche herübergetragen wird.

Während das Fahrwasser in der Mitte grünlich, fast durchsichtig erscheint, nimmt das Meer, weniger an der spanischen, desto auffallender unter dem langen Schatten der afrikanischen Gebirge, die dort, wo die spanische Festung Ceuta in die Felsenspalten hineingebaut ist, in ihrer fast völligen Nacktheit wie stürmende Titanen zum Himmel aufragen, eine fast nachtschwarze Färbung an. Die kleinen längs der Küste hinstreichenden Fahrzeuge nehmen sich mit ihrem lichten Segelwerk wie Schwäne aus, welche im stillen Frieden über die dunkeln Fluthen dahin ziehen.

Land und Meer haben allmälig einen so ernst erhabenen Ausdruck angenommen, daß den Reisenden unwillkürlich eine Ahnung des ihm noch vorbehal-

Digitized by Google

tenen größeren Anblickes überkommt. Und es ist wirklich ein Weltwunder, groß und erstaunlich, wie wenige andere, das sich jetzt vor seinem überraschten Blicke entfaltet, und sein tiefstes Innere ergreift, indem es von der Allmacht des Schöpfers ein so sprechendes Zeugniß ablegt. Statt an der Welt Ende zu stehen, steht er ein Thor vor sich geöffnet, aus Granitkolossen zweier Welttheile aufeinander gethürmt, scheinbar so eng, daß man vom diesseitigen riesigen Pfeiler den gegenüber stehenden durch einen Steinwurf glaubt erreichen zu können, und dennoch weit und breit genug, um die gewaltigen Massen des Oceans und auf ihrem schäumenden Rücken die mächtigsten Kriegsflotten und die Kauffahrer aller Nationen mit ihren kostbaren Frachten hindurch zu lassen. Wohl ist es ein Weltwunder zu nennen, dieses alte Felsenthor, durch welches das Weltmeer nun seine Fluthen weiter in das von drei Welttheilen gebildete große Becken ergießt, aus dem es bald ruhig, bald stürmisch, in ewigem Kreislaufe aus dem Ocean zum schwarzen Meere, vorwärts und rückwärts zieht, in ewiger, nie stockender Bewegung. Könnte man mit diesen Wellen sprechen, was würden sie Alles erzählen können von dem, was sie gesehen haben seit Erschaffung der Welt!

Am interessantesten wird die Reise durch die Straße von Gibraltar, wenn die Durchfahrt wegen entgegenstehender Winde nur durch Laviren bewerkstelligt werden kann. Dann ereignet es sich wohl, daß man an einem Tage vier bis fünf Mal der afrikanischen Küste auf der Höhe von Tanger und eben so oft bei Tariffa der europäischen Küste so nahe kommt, daß die Bewohner in ihren so verschiedenartigen Trachten, die Fischer bei ihrer Beschäftigung, ja feierliche Processionen und Wallfahrten auf der spanischen, drüben aber Karawanenzüge von Tanger, die von Reitern mit langen Lanzen umgeben in's Innere ziehen, deutlich mit dem Glase zu erkennen sind.

Ob die beiden Welttheile, so wichtig für die Cultur- und Völkergeschichte, einst zusammengehängt, oder wie viele Jahrtausende dazu gehört haben, sie von einander zu trennen — davon weiß kein Geschichtsschreiber Wahres zu erzählen. So viel aber ist gewiß, daß die Spanier noch jetzt Vieles mit ihren arabischen Nachbarn gemein haben, was für die frühere engere Verbindung der beiden Nationen bezeichnend ist.

Hat ein Schiff die Bestimmung, vor weiterer Fortsetzung der Reise in die schöne Bay einzulaufen, die von Gibraltar und gegenüber von Algesiras und St. Roque gebildet wird, so nimmt es seinen Lauf hart am Eingange der Straße in die nordwärts sich öffnende Bucht, über welcher der berühmte mit vielen hundert schweren Geschützen bewaffnete Felsen auf der Punta von Europa, als ein unantastbarer Schirmherr für England die sichere Wache hält.

Sind endlich im Angesichte des schönen Paradeplatzes von Gibraltar die Anker gefallen, so tragen linde Lüfte den süßen Duft herüber, welcher erst recht eigentlich an die Ankunft in den glücklichen Himmelsstrichen gemahnt, wo die Myrthe immer grünt und die Goldorange unter Blüthen reift, die im tiefen Süden von Europa von keinem Froste getödtet werden. Während das Haupt des zwischen 1400 und 1500 Fuß aufragenden Felsens grau, fast kahl, zu den Wolken aufschaut, erblickt man von dessen Fuße bis zur Mitte, um die ganze untere Stadt herum in jeder Senkung des Bodens das herrlichste Grün, die schönsten Fruchtgelände, Blumengärten und Orangenwäldchen hin und wieder von starken Weinreben durchschlungen, deren goldschimmernde Beeren an Güte denen von Malaga gleichkommen. Ziegen, Schafe, selbst Kühe suchen ihre gedeihliche Nahrung zwischen den Anlagen in den Vertiefungen. Die Ziegen aber ersteigen die höchsten Felsgipfel und stellen in ihren lustigen Sprüngen und halsbrechenden Stellungen höchst lebensvolle Bilder dar, besonders wenn sie mit einem der Affen zusammengerathen, von denen noch ziemlich zahlreiche Familien die Spalten des Berges nach Mittag hin bewohnen.

Gibraltar, von den Mauren Gibel-al-Tarick, Berg des Tarick, genannt, nach einem an der Nordseite noch bestehenden Kastell, welches einem ihrer Häupt-

Digitized by Google

linge bei ihrer Vertreibung aus Spanien die letzte Zuflucht gewährte, wurde von den Römern und Griechen mit dem gegenüberliegenden Abyla Ceuta „die Säulen des Herkules“ genannt, sowie auch die von den letzteren angelegte Colonie Heraklea, wahrscheinlich von dem Herkules, den sie göttlich verehrten, den Namen erhielt. Carl IV., die Wichtigkeit des Platzes erkennend, ließ dieses äußerste Vorgebirg von Spanien durch deutsche Ingenieure befestigen. Aber erst nachdem die Engländer im Jahre 1716 davon Besitz nahmen, ist es als unüberwindliche Festung der Schlüssel zum mittelländischen Meere geworden. Sehr irrig ist die in der Neuzeit hin und wieder ausgesprochene Meinung, daß Gibraltar nach Afrika hin nicht fest sei. Es ist fast kein Fleck um den Felsen herum zu finden, wo nicht die schwersten Geschütze angebracht sind, deren Mündung besonders gegen die Bay und die Meerenge gerichtet ist. Ihre Zahl beläuft sich über 450 Stück, die nach einem bis jetzt noch bestehenden Gebrauch alljährlich bei dem königlichen Geburtstage um eins vermehrt werden. Die schwersten Stücke stehen unten.

Die leichtern, d. h. 24 und 48 Pfünder lagern in ringsum in den Felsen eingehauenen Gallerien, in geringer Entfernung von einander. Ihre dunkeln Mündungen erkennt man nicht eher, als bis, wie aus dem Krater eines Vulkanes, eine blaue Rauchsäule emporwirbelt, der ein Donnerschlag folgt, welcher den Felsen erbeben macht, während er sich im fortrollenden Echo an den hohen Küsten gegenüber unzählige Male wiederholt. Das Abfeuern sämmtlicher Geschütze an des königlichen Oberhauptes Geburtstag rings um den Felsen herum macht eine ungeheure Wirkung und lockt zahllose Zuschauer von der spanischen Seite bis in die Nähe der schmalen, stark verschanzten Landzunge, welche die Festung Gibraltar mit dem alten Lande verbindet.

Gibraltar ist aber auch, seitdem es in den Besitz der Engländer gekommen, nicht allein nach allen Seiten hin stark befestigt, sondern auch, soweit es der Boden erlaubte, verschönert und die Mühe des Hinaufsteigens wird reichlich durch den Anblick, sowohl wegen der einzelnen Schönheiten, als wegen der beherrschenden Aussicht, welche der Gipfel des Felsens gewährt, belohnt. Der Anblick gehört zu den großartigsten in der Welt. Kaum dürfte es einen zweiten Fleck geben, wo sich so überschaulich wie hier die Geschichte von Jahrtausenden vor dem Innern entrollt; wo uns die Bilder der Reiche und Städte vor Augen treten, welche einst diese Meere beherrschten und die der vielen großen Männer, welche an denselben Küsten, nach langen Kriegen die Künste des Friedens erweckten, Handel und Wandel von Meer zu Meer bis zum hohen Norden von Europa verbreiteten und so die Vorläufer der Bildung wurden, welche, im Oriente entspringend, allmälig Wurzel faßte unter den mehr oder minder noch in tiefer Unwissenheit befangenen Abendländern. Die Urheber aber von so vielem Großen, Guten und Schönen sind schon lange mit dem Staube der Wüste verflogen, ihre Prachtbauten in Trümmer versunken und ihre Häfen sind versandet, daß ihre Stätten kaum noch aufzufinden sind!

Hoch über den Wasserspitzen der zahllosen Schiffe hinweg, welche ununterbrochen die Meerenge durchziehen, zwischen Gibraltar und den grauen Mauern von Ceuta, wo Spaniens größte Vaterlandsfreunde, unter anderen der tapfere General Ballesteros, zum Lohn für ihre großen Dienste Jahre lang in Ketten und Banden fast verschmachteten, erblickt man eine weite Wüsten-Steppe. Karavanen, die ihre Waaren von Gibraltar geholt, ziehen mit ihren hochbeladenen Kameelen gen Tanger und von da weiter in's Innere von Marocco. Zur selben Zeit, wo man bei einem Blick unten auf die Stadt die schöne Welt und englische Offiziere in glänzenden Uniformen bei einer vom Gouverneur abgehaltenen Parade erblickt und das Volkslied, von einem tüchtigen Musikcorps vorgetragen, zur Höhe hinauf schallt, bedarf es nur einer Wendung, um drüben auf einer Gruppe von Mauren zu verweilen, die um ein Feuer kauern, an dem sie ihre Brodkuchen backen, während ihre Lastthiere, ein Dromedar und ein paar

Digitized by Google

Esel, ihre dürftige Nahrung zwischen dem stachligten Cactus herausſuchen, den der Boden in Ueberfülle hervorbringt.

Wenden wir uns jetzt noch einmal rückwärts! O, wie gern möchte man da auch jenſeits der Bay, von der reizenden Umgebung von Algeſiras und St. Roque gefeſſelt, über den Bereich der Feſtungswerke hinaus, welche terraſſenförmig übereinander die ſchmale Landzunge, die einzige Verbindung mit Spanien, beherrſchen, in das Innere des altromantiſchen Landes einen Spaziergang machen! Aber, da ſteht drüben die ſpaniſche Schildwache und ruft Gleiches mit Gleichem vergeltend: „Halt, nicht weiter!“ Die Engländer geſtatten nämlich ſelbſt in Friedenszeiten den Spaniern nur Beſuche zu Schiff, nicht über die Landverbindung herein zu machen. Aber es iſt allzu ſchön an jenen fruchtreichen grünen Ufern, als daß es die Engländer unterlaſſen könnten, ihren ſpaniſchen Nachbarn in kleinen Luſtdampfern einen Sonntagsbeſuch zu machen. Dieſe ſind nicht unzufrieden mit dieſen häufigen Luſtfahrten, bei denen ſich immer auch vornehme Damen betheiligen, weil ihnen die Offiziere, überhaupt die vornehme Welt vom neuen Gibraltar, manchen alten ſpaniſchen Piaſter zu gut kommen laſſen. Aber die ſpaniſchen Damen ſind zu ſpröde und die Dons mit einzelnen Ausnahmen zu ſtolz, um dieſe Beſuche in gleichem Maße zu erwiedern.

Gibraltar iſt, ſeitdem es ein engliſcher Platz, der Hort für politiſche und religiöſe Meinung, und ein ſehr bedeutender Handelsplatz für alle Nationen geworden, für Chriſten, für Juden und für Mauren, die gute Geſchäfte miteinander machen, wenn nicht immer zu Gunſten der ſpaniſchen Mauth, doch zur Zufriedenheit der Contrabandiſten, die mit den politiſchen Flüchtlingen unter einer Decke ſpielen.

Selten vergeht eine Woche in der guten Jahreszeit, die nicht Reiſende bei Gibraltar vor Anker bringt, um einige Zeit dort zu verweilen und an die nahen ſpaniſchen und afrikaniſchen Küſten gelegentliche Ausflüge zu machen. Auch Naturforſcher kehren nicht ſelten vor, um ihre an den Küſten dieſer Gewäſſer gemachten Sammlungen zu ordnen und kleine Ankäufe, beſonders von der Gattung von Affen, die, man weiß nicht auf welche Weiſe, von Afrika herübergekommen ſind, für Bellocks Muſeum in London zu machen.

In letzter Zeit ſind auch wohl deutſche Miſſionäre in Gibraltar vorgekehrt, um, nachdem ſie ſich von hier aus über die Zuſtände der chriſtlichen Bevölkerung an den Nordküſten von Afrika unterrichtet, weiter nach Aſien oder mit ſchicklicher Gelegenheit nach dem Süden von Afrika zu gehen, wo ihnen die Miſſionsanſtalten von Schappmannsdorf, Barmen u. a. die in Betracht des vielen Guten, was durch ſie in jenen fernen uncultivirten Gegenden bewirkt wird, in Deutſchland lange nicht genügend bekannt ſind, weitere Anweiſung ertheilen. Dieſe in Erfüllung ihres heiligen Berufes ſo wunderbar erſtarkenden Männer, die keine Gefahr, kein Trübſal ſcheuen, ihren oft ſo hart bedrängten chriſtlichen Brüdern Troſt und Ausdauer einzuſprechen und die Lehre des Chriſtenthums weiter zu fördern, verdienen auch ſchon deßhalb die höchſte Achtung der Mitwelt, weil ſie faſt alle auch zur Förderung der in's Leben eingreifenden Wiſſenſchaften beitragen, beſonders zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde, worin den Miſſionären Vieles zu verdanken iſt.

Es iſt auch noch eine kleine Anzahl ſpaniſcher Liberale in Gibraltar vorhanden, die unter dem Schutze der engliſchen Kanonen auf die Gelegenheit warten, für einen Kronprätendenten nach ihrem Sinne zu arbeiten. Es ſcheint ihnen nicht an den Mitteln zu fehlen, ein gemächliches Leben zu führen, und was dabei einige Beachtung verdient, iſt der Umſtand, daß ein reiches mauriſches Handelshaus ihnen die nöthigen Gelder unweigerlich auszahlt. Ob dieß in Verbindung ſteht mit den Plänen einer in Spanien beſtehen ſollenden Partei, welche einen befähigten Mann aus den noch dort vorhandenen hohen Nachkommen des alten Omajadengeſchlechtes auf den Thron wünſchen, darüber ſoll hier nicht entſchieden werden. Es wird indeſſen hin und wieder dort darüber

Digitized by Google

gesprochen, und nach den erstaunlichen Ereignissen, die man schon erlebt, ist ja nichts unmöglich in der Welt. —

Daß aber Gibraltar ein in jeder Beziehung wichtiger, ein Weltplatz geworden, ist am deutlichsten aus dem täglichen Wechsel der Trachten und aus der Verschiedenheit der Sprachen wahrzunehmen, wenn man zur eigentlichen Geschäftsstunde den großen Platz besucht, oder zum Landungsplatz die breite Treppe hinabsteigt, wo man die beste Uebersicht über die Ankommenden und Abgehenden hat. Man sieht alle Nationen vertreten, die am Welthandel betheiligt sind. Gibraltar ist sowohl ein Ablagerungsplatz für eine Menge der verschiedenartigsten Waaren, als eine Station für Handelsreisende, die sich, ehe sie nach Cadix, Lissabon, Hamburg und London, und oft noch weiter nach dem Norden gehen, vorläufig nach dem Stande der Dinge dort erkundigen.

Ein Gleiches ist mit denen der Fall, die aus dem atlantischen Ocean kommend, mit dem europäischen Süden und mit dem Oriente Geschäfte zu machen beabsichtigen. Einen lebhaften Contrast mit den Friedensgeschäften machten die vielen Truppen, unter denen in den letzten Jahren die Franzosen in ihrer steten Heiterkeit gern gesehene Gäste waren. Sie fluthen alle hin und wieder, die Menschen und durchkreuzen sich gleich den Wellen, welche im steten Wechsel durch die Meerenge ziehen.

So willkommen aber der Platz manchen anderen, so verhaßt ist Gibraltar unter englischer Botmäßigkeit der spanischen Regierung geworden, nicht allein wegen der wiederholt dort gegen sie angezettelten Verschwörungen, sondern auch wegen des von ihren Unterthanen aus den dortigen Niederlagen maßlos betriebenen Schmuggelhandels. Dieser ist bei den vielen sich dazu darbietenden Gelegenheiten höchst schwer zu verhindern, selbst nicht über die Landzunge hinaus, trotz der strengen jenseitigen Bewachung. Die spanischen Soldaten finden Vergnügen an den verwegenen, oft ganz abenteuerlich ausgeführten Unternehmungen, deren mehr als eins durch ihren Beistand gefördert, einen schönen Thaler Geld als Lohn dafür in ihre Hände befördert hat. Sie bereiten sich als Beschützer der Zollwächter für ihren künftigen Beruf vor. Der spanische Soldat kennt nämlich kein größeres Glück, als in den Dienst irgend eines berühmten und gefürchteten Contrabandisten-Anführers zu treten, sobald er mit der abgelaufenen Militärpflicht der Königin Rock an den Hacken gehängt hat. —

Das Klima, welches von den Bewohnern als ein günstiges gerühmt wird, ist auch von den Fremden als solches anerkannt. Zwar steigt die Hitze in den Sommermonaten oft über 40°, aber sie wird gemildert durch kühle Seewinde, und die Bauart der Häuser ist so eingerichtet, daß in den meisten Thüre und Fenster von der Mittagsseite abgekehrt sind. Außerdem werden die Hauptgeschäfte in dieser Zeit nur Morgens bis 10 Uhr wahrgenommen; Nachmittags gegen 5 Uhr beginnt die große Regsamkeit, die wie überall im tiefen Süden bis nach Mitternacht hin dauert. Nur diejenigen, welche vor Nacht an Bord ihrer Schiffe sein müssen, dürfen nicht länger zögern die Stadt zu verlassen, sobald das Signal zum Rückzuge ertönt. Das ist der Kanonenschuß von der Hafenbatterie; es ist das weithin donnernde Zeichen für Alle, die nicht in die Stadt gehören, sich zu entfernen. Die Schiffe ziehen die Flaggen ein; im Hafen wird's still; die Thore werden geschlossen, aber auf dem Paradeplatz ertönt noch lange die schöne Militärmusik fort, bei deren bald sanften bald schwellenden Tönen die auf- und abwallende Menge sich in heiterer Unterhaltung um so wohliger der kühlen Abendstunden erfreut.

Um ein sehr schönes Schauspiel zu genießen und zugleich die durch das viele Große und Neue, was man am Tage wahrgenommen, entstandene Aufregung durch mildere Gefühle zu sänftigen, sollte Niemand, dem es vergönnt ist, längere Zeit auf Gibraltar zu verweilen, versäumen, in einer stillen Mondnacht die halbe Höhe des Felsens zu ersteigen. Durch die Anlage einer neuen Batterie ist auf einem Punkte, wo man die Bay und die Meerenge übersieht, über einem

Digitized by Google

schroffen, Schwindel erregenden Abhange eine Terasse entstanden. Aber die Fläche ist hinlänglich breit, um sich frei zu bewegen und durch eine starke Brüstung gegen Unfälle geschützt. Eine in den Felsen gehauene Bank, die mit vollem Recht den ihr gegebenen Namen Buenavista — Schönblick — verdient, macht die Rundschau um so bequemer. Der Blick auf die ringsum ruhende Welt, auf das krystallhell-schimmernde Wasser in der stillen Bay, auf dem sich die dunkeln Schiffsrümpfe so leicht wie Kinderwiegen vor ihren Ankern schwingen; das leise Klingen der Wellen, wenn sie am Fuße der Felsen vorüberstreifen, oder ihr Flüstern, wenn sie, wie den Bewohnern „gute Nacht!“ wünschend, von Afrika herüber und hinüber ziehen; das Aufleuchten des Meeres, wenn es wie ein breites Silberband leicht hinrollend durch die Enge wallt — dieser, eben in seinem feierlichen Frieden so bewältigende Anblick füllt das Menschenherz mit ganz anderen Gedanken, als sie durch das so geräuschvolle Treiben des Tages erzeugt wurden, mit einer Ruhe, wie man sie nur empfindet, wenn man in Betrachtung seiner großen Werke versunken sich in die unmittelbare Nähe des erhabenen Schöpfers versetzt glaubt.

Wirft man endlich in nördlicher Richtung einen Blick dahin, wo von einem Vorsprunge die Zinnen der halb zerfallenen Maurenburg in des Mondlichtes bleichem Schimmer, wie die Thürme eines Zauberschlosses in die Tiefe blinken, während der Nachtwind mitunter wie in leise klagenden Tönen durch die Spalten des alten Baues haucht, dann — bedarf es eben keiner sehr großen Einbildungskraft, um sich Boabdil den letzten Fürsten der Zugres zu vergegenwärtigen, in dem Augenblick, wo er von der Königin Isabella vertrieben, mit dem Reste seiner Getreuen aus dem Löwenhofe und aus dem letzten Thore des goldschimmernden Alhambra-Palastes auszieht, um Spanien auf immer zu verlassen, mit gebrochenem Herzen und mit einem grausigen Flucke, dessen Worte noch heute von den Bewohnern von Granada erzählt werden und dessen Folgen seit jener Zeit ohne Aufhör auf dem so schwer geprüften Spanien gelastet zu haben schienen! —

Skizzen aus der Südsee.

Von Dr. G. Hartwig.

II. Juan Fernandez.

Mit einer Abbildung.

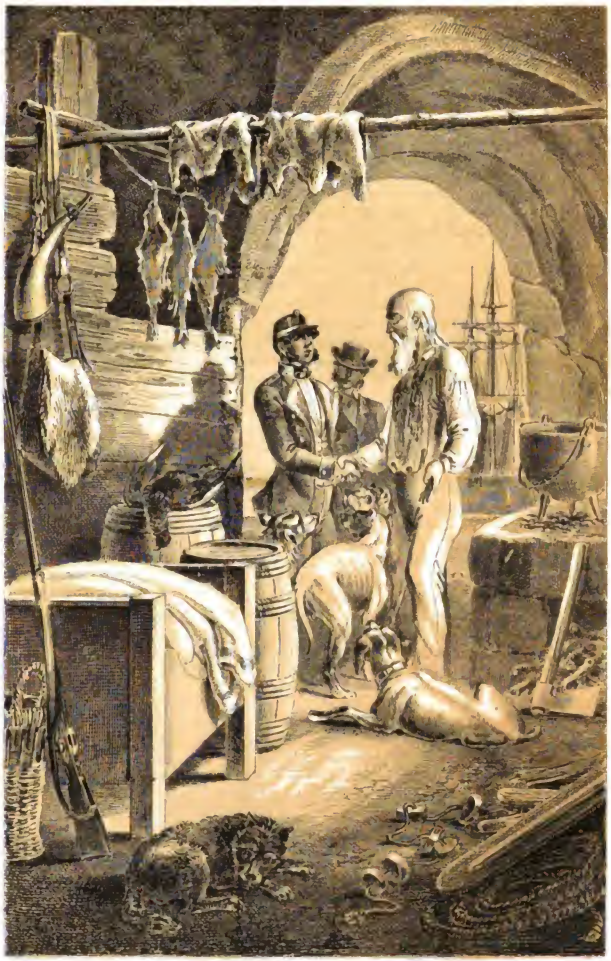
Ihrer Größe oder ihrer Schönheit; der Wichtigkeit ihrer Producte oder ihrer günstigen Lage für den Handel verdanken andere Inseln ihren Ruhm: Juan Fernandez aber lebt in dem Gedächtniß der Menschen hauptsächlich — durch einen Roman!

Denn hier war es, wo Alexander Selkirk, der wahre ursprüngliche Robinson, der Stammvater des Crusoë, des jüngeren, des schweizerischen, mit einem Wort des ganzen zahlreichen noch immer frischblühenden Geschlechts der Robinsone, jahrelang von allen Menschen abgeschieden verweilte, nicht ahnend, daß aus seiner fernen Einsiedelei ein Licht der Belehrung und der Freude für unzählige Kinderherzen hervorgehen würde!

Schon unseres alten Jugendfreundes wegen, wird Selkirk's nähere Bekanntschaft dir gewiß nicht unangenehm sein, doch ehe ich ihn dir vorstelle, lieber Leser, wollen wir einige Augenblicke bei der Beschreibung und früheren Geschichte der durch ihn so berühmten Insel verweilen.

Im Jahre 1563 ward sie zufällig von Juan Fernandez entdeckt, einem spanischen Lootsen, der statt wie seine Vorgänger sich sclavisch an die Küste zu halten, wo sie fast immer gegen den widrigen Südwind, und stets gegen die Strömung anzukämpfen hatten, muthig von Callao aus in das weite Meer

Digitized by Google



Zu Hartwig's Skizzen aus der Südsee

Digitized by Google

hinaus steuerte, und auf diese Weise den richtigen Seeweg von Peru nach Chili und dem Cap Horn zuerst auffand.

Mit größtentheils steilen Küsten erhebt sich die kleine vier Stunden lange, zwei Stunden breite Insel hoch aus dem Meere.

Die scharfen und phantastisch ausgezackten Bergspitzen sind meilenweit sichtbar, und beim Herannahen entfaltet sich den Blicken eine schöne Felsen-, Wald- und Wiesennatur. Fruchtbare Thäler von silbernen Bächen durchrieselt, welche zuweilen nicht unbeträchtliche Wasserfälle bilden, ziehen sich die Berge hinauf. An der Nordseite liegt der Hafen, eine kraterartig abgerundete Bucht, von einem hohen Felsenkessel umschlossen. Widrige Winde machen ihn oft lange Zeit unzugänglich. Die Aussicht vom Ankerplatz wird als sehr schön geschildert, da vom Strande aus das Land sich sanft etwa eine halbe deutsche Meile weit, bis zu einem im Hintergrunde fast senkrecht zu einer Höhe von 1700 Fuß emporsteilenden Bergrücken erhebt, dessen flacher tafelartiger Scheitel mit Waldwuchs bedeckt ist. Nach dem Meere hin senken sich die Klippen, rechts und links, bis sie am Wasserrande nur noch sieben- oder achthundert Fuß hoch sind. Herrliche Gruppen von Myrtenbäumen, meistentheils frei von Unterholz, so daß der Wanderer sie leicht durchschreiten kann, verzieren den anmuthigen Naturpark des Thales. Kohlpalmen sieht man häufig, eine köstliche Gabe für den armen Seemann, der lange des erfrischenden Gemüses entbehrte; und auch Kirschbäume und Pfirsiche, die der dankbare Anson zuerst aus einem andern Welttheil hierher verpflanzte.

Münze und Thymian erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; die Erdbeere duftet im Schatten der blumenreichen Gebüsche; und lispelnde Bäche schlängeln sich überall durch den grünenden Wiesengrund, um endlich zwischen dem Steingeröll des Strandes zu verschwinden. Eine regsame kleine Thierwelt, theils ursprünglich, theils von fremden Seefahrern eingeführt, bringt Leben und Bewegung in diese schöne Wildniß. Ein hübscher Colibri (Otiorynchus sephanioïdes) schwebt von Busch zu Busch und Ziegen grasen auf jeder Höhe. Letzteres Thier soll ursprünglich von Juan Fernandez selbst hierhergebracht worden sein, der, wie es scheint, des Lootsenlebens müde, bald nach ihrer Entdeckung mit Frau und Kindern sich auf der Insel niederließ; nachdem aber Valdivia Chili erobert hatte, sich dorthin zurückzog. Veränderlichkeit ist dem zu verzeihen, der lange mit den veränderlichen Winden gekämpft!

Die Insel, welche ungefähr 115 geographische Meilen von der amerikanischen Küste liegt, wird auch Mas a tierra (dem Lande näher) genannt, um sie von einer kleineren, aber hochfelsigeren Insel zu unterscheiden, die etwa 50 Seemeilen weiter in's Meer hinausliegt, und daher Mas a fuera (mehr nach außen) genannt wird.

Der Südspitze von Mas a tierra gegenüber erhebt sich ein fast ganz nackter Felsen, „Isla de lobos“ (Seehundsinsel).

Als die Spanier das Hauptland der kleinen Gruppe entdeckten, fanden sie dasselbe gänzlich unbewohnt, und zogen auch ferner keinen Vortheil daraus. Um so nützlicher wurde die Insel ihren furchtbaren Feinden, den Flibustiern, welche sie zu einem ihrer Lieblingrast- und Erholungsplätze machten, da sie hier nebst Holz, vortrefflichem Wasser, Ziegenfleisch und einem unendlichen Fischreichthum, auch viele Monate im Jahre einen sicheren Ankerplatz fanden. Gestärkt an Leib und Seele konnten sie endlich von diesem so günstig gelegenen Punkte aus die ganze Küste weit und breit bedrohen.

Der Aufenthalt Alexander Selkirk's auf der Insel fällt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er war Oberbootsmann an Bord des „Cinque-ports“, eines kleinen Schiffes von 90 Tonnen, welches in Gesellschaft des vom berühmten Weltumsegler Dampier befehligten „St. George“ im Jahre 1704 das Cap Horn umsegelte, um im Stillen Ocean gegen die Spanier zu kreuzen. Im September desselben Jahres, nachdem der „Cinque-ports“ in Folge eines Streites sich bereits von Dampier getrennt hatte, entzweite sich Selkirk gleich-

Digitized by Google

falls mit dem Capitän Stradling (allem Anschein nach ein ächter Seebär), als sie eben vor Juan Fernandez ankerten, und da außerdem das Schiff sehr leck und sonst in trauriger Verfassung war, entschloß er sich allein da zu bleiben. Als jedoch das letzte Boot vom Ufer abstieß, wankte sein Entschluß und er begehrte wieder an Bord aufgenommen zu werden. Aber der Capitän versagte ihm die Bitte und ließ ihn auf der wüsten Insel mit seinen Kleidern, Bettzeug, einer Flinte, etwas Schießbedarf, einer Art, einem Messer und einem Kessel, nebst seinen Büchern und metrischen Instrumenten zurück. Anfangs drückte die Einsamkeit schwer auf Selkirk's Herz, allmälig jedoch lernte er, durch Religion und Gewohnheit getröstet, sich in seine verlassene Lage finden, und fühlte sich endlich vollkommen glücklich und zufrieden.

Durch Uebung lernte er die wilden Ziegen im Laufen einholen, und will über tausend während seines Aufenthalts auf der Insel gefangen haben, von welchen er die Hälfte wieder laufen ließ, nachdem er sie vorher durch Aufschlitzen der Ohren gezeichnet hatte. Die erste Ziege, welche ungefähr dreißig Jahre später Anson's Leute auf der Insel fingen, war auf eine solche Weise geschlitzt, und da sie sehr alt war, schloß man daraus, daß sie einst unter Selkirk's Händen gewesen. Er zähmte auch kleine Zicklein und hielt sich eine Katzengarde, zum Schutz während des Schlafes gegen die Frechheit der Ratten. Als sein Zeug abgenutzt war, machte er sich Kleider aus Ziegenfellen; das Schuhmachen jedoch wollte ihm nicht gelingen. Mit dem Bau und dem Verzieren seiner Hütte, mit Jagd und Fischerei, mit andächtigen Uebungen und dem Abrichten seiner zahmen Thiere, mit welchen er oft zu tanzen und zu singen pflegte, vertrieb er sich die Zeit, bis endlich nach 4 Jahren und 4 Monaten, zwei englische Kaperschiffe, der „Duke", Capitän Rogers und die „Duchess", Capitän Courteney von Bristol, vor Juan Fernandez erschienen und ihn halb unfreiwillig mitnahmen.

Ein Besuch von Spaniern, vor deren Flintenschüssen er durch die Flucht sich rettete, und ein Sturz von einer Felswand, in Folge dessen er drei Tage (wie er nach der Veränderung des Mondes berechnete) besinnungslos lag, und dann kaum nach der Hütte kriechen konnte, wo er längere Zeit das Bett hüten mußte, waren die einzigen epochenmachenden Ereignisse, welche die Einförmigkeit seines Einsiedlerlebens unterbrachen. Obgleich er alle Tage laut gelesen und gebetet, so war doch seine Sprache durch lange Entwöhnung fast unverständlich geworden. An Bord des „Duke" befand sich der damals 57 Jahr alte, bereits erwähnte Dampier als Lootse (man vermuthet, daß ein fehlerhaftes Betragen des genialen Mannes den Verlust seines früheren Ranges verschuldet haben möge), auf dessen Empfehlung Selkirk als Bootsmann angestellt wurde. In dieser Beschaffenheit nahm er Theil an der Einäscherung einer kleinen peruvianischen Küstenstadt, so wie am Kapern eines Manilla Schiffs an der kalifornischen Küste und kehrte am 1. October 1711 um das Cap der guten Hoffnung nach England zurück.

Sein Verweilen auf Juan Fernandez war sein Glück gewesen, denn bald nachdem er sich von dem Cinque-ports getrennt hatte, war das Schiff von den Spaniern genommen worden, und dessen Mannschaft mußte viele Jahre lang in einem elenden Kerker schmachten. So lenkt oft die Vorsehung unser Geschick viel besser als wir es nach freier Wahl vermocht hätten, und manche allem Anschein nach traurige Lage würde im Lichte einer Wohlthat erscheinen, wenn man sie in allen ihren Folgen durchschauen könnte.

Da Selkirk's merkwürdige Abenteuer einiges Aufsehen erregten, schrieb er sie nieder und vertraute das Manuscript einem jungen talentvollen Schriftsteller Daniel Defoe, damit dieser den rohen Stoff zu beiderseitigem Nutzen künstlerisch bearbeitete. Der Gelehrte behielt die Papiere, gab sie jedoch nach einiger Zeit dem armen Seemann kalt vornehm zurück, mit der Bemerkung, daß sich nichts daraus machen ließe. Bald darauf erschien „Robinson Crusoë" der einen außerordentlichen Absatz fand und Defoe viel Geld einbrachte, von welchem (ich erröthe, indem ich es niederschreibe) er jedoch Selkirk keinen einzigen Schilling mittheilte!

Digitized by Google

Das Einsiedlerleben des Seefahrers gab später auch dem Poeten Cowper den Stoff zu einem schönen, in England allgemein bekannten Gedicht, in welchem die Gedanken, die eine solche Lage hervorruft, geschildert sind. Ein, wenn auch schwacher Uebersetzungsversuch, wird hoffentlich dem nachsichtigen Leser nicht mißfallen:

Herrscher bin ich aller Dinge,
Die mein Auge rings beschauet:
Thiere, Vögel sind mir hörig:
Keiner, der mir widerstände!

Einsamkeit, wo ist das Schöne,
Das der Dichter von dir fabelt?
Lieber unter Menschen darben,
Als der Wüste König sein.

Ach, der Menschheit ganz entfremdet,
Schlepp' ich meine müden Tage;
Höre nie des Freundes Stimme,
Schrecke vor der eigenen Klang!

Theilnahmlos und unverzaget
Geht das Thier an mir vorüber,
Kennt den Menschen noch so wenig,
Seine Zahmheit grauet mir.

Freundschaft! Liebe! holde Gaben
Uns von Gott zum Glück bescheeret;
Hätt' ich nur des Vogels Schwingen!
Ach, wie eilt ich euch entgegen!

Würde dann des Kummers Lasten
An des Bruders Brust erleichtern,
Von dem Alter Weisheit lernen,
Mit der Jugend fröhlich sein.

Christenandacht! welche Schätze
Liegen in dem Wort verborgen.
Werthvoller denn Gold und Silber
Oder was die Welt sonst beut.

Doch den Ton der Kirchenglocken
Hörten nimmer diese Thäler,
Seufzten nie beim Grabgeläute
Lachten nie am Sabbathmorgen.

Winde, die ihr mich verschlagen,
Führet dieser öden Küste
Irgend eine liebe Kunde
Aus der fernen Heimath zu!

Denken meiner noch die Freunde?
Hat ihr Herz mich nicht vergessen?
Weht mir diesen Trost entgegen;
Sollt' ich sie auch nicht mehr sehen!

O wie schnell eilt der Gedanke
Durch die ungemessenen Räume;
Läßt des Sturmes matte Schwingen,
Läßt den Pfeil des Lichts zurück.

Denk ich an die fernen Lieben,
Trägt im Flug er mich hinüber;
Doch Erinnerung ruft mich grausam
Zur Verzweiflung bald zurück.

Digitized by Google

Abend iſt es; Thier' und Vogel
Sind zum Lager heimgekehret:
Auch für mich gibt's Ruheſtunden
Und die Hütte winkt auch mir.

Ja auch hier herrſcht Gottes Güte,
Die des Unglücks Nacht erhellet,
In den bittern Kelch des Kummers
Süßen Troſt und Balſam gießt!

In das Jahr 1721 fällt der Aufenthalt des berühmten Seehelden und Weltumſeglers Anſon auf Juan Fernandez. Mit fünf Schiffen und 470 Mann war er drei Monate früher, zur allerſchlimmſten Jahreszeit, um das Cap Horn gefahren, doch ſo ſehr hatte der Scorbut im Geſchwader gewüthet, daß auf dem Commodoreſchiff kaum noch 6 Mann dienſtfähig waren, und es nur mit genaueſter Noth in die Cumberland-Bucht geleitet werden konnte. Eins der Schiffe ſogar wurde vom ſchrecklichen Looſe getroffen, wie der alte Tantalus, den Himmel zu ſehen und die Hölle zu fühlen; denn einen vollen Monat wurde es vor dem Hafen herumgetrieben, und hätte Anſon nicht häufig Hülfe geſandt, ſo würde es ihn nimmer erreicht haben. So fielen 80 Mann der Krankheit zum Opfer, die bei günſtigerem Winde ſich erholt und ihrem Vaterlande zu Ehren gelebt hätten. Keine Spur der zahlreichen Gräber iſt mehr ſichtbar: vielleicht daß die Atome, welche einſt jene nervigen Geſtalten bildeten, im üppigen Waldwuchs wieder aufgelebt ſind?

Was nur Geſchicklichkeit und Erfahrung zu thun vermögen, wurde von Anſon angewandt, um die Geneſung ſeiner Gefährten zu beſchleunigen, und ſo wie ein Schiff nach dem andern in den Hafen lief, fing die Arbeit des Heilens und Curirens mit den erſchöpften Mannſchaften wieder an. Aber nach 4 Monaten hatte die geſunde Luft, das reine Waſſer, die friſche Pflanzenkoſt und das eingeſalzene Ziegen- und Seelöwenfleiſch (welches letztere ſogar vorgezogen wurde), bereits Wunder gewirkt, und Anſon, der bei ſeiner Ankunft auf Juan Fernandez ſo geſchwächt war, daß er kaum noch ein Boot mit Ruderern verſehen konnte, verließ es ſtark genug, um bald darauf Payta zu plündern. Später hatte er das Glück, eine ſilberbeladene Galleone auf ihrem Wege von Acapulco nach Manilla aufzufangen, und mit den erbeuteten Millionen, von einem ſtarken Nebel begünſtigt, unangegriffen mitten durch die wichtige franzöſiſche Canalflotte zu fahren. Als Admiral ſehen wir ihn einige Jahre darauf (1747) bei Cap Finiſterre ein franzöſiſches Geſchwader von 6 Kriegsſchiffen und 4 Oſtindienfahrern ſo gründlich ſchlagen, daß auch kein einziges entkam.

„Mein Herr, ſagte der Admiral La Jonquière, indem er ſeinem Sieger den Degen reichte, Sie haben den „Unüberwindlichen“ (Invincible) beſiegt, und es folgt Ihnen der „Ruhm“ (Gloire)“, zugleich auf zwei der erbeuteten Schiffe weiſend, welche dieſe Namen führten.

Der „Unüberwindliche“ hätte ſich ohne Zweifel als ſolcher bewährt, wenn Seeſchlachten durch — Wortſpiele ſich gewinnen ließen!

Im Jahre 1749 verſuchten die Spanier eine kleine Verbrechercolonie auf Juan Fernandez zu gründen, die aber bald darauf durch daſſelbe Erdbeben zerſtört wurde, welches im Mai 1751 die Stadt Conception in Chili verwüſtete. Das empörte Meer rollte ſeine Wogen über das Thal, ſo daß der arme Gouverneur mit ſeiner Familie und noch 35 anderen Perſonen ertrank. Ueberhaupt iſt Juan Fernandez den Erdbeben ſehr ausgeſetzt, und zittert häufig mit, wenn der Continent ſich ſchüttelt. Beim Erdbeben, welches im September 1835 durch ganz Südamerika gefühlt wurde, zogen ſich die Gewäſſer von Cumberland-Bay zurück, kehrten aber bald darauf wildbrauſend wieder und erhoben ſich fünfzehn Fuß höher, als die gewöhnliche Springfluth. Dampf- und Feuerſäulen entſtiegen dem Ocean eine Seemeile vom Ufer, ſpieen Waſſer und Aſche nach allen Richtungen aus, und ſpäter war auf der früheren Untiefe kein Grund mehr zu finden.

Digitized by Google

Diese Naturereignisse, nebst häufigen Meutereien, der zu großen Nähe des Vaterlandes, welches das Entkommen erleichterte, und, wie man sagt, der unglaublichen Vermehrung der Ratten, die aller Vorsicht und Verfolgung ungeachtet die Mundvorräthe zerstörten, vereitelten gleichfalls den im Jahre 1816 von der chilischen Regierung gemachten Versuch, ein kleines Botany-Bay auf Juan Fernandez zu gründen, welches seit 1835 wiederum gänzlich der Natur oder zufälligen Besuchern überlassen bleibt.

Robbenschläger hielten sich früher häufig auf der Insel auf; jetzt erscheint nur von Zeit zu Zeit ein Wallfischfänger oder ein von der Neugierde hergeleitetes Kriegsschiff. Denn die ehemals so häufigen Seelöwen sind vertrieben, oder halten sich nur noch einzeln in den entlegenen Höhlen des Felsengestades auf.

Im Mai 1838 versuchte D'Urville in der Cumberland-Bay zu ankern, da der Wind aber fortwährend ungünstig blieb, begnügte er sich endlich, ein Boot auszusetzen, welches nur einige Stunden am Lande verweilte. Die mit Gesträuch überwachsenen Erdwälle und verfallenen Mauern eines kleinen Forts nebst einigen verrosteten Kanonen zeugten noch von der chilischen Besatzung. Etwas rechts, am Abhange eines kleinen Hügels waren einige geräumige Höhlen in das weichere Gestein gehauen. Von dort aus konnte man die ganze Bucht überschauen, und theils der Aussicht wegen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, erklommen die Franzosen die Höhe. Als sie sich einer der Höhlen näherten, stürzten fünf oder sechs große Hunde lautbellend heraus, wurden aber sogleich von einem Manne gefolgt, der mit einem Worte sie zum Schweigen brachte und den Fremden mit freundlichem Gruße entgegentrat. Es war ein Greis, aber trotz seines Alters stark und kräftig; seine langen weißen Haare fielen über den nackten, sonnengebräunten Hals; sein Gesicht athmete Ruhe und Offenheit; er erinnerte an Cooper's alten Lederstrumpf. Ein Hemd und eine leinene Hose waren seine einzige Kleidung; mit Herzlichkeit lud er die Fremden ein, in seine Grotte zu treten.

Es war diese eine der malerischsten Wohnungen, die man sich denken kann; geräumig, hoch, mit rundem Gewölbe. Der Boden war von ausgezeichneter Reinlichkeit. Rechts hingen Ziegenfelle und geräucherte Fische an der Wand, und hinter zwei Tonnen befand sich das bescheidene Lager des Einsiedlers; daneben eine alte Flinte mit langem Lauf, darüber eine Jagdtasche aus Robbenfell und ein großes Ochsenhorn. Links sah man zuerst den aus einigen Steinen bestehenden Heerd, vor welchem ein großer Jagdhund sich ausstreckte, der Liebling des Hausherrn. In einiger Entfernung vom Heerde lagen auf einem Haufen die Ruder, die Masten und die Segel seines Bootes, und noch weiter Seehundsfelle symmetrisch aufgestapelt. Der Hintergrund der Höhle war nackt; mit Ausnahme einiger Büschel hellgrünen Laubes, welche das durch die Spalten der Felswand sickernde Wasser ernährte. Ein sanftes, durch die offene Thür hereinfallendes Licht beleuchtete diese eigenthümliche Einsiedelei. Der Inhaber schien glücklich; seine Wünsche und Bedürfnisse waren bescheiden und zu befriedigen. Seine Wohnung war geräumig und bequem. Das Meer lieferte ihm Fische in Ueberfluß und mit Hülfe seiner Hunde konnte er ohne Schwierigkeit die Ziegen auf den Höhen erreichen. Mit den erbeuteten Thierfellen endlich verschaffte er sich durch Tausch alle sonstigen Bedürfnisse von den Schiffen, die von Zeit zu Zeit die Insel besuchten.

Dieser Greis antwortete mit Einfachheit und Gutmüthigkeit auf alle Fragen, während er seinerseits die größte Gleichgültigkeit über die Verhältnisse seiner Besucher an den Tag legte. Er hielt es nicht der Mühe werth, sich zu erkundigen, ob sie Engländer oder Franzosen seien, ob sie eine Entdeckungsreise oder auf Wottfische Jagd machten. Man sah, daß die Insel seine Welt, und alles darüber hinausliegende ihm völlig gleichgültig war.

Die Franzosen nahmen Abschied vom guten Alten und beeilten sich, das Ufer wieder zu erreichen, denn schon winkte die Flagge der „Astrolabe" zur Rückkehr.

Digitized by Google

Es dunkelte bereits, als sie in's Boot stiegen, und die entfernten Schiffe sahen nur noch wie schwarze Punkte aus. Mehr als sechs Seemeilen mußten rudernd zurückgelegt werden. Am folgenden Morgen erschienen die bläulichen Bergspitzen von Juan Fernandez nur noch gleich fernen unsicheren Wolken am Saume des Horizonts.

So endete dieser kurze Besuch — ein Bild des Lebens, welches nichts ist, wie ein Finden und Verlieren; ein Begegnen und Scheiden.

Die letzten mir bekannten Nachrichten von Juan Fernandez rühren vom englischen Marinelieutenant Walpole her, der im Jahr 1845 einige Tage auf der Insel verweilte. Er traf dort einen amerikanischen Matrosen (ob vielleicht noch der Alte?), der sich einiges Geld verdiente, indem er an die Wallfischfahrer Brennholz und Ziegenfleisch verkaufte und ihr Führer auf Jagdexcursionen war. Außerdem bewohnten noch einige chilerischen Familien ein paar elende Hütten Diese Ansiedler besaßen viele Hühner und Enten, nebst einigen zahmen Ziegen und lebten hauptsächlich von Fischen. Auf seine Frage, weßhalb sie den Boden nicht anbaueten, erhielt er zur Antwort, daß die Ratten allen Samen auffressen würden, und fand auch in der That bei etwas näherer Bekanntschaft, daß sie es mit einer unüberwindlichen Ratte der schlimmsten Sorte zu thun hatten — der Faulheit.

Napoleon's Zug nach Aegypten.

1798 und 1799.

Von H. W. Stoll.

Napoleon Bonaparte, der sich zuerst bei der Belagerung von Toulon ausgezeichnet hatte und dann allgemein bekannt geworden war durch die Niederwerfung der Revolution vom 5. Oktober 1795, in Folge deren die Directorenregierung in Frankreich eingesetzt wurde, hatte als 27jähriger junger Mann im Jahre 1796 in Italien seine Heldenlaufbahn begonnen und, Siege auf Siege häufend, die Oesterreicher zum Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797) gezwungen, Frankreich zum Herrn von Italien gemacht. Von da an war er neben den Mitgliedern des Directoriums der wichtigste Mann in Frankreich; doch hielt er, obgleich schon von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, die Zeit noch nicht gekommen, wo er sich thätigen Antheil an der Regierung erzwänge. Die Männer der Regierung selbst, die Directoren, betrachteten den jungen, allgemein bewunderten General bei seiner Anwesenheit in Paris mit Eifersucht und Mißtrauen und suchten ihn anderwärts zu beschäftigen.

Der einzige Feind Frankreichs, der ihm jetzt noch mit den Waffen in der Hand gegenüberstand, war England, und das Directorium dachte daran, durch eine Landung in England selbst diesem hartnäckigen Feind den Frieden abzunöthigen; an die Spitze dieser Expedition sollte Napoleon treten. Napoleon ging anscheinend darauf ein, doch wußte er allmälig die Directoren für eine andere Unternehmung zu gewinnen, von der er sich für Frankreich und für seine Person die großartigsten Folgen versprach, für einen Zug nach Aegypten. Dieses Land sollte erobert und colonisirt werden, um von da aus den Welthandel Englands zu zerstören und Frankreich zuzuwenden, ja sogar die englischen Besitzungen in Indien anzugreifen. Die Begründung eines großen orientalischen Reiches mag in unbestimmten Zügen der Phantasie des jungen Eroberers vorgeschwebt haben. „Europa ist nur ein Taubenschlag, es hat nirgends große Reiche gegeben, als im Orient, wo 600 Millionen Menschen leben", hatte er einmal gesprächsweise geäußert; ein andermal sprach er: „Nur in Asien machen sich die großen Namen."

Digitized by Google

Das Unternehmen war auf den Charakter der Franzosen klüglich berechnet. Der Zug in den fernen Orient, in das alte geheimnißvolle Aegypten, das Land der Pyramiden, mußte einen Jeden der Franzosen, auf welche das Glänzende, das Außerordentliche und Abenteuerliche stets einen starken Eindruck macht, mit Begeisterung erfüllen. Die Sympathien des ganzen Volkes waren dem kühnen Helden gewiß, der in so außerordentlicher Weise die Fahnen Frankreichs zu Ruhm und Sieg führte und Frankreichs Macht und Herrschaft bis in die weiteste Ferne ausdehnte; und diese Sympathien waren dem Führer im Falle des Gelingens eine sichere Grundlage einstiger Herrschaft in Frankreich, und selbst wenn das Unternehmen mißlang, immer war ein solcher weitaussehender Feldzug geeignet, eine Armee heranzubilden, wie er sie später zur Ausführung seiner Herrscherpläne bedurfte.

Während man an der Nordküste Frankreichs, England gegenüber, ein großes Heer wie zu einer Landung auf England zusammenzog, wurde in aller Stille, aber mit dem regsten Eifer in dem Hafen von Toulon, wie in den italienischen Häfen gerüstet. Wohl konnten diese Rüstungen in dem Süden nicht verborgen bleiben; aber man fragte sich umsonst nach dem Zwecke derselben. Es tauchten die verschiedensten Muthmaßungen darüber auf, und das Directorium selbst bemühte sich, das Publikum in der Irre zu lassen. Die Einen sagten: Bonaparte geht nach dem Schwarzen Meere, um die Krimm den Türken wieder zu erobern, die Andern: es geht nach Indien, um den Sultan Tippo Saib gegen die Engländer zu unterstützen; Manche sprachen von einer Expedition nach Griechenland, nach Aegypten; Andere wieder meinten, man wolle die spanische Flotte, welche zu Cadix von den Engländern eingeschlossen gehalten wurde, befreien, um im Verein mit ihr und mit den Schiffen in den nördlichen Häfen Frankreichs einen entscheidenden Schlag gegen Irland auszuführen, und diese Meinung war bestätigt durch den Namen der Flotte des Mittelmeers: linker Flügel der englischen Armee.

Endlich langte Bonaparte am 9. Mai 1798 plötzlich zu Toulon an, um sich an die Spitze der Expedition zu stellen. In der Proklamation, die er an seine Soldaten erließ, sagte er nichts von dem Ziele derselben; „der Genius der Freiheit," erklärte er ihnen, „der die Republik von ihrem Entstehen an zur Schiedsrichterin von Europa gemacht hat, will, daß sie dieß auch von den Meeren und den entferntesten Ländern werde." Am 19. Mai schiffte man zu Toulon 20,000 Mann Kerntruppen ein, größtentheils Truppen von der bisherigen italienischen Armee, und nach wenigen Tagen segelten die Transportschiffe, geleitet von dem Admiral Brueys mit 13 Linienschiffen, 8 Fregatten und einigen kleineren Kriegsschiffen, im Ganzen 194 Segel, aus dem dortigen Hafen dem unbekannten Ziele zu. Unterwegs stießen noch aus den Häfen von Genua (unter Baraguay-d'Hillier), Ajaccio (unter Vaubois), Civita-Vecchia (unter Desair) Verstärkungen hinzu, so daß die Truppenzahl auf 40,000 Mann und die Flotte auf 500 Segel stieg. Die Armee wurde begleitet von einer großen Zahl von Gelehrten und Künstlern, welche bestimmt waren, das geheimnißvolle Land und seine Monumente zu untersuchen.

Das nächste Ziel war Malta. Diese Insel, durch ihre Lage zum Hauptbollwerke für die Herrschaft des Mittelmeers bestimmt, war im Besitze der Malteser- oder Johanniter-Ritter, eines geistlichen Ritterordens, der im Mittelalter zur Zeit der Kreuzzüge zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet, damals schon längst sich überlebt hatte und in keiner Weise seiner ursprünglichen Bestimmung entsprach.

Napoleon, der schon mit mehreren Rittern französischer Nation geheime Verbindungen angeknüpft hatte, erschien mit der gesammten Flotte vor der Stadt La Valette und verlangte von dem Großmeister des Ordens, Ferdinand von Mompesch, die Erlaubniß, in den Hafen mit seiner ganzen Flotte einzulaufen, allein das Gesuch ward abgeschlagen als der Neutralität des Ordens zuwider.

Digitized by Google

Nun hatte Napoleon den gewünschten Vorwand zu einem feindlichen Angriffe, und noch an demselben Tage landeten die Franzosen auf 7 verschiedenen Punkten der Insel. Das kühne Unternehmen gelang vollkommen, theils durch die Trägheit und Unentschlossenheit des Großmeisters, theils durch die Verrätherei der mit Napoleon im Einverständniß stehenden französischen Ritter. Bald entstand, absichtlich erregt, eine heillose Verwirrung unter den Truppen des Ordens, und schon am nächsten Tage (11. Juni) war die ganze Insel in den Händen der Franzosen, mit Ausnahme der Hauptstadt La Valette, eine Stadt von ungefähr 30,000 Einwohner und eines der festesten Plätze Europa's. Am folgenden Tage erklärten mehrere französische Ritter, sie könnten gegen ihre Landsleute nicht kämpfen, man warf sie in's Gefängniß; als aber auch die Bürger der Stadt die Uebergabe verlangten, schickte der Großmeister, der den Kopf gänzlich verloren, einen der gefangenen Ritter zu Napoleon, um mit ihm zu unterhandeln. Der Vertrag war bald abgeschlossen. Die Ritter übergaben den Franzosen Malta und die kleinen davon abhängigen Inseln in der Nähe, dafür wurde dem Großmeister ein Fürstenthum in Deutschland zugesichert oder, wenn das nicht zu erlangen, eine lebenslängliche Pension von 300,000 Francs jährlich. Auch den Rittern wurden Gnadengehalte ausgesetzt. So kam Frankreich auf leichte Weise in Besitz der wichtigsten Festung des Mittelmeers. Der Ingenieur Caffarelli-Dufalga sprach, als er die Befestigungswerke voll Bewunderung in Augenschein genommen: „Wir sind glücklich, daß Jemand in der Festung war, um uns die Thore zu öffnen".

Bonaparte ließ in Malta eine Besatzung von 4000 Mann unter Vaubois zurück und segelte am 19. Juni weiter auf Aegypten zu, wo er nach 11 Tagen anlangte. Erst 8 Tage vor seiner Ankunft daselbst hatte er seinen Truppen das Ziel ihres Zuges verkündet und die glänzendsten Erfolge versprochen, vorzüglich aber sie aufgefordert, dieselbe Duldung gegen die Muhamedaner zu üben, welche sie bisher gegen die mosaische und die christliche Religion geübt.

Am 1. Juli befand sich Bonaparte endlich im Angesichte Alexandriens und erfuhr, daß einige Tage zuvor eine englische Flotte unter Nelson ihn daselbst aufgesucht, dann aber wieder unter Segel gegangen sei. Daher bewerkstelligte er sogleich die Landung und nahm am 3. Juli Alexandrien mit Sturm. Die Flotte ging auf der Rhede von Abukir vor Anker, er selbst aber beeilte sich, mit dem Heere sobald wie möglich auf die Hauptstadt des Landes, Cairo, loszugehen.

Aegypten war dem Namen nach eine Provinz des türkischen Reiches, mit dem damals Frankreich Frieden hatte. Napoleon glaubte, der türkische Sultan werde kaum diesen Angriff auf ein ihm gehöriges Land für eine Feindseligkeit halten, da es in Wirklichkeit ganz der Gewalt des Großherrn entzogen war. Die sogenannten Mameluken nämlich, Sclaven, die in ihrer Jugend von den Türken in Circassien aufgekauft und zum türkischen Waffendienste erzogen worden waren, hatten sich zu Herrn von Aegypten und von der Pforte unabhängig gemacht. Sie bildeten ein treffliches, tapferes Reitvolk und standen unter 24 Bais, die die Herrschaft über die übrige Bevölkerung des Landes, Araber, Türken und Copten, führten.

Zwei Bais der Mameluken, Murad und Ibrahim, behaupteten damals in Aegypten einen vorzüglichen Einfluß. Sie sammelten ihre Truppen und suchten Napoleon bei seinem Vordringen in's Land aufzuhalten. Dieser hatte mit dem größten Theile seines Heeres den kürzesten Weg nach Cairo durch die Wüste eingeschlagen und gelangte unter unsäglichen Beschwerden und nach einem hitzigen Gefechte mit Murad endlich in die Nähe der Hauptstadt, wo man ein entscheidendes Treffen mit den Mameluken zu erwarten hatte. Am 21. Juli erblickte man mit Tagesanbruch zur Linken jenseits des Nils, auf dessen rechtem Ufer die hohen Minarets von Cairo und zur Rechten in der Wüste die Spitzen der gigantischen Pyramiden, vergoldet von den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Digitized by Google

Von Bewunderung und Neugierde ergriffen, machte das Heer bei dem Anblicke dieser ehrwürdigen Monumente des Alterthums auf eine Zeit lang Halt. Mit von Begeisterung strahlendem Antlitz galopirte Napoleon vor den Reihen seiner Krieger vorüber und rief, indem er nach den Pyramiden zeigte: „Denket, daß von der Höhe dieser Pyramiden vier Jahrtausende auf Euch herniederschauen!“ Man rückte in schnellen Schritten vor, die Minarets von Cairo stiegen immer höher empor, die Pyramiden schienen wie aus der Erde hervorzuwachsen; da sah man in der Ferne das feindliche Fußvolk um das diesseits des Stroms, Cairo gegenüber liegende Dorf Embabeh, das sie zu bewachen hatten, in bunter Menge sich herumtreiben, man sah die Waffen von 10,000 mamelukischen Reitern, die in einer unermeßlichen Reihe durch die Ebene hin aufgestellt waren, im Strahl der Sonne blitzen. Das war das Heer Murads, das sich hier gesammelt hatte, um dem Feinde den Einzug in Cairo streitig zu machen.

Bonaparte traf sogleich seine Dispositionen. Die Armee war in 5 Divisionen getheilt. Die Divisionen Desair und Régnier bildeten den rechten Flügel nach der Wüste zu, die von Menou und Bon den linken Flügel längs des Nil; die Division Dugua stand im Centrum. Jede Division formirte ein Carré, das nach allen Seiten hin Front machen konnte, mit der Artillerie an den Ecken, dem Gepäck und den Generalen in der Mitte. Bonaparte selbst war in dem Carré des Centrums. Der Angriff sollte mit dem rechten Flügel beginnen auf die Reiterei der Mameluken, den Kern des feindlichen Heeres; man wollte sie werfen und in den Strom treiben, ohne daß die Besatzung von Embabeh ihnen zu Hülfe kommen könnte. Als Murad, ein tapferer und kluger Kriegsmann, dies merkte, ließ er den größten Theil seiner Reiterei auf die beiden Carrés des rechten feindlichen Flügels anstürmen. 8000 wilde Reiter warfen sich mit tobendem Ungestüm auf das Carré Desair's; mit kalter Ruhe ließ manſie bis auf Schußweite heraukommen und empfing sie dann mit einem mörderischen Feuer. Dadurch zurückgeschreckt, rafften die zahlreichen Reiterschaaren längs den Reihen des Carrés dahin und galopirten drohend um die feuersprühende Citadelle; die Muthigsten stürzten sich mit ihren Pferden gegen die feindlichen Bajonette, wandten um, kehrten wieder und brachen wirklich eine Bresche in das Carré, so daß 30 bis 40 bis in das Centrum des Carrés drangen, wo sie zu den Füßen Desair's niedergestreckt wurden. Die Masse aber bog ab und wandte sich gegen das Carré von Régnier. Hier mit demselben Feuer empfangen, sprengten sie nach dem Punkte zurück, wo sie zuerst aufgestellt waren; da aber stießen sie auf die Division Dugua, welche unterdessen vorgerückt war. Nun geriethen sie in völlige Unordnung und stürzten in wilder Flucht davon. Ein Theil sprengte der Wüste zu, nach der Seite der Pyramiden, ein anderer warf sich in das Dorf Embabeh, wo das Fußvolk sich verschanzt hatte, und brachte dort Alles in Verwirrung. Embabeh wurde von dem linken französischen Flügel erstürmt. Was von den Feinden nicht umkam flüchtete in die weite Ebene oder wurde in den Strom getrieben.

Das war die berühmte Schlacht bei den Pyramiden. Das feindliche Heer war zersprengt, Murad selbst sieh verwundet mit wenig Getreuen nach Oberägypten. Der Weg in die Hauptstadt stand dem französischen Heere offen; Ibrahim, der die Stadt besetzt gehalten, hatte sie gleich nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht geräumt und zog nach Syrien.

Am nächsten Morgen nach der Schlacht, den 22. Juli, besetzten die Franzosen Cairo. Bonaparte war jetzt Herr des untern und mittlern Aegyptens; das obere Aegypten ließ er noch im Laufe des Jahres von Desair erobern. Jetzt traf er von Cairo aus seine Anstalten, um das Land zu beruhigen und zu organisiren. Schon gleich nach seiner Landung hatte er den Einwohnern des Landes in einem Aufrufe erklärt, er komme bloß, um sie von der Tyrannei der Mameluken zu befreien; die Franzosen, die den Papst und die Ritter von Malta vernichtet, seien wahre Muselmänner. In demselben Geiste fuhr er jetzt fort; er

Digitized by Google

suchte die Araber und die Copten, die zahlreichsten Klassen der Bevölkerung, an sich zu ziehen, vermied sorgfältig jede Verletzung ihrer Religion und ihrer Sitten, nahm Theil an ihren Festen und ihren religiösen Ceremonien, und gebot seinen Soldaten das rücksichtsvollste Benehmen gegen die Einwohner. Doch der größere Theil der Bevölkerung wollte sich mit der neuen Herrschaft nicht befreunden, zumal da zur Unterhaltung der Armee und Rüstungen für weitere Unternehmungen Steuern nöthig waren, die mit Strenge eingetrieben wurden. Die feindliche Stimmung gegen die fremden christlichen Eroberer blieb bestehen. Ein wichtiges und dauerndes Verdienst erwarb sich Napoleon dadurch, daß er zu Cairo ein Institut für Künste und Wissenschaften nach dem Muster des französischen Nationalinstituts stiftete. Die Gelehrten und Künstler, die ihm in großer Zahl gefolgt waren, zerstreuten sich im Lande, um es nach allen Seiten hin und in den verschiedensten Beziehungen zu durchforschen. Die Einen vermaßen das Land und fertigten Karten an, Andere untersuchten die Ruinen und Monumente der Vorwelt, Andere die Produkte des Landes u. s. w.

Während Napoleon mit diesen Sorgen beschäftigt war, traf ihn ein harter Schlag. Die französische Flotte unter dem Admiral Brueys, welche die Armee nach Aegypten geleitet hatte, lag noch immer bei Abukir vor Anker. Die 13 Kriegsschiffe bildeten eine halbkreisförmige Linie, parallel dem Ufer. So traf sie hier der englische Admiral Horatio Nelson, der lange schon mit seiner Flotte im Mittelmeer nach ihr gesucht hatte. Wie wir sahen, war er schon vor der Ankunft der französischen Flotte an der ägyptischen Küste gewesen, war dann durch den Archipelagus, das Adriatische Meer, nach Neapel, nach Sicilien gesegelt und hatte endlich zu Syracus sicher erfahren, daß die französische Armee wirklich zu Alexandrien gelandet sei. Er eilte daher sogleich nach Aegypten zurück und fand am 1. August die feindlichen Schiffe vor Abukir. Noch am Abend desselben Tages, gegen 8 Uhr, griff er sie an. Die Stärke beider Flotten war gleich, auf beiden Seiten 13 große Kriegsschiffe. Ohne Rücksicht auf die Gefahren, die von den Sandbänken und Untiefen am Ufer drohten, zwängte sich der muthige Britte mit einem Theil seiner Schiffe zwischen die feindliche Flotte und das Ufer hinein und brachte so die einzelnen Schiffe der Franzosen zwischen zwei Feuer. Brueys selbst fiel im Anfang der Schlacht, bald ward die Verwirrung durch das Auffliegen des Admiralschiffes in der französischen Linie allgemein. Während der ganzen Nacht dauerte die Kanonade; nach 15 Stunden war die französische Flotte vernichtet bis auf zwei Kriegsschiffe und zwei Fregatten, die sich nach Malta retteten.

Die Folgen dieser Schlacht waren außerordentlich wichtig. England war wieder Herr des Mittelmeeres, in Europa erhoben sich mit neuem Muth die Feinde Frankreichs; die französische Armee mit ihrem Führer, dem ausgezeichnetsten General Frankreichs, war von der Heimath abgeschnitten.

Napoleon empfing die Nachricht seines Unglücks mit großer Ruhe und wußte sein entmuthigtes Heer wieder aufzurichten. „Nun, sagte er, wir müssen hier sterben oder von hier abziehen, groß wie die Alten.“ Er fuhr mit Entschlossenheit in der Organisation und Unterjochung Aegyptens fort, obgleich seine Lage sehr bedenklich war. Die Pforte hatte, durch das Unglück der Franzosen bei Abukir ermuthigt, Frankreich den Krieg erklärt, und machte Anstalten, ihn mit zwei Heeren von verschiedenen Seiten her anzugreifen; das eine sollte von Rhodus aus direct über's Meer, das andere von Syrien her in Aegypten einfallen. Als die Nachricht von der Kriegserklärung der Pforte sich in Aegypten verbreitete, wurde die feindliche Stimmung der Einwohner, die den Fremdendruck immer mehr empfanden, um vieles erhöht. Endlich als Bonaparte den Aegyptern befahl, die französischen dreifarbigen Schleifen am Turban zu tragen, brach der Fanatismus des Volkes los; am 22. October erhob sich die Bevölkerung von Cairo, einer Stadt von beinahe 300,000 Menschen, zu offener Empörung. Zwei Tage lang dauerte der gefährliche Kampf; zuletzt siegte das grobe Geschütz

Digitized by Google

und die Kriegskunst der Franzosen über die ungeregelte Tapferkeit der Menge, und Mord- und Raubgier machten Cairo zu einem Schauplatz der furchtbarsten Gräuel. Ueber 6000 Menschen waren an diesem blutigen Tage gefallen, und Bonaparte herrschte von nun an unumschränkter als zuvor. In einer Bekanntmachung verkündigte er zugleich dem Volke, daß alle diejenigen, welche sich leichtsinnig für seine Feinde erklärten, weder in dieser, noch in jener Welt einen Zufluchtsort finden würden; denn seit dem Beginne der Welt sei es geschrieben, daß er, wie nun geschehen, nach Besiegung der Feinde des Islam kommen werde aus dem tiefen Westen, das ihm auferlegte Werk zu vollenden. Einem Jeden von ihnen könne er Rechenschaft abfordern über die geheimsten Regungen seines Herzens, denn er wisse Alles, auch das, was sie Niemand gesagt; allein es werde ein Tag kommen, wo alle Welt erkennen werde, daß er durch höhere Befehle geleitet sei, und daß alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen ihn vermöchten.

Mit dem Frühjahr des folgenden Jahres 1790 hatte Napoleon den Einfall der beiden türkischen Armeen in Aegypten zu erwarten. Er beschloß daher, seinem Feinde zuvorzukommen, schon während des Winters in Syrien einzurücken, er wollte, bevor die türkische Armee in Syrien zusammengezogen sei, dieses Land erobern und günstigen Falles von dort aus auf Constantinopel losgehen. Im Februar rückte er gegen Syrien aus mit ungefähr 13,000 Mann unter den Generalen Kleber, Régnier, Lannes, Bon, Mürat; der letztere commandirte die Reiterei, die erst in Aegypten ihre Pferde erhalten hatte. El Arisch, die nächste Festung von Syrien, der Schlüssel Aegyptens von dieser Seite her, ergab sich nach sechstägiger Belagerung am 22. Februar. Schon jetzt litt die Armee Mangel an Lebensmitteln; nur die zu El Arisch erbeuteten Vorräthe setzten sie in den Stand, ihren Zug durch die Wüste gegen Gaza fortzusetzen. Die Soldaten hatten große Beschwerde bei ihrem Marsche durch die Wüste, aber das Beispiel ihres Obergenerals, der an ihrer Seite hinmarschirte und bei einer schwächlichen Gesundheit alle Strapazen und alle Entbehrungen mit ihnen theilte, hob ihren Muth stets auf's Neue. Gaza ward ohne Widerstand genommen, dagegen mußte Jaffa (das alte Joppe) durch Sturm erobert werden. Zwei Tage lang ward es geplündert und mit Feuer und Schwert verheert, wobei aber auch zugleich die Pest in das Heer kam. Napoleon hatte aus den verschiedenen genommenen Festungen an 4000 Gefangene im Lager. Da er keine Leute übrig hatte, sie nach Aegypten zu escortiren und ihm die Lebensmittel fehlten, um sie in Syrien mit sich zu führen, aber zu befürchten war, daß sie entlassen, auf's Neue die Schaar der Feinde vermehrten, so beschloß er, sie alle ermorden zu lassen. Sie wurden in die Nähe des Meeres hinausgeführt und dort sämmtlich von einer Abtheilung französischen Fußvolks niedergemacht.

Nach der Einnahme von Jaffa hielt Napoleon die Eroberung von Syrien für entschieden, wiewohl die Kunde von der an den Gefangenen verübten Grausamkeit den Muth der Feinde bis zur Wuth entflammt hatte. Den General Menou, der förmlich die muhamedanische Religion angenommen, ernannte er zum Statthalter von Palästina und zog dann weiter gegen St. Jean d'Acre (das alte Ptolemais). Nach zwei Tagen kam er dort an (16. März). Bonaparte glaubte die Festung, die einem Haufen von Trümmern gleich, ohne Mühe überwältigen zu können und eröffnete die Belagerung mit seinem kleinen Heere, ohne das schwere Geschütz abzuwarten, das ihm von Alexandrien aus zur See zugeführt werden sollte. Aber er hatte sich getäuscht; hier scheiterte seine bisher immer glückliche Kühnheit an dem Muthe der Türken, die hinter festen Mauern treffliche Soldaten sind, und an der Geschicklichkeit Sidney Smith's, des Befehlshabers des an der Küste von Aegypten und Syrien zurückgebliebenen englischen Geschwaders, unter welchem ein emigrirter französischer Ingenieuroffizier Phelippeaux, der mit Napoleon auf der Kriegsschule zu Brienne erzogen worden war, die Vertheidigung des Platzes leitete. Die Türken hielten sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit; mörderische Stürme und Ausfälle wechselten

Digitized by Google

mit einander ab. Die Belagerung wollte nicht vorrücken, und schon stellte sich Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf ein, die Pest wüthete im Heer, der Mißmuth der Soldaten ging in offenes Murren über. Ein feindliches Heer rückte zum Entsatz heran, Kleber schlug es am Berge Tabor zurück; neue türkische Schaaren zogen sich zu Land und zur See, um den Platz zusammen, und warfen sich zum Theil in denselben. Da hielt es Bonaparte für besser, abzuziehen nach zweimonatlicher Belagerung, nach acht vergeblichen Stürmen, nach dem Verluste des Kerns seiner Truppen und mehrerer ausgezeichneten Befehlshaber. „Dieser Mann hat mich um mein Glück gebracht", sagte Napoleon später öfter, wenn die Rede auf Sidney Smith kam, „ohne St. Jean d'Acre wäre ich Kaiser des Morgenlandes."

Mit kaum 7000 Mann trat Napoleon den Rückzug nach Aegypten an, am 19. Mai. Die Zahl der Kranken, besonders der Pestkranken war im Heer sehr gewachsen; da es an Mitteln zu ihrer Fortschaffung fehlte, mußte man sie zurücklassen. Mehrere hundert Pestkranke in dem Hospitale auf dem Berge Karmel bei Acre und zu Jaffa soll Bonaparte durch Opium haben vergiften lassen, um sie nicht der Grausamkeit der Feinde zu überlassen. Barbarische Verwüstungen bezeichneten den Rückzug der französischen Armee; alle Orte, die sie berührten, wurden mit nutzloser Grausamkeit gänzlich verheert, selbst die Ruhe- und Erfrischungsplätze in der Wüste. Am 14. Juni zog das Heer wieder in Cairo ein.

Seit einem Vierteljahre schon war Unterägypten der Schauplatz wüthender Empörung; nur durch großes Blutvergießen hatten die Franzosen die Ruhe an einigen Punkten wieder hergestellt. Napoleon sah seine Pläne scheitern, und schon dachte er daran, nach Frankreich zurückzukehren. Da erschien plötzlich, am 11. Juli, die türkische Flotte, 113 Segel stark, vor Abukir; die Truppen, 18,000 Mann, landeten und verschanzten sich auf einer Halbinsel bei Abukir. Napoleon eilte von Cairo herbei, und vernichtete mit 6000 Mann in einem mörderischen Treffen das ganze türkische Landungsheer (25. Juli).

Der Sieg von Abukir konnte die Lage Napoleons, das sah er wohl ein, für die Dauer nicht bessern. Schon sammelte sich wieder ein bedeutendes türkisches Heer in Syrien und die Bewohner Aegyptens waren zu jeder Zeit zum Aufstande bereit. Bald nach der Schlacht bei Abukir schickte Sidney Smith mit dem Antrage, zu unterhandeln, dem französischen Obergeneral Zeitungen, aus denen er, seit lange ohne Kunde von Frankreich, mit Staunen ersah, wie zerrüttet und drohend während seiner Abwesenheit die inneren und äußeren Verhältnisse seines Vaterlandes durch die schlechte Regierung der Directoren geworden waren. Jetzt stand sein Entschluß fest, sobald als möglich nach Frankreich zurückzukehren, doch nicht, wie Sidney Smith gehofft hatte, mit dem ganzen Heere, sondern allein, nur von wenigen Getreuen begleitet. Die Vorbereitungen zur Fahrt wurden in aller Stille getroffen, ohne daß Jemand ahnte, was vorging.

Am 23. August ging Napoleon in Begleitung mehrerer Generale und Gelehrten, einiger Mameluken und Gardisten mit zwei Fregatten in See und gelangte, obgleich das ganze Mittelmeer von britischen Schiffen durchkreuzt wurde, am 9. October unangefochten in dem Hafen von Frejus an. Mit unendlichem Jubel wurde er aufgenommen. Glockengeläute, wo noch Glocken in den Kirchen vorhanden waren, Freudenfeuer auf den Bergen begleiteten seine Reise, die einem ununterbrochenen Triumphzuge glich, bis nach Paris. Hier eilte der Obergeneral sogleich zum Palaste der Directoren. Die Thorwache, Leute, die bei Arcole unter Napoleon gestritten, erkannte ihren „kleinen Korporal", und ihr Freudengeschrei verkündete den Directoren seine Ankunft. Jubel herrschte durch ganz Paris; man empfand, daß in seiner Hand Frankreichs Geschicke lagen. Als Napoleon die Stimmung von Paris sah, war sein Plan bald gefaßt; am 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November) stürzte er mit dem Willen des Volkes durch eine unblutige Revolution die Directorialregierung und ließ darauf, nachdem man ihm die provisorische Regierung übertragen, eine neue Constitution aus-

Digitized by Google

arbeiten, die Consularverfassung, nach welcher drei Consule an die Spitze des Staates gestellt wurden. Napoleon selbst ward zum ersten Consul auf 10 Jahre erwählt; man kann sagen, er war schon jetzt Monarch von Frankreich.

Ueber die in Aegypten zurückgelassenen Truppen hatte Napoleon bei seiner Abfahrt in einem Schreiben den General Kleber zum Commandanten ernannt, der noch mit 10,000 Mann über das in Aegypten eingedrungene Heer des türkischen Großveziers von 70—80,000 Mann bei Heliopolis einen glänzenden Sieg erfocht, aber bald nachher von einem fanatischen Muselmann zu Cairo ermordet wurde, am 14. Juni 1800, dem Tage der Schlacht bei Marengo. Nach ihm übernahm Menou den Oberbefehl. Der Feldzug der Franzosen nach Aegypten war erfolglos zu Ende. Die Armee, durch die Pest, durch Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, durch die Truppen der Türken und Engländer und durch Aufstände im Lande bedrängt, schmolz immer mehr zusammen und schloß endlich im Jahre 1801 eine Uebereinkunft mit den Engländern und den Türken ab, nach welcher sie Aegypten zu räumen versprach und auf englischen Schiffen in den Hafen von Toulon zurückgebracht wurde.

Vom Wetter.

Von Pfarrer F. H. Snell zu Hohenstein.

3. Das Thermometer.

Wir haben in unserm vorigen Artikel gesagt, das Barometer zeige uns die Veränderungen an, welche in der Durchschnittstemperatur sämmtlicher über uns befindlichen Luftschichten vor sich gehen. Es thut dies jedoch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, indem diese Temperaturveränderungen den Luftdruck verändern. Auch kann nicht mit vollkommener Sicherheit aus einer Aenderung des Barometerstandes auf eine Aenderung der Temperatur der Atmosphäre geschlossen werden, weil es noch andere, zum Theil noch nicht gehörig erforschte, Ursachen der Barometerschwankungen gibt. Es fragt sich nun, ob sich nicht auf direktem und vollkommen sicherem Wege die Veränderungen der Temperatur der Luft, hier also nur der uns umgebenden, wahrnehmen und messen lassen. Man hat auch zu diesem Zweck ein Instrument erfunden, — eben das Thermometer. Dasselbe beruht auf der allgemeinen Eigenschaft der Körper, kraft deren sie durch die Wärme ausgedehnt, durch die Kälte zusammengezogen werden. Und zwar bedient man sich hierzu eines flüssigen Körpers, weil an einem solchen jene Veränderungen am augenfälligsten sind. In neuerer Zeit verwendet man hierzu gleichfalls, wie zum Barometer, meistens das Quecksilber. Man füllt dasselbe nämlich ebenfalls in eine Glasröhre, welche aber auf beiden Seiten geschlossen sein muß, damit der Luftdruck nicht einzuwirken vermag, da es sich hier lediglich um die Erforschung der Temperatur handelt. Die Glasröhre muß am unteren Ende in eine kugelige Erweiterung übergehen, deren Durchmesser den der Röhre vielmal übertreffen muß. Denn nur auf diese Weise wird das Thermometer „empfindlich", indem selbst schon eine sehr geringe Temperaturveränderung das Quecksilber in die enge Röhre hinauftreibt oder in derselben sinken macht. (Wie sich von selbst versteht, darf die Glasröhre nicht vollständig mit Quecksilber angefüllt sein, sondern dasselbe muß einen freien Spielraum zu seiner Bewegung haben.)

An der Höhe des Standes des Quecksilbers in der Röhre erkennt man die Höhe der Temperatur. Man theilt zu dem Ende die Glasröhre in gleiche Theile oder Grade ein. Es sind verschiedene Eintheilungen im Gebrauche, in Deutschland meist die von Reaumur eingeführte und nach diesem Physiker benannte. Sie wird gewöhnlich nur durch ein der Zahl der Grade beigefügtes R. bezeichnet.

Digitized by Google

Reaumur nämlich tauchte die Kugel des Thermometers zuerst in ein Gefäß mit Wasser und schmelzendem Schnee (oder Eis) gefüllt und bezeichnete den Punkt der Glasröhre, bis zu welchem hier das Queckſilber herabſank (der Eis- oder Gefrierpunkt), mit einem Striche, erhitzte dann das Waſſer mit dem darein geſetzten Thermometer bis zum Kochen, und bezeichnete abermals den Punkt, bis zu welchem jetzt das Queckſilber in der Glasröhre ſtieg (der Siedepunkt), und theilte endlich die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Punkten in 80 gleiche Theile oder Grade. Ebenſo theilt er den, unterhalb des Gefrierpunktes liegenden, Theil der Röhre in ebenſo große Theilchen oder Grade ein. Bei den beſſeren Thermometern ſind auch die Grade nochmals in Zehntel getheilt. Von dem Gefrierpunkte (Nullpunkt) zählte er aufwärts 0, 1, 2, 3 bis 80 und abwärts ebenfalls 0, 1, 2, 3 u. ſ. f. Den Zahlen, welche das Aufwärts bezeichnen ſetzt man ein + (Plus, Wärme), oder auch Nichts, den abwärts deutenden ein — (Minus, Kälte) vor. Wenn ich alſo ſchreibe, Thermometer 20° R. oder + 20° R., ſo heißt dies: das Thermometer zeigt nach Reaumur's Eintheilung zwanzig Grad Wärme. Dagegen: — 20° R. heißt: es zeigt zwanzig Grad Kälte.

Eine andere Eintheilung des Thermometers iſt die nach Celſius, welcher die Grade ſo klein nahm, daß man deren vom Gefrier- bis zum Siedepunkt 100 zählt, weshalb das Thermometer auch das hunderttheilige genannt wird. Daſſelbe iſt in Frankreich meiſtens im Gebrauch.

Eine dritte Eintheilung endlich rührt von Fahrenheit her und iſt in England üblich. Nach dieſer wird der Abſtand zwiſchen dem Gefrier- und Siedepunkt in 180° getheilt. Der Nullpunkt fällt jedoch nicht mit dem Gefrierpunkte zuſammen, ſondern iſt 32° tiefer geſetzt, ſo daß vom Fahrenheit'ſchen Nullpunkte bis zum Siedepunkt 212° gezählt werden, d. h. 0° R. = + 32° Fahrenheit und + 80° R. = + 212° Fahrenheit.

Auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft hat man ſich neuerlich dahin geeignet, daß eine Gradbezeichnung ohne weiteren Zuſatz ſtets das Celſius'ſche oder hunderttheilige Thermometer bedeutet.

Ueber den Gebrauch des Thermometers iſt Folgendes zu bemerken: Wenn man die Temperatur der Luft (im Freien) beobachten will ſo muß das Thermometer an der Nordſeite des Hauſes aufgehängt (oder vielmehr zum Schutze gegen Sturm befeſtigt) worden, am zweckmäßigſten ſo, daß auch noch durch Nebengebäude die Stelle Morgens und Abends beſchattet wird. Denn in den Sommertagen wird auch die Nordſeite der Gebäude von den Sonnenſtrahlen, wofern dieſelben nicht durch andere Gebäude abgehalten werden, Morgens und Abends beſchienen. Dadurch wird aber nicht nur ſo lange die Sonnenſtrahlen das Thermometer treffen, ſondern auch in der darauf folgenden Tageszeit eine richtige Beobachtung der Temperatur unmöglich gemacht, da eine von der Sonne erwärmte Wand z. B. noch lange nach Sonnenuntergang ihre höhere Temperatur behält und dem Thermometer mittheilt.

Aus demſelben Grunde darf das Thermometer nicht zu nahe am Boden, ſondern wenigſtens 8 bis 10 Fuß über demſelben angebracht werden, damit der Stand deſſelben nicht von der Bodenwärme beeinflußt wird.

Wie wenig gewöhnlich auf dieſe Dinge geachtet wird, geht daraus hervor, daß man in warmen Sommern in den Zeitungen nicht ſelten von + 29° bis 30° R. lieſt, — eine Hitze, welche im mittleren Deutſchland niemals vorkommt. Die größte Hitze, welches ich bis jetzt, aber auch nur dieſes einzigemal, beobachtet habe, fand am 4. und 5. Auguſt 1857 ſtatt, nämlich + 28,4° und 28,3° R. Oft freilich mögen an ſolchen unrichtigen Angaben auch ungenaue Inſtrumente, wie man ſie ſehr häufig zu kaufen bekommt, ſchuld ſein. Sicher iſt dies der Fall, wenn man von einer Kälte von — 28° bis — 30° R. reden hört, wie dies mir auch ſchon begegnet iſt. Die höchſte Kälte, welche ich beobachtet habe, war — 22,7° R., nämlich am 22. Januar 1850. Zu Gießen aber zeigte damals das Thermometer (nach Profeſſor H. Hoffmann) — 27° R., — „ein Kälteextrem, welches, nach

Digitized by Google

Ansicht dieses Meteorologen, überhaupt wohl für Deutschland nahezu als größte Kälteentwicklung gelten dürfte". *)

Wenn man nun das Thermometer regelmäßig beobachtet, so findet man mancherlei merkwürdige Gesetze für die Temperaturveränderungen der uns umgebenden Luft. Wir wollen deren nur einige anführen. Die niedrigste Temperatur des Tages findet Morgens bei oder kurz nach Sonnenaufgang statt, was natürlich ist, die höchste aber nicht Mittags, sondern um 1 oder 2 Uhr Nachmittags, je nach der Jahreszeit. Es kommt dies daher, daß die Sonnenstrahlen nach der Mittagszeit zu der bereits durch sie erzeugten Wärme eine Zeit lang noch ein größeres Quantum hinzufügen, als deren durch die Ausstrahlung in den Weltraum wieder verloren geht.

Bei hellem Himmel und stillem Wetter sinkt das Thermometer in Thälern tiefer, als auf Bergen. Die Ursache liegt darin, daß in einem umschlossenen Raume bei nicht bewegter Luft die Wärme weit rascher gegen den Weltraum ausstrahlt, als dies unter umgekehrten Verhältnissen der Fall ist. Und die Folge hiervon ist, daß die Frühlingsfröste in engen Thälern am gefährlichsten sind.

Der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ist bei hellem Himmel und Windstille weit größer, als bei trübem oder windigem Wetter. Die Ursache liegt ebenfalls darin, daß die Wärmestrahlung sowohl durch die Wolken, als auch durch die Luftbewegung gehemmt wird.

Nachtreife treten auch dann schon ein, wenn das an einem Hause hängende Thermometer noch + 1° bis + 2° R. zeigt. Es kommt dies daher, weil die schmalen, spitz zulaufenden Blätter und Halme des Grases, an welchem sich ja hauptsächlich der Reif zeigt, ihre Wärme rascher ausstrahlen, als die Wände der Gebäude.

Es muß sich übrigens Jeder, der den rechten Nutzen aus dem Thermometer ziehen will, die besondern Gesetze, welche für seine Gegend und Lokalität gelten, durch denkende Beobachtung selbst aufsuchen. Dann ist aber auch der Nutzen, welchen das Thermometer z. B. dem Landmanne bringt, sehr groß. Ein specielles Beispiel möge dies erläutern.

Im Jahr 1854 fiel, wie sich wohl jeder Lehrer noch erinnert, noch am 25. April eine äußerst verheerender Nachtfrost ein. Namentlich erfror damals fast überall das s. g. „Gepflänze", d. h. die jungen Saatpflänzchen der verschiedenen Krautarten. Dem Verfasser widerfuhr dieses Unglück nicht, obgleich er damals in einem Gebirgsthal wohnte, wo das Thermometer des Morgens um 5 Uhr — 6 1/3° R. zeigte! Woher kam dies? Das war sehr einfach! Am Tage vor jenem verhängnißvollen 25. April sah ich, als es Abend wurde, daß der Himmel vollkommen hell wurde und mein Thermometer sich dem Nullpunkte näherte. Da mich nun eine lange Erfahrung gelehrt hatte, daß an meinem Wohnorte in solchen hellen Nächten bei herrschendem Polarwind der Temperaturunterschied zwischen Abend und Morgen oft 6° bis 10° betrug, da ich ferner wußte, daß die jungen Pflänzchen eine solche Temperaturerniedrigung nicht ertragen konnten: so ließ ich dieselben noch am Abende mit Stroh zudecken. Was ich vorausgesehen, traf ein! Abends 9 Uhr zeigte das Thermometer — 1/3° R., am folgenden Morgen, wie schon bemerkt, — 6 1/3° R.; aber meine Pflänzchen waren gerettet!

Es könnte nun freilich Jemand einwenden, schon das Gefühl zeige einem die Wärme und Kälte an, man bedürfe dazu keiner künstlichen Zurüstungen. Ersteres ist freilich wahr, aber es fehlt diesem Gefühle die Sicherheit und Genauigkeit. Wenn z. B. Einer durch Genuß von geistigen Getränken sein Blut mit Alkohol erfüllt, oder viel Fett (welches ebenfalls im Körper Wärme erzeugt) verzehrt, so wird es ihm ganz warm vorkommen, während ein Anderer friert „wie ein Schneider." Ueberhaupt der Kränkliche und Schwächliche friert leichter

*) Vierter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Naturkunde. Gießen, 1854. S. 138.

Digitized by Google

als der Gesunde und Starke, und auch bei einer und derselben Person ist die Empfindlichkeit gegen die Kälte zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden.

Es führt uns dies auf den Gebrauch des Thermometers im Zimmer. Wie unentbehrlich ist dasselbe z. B. bei Kranken! In Krankenzimmern muß (wofern nicht der Arzt in besonderen Fällen anders verordnet) Tag und Nacht eine Temperatur von + 16° bis + 17° R.*) erhalten werden. Wie will aber der Gesunde, der doch die Heizung zu besorgen hat, diese Regelung der Temperatur fertig bringen, *ohne Thermometer!* — Für Gesunde ist die angemessenste Zimmerwärme + 12° bis + 15° R. Auf kleine Abweichungen von diesem Maße kommt es freilich im Allgemeinen bei Gesunden nicht an; namentlich darf während der Nacht, wofern nur der Körper gehörig bedeckt ist, die Temperatur viel tiefer sinken; der Schlaf wird sogar durch nächtliche Kühle befördert. Anders ist dies bei *kleinen Kindern*, besonders bei ungünstiger Witterung und zu Zeiten, wo epidemische Krankheiten herrschen. Doch hören wir hierüber einen der ausgezeichnetsten Aerzte! Professor C. E. Bock sagt in seinem „Buche vom gesunden und kranken Menschen (Leipzig. Keil. 1855. S. 438): „Zur Vermeidung tödtlicher Entzündungen (wie Halsbräune u. s. w.) ist anzurathen, kleine Kinder niemals einer rauhen, kalten Luft und überhaupt der Erkältung auszusetzen. Deshalb müssen kleine Kinder bei kalter Luft, zumal bei Nord- und Ostwinden, im Winter und im Sommer, hübsch in der Stube bleiben; in der Stube selbst aber, und auch im Schlafzimmer, muß auf gleichmäßig warme (+ 12 bis 13°) reine Luft gehalten werden .... Eine vorsichtige Mutter kann eigentlich *ohne Thermometer und Windfahne* gar nicht existiren, wenn sie ihre kleinen Kinder vor gefährlichen Hustenkrankheiten und vor den oft unheilbaren Folgen derselben bewahren will. Nicht nur einfältig, sondern sogar verbrecherisch ist es, wenn man diese von der Natur gebotene Sorgfalt für die Kinder während ihrer ersten Lebensjahre für unnütze Verweichlichung erklärt. Man bedenke, wie die Thiere mit ihren Jungen umgehen" u. s. w. **)

An die Wahrheit dieser Sätze haben wiederum die beiden letzten Winter mit ihren zahllosen Krankheiten und Sterbfällen lebhaft erinnert. Wie manches Kind, welches von der häutigen Bräune (Croup) weggerafft worden, würde noch leben, wenn alle Mütter (und Väter!) die Bildung, Einsicht und die Mittel besäßen, um mit solcher Sorgfalt über die Gesundheit der Kleinen zu wachen.

Ganz unentbehrlich ist das Thermometer für Badewirthe, Bierbrauer und andere Gewerbe. Ja die Landwirthe fangen bereits hier und da an, in ihren Viehställen das Thermometer zu gebrauchen, um die Temperatur durch Schließen oder Oeffnen der Thüre oder des Stallfensters möglichst zu reguliren. Der Preis eines gewöhnlichen Thermometers (48 kr.) ist auch gegenwärtig so gering, daß von dieser Seite dem allgemeinen Gebrauche desselben Nichts im Wege steht.

Zum Schlusse müssen wir noch einmal auf eine Vergleichung des Barometers und Thermometers zurückkommen. Im vorigen Artikel wurde bereits erwähnt, daß der Temperaturwechsel in der das Barometer umgebenden Luft auf dieses ebenso gut, als auf das Thermometer einwirken. Es ist jedoch *diese* Einwirkung auf das Barometer nur sehr gering, vielmal geringer, als bei dem Thermometer. Denn für's Erste fehlt dem Barometer die mit Quecksilber gefüllte Hohlkugel, die das Thermometer hat, die Glasröhre ist vielmehr, so weit sie mit Quecksilber

*) Dies ist natürlich in heißen Sommertagen, wo die Temperatur im Freien höher steigt, nicht immer möglich.

**) Ebenso verderblich ist für kleine Kinder eine übermäßige Hitze, wie man sie z. B. häufig in den Kindbetterstuben der Landleute findet, indem man meint, den Neugeborenen könne man nicht genug einheizen, während doch in Wahrheit diesen eine allzu hohe Temperatur und der dadurch bewirkte Luftzug, wie *alle* Schädlichkeiten, noch weit nachtheiliger ist, als den Erwachsenen! Wie nothwendig wäre es, die Hebamme mit der Handhabung des Thermometers bekannt zu machen!

Digitized by Google

erfüllt ist, von gleicher Weitung. Für's Zweite vermag das Quecksilber, wenn die Wärme auf dasselbe einwirkt, da die Glasröhre unten umgebogen ist, nach beiden Seiten hin auszuweichen, so daß auch schon deßhalb das Fallen und Steigen desselben in dem einen längeren Arme der Röhre weniger bemerklich ist. Doch aber übt der Temperaturwechsel immerhin einen bemerkbaren, wenn auch noch so geringen Einfluß aus, welcher sich mit der Einwirkung des Luftdruckes kreuzt und so die Reinheit der Beobachtung stört. Man muß daher diesen fremdartigen Einfluß aus der Messung wieder entfernen, wenn man ganz genaue Barometerbeobachtungen anstellen will.

Man ist deßhalb in der Wissenschaft übereingekommen, eine Temperatur von 0.° R. der Barometerbeobachtungen zu Grunde zu legen und den jedesmal beobachteten wirklichen Stand auf die Nulltemperatur zu „reduciren". Man muß daher ein Thermometer neben das Barometer hängen oder, wie das auch oft geschieht, auf einem und demselben Holzgestell mit demselben vereinigen. Man beobachtet nun zugleich mit jeder Barometerbeobachtung auch das Thermometer. Steht dasselbe über dem Nullpunkt, so muß man von dem wirklich beobachteten Barometerstande ein Kleines subtrahiren, steht es unter dem Nullpunkt, so muß man etwas addiren. Wie viel man in jedem einzelnen Falle zu subtrahiren oder zu addiren hat, darüber hat man genaue Tabellen, wobei indeß zu bemerken ist, daß der letztgenannte Fall (das Addiren) selten vorkommt, weil in den Räumen, wo man das Barometer aufzuhängen pflegt, selten eine Temperatur unter Null vorkommt. Wir wollen einige Beispiele anführen, welche lehren, wie geringfügig diese vorzunehmende Correctur ist. Man habe auf dem Barometer 27.'' 3,3''', auf dem daneben hängenden Thermometer + 8° R. beobachtet, so zeigt die Tabelle, daß man 0.6''' d. ist $^6/_{10}$ Linien abzuziehen habe; also steht dann das Barometer 27.'' 2,7''' bei 0.°R. Oder man habe bei + 20°R. einen Barometerstand von 27.'' 3.3''' beobachtet, so muß man 1,4''' subtrahiren, — gibt 27.'' 1,9''' bei 0° R. Da übrigens die Temperaturveränderungen innerhalb der Räume der Häuser nicht so bedeutend sind, wenigstens nicht rasch aufeinander folgen, so ist, wenn man das Barometer als „Wetterglas" gebraucht, die Vornahme der genannten Correctur nicht nöthig.

Vom Tabakrauchen.

Von A. Vogel.

Der berühmte Arzt Hufeland sagt: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten. Etwas Schmutziges, Beißendes, Uebelriechendes kann ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen gibt, die nicht eher munter, vergnügt und lebensfroh werden, ja die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen." Und er hat wirklich nicht so Unrecht, denn etwas Wunderbareres und Seltsameres kann man sich kaum denken, als die ungeheure Verbreitung des Tabakrauchens auf der Erde. Wenn man aus Erfahrung die Kämpfe aller Art kennt, die uns beim Rauchen der ersten Pfeife oder Cigarre überfallen, so möchte man sich allerdings wundern, daß es doch noch immer so gar vieleMenschen gibt, welche trotz alledem mit gewaltiger Ueberwindung fortfahren zu rauchen, bis sie daran gewöhnt sind. Nur mit unsäglicher Mühe gelingt es oft, sich nach und nach in den Genuß des damit verbundenen Angenehmen hinein zu arbeiten. Etwas Aehnliches findet vorzüglich auch beim ersten Genusse des Weines, Branntweines, Bieres und anderer geistiger Getränke statt, die ja dem nicht daran Gewöhnten ebenfalls Störungen des Wohlbefindens verursachen; dessenungeachtet fährt der Mensch unverdrossen fort, sie zu genießen, bis er sie endlich ohne Nachtheil in großen Mengen vertragen kann. Beim Tabakrauchen tritt aber zumal für die hoffnungsvolle Jugend noch etwas besonders Einladendes hinzu, — das ist der Reiz des Verbotenen.

Digitized by Google

Daß unter den Nationen, denen durch ihre Religion der Genuß geistiger Getränke verboten, das Rauchen so allgemein Sitte von jeher war, darüber dürfen wir uns nicht wundern; sie mußten nothgedrungen zum Tabak oder gar zum Opium greifen, da, wie es scheint, unter allen Völkern der Erde eine Neigung besteht, sich bisweilen in den Zustand einer künstlichen Aufregung zu versetzen. Daß aber auch unter uns Deutschen, die wir in Betreff der geistigen Getränke doch nicht beschränkt werden, die Gewohnheit des Tabakrauchens so sehr überhand genommen hat, daß gegenwärtig in den Zollvereinsstaaten über drei Pfund Tabak jährlich auf den Kopf gerechnet werden können, ist offenbar als ein auffallender Luxus zu betrachten. In Bremen allein werden jährlich gegen 40 Millionen Pfund überseeischer Tabak eingeführt, es bestehen daselbst 1708 Cigarrenfabriken, welche 5371 Arbeiter beschäftigen — in Frankfurt werden bei einer Einwohnerzahl von 64,000 in 360 Kaufladen Cigarren und Rauchtabak verkauft. Berücksichtigt man ferner, daß der Verbrauch an Tabak namentlich in Deutschland noch immer im Zunehmen begriffen ist, so darf wohl ein mächtiger Einfluß auf alle Verhältnisse, auf Sitten, Handel, Landbau und Gewerbe dem Tabak nicht abgesprochen werden.

Ob nun das Tabakrauchen eine Sünde oder eine Tugend, ob es förderlich für die Seele, ob es schön und patriotisch u. s. w. sei, — das sind Fragen, die in einem sehr empfehlenden kleinen Buche unter dem Titel „die Rauchhere" von B. Strobel (Stuttgart 1857) schon zum allgemeinen Nutzen und Frommen für Jung und Alt beantwortet worden sind. Wir bescheiden uns hier, so gut wir es eben verstehen, nur einige Bemerkungen zu machen, die vielleicht zur Beantwortung der Frage beitragen dürften, in wiefern das Tabakrauchen gesund oder schädlich für den Leib sein kann.

Daß im Tabak giftige Stoffe enthalten sind, ist gewiß. Mit Hülfe der Chemie vermag man aus den Tabaksblättern eine farblose Flüssigkeit darzustellen, welche an der Luft bald braun wird und den eigenthümlichen scharfen Geruch des Tabakfaftes besitzt. Diese Flüssigkeit ist das Nikotin, so genannt nach dem lateinischen Namen des Tabaks, Herba nicotina. Mit dem Nikotin sind, wie man weiß, schon absichtliche Vergiftungen vorgefallen; erinnern wir uns nur an den berüchtigten Prozeß des Grafen Bocarmé, welcher damit seinen Schwager vergiftet hat. Auch an Beispeilen von zufälligen Vergiftungsfällen mit Tabak, aus Nachlässigkeit, fehlt es nicht. Wir wollen hier nur eines der auffallendern erwähnen. Eine Wittwe hatte von einem Loth frisch gebrannten Kaffeebohnen einen Topf voll Kaffee gekocht, der ungefähr 12 Tassen faßte, und nebst drei Mädchen davon getrunken. Alle hatten sich vor dem Genusse des mit Milch vermischten Kaffee's vollkommen wohl befunden, und auch während desselben war ihnen nichts aufgefallen. Kaum aber war der Kaffee ausgetrunken, als sich Schwindel, Besinnungslosigkeit und Convulsionen einstellten, die erst unter ärztlicher Behandlung wieder verschwanden. Eine sorgfältige Untersuchung der Kaffeebohnen ergab beim Zerbeißen und langsamen Kauen derselben einen fremdartigen, sehr scharfen, kratzenden Geschmack, der noch einige Zeit nach der Entfernung der Kaffeebohnen aus dem Munde anhielt, und nun gestand die Frau, was sie aus falschem Ehrgefühl anfangs verheimlicht hatte, daß jene Kaffeebohnen nicht von einem Krämer gekauft, sondern aus dem Kehricht eines Packhauses aufgelesen waren, welches fast nur aus abgekrümelten Tabaksblättern, unter welchen die Bohnen gemengt gewesen waren, bestand, die bei anhaltendem warmen Regenwetter seit ein paar Tagen und Nächten auf der Straße gelegen hatten. Man überzeugte sich an Ort und Stelle, daß die Tabaksüberbleibsel durch die warmen Regengüsse eingeweicht und ausgesogen waren, und unstreitig auf diese Weise den unter sie gemengten und gleichfalls aufgeweichten Kaffeebohnen ihren Giftstoff mitgetheilt hatten; noch nach 3 Jahren besaßen die aufgeweichten Bohnen den eigenthümlichen scharfen Tabaksgeschmack.

Um nur wenige Tropfen Nikotin zu erhalten, muß der Chemiker freilich

Digitized by Google

viele Pfunde Tabaksblätter in Arbeit nehmen; denn dieses Gift ist allerdings nur in sehr geringer Menge im Tabak enthalten, ja in so geringer, daß man kaum ihm allein die betäubende und schädliche Wirkung auf den Anfänger in der Rauchkunst zuschreiben darf. Ueberdieß wenn der Tabak nicht gekaut, sondern geraucht wird, handelt es sich ja nur um das Nikotin, welches durch den Tabaksrauch in den Mund geführt wird; wie viel oder wenig Nikotin aber im Tabakrauche enthalten sey, darüber sind die Gelehrten doch auch etwas uneinig.

Wir brauchen übrigens das Nikotin gar nicht. um die mitunter schädliche Wirkung des Tabakrauchens zu erklären. Dazu sind mehr als ausreichend zwei giftige Stoffe, die nicht ursprünglich in den Tabaksblättern, sondern nur in dem Tabakrauche enthalten sind, das sind die bekannten Gifte: die Blausäure und der Schwefelwasserstoff.

Die Blausäure kömmt bekanntlich fertig gebildet vor in der Natur, in den bittern Mandeln, in den Kirschlorbeerblättern, in den Traubenkirschen und anderen Pflanzenfamilien, sie kann aber auch künstlich hergestellt werden und zwar durch theilweises Verbrennen oder Glühen thierischer und pflanzlicher Abfälle. Beim Verbrennen der Tabaksblätter, sei es nun in Form von Cigarren oder in der Pfeife sind die Bedingungen zur Blausäurebildung alle sehr vollständig vereinigt, so daß es eigentlich zu verwundern ist, wie man den Blausäuregehalt des Tabakrauches so lange übersehen konnte. Freilich und zum Glück ist die Menge der Blausäure im Tabakrauche nur sehr gering, aber in den bittern Mandeln und in den Kirschlorbeerblättern ist auch nicht viel Blausäure enthalten, und sie wirken doch giftig. Wir wissen aus zahlreichen Beobachtungen, daß 20 Stück bittere Mandeln einem Hunde eingegeben denselben in 6 Stunden tödteten. Kleine Vögel, welche sich am Abend auf einen mit frischen Kirschlorbeerblättern gefüllten Sack gesetzt hatten, waren am Morgen todt. In ähnlicher Weise kann doch auch bei starkem Rauchen eine solche Menge Blausäure dem Raucher zugeführt werden, daß hierdurch sehr wohl eine schädliche Wirkung eintreten kann. Allerdings gewöhnt man sich an Gifte, so daß bei Gewohnheitsrauchern keine Gesundheitsstörungen mehr statt finden; daß aber die Erbrechungszufälle bei Anfängern im Rauchen von diesem Gifte herrühren, scheint sehr wahrscheinlich, so wie auch die unüberwindliche Abneigung einzelner Individuen gegen den Tabakrauch wohl hiermit zusammenhängen dürfte.

Man weiß, daß in manchen Gegenden Quellen vorkommen, welche den unangenehmen Geruch der faulen Eier an sich tragen; dies sind die sogenannten Schwefelquellen. Der faule Geruch dieser Quellen rührt von einer Luftart her, dem Schwefelwasserstoffe, welche in dem Wasser gelöst ist. Diese Luftart erzeugt sich bei der Fäulniß thierischer Stoffe, der Excremente in den Kloaken u. s. w., und ist, wenn sie in einiger Menge eingeathmet wird, ein ungemein rasch wirkendes Gift. Wenn ich nun behaupte, daß diese übelriechende Luftart auch im Tabakrauche und zwar nicht in so gar unbedeutender Menge vorhanden sei, so wird jeder Unbefangene dies für unmöglich halten, da ja doch bekanntlich der Tabakrauch nicht nach faulen Eiern riecht, wodurch man die Gegenwart dieser Luftart leicht bemerken könnte. Und doch ist es so; in dem Tabakrauche befindet sich eine Menge dieses übelriechenden Stoffes, dessen eigenthümlicher Geruch aber nicht wahrgenommen werden kann, weil er durch die übrigen stark riechenden Theile des Tabakrauches verdeckt ist.

Man kann sich auch ohne chemische Mittel von der Gegenwart des Schwefelwasserstoffes im Tabakrauche überzeugen. Bläs't man den Rauch durch eine Cigarre hindurch einige Zeit auf ein Silberstück, so nimmt dieses dadurch nach und nach eine bräunliche Farbe an, gerade so, als wenn man einen silbernen Löffel in einem weich gekochten Ei stecken läßt, was ja auch bekanntlich von dem Schwefelgehalt des Eies herrührt.

Doch gerade durch die hier erwähnten Eigenschaften des Tabakrauches muß derselbe gewiß unter Umständen als ein nützliches Heilmittel betrachtet werden.

Digitized by Google

Man weiß, daß gegen Gicht und Rheumatismus der Gebrauch von Schwefelquellen ärztlich empfohlen wird. Damit mag es denn auch zusammenhängen, daß das Rauchen gegen Zahnschmerzen z. B. mit Vortheil angewendet wird.

Wir geben gern zu, daß mäßiges Rauchen ungeachtet der giftigen Bestandtheile des Tabakrauches keinen bedeutenden unmittelbaren Schaden für die Gesundheit hervorbringt; dagegen möchten wir um so entschiedener vor einem Uebermaße warnen, welches für manche Naturen und Altersstufen gewiß schädlich ist. Um hier einigermaßen einen Anhaltspunkt zu geben, schließen wir uns dem liberalen Ausspruch des Dr. Belolt an; dieser sagt: „Wer gewohnheitsmäßig täglich fünf Cigarren oder Pfeifen raucht, ist der Unmäßigkeit zu beschuldigen!“

Dies und Das.

Aus Peru. Es ist eine bekannte Sache, daß die alten Aegypter ihre Todten einzubalsamiren verstanden, daß nach Jahrtausenden noch, sowohl die menschliche Gestalt, als die Stoffe, in welche sie eingewickelt und eingehüllt wurden, so sind, wie sie einbalsamirt wurden. Das Verfahren und die Mittel, deren sie sich dazu bedienten, weiß Niemand mehr. Solcher sogenannten „Mumien“ sind viele nach Europa gebracht worden, und es ist fast keine große Stadt, die in ihren Sammlungen nicht welche besitzt. Daß auch amerikanische Völker solche Mumien haben, wußte man längst und daß es besonders die Peruaner gewesen sind, die ihre Todten in ähnlicher Weise vor der Zerstörung der Verwesung zu bewahren wußten, ist eine wohlbekannte Thatsache. Sehr anziehend ist es, was der französische Admiral du Petit-Thuars über einen Besuch in den Gräbern der alten Peruaner berichtet: Auf einer seiner Seereisen kam er nach der Stadt Ariea und erhielt von dem Platz-Gouverneur die Erlaubniß, die altperuanischen Gräber untersuchen zu dürfen, welche sich längs der Meeresküste hinziehen. Er fand etwa einen halben Meter unter dem Dünensande der Küste eine lange Reihe ganz eigenthümlich geformter Särge, darinnen sich die Mumien oder einbalsamirten Leichname in sitzender Stellung, das Gesicht gegen die Kniee vorgebeugt, befanden. Zu den Füßen der Todten standen jedesmal zwei aus Thon gebrannte Gefäße, welche die Form von Thierköpfen hatten, und deren Eins zur Aufnahme von Wasser, das Andere für Salz und ein erfrischendes Lebensmittel bestimmt war. Er fand darin den Beweis, daß die alten Peruaner an ein Leben nach dem Tode glaubten, weil sie ihren Verstorbenen sowohl Nahrungs- als Erquickungsmittel mitgaben auf die Reise zu dem Bestimmungsorte jenseits des Grabes. Aus welcher Zeit diese in großer Zahl vorhandenen Gräber und Mumien waren, ist schwer zu bestimmen. Sie reichen aber jedenfalls in ein hohes Alterthum hinauf.

Die Fabel vom Pelikan, der seine Jungen mit seinem eigenen Blute nährt. In gar manchem Erbauungsbuche und sogar in manchen alten Ausgaben der heiligen Schrift haben die Buchdrucker, als Sinnbild der Liebe des Heilandes zu den Menschen, das Bild eines Pelikans abgedruckt, der inmitten seines Nestes und seiner Jungen steht, sich selbst mit seinem Schnabel die Brust aufhackt und mit seinem aus der Wunde hervorbrechenden Blute seiner schreienden Jungen Hunger stillt. Das Sinnbild wäre schon recht schön und bezeichnend, wenn ihm eine naturgeschichtliche Wahrheit zum Grunde läge. Und weil nun dieß nicht ist und diese Fabel noch heute viele Menschen für wahr halten, so muß die Sache aufgeklärt werden. Leider verdankt diese Fabel ihren Ursprung Leuten, die Glauben in Anspruch zu nehmen berechtigt waren. Sie behaupteten sie, weil sie sich selbst getäuscht hatten. Neuere, umsichtige Forschungen haben jene Täuschung nachgewiesen.

Der Pelikan ist einer der allergefräßigsten Wasservögel. Er ist ein guter Fischer und Taucher und fängt eine Menge kleinerer und größerer Fische, deren er selbst eine unbegreifliche Menge verzehrt und dann stundenlang auf einem Felsen dasitzt und in träger Ruhe das Werk der Verdauung vollbringt. Hat er Junge zu füttern, so ist er thätiger. Gott hat ihn für seine Lebensweise und Ernährung mit einem Sacke oder Kropfe am unteren Ende seines Schnabels versehen, womit er nicht nur, wie mit einem Hamen fischen kann, sondern eine große Zahl Fische aus dem Wasser herausbringen vermag. Ist nun dieser Unterbackentasche voll Fische gestopft, so eilt er zu seinem Neste, zu seinen Jungen; vor dem Neste oder auf dessen Rande steht er nun und drückt den mit Fischen gefüllten Sack mit der ihm eigenen Muskelkraft gegen seine Brust, um die Fische wieder herauszubringen und sie den Jungen zur Aetzung zu geben. Durch diesen Druck auf die zahlreichen Fische wird deren Blut herausgepreßt, das nun den Schnabel und wohl auch den Hals des Pelikan's röthet und zu einer so abgeschmackten Fabel die Veranlassung gegeben hat. Daß aber der Pelikan und seine Jungen keinen Hunger leiden und der arme, überdieß noch an sich sehr dumme Vogel zu einem so verzweifelten, und, da die Wunde an seinem Halse ja gar nicht heilen und er das nöthige Blut zum Leben, bei Mangel noch weniger, ersetzen könnte, jedenfalls ihn tödtenden Hülfsmittel greifen müßte, ist an und für sich ein unbegreiflicher Unsinn, da das Meer von Milliarden lebender Wesen und Fischen aller Art wimmelt und der Erhalter seiner Wesen ihm überall, so zu sagen, den Tisch überreich besetzt hat.

Digitized by Google

Friedli „im Boden“,

ein Auswanderer.

Von Dr. Meyer-Merian.

Das kleine Bauerngut „im Boden“ liegt nebenaus vom Dorfe und das Häuschen mitten in dem Grundstücke, davon die Besitzer sich ernährten. Die Berge steh'n nahe genug dabei und der Blauen, der Bölchen und Diesten fast gegenüber der Candel nehmen sich recht stattlich aus. In der Ferne zieht sich ein langer Silberstreifen, der alte Rhein, der, wenn die Sonne scheint, gar freundlich glitzert. Um so finsterer sehen rings die Tannwälder drein, die erst nach der Tiefe des Thales vor den hellgrünen Matten, oder da und dort einem kleinen Fruchtfelde zurückweichen.

Das Kühlein gab für den Morgen die Milch, überdieß noch Butter und magern Käse, freilich von all dem nicht viel, den Imbiß und das Nachtessen aber lieferte hauptsächlich der Erdäpfelacker. Frau Magdalena that d'rum dem Thiere auch alle Ehre an, nicht nur daß sie es selber melkte, sondern es fast so wohl pflegte und besorgte wie ihr einziges Kind, den Friedli. Beide gediehen unter ihrer Zucht auch gleichgut, in seiner Art ein Jedes. Denn ließ das Kühlein seine Pflegerin selten im Stich, so wuchs der Bube frisch und kräftig empor wie eine Tanne und half der Mutter gar bald nach, suchte Späne und Reisig zusammen, führte den Bläß zur Tränke oder brach hoch oben in den Zweigen einer Esche Laub herunter als Viehfutter. Auch beim Erdäpfelherbst war er wacker hinter den Stauden her und jubelte, wenn er einen von der Mutter übersehenen Knollen noch im Grunde entdeckte. Freilich, wenn dann bald darauf der Schnee fiel und bis an's Schindeldach gehäuft lag, hatte er wieder genug Zeit zum Ausruhen. Verloren war diese gleichwohl nicht, abgesehn von den Schulstunden, welche nun der Kleine im Dorfe besuchte. Denn traf im Frühjahr der Schnee wieder von den Tannen und sangen die Amseln und Finken und Friedli trat unter dem bemoosten niedern Dache hervor, auch an's milde Sonnenlicht, so mußte sich selbst die Mutter verwundern, wie doch ihr Bub den Winter über gewachsen und stärker geworden sei. War's da etwas Besondres, wenn Friedli mit 16 Jahren schon ganz einen Knecht vorstellte, im Stalle wie im Holze, beim Heuen wie auf dem Acker. Ja, er war noch besser als mancher Knecht und leistete mehr, hatte er doch ein Paar gar helle Augen, die mit Eifer auf der Mutter Nutzen schauten und zwei Arme, die immer gleich emsig drauf los arbeiteten, auch wenn rundum kein Mensch auf sie Acht gab. Und nichts als billig war's, denn nicht minder fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend handtierte wieder die Mutter für ihren Sohn. Es machte zwar Keines viel Worte gegen das Andre; bei der Frau Magdalena war's immer so gewesen und der Friedli hatte nie was andres gesehen.

Daß die Mutter etwa einmal stehen blieb und dem Jüngling zusah wenn er so flink und kräftig die Hacke schwang oder die Art, wohl gar lächeln mußte vor Freude, das wußte sie nicht einmal und dieser dachte auch nie darüber nach, warum er wohl eine Arbeit, die er der Mutter abnahm, noch eins so gern und rasch ausführte, oder vom Freiburgermarkte, wo er etwa den selbstgepflanzten Hafer oder den Ueberschuß der Erdäpfelernte verkauft hatte, neben dem blanken Gulden ihr ein Stück Speck, ein Weißbrod oder einen Kram in die Haushaltung heimbrachte. So hörte man unter dem grauen Schindeldach nicht eben viel zärtliche Worte, an Werktagen, außer dem Morgen- und Abendsegen, wenig andre als die auf Arbeit und Wirthschaft sich bezogen. Aber daß Jedes so gut und richtig in seinem Geleise ging, keins an's Andre stieß, zeigte doch deutlich, wie wohl sie sich verstanden, wenn der Friedli am Brunnen oder im Stalle auch nicht so zufriedne heitre Weisen gepfiffen hätte.

Das dauerte eine geraume Zeit, 15, 20 Jahre und die guten Leute „im Boden“ meinten nichts anders, als es müßte immer so fortdauern, ob der Magdalena auch eine Falte um die andre im Gesicht einzog und ihr Sohn stämmiger

Digitized by Google

und breiter wurde, sodaß ihn die leibliche Mutter von hinten schon für den Bürgermeister selber angesehen hatte. Immer aber blieb es doch nicht so und das zeigte sich nur zu bald. Die Mutter hatte eine Base im Dorf, die Frau Margreth, und diese ein Bäslein, das einzige Kind, welchem Frau Magdalena zu Gevatter gestanden. Hatte die Bodenbäurin einmal einen Menschen besucht, so war das die Margreth gewesen und den Fußweg vom Dorfe nach dem „Boden" ging ebenso selten Jemand Andrer als die Base oder ihr Christinchen. An einem Sonntag Nachmittag war Frau Margreth auch wieder bei Magdalena gekommen und hatte ein besonders feierliches Gesicht mitgebracht. Es war vom Wetter und vom Blühet der Erdäpfel die Rede gewesen und von dem Garn, das nun beim Weber war und immer noch nicht wollte es mit der Hauptsache recht heraus. Endlich als die Frage nach dem Christinchen kam, so lange nicht mehr sei es „im Boden" gewesen, da brach das Eis: Um das Christinchen habe der Wagner-Mathys angehalten, den ganzen Winter schon sei der ihm nachgegangen! Der Verwunderungen und Ausrufungen und Erklärungen gab's nun genug, wenn Frau Magdalena auch schon längst etwas gemerkt hatte. Friedli, der mit in der Stube gesessen, ging ohne ein Wort zu sagen hinaus und so lange die Base da war kam er nicht mehr zum Vorschein; weder im Hause noch um dasselbe herum fand ihn die Mutter, als sie ihn nachher suchte, und erst ganz spät wieder hörte sie ihn im Stalle rumoren und zum ersten Mal da dem guten Bläß harte Worte, ja, als das Thier die gar nicht zu verstehen schien, ihm selbst einen unsanften Stoß geben. Beim Nachtessen sah er fast grimmig aus und als die Mutter fragte, wo's ihm fehle? brummte er nur kurz: es sei ihm Sturm im Kopfe, stand auf und ging nach seinem Nachtlager. Die nächsten Tage war's wenig besser, etwas Böses schien den sonst so gutmüthigen und heitren Friedli angeweht zu haben, die Mutter konnte sich nicht denken was? Nach drei Tagen kam er Abends spät nach Hause, er sah zerrissen und zerschlagen aus, hatte ein blutunterlaufenes Auge und auf dem Kopf eine halbfingerslange Schramme. Frau Magdalena sah zwar das Aergste nicht, heimlich hatte sich Friedli nach dem Brunnen geschlichen, weggewaschen was sich wegwaschen ließ und drauf das andre Hemde angezogen. Es blieb aber noch genug zurück, daß die Mutter sich besegnen konnte, war ihr doch ihrer Lebetage nie bei dem Friedli so was vorgekommen. Der Sohn aber schien nicht viel daraus zu machen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Er sei beim Müller gewesen, mit ihm wegen des Fuhrwerks abzurechnen, da seien beim Brunnen der Seppi und der Toni und der Wagner-Mathys gestanden und hätten ihn spitz angeredet. Er hab's nicht einstecken mögen, sondern es ihnen wieder zurückgegeben. Nun wüßte er eigentlich nicht wie's weiter gegangen, es habe auf einmal Streiche geregnet und, wie's scheine, scharfe; schuldig sei er nichts geblieben, wenn sie schon drei gewesen und seine Beulen hab' er erst hintendrein wahrgenommen. — Die Mutter schüttelte den Kopf, aber es fiel ihr doch auf, daß Friedli nun viel ruhiger als vorher war, wieder ordentlich seine Arbeit besorgte und von Dem und Jenem sprach. Die Aderlässe schien ihm gut gethan zu haben und so war denn nach den ersten Vorstellungen bald nicht mehr die Rede von der Sache.

Mit dieser aber verhielt sich's so:

Friedli hatte das Christinchen schon lange gerne gesehen, jedoch nicht dran gedacht, daß außer ihm und dem Bäschen noch andre Leute in der Welt seien, namentlich junge Bursche, denen ein flinkes und dazu kerngesundes und braves Mädchen auch in die Augen sticht. So hatte er denn nie ein Wörtchen laut werden lassen, das nicht die ganze Kirchgemeinde mit hätte anhören können. Um so häufiger und herzhafter aber dachte er an Christinchen, und daß das nun trotz all dem ihn verschmäht und es der Wagner-Mathys ihm weggekapert, das war eben was ihn so grimmig gemacht und nicht ruhen gelassen, bis er diesen seinen Unmuth dem Mathys handgreiflich kund gethan. Denn war er vorher scheu und blöde gewesen, so schämte er nun hintenher sich in's Herz hinein, meinte er doch, alle Welt wisse was kein Mensch als er selber wußte und lache ihn nun aus. —

Digitized by Google

Mit dem Christinchen war er nicht so schnell im Reinen und vor dem schämte er sich doch zu allermeist. Was konnte er machen, wenn ihn das verächtlich und spöttisch ansah, als wolle es sagen: Du Tropf du, was hast du dir nur eingebildet? — Bei diesem Gedanken siedete dem Friedli das Blut und wallte wieder, als hätte er nie einen Schrammen gehabt. Er wich dem Mädchen überall aus, aber es gährte dabei noch etwas Anderes, nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Hirn. „Dem Christinchen zu Trutz will ich nun heirathen!“ — Das war der Kern davon. Ja, zeigen wolle er dem Frätzchen wie wenig oder gar nicht es ihm im Sinne gelegen und ein besseres Mittel gab's keins, meinte der Friedli, um allen Verdacht und Spott abzuwenden. Ein Mädchen war bald gefunden: die Crescenz schien wie gemacht eine Andre auszustechen, war sie doch leidlich hübsch, hatte ein flinkes Mäulchen und tänzelte so leicht durch's Dorf, als käme sie frisch aus der Stadt. Auch die Kleider saßen ihr fein knapp und hoffährtig, die Bursche alle hatten ihre Freude und ihren Spaß an ihr, keiner aber, ungeachtet der vielen Bekanntschaften und Freundschaften hatte sie bis jetzt zur Frau nehmen wollen und zu früh wär's für die Crescenz doch nimmer gewesen. Dem Friedli aber war's ja nur drum zu thun, Christinchen zu zeigen, es habe ihm gar nicht so in die Augen gestochen, und viel weniger um eine wackre Hausfrau. Somit griff er nicht halb so fehl als er nach Crescenz langte. Und die Crescenz, um die rechnete kurz so: besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach' und Punktum. Ja Friedli du bist mir anständig! Es wollte wenig bedeuten was Crescenz zubringen konnte, in Kleidern bestand das meiste. Der Vater selig war Schulmeister gewesen und nach seinem frühen Tode hatte die Mutter für die Leute genäht und geschneidert, worin ihr die Tochter geholfen, so viel oder so wenig es der beliebt, denn sie war von je ein verwöhntes Kind gewesen.

Mehr Hinderniß gab es bei Friedli's Mutter als diese davon hörte. Schon es ihr zu sagen kam ihm sauer genug an, ein halb böses Gewissen hatte er doch und schwieg dieß auch gegen ihn selber, vor dem scharfen Auge der Mutter wachte es auf und es bedurfte der ganzen Hartnäckigkeit des jungen Burschen um es zu überwältigen. Zum erstenmal dachte er da noch an etwas Anderes als nur an seinen Trutz dem Bäschen gegenüber. Das sei kein Weib für ihn, — meinte Frau Magdalena, — und passe nicht in ihr Häuschen; er solle doch nur einmal ihre Hände ansehen, ob die rauhe Arbeit gewohnt seien? So viel sie dann auch gehört, treffe man die Crescenz überall an wo's lustig hergehe, sie sei an Staat und Hoffarth gewöhnt, die Mutter schon habe keine rechte Ordnung gehabt und so etwas vererbe sich auf die Kinder! Der Friedli dagegen meinte: wenn jetzt auch nicht alles bei der Crescenz aussehe wie es sollte, so werde das schon noch kommen, sei sie doch flink und nicht auf den Kopf gefallen, das Staatmachen und Herumflattern aber werde ihr von selber vergehen! Friedli hatte keinen Kopf aus dem so leicht etwas herauskam wenn es einmal drin festgekeilt war, Widerstand trieb es nur noch tiefer hinein. Dann that ihm aber die Freundlichkeit der Crescenz wirklich wohl, so daß er sie allgemach auch um ihrer selbstwillen begehrte und nicht bloß aus Trutz gegen Christinchen. Die gute Mutter mußte darum endlich nachgeben, mit einem Seufzer freilich, indeß dachte sie doch heimlich, es sei einmal Gottes Wille so, und hoffte das Beste: die Ehe sei am Ende der kräftigste Zuchtmeister!

So wurde denn Hochzeit gehalten. Es ging lustig her, auch die Mutter nahm sich zu einem heitern Gesichte zusammen um nicht zu stören gleich am Anfange schon. Und vor den Leuten gelang es ihr auch so ziemlich, war sie ja eine starke Frau.

Die Flitterwochen des jungen Paars dauerten kurz, um so länger die sauern Tage die ihnen folgten. Was Jeder vorher sagen konnte, der auch kein Prophet war, wenn er nur zwei offne Augen hatte, das trat ein: Friedli sah sich enttäuscht und nicht minder die Crescenz. Wenn er und die Mutter schon längst bei harter Arbeit schwitzten, stack sie noch im Bette oder war mit ihrer Person beschäftigt, nicht einmal das einfache Frühstück oder den Imbiß hatte sie bereitet,

Digitized by Google

Hieß Friedli sie Dies und Jenes, so machte sie sich in der ersten Zeit wohl verdrießlich drau, nachher brauchte sie Ausreden und als sie einander immer mehr gewohnt wurden, sagte sie gradezu, dazu sei sie nicht erzogen worden. Der Friedli aber, wenn er sah, wie seine Frau nichts anrühren mochte und was sie anrührte verdarb, verschluckte seinen Unwillen auch nicht zu lange. Dadurch ward Crescenz noch unfelliger und verstockter, auch sie griff zu bittern Reden. Schlimme Auftritte stellten sich ein, erst selten, dann öfter und ein unfreundliches Wesen setzte sich bleibend zwischen Beiden fest. Gab's dabei gleich nicht viele Worte, der Riß war kaum minder tief, denn was das Einzelne thut oder nicht thut, davon hängt in der geringsten Bauernhütte oft mehr ab für's gemeinsame Wohl als im vornehmsten Palaste. Die Mutter schwieg lange, weil sie am wenigsten überrascht war, auch mochte sie nicht gern in die Ehe drein reden: Sohnsfrauen nähmen das meist übel auf! meinte sie und besserte darum im Stillen nach so viel sie vermochte. Erst als es immer ärger wurde und eigentlich nicht mehr so gar viel zu verderben blieb, sprach sie einmal mit Crescenz bei einer Gelegenheit wo beide Frauen allein zu Hause waren. Freundlich, aber ernst, redete sie, die Schwiegertochter konnte es unmöglich übel nehmen, hatte indeß einen ganzen Esterwagen voll Klagen und noch mehr Entschuldigungen und am Ende heulte sie doch; sie wisse es wohl, Alles hier habe sich gegen sie verschworen und was immer sie mache, es sei nichts recht! — Nach der Unterredung war's auch wenig besser, stets hatte Crescenz zu leiden, man war ihr feind, sie fand sich überall hintangesetzt, bei Friedli der Mutter, von dieser dem Manne.

Friedli blieb eine Weile im rechten Geleise. Nun ein verheiratheter Mann zu sein und eignes Hauswesen zu führen, das gab ihm einen Halt, denn er kam sich dadurch wichtiger vor und etwas ist an dem Spruche, daß, wem Gott ein Amt gibt, dem er auch Verstand gebe. Einem Hause vorzustehen ist aber ein Amt und ein vornehmeres als manches an dem ein ellenlanger Titel hängt. In diesem Geleise arbeitete er gern und rüstig, jedoch der Verdruß und das Gezänke mit seiner Frau warfen ihm Steine drein, wodurch es immer holpriger wurde bis die Räder seines Karrens am Ende draus sprangen. Entwich Friedli am Anfange dem Streit und Mißmuthe an die Arbeit, so verfolgten ihn diese bald hieher, denn solange er sein Häuschen noch sah, darin ja die leidige Crescenz stack, kam ihm auch der Aerger immer von neuem. Er flüchtete darum stets weiter weg, am liebsten bald über das schmale Grundstück seines Besitzers hinaus und überall war's ihm wohler als daheim. Er benutzte hiezu die und jene Gelegenheit, machte sich auf und suchte eine wo keine war.

So war er einmal wieder auf den Markt in Freiburg gegangen und drängte sich durch die Menge Volks nach dem Münsterplatze, da hörte er hinter sich seinen Namen rufen. Er drehte sich um und erblickte einen jungen Burschen mit einer breiten Silberborte um die Mütze, einem Schnäuzchen und einer Cigarre im Munde, der ihn wie einen guten Bekannten grüßte. „Kennst mich denn nicht mehr? — Wo Teufels kommst du her? — Donner, was bist du für ein Kerl geworden! — Diese Ausrufe kegelten über einander und an der Sprache erkannte nun Friedli einen ehemaligen Gespielen aus seinem Dorfe, den Lugensteffi, so hatte man ihn ehedem geheißen. Wie der sich verändert hatte! geschniegelt, mit roth und schwarz gestreifter Weste und gar Stegreifen an der Hose; Friedli hatte Mühe den sonst ziemlich fahrlässigen Cameraden in dem Aufzuge wieder zu erkennen. Der Lugensteffi zog ihn in ein Seitengäßchen und nun ging's an's Fragen und Erzählen. „Aber nicht da im Trocknen!" — unterbrach er seine Mittheilungen selber, „komm in's Wirthshaus!" Und der Andre mochte wollen oder nicht, er mußte folgen.

Sie saßen beim Bierglas und stießen auf ihre Begegnung an und der erstaunte Friedli hatte genug zu schaffen nur mit Bescheid thun und Zuhören. Seinem Jugendgenossen ging's excellent! Er hatte ein Herrenleben trotzdem er bei einem alten Hofrathe Bedienter war. Machen konnte er da was er wollte, freute sich der besten Verköstigung: Fleisch und Wein alle Tage so viel er be-

Digitized by Google

gehre, reichlichen Lohn, viele Trinkgelder und nebenzu falle sonst noch mancher Kreuzer ab. Wenn er dem Hofrathe die Kleider besorgt, der Frau ihre paar Commissionen gemacht, zu Zeiten den Schooshund spazieren geführt, dann kümmre sich im übrigen keine Seele um ihn; Nachts da komme er nach Hause wann's ihm beliebe, er habe den Schlüssel zur Hinterthür.

Und wirklich schien sich's so zu verhalten, saß er doch mitten im Tage gemächlich hinterm Wirthstisch und sah wohlgemuth und geputzt wie ein Herr aus. Er hatte sich ein Schweinenrippchen geben lassen, gar appetitlich lag's auf dem Teller, das Bein aber und noch die Hälfte Fleisch dran warf er nachher dem Hunde hin: er mög's nicht mehr! Darüber entsetzte sich sein Camerad im Stillen. Auch Cigarren rauchte der Lugensteffi; — „so viel er nur möge!" — behauptete er, — „Er und der Hofrath hätten sie mit einander!" Er bot seinem Freunde gleichfalls eine an, doch dieser dankte, er rauche nicht! — und es kam ihm vor, als sei er jetzt recht froh dieß sagen zu können. Als der Steffi sein Schlaraffenleben ausgerühmt, fragte er nebenbei nun doch auch den Friedli wie's daheim gehe und was der seitdem getrieben? Dieser berichtete, es fiel einfach aus, besonders da er von der Hauptsache lieber nicht sprach, sondern nur trocken bemerkte, er habe geheirathet. Der Steffi äußerte sich über's Landleben ziemlich geringschätzig, nannte es ein Hundeleben und begriff nicht, wie die Leute manchmal auch so dumm sein könnten.

Nachdem er eine Flasche Markgräfler bestellt, „die den Friedli nichts anging," erzählte er nun wieder von der Abwechslung und dem Plaisir in der Stadt, vom Theater, vom Spazierengehen, von Gesellschaft, Bierhäusern, am meisten aber von den flotten Mädchen, die's da gebe zur Auswahl und die den Burschen nachliefen. Er sei gegenwärtig bei vieren der Hahn im Korb und alle bis über die Ohren in ihn vernarrt, da geb's denn manchen Hauptspaß! Ueber dieß Capitel verbreitete sich der Steffi besonders ausführlich und gab seinen Jugendgenossen mehr als einmal Anlaß den Abstand zwischen ihnen beiden zu ermessen.

Sie trennten sich endlich und auf dem Wege nach seiner entlegenen Heimath hing Friedli noch lange Dem, was er gehört und gesehen, nach; Neid und Mißgunst, Unzufriedenheit und Begier umschwirrten dabei wie finstre Nachtvögel sein Herz. Mit welchen Augen er erst daheim sein Häuschen und seine Wirthschaft ansah und wie er der Crescenz drin, die ihn mit Vorwürfen empfing, die Zeit wünschte! — — Um einen großen Ruck war es heute mit ihm und seinem Hauswesen rückwärts gegangen.

Immer verdrießlicher ging der junge Mann an's Tagewerk, die Lust daran kam ihm stets seltener, dafür aber begleiteten ihn unzufriedne, bittre Gedanken allerwegen und da schien ihm die Hacke doppeltschwer, die Art stumpfer. Setzte er sich zu Tische, dann waren die Erdäpfel so trocken, daß sie ihm fast im Halse stecken blieben. Er wurde nicht allein über seine Frau unzufrieden, auch über den Acker, daß er nicht mehr abtrug und nicht von selber; über die Leute im Dorfe, daß die ihn ruhig gehn ließen wie er wollte; über die Obrigkeit, der er Abgaben zahlen mußte, und hatte doch selbst nicht genug; über die Mutter — nein, über die erzürnte er sich nicht, vor der hatte er Respekt und an ihr allein hing er noch in seiner Verfeindung mit Gott und Welt. Sie hatte mit Crescenz gesprochen und auch mit Friedli und den zur Geduld und Nachsicht vermahnt, besonders da die junge Frau zu kränkeln anfing. Nachher warnte sie ihn noch hie und da, daneben arbeitete sie selber unverdrossen fort, jetzt noch mehr als vorher, weil es viel nachzuholen gab, was Andre liegen ließen und gut zu machen, was sie verdorben. Sie that's meist ohne ein Wort zu sagen, dem Sohne zu Liebe wie aus alter guter Gewohnheit und hielt darum das Ganze doch immer noch leidlich zusammen. Sah Friedli die Mutter so arbeiten und dulden, ging's ihm an's Herz, er nahm sich wohl auf's Neue zusammen, griff selber wieder an, half hier, dort nahm er ihr etwas ab. Indeß war ihm zu sehr Alles verleidet, als daß die guten Anläufe hätten können Bestand gewinnen und gerade aus seiner Theil-

Digitized by Google

nahme für die Mutter sog die Unzufriedenheit neue Nahrung. Es war „im Boden" nie hoch hergegangen, jetzt da Eins hinzugekommen, das nicht arbeitete und ein Halbes wenigstens, das gearbeitet, davon, jetzt wurden die Bissen weder größer noch fetter. Die Erdäpfel spielten fortwährend die Hauptrolle und für so ein elendes Dasein, einen so bettelhaften Erwerb arbeitete die gute Frau sich ab, war auf den Beinen vom Morgen früh bis in alle Nacht, nur um nicht verhungern zu müssen. Merkwürdigerweise aber sprach so nicht die Mutter, der Sohn war unzufrieden, nicht sie, zeigte doch im ganzen Häuschen sie das allein erträgliche Gesicht. Der Friedli dachte dabei nie an sich, wie Vieles er besser machen könnte. Statt die Hacke doppelt rasch zu schwingen, warf er sie lässig hin, wurde gleichgültig: es lohne sich doch nicht der Mühe, ein paar Erdäpfel mehr oder weniger, etwas Rechtes komme nimmer heraus, bei allem Schinden nicht! Bei diesen Gelegenheiten fiel ihm dann der Steffi bei mit der Silberborte und dem Schweinsripplein, das er dem Hunde zugeworfen; der Steffi, der nichts arbeitete, in Saus und Braus lebte und früher doch oft bei seiner Mutter um ein paar Erdäpfel gebettelt hatte. „Wenn er es einmal so hätte, der Mutter sollte es dann auch nicht schlimm gehen!" dachte Friedli, und aufrichtig, — „aber solch Spitzbubenglück komme nie an ihn!"

Der Friedli war von Hause aus kein unruhiger Kopf und nicht eben auf's Erdenken und Projektmachen erpicht. Gleichwohl ging und spukte jetzt allerlei in ihm herum und die Unzufriedenheit flüsterte ihm zehn Pläne statt einen zu um es besser zu kriegen, kurzweg: sein Glück zu machen. Leider war nur überall ein Haken, bald hatte er das Geld nicht, bald fehlte ihm eine einflußreiche Freundschaft, bald Kenntniß, die Frau war ihm hinderlich, oder Alles paßte, nur er selber nicht. So gewann er mit all den Glücksmitteln nichts als jedesmal einen Zuwachs an die alte Unruhe und Unzufriedenheit, die ihm und den Seinen das Leben noch mehr verbitterte.

Mitten in der Woche band sich einmal Frau Magdalena die Sonntagsschürze und das Sonntagshalstuch um und strich die Haare glatt, nicht anders als wäre nun auch sie von der hoffährigen Crescenz angesteckt worden. Es war eine Magd aus dem Dorfe gesprungen gekommen, der die gute Frau, so schnell es gehn wollte, nachfolgte. Weder dem Friedli noch der Crescenz hatte die Mutter nur ein Wort davon gesagt, in purem Eifer nicht, daß sie zum Christinchen gerufen worden. Als sie Abends zurückkam, erzählte sie dann freilich, das Christinchen habe ein Kind bekommen, ein Mädchen, und sie sei Pathin. — Von ihrer Freude nahm ihr Niemand etwas weg.

Am Taufetag hatte Friedli in Freiburg zu thun. Stürmisch ging er fort, die Frau lag noch im Bette, die Mutter aber war bereits auf und kehrte das Nöthige vor. „Wo willst du hin Friedli?" — fragte sie, als dieser zum Ausgehen angekleidet an ihr vorbei eilen wollte. Er schämte sich und hatte ein böses Gewissen, darum ward er grob: — Nacher Freiburg! — „Lieber wär' mir gewesen, du bliebest heute zu Hause; du weißt, ich muß fort und dann soll der Metzger aus der Stadt kommen, er will das Kälblein ansehen, berichtete er durch den Botenjörg." — Die Crescenz ist ja da! schnaufte hierauf der Friedli. „He ja!" mehr nicht sagte die Mutter, aber dem Sohne klang das kurze Wort wie eine nur dringlichere Aufforderung zu bleiben. Noch unfreundlicher erwiederte er darum, daß er nicht begehre Sonntag und Werktag hier zu verhocken. Und damit ging er fort, doch war er unterwegs mehr als einmal drauf und dran wieder umzukehren. Hiezu schämte er sich indeß zu sehr und so mußten denn die Köpfe der Schafgarben und Butterblumen, die am Wege standen und vor seinen Stockhieben links und rechts in die Luft flogen, all den Zorn über Christinchen, über die Crescenz, die Mutter und sich selber entgelten.

Er kam zu Freiburg nicht gerade in rosenfarbner Stimmung an. Unweit vom Schwabenthor in einer Schenke klopfte es an's Fenster da er just vorbeiging. Zugleich öffnete sich eine Scheibe und der leibhafte Kopf des Lugensteffi guckte daraus und rief ihn herein. Der Steffi sah heut' nicht so stattlich aus

Digitized by Google

wie das letzte Mal, trotz des Sonntags. Die Silberborte war weg, an seiner Weste sah man mehr Flecken als Striche, und statt an der Cigarre, lullte er an einem schlechten kurzen Pfeifchen. Der Grund war, daß den guten Steffi sein Herr, der Hofrath, wegen Untreue und Lüderlichkeit fortgejagt hatte. Dieß sagte er zwar nicht so rund heraus, vielmehr: der Bureaukrat hab' ihn kujoniren wollen und er das dann nicht gelitten, sondern ihm den Sack vor die Thüre geschmissen, nachdem er ihm die Meinung gesagt, das hab' er! Und wenn man ihm den zehnfachen Lohn böte, zu so einem ginge er seiner Lebtage nicht mehr! — verschwor er sich hoch und heilig. Ebenso stark wie Steffi sich früher im Rühmen erwiesen, zeigte er sich heute im Schimpfen und Verläſtern, gefiel aber dem Friedli doch nicht so übel, da das ja zu seiner Stimmung ganz vortrefflich paßte. „Es sei ihm verleidet in dem Neste", — schloß der Mißvergnügte, — „ein Narr, wer sich länger mit solchen Kerlen zu thun gebe, wo hundert Wege für einen offen ständen, sein Glück zu machen!" — Friedli horchte auf; — wenn er wenigstens nur einen von diesen hundert Wegen für sich gangbar fände! Inzwischen stimmte er herzhaft in den unzufriedenen Grundton ein, und Einer überbot nun bald den Andern. Unvermerkt hatte der Steffi seinen Freund bei solchen Herzensergüssen nach dem goldnen Löwen gebracht, wo es hoch und lustig herging. Eine Menge Männer in blauen Kitteln, neuen beschlagnen Pfeifen, Stöcken und Sträußchen auf den runden Hüten, saßen hier beisammen und vor dem Wirthshause stand ein großer Wagen mit Kisten und Koffern hoch bepackt. Die Leute schrieben zum Theil in Brieftaschen, rechneten und markteten, andere tranken waidlich als müßten sie etwas hinunterschwemmen, etliche aber sangen überlaut und thaten sehr vergnügt. Es waren Auswanderer nach Amerika. Der Friedli und sein Gespann saßen bald bei ihnen am gleichen Tische und stacken unversehens mitten im tiefsten Gespräche mit einigen davon. Wenn Jemand erfahren wollte, wo das Glück haushäblich niedergelassen sei, der mußte nur diese Männer vom Ziel ihrer Reise reden hören. Alles war dort im Ueberfluß, kostete nichts, man brauchte die Hände nur zum Nehmen, hundertfach war aller Ertrag, wenigstens dreimal im Jahr wurde geerntet, Kühe und Rinder liefen einem ordentlich zu, die einzige Mühe gab das Melken und Schlachten. Von Abgaben dagegen wüßte dort drüben kein Mensch etwas, und wem die Landwirthschaft und Viehzucht verleidet war, der trieb Handel oder suchte ein Bischen im Grunde herum und hob Klumpen Goldes wie Kieselsteine auf. Den beiden Kameraden lief das Wasser im Munde zusammen, der Friedli aber war doch eine vorsichtige Natur, ihm schien die Sache nicht so ganz sicher und verbürgt. Darüber beruhigte ihn aber sein Freund alsbald: ob er sich wohl noch an den Franzseppli erinnere? Der Franzseppli war aus demselben Dorfe wie die zwei, aber als Junge seiner Einfalt und seines geringen Körpers halber von ihnen oft zum Besten gehalten und über die Achsel angesehen worden. Dieser verachtete Franzseppli nun war in Amerika und jetzt ein hartreicher Mann, besaß Land, er wußte selber nicht wie viel, und machte Geld wie Heu; erst kürzlich hab' er seiner Stiefschwester 1000 Gulden herausgeschickt! Dieß Alles wußte und erzählte der Lugensteffi haargenau und dem Friedli wurmte es halb, daß der dumme Teufel in Amerika drin es so gut haben sollte. „Was ist, wollen wir auch hinein?" — fragte darauf halb scherzhaft der Steffi. Der Andere erschrack, doch meinte er: he, viel zu verlieren hab' ich nicht und könnt' ich machen wie ich wollte, wer weiß!" Da drang Steffi noch schärfer auf ihn ein, Friedli aber schüttelte ein wenig kleinlaut den Kopf und wehrte ab: „ja, wenn die Weiber nicht wären!" — Ei was! in Amerika giebt's auch Weiber! — lachte sein Kamerad frech heraus. Friedli stutzte, so hatte er's nicht gemeint, doch ließ ihn der Andere nicht zur Ueberlegung kommen. Die verlieren nicht viel, — verbesserte er, — im Gegentheil, hast du deine Schäflein im Trocknen, so kannst du sie nachkommen lassen, wenn du magst, oder ihnen auch Geld hinausschicken, es gibt alle Wochen Gelegenheit, das wird sie über deine Entfernung schon trösten!

Die Zwei sprachen bis am Abend noch zusammen und mit den Auswanderern, und erkundigten sich nach der Reise und allen Gelegenheiten.

Digitized by Google

Friedli kam erst in stockfinsterer Nacht heim mit heißem Kopf und wirren Sinnen. Er sagte kein Wort, aber die Begier, sein Glück zu machen, wühlte sich tief und tiefer in sein Herz und befestigte die Absicht nach Amerika zu gehen zum festen Entschlusse. Doch davon mit den Seinen zu sprechen, kam ihn nicht so leicht an. Erst als er wieder mit Crescenz wieder einmal einen Streit hatte, brachte er's im Zorne heraus. Heulend lief diese zur Schwiegermutter: der Friedli woll' ihr davon laufen, nach Amerika! Als dieser Abends hinter'm Hause ein paar neue Zähne in einen Rechen schnitzte, trat die Mutter zu ihm: „Mach doch deiner Frau nicht Angst mit solch' einfältigen Redensarten, ohnehin da sie kränklich ist!" Friedli aber sagte, es sei ihm Ernst damit. „Will's Gott nicht!" — rief Magdalene, nun selber erschrocken; — „bleib' im Land und nähr' dich redlich! bis jetzt hat's uns nie an Arbeit gefehlt, eher an Armen." Nun kam Friedli mit seinen unzufriedenen Klagen: Er wisse nicht, — schloß er, — warum er nicht glücklich werden sollte, wenn sich Gelegenheit dazu biete und die finde sich jetzt in Amerika für ihn gewiß so gut als für hundert Andere!

Was halfen da einem Kopfe gegenüber, wie Friedli's seiner war, alle Vorstellungen und Bitten? „Es schlechter bekommen oder weniger verdienen als hier, werde er auf der ganzen Welt nicht!" — und dann sprang er gleich zu den goldnen Bergen über, die in Amerika so sicher dastanden, wie hier der Feldberg und der Kandel. Er malte all das Schöne aus, wie er erst ihnen Geld schicken wolle, und dann sie nachkommen lasse oder gar selber holen werde, wenn sie allein die Reise scheuten, aber als reicher Mann, nicht wie ein armer Teufel, der er jetzt sei. „Mich laß daheim begraben werden!" — unterbrach ihn die Mutter ernst; er aber ließ sich nicht irre machen. „So sei's ihm am Ende gleich nach ein Paar Jahren, wenn er sein Glück gemacht, wieder zurück zu kommen und hier in der Gegend ein schönes Gut zu kaufen!" — und dabei malte der unbeholfene Friedli dies neue Gut aus, daß die Mutter mehr als einmal ihn ansehen mußte, ob er's auch wirklich sei der so spreche. Thorheit aber macht gesprächiger als Weisheit, — schon lange. Frau Magdalene ließ sich gleichwohl nicht täuschen. Crescenz hingegen ergab sich leichter und zuerst in Friedli's Willen; nicht aus Unterthänigkeit, sondern aus bloßem Leichtsinn; sie hoffte auf gute Tage, auf Staat, mehr Bequemlichkeit und Vergnügungen und ihre Vergangenheit zog lockend an ihr vorüber. So war Friedli's Auswanderung gar bald eine Sache, der Frau Magdalene nicht länger mehr im Wege stehen konnte, wollte sie nicht sich und dem Sohne das Leben noch saurer machen, da dieser mit dem Kopfe doch nirgends mehr auf dem Bodengute war und Alles daheim von Tag zu Tag geringschätziger ansah und darnach auch behandelte. Es mußte ein Stücklein Acker verkauft werden, um das Reisegeld aufzutreiben. Friedli faßte das großartig auf: zehnmal so viel könne er ja nachher dagegen wieder ankaufen, wenn sie dann nicht lieber in's Thal hinausziehen wollten; bis dahin aber habe die Mutter nur weniger Mühe und Sorgen ohne das Winkelchen viel zu mangeln.

Die letzten Paar Wochen vor Friedli's Abreise war ziemliches Aprilwetter „im Boden", trotzdem im Kalender Herbsteintritt schon eine Weile angezeigt stand. Aber bald schien da die Sonne, war ein herzlich Beisammensein ohne viel Worte, am meisten zwischen der Mutter und Friedli, doch auch mit Crescenz war er freundlicher und nahm an einem Tage mehr Rücksicht auf sie als früher in Wochen. Dann aber schien wieder eine schwarze Wolke oder gar Schneegestöber den blauen Himmel zu verfinstern. Hart und trutzig konnte der Friedli da drein sehen, schnauzte die Crescenz barsch an, wandte selbst der Mutter kurz den Rücken, polterte im Stall oder in der Kammer und hieb mit der Art Aeste und Holzstücke grimmig zusammen. Daß das Alles aber aus purer Rührung geschah und der stämmige Bursche in diesen trutzigen Augenblicken gerade weich wie Wachs war, das wußte freilich Niemand.

Nicht anders war's beim letzten Abschied: der starke Mensch zitterte heimlich wie ein frierendes Kind, Crescenz wollte vergehen an seinem Halse, er hielt sich aber noch und sagte: „thu' doch nicht so närrisch!" Als indeß die Mutter, die

Digitized by Google

ihn bis an das Dorf begleitete, hier, wo das heimische Dach noch über den Hügel ihm nachsah, nun auch Abschied von ihm nahm und sie ihn ansah, wie Einen, den man zum letztenmal sieht, da brach er zusammen und verhielt die Thränen nicht länger. Jetzt könn' er sterben, — schien es ihm, — es sei Alles abgethan, — und schlich trübselig den Fußpfad um's Dorf herum nach dem Thale hinaus — dem Glück entgegen!

Auf Frau Magdalenen wartete nach Friedli's Abreise keine leichte Zeit und es war gut daß sie breite und feste Schultern besaß. Nicht allein wegen vermehrter Arbeit und Manches, wofür nun einmal die Männer besser geschaffen sind; auch die Crescenz kränkelte immer mehr und brauchte Besonderes, Pflege und den Doctor und bessere Kost. Da wußte die arme verlassene Mutter gar oft nicht, wo jetzt hinaus und meinte mehr als einmal, über diesen neuen Berg von Hindernissen, Noth und Arbeit hinüber zu kommen, sei ihr unmöglich. Die Freudigkeit des Arbeitens erquickte sie nicht mehr, einzig die Pflicht und Treue hielten sie aufrecht, neben dem Vertrauen auf den gnädigen und mächtigen Gott. Und der stand ihr bei indem er sie gesund und kräftig erhielt und ihr so überwinden half. Richtig fand er sich auch jedesmal ein, wenn die Noth am höchsten war, zumeist in Gestalt des freundlichen und hilfreichen Christinchens, das nun die Base häufig besuchte, ihr beistand mit seinem guten frischen Muthe, den klaren Augen und wackeren flinken Händen, gelegentlich aber auch mit sonst etwas, das in dem Häuschen fehlte. Es war der Stern in der langen Winternacht, der den einsamen Pfad Magdalenens freundlich und trostreich beschien.

Kein völliges Jahr verging, da starb die Crescenz, versöhnt mit der Mutter, die so redlich sich ihrer angenommen und sie gepflegt nach Kräften, auch dankbar gegen Christinchen, das ihr manches Gute erwiesen und nichts nachgetragen. In der letzten Zeit hatte sich mehr die bessere Seite der von Hause gutgearteten, aber verzogenen Frau herausgekehrt, nachdem das Krankenlager ihren Leichtsinn und Eigenwillen gebrochen und sie recht hilflos an fremdes Erbarmen und fremden Beistand gewiesen. Sie sah nun endlich ein, wie arm und so gar nichts sie war, und gleichwohl trug und pflegte man sie. Das lehrte sie an die Liebe glauben und einmal das Gute, das sie erfuhr, in's Auge fassen, nicht nur das Unrecht, das man ihr anthue. Treffe sie früher oder später den Friedli drüben, bekannte die Reuмüthige und Geläuterte, — dann hoffe sie besser mit ihm auszukommen, daß er nicht mehr ihrethalben in eine andere Welt begehre! Sie verzieh ihm gerne, wie auf ihr Flehen Frau Magdalene in des Sohnes Namen auch ihr Alles vergab. So starb Crescenz in Frieden mit Allen, zumeist auch mit sich selber, indem ihre Kräfte zusehends erloschen. Ihr Tod, der Niemand überraschte, ging indeß der Schwiegermutter nahe, viel näher als sie früher gedacht hätte. Wurde sie mancher Sorge dadurch ledig, so war sie an sie gewöhnt, hatte Jemand gehabt, der von ihr abgehangen, von ihr Gutes empfangen und zuletzt noch an sie angeschmiegt und ihr sich dankbar erzeigt. Die Verstorbene war auch Friedli's Frau gewesen und wenn gleich nicht die beste, Magdalenen war sie dennoch als ein Theil von ihm, als seine Hinterlassenschaft nahe gestanden und wie manchmal hatten sich die letzte Zeit beide Frauen in ihrer Unterhaltung bei dem Entfernten zusammengefunden. Jetzt stand die Mutter noch mehr vereinsamt, hatte nicht einmal mehr für Jemand zu sorgen, denn für sich hatte sie von jeher am wenigsten Mühe aufgewendet. Und kaum hatte sie sich an diesen Verlust ein wenig gewöhnt, kaum breitete da und dort ein Würzelchen, ein frisches Schößlein sich über die Lücke hinüber, sie allmählich auszufüllen, da erfolgte ein neuer gewaltsamerer und fast tieferer Riß. Christinchen starb plötzlich im Kindbette. Dieser Schlag beugte die arme Frau tief nieder, denn wie eine liebe Tochter hatte sie das Bäschen im Herzen getragen und von ihm alle die Liebe und den Trost empfangen, die ihr das sonnenarme Leben noch erheitert. Wo sollte sie für die eigene Noth künftig Ermuthigung und Hilfe finden, da das Christinchen nicht mehr zu ihr kam? Frau Magdalene wurde hierauf noch stiller und abgeschlossener, als sie bisher schon gewesen und dachte viel öfter, fast

Digitized by Google

ununterbrochen an ihren Friedli in Amerika. Ja, die Sehnsucht nach ihm schien sie allein noch aufrecht zu halten, war die einzige Wurzel, aus der sie die Nahrung ihres Lebens sog, nachdem alle andern abgehauen worden. Was sie dachte, sprach und that, das bezog sich nur auf den entfernten Sohn, in Amerika drüben war sie nun allein noch zu Hause, auf dem Bodengut ging nur ihr Leib umher, aus alter Gewohnheit gleichsam. Dabei kam sie fast gar nie mehr von ihrem Häuschen fort, außer zur Kirche an den Feiertagen. Nur einmal war spät in der Nacht noch Licht in dem einsamen Stüblein. Wer durch's Fenster geschaut hätte, der würde Frau Magdalenen gesehen haben, wie sie in großem Eifer ihre Schuhe wohl einsalbte, hier aus einer Schachtel, dort aus einem Troge ihre alten Festkleider hervorsuchte, die sie schon lange nicht mehr gebraucht. In ein Säcklein packte sie darauf ein Stück Schwarzbrod und ein wenig Käse und legte Alles auf der Bank in Bereitschaft, als wollte sie mit dem frühen Morgen selber den Weg nach Amerika unter die Füße nehmen. So weit ging's nun freilich nicht, wohl aber nach Freiburg. Dort sei Einer (hatte sie vernommen) soeben aus Amerika zurückgekehrt; sie wollte hin, ihn nach ihrem Sohne zu fragen, ob er ihn nicht gesehen und wie es ihm gehe? hatte sie doch noch nie Nachricht von ihm erhalten. Leicht ging die gute Frau den ungewohnten Weg nach der Stadt, todtmüde mit schwerem Herzen kam sie spät wieder nach ihrer Hütte. Sie hatte nichts erfahren, Amerika sei groß! Das war der ganze Trost, welchen sie zurückbrachte.

Ebenso kam eines Tages eine Kutsche in das Thal gefahren, Frau Magdalene erblickte sie von weitem unten auf der Straße. „Jesus Marie! wenn das der Friedli!" schrie sie auf und es fuhr ihr durch die Seele, daß der jetzt als reicher Mann aus Amerka zurückkomme, er habe ja immer davon gesprochen. Wie schnell es die zitternden Kniee gestatteten, lief sie den Fußpfad hinunter, der vom „Boden" nach der Straße führte. Aber die Kutsche fuhr weiter, an ihr vorbei; es waren Fremde, vernahm sie nachher, die einen Abstecher in das Thal hinein gemacht. Die arme Frau setzte sich auf einen Stein am Wege, drückte ihre harten Handballen in die Augen und weinte bitterlich, wie über einen Verlust.

Monde um Monde reihten sich an die Jahre bis wieder Jahre d'raus wurden, der Friedli aber wollte nun einmal nicht wiederkommen, so wenig als etwas von sich hören lassen. Einsam und wie ausgestorben war's „im Boden" droben, das einzige Leben, die alleinige Freude war, wenn das Pathenkind der Frau Magdalene, Chrütinchens Leneli, am Sonntag oder sonst etwa „im Boden" zu Besuche erschien. Da hörte man eine helle kindliche Stimme fröhlich erschallen, war Leben auf der Wiese, die Blumen blühten nicht mehr vergebens oder nur für den Bläß, es schlang sich ein blühender Kranz um den trüben Ernst, der sonst hier oben daheim war, wie es ja auch in den tiefen Falten von Magdalenens Gesichte dann zu leuchten begann, wenn das Kind ihr seine Wichtigkeiten, Erlebnisse, Entdeckungen mittheilte oder, vor Eifer glühend, eine neue Blume, ein buntes Schneckenhäuschen zubrachte.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als nach einer Woche voll Arbeit und Mühen Frau Magdalene von jenem tiefen Gefühle sich ergriffen fand, das zuweilen kommt, den Menschen zu erinnern, er lebe nicht vom Brode allein. Leneli saß unter der Hausthür im Schatten und hatte vor sich einen großen Haufen Waldblumen, die es zu einem Strauße binden wollte. Die Pathin aber suchte die Einsamkeit, denn in solcher Stimmung kann selbst der beste Freund, das eigne Kind stören. Sie war gegen den Wald gegangen und ruhte dort unter einer Tanne im tiefen Moose, halb in der Sonne, halb im Schatten. Die Sonntagsstille rundum machte auch ihr Inneres ruhig, wie immer mußte sie an den Friedli denken, sie rief sich Alles Einzelne von ihm in's Gedächtniß bis in seine frühste Kindheit hinauf, da er noch hilflos und ganz ihr eigen gewesen. Damals hatte Friedlis Vater noch gelebt, er lag jetzt schon lange unter'm Boden! Aber auch ihr Christinchen war ja nicht mehr und doch war das jünger als der Friedli gewesen. Die Vergänglichkeit trat mit Macht an die vereinsamte Frau: sie gedachte dieser, jener ihrer Jugendgespielen im Dorfe. Manche waren gestorben, ein Paar

Digitized by Google

hatten nach andern Dörfern geheirathet, etliche standen als Großmütter glücklich unter Kindern und Enkeln, andere, darunter die Lustigsten, lebten verkümmert und im Elende. Sie alle waren ihr nach und nach entrückt worden, aber jetzt schaute sie in die verschiedenen Schicksale hinein, wie von einem Berge in eine weite Landschaft. Wie hatte es sich überall geändert und bei ihr nicht am wenigsten! Fast müde Haupt, es ward für sie zum Troste, daß auch ihr Lämplein ja täglich tiefer herunterbrenne. „In Gottes Namen!“ — sagte sie leise vor sich hin, da kam von Weitem das Lenchi gesprungen, in der Hand hielt's noch den Maien und suchte die Pathin. „Großmutter!“ — rief es mit erhitzten Wangen, — „es hat Einer nach dir gefragt, ein Jud in einem großen Barte, denk', er ist in's Stüblein hinein!“ Frau Magdalene ging nach dem Häuschen, Lenele, in die Falten ihres Rockes versteckt, drückte sich scheu und neugierig zugleich mit durch die Thüre.

Da stand ein breitschultriger fremder Mann, den grauen, verwetterten Hut heruntergekrempt, gebräunt und knochig sein Gesicht, das ein dunkler Bart zum großen Theil verdeckte; die Kleider schienen ziemlich abgetragen und auf dem Tische lag sein ärmliches Reisebündel. Das alles aber sah Frau Magdalene nicht, sie sah nur ein Paar Augen, sie hörte nur ein einziges Wort und stürzte mit hellem Aufschrei zur großmächtigen Verwunderung Lenele's auf den Fremdling zu, konnten doch die Augen, in die sie sah, unmöglich andre sein, als die ihres Friedli, und „Mutter“ war das Wort gewesen, das sie vernommen. Ja, der Friedli aus Amerika stand wirklich und leibhaftig da, freilich in einem Zustande, daß man ihm anmerkte, er habe weder besonders viel Geld gefunden, noch große Ländereien erworben. Aber darnach fragte die Mutter jetzt gar nicht. Ihr fester Glaube hatte sie nicht getäuscht, nicht umsonst hatte sie ausgehalten da oben im „Boden“, allein, treu und unermüdlich, wie sauer es sie angekommen. Jetzt war ja der Friedli da, sie abzulösen und ihr nun für ihre Treue den Lohn zu bringen, zwar nicht mit heimgebrachtem Golde, aber mit etwas, das mehr wog, mit seiner erneuten Liebe, verstärkten Herzlichkeit, seiner kindlichen Dankbarkeit, — ein geläuterter Mensch, der bei ihr nun erst recht und auch so gerne daheim war. In harter Schule hatte der Sohn es erfahren, nicht Alles sei Gold, was glänze und das Gold erst recht nicht, d. h. nicht das Köstlichste noch Wünschenswertheste. Genügsamkeit und Zufriedenheit, ob die nicht glänzen, seien mehr als Gold werth, denen aber brauche man nicht nach Amerika nachzulaufen. Wie wohl that es ihm, hier am heimathlichen Herde, wo er als Kind schon gespielt, Abends im Gespräche mit der Mutter sich die letzten Jahre voll Drangsal und Mühe zurückzurufen, während er des Gefühls der Sicherheit und des unverkümmerten Obdachs genoß und sein Herz an der Theilnahme und dem Mitleide der guten Mutter erwärmte. Seine Mittheilungen paßten freilich schlecht zu den ehemaligen Erwartungen und Planen, so wenig als zu jenen Berichten, die sonst aus Amerika hie und da laut werden. Aber gar Mancher, dem's draußen hinterböse gehe (meinte Friedli), der schweige säuberlich oder verkomme, ohne daß ein Hahn nach ihm krähe, — solche würden dann nicht mit gezählt, wenn von Amerika die Rede sei. Ehrlich bekannte er: ihm einmal hab's in der neuen Welt nicht gefallen wollen und könnte er jetzt hin und gleich ein schönes Gut antreten, er würde sich zweimal besinnen. Dort drüben sei eben auch gar Alles anders als er's hier gewohnt gewesen. Wie hier die Leute sich auf's Pflügen und Mähen oder Schulmeistern legten, so seien sie dort auf's Lügen und Betrügen abgerichtet, als auf ihr Handwerk und sähen dabei aus, daß man sie von vornehmen Herren nicht zu unterscheiden vermöge. Wer die Sprache nicht verstehe, — und das Kauderwelsch habe ihm nie in den Kopf gewollt — der sei verrathen und verkauft, besonders in den Städten. In abgelegenen Gegenden dagegen fehle es so an Allem, daß im Vergleich hier der Aermste noch ein bequemes Leben führe. Ueberall sei ihm ein Anderer zuvor gekommen, nur beim Angeführtwerden nicht. So hab' er nirgends Glück gehabt und er glaube, Zeitlebens nie würde er sich an die amerikanische Luft gewöhnt haben. Wie manchmal hab' er Morgens früh beim Aufstehn in wildfremder Gegend den

Digitized by Google

Bölchen und den Blauen gesucht und an die Mutter gedacht, wenn er keine Sterbensseele gekannt und keine auch um ihn sich gekümmert. Groß sei war die Freude gewesen, als er die ersten Deutschen angetroffen und er hätte ihnen um den Hals fallen mögen, aber das seien Spitzbuben gewesen, welche die Landsmannschaft und das liebe Deutsch nur benützten, um ihn zu prellen. Es gebe wohl auch brave Deutsche in Amerika, aber man spüre denen gleichwohl schon die fremde Luft an: blutwenig hätten die sich um ihn gekümmert, ihn kaum beachtet oder gar mit Mißtrauen abgewiesen. Er habe bald gesehen, daß wenn er daheim so arbeiten wolle, wie er in Amerika das müsse, er ebensowohl auch zu Hause fortkommen möge, und da lebe er doch bei Seinesgleichen und wisse, wie man's mit ihm meine. Gesehnt habe er sich darnach, nur auch einmal noch auf dem Bodengute sich recht müde zu arbeiten. Sobald er deßhalb genug Geld beisammen gehabt, um heim zu reisen, habe er den Rückweg unter die Füße genommen und danke Gott, daß er jetzt wieder hier sei!

So sprach Friedli, aber noch mehr, er that auch so. Mit Wehmuth hatte er die Erzählung vom Lebensende seiner Frau vernommen und legte das Bekenntniß seiner Mitschuld als Sühnopfer ihr auf's Grab. Auch Christinchens Tod ging ihm nahe und die Theilnahme, die es der Mutter fortwährend bewiesen, ließ ihn sein früheres Unrecht um so schmerzlicher empfinden. An dem Lenele, das der Mutter tröstender Engel gewesen, suchte er einen Theil wenigstens von dem gut zu machen, was er an die Verstorbene nicht mehr entrichten konnte: das Mädchen wurde wie das Kind des Hauses angesehen. Die größte Liebe aber wandte Friedli der Mutter selbst zu. Unermüdlich arbeitete er und ward er auch nicht reich, da er zufrieden arbeitete und sparsam war, so brachte er das Bodengut vorwärts. Den für das Reisegeld verkauften Acker löste er später wieder ein und erwarb selbst noch angrenzende Grundstücke dazu, nicht aus schnell gewonnenem amerikanischem Gelde, aber aus redlich verdientem einheimischem. So trat der dankbare Sohn am Lebensabende der Mutter nicht nur in der Arbeit für sie ein, er bereitete ihr auch ein heiteres, erleichtertes Alter und erbte endlich ihren Segen mit dem Bodengute als eine unerschöpfliche Fundgrube seines wahren Glückes.

Montfort.*)

Eine Sage.

Bearbeitet von W. O. von Horn.

Von höhern Bergen, dem Lemberg und der Höhe von Feil, gegen Osten und Nordosten geschützt und versteckt, liegt die Burg Montfort dennoch auf einem steilen Berge, dessen Südseite völlig unzugänglich ist, und aus jähen Felswänden besteht; dessen Westseite durch Felsen geschützt ist, neben denen das Porphyrgerölle das Ersteigen ebenfalls unmöglich machen würde, wenn nicht einzelne Hasel- und Mahaleb-Sträucher hin und wieder wüchsen, welche eine willkommene Handhabe bieten. Weiter gegen Osten deckt dichtes Gebüsch den Berg. Ein tiefer in den Felsen gehauener Graben, welcher an manchen Stellen zweifach, Einer über dem Andern, sich hinzieht, gab der Burg einen natürlichen Schutz im Vereine mit ihrer steilen Lage auf dem stumpfen Kegel des Berges. Die Mauern, fest und trotzig in das Thal herabblinkend, bedecken noch in weiter Ausdehnung die ganze Bergfläche und geben ein erstaunenswerthes Bild von der Größe und Festigkeit, und somit eine Vorstellung von der Bedeutsamkeit dieser Burg in der Zeit, welcher sie angehört. Selbst viele der inneren Verbindungsmauern deuten die Art der Einrichtung an, zeigen deutlich mehrere Palatien,

*) Die Burg liegt etwa 1¾ Stunden von Kreuznach südwestlich. Der Weg führt durch das Salinenthal, an Ebernburg vorüber, in das Alsenzthal und von der Ebernburger Mühle aufwärts über Feil hinüber. Auf der Höhe sieht man alsbald die Ruine. Ihr Umfang mißt etwa 4 Morgen 60 Ruthen. Von der Feiler Höhe bietet sie einen schönen Anblick.

Digitized by Google

und lassen schon von vornherein auf ein mächtiges Geschlecht oder großes Ganerbenhaus schließen. Das aber hindert sehr die Auffassung des Baues, der ein nicht ganz regelmäßiges, längliches Viereck war, daß ein fast undurchdringliches Dickicht das Innere erfüllt.

Eine düstere Oede überall; Graus der Zerstörung ringsum, Spuren des Feuers, das diese stattliche Burg verzehrte, an jeder Mauer, jedem Giebel, und nun ein so üppiger Pflanzenwuchs, daß hohe Bäume aus eingesunkenen Gewölben aufschossen, und selbst in den Rissen der Mauern Sträucher wurzeln, das Dickicht fast undurchdringlich, überall flatternde Falken aus selten gestörter Ruhe aufgescheucht, und krächzende Raben, auffliegend vom Gestein. — Das Alles vereint sich, um der Ruine einen schauerlichen, unheimlichen Charakter zu leihen, welcher das Gemüth mit aller Gewalt erfaßt. Noch mehr durchschauerte mich diese todte, stille Einsamkeit, dies Unheimliche, als ich durch die leeren Fenster oder die tiefen Risse in dem verbrannten, und doch so felsenfesten Gemäuer hinaus in die Landschaft sah; denn auch hier kündigt sich überall eine völlige Abgeschiedenheit von der übrigen Welt an, ein Verlassensein von befreundeter Menschennähe; und läge nicht unten am Fuße des Berges auf der Nordseite, jedoch kaum sichtbar, der Montforter Hof, so würde diese Burg in ihrer Abgeschiedenheit und Wildheit einzig in ihrer Art sein; denn nirgends erblickt das Auge menschliche Wohnstätten, ja, nur auf zwei Seiten erreicht es die Spuren cultivirender Menschenthätigkeit. Gegen Osten steigt riesig der Lemberg auf. Seine Seiten bedeckt Gebüsch und Niederwald. Er tritt so nahe, daß Einem bange wird. Von dem Burgberge hinab nach dem Thale der Alfenz zieht ein saftiger Wiesengrund, und von dem Lemberge rechts herauf thürmt sich das fortlaufende Waldgebirge, dem Bergstocke des Lemberg angehörend, rings waldige Abhänge der Burg zuwendend. Südlich scheidet die schroffe Felswand, welche von der Ringmauer, die einst starke Thürme schützten, in einen schmalen, tiefen Thaleinschnitt abschießt, nur diesen Thaleinschnitt mit seinem rieselnden Felsenquell, von dem wild bewaldeten, hohen Berge jenseits.

Westlich öffnet sich ein schmaler Wiesengrund, den aber wieder hohe, waldige Köpfe einschließen, die sich nach Norden hin fortsetzen. Dort ist die Höhe weniger steil. Entwaldet, und vom Pfluge durchfurcht, erscheint das Hochland als ergiebige Flur. Nirgends aber erblickt man ein Dorf.

Diese von nichts gestörte Einsamkeit, diese schauerliche Abgeschiedenheit ruft die Bilder des wilden Raubritterlebens mit allen seinen Schrecknissen der Seele so lebendig zurück, daß das raschelnde Laub, das den Boden bedeckt, mich erschreckte, und ich wähnte, es nahten die übelberüchtigten Bewohner dieser Burg, welche Sage und Geschichte als die ärgsten Schnapphähne schildert, um mich in die schauerlichen Verließe zu versenken, „wo Molch und Unke nistet“ und kein Sonnenstrahl eindringt. Daß sie vorhanden sind, das sagt das dumpfe Dröhnen des Bodens, wenn man darüber schreitet. Nicht leicht möchte sich aber auch im Rhein- und Nahethal eine Burg finden, die so gelegen, so heimlich verborgen, so fest und trotzig, zu diesem ritterlichen Diebshandwerke sich besser eignete, als eben Montfort.

Wann sie entstand, wie sie zu dem fremdklingenden Namen kam, hier mitten im deutschen Lande, das liegt im Dunkel einer Vergangenheit, die kein Lichtstrahl geschichtlicher Gewißheit erhellt. Zur Grafschaft Veldenz rechnet man sie in frühester Zeit; aber Worms'sches Bischofslehen an diese Grafen war sie, und diese gaben sie als Afterlehen an Ritter Muckelin,*) und dessen

*) Gerlach IV. von Veldenz belehnt 1238 den Ritter Hermann Muckelin, Bertolf Muckelin's Sohn, mit der Mühle bei Niederhausen und dem Hause Montfort. Diese nahmen den Namen Montfort an. Die Familie war sehr groß. Durch Heirath kamen später die Boose von Waldeck zur Ganerbschaft, und erwarben sich einen großen Theil des Schlosses; und als die Montforte im Anfang des 16. Jahrhunderts erloschen, überkamen die Boose das Burglehen, wie sie denn im Besitze blieben, den Hof mit eingerechnet, bis zur Revolution.

Digitized by Google

Nachkommen, sich Montfort nennend, verbreiteten sich in ausgedehnter Familie. Keck und muthig trotzten sie auf ihre unersteigliche Burg, boten Kaiser und Reich Trotz, raubten ohne Schranken, und erwarben sich einen furchtbaren Ruf, besonders im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Ihr Name war der Schrecken der Gegend.*) Alles floh vor ihnen. Wenn sie auch unterlagen, wie in der Fehde mit Zweibrücken, wegen des Dorfes Oberhausen, so erhoben sie sich bald wieder. Ihre Feste gab ihnen volle Sicherheit; dorthin flohen sie; dort bargen sie ihren Raub, wenn sie sengend und brennend durch das Land gezogen waren. Die Lande von Mainz, Speier und Worms, die Klöster Schwabenheim, Sponheim und Desibodenberg litten unbeschreiblich durch diese wilden Gesellen. Wenn auch Einzelne der Familie und Ganerben, wie einst Johann Boos von Waldeck, der Vicedom im Rheingau, mit dem Erzbischof von Mainz in gutem Vernehmen standen, so ließen dennoch die andern Gemeinern nicht ab, das erzbischöfliche Gebiet zu mißhandeln und auszurauben. Konnte länger der unerhörteste Unfug geduldet werden? Konnte es Mainz und Pfalz, die am meisten von den Schnapphähnen litten? —

Der Friede, welchen Friedrich I. von der Pfalz, der den Namen des Siegreichen mit Recht trug, 1456 mit Mainz schloß, hatte auch den Zweck, das Unwesen der Raubritter endlich abzustellen. Die nächste Veranlassung war der wilde Frevel, welchen die Montforter an einem Dorfgeistlichen des Mainzer Gebietes geübt, der sich ritterlich gegen ihren Anfall vertheidigte und dem sie das Haus angesteckt. Nur mit Mühe hatte er sein Leben gerettet. Länger war der Unfug nicht mehr zu ertragen. Vor das Schloß rückten die beiden vereinigten Fürsten am 15. October 1456 mit großer Rüstung und Heeresmacht. Fünf Tage wurde die Feste belagert und jeder Ausweg den Räubern abgeschnitten. Am 19. October begann der Sturm. Montfort unterlag der Uebermacht, obwohl noch sechzig Kämpfer, Ritter und Reisige darinnen waren mit hinlänglichen Vorräthen. Sie wurden als Gefangene weggeführt, nachdem die Sieger die Burg ausgeplündert hatten. Dem Vicedom im Rheingau, Johann von Nassau, dem Rheingrafen Gerlach, Philipp von Cronberg auf Alten-Boimburg und Diethern von Sickingen übergaben die Sieger die Burg. Diese besetzten sie und waren gehalten, sie nur dann an die Ganerben zurückzuerstatten, wenn diese die Kriegskosten erstatteten. Dieß geschah nicht, daher ließ Churfürst Friedrich die Burg niederbrennen. Sie wurde nicht wieder aufgebaut und steht noch heute als Zeuge da, wie der Landfriedensbruch von dem gerechten Pfälzer bestraft wurde. — So fiel die stolze Feste und ihr Geschlecht verschwand, das Fluchbeladene! —

Mein Führer hatte mich umher geleitet, und als ich nun, rastend an einer Stelle, wo die Sonne mild und freundlich durch das Gemäuer schien, mich niederließ, konnte er es nicht länger aushalten.

„Von den Rittern weis ich manche Geschichte," hob er an, „und da Sie ein Freund davon sind, so will ich sie Ihnen denn auch erzählen."

Ich gebe wieder, was er mittheilte:

„Die Raugrafen von Alten-Baumberg drüben über dem Berge waren reich, angesehen und stolz. Gegen das arme Volk waren sie hart und mitleidlos, weil sie nicht wußten, wie bitter das Brod der Armuth schmeckt. Diesen Ruf hatte sich aber ganz besonders das Fräulein Elsbeth erworben. Sie war schön wie ein Engel, aber nicht mild und wohlthätig, wie diese sind. Ihre Mutter war ihr frühe gestorben und sie aufgewachsen unter rauhen Männern. So war sie männlich geworden in all' ihrem Thun, und das gerade

*) Noch heißet eine Stelle bei dem Eingange in das Booser Thal „die Wache". Dort hielten die Bewohner des Dorfes Boos Wache, um, wenn die Montforter von Oberhausen her nahten, sich flüchten zu können.

Digitized by Google

war ihres Vaters besondere Lust. Sie ritt mit ihm aus auf dem bäumenden Hengst; sie jagte mit Speer und Pfeil in den Forsten, und trug auf zarter Hand den Falken zur Beitze. Ja, selbst in Kampf und Fehde schwang sie Lanze und Schwert, und trug um die jungfräuliche Brust den Eisenpanzer so gut als ihre Brüder.

„Viele Ritter warben um ihre Liebe, aber sie blieb kalt gegen alle, die ihr naheten. Daher hieß man sie: „das Fräulein mit dem steinernen Herzen." Ihr Sinn war ernst und von Lust und Kurzweil war sie kein Freund.

„Aber im Herzen war es anders, als es in Mienen und Geberden erschien. Ein anderer Grund war's, warum sie der Männer Liebe verschmähete. —

„Einsmals saß sie beim Scheine der sinkenden Sonne unter der weitastigen Ulme, welche das Thor ihrer väterlichen Burg beschattete, und tändelte mit einem zahmen Falken, da keuchte ein schwarzbraunes Heidenweib von entsetzlichem Aussehen den Burgweg herauf. Sie hatte sieben Kinder bei sich, alle Knaben, halbnackt und halbverhungert. Zwei trug das Weib auf dem Rücken, Einen an der Brust. Die arme Mutter flehte um Brod für ihre hungernden Kindlein. —

„Die Jungfrau entsetzte sich sehr über den Anblick des Weibes. Ohne Barmherzigkeit wies sie sie weg. Flehender noch bat das Weib und die hungernden Kindlein jammerten; aber Elsbeth's Herz kannte kein Erbarmen. Sie schalt die Armen: „Heidenbrut." Da fiel das arme Weib auf ihre Kniee und flehte um Erbarmen. In steigendem Zorne fluchte ihr Elsbeth, und rief den Knappen, daß sie die Hunde auf das Heidenvolk hetzten.

„Da erhob sich das Heidenweib und ihr Auge sprühte Feuer. Sie nahm ihre Kindlein und floh; aber im Fliehen wandte sie sich um und rief: Auch du wirst Mutter werden, Mutter von sieben Knaben auf einmal; und sie werden der Fluch deines Lebens sein! Wenn dir dann die Welt schon zur Hölle wird, so denke, du habest es an einer armen Mutter verdient, die du ohne Mitleid von dir gestoßen! —

„Das Weib eilte von dannen; aber das entsetzliche Wort brannte auf des Fräuleins Herzen wie Feuer. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, wollte sie gerne das Weib zurückrufen und reichlich beschenken, damit sie das furchtbare Wort des Fluches zurücknähme; allein sie war nicht mehr zu finden, und die ausgesendeten Knechte kamen unverrichteter Sache zurück. —

„Des Weibes Wort machte dem Fräulein unaussprechlichen Kummer. Umsonst suchte sie es sich aus dem Sinne zu schlagen. Wachend und im Traume stand das Weib vor ihrer Seele; wachend und im Traume klang das schauerliche Wort in ihrem Ohr.

„Eine Folge davon war, daß ihr Wesen nur noch herber, in sich gekehrter wurde, und daß sie sich dem wildesten männlichen Treiben überließ, um das Schreckbild zu tilgen. Und jeden sich ihr mit Liebe nahenden Mann stieß sie mit Abscheu und Hohn zurück. Nur eine Erinnerung blieb ihr stets freundlich nahe, die an den Gespielen ihrer Kindheit, Diether von Montfort, der jetzt am Hoflager des Kaisers war und den Ritterschlag in Rom erhalten, am Tage, da dort sein Kaiser die Krone empfing. Manchmal bebte ihr Herz vor seiner Rückkehr, und doch sehnte sie sich wieder heimlich darnach.

„Endlich kam die Kunde nach Baumberg, Herr Diether sei daheime angelangt aus Welschland, und kein Ritter sei ihm weit und breit an Schönheit und feinen Sitten und Manieren gleich; aber was man von ihm noch früher erzählt, das wiederholte man jetzt, nämlich: er sei ein Frauenfeind und habe niemals Umgang mit ihnen gehabt, wie viele auch in Liebe zu ihm erglühet seien. Auf Alten-Baumberg machte die Kunde von der Rückkehr des jungen Ritters von Montfort gar verschiedenen Eindruck. Die Brüder freueten sich gar sehr auf den Freund ihrer Jugend, und auf die Erzählungen von seinen Fahrten in Welschland. Elsbeth vernahm dagegen die Mähr mit den seltsamsten Regungen. War er ein Frauenfeind geworden, der stille,

Digitized by Google

sinnige Knabe, der so gerne mit ihr gespielt? Sie konnte sich das nicht enträthseln. Mochte er vielleicht betrogen worden sein von einem italischen Herzen, die so falsch sind? — Sie wollte ihn dann gerne trösten; aber wie sie sich bei diesem Gedanken fand, erschrack sie vor den leisen Wünschen ihres Herzens, dachte an das Weib, und brach in Thränen aus, denn sie sah das Kloster als das alleinige Ziel ihres Lebens an. Dann wünschte sie, er möge nie kommen. Aber Diether von Montfort kam.

„Elsbeth's Herz pochte fast hörbar, als er vor ihr stand und mit zarter Sitte sie begrüßte. Ja, er war schön, das sagte sie sich — er war schöner als irgend ein Mann ihrer Bekanntschaft. Er war sanft und sinnig, wie er stets als Knabe gewesen, und ein unaussprechliches Etwas in seinem Wesen zog ihr Herz zu ihm hin. — Auch Diether zeigte ohne Hehl die Freude, wieder im Kreise seiner Jugendgespielen zu sein — verbarg keinen Augenblick, wie gerne er bei Elsbeth, der liebsten unter allen Gespielen, sein mochte. Doch war er zurückhaltender, als er durch die Verhältnisse zu sein berechtigt war. Auch ihm war ja die Kunde zugekommen, wie Elsbeth so ganz aus den Schranken jener zarten Weiblichkeit herausgetreten sei, die eben den unaussprechlichen Zauber um das Weib verbreitet. Aber je öfter er kam, desto zutraulicher er wurde, und desto mehr er sich an Elsbeth anschloß, die erst jetzt als Weib zu fühlen begann, und mit einem Male die Verirrung ihrer früheren Weise erkannte. Ihr Stolz, ihre Härte, ihr wildes Wesen schwand. Sie war umgewandelt — weil sie fühlte, der sanfte Diether müsse sie, bliebe sie was sie gewesen, verachten. Die Liebe, die als Keim in ihrem Herzen ruhte seit ihrer Jugend, sie wuchs mit jedem Tage höher empor. Sie erwachte in beider Herzen in vollester Kraft und Fülle.

„Wohl wollte Elsbeth verbergen, was in ihr vorging; aber sie täuschte Diether's Scharfblick nicht; und bald war ihr das süße Geheimniß abgerungen — sie lag erröthend an Diether's Herzen und hauchte ihr Ja auf seine Frage, ob sie ihn liebe?

„Niemand war froher als die beiden Väter. Der alte Ritter Montfort war Wittwer, wie der Raugraf; er war schwach und hinfällig, und bedurfte gar sehr sanfter Pflege, die ihm von einer Tochter Hand versagt war. Dem Raugrafen war Diether, die Krone der Ritterschaft des Nahegau's, ein recht willkommner Eidam.

„Bald war nun im ganzen Gau von nichts mehr die Rede, als davon, daß Elsbeth ihren harten Sinn gebrochen und ganz eine andere geworden sei. Jedermann verwunderte sich darüber. Manche glaubten's gar nicht; Andere bedauerten den schönen, sanften Diether, daß seine Wahl eine so unglückliche gewesen.

„Diether fragte nichts nach der Leute Gerede und führte seine Elsbeth heim, die gar nicht mehr an das Heidenweib und seine Prophezeihung dachte.

„Das erste Jahr ihrer Ehe war im vollsten Sinne das glücklichste. Elsbeth fühlte die süßeste Bürde; allein jetzt kam auch die Erinnerung an des Heidenweibes Fluch, und umdüsterte ihren Sinn. Diether bot Alles auf, sie zu erheitern; allein es gelang ihm nicht. War sie bei ihm, so bezwang sie sich heiterer zu erscheinen, als sie war — aber in der Einsamkeit gab sie sich ganz ihrem Schmerze hin. Ihre erregte Phantasie malte ihr das Bild in aller Schrecklichkeit aus. Sieben Söhne! Entsetzlicher Gedanke! Und diese sollten ihr, also auch ihrem Gatten, das Leben zur Hölle machen! Das war noch schrecklicher.

„Unter quälenden Gefühlen und Vorstellungen, Planen und Entschlüssen schlich die Zeit hin. Endlich wurde sie ruhiger, heiterer. Eine Kraft des Willens offenbarte sie, wie einst in den Tagen der Jugend, als sie sich dem tollsten, männlichen Treiben hingegeben.

„Ein Entschluß war gereift. Aber welcher? — Der schrecklichste von allen, der je durch ihr Gehirn gezogen war — und diesen bekräftigte ein altes Weib, welche einst Elsbeth's Amme gewesen, und ihr ganzes Vertrauen besaß.

„Als ihre Stunde nahte, war Diether fern. Es war schon Herbst und

Digitized by Google

die Jagd hatte ihn hinausgelockt in den Forst, welcher bis in die Gegend der drei Weiher sich erstreckte, wo oft wilde Enten eine angenehme Jagd bereiteten. Wie das Heidenweib geweissagt, so kam es. Elsbeth gebar sieben Söhne. Ihr Zustand ließ für ihr Leben fürchten. Erst als jenes alte Weib Sechse der Neugebornen nahm, und zu den drei Weihern eilte, wurde sie ruhiger; denn so hatten sie es verabredet; weil, wenn nur Einer übrig bliebe, jene Prophezeihung des Heidenweibes nicht in Erfüllung gehen könne.

„Die Alte eilte mit den wimmernden Knäblein von dannen.

„Als sie an dem Saume des Waldes anlangte, wo man in geringer Entfernung die drei Weiher erblickte, sah sie sich scheu nach allen Seiten um.

„In demselben Augenblicke trat Diether aus dem Hochwalde hervor und wurde die Alte ansichtig.

„Hastig wollte sie zurück eilen — aber ihr verstörtes Aussehen war dem Ritter von Montfort so auffallend, daß er ihr alsbald nacheilte und sie bald erreichte.

„Die Alte zitterte so heftig, daß sie fast niedersank.

„Was trägst du da?" rief er sie an.

„Bebend und todtenbleich stotterte sie: „Ich trage junge Hunde in die Weiher."

„Diether wurde jetzt erst recht aufmerksam, und eine ihm unerklärliche Angst ergriff ihn.

„Zeig' mir sie!" rief er.

„Da sank die Alte auf ihre Kniee und flehte um Gnade. Er riß ihr den Schurz auf, und bebte vor Entsetzen zurück. Sechs Knäblein wandten sich wimmernd und fast erstarrt in ihrem Schurze.

„Jetzt bekannte die Alte das schreckliche Geheimniß dem erstarrenden Diether.

„Wüthend schwang er sein Schwert; — aber die Ueberlegung, daß er die Kindlein nicht fortbringen könne, trieb ihn an, ihrer noch zu schonen.

„Vor sich her trieb er sie nun in das Dörflein Hallgarten, in ein vertrautes Haus. Dort trug er für die Kindlein Sorge und ließ die Alte nicht eher von sich, bis die Kindlein auf den benachbarten Dörfern im tiefsten Geheimniß untergebracht waren. Erst am vierten Tage schickte er sich an, mit der Alten den Rückweg anzutreten. Und als er mit ihr an die drei Weiher kam, stürzte er sie im wildesten Grimme hinab.

„Erst als diese That geschehen war, ging ihm völlig das schauervolle Licht über seine Lage auf. Wie sollte er vor Elsbeth treten? Wie seiner empörten Gefühle Herr werden? — Er setzte sich nieder und sann. Er ließ Alles, was zu Elsbeth's Entschuldigung dienen konnte, an seiner Seele vorüber gehen — und sein Herz richtete milder. Die angeborne Güte siegte; die Liebe zu Elsbeth machte ihre alten Rechte geltend. Ruhiges Nachdenken trug den Sieg davon über die wilde, leidenschaftliche Regung.

„Er kehrte nach Montfort zurück, vorgebend, er sei bei den Wildgrafen gewesen. So gut es gehen mochte, bezwang er seine Gefühle; allein das wurde ihm klar, daß seine Liebe zu Elsbeth einen tödtlichen Stoß erlitten habe. Sie war ruhig und schien heiterer als je. Ihr Kind schien ihr Himmelreich. Diether'n durchbebte ein Schauder, wenn sie es an ihr Herz drückte; denn er dachte der Sechse, die sie ermordet glauben mußte, und sah keine Reue, vernahm nicht einmal einen Seufzer. Dies empörte sein Gefühl. Kälte gegen die unnatürliche Mutter erfüllte mehr und mehr sein Inneres; sie wuchs zur völligen Abneigung, ja zum Hasse selbst. Mit Schrecken gewahrte er diesen Wechsel seiner Gefühle; aber er konnte sie nicht bewältigen, nicht dem Strome gebieten, daß er rückwärts fließe. —

„Nach einiger Zeit ließ er die Knäblein in weitere Entfernung bringen und sie wohl versorgen. Von Zeit zu Zeit sah er nach, und sein Herz hüpfte vor Freude, sie gediehen und wuchsen fröhlich heran. Aber kehrte er dann heim, so empfand er stets größeren Unwillen gegen die Mutter, welche ihre Kinder konnte hinmorden wollen. Nach einem halben Jahre vermochte er's nicht mehr auszu-

Digitized by Google

halten in der Burg. Nur Außen war ihm wohl. In seiner Seele entstand nun der Entschluß, nach dem heiligen Grabe zu ziehen — aber auch ein anderer — Elsbeth die gerechte Strafe fühlen zu lassen, ihr das Eine Kind, das sie noch hatte, zu entreißen. So war sein Herz von ihr entfernt, daß er diesem Gedanken mit Lust sich hingab.

„Er bereitete Alles vor, nahm kalt Abschied und zog von dannen in die weite, dunkle Ferne. Elsbeth zerfloß in Thränen. An ihrer Seele nagte der Wurm. Die Kälte und Härte ihres geliebten Gatten, seine Entfernung nach dem Morgenlande — sie sah es als eine wohlverdiente Strafe Gottes an. Ihre Lage war schrecklich. Die alte treue Amme spurlos verschwunden. Was aus den Knäblein geworden, sie wußte es nicht. Kannte Diether das Geheimniß? Manchmal vermuthete sie es. Sie war schon entschlossen, ihm Alles zu bekennen; aber sie vermochte es nicht. Ihre Zunge war wie gefesselt, und doch drückte das furchtbare Geheimniß ihr fast das Herz ab. Als er jetzt schied, sank sie in sich zusammen. Und als gar kurz darnach auf eine unerklärliche Weise ihr Kind, das Letzte, was sie an das verödete Leben fesselte, verschwand, da zog die bodenlose Verzweiflung in das vielgemarterte Herz ein. Sie gab sich einem strengen Büßerleben hin und nur ihr alter Vater und Diether's Vater, der ohne sie hülflos verlassene Greis, hielten sie ab, den Schleier zu nehmen und ganz von der Welt zu scheiden.

„So flossen unter den strengsten Bußungen im tiefsten Kummer fünf Jahre hin.

„Auch Diether hatte fünf leidenvolle Jahre verlebt in dem wildesten Kampfe mit den Ungläubigen. Die Ferne ließ allmählig Elsbeth's Schuld in einem mildern Lichte ihm erscheinen. Er gedachte seines früheren Glückes, und der Gedanke, als könne es noch einmal erblühen, wurde oft in ihm rege, und — gebar die Sehnsucht nach der Heimath, die Sehnsucht nach seinen Knäblein. Nichts hatte er in diesen fünf Jahren vernommen aus der Heimath. Lebten sie noch? Lebte Elsbeth noch? — Er hielt's nun nicht länger aus. Glücklich trug ihn ein genuesisches Schiff zur Küste Europa's. Ueber die Alpen eilte er dem Heimathlande zu. Ehe er Montfort erreichte, vernahm er schon Elsbeth's Büßungen — und der letzte Groll wich. Er suchte seine Kindlein auf, und siehe, die blühten wie Rosen und sahen sich alle so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Warm und innig dankte er dem Herrn — und dann eilte er gen Montfort. Still und lautlaus war die Burg, als er eintrat. Niemand kannte ihn im Pilgergewande, in dem langen, falschen Barte und dem gebräunten Antlitz — der Frucht der Sonne des Morgenlandes.

„Er ließ Elsbeth melden, daß er Kunde bringe aus Jerusalem.

„Bald darauf wankte sie herein im Büßergewande — bleich ihr Antlitz, eingesunken das schöne Auge, zu Schnee erblichen der Wange einst so frische Rosen, gebeugt die stolze, edle Gestalt.

„Diether vermochte sich nicht zu halten. Er riß den Bart ab und eilte mit dem Ausrufe: „Ich bin Diether!“ in ihre Arme.

„Elsbeth sank ohnmächtig nieder; aber als sie erwachte, rief sie aus: „O weiche von mir, mein Diether, ich bin nicht mehr werth deiner Liebe — ich will nun büßen im Kloster meine Schuld — sechs Knäblein hab' ich gemordet, und Gottes strafende Gerechtigkeit hat uns das siebente entrissen!“

„Sie verhüllte ihr Antlitz und ein langentbehrter Thränenstrom begleitete das Geständniß ihrer Schuld.

„Da eilte Diether hinweg und überließ sie ihrem Schmerze. Aber nach allen Richtungen flogen die Knappen, und ehe der Mittag zum Abend neigte, waren die sieben blühenden Knäblein in der Halle und spielten alsobald in Liebe miteinander, als hätten sie sich längst gekannt.

„Jetzt kehrte Diether zu Elsbeth zurück und zog sie an sein Herz. „Du hast schwer gebüßt für deine Schuld, sprach er tief ergriffen, aber Gott ist barmherzig. Er hat abgewendet von dir die Schuld des schrecklichsten Mordes, des Mordes deiner eigenen Kinder.“

Digitized by Google

„Sie starrte ihn zweifelnd an; denn sie begriff seine Worte nicht.

„Da zog er sie mit sich hinab in die Halle, wo die sieben Knäblein, blühend wie frische Rosen, spielten. „Siehe deine durch mich geretteten Kinder!" sprach Diether freudig. Elsbeth wankte, erblich und sank ohnmächtig nieder. Als sie wieder erwachte, standen die schönen Knäblein um sie und richteten die milden Aeugelein auf sie.

„O Diether! kannst du vergeben? Meine Kinder, was habt Ihr der Mutter zu verzeihen?" rief sie aus.

„Gott hat vergeben; entgegnete der Gatte, und der Fluch ist gelöst; Höllenqual haben sie dir und mir gemacht; nun sind sie unser und wir wollen uns unsres Glückes freuen. Er zog die Kinder an seine selige Brust und die Gattin. —

„Und forthin erblühte Elsbeth wieder in erneuter Jugendkraft. Sie erzog ihre Kinder mit treuer Mutterliebe und ihr eheliches Glück störte kein Unfall mehr.

Das Schaf als Wanderer.

Von A. W. Grube.

Seit urälteſter Zeit bildete das Schaf den Hauptreichthum orientaliſcher Nomaden; in den Steppen Mittel- und Weſtaſiens, in Syrien und Paläſtina, im ſteinigen und wüſten Arabien, wie in Aegypten und Nordafrika, waren die Schafheerden der eigentliche Kern und Mittelpunkt des Nomadenthums. Die Bibel meldet uns, wie die Patriarchen ſchon bei ihrer erſten Einwanderung in das „gelobte Land" große Schafheerden hielten, wie nach der Ueberſiedelung in Aegypten — dem Lande Goſen — Schafe und Rinder wieder den Hauptbeſitzſtand ausmachten und Moſes, als er vor Pharao erſchien, um den Auszug ſeines Volkes zu betreiben, alſo ſprach: „Wir wollen ziehen mit Jung und Alt, mit Söhnen und Töchtern, mit Schafen und Rindern", und wie Pharao, als er endlich nachgab, die Antwort ertheilt: „Ziehet hin und dienet dem Herrn, allein eure Schafe und Rinder laſſet hier," worauf Moſes erwiederte: „Du mußt uns auch Opfer und Brandopfer geben, daß wir ſie dem Herrn unſerem Gott darbringen mögen; unſer Vieh ſoll mit uns gehen und auch nicht eine Klaue dahinten bleiben." *)

Nach der Beſitznahme Paläſtina's blieb die Schafzucht abermals die Hauptbeſchäftigung des Volkes Iſrael durch alle Zeiten und Wechſelfälle ſeiner Geſchichte, denn das Land war durch ſeine Berge und Hochflächen mit den vielen Steppen, auf deren ſalzreichen, für den Ackerbau wenig geeigneten Boden die Salzpflanzen reichlich wuchſen, welche alle Wiederkäuer lieben, vortrefflich dafür geeignet. Dazu kam das warme Klima, welches den Heerden geſtattete, Jahraus Jahrein unter freiem Himmel zu bleiben; ſie wanderten von der Ebene Savon auf den unteren und oberen Carmel; jenſeits des Jordan galten Baſan und Gilead für ſchafreiche Gegenden. Dieſes Wandern und Herumziehen unter freiem Himmel gab der Schafwolle jene Feinheit und Elaſtizität, wie ſpäter unter gleichen Verhältniſſen den Merinos in Spanien. Man kann ſich von der Schafzucht in einem kleinen Lande, wie das der Moabiter war, eine Vorſtellung machen durch den Bericht, daß dieſe den iſraelitiſchen Königen als jährlichen Tribut die Wolle von 120,000 Lämmern und ebenſo viel Widdern darbrachten. Von den arabiſchen Beduinen wird ſchon im Propheten Ezechiel **) gerühmt, wie einträglich der Handel mit Schafen geweſen ſei, und gleicherweiſe bei den friedlichen Wanderungen wie bei den Kriegszügen jener Nomadenſtämme, welche hauptſächlich auf Erbeutung von Schafheerden gerichtet waren, mußten dieſe in ſteter Bewegung ſein.

Den Charakter der Wüſten und Steppen, der ſteinigen Hochflächen und Alpen vermag kein menſchlicher Fleiß und keine menſchliche Kunſt zu ändern;

*) 2 Moſes 10, 9—24.
**) Cap. 27, 21.

Digitized by Google

darum sind durch den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die Naturbedingungen entscheidend gewesen für jenes Nomadenleben, das unverändert das gleiche geblieben ist. Jene große wüste Fläche, welche den südlichen Theil des russischen Gouvernements Tobolsk bildet und unter dem Namen der „Kirgisensteppe" bekannt ist — größer an Umfang als Frankreich sammt den Niederlanden — ist nur von Nomaden bewohnt, deren ganzer Reichthum in Schafen und Kameelen besteht. Zur Winterzeit ziehen diese Hirtenstämme in das südliche Gebiet ihrer Steppe, wo das mildere Klima ihren Heerden noch gestattet, Gras und Kraut unter der leichten Schneedecke hervorzusuchen. Sobald aber die Frühlingssonne wärmere Lüfte sendet, ziehen sie wieder nordwärts, langsam vorschreitend, bis sie in der Mitte Juli die Grenze ihres Weidelandes erreicht haben. Auf dieser Grenzlinie sind in gewissen Entfernungen von einander große Schuppen erbaut, woselbst sich die russischen Kaufleute einfinden, um von den Kirgisen Schafe und Kameele gegen Waaren und Lebensmittel einzuhandeln. Die Schafe werden, sobald der Kauf abgeschlossen ist, sogleich geschlachtet, hauptsächlich ihres Talges willen, der geschmolzen und gereinigt nach Petersburg geschickt wird, wo er einen Hauptausfuhrartikel bildet. Zuweilen wenn der Schnee im Süden der Steppe zu reichlich gefallen war und die Schafe nicht die nöthige Nahrung finden konnten, sterben sie zu Tausenden dahin: dann geräth der Tauschhandel an der Grenze in's Stocken, die russischen Waaren sinken im Preise und der Talg schlägt auf. Diesem Talg der Kirgischen Schafe kommt kein anderer an Güte gleich; er regelt den Preis der Waaren. Im August wenden sich die Hirten wieder nach Süden. Diese regelmäßige Wanderung der Kirgisenstämme hat die russische Regierung bewogen, die chinesische Stadt Pschuguntschak an der Ostgrenze der Kirgisensteppe, hundert Stunden südlich vom Minendistrikt des Altai, auszuwählen, um ihn zum Mittelpunkt des Tauschhandels zwischen China und ihrem Lande zu machen. Die zahlreichen Kameele der Kirgisen dienen vortrefflich zum Waarentransport, und auf diese Weise wetteifern die russischen Tücher und Baumwollenzeuge hier und in Turkestan gegen die gleichen englischen Waaren, die aus Indien kommen.*)

In den Steppen und Ebenen von Kleinrußland, der Moldau und Ungarns setzt sich das tartarische Nomadenleben fort und es ist ganz bezeichnend, daß auch auf diesen europäischen Gebieten die Schafheerden den tartarischen Namen „Tschabani" führen. In den Wintermonaten muß, der Rauhigkeit des Klimas willen, das Schaf freilich unter Dach und Fach gebracht werden, aber schon um Ostern rücken die Tschaban's mit ihren ochsenbespannten Wagen, die einem wandernden Hause gleich mit einem hohen Dache versehen sind, in's Feld, begleitet von ihren treuen, starken Wolfshunden. In der Nähe einer frischen Quelle oder eines Brunnens hält der Wagen und bildet den Mittelpunkt für die große Heerde, die einige Tage lang auf der grünenden Steppe Halt macht, um dann im Weiterziehen wieder frisches Futter zu suchen. Doch erst nachdem die Sonne den Morgenthau von Gras und Kraut weggenommen hat, setzt sich der knarrende Wagen in Bewegung, denn die Feuchtigkeit thut den grasenden Wollträgern nicht gut. Auch um die heiße Mittagszeit macht das Schaf Halt, hört auf zu grasen und schnauft, als sei es ganz außer Athem gekommen. Gegen Abend nimmt aber die Freßlust wieder zu, und die Hirten lassen es bis nach Sonnenuntergang weiden. Auf diesen durchaus ebenen Steppenflächen, auf denen meilenweit kein Baum und Hügel zu sehen ist, müßte — so sollte man glauben — das Wandern der Schafheerden höchst leicht und einfach von Statten gehen. Aber an mancherlei Hindernissen und Schwierigkeiten fehlt es auch da nicht, und die größte Gefahr tritt ein, wenn eine Heerde sich in der Nähe einer Regenschlucht oder eines Flußthals befindet und plötzlich vom Sturm und Unwetter überrascht wird. Gegen den Wind die Heerde fortzutreiben ist völlig unmöglich, sie stiebt dann wohl auseinander, rennt blindlings in Löcher, Röhricht und

*) Revue de l'Orient, April 1854.

Digitized by Google

Schilf, und es ist ein wahres Glück, wenn nach vieler Mühe das dumme Vieh ohne große Verluste wieder zusammengetrieben werden kann. Von wesentlichem Nutzen sind die der Heerde beigemischten Ziegen, welche auch in der Gefahr nicht den Muth und die Geistesgegenwart verlieren und als Führer voranziehen.

Trotz aller Blödigkeit, Schreckhaftigkeit und Dummheit macht das Schaf dennoch nicht nur sehr weite Wanderungen auf ebener Steppe, sondern auch in das Hochgebirge hinauf, und steigt auf seinen schwachen, dünnen Beinen sogar noch höher als das Rind. Die berühmten spanischen Merinoschafe sind stets unter freiem Himmel, verweilen im Winter im Süden und Südwesten des Centrums der Halbinsel und ziehen dann in die nördlichen und östlichen Gegenden Central-Spaniens; heißen auch, weil sie stets unterwegs sind, zum Unterschiede von den in Ställen eingeschlossenen, grobwolligen Schafen „Wanderschafe" (ovejas trashumantes). Die größten und besten Merinoheerden*) trifft man in Leon und Altkastilien; sie weiden im Frühling die fetten Weiden ab, welche sich am Südabhange der kantabrisch-asturischen Gebirgskette ausbreiten, ziehen sich dann im Juni allmählig zu den kräuterreichen „Yerremeras" oder Hochebenen dieses Gebirges hinauf, sowie auf die hohen Gebirgskämme zwischen Leon und Estremadura. Im Oktober beginnt der Rückzug zu den Winterquartieren im südlichen Estremadura. Eben dahin begeben sich denn auch die Heerden von Neukastilien und Aragonien, welche im Frühling und Sommer auf den Matten des waldreichen Berglandes Serrania de Cuenca, auf dem hohen Tafellande von Molina de Aragon und Siguenza und in den Hochebenen und Bergen von Alcaraz weiden. Wer im Herbst oder Frühling die weiten Flächen Central-Spaniens durchwandert, sieht dann die ungeheuren Heerden der langwolligen Vließträger auf der Wanderung, in Begleitung ihrer wohlberittenen Führer, vor Allen des Oberhirten (Mayoral oder Capataz) und seiner Gehülfen, die größtentheils gut beritten, mehr Räubern als Hirten gleichen. Ihnen folgen die mit verschiedenen Geräthschaften beladenen Esel und Maulthiere und eine Meute starker, bissiger Hunde.

Die bayerische Hochebene, auf welcher Augsburg und München liegen, erhebt sich 1500 bis 2000 Fuß über den Spiegel des Meeres; jene spanischen Hochflächen aber, auf denen die Merinos ihre Sommerweide halten, liegen 4000 bis 5000 Fuß über dem Meere, und sind die höchsten Tafelländer Europa's. Auf manchen dieser Plateaus, wenn sie nicht von nahen Gebirgsketten umgrenzt sind, rasen wie auf den süd-russischen Steppen die Stürme, vor welchen kein Baum Stand hält; im Winter bedeckt sie tiefer Schnee, im Frühling und Herbst werden sie von dichten Nebeln belagert, aber in den hohen Sommermonaten (Juli und August) sind sie doch mit ihren Halbsträuchern und würzigen Lippenblumen (namentlich den Salbei- und Thymianarten) und mit den Grasfluren, die zwischen dem Gerölle erscheinen, eine herrliche Sommerresidenz für die Merino's.

Das Merinoschaf verträgt auch das Klima der Schweizer Alpen recht gut; das eigentliche Bergschaf ist aber dort das von Bergamo oder Bergamaskerschaf, ein hochbeiniges, großes Thier mit starkgewölbter Nase, hängenden Ohren und einer auf die Brust herabhängenden Wamme. Wie die Schweizer überhaupt ihren Schafen den unzugänglichsten Theil ihrer Alpen, den die Kühe nicht mehr betreten können, zuweisen, so daß man bis 9000 Fuß über'm Meer zwischen Schnee- und Eismeeren auf den spärlichen Grasplätzen, die gleich Oasen in der Felsenwüste liegen, noch die geduldigen Vließträger erblickt: so treiben auch die italienischen Hirten (meist aus dem Seriano- und Brembanothal der Provinz Bergamo stammend) ihre Bergamasker Schafe aus den Marschen des Tessin und den Thälern von Brescia auf die höchsten Alpen Grau-

*) Man berechnet sämmtliche Merinos in Spanien auf etwa 7 Millionen Stück, die gemeinen Schafe auf 12 Millionen. Vgl. den interessanten Artikel von M. Willkomm: Die Merinohirten in Spanien, Ausl. 1856, 1.

Digitized by Google

bündens, namentlich des Engadins, und alljährlich wandert so ein Heer von 30,000 bis 50,000 Stück Schafvieh aus der lombardischen Tiefebene in die höchsten Gletscherregionen der Schweiz. Der Oberhirt (il pastore) ist schon im Frühjahr vorausgereist, um Quartier zu machen, d. h. mit den Bündner Alpenbesitzern die Verträge abzuschließen und sonst das Nöthige vorzubereiten. Im Mai ziehen die Heerden mit ihren Hirten und wollhaarigen, großen mageren Hunden ihm nach, durch die Thäler der Adda und des Comersees bergan; sie haben im Winter fast beständig im Freien zugebracht und bringen guten Appetit mit. Begierig naschen die Schafe von den frischen Kräutern, die am Wege stehen, und da sie stets von mehreren Ziegen und etlichen Kühen begleitet sind, auch von ein paar schönen, kräftigen Eseln: so kann man sich denken, wie diese Caravane schon unterwegs eine nicht geringe Menge von Gras und Blättern verzehren. Die Hirten entrichten auch an die Gemeinden, durch deren Gebiet sie ziehen, eine bestimmte Abgabe. Bei aller Klugheit und Berechnungsgabe sind diese Bergamasker Hirten doch ehrlich und pünktlich im Bezahlen; ihr Aeußeres ist aber finster und melancholisch auch ihr Temperament, wie das ihrer Schafe. Stolz und schweigsam schreiten sie einher, diese Hirten, in grobwollenes Gewand gekleidet; ihr wettergebräuntes Gesicht mit scharf geschnittenen Zügen wird durch den wilden Bart und das lang auf beiden Seiten herabhängende schwarze Haar keineswegs freundlicher. Der spitze braune Calabreserhut und der nachlässig über die Schultern geworfene braune oder weiße Tuchmantel steht ihnen nicht übel. Sie leben höchst einfach und mäßig, bloß von Wasserpolenta (aufgekochtem Maismehl), Käse und Molken; der Genuß von Suppe, Fleisch, Brod und Butter ist ihnen zu luxuriös. Fällt ein Schaf, so wird es schnell abgezogen, das Fleisch auseinandergelegt und an der Luft gedörrt; die Italiener verwenden es dann zu ihren Salami. Den Bergamasker Schafen begegnet aber verhältnißmäßig wenig Unglück, denn mit wunderbarem Instinkt wissen sie sich in die Bergnatur zu schicken; sie folgem ihrem Führer über gefährliche Klippen- und Gletscherpfade, dicht aneinander gedrängt und auf ein gegebenes Zeichen still haltend, laufen auch nicht, wie die Schafe des Flachlandes, scheu auseinander, wenn sie einen Bären, Wolf oder Luchs in der Nähe wittern, sondern warten ruhig, bis die vorangehenden Hunde den Hirten herbeigebellt haben. Auch in Schneestürmen halten die kräftigen Thiere nicht übel Stand, oder lassen sich an einen sichern Ort führen, während die kleinen schwäbischen oder holländischen Schafe, welche die Schweizer auf die Alpweide schicken, sich alsbald, wo sie auch von einem solchen Unwetter überrascht werden, störrisch niederlegen und trotz Frost und Hunger nicht von der Stelle zu bringen sind. Werden sie über die weißen Firnflächen getrieben, so erblinden sie leicht, weßhalb man diese wo möglich vermeidet. Die Schweizer, bei deren Alpenwirthschaft das Rind die Hauptrolle spielt, überlassen ihre kleinen Schafheerden einem Schafbuben zur Hut: zuweilen kommen ihm in den Einöden des Hochgebirgs einige Thiere abhanden, welche dann eine kleine halbverwilderte Heerde bilden, die sich aber nicht mehren kann, da die Jungen eine Beute der Adler und Lämmergeier werden. Eine lange Kultur, das Leben auf der Ebene und in geschlossener Hürde hat diese zahmen Schafe weit entfernt von der Gewandtheit, Springfertigkeit und Stärke des gelbbraunen Mufflon (Ovis musimon), des wilden Stammvaters unseres Hausschafes, der in den Felsgebirgen von Sardinien und Korsika, Creta und Cypern, gleich der Gemse in unseren Alpen, ein beliebtes Jagdthier ist.

Die Türkei und Griechenland, besonders aber die Halbinsel Morea sind mit ihren Felsplateaus und kahlen Bergzungen, auf denen zwar Wald und üppige Wiesenflächen fehlen, wohl aber würziges Gestrüpp, Gras und Kraut zu finden ist, ächte Schaf- und Ziegenländer, und in Griechenland wandern zahlreiche Heerden der wolltragenden Wiederkäuer, begleitet von ganzen Hirtenfamilien, jeden Sommer in die höheren Gebirge. Die Männer, vollständig bewaffnet mit Flinte, Pistol und Yatagan — die Weiber mit dem Hausgeräth und dem kleinsten Kinde beladen, während die größeren Kinder an ihrer Seite laufen oder auf

Digitized by Google

dem Rücken des Esels ein Plätzchen finden neben den Hühnern und Töpfen — hinter der Heerde die erwachsenen Söhne oder die Knechte mit einem Rudel nimmer der Heerde fehlender, zottiger Wolfshunde: das ist die Caravane, die alljährlich regelmäßig ihre Wanderung beginnt. Dieselbe Gemeinde hat nicht selten zwei Wohnorte zu gleicher Zeit: ein Sommer- und ein Winterdorf. Die Zelte des Sommerdorfes liegen natürlich weit zerstreut; aber es fehlt ihnen nicht die Kapelle und der Geistliche, der öfters selbst ein Hirte ist. Wie die Natur das Schaf vor schroffem Temperaturwechsel durch den wolligen Pelz sicher gestellt hat, so müssen sich auch die griechischen Hirten durch ihren Schafspelz vor den kalten Nächten und Morgen schützen, die nach heißen Tagen eintreten und in den hohen Bergen, die sie zu ihrer Sommerresidenz erwählt haben, besonders empfindlich sind.

Die gleichen Bergfahrten, wie sie auf der Pyrenäen-Appenninen und Balkan-Halbinsel sich gestalten, wiederholen sich auch im Orient — auf der Taurus-Halbinsel oder Klein-Asien, in Persien und Inner-Asien, und die Morgenländer verstehen sich nicht minder gut auf die Nomadenwanderungen bergaufwärts, als in den weiten Ebenen der Steppenniederung und in den flachen Grasländern der Mongolei.

Th. Kotschy berichtet in seiner Reise nach dem Bulghar-Dagh im cilicischen Taurus*): „In dem Abweiden von Alpenstrecken beobachten die Hirten überall im Orient, bis über Persien hinaus, dieselbe Regel. Als Nomaden dringen sie zu jedem Bergabhang, zu jeder Schlucht und Felswand, und im Frühjahr aus den Ebenen mit der vorrückenden Vegetationsentwickelung zugleich weiter, gegen die Höhen ansteigend, treiben sie dann ihre Heerden in jede Region auf Hutweide, sobald die Vegetation sich in derselben am üppigsten entfaltet hat. Im Bulghar-Dagh kommen die Schafe im Anfange Mai's auf die Höhen Güllek's, und nähern sich mit Anfang Juni's den am Saume der Baumgrenze gelegenen Alpentriften. Als ich am 24. und 25. Juni das Thal Gusguta, die unteralpinische Ebene Almalolugh durchwanderte, war auf der Ebene die Hutweide zu Ende. Die Heerden grasten auf den umliegenden Höhen und suchten im Thale selbst blos Wasser, in dessen Nähe die Zelte aufgeschlagen waren. Oben in Gusguta, 1000 Fuß höher, hingegen war Alles in schönster Blumenpracht, die Erstlinge der Flora jedoch, wie Anemone, Tulipa, standen überall schon in Früchten. Nach 14 Tagen wurden die Heerden noch höher getrieben und mit den Zelten nachgerückt, so daß selbst die Triften der Nordlehnen erreicht wurden, und im August erstiegen sie die höchsten Spitzen. Ich war daher noch vor Ankunft der Heerden auf der Spitze des Metdesis**). Bis Anfang Septembers sind alle nur irgend zugänglichen Punkte abgegrast und die Heerden gehen dann vom Alpenlande in die Waldregion herab, wo sie den im Juni, Juli und August entsprossenen Pflanzenanwuchs, welcher von dem zarten Alpenfutter sich bedeutend unterscheidet, in drei Wochen verzehren. Mit Anfang Septembers verlassen sie die Region der Schwarzföhre und begeben sich in jene der zarten Seefichten. Ihr Aufenthalt daselbst ist je nach der Futtermenge verschieden; sodann steigen sie langsam in die Ebene von Tarsus und Adana herab, wo das reichlich trockene Gras selbst den Winter hindurch hinlängliche Nahrung liefert.

Nach ihrer Güte werden die Heerden in drei, auch wohl vier Gruppen getheilt. Die zur Mastung bestimmten Schafe und Schöpse erhalten die besten Weideplätze und gelangen zuerst zur fetten Grasnahrung. Die ganz jungen Thiere werden nicht weit auf die Weide getrieben, um sie vor Anstrengungen und Gefahren zu bewahren, wogegen die Schöpsenheerde tagelang ausbleibt; einige in derselben befindliche Milchschafe gewähren dann den Hirten die Nahrung. Die ganz jungen Ziegen kommen mit der Milchheerde jeden Morgen und Nachmittag zusammen, um an ihren Müttern zu saugen. Die Milchheerde zerfällt wieder in Schafe und Ziegen. Auf der Weide gehen die Schafe voran,

*) Reise in den Cilicischen Taurus über Tarsus ꝛc. (Gotha, J. Perthes 1858).
**) Der höchsten Spitze des Bulghar-Dagh, 11,000 Fuß überm Meer.

Digitized by Google

und lassen nach ihren Vorgängern, den Schöpsenheerden, immer noch Futter zurück. Ich bemerkte, daß Schafe sowie Schöpse in ihrem Futter sehr wählerisch sind, während die Ziegen von Pflanzen Alles vertilgen, was über der Erde sich befindet, bis hart an den Wurzelstock."

Das 6000 Fuß hohe Bergthal Laar am nordwestlichen Fuße des Demavend in Persien beherbergt von Mitte Mai bis Ende Juli ein Nomadenvölkchen mit seinen Schafheerden; gegen eine der Regierung zu zahlende Abgabe von drei Tumans (Dukaten) kann eine Heerde von 600 bis 800 Schafen drei Monate lang in den grasreichen Schluchten weiden — es ist die fette Jahreszeit für die Schafe und ihre Hirten. Letztere sind sehr thätig in der Bereitung und Ansammlung von Butter, Käse, Milch, Fleisch, Fellen und Wolle; sie laden diese Produkte auf ihre kleinen Esel und ziehen damit in der Nacht nach Teheran, um die Stadt noch vor der Tageshitze zu erreichen und ihre Waare frisch zu erhalten. Die geronnene Schafmilch, zum dritten Theil mit Wasser vermischt und durch Schnee abgekühlt, ist ein Lieblingsgetränk der Perser; sie wird in Ziegenschläuchen verführt. Mit Anfang August ziehen sich die Heerden wieder in niedere Regionen und im Oktober langen sie in der Nähe von Teheran an, wo sie ihre Winterquartiere beziehen.

Das höchste Gebirge der Erde, der Himalaya, hat auch die höchsten Hochebenen, und auch diese bieten den Schafen noch eine Heimath. Die tibetanische Provinz Dingtscham nördlich von der Himalayakette legt sich wie ein breiter Gürtel um die Grenze von Sikkim, Bohotan und Nepal in einer mittleren Höhe von 15,000 Fuß — eine Höhe, welche die Schneespitzen der Schweizeralpen nicht mehr erreichen. Die dunkelfarbigen Bewohner sind ein ächtes Hirtenvolk, das hauptsächlich von Viehzucht lebt. Auf den Terrassen, denen man die hohe Lage gar nicht ansieht, sah Dr. Campbell eine Heerde von 400 ungehörnten Schafen das kurze Riedgras und Berggras abweiden in einer Höhe von 18,000 Fuß ü. d. M. Ein großer Widder begleitete die Heerde, dessen lange Wolle bis auf den Boden herabhing; sein Rücken war rothgefärbt. An den Abhängen der Bergriesen Kintschintschanga traf Dr. Hooker Heerden des großen wilden Schafes (Ovis Ammon) bis zu 50 Stück beisammen, gleichfalls in einer Höhe von 18,000 Fuß, konnte aber nicht zum Schuß kommen, da sie stets in bedeutender Entfernung sich hielten. Der Schnee und die Kälte der Wintermonate treibt diese Thiere dann tiefer hinab; aber gleich dem Yak (Ziegenochs) lieben sie die kalten Höhen. Vor dem Yak haben die Schafe noch den Vortheil voraus, daß sie gut auf steinigem Boden gehen und lange den Hunger ertragen können — zwei Haupterfordernisse eines ächten Nomaden.

Diese feine Nomadennatur hat das Schaf unschätzbar gemacht für die Ansiedelungen des australischen Kontinents, südlich vom 25° südlicher Breite; die weiten im Sommer von der Sonnenhitze ausgedörrten mit der Regenzeit aber frisch sich begrünenden Steppenflächen waren nicht dem Rinde, wohl aber dem Schafe zugänglich. Und in den Terassenländern Meriko's, die von tropischer Hitze im Thal und am Meeresstrande sich zu der kühlen Alpenluft der Hochflächen erheben, fand das Schaf einen ebenso günstigen Boden wie in Spanien, obwohl das selbstsüchtige Mutterland ihm die Merinorace vorenthielt. Wochenlang zieht der merikanische Hirt auf dem weiten Tafellande umher, ohne einen Bach oder frischen Wasserquell zu finden; sein mit einem Topf, etwas Salz und einigen Decken beladener Esel trägt den Wasserschlauch, gleich dem Kameel der afrikanischen Wüsten. Am Tage brennt fast die dürre Fläche, Nachts weht ein kalter Wind und die Sterne funkeln, die der Hirt durch lange Beobachtung so gut kennt, wie die alten Chaldäer des Orients.

So findet er glücklich den Rückweg zur Hacienda (dem Landgut) seines Herrn, wo sich nach langen Nomadenzügen die Heerden wieder versammeln und wo die Matanza, das Schlachtfest, den Hirten für alle Mühen seines Wanderlebens entschädigt.

Digitized by Google

Die Payagua-Indianer.

Von E. Heusinger.

Sie bilden eine zahlreiche und mächtige Völkerschaft, welche ihren Namen dem Flusse Paraguay gegeben haben. Nach der Eroberung haben ihn die Spanier, denen die Aussprache Papaguay zu schwer fiel, Paraguay genannt, und dabei ist es geblieben. Sie waren lange Jahre die Feinde der Spanier, der Portugiesen und selbst der übrigen Indianer ohne Ausnahme. Machten sie einmal mit dem einen Frieden, so geschah es nur, um sich gegen andere mit ihm zu verbünden, oder um irgend eine Verrätherei auszuüben. Es herrschte bei ihnen weder Treue noch Glauben.

Als diese schlaue Völkerschaft endlich einsah, daß die Spanier in Paraguay sich fortwährend vermehrten, die Ansiedelungen in Buenos-Ayres immer mächtiger wurden, und die Portugiesen sich so zusehends verstärkten, daß sie allen ihren Feinden nicht Stand halten konnten, schloßen sie Frieden mit den Spaniern und boten ihnen ein Schutzbündniß an gegen Jedermann. Man ließ sie von nun an ungestört in der Provinz Paraguay, und gestattete ihnen auch die indianischen Stämme zu bekriegen, welche mit den Spaniern keine Verträge hatten.

Sie sind den Spaniern jetzt sehr nützliche Einwohner, weil sie ihnen Fische, Wild, Weiden, Schilfrohr, Pferdefutter, Ruder und eine ordinäre Sorte Decken liefern und ihnen nebenbei im Kriege nützliche Dienste leisten. Jeder Stamm bildet mit seinen Hütten ein Viereck, welches nach der Zahl seiner Mitglieder mehr oder weniger groß ist, gewöhnlich in einem von hohen alten Bäumen beschatteten Thale in der Nähe eines Flusses. Sie sind von kegelförmiger Gestalt und aus starken in die Erde gesteckten Aesten erbaut, die mit Reisern und Schilf bis zum Boden herab gedeckt sind. Im Umfang von 10—12 Klaftern haben sie keine andere Oeffnung als die Thür, welche Nachts durch eine Matte verschlossen wird. In jeder dieser Hütten wohnen mehrere Familien, ohne daß sie durch Scheidewände von einander getrennt sind. Sie kehren ihre Wohnungen täglich aus, wodurch sie sich von anderen indianischen Völkerschaften unterscheiden, auch schlafen sie nicht auf der Erde, sondern auf einer Art von Betten. Vier in den Fußboden geschlagene gabelförmige Pfähle mit Querhölzern, auf welche erst Zweige, dann Stroh und zuletzt Thierfelle gelegt werden, dienen als Bettstellen.

Jeder Reisende, wer er auch sei, erhält bei ihnen gastfreundliche Aufnahme, Obdach und Bewirthung, und sie begleiten ihn bis zu der Ansiedelung, wohin sein Weg führt. So habe ich das Leben vieler dieser Indianerstämme kennen gelernt. Die eigenthümlichsten Gebräuche habe ich bei den Payaguay-Indianern gefunden, und ich entnehme deren Beschreibung aus meinen Notizbüchern, die ich während eines längeren Aufenthalts bei einem mir bekannten Landsmanne führte, der ohnerachtet der größten Ausdauer und ohne Kosten zu scheuen, drei Jahre hindurch vergeblich bemüht war, eine Viehstation (estansia) in eine deutsche Wirthschaft umzuwandeln. Es gebrach bei hohem Lohne an Arbeitskräften, so, daß er im letzten Jahre, als ihn seine Leute bis auf einen lahmen Spanier und einen alten Indianer verlassen hatten, die mit großem Erfolg erzielten Kartoffeln und den Weizen nicht allein selbst heimbringen, sondern auch zur nächsten Stadt fahren mußte.

Die Payaguay-Indianer sind wohlgebaut und scheinen gewandter zu sein, wie die übrigen Indianer. Man sieht nie einen Verwachsenen unter ihnen. Ihre Hautfarbe ist nicht so dunkel; ihre Gesichtszüge sind offener wie bei andern, die mir bekannt wurden. Sie raufen sich die Haare aus den Augenbraunen, den Augenlidern und vom ganzen Körper bis auf die Kopfhaare, welche sie wachsen lassen.

Ihre Waffen bestehen in einer sehr langen Lanze und der Macana, einem drei Fuß langen, zwei Zoll im Durchmesser haltenden Stock, der aus einem sehr harten und schwerem Holze gemacht ist. Des Bogens und der Pfeile bedienen sie sich nur auf der Jagd und bei dem Fischfange. Wenn sie den Feind angreifen

Digitized by Google

wollen, setzen sie sich auf ihr schlechtestes Pferd und führen das, welches sie als Streitroß brauchen wollen, als Handpferd nach. Sobald sie dem Feinde nahe genug sind, wechseln sie mit den Pferden und legen dem schlechten Fußschleifen an. Sie bieten Alles auf, um den Feind zu überraschen; wenn ihnen dieses nicht gelingen will, greifen sie ihn von vorn an und breiten sich in Gestalt eines halben Mondes aus, um ihn zu umzingeln. Wenn sie sehen, daß der Feind in geschlossenen Reihen bleibt, ohne Furcht zu zeigen, halten sie still, weit aus dem Bereich des Schießgewehrs, wenn sie es mit Spaniern zu thun haben. Drei oder vier springen von den Pferden, und rücken dem Feinde zu Fuß entgegen, indem sie Jaguarfelle auf die Erde schleppen und schütteln, um die Pferde der Feinde zu erschrecken und ihre Reihen zu stören, oder sie zu verleiten eine allgemeine Salve zu geben. Wenn ihnen dieses gelingt, fallen sie mit Blitzesschnelle über sie her, und selten — daß einer entkommt.

Die Frauen feiern zuweilen ein Fest, welches in einer Procession um die Hütten besteht. Sie tragen auf den Spitzen der Lanzen ihrer Männer die Haare, die Knochen und die Waffen der Feinde, welche im Kriege getödtet wurden, und feiern die Heldenthaten der Männer. Um deren Muth anzufeuern und ihnen verstehen zu geben, daß es ihnen nicht minder daran fehlt, daß sie ihres Vertrauens und ihrer Liebe ganz würdig sind, schlagen sie sich am Ende des Festes wüthend mit den Fäusten, bis Nase und Mund bluten. Gewöhnlich kostet es auch etliche Zähne. Die Männer wünschen ihnen Glück, und um das Fest würdig zu beschließen, berauschen sich alle, nur die Frauen nicht, welche kein geistiges Getränk lieben.

Die Frauen haben die grausame Gewohnheit, daß jede nur einen Sohn und eine Tochter aufzieht und alle anderen Kinder schon während der Schwangerschaft tödten. Wenn man ihnen deshalb Vorwürfe macht, pflegen sie zu antworten: „Die Männer haben sich nicht um die Angelegenheiten der Frauen zu bekümmern." — Eine der Schönsten des Stammes, mit der ich einige Tage verweilte, entgegnete mir, als ich auf den Gegenstand zurückkam, in der Hoffnung sie zu bekehren: „Wenn wir viele Kinder kriegen, werden wir häßlich und altern früh, und die Männer mögen nichts mehr von uns wissen. Uebrigens ist auch nichts lästiger, als Kinder zu erziehen und sie auf unseren Zügen zu tragen, wo es oft genug an den nöthigen Lebensmitteln fehlt." —

Wenn die Frauen spinnen wollen, rollen sie die Baumwolle wie eine lange fingerdicke Wurst zusammen, ohne sie zu drehen. Dann setzen sie sich mit ausgestreckten Beinen auf die Erde, nehmen die etwa zwei Fuß lange Spindel und fangen an zu spinnen, indem sie die Spindel auf dem nackten Schenkel drehen. So wickeln sie den nicht sehr viel gedrehten Faden auf die Mitte der Spindel.

Ist die Baumwolle, die sie unter dem Arme halten, abgesponnen, so winden sie den Faden von der Spindel um denselben Arm, um ihn noch einmal zu drehen und wickeln ihn um den unteren Theil der Spindel. Nach dieser Zubereitung brauchen sie den immer noch dicken Faden zu ihren Matten, nie aber zum Nähen, womit sie sich nicht abgeben.

Die Decken, in die sie sich einhüllen, bestehen aus einem Stücke Baumwollenzeuges, das nach der verschiedenen Bestimmung zugeschnitten wird. Bei den älteren Frauen sind sie höchstens so lang, daß sie von der Schulter bis zum Knie, und zweimal um den Leib gehen. Bei den Jüngeren beginnen sie unter der Brust und reichen bis zum Fußknöchel; außer der Decke tragen sie noch einen Schurz, der mit einer Schnur um die Hüfte gebunden ist.

Die Decken werden von den Frauen ohne Webstuhl gemacht, indem sie die Fäden auf zwei Stöcke ziehen, die so weit von einander entfernt angebracht werden, als die Decke lang werden soll. Den Einschlag ziehen sie ohne Hülfe eines Schiffchens, einfach mit den Fingern durch die Fäden, und schieben ihn alsdann fest zusammen, vermittelst einer Art von Lineal, oder eines hölzernen Messers. So spinnen und weben alle indianischen Völkerschaften, welche dergleichen Kleidung tragen.

Die Männer gehen ganz nackt; nur wenn sie in die Stadt gehen oder bei

Digitized by Google

kaltem Wetter, werfen sie eine solche Decke um die Schulter. Einige tragen auch wohl eine Art von Hemd, welches aus ähnlichem Stoffe gemacht, ohne Aermel bis kaum auf die Schenkel reicht. Sie bemalen den Leib mit verschiedenen Farben, welche Jacke und Beinkleider vorstellen. Sie können sich nur völlig frei bewegen, wenn sie ganz nackt sind.

Der Mundpflock ist das unterscheidende Zeichen der Männer, welche auch Zierrathe von verschiedenem Stoffe um die Arme und die Fußknöchel legen. Zuweilen hängen sie um die Handwurzel Hirschklauen, welche aneinanderstoßend einen hohlen Ton von sich geben. Auch tragen sie breite Bänder von Silberfaden um den Leib oder aus Muscheln zusammengesetzte Gürtel, an dem ein Beutelchen befestigt ist, in dem kaum einige kleine Münzen Platz haben. Sie brauchen diese Börse jedoch selten, da sie das etwa erworbene Geld stets in den Mund legen. Auf dem Kopfe tragen sie Federsträuße. Diejenigen, welche schon einen Feind getödtet haben, stellen die Federn senkrecht auf den Nacken. Gesicht und Leib zeichnen sie mit verschiedenen Farben, jeder nach Lust und Belieben. Die Haare schneiden sie auf der Stirne und neben den Ohren glatt ab, um am Sehen und Hören, worin sie Meister sind, nicht behindert zu werden. Dicht am Hinterkopfe sind sie mit einem Riemen von Affenhaut zusammengehalten, im Uebrigen flattern sie frei herab, was ihnen ein wildes, kriegerisches Ansehen gibt. —

Wenn die Mädchen mündig geworden sind, ziehen sie einen Streifen von der Stirne in gerader Linie über die Nase bis zum Kinn. Außerdem laufen vom Anfang der Stirnhaare sechs bis neun senkrechte blaue oder rothe Linien aus, welche von der Stirne über die Augenlider laufen. Neben den Mundwinkeln malen sie zwei Ketten, welche bis in die Nähe der Ohren hinaufreichen. Dazu kommen zwei andere, welche von den Augenlidern ausgehen und auf den Wangen endigen. Diese Figuren werden nicht wie bei den Männern auf die Haut gezeichnet, sondern in die aufgeritzte Haut geätzt, und sind daher unvergänglich. Gefallsüchtige Frauen, deren es viele unter dieser Völkerschaft gibt, färben sich Gesicht, Busen und Schenkel roth, worauf die violetten Streifen um so herrlicher abstechen. Sie tragen das Haar vornen kurz, hinten lassen sie es frei herabfallen. Es ist oft so stark, daß sie fast den Oberkörper darin einhüllen können, und würden viele unserer Damen schon mit der Hälfte dieser schönen Kopfzier vollkommen zufrieden sein. An allen Fingern tragen sie Geschmeide, aber nie habe ich ein Halsband bei einer Frau bemerkt.

Die Geschäfte der Frauen bestehen in Mattenflechten, Deckenweben, die Hütten zu errichten und abzubrechen, irdene Töpfe und Schüsseln zu machen. Diese Geschirre sind mit phantastischen Malereien geziert, aber nicht sehr haltbar, weil sie schlecht gebrannt sind. Sie müssen auch Gemüse kochen, aber nur in seltenen Fällen Fische; denn es ist die Sache der Männer Holz zu suchen, Fleisch und Fische zu bereiten und für die Hauptmahlzeit zu sorgen. Die Männer essen Alles; die Frauen genießen kein Fleisch, weil sie mit oder ohne Grund behaupten, es bekomme ihnen schlecht.

Die Indianer essen wenn sie Hunger haben, und wählen was ihnen gefällt aus den bereiteten Speisen, ohne die übrigen Angehörigen zu erwarten oder zu benachrichtigen, ein Gebrauch, der einer deutschen Hausfrau nicht sehr behagen würde. Sie trinken und sprechen nicht, bevor sie nicht fertig getafelt haben. Mann und Frau, Aeltern und Kinder sitzen beim Essen in einiger Entfernung von einander. Sie brauchen weder Gabel noch Löffel. Um Suppe oder Brühe zu essen, die sie wohl von einem guten Stück Fleische zur Abwechslung einmal bereiten, bedienen sie sich des Zeigefingers und der beiden nebenstehenden Finger, und es geht damit so schnell, als wenn sie einen europäischen Löffel gehabt hätten.

Wenn sie Fische essen, lösen sie die Gräten nur durch eine Bewegung mit der Zunge von dem Fleische ab, und behalten dieselben an der Seite in den Backen, wie es die Affen machen, um alle auf einmal auszuwerfen, sobald sie mit dem Essen fertig sind. Gegen Milch haben sie einen Abscheu. Sie verstehen gleich allen Indianern ohne Feuerzeug Feuer zu machen, indem sie ein

Digitized by Google

fingerdickes Stückchen Holz in einem andern durchlöcherten Stücke so lange drehen, bis die rasche Reibung ein Pulver hervorbringt, welches brennendem Zucker gleicht. Unsere Häuser machen diesen, wie allen Indianern, Furcht, weil sie besorgt sind, das Gebäude möchte über ihnen zusammenstürzen; weßhalb sie auch nicht zu bewegen sind, eine einzige Nacht darin zu verweilen.

Die Heirathsgebräuche sind sehr einfach bei ihnen. Der Mann macht seiner Braut ein kleines Geschenk, nachdem er vorher bei dem Vater um sie geworben und dessen Einwilligung erhalten hat. Keine aber giebt eher ihr festes Wort, bis sie die nöthigen Verabredungen mit dem Vater des Bräutigams und dessen Verwandten über die künftigen gegenseitigen Verhältnisse getroffen hat, die nicht in allen Haushaltungen, sowie bei uns in Deutschland, dieselben sind. Es kommt zur Sprache, ob sie ihm helfen solle und auf welche Weise; beim Erbauen der Hütten, ob sie Holz suchen, ob sie alle Speisen oder blos Gemüse kochen solle; ob der Mann nur eine Frau und ob die Frau mehr als einen Mann und wie viele haben dürfe; wie viel Zeit im Jahre sie sich einander besonders angehören u. s. w. Alles wird ernstlich besprochen und festgestellt. Ehescheidung ist beiden Theilen gestattet, und die Frauen sind sehr geneigt dazu.

Ein Mädchen, welches spät in die Ehe tritt, heirathet im 9. und 10. Jahre, während die Männer oft bis zum 20. ehelos bleiben, weil sie früher nicht gewandt genug sein würden mit ihren Mitbewerbern um den Sieg zu ringen. Die Frauen sind eifrig bemüht, den Wetteifer unter den Männern durch verdoppelte Sauberkeit, Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit, wie sie bei andern indianischen Völkerschaften unbekannt sind, zu entflammen. Eine Folge davon ist, daß auch die Männer minder unreinlich, daß sie sorgfältiger auf ihre Ausschmückung bedacht sind und sich einander die Frauen zuweilen entführen und mit ihnen davon gehen. Aus diesen Verhältnissen entsteht bei den Weibern ein Stolz, der bei den Schönsten unter ihnen am größten ist, ihre Neigung zur Ehescheidung und zum Treubruche, und bei den Männern der Hang zur Eifersucht.

Die Payaguas kennen, wie alle andern Völkerschaften in Südamerika, keine größere Belustigung als Berauschung. An dem Tage, wo sie sich betrinken wollen, essen sie nichts und trinken eine große Menge Branntwein. Sie spotten über die spanischen Trinker, die zu gleicher Zeit essen; denn, sagen sie, wo soll das Getränk seinen Platz finden?

Unverheirathete junge Männer, die noch auf Kosten der Aeltern leben, trinken keine Spirituosen, so wenig als die Frauen. Der betrunkene Mann wird stets von einem Freunde oder von seinem Weibe begleitet. Wenn sie sehen, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten kann, begleiten sie ihn zur Hütte, wo er sich niedersetzen muß. Dann fängt der Berauschte mit leiser Stimme an zu singen: „Wer wird wagen, es mit mir aufzunehmen? Mag er kommen, Einer, Zwei oder mehr, ich bin voll Muth und Kraft und werde sie in tausend Stücke schlagen.“ — Diesen Gesang wiederholt er mehrere Male und fährt dann mit den geballten Fäusten in der Luft umher, als ob er sich schlüge, bis er endlich in tiefen Schlaf hinsinkt. Man hat aber kein Beispiel, daß ein Betrunkener je von seinen Waffen Gebrauch gemacht, Jemand Leid zugefügt oder die Frau beleidigt hätte, während diese den Mann nach Leibeskräften dazu herausfordert.

Im Juni feiern sie ein sehr feierliches aber blutiges Fest, woran das ganze Volk, nicht aber die Frauen Theil nehmen und auch solche nicht, die keine Familienhäupter sind. Am Vorabend färben sich die Männer das Gesicht und den ganzen Körper so gut als sie es ersinnen können, und schmücken den Kopf mit Federn von so auffallender Farbe und Gestalt, daß ihr Anblick beim Fremden Furcht erweckt. Ueber drei bis vier irdene Töpfe werden Häute gespannt, auf die sie mit dünnen Stäbchen leise schlagen, daß man es kaum auf fünfzehn Schritte weit hört. Am folgenden Morgen trinken sie ihren ganzen Vorrath von Branntwein aus, und wenn sie völlig betrunken sind, kneifen sie sich einander in die Arme, in die Schenkel und Beine, greifen so viel Fleisch als sie

Digitized by Google

fassen können, und durchbohren es mit einem Holzsplitter oder einer großen Gräte vom Rochen. Dieß wird von Zeit zu Zeit wiederholt bis gegen Ende des Tages, so daß sie auf beiden Schenkeln, auf den Beinen und Armen, von der Faust bis zur Schulter gespickt sind wie ein zum Braten fertiger Hase.

Die Indianer feiern dieses grausame Fest mitunter auf den öffentlichen Plätzen der Städte, so daß sie Jedermann genau beobachten kann. Sie durchbohren sich auch wohl die Zunge, und reiben sich mit dem herausquellenden Blut das Gesicht, wodurch sie vollends das Ansehen von Kanibalen erhalten. Reisende, welche diese Feste öfters gesehen, haben mir die Versicherung gegeben, daß sie keinen bemerkt, der gesprochen oder Zeichen des Schmerzes in den Gesichtszügen geäußert hätte. Sie legen nichts auf die Wunden, die lange offen blieben und sich mit Eiter füllen, den sie ausdrücken. Einige baden sich in diesem Zustande, worauf der Leib wie eine Tonne anschwillt, die Wunden aber heilen dann. Männer, welche dergleichen Feste viele mitgemacht haben, sind durch die davon getragenen Narben schlimmer entstellt, als hätten sie zu wiederholten Malen die natürlichen Blattern im höchsten Grade gehabt. —

Wenn ein Sturmwind ihre Hütten umreißt, nehmen sie einige Feuerbrände und laufen gegen den Wind, ihn zu bedrohen. Andere schlagen mit den Fäusten in der Luft umher, um ihn zu schrecken. Ebenso machen sie es beim Erscheinen des Neumondes aber — um ihre Freude zu bezeugen. Dies hatte früher Einige zum Glauben veranlaßt, daß sie den Mond anbeten; obgleich sie in der That nichts verehren, nichts anbeten und ohne alle Religion sind.

Obgleich die Payaguas dem Trunk leidenschaftlich ergeben sind, erreichen sie dennoch gleich fast allen Indianern ein hohes Alter. Die selten bei ihnen vorkommenden Krankheiten heilen sie durch Saugen an der Magengegend.

Ist ein Payagua gestorben, wird er von einigen alten Frauen, die eigens dazu bestellt sind, mit seinen Waffen und Gerätschaften in seine Decke eingehüllt, und ein Paar Männer tragen ihn nach dem Begräbnißplatze. Vor noch nicht langer Zeit legten sie die Todten in sitzender Stellung in's Grab und ließen den Kopf herausstehen, den sie mit einem irdenen Topfe bedeckten. Sie haben erst später gelernt, die Leichen ausgestreckt in's Grab zu legen und verhüten dadurch, daß die Tatus und wilde Schweine die Körper nicht wie ehedem verzehren. Sorgfältig vertilgen sie alle auf den Gräbern wachsenden Pflanzen; sie kehren den Hügel rein ab und wölben Hütten darüber, die ihren Wohnungen ähnlich sind. Auf die Gräber der Männer, welche ihnen theuer waren, stellen die Frauen eine Menge bunt bemalter irdener Töpfe, einen auf den anderen, deren Oeffnung nach unten gekehrt ist. Die Männer trauern nie. Die Trauer der Frauen besteht darin, daß sie unter vielen Thränen einige Tage leise Klagelieder singen. Ist aber der Vater oder Gatte vom Feinde getödtet worden, oder ein angesehener Mann im Stamme gewesen, so trauern sie eine längere Zeit, indem sie Tag und Nacht laut wimmernd und heulend, etwa wie die irischen zur lauten Trauer gemietheten Klageweiber, um die Niederlassung gehen.

Im Kriege tödten sie alle erwachsenen Männer und schonen nur Frauen und Kinder, wie es noch die Sitte fast aller indianischer Völkerschaften ist. Dagegen sind sie zu Hause friedfertig und sanft und der weiße Mann aus den Gegenden, mit denen sie im guten Verhältniß stehen, ist ihnen immer willkommen und einer zuvorkommenden Aufmerksamkeit und Pflege von Seiten der Frauen gewiß. —

Eine entsetzliche Qual sind in einigen Theilen des Paraguaygebietes, besonders dem Fremden, eine Art Flöhe, welche die sandigen Strecken in der Nähe der Flüsse in Myriaden bewohnen. Ihr Stich verursacht die unerträglichsten Schmerzen, für die man nur Linderung erhält, wenn man sich ganz entkleidet im kalten Sande wälzt bis das Blut reichlich aus den durch die Stiche verursachten Wunden strömt. Ein anderes noch gefährlicheres Insekt ist die Buschmilbe. Sie beißen sich in die Füße fest; gelingt es nicht, den Kopf des giftigen Thieres aus dem Fleische zu entfernen, treten monatlange Lähmungen ein, ja es kann

Digitized by Google

der Tod bei sorgloser Behandlung erfolgen. Sie verfolgen Thiere mit noch größerer Heftigkeit als die Menschen. Man hat Hunde gesehen, welche durch ihre unausgesetzten Verfolgungen getödtet wurden; selbst Ochsen unterliegen mitunter dem giftigen Bisse dieser Insekten. Die Indianer verwahren sich gegen die Angriffe dieser Thiere, indem sie dieselben mit dem Saft einer Aloegattung kochen und mit dem Absud die Gelenke waschen. Von den Europäern werden Einreibungen von Quecksilber in sehr geringem Quantum mit Erfolg angewandt. Die besten Schutzmittel für die Füße bleiben enganliegende Stiefel von weichem Hirschleder, da, wo man solche Gegenden nicht vermeiden kann. —

Der Pottfisch.

Von Dr. G. Hartwig.

Der schönhaarige Zobel war es, der zuerst die Kosacken in die Wildnisse Sibiriens lockte, der noch kostbarere Seeotter veranlaßte die Entdeckung der Aleuten und der Nordwestküste Amerikas — und wie selten wären auch jetzt noch die weiten Einöden der Südsee von weißhäutigen Schiffern befahren, wenn nicht der dort schwimmende Pottwal oder Cachalot die Harpune des Jägers so reichlich belohnte?

Noch andere Thiere wären zu nennen, die einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbreitung geographischer Kenntnisse und die Geschicke ganzer Völker ausgeübt haben, doch schwerlich möchte irgend eines in Bezug auf die Wichtigkeit seiner historischen Rolle das letztgenannte mächtige Seesäugethier übertreffen.

Kein anderes Erzeugniß der Südsee bringt die Inselgruppen des Stillen Oceans in so lebhaften Verkehr, mit den großen Handelsvölkern am atlantischen Seebecken; dem Missionär und dem Eroberer ging der Potwaljäger voran, und wenn jetzt Städte aufblühen und christliche Bethäuser errichtet werden, wo noch vor kurzem Menschenopfer fielen, so hätten alle diese Veränderungen und Umwälzungen im Leben Oceaniens wohl nimmer ohne die Gegenwart des Cachelots im tropischen großen Weltmeer stattgefunden.

Ein sowohl geschichtlich als in manchen andern Beziehungen so merkwürdiges Thier verdiente wohl eine längere Besprechung und hoffentlich wird der Leser den muthigen Männern nicht ungern folgen, die das ferne Ungeheuer bis zu unsern Gegenfüßlern aufsuchen.

An Körpermasse steht der Pottfisch dem grönländischen Bartenwall nicht nach, da man ihn schon von einer Länge von 76 Fuß bei einem Umfang von 38 gefunden hat; die größten Exemplare jedoch, die gewöhnlich unter der Harpune verbluten, erreichen selten eine größere Länge als 60 Fuß. Aber nur das Männchen wächst zu diesem Riesenmaß heran; das Weibchen geht nicht über 30 oder höchstens 35 Fuß hinaus, so daß hier ein größeres Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern, als bei irgend einer andern Wallfischart obwaltet.

Die Form des ungeschlachten Thiers ist unsymmetrisch und kann wegen des Mangels aller anderer hervorstehender Organe, als des Schwanzes und der Brustflossen kaum mit etwas anderem als einem dunkeln Felsblock oder dem Stamm eines Riesenbaumes verglichen werden. Die vorwiegende Farbe ist mattschwarz, an einigen Theilen und besonders am Bauche und am Schwanze erscheint sie jedoch weiß. Die Oberfläche des nach vorne hin senkrecht abfallenden, fast viereckigen, ungeheuren Kopfes, so wie die des Rumpfes zieht sich eben und glatt bis etwa zum letzten Drittel des Rückens fort, wo ein pyramidalischer Höcker, oder eine falsche Finne gänzlich aus Fett bestehend sich erhebt, welcher 7 oder 8 ähnliche, aber kleinere Knollen längs dem oberen Schwanzrande bis zum Ursprung der Schwanzflosse folgen.

Die dicht hinter dem Kopfe stehenden Brustflossen sind von dreieckiger Form und klein im Vergleich zur Größe des Thieres, da bei einen 60 Fuß langen Cachalot Bennet sie nur 3 Fuß lang bei einer Breite von 2 Fuß antraf. Was ihnen an Größe abgeht, ersetzen sie jedoch durch ihre Gelenkigkeit, da sie sich frei nach allen Richtungen biegen und bewegen können.

Um so riesiger ist dagegen die bis 19 Fuß breite Schwanzflosse, deren Be-

Digitized by Google

wegungen wegen der großen Biegsamkeit des Rückgrats sehr ausgedehnt sind, während man ihre Kraft an den ungeheuren Bündeln von runden Sehnen ermessen kann, die an jeder Seite längs den Lenden fortlaufen, um sich an der Schwanzflossenbasis zu befestigen. Sei es, daß letztere in fröhlichem Uebermuth oder im heftigen Zorne geschwenkt wird, stets sind ihre Bewegungen leicht und rasch, und wenn sie die Oberfläche des Oceans peitscht, hallt es wie lauter Donner in weiter Ferne dahin.

Mit Hülfe dieses Organs bewegt sich der Pottwal auf eine ganz entgegengesetzte Weise wie der Hummer fort; denn während letzterer rückwärts schwimmt, indem er von hinten nach vornen das Wasser mit seinem rasch unter dem Leib sich zusammenkrümmenden Schwanze schlägt; zieht jener, gleich allen anderen Wallthieren, durch eine schräge Bewegung die breite Flosse ohne Widerstand an sich und schnellt sie dann kräftig zurück, wodurch er mit einem wellenförmigen oder springenden Gange vorwärts getrieben wird. Bedient er sich des Schwanzes als Waffe, so krümmet er ihn in einer dem Gegenstande, nach welchem er zielt, entgegengesetzten Richtung, so daß der Schlag durch die Gewalt des Zurückprallens erfolgt.

Das Auge ist kaum größer als das eines Ochsen; die äußere Oeffnung des Gehörganges eine kleine Längsspalte ungefähr einen Fuß hinter jenem und etwas niedriger gelegen. Das oben und vorne auf der Schnauze mündende Luftloch ist etwa 8 bis 10 Zoll lang und wie die Oeffnung auf dem Resonanzboden einer Violine geformt. Die Ränder sind dick, abgerundet und dicht anschließend, so daß es der Anstrengung der starken Muskeln, womit sowohl das äußere Nasenloch als der ganze Canal umschlossen sind, bedarf, um bei jedem Einathmen den vollen Luftstrom einzulassen. Beiläufig gesagt mündet bei den Wallthieren die Luftröhre nicht wie bei uns in die Mundhöhle, sondern setzt sich in den Spritzcanal fort, von welchem sie eng umschlossen wird. Deßhalb können auch stimmähnliche Töne nur durch das einfache (Pottfisch) oder doppelte (Bartenwall) Luftloch ausgestoßen werden, welches mit Klappen beschwert, offenbar sich nur wenig zur Mittheilung derselben anschickt. Scoresby versichert, daß der grönländische Wall ganz stimmlos ist, und der nicht minder zuverlässige Bennett, der so häufig Pottfische im Zustande des höchsten Schmerzes und Schreckens beobachtete, hörte nie einen lauteren Ton, als den des gewöhnlichen Athmens. Herr Jonas Ramus ist also sehr im Unrecht, wenn er bei seiner Schilderung des Mariſtromes die vom übermächtigen Strudel ergriffenen Wallthiere, bei ihren fruchtlosen Anstrengungen sich den wirbelnden Gewässern zu entziehen, so fürchterlich brüllen und heulen läßt, „daß es ganz unbeschreiblich sei."

Wenn der Oberkiefer des Pottfisches zu einer ungeheuren Unform sich erhebt, so gleicht der Unterkiefer einem riesigen Vogelschnabel, der so lang und dünn unter dem Maule sitzt, wie der Rüssel des Elephanten etwa darüber. Bei geschlossenem Munde verbirgt er sich fast ganz unter dem herabhängenden Rande des Oberkiefers. Wahre und brauchbare Zähne befinden sich nur an ihm. Spitzig, nach hinten und etwas nach innen gerichtet, treten sie ungefähr zwei Zoll aus dem Zahnfleisch hervor, in welchem, so wie in ihren knöchernen Kiefergehäusen sie tief eingebettet sind. Entsprechende Höhlen in den weichen Theilen, welche den Rand des Oberkiefers bedecken, nehmen sie beim Schließen des Mundes auf. Ihre Anzahl ist merkwürdiger Weise verschieden, und scheint unabhängig von Größe, Alter und Geschlecht; so daß Bennett auf jeder Seite des Kiefers oft nur 19 oder 20, in andern Fällen aber bis zu 24 oder 26 vorfand. Bei den alten Männchen werden sie sehr groß und stark und erreichen ein Gewicht von 2 bis 4 Pfund. Der Schnabel ist also, wie man sieht, nicht übel bewaffnet.

Der ungeheuere Vorderkopf des Pottfisches wird wohl mit einer entsprechenden Gehirnmasse versehen sein? Mit nichten! — denn dazu läßt das dort angehäufte Fett nur wenig Raum. Eine zusammenhängende, weiche, gelbe ölige Masse, im Walljäger-Rothwälsch Junk genannt, der unmittelbar über dem Oberkiefer liegt und den vorderen und unteren Theil der Schnauze bildet, wiegt manchmal nicht weniger als fünf oder sogar sechstausend Pfund. Im vorderen und oberen Theil

Digitized by Google

des Kopfes finden sich der Hauptsack (Case) und sein Anhängsel. Er entspricht fast der ganzen Länge des Spritzcanals und enthält in den großen Zellen seines losen Gewebes eine klare ölige Flüssigkeit, die fast bei der geringsten Berührung sich befreit, und mitunter bis an die 500 Gallonen oder etwa 2500 Flaschen beträgt.

Eine so ungeheure Anhäufung leichten Fettes dient offenbar dazu, dem Thiere eine richtige Lage beim Schwimmen zu verschaffen, das Erheben des Luftlochs über die Meeresoberfläche zu erleichtern und der Schwere der knöchernen Kopftheile das Gegengewicht zu halten.

Die schwarze Haut des Pottfisches besitzt starke alkalische Eigenschaften, sowohl im frischen Zustande als zu Asche verbrannt: ein Reichthum an Laugensalz, der in demselben Gewebe auch bei andern Wallen sich wiederfindet. Diese Eigenthümlichkeit gereicht dem Jäger zur großen Bequemlichkeit, da sie ihm erlaubt, sein Schiff und seine Kleider leicht vom Oel zu reinigen, mit welchem die Haut sich sofort zu einer Seife verbindet. Unter dieser oberen Hautschicht liegt bekanntlich eine 4 bis 6 Zoll dicke Fettlage, zwar bei weitem nicht so beträchtlich als bei'm großen Bartenwal, aber dennoch dem Fänger nächst dem überwiegenden Reichthum des Kopfes eine höchst willkommene Beute.

Wenn der grönländische Wall nur in einzelnen Paaren die eisigen Meere durchstreicht, so bildet der gesellige Pottfisch oft Heerden (Schools, Schulen) von 20 bis 50 Stück aus Weibchen oder Kühen bestehend, von ihren Jungen begleitet, und unter dem Schutze eines mächtigen, vollausgewachsenen Männchens oder Bullens, der gewöhnlich zur Vertheidigung hinter der fliehenden Schule zurückbleibt. So wiederholt sich in den Gefilden des Oceans dieselbe Erscheinung wie bei den Rudeln und Heerden unserer Wälder und Triften.

In kleineren Gesellschaften oder Pods von 5 bis 6 Stück streichen die jungen oder halbausgewachsenen Männchen umher, welche die Eifersucht der Alten von der mütterlichen Heerde vertrieb. Endlich gibt es noch griesgrämige Einsiedler, die fern von ihres Gleichen die Einöden des Oceans durchziehen. Zwei oder mehrere Schulen vereinigen sich zuweilen zu einem bedeutenderen Haufen, so daß Bennett öfters einige Seemeilen weit rund um das Schiff überall eine fortlaufende Reihe von Dampf- oder Wasserstrahlen dem Meere entsteigen sah. Diese großen Vereinigungen schwimmen zuweilen schnell nach einer bestimmten Richtung fort, häufig aber sonnen sie sich oder schlafen ruhig an der Oberfläche, gemächlich spritzend und alle Zeichen von sich gebend, daß sie sich auf ihren flüssigen Weideplätzen vollkommen zu Hause fühlen.

Wenn die Harpune ihn zuerst durchbohrt, reißt der Pottfisch das daran befestigte Boot mit einer Schnelligkeit von mehr als 15 Seemeilen in der Stunde nach sich fort, doch eine solche Anstrengung ist nur die Folge der äußersten Aufregung, denn unter dem Einfluß eines gewöhnlichen Schreckens legt er höchstens 8 oder 10 Meilen zurück. Durch Segel und Ruder fortgetriebene Boote, oder ein Schiff, welches den Vortheil einer starken Brise genießt, ereilen ihn oft oder zwingen ihn durch ihr nahes Herankommen, sich in die Tiefen des Oceans zu flüchten. Bei'm schnelleren Schwimmen zertheilt er leicht und majestätisch die Wogen mit erhobenem Kopf und ruckweise auftauchendem Rücken. Zuweilen sieht man einen flüchtenden Trupp von Pottwallen wie eine Reiterschwadron in langer Linie daherziehen, und mit der ihnen eigenthümlichen springenden Bewegung gleichzeitig oder rhythmisch heraufsteigen und sinken — ein Schauspiel, welches bekanntlich der Delphin gar oft in unseren Meeren gewährt. Höchst ergötzlich ist der Anblick einer muthwillig sich tummelnden Pottwallheerde. Dann sieht man zuweilen eins der größten dieser Thiere, mit der Schnellkraft eines Lachses einige Fuß hoch aus dem Wasser springen und den erstaunten Seevögeln einige Augenblicke seine ganze Riesengröße vorzeigen; während andere des Kopfes Unform senkrecht erheben, oder mit hin und hergeschwungenem Schwanze des Meeres Oberfläche peitschen, so daß man glauben sollte, die weißschäumende Brandung schlage gegen schwarze Klippen an. So lange der Pottwall oben schwimmt, stößt er, lautschnaubend und regelmäßig, alle 10 oder 15 Secunden eine dichte weiße Dampfsäule oder Dunstwolke, etwa

Digitized by Google

wie diejenige, die einer Locomotive entweicht, aus dem Spritzloch 6 oder 8 Fuß hoch hervor; doch kann er über eine Stunde unter dem Wasser bleiben.

Seine Hauptnahrung besteht aus den verschiedenartigen Kopffüßlern (Cuttel-Tintenfischen), die in ungeheurer Anzahl den tropischen Ocean bevölkern. Wenn er von den Booten angegriffen wird, entladet er sie oft massenweise unter dem Einfluß des Schreckens, auch findet man sie nach dem Tode im Magen. Darunter trifft man bisweilen Stücke von erstaunlicher Größe und Gewicht, die doch nur Körperfragmente irgend eines riesigen Cuttelfisches sind. Alsdann erscheint es einem um so glaubwürdiger, daß es derartige Thiere gibt, die, wie Reisende im indischen Ocean behaupten, mit ihren langen Fangarmen den Fischer aus seinem Nachen reißen können.

Doch auch eigentliche Fische frißt der Cachalot, denn man hat ihn oft Cabliaus und sogar Haie auswerfen sehen.

Wegen der großen Hervorragung der Schnauze über den Unterkiefer möchte der Pottfisch vielleicht genöthigt sein, sich auf die Seite oder den Rücken zu legen, wenn er irgend eine größere Beute ergreifen will — eine Vermuthung die dadurch bestärkt wird, daß wenn das Thier ein Boot mit dem Maule angreift, es sich stets umwälzt, den Unterkiefer über den Gegenstand erhebend, nach welchem es schnappen will.

Wie die meisten Landsäugethiere, die heerdenweise beisammen leben, ist auch der Pottfisch furchtsamer Natur. Ein Trupp in ihrer Nähe herumspringender Delphine reicht schon hin, eine ganze Schule in die Flucht zu treiben. Daher muß auch der Jäger sich ihnen sehr behutsam nahen. Verdacht der Gefahr geben sie dadurch zu erkennen, daß sie zuweilen das Spritzen unterlassen; offenbar horchend bewegungslos auf dem Wasser liegen oder auch wohl den Kopf senkrecht erheben, um ein weiteres Gesichtsfeld zu gewinnen. Bei der Verfolgung zeigen sich bei ihnen zwei Grade des Schreckens. Der eine treibt sie an zur rasendsten Eile; der andere überwältigt und lähmt sie. Bei der drohenden Nähe des Feindes oder wenn einer aus ihrer Mitte schon verwundet ist, sieht man sie zitternd sich zusammendrängen, oder nur verworrene und unentschlossene Versuche machen zum Entfliehen.

Der erfahrene Wallfänger hütet sich wohl, eine zu geringe Meinung von der Sinnenschärfe des Pottfisches zu haben. Die Kraft des Sehens wird für größer gehalten, als die des Gehörs und obgleich er stets bemüht ist, sich seiner Beute so still als möglich zu nähern, so verwendet doch der Jäger die größte Sorgfalt darauf, daß sein Boot nicht *vor das Auge* des Thieres komme und sucht daher beständig die gerade Linie mit der Schnauze oder dem Schwanze zu behaupten.

Man hat den Pottfisch im Mittelmeer gefunden und einer ist sogar schon in der Themse gefangen worden; er kommt überhaupt im wärmeren Ocean vor, sein Hauptrevier jedoch sind die Aequatorialströmungen, die ungefähr sieben Breitengrade weit, nordwärts und südwärts vom Erdgleicher sich erstrecken.

So verschieden sind seine Wohnorte von denen des großen Bartenwalls, daß während der ganzen Zeit, wo Bennett nach dem Cachalot kreuzte, er auch nicht einen einzigen Glattrücken zu Gesicht bekam. Ist dieser ein Freund der eisigen Gewässer, so liebt jener die von der scheitelrechten Sonne durchwärmten Meere. Man hat bemerkt, daß zu gewissen Zeiten der Pottfisch bestimmte Strecken des Oceans in großer Menge aufsucht, doch ist es noch ungewiß, ob diese Besuche regelmäßig genug sind, um den Namen einer Saison zu verdienen; indessen erwarten die Gesellschaftsinsulaner den Cachalot um ihre Küsten nur im April und Mai und die Wallfänger halten die Zeit von September bis December für die vortheilhafteste zum Kreuzen unter dem Aequator.

Der erste Ursprung der *systematischen* Pottfischjagd reicht bis etwa zum Jahre 1690 hinauf, wo die damaligen amerikanischen Colonieen England's den Anfang damit machten. Nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen hatten und nach der Trennung vom Mutterlande hohe Schutzzölle ihnen den früheren freien Markt versperrten, liefen 1775 die ersten Pottwallfänger aus großbritannischen Häfen aus, die jedoch Anfangs mit amerikanischen Capitäns und Harpunierern versehen sein mußten, bis tüchtige Leute zum Dienst erzogen werden konnten. In dieser

Digitized by Google

ersten Periode wurde der Fang hauptsächlich an der irländischen Küste, bei den Hebriden, an der Küste von Afrika auf der brasilischen Bank, bei den Falklands-Inseln und in der Straße Le Maire, betrieben. 1788 umsegelte das dem berühmten Londoner Hause Enderby gehörige Schiff „Emilia“ das Horn'sche Vorgebirge und führte zuerst den Pottwallfang in die Südsee. Der lohnende Erfolg eröffnete ein weites und fruchtbares Feld für fernere Unternehmungen, und so wie die Jäger mit dem Stillen Ocean besser bekannt wurden, entdeckten sie nach und nach die werthvollen Striche oder Gründe, wo sie den reichlichsten Fang erwarten durften.

Mit der Verfolgung des Cachalots in der Südsee sind gegenwärtig zwischen 600 und 700 amerikanische Schiffe beschäftigt, während England nur 30 oder 40 Segel diesem Zwecke widmet, und die australischen Colonien etwa noch eben so viele ausschicken. Auch Frankreich und Bremen betheiligen sich mit einigen Fahrzeugen am Pottfischfange. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß ein großer Theil aller dieser Schiffe während der Sommermonate dem Glattrücken oder großen Bartenwall oft bis jenseits der Behringsstraße nachstellt, oder in den Buchten Neu-Seelands und Chili's den Südwall abwartet, so daß es nicht allein der Pottfisch ist, der jene ungeheure Flotte in Bewegung setzt, wenn er auch unstreitig den Hauptantheil daran hat.

Die Ausrüstung eines Südseefahrers in London kommt auf 8000 bis 12,000 Pfund Sterling oder 50,000 bis 75,000 Thaler zu stehen; und kehrt er mit einer vollen Ladung von 250 Tonnen Oel wieder heim (zu 80 Pfund die Tonne) so beläuft sich sein Werth auf etwa 23,000 Pfund; wobei 3000 Pfund für das Schiff und die noch übrig gebliebenen Vorräthe gerechnet werden. Es hat mithin, wenn alles gut geht, während seiner drei- bis vierjährigen Campagne, seinen Werth verdoppelt, doch gehört nur die eine Hälfte der Ladung dem ausrüstenden Kaufmann; in die andere theilt sich je nach Rang und Fähigkeit die Mannschaft. Man begreift, daß bei einem so waghalsigen Geschäft, welches die volle Energie des Menschen in Anspruch nimmt, der mattherzige Tagelöhner nicht an seinem Platze wäre: Erfolg ist nur dort zu erwarten, wo alle Theilnehmer bei'm glücklichen Fange ihres angemessenen Lohnes versichert sind.

Das Deck eines solchen Südseefahrers bietet einen vollkommen anderen Charakter, als das eines gewöhnlichen Handelsschiffes dar. Außer der größeren Anzahl Boote, die dort Platz finden muß, (30 Fuß lange und nur 4 bis 5 breite Schaluppen, mit Planken nur einen halben Zoll dick, und an beiden Enden scharf auslaufend, um mit der äußersten Schnelligkeit das Meer zu durchschneiden), sind zwischen Haupt- und Vormast mehrere große Siedekessel in einem steinernen Herde eingemauert. Ein anderer kleinerer, aber beweglicher Herd dient zum Gebrauch der Schmiede, denen es begreiflich an Beschäftigung nicht mangelt. Zwischen dem Haupt- und dem Besanmast ist ein starkes Gerüst, welches eine Reserve von Booten trägt: dort sind auch die haarscharfen Spaten angebracht, die zum Abstoßen des Speckes benutzt werden. Der Wallfänger muß natürlich eine bedeutende Mannschaft haben, da er oft zugleich 4 oder 5 Boote mit 6 Mann (4 Matrosen, 1 Bootssteurer und 1 Harpunierer) aussetzt, und außerdem noch eine gewisse Anzahl an Bord bleiben muß, sowohl um das Schiff zu regieren, als auch, wenn erst einmal die Fische eingeschnitten sind, das Auslassen des Speckes fortwährend im Gange zu erhalten. Der Wallfänger führt daher nicht weniger als 30 oder 36 Mann an Bord, wo ein Kauffahrer gleicher Größe mit 16 oder 18 sich begnügt. Aus diesen Zahlen läßt sich ermessen, wie viele Tausende verwegener, abenteuerlicher Geister beständig mit der Centaurenjagd in der Südsee beschäftigt sind und welch' eine großartige Hochschule sich hier für die Ausbildung der tüchtigsten Seefahrer eröffnet!

Der Capitän hat eine fast so unumschränkte Vollmacht wie der Befehlshaber eines Kriegsschiffes; er kann nach Gutdünken kreuzen, einlaufen wo er will, der ganze Erfolg des langwierigen Unternehmens bleibt seiner Einsicht anvertraut. So wie das Schiff den Wallgründen sich nähert, wird weniger scharf gesegelt, und besonders wo trüberes Wasser auf eine dichte Meerbevölkerung schließen läßt, Abends

Digitized by Google

das leichte Segelwerk eingenommen und das schwere gereeft. Hoch oben im Mastkorb sitzt der unermüdliche Späher und erblickt schon aus weiter Ferne die ersten und gewöhnlichen Spuren seiner Beute: schwimmende Fragmente von Cuttelfischen oder breite glatte ölige Furchen auf der Meeresoberfläche, die Gleise des dahinschwimmenden Fisches.

Unterdessen werden die Eisen und Lanzen geschliffen, die Boote ausgebessert, die gewaltigen Taue hergerichtet, an denen der erwartete Speck an Bord heraufgewunden werden soll: alles steht für das kommende Treffen bereit.

Ruft endlich der Späher: „Dort bläst einer!“ so durchzuckt es die ganze Mannschaft wie ein electrischer Schlag. Alles springt in die Höhe, wirft Eisen- und Tauwerk bei Seite, und blickt hinauf nach dem Maste, wo der ausgestreckte Arm nach der Gegend hinweist, wo das spritzende Ungeheuer sich verrieth. Doch nicht eher gibt der Capitän seine Befehle als bis er sich vergewissert hat, daß der gesehene Wall von der erwünschten Art und vortheilhaft zum Angriff gelegen ist; dann erst ruft er mit donnernder Stimme: „Nieder mit euren Booten“ und in weniger als zwei Minuten rudern schon die schlanken Chaluppen dahin, wenn der Wal nach der Windseite liegt, oder segeln und rudern zugleich, bei die Anfahrt begünstigender Brise. Indessen folgt das Schiff in zweckmäßiger Ferne, um durch die Beobachtungen vom Mastkorb aus, welche durch bekannte Signale mitgetheilt werden, die Operationen des kleinen Bootgeschwaders zu leiten. So wie eins in angemessene Nähe kommt, verläßt der Harpunierer sein Ruder und steht aufrecht am Bug, die Waffe in der Hand, ruhig den Moment abwartend, wo er mit Sicherheit den Mordspieß werfen kann, denn lange Erfahrung hat schon längst den Eifer des Neulings abgekühlt.

Die widerhakige Harpune fliegt — ein furchtbares, krampfhaftes Wogenpeitschen beweis't, wie gut sie getroffen — doch nach der ersten Ueberraschung des Entsetzens und Schmerzens rast das verwundete Thier wie die wilde Jagd an der Meeresoberfläche dahin, das an die Harpunenleine befestigte Boot gedankenschnell nach sich reißend.

Mit aufgerichteten Rudern, hoch hervorragendem Buge, und von Gischt umwölkt, zertheilt es die schäumenden Gewässer, der drohenden Ueberfluthung am niedergedrückten Steuer nur durch die ungeheure Schnelligkeit seiner Bewegungen entgehend. So wie die Kraft der Flucht sich vermindert, überläßt der Bootsanführer dem Harpunierer das Steuerruder und tritt selber mit der langen Lanze vor, um bei der ersten Gelegenheit dem bereits geschwächten Thier den Todesstoß hinter der Brustflosse beizubringen.

Wohl getroffen! Du Handfester! der rothe Lebensstrom, der der klaffenden Wunde entquillt und den kochenden Wogenglicht verfärbt, verkündigt wie meisterhaft du dein Eisen führst; — vergebens sucht der mit dem Tode ringende Unhold sich in der Tiefe zu verbergen, da ihm die horizontale Flucht so schlecht bekam; er rollt auf die Seite, er zuckt, seine untere Kinnlade fällt, leblos treibt er auf dem Meere — eine dunkle Masse, gegen welche die Welle dumpfrauschend aufwallt.

Wenn die erschreckten Walle nach der Windseite fliehen, werden sie nur selten von den Booten ereilt, im entgegengesetzten Fall gelingt es häufig mit Hülfe von Segeln und Rudern eine Schule einzuholen, und durch das Harpunieren eines aus ihrer Mitte die andern zum Stillstand zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten geht es zu wie bei'm Handgemenge einer Schlacht, mit vollen Segeln stürzen die Boote mitten in den Feind; wie man den wüthenden Schwanzschlägen entkommen soll, ist eine andere Frage, jetzt handelt es sich nur um Treffen und Durchbohren. Im Eifer der Jagd wird das Schiff nicht selten mehrere Stunden lang aus den Augen verloren, doch trotzdem entkommen nicht selten die Wale, sei es durch größere Schnelligkeit oder durch List, indem sie bei'm Herannahen eines Bootes untertauchen und erst weit weg in einer ihrem früheren Course entgegengesetzten Richtung wieder zum Vorschein kommen.

Ein weiblicher Cachalot oder ein junges Männchen haspelt bei'm Tauchen selten mehr als eine Bootslenge ab, während ein vollausgewachsener Bulle weit

Digitized by Google

tiefer geht und bisweilen drei volle Leinen in den Abgrund führt. Merkwürdig ist es, daß beim Tauchen in größere Tiefen ein Ton, dem Krachen neuen Leders ähnlich, vom Körper des Thieres längs der Leine sich fortpflanzt. Die Zahl der Pottfische, die bei einer einzigen Jagd gewonnen wird, übertrifft selten fünf, gibt es aber Gelegenheit eine größere Menge zu harpunieren als augenblicklich gesichert werden kann — so ist es ein häufiger aber grausamer Brauch, sie mit einem Wurfspieß zu verwunden, der nicht an eine Bootsleine, sondern an einen großen viereckigen Holzblock befestigt ist, um die Flucht des Verwundeten zu erschweren und auf diese Weise einem andern, vielleicht noch unbeschäftigten Boote einen leichteren Fang darzubieten.

Wie man sich denken kann, entkommen die meisten, doch nur um lange Qualen zu erdulden.

Nachdem der todte Cachalot an das Fahrzeug gebracht worden ist, macht man sich daran, das Werthvolle davon abzulösen. Eine Art Gerüste wird an der Schiffsseite aufgehangen, auf welchem die Bootsteuerer Platz nehmen, welchen das Zerstückeln obliegt; der bewegliche Theil der Brustwehr an derselben Seite wird entfernt, und die übrige Mannschaft steht an der an den Kopf des Hauptmastes befestigten gewaltigen Winde zum Aufziehen des losgetrennten Speckes. Die Haut zwischen dem Auge und der Brustfinne wird zuerst mit dem Spaten durchschnitten und hinlänglich abgesondert, um einen riesigen Haken, den ein einzelner Mann kaum regieren kann, aufzunehmen. Zu seiner Befestigung muß einer auf den Fisch herabsteigen — was nicht ohne Gefahr, ist wegen der Menge der versammelten Haie.

Nun wird kräftig an der Winde gezogen, der etwa 4 Fuß breite Speckstreifen in welchen der Hacken steckt, erhebt sich, und je höher er steigt, desto mehr dreht sich der Fisch, der indem der Einschnitt spiralförmig fortgesetzt wird, wie ein Apfel geschält wird. Da der ganze Streifen zu lang wäre, versteht es sich, daß öfters frisch eingehackt und abgeschnitten werden muß. Zuweilen wird auch die untere Kinnlade getrennt, nicht sowohl des daran hastenden Fettes wegen, als der elfenbeinernen Zähne die von einigen Südseeinsulanern so hoch geschätzt werden, und der gewaltigen Knochen, aus welchen die Mannschaft in ihren Mußestunden manche Gegenstände zum Nutzen und zur Zierde zu verfertigen pflegt. Sollte der Cachalot von der größten Natur sein, so werden die Speckmassen des Kopfes getrennt und an Bord gezogen, da der Junk allein so schwer wiegt, wie der Hauptmast nur tragen oder die Mannschaft an der Winde nur heben kann. Den Hauptsack (Case) aber hängt man senkrecht an die Schiffsseite auf, und entleert ihn mit einem Eimer, den man mit einer langen Stange hineinstößt und mit einer Winde heraufzieht. Nur bei kleineren Fischen wird der ganze Kopf an Bord gezogen. Zur Zerstückelung eines Individuums gewöhnlicher Größe bedarf es 3 bis 5 Stunden.

Bei'm Kochen wird der Kopf als das kostbarste zuerst vorgenommen, und dessen Produkt vom übrigen abgesondert, da er den meisten Wallrath enthält, aus welchem bekanntlich vortreffliche Kerzen gegossen werden. Der rohe Wallrath, wie er aus dem Sack gewonnen wird, ist eine durchsichtige, fast farblose, geruchlose Flüssigkeit, von mildem Geschmack, ungefähr wie der der frischesten Butter. Er gerinnt nicht bei der gewöhnlichen Tropentemperatur und bildet ungefähr den sechsten Theil des ganzen gewonnenen Fettes.

Das flüssige Pottfisch- oder Spermöl ist das reinste aller thierischen Fette, die im Handel vorkommen, und dient besonders zum Verbrennen in Stubenlampen und zum Einschmieren der Dampfmaschinen.

Außerdem liefert bekanntlich der Pottfisch das wohlriechende Ambra, welches nichts weiter als eine krankhafte Darmabsonderung ist, aber dennoch mit Gold aufgewogen wird. Man findet es gewöhnlich zufällig auf dem Meere schwimmend, denn wegen der Schwierigkeit und der Ungewißheit des Erfolges, wird selten die Cachalotleiche darnach untersucht.

Bei'm Auskochen ist die Hauptgefahr von einem starken Regen zu befürchten, der die siedende Masse zum Aufwallen und Ueberfließen bringen könnte; so daß man oft dadurch gezwungen wird, das Feuer zu löschen und dem Kochen Einhalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schlacht bei Trafalgar.

Digitized by Google

zu thun. Sonst wird Tag und Nacht gefeuert, wozu die ausgebratenen Ueberbleibsel das trefflichste Material liefern — denn es handelt sich darum so schnell als möglich Platz für eine neue Beute zu gewinnen und die vollen Fässer in den unteren Schifferaum hinab zu lassen. In ungefähr drei Tagen ist auf solche Weise der größte Pottfisch beseitigt, der bis an die 90 Fässer Oel gibt, während der gewöhnliche Durchschnitt nur 20 bis 30 beträgt.

Man kann sich denken, daß bei einer so gefährlichen Jagd Unglücksfälle nicht selten vorkommen, es gibt sogar unter den Pottfischen kriegerische Naturen, welche den Angriff nicht erst abwarten, sondern noch ehe die Harpune geflogen, sich wüthend auf die verfolgenden Boote werfen. Einen solchen Brausekopf beobachtete Bennett in der Südsee. Stürmisch heranschwimmend, suchte der Pottfisch zuerst durch einen Stoß seiner unförmlichen Schnauze den Feind in den Grund zu bohren, doch geschickt lenkte das Steuer die Schaluppe auf die Seite und das Unthier schoß vorbei. Hierauf rasch umlenkend machte es den Versuch das Boot zwischen seinen Kinnladen zu zermalmen, flog pfeilschnell heran, warf sich auf den Rücken und schnappte danach mit weit aufgesperrten Unterkiefer. Ein gewaltiger Lanzenstoß in den Rachen nöthigte zwar den Unhold, den gräulichen Schlund zu schließen, doch warf er sich gegen das Boot mit solcher Gewalt, daß er einige Planken einstieß und es fast versenkt hätte. Glücklicher Weise kamen die anderen Boote noch zur guten Stunde herbei und erlegten den Wütherich. Er war 60 Fuß lang und reich an Oel und Wallrath.

Weit öfter aber wird das Leben der Menschen gefährdet, wenn der Schwanz des Riesenthiers rasch durch die Luft fegt, und durch einen furchtbaren Schlag das Boot zermalmt, oder auch wohl im Schwenken den aufrecht stehenden Harpunierer wie eine von der Windsbraut weggetriebene Feder fortschnellt. So sahen seine Gefährten den unglücklichen Young, Steuermann des „Tuscan", plötzlich aus ihrer Mitte gerissen, im weiten Bogen hoch durch die Luft fliegen und etwa 50 Ellen vom Boote in's Wasser fallen. Dort trieb er unbeweglich noch einige Secunden — und versank dann — zum Nimmerwiedersehen!

Nelson und die Schlacht bei Trafalgar.

Von H. Stoll.

Mit Abbildung.

Nelson, der Sieger bei Abukir und bei Trafalgar, ist einer der größten und berühmtesten Seehelden aller Zeiten und von dem höchsten Verdienste um sein Vaterland. In den furchtbaren Kämpfen, welche am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die Welt erschütterten und alle bestehenden Verhältnisse in Frage stellten, war Nelson der Schild, hinter welchem England bei drohender Gefahr sich barg; er war zugleich das Schwert, das Englands Feinde vernichtend traf und der britischen Flotte die unbestrittene Herrschaft der Meere erfocht.

Horazius Nelson war der Sohn eines Predigers in der Grafschaft Norfolk, geboren 1758, und ging schon in einem Alter von 12 Jahren auf die See, um unter Leitung seines mütterlichen Oheims, des Capitäns Suckling, auf dem Linienschiff „Raisonnable" den seemännischen Dienst zu lernen. Dadurch wurde zwar seine wissenschaftliche Ausbildung früh unterbrochen, aber er erwarb sich eine um so gründlichere, allseitigere Kenntniß des praktischen Dienstes, Ausdauer und kühnen Muth in der Ertragung der harten Lebensweise und der vielfachen Gefahren des Seemanns. Nachdem er 6 Jahre auf der See gewesen und auf seinen Fahrten nach dem Nordpol, nach Ost- und Westindien sich in verschiedenen Meeren herumgetrieben hatte, machte er sein Lieutenantsexamen, und kaum hatte er dies rühmlich bestanden, so ward er — auffallend schnell — zu dem Range eines Lieutenants befördert, eine Auszeichnung, wonach mancher Midshipman sich sein Leben lang vergebens gesehnt. „Endlich bin ich Lieutenant, schrieb der achtzehnjährige, hochstrebende Jüngling erfreut an seinen Bruder, jetzt ist es meine Sache, weiter zu kommen, und ich hoffe, ich werde dies auf eine Weise zu Stande bringen, die mir und meinen Freunden Ehre macht."

Digitized by Google

Bald erhielt Nelson durch die Gunst seiner Vorgesetzten das selbständige Commando einer Brigg, kurz darauf (1779) war er Capitän einer Fregatte, und mit 21 Jahren wurde er zum Capitän eines Linienschiffes ernannt. Damit war seine militärische Laufbahn gesichert.

In dem Kriege, den England in diesen Jahren bis 1783 mit Frankreich und Spanien wegen Nordamerika's führte, hatte Nelson bei verschiedenen Operationen Gelegenheit gehabt, seine seemännische Tüchtigkeit, sowie seinen kriegerischen Muth und Thatendrang zu zeigen; doch hatte ihn eine lang andauernde Krankheit, die seinen an sich schon kränklichen Körper ergriffen und ihn nach England zurückzukehren gezwungen hatte, zu seinem großen Verdrusse auf längere Zeit von der Seite seiner Waffenbrüder ferngehalten. Erst als mit dem Jahre 1793 der Krieg mit der französischen Republik entbrannte, eröffnete sich ihm eine neue Bahn des Ruhms.

Nelson stand damals in dem kräftigsten Mannesalter und galt in der öffentlichen Meinung für einen der vorzüglichsten Flottenofficiere. Eine mehrjährige Ruhe hatte in ihm eine Ungeduld und einen Thätigkeitsdrang erzeugt, die er kaum zu bemeistern vermochte; von seinem Durste nach Ruhm war zu erwarten, daß er auf dem Kampfplatze, der sich jetzt für die englische und französische Flotte eröffnete, keine Gelegenheit vorbeigehen lassen würde, sich Lorbeern zu pflücken. Die Admiralität ernannte ihn zum Capitän des „Agamemnon", eines Kriegsschiffes von 64 Kanonen, und schickte ihn mit Lord Hood nach dem Mittelmeer. Hier entwickelte er anfangs unter Hood, dann unter Hotham, darauf seit November 1795 unter dem ausgezeichneten Jervis eine rastlose Thätigkeit, so daß er bald vor allen sich auszeichnete und sowohl wegen seines Eifers, als auch wegen seiner Kühnheit mit den schwierigsten Sendungen und öfter mit selbständigen Unternehmungen betraut wurde. So leitete er z. B. selbständig alle Operationen bei der Belagerung von Bastia auf Corsika, wo sich die Engländer nach dem Verluste von Toulon festzusetzen suchten, und nahm den Platz nach wenigen Tagen. Bei der Belagerung von Calvi aber verlor er das rechte Auge; eine Kanonenkugel, die in die Brustwehr einschlug, schleuderte ihm ein Erdstück an das Auge, um ein Haar breit, schreibt er selbst, wäre ihm der Kopf abgerissen worden.

Diese Jahre beständiger Kreuz- und Querfahrten und häufiger Kämpfe unter dem Commando tüchtiger Anführer verschafften Nelson die genaueste Kenntniß des Meeres, auf dem er einst seinen größten Ruhm ernten sollte, und waren für ihn eine treffliche Vorschule für seine spätere Ruhmeslaufbahn. Namentlich verdankte er sehr viel dem alten Admiral Jervis, der um das englische Seewesen sich die größten Verdienste erworben hat, indem er mit seltener Energie und Strenge auf der Flotte eine bewundernswürdige Mannszucht herstellte, sie neu organisirte, auf's trefflichste einübte und ihr einen Heldengeist einhauchte, der vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurückbebte. Aus seiner Schule gingen die besten Seeofficiere der folgenden Jahre hervor; er schmiedete die Waffen, mit denen die Geschicklichkeit und Verwegenheit des unter ihm gebildeten Nelson für England die größten Erfolge gewann.

Unter Jervis focht Nelson im Februar 1797 rühmlich in der Schlacht am Cap St. Vincnt gegen die spanische Flotte mit, er überwältigte das feindliche Admiralschiff, nahm den Admiral persönlich gefangen und trug wesentlich zu dem Siege bei, der dem Admiral Jervis den Titel eines Grafen von St. Vincent und ihm selbst die Ernennung zum Contreadmiral und den Bathorden einbrachte.

Im Juli desselben Jahres sandte Jervis den ihm untergebenen Contreadmiral, auf den er das größte Zutrauen setzte, mit 4 Linienschiffen und 3 Fregatten zu einer gefahrvollen Unternehmung gegen Teneriffa aus, wo, wie man glaubte, eine aus Amerika kommende Silberflotte der Spanier im Hafen von Santa-Cruz vor Anker lag. Statt der schwer beladenen Flotte fand man in dem Hafen allerdings nur ein einziges Kauffartheischiff, dessen reiche Fracht an Gold- und Silberbarren wahrscheinlich aus Furcht vor den herrannahenden englischen Schiffen in die Stadt gebracht worden war; dennoch unternahm es Nelson, den schwer

Digitized by Google

zugänglichen Hafen und die Stadt während der Nacht zu erstürmen. Aber das tollkühne Unternehmen mißlang vollständig durch die Wachsamkeit und Tapferkeit der spanischen Besatzung, und Nelson selbst erlitt dabei eine gefährliche Verwundung. Als er eben aus seiner Jacht mit dem Degen in der Hand den Seinen voran auf den Hafendamm sprang, der von einigen spanischen Soldaten vertheidigt wurde, traf ihn eine Kanonenkugel am rechten Ellenbogen und streckte ihn auf den Boden des Fahrzeugs der Länge nach nieder. Sein Stiefsohn, Lieutenant Nisbett, unterband ihm sogleich den Arm, um den großen Blutverlust zu stillen, und rettete ihm so wahrscheinlich das Leben. Man mußte ihn nach seinem Schiffe zurückbringen. Der Arm war so zerschmettert, daß er abgelöst werden mußte.

Nelson war über seinen Unfall und das Mißlingen seiner Unternehmung sehr betrübt; allein sein tapferes Benehmen fand doch bei seinen Vorgesetzten nicht nur, sondern auch bei dem englischen Volke Anerkennung. Lord St. Vincent schrieb ihm, um ihn zu ermuthigen: „Kein Mensch vermag dem Erfolge zu gebieten. Sie und Ihre Genossen haben ihn aber sicherlich verdient, da Sie bei dieser Unternehmung einen Heldenmuth und eine Ausdauer bewiesen haben, die bewundernswerth sind".

Nach seiner Wiederherstellung übergab ihm Lord St. Vincent den Befehl über mehrere Schiffe, mit denen er die französischen Rüstungen in Toulon beobachten sollte. In einem früheren Artikel (Napoleon in Aegypten, siehe Seite 532) haben wir gesehen, mit welchem Eifer Nelson die nach Aegypten steuernde Flotte Napoleons verfolgte und mit wie kühnem Muthe er dieselbe bei Abukir angriff und vernichtete (1798).

Mit diesem Siege drang Nelsons Ruhm durch ganz Europa; von allen Seiten beeiferte man sich, ihn mit Auszeichnungen und Ehrengaben zu überhäufen. Das englische Ministerium decretirte ihm die Pairswürde und den Titel Baron Nelson vom Nil und ein Jahrgeld von 2000 Pfd. Sterling, von der indischen Compagnie erhielt er ein Geschenk von 10,000 Pfd. Sterling, von der City von London einen kostbaren Degen. Andere britische Corporationen, der Sultan, der Kaiser von Rußland, die Könige von Neapel und Sardinien überhäuften ihn mit Gaben und Ehrenbezeugungen, die ersten und ältesten Führer der englischen Seemacht mit ihren Glückwünschen.

Von dem glänzenden Siege bei Abukir begleiten wir unseren Helden nach Unteritalien, an die verführerischen Küsten, wo einst die Sirenen ihre verlockenden Lieder dem Schiffer zum Unheil gesungen haben sollen, in die giftererfüllte Luft des Hofes von Neapel. Vertrauliche Instructionen, die ihm am 15. August 1798 durch Lord St. Vincent zukamen, nöthigten ihn, die ägyptische Küste schnell zu verlassen und sich nach Neapel zu begeben, um den dortigen Hof gegen die französischen Waffen zu unterstützen. Es ist betrübend, diesen Helden, der im Dienste seines Vaterlandes so erhaben und groß dasteht, nun im Dienste eines verderbten Hofes und leidenschaftlicher rachsüchtiger Frauen den Glanz seines Ruhmes befleckt zu sehen. Der eigene blinde Franzosenhaß, tiefwurzelnde politische Vorurtheile, besonders aber die Einflüsterungen der buhlerischen Lady Hamilton, der Gemahlin des englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, in deren Netze sich Nelson leider ganz gefangen gegeben hatte, bestimmten ihn, die Treulosigkeiten und blutigen Verfolgungen, zu denen nach Vertreibung der Franzosen aus Neapel und dem Sturze der von ihnen dort errichteten parthenopäischen Republik eine rachsüchtige Reaction sich hinreißen ließ, mit allen seinen Mitteln zu unterstützen. Die Freunde und Vorgesetzten des Helden sahen mit Betrübniß und Furcht, das englische Volk mit Murren ihren Liebling immer mehr in jene unwürdigen Verbindungen hineingezogen werden, und nur mit Mühe gelang es, ihn denselben zu entreißen. Im Juni 1800 kehrte er nach England zurück, um dort seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Das englische Volk empfing seinen Helden, der seit 8 Jahren stets in vorderster Reihe gekämpft hatte, bei seiner Landung in Sarmouth mit lebhafter Begeisterung. Seine Reise nach London war nur ein einziger Triumphzug. Aber mitten unter diesen Huldigungen fehlte

Digitized by Google

dem gefeierten Helden das innere Glück, der Frieden des Gewissens. Lady Hamilton, die sein Leben vergiftet, hatte mit ihrem Gemahl ihn nach England begleitet und trennte sich auch hier nicht von ihm; durch sie veranlaßt, verstieß er seine Gemahlin, die er zärtlich geliebt hatte und in deren Verhalten er bis auf diesen Tag auch nicht den leisesten Tadel hatte finden können.

Zu derselben Zeit, als Nelson in London eintraf, hatten die nordischen Mächte, Rußland, Dänemark und Schweden, von England in ihren Interessen schwer verletzt, eine Coalition gegen dasselbe geschlossen. England schickte deßhalb 1801 ein bedeutendes Geschwader nach der Ostsee unter dem Admiral Sir Hyde Parker, um das Bündniß dieser Mächte zu trennen, zunächst um Kopenhagen anzugreifen. Nelson, der kurz vorher zum Viceadmiral ernannt worden war, wurde ihm als zweiter Befehlshaber beigegeben, und er freute sich, zu einer neuen gefahrvollen Thätigkeit, in der er seine häuslichen Leiden vergessen könne, berufen zu werden. Allgemein hielt man ihn unter allen englischen Admiralen für den befähigsten, das Gelingen jener gefährlichen Unternehmung zu sichern; allein die Räthe der Krone glaubten aus Besorgniß vor seiner ungestümen Tapferkeit und seinem glänzenden Muthe ihn der Controle eines vorsichtigeren, gereifteren Mannes unterordnen zu müssen. Darum hatte man ihm den Oberbefehl nicht gegeben; sobald aber die Zeit der Gefahr und des entschiedenen Handelns eintrat, ging die Leitung des Ganzen von selbst aus den Händen des vorsichtigen Parker in die von Nelson über.

Das Einlaufen in die Ostsee durch das Skagerrack und das Kattegat, dann durch einen der Belte oder den Sund bietet der Schifffahrt, namentlich einer Kriegsflotte die größten Schwierigkeiten dar. Nelson aber fürchtete keine Gefahr, er fürchtete bloß Verzögerung und drang auf schleunigen Angriff. Man wählte die Durchfahrt durch den Sund an der dänischen Festung Kronenburg vorbei, die den Sund beherrscht; die englische Flotte aber, Nelson an der Spitze, kam unbeschädigt durch die Meerenge und ging in der Nähe von Kopenhagen vor Anker. Eine Recognoscirung zeigte, daß jeder Angriffsplan auf die Stadt mit den größten Gefahren verbunden war. Denn außerdem, daß Sandbänke und Untiefen für eine Kriegsflotte das Meer vor Kopenhagen unsicher machten, waren Stadt und Hafen selbst durch Festungswerke, Uferbatterien und die vor der Stadt aufgestellte dänische Kriegsflotte in furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt. Nelson machte der Unschlüssigkeit im Kriegsrathe ein Ende, indem er sich bereit erklärte, mit 10 Linienschiffen in die Enge vor Kopenhagen einzufahren und den Angriff zu versuchen. Parker gab ihm 12 Linienschiffe, 5 Fregatten und eine ganze Flotille von Bombenschiffen, Kanonenböten und Brandern mit. Die gefährliche Fahrt gelang ohne große Verluste und am Morgen des 2. April 1801 begann die mörderische Schlacht bei Kopenhagen.

Die Dänen bewiesen an diesem Tage eine heldenmüthige Tapferkeit. Das Gefecht dauerte bereits über 3 Stunden, ohne daß ihr Feuer schwächer zu werden schien. Als Admiral Parker, der mit dem Reste der Schiffe aus der Ferne dem Gefechte unthätig zuschauen mußte, den unerwarteten Widerstand sah, zog er, in der Meinung, daß die Seinen ein so heftiges Feuer nicht mehr lange würden aushalten können, für Nelson das Signal des Rückzugs auf. Nelson aber dachte anders. „Foley, sagte er zu dem Befehlshaber seines Schiffes, Sie wissen ja, daß ich bloß ein Auge habe und also wohl berechtigt bin zuweilen blind zu sein.“ „Auf meine Ehre, fügte er hinzu und hielt sein Fernrohr vor das Auge, das er bei Calvi verloren hatte, ich sehe Parkers Signal nicht. Behalten Sie nur mein Signal, den Feind aus der Nähe zu beschießen, und nageln Sie es, wenn es sein muß, an den Mast fest. So antworte ich auf dergleichen Signale.“ Dieser heldenmüthigen Kühnheit verdankte die englische Flotte ihr Heil. Hätte Nelson den Rückzug angetreten, so wären seine halbzerschossenen Schiffe nimmermehr an den dänischen Batterien vorbei aus dem engen verwickelten Fahrwasser hinausgekommen. Die Kanonade ward ohne Unterbrechung fortgesetzt; nach einem vierstündigen Kampfe war das Gefecht für die Dänen völlig verloren, sie hatten 6

Digitized by Google

Linienschiffe, 7 Fahrzeuge geringerer Größe und 1800 Mann auf dem Kampfplatze gelassen und die Fronte ihrer Stadt lag gänzlich blos. Den Engländern waren 1200 Mann außer Gefecht gesetzt. Beide Theile waren zu Unterhandlungen geneigt, es ward ein Waffenstillstand vor der Hand auf 24 Stunden abgeschlossen, während dessen Nelson seine gefährdeten Schiffe wieder aus der Enge herausführen konnte. Fünf Tage nachher erfolgte ein längerer Waffenstillstand; Dänemark trennte sich von seinem Bundesgenossen und gestattete dem englischen Geschwader, ungehindert sich gegen die Schweden und gegen die russische Flotte, die bisher noch in dem Hafen von Reval im Eise festgelegen hatte, zu wenden. Nelson war mit dem Vertrage nicht recht zufrieden, da er nur einen unvollständigen Sieg vorauszusetzen schien; aber dieser Kriegszug nach der Ostsee wird in den Augen der Seemänner stets seinen größten Ruhm bilden.

Kurze Zeit nach der Schlacht bei Kopenhagen erhielt Nelson den Oberbefehl über die Ostseeflotte, aber die unterdessen von der englischen Regierung mit den feindlichen Mächten angeknüpften Unterhandlungen hinderten ihn, seinem Thatendrange Folge zu geben; er suchte deshalb wiederholentlich um seine Abberufung nach, die ihm denn auch endlich wurde, zur großen Trauer seiner Mannschaft, die mit Begeisterung an ihm hing.

Bei seiner Ankunft in England fand Nelson die Gemüther durch neue Gefahren beunruhigt. Nach Besiegung des Festlandes ging nämlich Napoleon damit um, eine Landung in England zu bewerkstelligen und diesen hartnäckigen Insulanern in London den Frieden zu dictiren. Zu diesem Zwecke wurden im Hafen von Boulogne umfassende Rüstungen gemacht. Um die öffentliche Aufregung zu beschwichtigen, ernannte das englische Ministerium den Viceadmiral Nelson zum Oberbefehlshaber der gesammten Canalflotte. Nelson unternahm am 16. August 1801 einen nächtlichen Angriff auf die französische Flotte vor dem Hafen von Boulogne, wurde aber blutig zurückgewiesen. Wie bei Teneriffa stieß er auf unvorhergesehene Hindernisse, welche die wohlberechnetsten Anordnungen und den kühnsten Muth zu Schanden machten. Bald darauf, am 12. Oct. 1801 wurden die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich eingestellt; die Furcht der Engländer vor einer französischen Landung hatte sie zu Unterhandlungen geneigter gemacht. Sechs Monate später ward der Friede zu Amiens abgeschlossen.

Indeß, der Friede der beiden Mächte dauerte nicht lange. Als im Jahre 1803 der Krieg mit erneuter Hartnäckigkeit aufgenommen ward, erhielt Nelson als Admiral den Oberbefehl im Mittelmeer, wo es schien, daß der Krieg am thätigsten betrieben werden würde.

Napoleon hatte den früheren Plan, mit einem Heere nach England überzusetzen, seit dem Frieden zu Amiens nicht aufgegeben; derselbe hatte im Gegentheil in seinem Geiste nur noch größere Dimensionen angenommen. Er gedachte 120,000 Mann auf einmal nach England zu schaffen und in der Nähe von London die Entscheidungsschlacht zu liefern. Um die Ueberfahrt der Mannschaft durch eine starke Flotte im Canal zu decken, sollten alle Kriegsschiffe, über welche Frankreich zu gebieten hätte, allmälig zwischen Dower und Boulogne zusammengezogen werden. Auf diesen Punkt zielen alle Vorgänge von der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bis zur Schlacht bei Trafalgar hin. In den französischen, holländischen und italienischen Häfen wurden mit dem größten Eifer die Schiffe ausgerüstet und neue erbaut, so daß Frankreich hoffte, binnen zwei Jahren die Flotte auf 66 Linienschiffe gebracht zu haben. Allein die Engländer waren ihm bereits zuvorgekommen. Seit 1. Juni 1803 wurden alle französischen Häfen von 60 englischen Linienschiffen und einer großen Zahl kleinerer Fahrzeuge blokirt: Cornwallis kreuzte vor Brest, Collingwood, Nelsons tapferer und edler Freund, im Meerbusen von Gascogne, Admiral Keith im Canal, Nelson vor Toulon. Sobald die französischen Schiffe segelfertig waren, begann ein Wetteifer beider Theile, indem die Einen aus ihren Häfen auszulaufen und sich im Canal zu vereinigen suchten, die Andern alles aufboten, sie an einer solchen

Digitized by Google

Vereinigung zu verhindern. Nelson hatte in Toulon den tüchtigsten französischen Admiral sich gegenüber, Latouche-Tréville. Der starb aber bald, und nun folgte ihm Villeneuve, dem es erst am 29. März 1805 gelang, unbemerkt von Nelson aus dem Hafen auszulaufen und die Straße von Gibraltar zu passiren. In Cadix vereinigte er die spanische Flotte unter Admiral Gravina mit der seinigen und segelte dann nach den Antillen, um dort das französische Geschwader an sich zu ziehen und mit dieser gesammten Macht nach dem Canal zurückzukehren. Nach seiner Rückkehr nach Europa lieferte er bei dem Cap Finisterre dem englischen Admiral Calder ein unglückliches Treffen und zog sich dann, da er verzweifelte, den Auftrag Napoleons ausführen zu können, nach Cadix zurück, wo er anfangs von Collingwood, dann von Nelson blokirt ward, der ihm von Toulon aus überall hin vergebens gefolgt war.

Napoleons Riesenplan gegen England war vor der Hand vereitelt, und die bei Boulogne zusammengezogenen Truppenmassen wurden gegen Deutschland und Oesterreich dirigirt.

Mit Villeneuves Verhalten war Napoleon sehr unzufrieden. Hatte dieser auch die frühere Aufgabe nicht gelöst, so sollte doch jetzt seine Flotte an den Küsten von Andalusien und in dem Meere von Gibraltar die Oberhand behaupten, und darum verlangte der Kaiser von ihm, daß er aus dem Hafen auslaufe und ein Treffen liefere. Aber Villeneuve, zwar ein tapferer und gut unterrichteter Officier, aber melancholischen und unentschiedenen Characters, zu den hohen Wagnissen, die der Kaiser von ihm forderte, wenig geschaffen, mißtraute sich und seiner Flotte, die ihm zu einem Kampfe mit den wohlgeübten englischen Schiffen nicht die gehörige Ausbildung zu haben schien, und blieb trotz aller Mahnungen und Vorwürfe von Seiten des Kaisers zögernd im Hafen, bis ihm die Meldung ward, daß der Kaiser ihm einen Nachfolger erwählt habe, der schon unterwegs sei. Da entschloß er sich zu verzweifeltem Kampfe und lieferte die für die französische Seemacht so verhängnißvolle Schlacht bei Trafalgar.

Am 19. Oct. Morgens 7 Uhr begann die französisch-spanische Flotte ihre Bewegungen. Das Auslaufen aus dem Hafen von Cadix hat große Schwierigkeiten. Eine Windstille und die widrige Strömung hemmten bald die Bewegung des Geschwaders und am Abend desselben Tages waren erst 8—10 Linienschiffe ausgelaufen. Am folgenden Tage erleichterte ein schwacher Südostwind das Auslaufen des Restes der Flotte, so daß um 10 Uhr Morgens sämmtliche Schiffe die offene See erreicht hatten. Die gesammte Flotte bestand aus 18 franz. und 15 spanischen Linienschiffen. Sechs Admirale befehligten das Geschwader. Die Flagge des Admirals Villeneuve wehte auf dem „Bucentaure", die des spanischen Admirals Gravina auf dem „Prinz von Asturien", einem Linienschiff von 112 Kanonen. Contreadmiral Dumanoir befand sich auf dem „Formidable", Contreadmiral Magon auf dem „Algesiras", und zwei prachtvolle spanische Dreidecker „Santissima Trinidad" von 130 und „Santa Anna" von 112 Kanonen, führten ersterer die Flagge des Contreadmirals Cisneros, letzterer die Flagge des Viceadmirals Alava.

Diese gewaltige Flotte, die nun eine Strecke von 5—6 Seemeilen einnahm, sollte eine lange Schlachtlinie bilden, wurde aber durch Windstille und die hohlgehende See in ihren Bewegungen gehemmt, so daß sie dem Feinde keine regelmäßige Fronte darbieten konnte. Sobald Villeneuve aus dem Herannahen der feindlichen Schiffe erkannte, daß ein allgemeines Gefecht unvermeidlich war, hatte er sein ganzes Geschwader umgewendet, so daß sämmtliche Schiffe in der Richtung von Südost gegen Nordost dem Hafen von Cadix ihre Schiffsschnäbel zukehrten; dieser Hafen stand also denjenigen Fahrzeugen offen, die außer Gefecht gesetzt wurden. Die Avantgarde, zunächst an Cadix, unter dem Contreadmiral Dumanoir, bestand aus 10 Schiffen. Das daran sich anschließende Haupttreffen war dadurch, daß drei Schiffe unter den Wind gerathen waren, in mehrere Gruppen vertheilt. Um den „Bucentaure", auf dem sich Villeneuve befand, zunächst an der Avantgarde, lagen die „Santissima Trinidad", der „Redoutable" und der „Neptun".

Digitized by Google

Durch einen größeren Zwischenraum davon entfernt, waren neben der „Santa Anna“ 8 Schiffe aufgestellt, und auf diese folgten als Arrieregarde noch 2 franz. und 5 spanische Linienschiffe, so daß das letzte der „Prinz von Asturien“ war, das Schiff Gravina's. Dadurch, daß hinter der Gruppe des „Bucentaure“ durch die unter den Wind gerathenen Schiffe ein Zwischenraum gelassen war, war die gesammte verbündete Flotte in zwei Abtheilungen getrennt, von denen die eine, auf Seiten Villeneuves 14, die andere, auf Gravina's Seite, 19 Schiffe umfaßte.

Sobald Nelson, dessen gesammte Flotte aus 27 Linienschiffen bestand, von dem Auslaufen des feindlichen Geschwaders Kunde erhielt, zog er seine zerstreuten Fahrzeuge zusammen und näherte sich dem Feinde, um ihn sobald wie möglich anzugreifen. In dem Dunkel der Nacht vom 20. auf den 21. Octbr. zeigten die Lichter an verschiedenen Punkten des Horizontes im Westen der franz. Flotte, daß der Feind in der Nähe war; es waren die Signale der englischen Flotte und der Fahrzeuge, die ihr als Vorrath dienten; bengalische Flammen verbreiteten mitten in der tiefsten Dunkelheit plötzlich ein helles Licht, Kanonenschüsse donnerten von Schiff zu Schiff und bekundeten ein reges Leben auf der sich zum Kampfe bereitenden englischen Flotte. Während der Nacht hatte Nelson wohlweislich seine Verfolgung gemäßigt und dadurch über Villeneuve den Vortheil des Windes behauptet. Bei Sonnenaufgang des folgenden Tages, des denkwürdigen 21. Oct. 1805, standen sich die beiden Flotten auf der Höhe des Caps Trafalgar, mehrere Meilen von einander entfernt, zum Schlagen bereit gegenüber.

Ein leichter Wind aus West-Nord-West schwellte nur eben die obersten Segel der Linienschiffe. Auf den langen Wogen einer hohlen See, diesem unfehlbaren Vorzeichen eines herannahenden Sturmes, rückte Nelsons Flotte, in zwei Geschwader getheilt, heran. An der Spitze des ersten Geschwaders, im Ganzen 12 Schiffe, segelte der „Victory“, Nelsons Admiralschiff, hinter ihm die imposanten Massen des „Temeraire“ und des „Neptun“, die „Britannia“ mit der Flagge des Contreadmirals Grafen von Northek und noch zwei andre Linienschiffe, dann die übrigen 6, durch einen ziemlich beträchtlichen Zwischenraum von den vorausgehenden getrennt. Das zweite Geschwader, südlich von dem ersten, geführt von Nelsons langjährigem tapferen Freunde, dem Viceadmiral Collingwood, war 15 Linienschiffe stark und sollte unabhängig von dem ersten operiren; allen voran segelte das treffliche Schiff Collingwoods, der „Royal-Sovereign“.

Obgleich Villeneuves Flotte bedeutend stärker war als die englische, so waren seine Hoffnungen auf den Sieg doch sehr gering; er war zu sehr von der Ueberlegenheit des Feindes überzeugt. Die spanischen Schiffe waren meist schlechte Segler und schlecht armirt, und obgleich Gravina selbst wie auch ein großer Theil seiner Officiere tapfere Männer waren, so flößte doch die Bemannung im Ganzen ein geringes Zutrauen ein. Die meisten Schiffe hatten nicht die volle Bemannung, da seit zwei Monaten die Matrosen haufenweise desertirt waren. Auch den französischen Schiffen mangelte es zum Theil an vollständiger Armirung, den Officieren wie den Matrosen an der nöthigen Uebung und Kriegserfahrung. Namentlich ging auch den Franzosen die Sicherheit und Schnelligkeit im Gebrauch der Geschütze ab; während die Engländer fast jede Minute aus jedem Geschütz einen Schuß thaten, machten die Franzosen zwischen je zwei Schüssen eine Pause von mehr als 3 Minuten. Zudem hatten sie die Gewohnheit, nach dem Tafelwerk zu schießen, was dem Feinde nur geringen Schaden verursachte; die Engländer dagegen richteten ihren Schuß nach dem Rumpf und den Batterien der feindlichen Schiffe, wodurch ihre Kugeln mörderisch wirkten. Die Engländer waren sich ihrer Ueberlegenheit bewußt. Ihre Schiffe waren im besten Zustande und trefflich bedient, so daß sie pünktlich die schwierigsten Bewegungen ausführen konnten; ihre Officiere waren unterrichtet und kriegserfahren, an ihrer Spitze standen zwei Männer, die als ausgezeichnete Seehelden bekannt waren. Unter solchen Umständen waren sie vom kühnsten Muthe und blindem Vertrauen erfüllt. Als Nelson vor der Schlacht in einem Kriegsrathe seinen kühnen Angriffsplan, wodurch er die feindlichen Streitkräfte zu durchschneiden und zu theilen beabsichtigte, bekannt machte,

Digitized by Google

brach alles in lauten Jubelruf aus. „Es war, schrieb Nelson, als ob ein electrischer Schlag sie durchzuckte. Einige Officiere waren dem Weinen nahe. Alle billigten den Angriffsplan. Man fand ihn neu, überraschend, leicht zu begreifen und leicht auszuführen. Vom ersten Admiral bis zum letzten Capitän erklärte Jeder: der Feind ist verloren, wenn wir ihn zu erreichen vermögen."

Sobald Nelson seine Befehle treulich befolgt, die englischen Schiffe in zwei Reihen hinter einander und mit vollen Segeln auf das feindliche Geschwader zusteuern sah, zog er sich in sein Zimmer zurück und schrieb hier knieend das kurze Gebet in sein Tagebuch: „Möge Gott der Allmächtige, den ich anbete, England zum gemeinsamen Heile Europa's einen vollständigen und ruhmvollen Sieg verleihen! Er gebe, daß keine persönliche Schwäche den Glanz desselben beflecke, und daß kein Engländer nach dem Siege die unverbrüchlichen Ansprüche der Menschlichkeit aus dem Auge setze! Was mich persönlich anlangt: mein Leben gehört Ihm, der es mir verliehen. Er segne meine Anstrengungen, während ich für das Vaterland kämpfe! In seine Hände befehle ich meine Person und die gerechte Sache, deren Vertheidigung mir übertragen worden ist". Gegen 11 Uhr ging er in die Batterien hinunter, wo die Kanoniere bereits auf ihren Posten waren, becomplimentirte die Officiere wegen der guten Anordnungen, richtete einige aufmunternde Worte an jeden Geschützaufseher und gab dann, ruhig und entschlossen, dem Viceadmiral Collingwood das Angriffssignal. „Ich beabsichtige, ließ er ihm durch den Telegraphen melden, quer durch die feindliche Avantgarde zu segeln und sie am Einlaufen in den Hafen von Cadix zu verhindern. Schneiden Sie beim wölften Linienschiffe, von hinten an gerechnet, die Arrièregarde ab".

Während der Royal-Sovereign sich zur Ausführung dieses Befehles anschickte, steuerte Nelson selbst mit dem Victory auf die Santissima Trinidad zu, das elfte Linienschiff der feindlichen Avantgarde. „Ich muß wenigstens 20 Linienschiffe dieser Flotte haben, hatte er in dem Rausche, in den er beim Herannahen des Kampfes gerieth, gesagt, eine geringere Zahl von Schiffen wäre kein Sieg". Als beide Flotten nur noch einige Seemeilen von einander entfernt waren, ließ er der Flotte das berühmte Signal geben: „England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thut", ein Wort, das in den Reihen des englischen Geschwaders mit Begeisterung aufgenommen wurde und neue Energie verbreitete.

Es war 12 Uhr Mittags. Die Engländer zogen die St. Georgsflagge auf, und unter dem siebenmal wiederholten Rufe: Es lebe der Kaiser! erhob sich auf dem Hintertheil eines jeden französischen Schiffes die dreifarbige Fahne. Die Spanier entfalteten gleichzeitig das Banner beider Castilien und hängten ein langes hölzernes Kreuz unter ihrer Fahne auf. In diesem Augenblicke gab Villeneuve das Kampfsignal. Sogleich feuerte das französische Linienschiff Fougueur einen Kanonenschuß gegen den Royal-Sovereign, der mit unvergleichlicher Schnelligkeit, dem ganzen Geschwader Collingwoods voran, auf die feindliche Linie zusegelte. Bald folgte ein Rollfeuer, welches das englische Schiff unerwiedert ließ, indem es ruhig, schweigend und wie von geheimem Zauber geschützt, auf die Santa Anna, das Schiff des spanischen Viceadmirals Alava, eindrang. Die Mannschaft lag platt auf dem Verdeck oder in den Batterien und bot den wenigen Kugeln, die in den Schiffsrumpf einschlugen, keinen Treffpunkt dar; die Geschosse, welche sausend durch das Takelwerk flogen, hatten erst einige unbedeutende Taue getroffen. „Rotheram, rief Collingwood, als er nun endlich im Begriffe war, zuerst vor allen in das feindliche Geschwader einzubrechen, seinem Flaggencapitän zu, was würde Nelson darum geben, an unserer Stelle zu sein!" Zu gleicher Zeit rief Nelson: „Seht, wie der herrliche Collingwood sein Geschwader muthvoll in's Feuer führt!"

Vergebens sucht der Fougueur den Royal-Sovereign in seinem Laufe gegen die Santa Anna aufzuhalten; mit doppelten Geschossen geladen, sind die Geschütze des Royal-Sovereign auf das Hintertheil der Santa Anna gerichtet, 150 Kugeln durchstreichen die Batterieen dieses Schiffes von hinten bis vornen und setzen 400 Mann außer Gefecht. Dann greift der Royal-Sovereign das spanische Vice-

Digitized by Google

admiralschiff Raae an Raae an. Bald aber kommen andere Gegner heran, um ihn zu umzingeln. Seine Segel sind bald förmlich in Fetzen zerrissen, aber in dem Wirbel von Kugeln, die von allen Seiten heranfliegen, hört er nicht auf, den Gegner mit gleicher Lebhaftigkeit zu bedrängen.

Nelsons Schiff, der Victory, rückt unterdeß, da der Wind das englische Geschwader bereits im Stiche gelassen, dem brennenden Kampfeseifer des Admirals zum Trotz nur langsam an die Santissima Trinidad und den Bucentaure heran, während Collingwood schon geraume Zeit ganz allein mit den ihn umringenden Feinden im Kampfe ist. Endlich ist er auf Kanonenschußweite herangenaht; einzelne Kugeln, die der Bucentaure herüberschickt, treffen das Schiff noch nicht. Da schlägt eine glücklichere Kugel in den großen Topmast. Als jetzt Nelson den Capitän der Fregatte Euryalus, Blackwood, der bis dahin noch auf Nelsons Schiff gewesen, nach seiner Fregatte zurückgeschickt und Blackwood beim Abschied seine Hoffnung ausspricht, ihn bald als Sieger wieder zu begrüßen, antwortete ihm Nelson: „Gott segne Sie, Blackwood, allein in dieser Welt werde ich Sie nicht wieder sehen."

Auf den letzten Schuß des Bucentaure ist eine dumpfe Stille von einigen Minuten gefolgt; da plötzlich eröffnen 6—7 Schiffe, die Villeneuve umgeben, sämmtlich auf einmal ihr Feuer gegen den Victory; aber wegen der Unsicherheit der Franzosen im Schießen fliegen die Kugeln über den Victory weg oder verfliegen sich im Takelwerk. Bald aber reißt eine Kugel seine Besamstange weg, eine andere zerschmettert das Steuerrad, eine Kettenkugel wirft auf dem Hintertheil 8 Marinesoldaten nieder, eine neue Kugel fährt zwischen Nelson und dem Capitän Hardy durch. „Das Gefecht wird heiß, sagt Nelson lächelnd, zu heiß, um von langer Dauer zu sein". Seit 40 Minuten hielt der Victory das Feuer eines ganzen Geschwaders aus; hätten die Franzosen bessere Kanoniere gehabt, er hätte einer gänzlichen Zerstörung nicht entgehen können; so aber zählte er erst 50 Mann außer Gefecht, obgleich 200 Feuerschlünde gegen ihn andonnern. Majestätisch auf den Wogen schwebend, rückt der Victory langsam gegen Villeneuves Linienschiff vor. Da schließt sich die Schlachtreihe der Gegner, der Bucentaure, der Redontable, Santissima Trinidad, Neptun, dicht zusammen gleich einem Bündel von Speeren, eine Durchschneidung der Schlachtlinie ist unmöglich, wenn nicht ein Schiff geentert wird. Nelson überläßt seinem Capitän Hardy die Wah', welches er entern will; dieser legt den Victory auf Pistolenschußweite hinter den Bucentaure. Eine 68pfündige Canonade auf dem Vordercastell speit eine Vollkugel und 500 Flintenkugeln durch die Kajütenfenster in das französische Linienschiff. Neue Schüsse folgen einander in regelmäßigen Zwischenräumen; 50 Geschütze, doppelt und dreifach geladen, zerschmettern das Hintertheil des Bucentaure, demontiren ihm 20 Kanonen und füllen seine Batterien mit Todten und Verwundeten. Die französische Schlachtlinie ist durchbrochen, der Victory wendet sich jetzt gegen den Redontable und hackt sich an ihn fest, Bord an Bord. So verbunden, treiben die beiden Schiffe aus der Linie heraus; die Mannschaften beider beginnen einen furchtbaren Kampf, weniger mit der Artillerie, als mit dem kleinen Gewehrfeuer, wobei die Franzosen im Vortheil sind, da sie von den Mastkörben aus das feindliche Verdeck beschießen, während das englische Schiff in den Mastkörben kein kleines Gewehr hat. Nach wenigen Minuten liegt das Verdeck des englischen Schiffes voller Leichen, von 110 Mann sind kaum noch 20 kampffähig. Während dieses mörderischen Gefechtes gehen Nelson und Hardy auf dem Hintercastell in Pulverdampf gehüllt, auf und ab. Unweit von ihnen sind einige Soldaten in lebhaftem Gewehrfeuer mit den Mastkörben des französischen Schiffes. Plötzlich wankt Nelson und fällt vornüber zu Boden; eine Flintenkugel hat ihn in die linke Schulter getroffen und ist durch die Brust in's Rückgrat eingedrungen. Man hebt ihn auf, er ist blutig; auch das Verdeck strömt von Blut. „Ich hoffe, Mylord, ruft ihm Hardy erschreckt zu, daß Sie nicht gefährlich verwundet sind!" „Mit mir ist's vorbei, Hardy, antwortet Nelson, endlich ist es ihnen gelungen, das Rückgrat ist mir zerschmettert". Die Matrosen, die ihn aufgehoben, tragen ihn in ihren Armen weg und legen ihn im Zwischendeck mitten unter dem Haufen der Verwundeten nieder. Es war ein Viertel nach 1 Uhr.

Digitized by Google

Das Verdeck des Victory ist menschenleer geworden; sogleich beruft der Capitän des Redontable seine Enterabtheilungen und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt es einer Abtheilung in den Victory einzudringen. Das Schiff scheint verloren; da fegt eine furchtbare Lage von Kanonen- und Kartätschenkugeln das Verdeck des Redontable. Das englische Linienschiff Temeraire hat die Schlachtlinie durchbrochen und sich vor den Bugspriet des Schiffes gelegt. Seine erste Lage hat 200 Mann niedergeworfen. Dann legt der Temeraire sich neben den Redontable und beschießt ihn von neuem. Zwischen zwei Dreideckern eingeklemmt, wehrt sich der Redontable noch eine Zeit lang auf's tapferste, bis er endlich, einem Siebe gleich durchlöchert und 522 Mann Todter und Verwundeter an Bord, seine Flagge streichen muß.

Durch ihre abgeschossenen Masten, die von einem Schiff auf das andere gefallen sind, aneinander gekettet, treiben der Victory, der Redontable und der Temeraire gemeinsam auf die französische Arrièrgarde zu, wo das Gefecht schon längere Zeit allgemein geworden ist, während bei dem Haupttreffen nur erst einzeln gefochten wurde, die Avantgarde der Franzosen unter Dumanoir aber von den Engländern unangegriffen blieb. Bei der Arrièregarde bindet der Temeraire mit dem Fougueur an und entert ihn nach heftiger Gegenwehr.

In derselben Zeit, wo der Fougueur und der Redontable erliegen, ergibt sich auch die Santa Anna dem Linienschiffe Collingwoods. Das war der erste Sieg, der bei der Arrièregarde gewonnen worden. Bei diesem Theile der Schlachtlinie hatten die Engländer einen unerwarteten Widerstand gefunden. Mehrere Stunden lang wurde mit der größten Tapferkeit von beiden Seiten Schiff gegen Schiff gekämpft, bis endlich unter den französischen Schiffen die vollständigste Unordnung eintrat. Allenthalben durchbrochen, bildete diese Abtheilung nur noch einen wirren Haufen umzingelter Fahrzeuge, die auf dem Punkt waren, sämmtlich der Uebermacht zu erliegen. Die englischen Schiffe, die im Gefechte waren, sind übrigens auch schlimm zugerichtet, die meisten von ihnen treiben unlenksam zwischen den Besiegten umher, als schwere erschöpfte Massen, die einen neuen Kampf zu bestehen außer Stand sind. Aber eine gewaltige Reserve von 6 fast völlig unversehrten englischen Schiffen fährt jetzt drei Stunden nach Eröffnung des Gefechtes auf dem Kampfplatze umher und pflückt die Früchte des Sieges. Eine letzte Gruppe von französischen und spanischen Schiffen hat sich um den Admiral Gravina gesammelt und setzt den Kampf noch eine Zeit lang fort, aber ohne Glück. Gravina wird verwundet, sein Schiff gibt das Zeichen, sich um ihn zu sammeln, und steuert nach Cadir zu, gefolgt von einigen Fahrzeugen, die sich aus der allgemeinen Niederlage gerettet.

So hat Collingwoods Abtheilung ihre Aufgabe gelöst. Der linke Flügel des Feindes ist zersprengt oder vernichtet, auf dem rechten Flügel, wo Dumanoir mit 10 Schiffen steht, kann der Kampf noch fortgesetzt werden. In seiner Nähe hält sich im Haupttreffen Villeneuve mit dem Bucentaure und der Santissima Trinidad noch muthig und gelassen gegen 4 feindliche Linienschiffe, ohne von Dumanoir unterstützt zu werden. Endlich, als Villeneuves zwei Schiffe noch kaum zu widerstehen vermögen, gelingt es ihm, mit seinen 10 Schiffen in zwei gleichen Gruppen heranzukommen. Von der ersten Gruppe, die auf kürzerem Wege gekommen, läßt sich nur ein Theil in einen Kampf ein und erliegt, die anderen zerstreuen sich. Zu derselben Zeit sind auch der Bucentaure und die Santissima Trinidad völlig entwaffnet und dem Feinde preisgegeben. Villeneuve sucht ein Boot, um nach einem anderen Schiffe zu entkommen; aber die feindlichen Kugeln haben sein Schiff so durchlöchert und alles auf demselben so zerstört, daß kein brauchbares Boot mehr vorhanden ist. Die Geschütze sind entweder demontirt oder durch die Trümmer des Takelwerks maskirt; 209 Mann liegen todt, verwundet oder sterbend in den Batterien und im Zwischendeck, Villeneuve weicht dem Geschicke und ergibt sich dem Linienschiffe Conqueror.

Nelson vernimmt auf seinem Schmerzenslager den Jubelruf, womit die Mannschaft des Victory die Eroberung des Bucentaure begrüßt. Er läßt den Capitän

Digitized by Google

Hardy rufen und fragt: „Nun, Hardy, wie steht der Kampf? Gewinnen wir die Schlacht?“ „Ohne Zweifel, Mylord“, antwortet Hardy, 12—13 feindliche Schiffe sind bereits in unserer Gewalt, aber 5 Linienschiffe der Avantgarde haben beigedreht und scheinen über den Victory herfallen zu wollen. Ich habe 2—3 von unseren noch unversehrten Schiffen zu uns berufen, und wir bereiten ihnen einen herben Empfang.“ „Ich hoffe, Hardy, fügte der Admiral hinzu, daß von unseren Schiffen keines seine Flagge gestrichen hat?“ „Da können Sie ganz ruhig sein, in dieser Beziehung ist nichts zu fürchten.“ Nun zieht Nelson den Capitän an seine Brust. „Hardy, ich sterbe; noch einige Minuten, dann ist's vorbei. Werfen Sie meinen armen Leib nicht in die See.“ Tief gerührt, drückt Hardy dem Admiral die Hand und eilt auf's Verdeck zurück.

Dumanoir ist mit seiner zweiten Abtheilung bei dem Victory angekommen, er findet den Bucentaure und Santissima Trinidad überwältigt und ein ganzes feindliches Geschwader um beide zusammengezogen; daher hält er es für's beste sich zurückzuziehen. Dies geschieht jedoch nicht ohne Kampf, seine Schiffe werden von den Kugeln des englischen Geschwaders übel zugerichtet und entkommen nur zum Theil.

Nun ist der Sieg auf englischer Seite vollständig. Hardy eilt zu Nelson, um ihm die Siegesbotschaft zu bringen. Er liegt zwischen Todten und Verwundeten im Todeskampfe. Bei der Nachricht von dem glorreichen Ausgange der Schlacht richtet er sich durch eine plötzliche Anstrengung auf und spricht: „Gott sei gedenedeit! ich habe meine Pflicht gethan.“ Dann sinkt er auf sein Lager zurück, und eine Viertelstunde nachher hauchte er in sanftem Scheiden seine Heldenseele aus.

Collingwood war tief erschüttert durch die Nachricht von dem Tode seines Freundes, aber die Lage der Dinge erlaubte ihm nicht seinem Schmerze nachzuhängen. Von den 33 französischen und spanischen waren 11 auf der Rückkehr nach Cadix, 4 folgten Dumanoir in's offene Meer; 18 waren in die Gewalt der Engländer gekommen, aber in solchem Zustande, daß sie sich kaum über'm Wasser hielten. Auch die englischen Schiffe hatten zum großen Theil sehr gelitten. Und nun drohte ein Sturm, der an der gefährlichen andalusischen Küste der Flotte verderblich werden konnte. Collingwoods ganze Geschicklichkeit gehörte dazu, während des Sturmes, der in der Nacht mit aller Gewalt losbrach, die unlenksame Flotte dadurch, daß er sie auf die offene See brachte, vor dem Untergange zu retten.

„Ich will Schiffe, Colonien und Handel“, hatte Napoleon am 20. October gesagt. Tags darauf war seine Flotte bei Trafalgar vernichtet, und er sah sich gezwungen, von nun an seinen auf das Meer gebauten Plänen zu entsagen; um so riesigere Kämpfe unternahm er auf dem Festlande. Britannien aber war seit Trafalgar Königin der Meere. Es vergaß nicht, wem es diesen großen Erfolg zu verdanken hatte. Nelsons Leiche wurde in einem Sarge, der aus dem Hauptmaste des bei Abukir genommenen Admiralschiffes, des Orient, gemacht war, nach England gebracht. Man setzte ihn mit großem Gepränge in der St. Paulskirche bei, errichtete ihm dort und anderwärts Denkmäler und ehrte sein Andenken durch verschiedentliche Auszeichnungen seiner nächsten Verwandten.

Nelsons Feldherrngröße bestand in seiner kühnen, unbesieglichen Heldenmüthigkeit, die selbst vor dem Schwierigsten nicht zurückbebte und mit einem geringen Erfolge nie zufrieden war, einem edlen Thatendrange, der nach der höchsten Auszeichnung strebte und für das Heil und den Ruhm seines Vaterlandes zu jeder Anstrengung und jedem Opfer bereit war. Dazu besaß er die genaueste Kenntniß des Seewesens und eine Sorgfalt in der Ausübung seiner seemännischen Pflichten, der auch das Kleinste und Kleinlichste nicht zu gering war. Von der ihm untergebenen Mannschaft, Matrosen wie Offiziere, forderte er pünktliche Ausübung ihres Dienstes, andererseits aber zeigte er ihnen eine umsichtige Sorgfalt für ihr leibliches und geistiges Wohl, ein freundliches Wohlwollen und herablassende Milde. Kein Wunder, wenn sie mit Begeisterung und Liebe an ihm hingen, wenn auf seiner Flotte ein Zusammenwirken aller Kräfte stattfand, wie nirgends sonst. Unerschütterliche Ehrenhaftigkeit, Frömmigkeit und Gottvertrauen sind Grundzüge seines Charakters, die sich in allen Fährlichkeiten seines Lebens bewährten. Im Privat-

Digitized by Google

leben bewies er eine liebenswürdige Umgänglichkeit und ein wohlwollendes, ungemein gefühlvolles Herz, das jedoch leider vor Verirrungen nicht sicher war. Wir wollen deswegen den großen Mann nicht richten; auch die Sonne hat ihre Flecken.

Dies und Das.

Das Spiel ist vielleicht nirgends beliebter, und wird nicht leicht leidenschaftlicher und geldgieriger betrieben als auf Java, Südamerika, Mexico und Californien, ausgenommen wo das Monte-Spiel herrscht. Unter den Gewinnspielen der Javanen sind Folgende merkwürdig:

Das Pedek. Es besteht dieß Spiel darin, daß zwei Sawukörner auf einander gedrückt werden. Derjenige, dessen Korn zerbricht, hat verloren und bezahlt den Preis des Spiels, an den, dessen Korn bloß blattgedrückt wurde, aber ganz blieb.

Das Ketjick. Vier Personen nehmen jede eine Nummer an, von Eins bis Vier. Hierauf nimmt Einer der Spieler eine Handvoll Körner oder kleine Steinchen, vertheilt sie einzeln unter die Mitspieler bis kein Korn oder Steinchen mehr vorhanden ist, wer das Letzte erhält, hat den Einsatz der drei übrigen gewonnen.

Das Adu Klapa. Zwei Personen nehmen jede eine Kokosnuß und schlagen sie heftig gegen einander. Diejenige, deren Nuß verspringt, hat verloren.

Das Gangsal Ganey. Acht kupferne Münzen werden, auf ein Zeichen, zu gleicher Zeit auf einen bestimmten Gegenstand geschleudert, aber nur von zwei Personen. Bleibt eine gerade Zahl der Münzen auf dem Gegenstande liegen, so gewinnt der Werfer, bleibt eine ungerade liegen, so hat er verloren.

Noch andere Spiele sind in Uebung, von denen Manche denen gleichen, womit sich europäische Kinder auch vergnügen, hier aber geht jedes Spiel um Geld, oft um hohen Einsatz, und ein Javane würde seine Seele verspielen, wenn er sonst Nichts mehr hat — und sie einsetzen könnte.

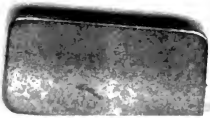
Ein Sprachengemisch, wie man es auf den Inseln Sumatra, Pagé und Batá und überhaupt auf diesen Inseln findet, ist vielleicht nicht mehr sonst in der Welt anzutreffen. Es wohnen auf diesen drei Inseln sieben, ganz verschiedene Sprachen redende Volksstämme, und zwar Malaien, Batta's, Alschinesen, Ulus, Kubus und die Einwohner von Pagé und Batá. Dieses Beispiel steht indessen nicht vereinzelt in diesem Inselmeere. Spricht man doch auch auf Java fünf besondere Sprachen, und kommt Chinesisch, Holländisch, Deutsch und Englisch dazu, so gibts noch zwei mehr, als dort, die freilich, namentlich was Chinesisch und Holländisch betrifft, dort auch zugerechnet werden könnten. So gibt es unter den Molucckischen Inseln welche, die kaum eine Geviertmeile groß sind, wo auf Einer vier bis fünf Sprachen, und beziehungsweise, Volksstämme, gefunden werden. Es wäre für Europäer, besonders Handeltreibende und Seeleute, sehr übel, wenn es nicht überall Malaien gäbe, deren außerordentliches Sprachentalent sie zu Dolmetschern überall geschickt macht. Diese vermitteln den Verkehr und stehen sich, wie bei ihrer Gewandtheit, Schlauheit und Pfiffigkeit zu erwarten ist, nicht am Schlechtesten dabei, zumal ihr Gewissen weit, wie ein Wollsack, ist.

Die Züge der Wandervögel sind eine Erscheinung, die nicht allein in Europa beobachtet wird. Sie wiederholt sich in Amerika und Indien; nur sind die Ursachen, wie es scheint, nicht immer dieselben, wenigstens nicht augenfällig. Reist in den Gegenden der südlicheren Staaten Amerika's der Reis, so erscheint plötzlich der gefährliche Feind dieser Fruchtgattung, der Reisvogel, in unaussprechlicher Menge und verheert die Pflanzungen, wenn man sie vor ihm nicht schützen kann. Die Züge der Wandertauben, deren Schwärme die Luft verdunkeln, von deren Last die Riesenbäume des Urwalds brechen, treten zu bestimmten Zeiten regelmäßig auf. In Indien, besonders im indischen Tieflande, wie in Bengalen, geht um die Zeit, da sie brüten wollen, eine unermeßliche Zahl kleinerer Vögel fort. Sie ziehen, wie andere Wandervögel, meist auch in den letzten Stunden der Nacht von dannen. Sie nehmen ihre Wanderungen nach denjenigen Theilen des Landes, welche den Mündungen der ungeheuern Ströme Ganges und Bramaputra nahe sind, wo die dichten, undurchdringlichen Dschungeln sich befinden, und namentlich im Sundelbund, an den Gangesmündungen, welche dann von ihnen im vollsten Sinne des Wortes wimmeln, und wo sie ungestört ihre Brutzeit durchleben und erst dann zurückkehren, wenn ihre letztgebrüteten Jungen flügge geworden sind.

Die Tsetsefliege ist eine der größten Plagen des Innern Afrika's, wo es bekanntlich an Giftschlangen, vergifteten Buschmanns-Pfeilen und wilden, reißenden Thieren nicht fehlt. Diese Fliege ist giftig und ihr im Anfange kaum merklicher Stich tödtlich. Sie ist an manchen Stellen, in manchen Gegenden, sehr häufig, an andern und in andern fehlt sie gänzlich oder ist selten. Ihre Größe übertrifft um Weniges die unsrer Hausfliege und ihre Farbe ist die unsrer Bienen. An der Wurzel ihres Rüssels, dessen Stich kaum merklicher ist, als der Stich eines Muskito's, befindet sich der Giftsack, aus dem bei jedem Stiche ein Tröpfchen Gift in die kleine Wunde fließt, die er macht. Anfänglich ist die Wirkung des Giftes kaum merklich, allein es verbreitet sich durch das Blut in den ganzen Körper und ist dann in seiner langsamen Wirkung desto sicherer. Ein Gegengift kennt man nicht. Wunderbar ist es, daß dieß Gift das Hornvieh, das Pferd, den Hund unausbleiblich tödtet, während der Mensch, der Esel, das Maulthier, die Ziege und das Wild in den Wäldern vor ihm völlig geschützt sind.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google